

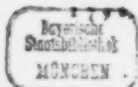
Das
heimliche Gericht.

Ein Trauerspiel.

Quæsit lucem, in gemuitque reperta.
VIRGIL.



Leipzig,





Das
heimliche Gericht.

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wied auf dem Schauplatz, im Gefange
Der Ordnung leicht gefasstes Lied.

Schiller,

Personen.

Herzog Wilhelm von Jülich.

Konrad von Sontheim, Ritter.

Mathilde, dessen Gemahlin.

Heinrich von Weizhausen, Ritter.

Ulrich Zoller, Truchseß
des Herzogs

Albert von Linne, Ritter

Dietrich von Arlheim,
Ritter

} Richter
des
heimlichen
Gerichts.

Eberhard, Erzbischof von Cöln, Ältester
des heimlichen Gerichts.

Adolf von Limingen, Ritter.

Der Schloßwächter Konrads von Sontheim.

Franz, Konrads von Sontheim Schuldnappe.

Dessen Frau.

Wolf.

Bernhard Schott, Kaufmann von Cöln.

Vermummte Richter des heimlichen Gerichts.

Freistrohnen, oder, Diener des heimlichen
Gerichts.

Knechte und Knappen aus des Herzogs und
Sontheims Gefolge.

Verenigte
Deutsche Buchhandlung
MÜNCHEN

Erster Akt.

Ein Saal auf Sontheims Schloß.

Erste Scene.

Konrad von Sontheim.
Der Truchseß

Sontheim.

Habt Dank, Herr Truchseß, für Eure
gute Bottschaft. Wie bald kann ich ihn also
erwarten?

Truchseß.

Vor Ende des Tages muß er hier sein.
Als Freund zu Freund, als Ritter zu Ritter
will der Herzog zu Euch kommen: das trug

er mir auf, Euch zu sagen. Sein Befolge
wird Euch nicht zur Last fallen.

Sonthheim.

Er ist der Alte, und hält sein längst ge-
gebenes Wort. Doch — etwas muß ich erst
berichtigen, und zwar mit Euch. Der Besuch
des Herzogs macht Euch zu meinem Gast. —
Wie stehen wir mit einander?

Truchseß.

Herr Ritter —

Sonthheim.

Versteht mich recht! Alle unangenehme
Erinnerung sei fern von Euch. Aber ich möchte
Euch heute gern wirthliche Freundschaft erweisen.
Schläft kein Groll mehr in Euerm Herzen?

Truchseß.

Nein. Ihr habt ja seitdem dem Kaiser
Karl auch geschworen. Was vorher geschehen,
dürft Ihr nicht mehr beantworten.

Sonthheim.

Eure Hand! — und seid mir hier will-
kommen.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Der Schloßwächter.

Schloßwächter zu Sontheim.

Ein fremder Ritter verlangt zu Euch gelassen zu werden. Er wollte mir seinen Namen nicht geben; aber Ihr kenntet ihn, sagte er. Ritterlich und edel sieht er aus, und macht nicht viel Worte.

Sontheim.

Führt ihn hierher, er sei wer er wolle.
Der Schloßwächter geht ab. Eine seltne Erscheinung! Seit langer Zeit sprach kein Ritter hier an.

Truchseß.

Sie lassen sich's auf ihren Schloßern wohl seyn, und pflegen ihrer zermalinten Knochen.

Das heimliche Gericht

Dritte Scene.

Konrad von Sonthheim, Der Truchseß,
Heinrich von Westhausen.

Westhausen.

Kürzt in Sonthaims Arme.

Sonthheim.

Was? ist es möglich? Heinrich — du?
Endlich doch, nach so langem Zögern!

Westhausen.

Du bist es also wirklich? Ich habe dich
wieder gefunden? Kaum konnte ich mich durch
die verbrannten Büden zu dir schlagen. Ich
fragte nach Ritter Kurd, sie wiesen mich zum
Herrn von Sonthheim. — Laß sehn! Wenn ich
nur Dich wieder gefunden habe!

Truchseß.

zu Sonthheim.

Mein Auftrag an Euch ist ausgerichtet.
Ich verlange Euch, gegen Westhausen gemandt, voll
Freude den tapfern Westhausen gesehen zu haben,
dessen Freundschaft dem Baiern für ein ganzes
Heer galt.

Westhausen.

indem er ihn aufmerksam betrachtet.

Den Kaiser Ludwig von Baiern meint Ihr?

— Mich dünkt, ich sollte Euch kennen.

Truchseß.

Hoffentlich nicht, Herr Ritter; und wenn es wäre, so wünschte ich, Ihr vergäßt es und sähet mich als einen Fremden an. In Sontheim. Gönnt Ihr mir's, daß ich Eurer Frau die erste Nachricht bringe?

Sontheim:

Geht und gebietet über mein ganzes Schloß, laßt es Euch an nichts fehlen.

Der Truchseß geht ab.

Vierte Scene.

Konrad von Sonthelm. Heinrich von
Westhausen.

Westhausen.

Schäme dich meiner nicht, Konrad; es ist ein hartes Gesändniß, aber Unthätigkeit, Müßiggang führt mich heute zu dir. Lieber freilich hätt' ich's gesehen, wenn dein Schloß eine Herberge auf dem Wege zum Ruhm gewesen wäre. Aber eine schwüle Ruhe liegt über Deutschland. Die Fürsten und Ritter haben gelernt ihre Leidenschaften feil tragen, und der Kaiser bezahlt die Waare gut. Ich komme von Ludwigs Söhnen, sie brauchen ihres Vaters Freunde nicht mehr. Auch sie haben ihre Ansprüche zur Ehre um Gold verkauft. Wie steh's um dich? Weist du einen Winkel, wo es für uns zu thun giebt, so sag' ihn an — wir ziehen zusammen hin!

Sonthelm.

Oder besser, wir bleiben zusammen hier. Bist du des Herumtreibens nicht müde? Sehnst du dich nicht nach Ruhe? Das Schicksal selbst weist dich hier still halten. Verkenne seinen

Wink nicht, über diesen Punkt hinaus erschöpfst du dich vergebens in zwecklosem Irrlauf. — Du siehst mich bekümmert und entrüstet an? Gewiß, Heinrich, du wirst noch die Kunst von mir lernen das Leben zu genießen.

Westhausen.

Ha das also, das war es, was mir der Eintritt in Sonthaims Schloß weissagte! Diesen Genuß des Lebens nannten wir ehemals Todesschlaf des Geistes. Thoren waren wir, geschäftige Thoren! Jetzt wissen wir es besser. Das Alter um seinen Sieg betrügen, freiwillig aufhören zu handeln, eh' sein lähmender Frost uns zwingt: Das ist Weisheit!

Sonthaim.

Nein, Spötter! Aber der Mann lernt haushalten mit den Kräften, die der Jüngling so oft an Fantome verschwendet.

Westhausen.

bitter und festig.

Fantome? — Doch es ist ja wahr. Auf dem ganzen Weg hört' ich erzählen von dem mächtigen Konrad und der schönen Mathilde, und du bist auch mit dem Kaiser verlobt?

Sontheim.

Ich bin es, ja! Und warum dieser bittere Ton? Folge meinem Rath, ich will nur ein Wort für dich sprechen, ein Wort — meine Ehre geb' ich dir zum Pfand — das dich nicht erniedrigen wird; und dein alter Widerstand ist vergessen. Ich steh' in Gnaden bei ihm.

Westhausen.

Konrad! — Konrad, du stichst bei Karl in Gnade, und warst Ludwig's Freund! Mit Rührung, indem er ihn bei der Hand faßt. Wahrscheinlich, Konrad, diese kaiserliche Gnade kleidet dich sehr übel.

Sontheim.

Schwärmer! Was fragt Ludwig's Nichte nach dem Deutschen Reich? Was kommt ihr unsterbliche Hartnäckigkeit, einen Herrn nicht erkennen zu wollen, den wir nicht stürzen können?

Westhausen.

Dann giebt es noch ein Drittes: man steht ihm wartend zu, und kriecht nicht vor den Stufen seines Throns. Der König von Böhmen ist im ruhigen Besitz des Reichs; mag er sich dessen freuen! Ich hasse Karl nicht, aber

Ich liebe Ludwig den Baiern. — Und Gott lob, ich hab' es noch nicht verlernt, den Kaiser zu entbehren.

Sonthelm.

Wirst du hier seiner bedürfen? — Nein, Westhausen, du bleibst bey mir, und unsre Seelen lernen ihren Einklang wieder. Zusammen werden wir dann Ludwigs Andenken ehren, ich verantworte das Majestätsverbrechen bei Karin. Und wenn wir uns in jene Zeiten zurück denken, die wilden blutigen Austritte im Geiste wiederholen —

Westhausen.

Recht! Dein Vorschlag gefällt mir. Die Freude ist ja eines kleinen Opfers werth. Die kindische Verwunderung, was für Männer wir einst waren, wie süß wird sie nicht seyn! Ich sage dir, es giebt Stellen in unserm Leben, die uns unglaublich scheinen werden. Diese Narbe auf deiner Stirn soll uns Stoff geben für manchen Winterabend. Sie würde ja vergessen, wenn du ausgingst und dir neue holtest — O diese Narbe! Er drückt ihn festig an sich, und küßt ihn auf die Stirn. Konrad, dir verdank' ich's, daß ich noch lebe; willst du dein eignes Geschenk so herabwürdigen? Mit ehrendem Spott. Du brauchst

es nicht, Konrad, denn sieh! diese Schuld drückt mich nicht.

Sonthheim.

mit erstickter Stimme.

Warum jetzt davon?

Westhausen.

Wende dich nicht weg, Lieber. Hemme diese Thräne nicht. Es ist eine fruchtbare Thräne, ich sehe schöne Thaten in ihr keimen.

Sonthheim.

Nein, Heinrich, es ist aus; das Spiel des Ruhms ist gespielt. Du verstehst mich nicht; die Banden die mich fesseln, kennst du freilich nicht. Aber, ein Weib, das mich zärtlich liebt, ein Sohn, der — Trost sei dir geboten Westhausen — der sich seines Vaters nicht schämen wird — Glaube mir, noch über unserm Schwerte giebt es heilige Pflichten.

Westhausen.

Und wenn du doch dich verrechnetest? Dein Weib kann dich nicht lieben, wenn sie nie für

dich zu zittern hat. Und deine Söhne! —
Du solltest sie kennen, diese gähnenden Wifge-
burten, in dem dumpfen Qualm des häuslichen
Lebens ausgebrüet. Setz du bei ihnen, und
sag' ihnen vor von den Cäsarn und Alexandern;
sie werden sich die süße Ruhe ihres Vaters loben.
Aber weggestohlen vom Getämmel des Kriegs,
ein Augenblick erspart von der Laufbahn des
Helden — der säet Früchte für die Nachwelt.
Und wenn sie fragen, wo ihr Vater ist, diese,
jene kühne That von ihm erzählt wird, dieses
große Unternehmen ihn zurückhält, weit, weit
von ihnen — dann sehnen sie sich zu ihm, zu
kämpfen um den Ruhm unter seinen Augen!

Sontheim.

faßt ihn bei der Hand.

Ich habe gewonnen, Heinrich, denn sieh
dich um — meine Mathilde erscheint.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde.

So ruhig steht Ihr da, mein Gemahl?
Ihr hörtet ja von dem Besuch —

Sontheim.

Kein Wunder, wenn ich's vergessen hätte.
Hier, Mathilde, siehst du einen Mann —

Mathilde.

zu Westhausen.

Ihr seid vom Gefolge des Herzogs? Kommt
er Euch bald nach?

Westhausen.

Ich bin von keines Herzogs Gefolge, gnä-
dige Frau.

Sontheim.

Mein, Mathilde. Heinrich von West-
hausen, dessen Namen —

Mathilde.

Kommt er mit dem Herzog, der wilde
Westhausen?

Sonthheim.

Es kam allein, und steht vor dir.

Mathilde.

In der That! — So müget Ihr mir
wohl vergehen, Herr Ritter —

Westhausen.

Es ist nicht das erstemal, gnädige Frau,
daß ich Euch sehe. Vor fünf Jahren war ich
zu Paderborn, als Ihr getraut wurdet mit
Euerm ersten Gemahl. Auf den Ruf von der
schönen Mathilde folgte ich dem Gewimmel in
die Augustinerkirche. Aber es kostete Mühe an
dem Tag, zu Euerm Anblick zu kommen. Das
Volk stand dicht gedrängt um Euch und Euern
Bräutigam, und selbst die Heiligkeit des Places
hielt den Ausbruch der allgemeinen Bewunderung
nicht zurück.

Mathilde.

Das Volk staunt gern geschmückte Opfer
an. Ihr aber, Herr Ritter, erspart mir lieber
die Erinnerung an diesen Tag.

Westhausen.

Wie? An diesen Tag, der einen der ersten Männer Deutschlands zu dem Euirigen machte? Ihr wart damals, glaub' ich, siebenzehn Jahre; die holde Fülle der Jugend strahlte aus Eurer Gestalt. Aber Herrmann von Landsberg war würdig an Eurer Seite zu stehen. Nie sah ich ein schöneres Bild des vollendeten Alters. Sein Haar färbte sich schon weiß, aber sein kraftvolles Ansehen beschämte manchen Jüngling, unter dem Schnee seines Hauptes war noch treibende Wärme sichtbar, und manche Eurer Gespielinnen schien Euer Loos zu beneiden. — Dieser Mann ist zu früh gestorben!

Sontheim.

in einem kühlen Nachdenken langsam wiederholend.

Dieser Mann ist zu früh gestorben!

Westhausen.

fragend, mit Bedeutung.

Auch Dir?

Sontheim.

auffahrend.

Ha was ist das?

Mathilde.

Die Minuten vergehen, Konrad, und es geschieht nichts zu der Aufnahme unsers vornehmen Gastes. Entlast mich, daß ich bessere Anstalten treffe.

Westhausen.

Ein Wort nur erlaubt mir Euch zu sagen, schöne Frau.

Mathilde.

Run Herr Ritter?

Westhausen.

indem er Konrads Hand faßt und ihn vor Mathilden führt.

Habt Ihr nie diese Narbe bemerkt auf Euers Konrads Stirne? — Wie gefällt sie Euch? Nicht wahr, sie steht ihm schön?

Mathilde.

Sie schmückt sein männliches Gesicht; aber — — ?

Westhausen.

Nun sehet, jetzt sind es sieben Jahre, da
fochten wir zusammen, Euer Konrad und ich,
für die Sache Ludwigs von Baiern, gegen den
alten König von Böhmen. Im Kampfe ward
mein Pferd unter mir todt gestochen; eine Schaar
von Böhmen umringt mich, ich lag da ver-
wundet und wehrlos. Schon fiel eine Böhm-
sche Art auf mein Haupt nieder, als Konrads
Arm den Streich abwendete. Grimmig wie ein
Löwe stürzte er sich in den Haufen; er allein
scheuchte sie aus einander und machte mir Lust,
daß ich aufstand und weiter focht. Von diesem
Tag ist ihm die Narbe geblieben; mir ist er sie
schuldig, und ich ihm das Leben.

Matthilde.

Das war sehr schön von Euerem Freunde.

Westhausen.

Wirklich? Nun so hoff' ich auch, Ihr
werdet dankbar seyn gegen den Mann, dem
Euer Konrad seinen schönsten Schmuck verdankt.
Ich möchte Euch gern willkommen sein; könnt
Ihr mir den Wunsch verargen?

Mathilde.

Ich verache Euch, Ritter. Willkommen
seid Ihr mir, ohngeachtet — kein ohngeachtet
es Euch jetzt wunderbar vorkommen scheint,
daß Ihr ihn damals für mich schmücktet,

Sie geht ab.

Sechste Scene.

Konrad von Sonthheim. Heinrich von
Westhausen.

Ein kurzes Entschweigen, während dessen West-
hausen seinen Freund betrachtet, der in sich gekehrt und
nachtsinnig steht.

Westhausen.

Ist es Euer Herzog, der Herzog von Jü-
lich, den Ihr erwartet?

Sonthheim.

Er selbst.

Westhausen.

Auch gut. Ich habe gewünscht diesen feinen Staatsmann zu kennen. Ludwigs Dankbarkeit hatte ihn zum Markgrafen erhoben. Wie Ludwig starb, und seine Söhne dem mächtigen Bolde des Böhmischn Königs unterlagen, fürchtete alles für den neuen Markgrafen. Und siehe, in kurzem besleidete ihn Karl mit der Herzoglichen Burde. Laß Deutschland noch zwei Gegenkaiser haben, so könnte dieser Wilhelm die Königskrone tragen.

Sonthelm.

O ja, du haßt ganz Recht.

Westhausen.

Was ist dir? Dein Gesicht umwölkt sich immer mehr. Ist diese Laune mein Willkommen nach einer sechsährigen Trennung? Ich hatte manches gegen dich auf dem Herzen, eh' ich zu dir kam. Was ich unterwegs von dir hörte, hatte mich bitter gemacht. Und doch öffnet sich meine Seele, fast wider Willen, den Freuden des Wiedersehens — aber du? — Was haßt du? Rede.

Sontheim.

Nichts, in der That, weniger als nichts. —
Nach einer Pause. Du erwähnest vorhin Herrn
manns von Landeberg — Kanntest du ihn?

Westhausen.

Ich bin sein Begleiter gewesen auf mehr
als Einem Zuge.

Sontheim.

Und sage mir — aber offenhertzig — sage
mir, was hieltest du von ihm? Bekenne mi's
aufrichtig.

Westhausen.

Deutschland hat wenige seines Gleichen
mehr. Er war groß und gut.

Sontheim.

Würrlich? Würrlich? Das war er würr-
lich? —

Westhausen.

Konrad —

Sontheim.

sucht sich zu versammeln.

Du scheinst verwundert, Heinrich —

Westhausen.

Was ist aus dir geworden? Wie unnatürlich fieberhaft all: deine Bewegungen? Zuckende Angst arbeitet auf deiner Stirn, wo sonst die stille Ruhe der Helden thronte. — Konrad, ich hoffe, du bist krank! Oder waren die unvergesslichen Worte, das letzte Vermächtniß unsers grauen Lehrers, eine Prosezeihung über dich?

Sontheim.

Welche Worte?

Westhausen.

Du hast die Zeit nicht vergessen, da wir beide an schweren Wunden niederlagen, bei dem Einsiedler am Fuße des Brocken. Er übernahm unsre Heilung, und stärkte mit seinen Reden voll hoher Weisheit unsern Geist. Aus seiner Zelle sah er der Welt und ihrem Getümmel zu. Noch hör' ich ihn diesen Orakelspruch kammeln. Wir hatten schon lange an seinen Worten gehangen. Durch die düstern Tannen schien die Abendsonne eine Glorie zu bilden um sein ehrwürdiges Haupt. Da sprach er: Aus unsern

Zeiten keinen andern Herdort. Bloßes Verderben duldet die Menschheit nicht länger. Man wird die Kunst erfinden, Licht aus der Finsterniß, Leben aus der Verwesung zu locken; bleibe dann die Quelle des Lichts und des Lebens immerhin vergraben! Dem schlechten Boden wird man zu tragen geben, was noch auf diesem gedeiht. Darum wird man einst das schwächere Geschlecht zur Liebesfeder der Kraft für das künftige erhöhen; aber wehe den Männern, die diese Zukunft bereiten! — Ihr seid weit gekommen, sprach er zu uns, vor vielen Eures Zeitalters, denn Ihr werdet Eure künftige Thaten denken; aber Einen Schritt weiter, so seid Ihr nur zurück gegangen, und Ihr mögt die Stunde versuchen, die Euch in meine Zelle führte! — Und hast du diesen Schritt gethan? — O weine, weine Vaterland, er hat ihn gethan!

Sonthem.

sich lösend.

Laß mich! laß mich! Ich möchte auf dich zürnen, und kann nicht. Der Schritt den ich gethan habe — Laß mich! Er ist davon.

Siebente Scene.

Heinrich von Westhausen.

Allein.

— Fort ist er, geblendet von dem Stral der Wahrheit! — O du bist tief gesunken — und von welcher Höhe? — Doch die Hand der Freundschaft ist stark, sie wird ihn wieder aufrichten! — Nur fassen, fassen muß er sie — Er ist mir fremd geworden. Ich verstehe ihn nicht mehr, er versteht mich nicht mehr. Und doch — liegt die Schuld denn nur an ihm? Auch dieser neue Konrad werde mein Freund, das hat wenigstens der alte um mich verdient. — Ruhig, ruhig, meine Seele! Hier wäre ja wenach du sagtest — Beschäftigung!

Er geht ab.

Achte Scene.

Albert von Linne. Ein Knecht aus dem Schlosse.

Knecht.

Folgt mir nur, Herr Ritter. Jedem vor-
bei ziehenden Ritter steht hier Obdach und Lager
bereit.

Linne.

Das ganze Land rühmt Euer Herrn Gäs-
sereit. — Bin ich jetzt allein im Schloß?

Knecht.

Kurz vor Euch ist ein fremder Ritter zu
uns gekommen. Er weigerte sich seinen Namen
an der Pforte zu geben, aber der Herr sog ihn
drinnen entgegen als einem alten Bekannten.

Linne.

für sich

Er ist da! — Könntet Ihr mich zu dem
fremden Ritter bringen? Ich kenne ihn, und
wünscht' ihn zu sprechen.

Knecht.

Sogleich such' ich ihn auf. ab.

Neunte Scene.

Albert von Linne. Darauf ein vermummter Mann.

Linne.

allein.

Wie seinen Schatten sieht er mich auf den Fersen! — Ich weiß nicht, meine Stimmung taugt nicht zum Ueberreden — Ist es dein böser Geist, Heinrich, der dich in meine Hände führte? Große Seelen gehen so leicht in diesem Abgrund unter —

Vermummter.

Irise herein tretend, und aus einer kleinen Entfernung laufend.

Albert von Linne!

Linne.

sich umsehend.

Wer ruft mich? — Eine sonderbare Gestalt! Aber wir haben nicht Fastnachten, ich meine du gäbst dich zu erkennen. Wer bist du, und was weißt du von mir?

Vermuminter.

Nahmt näher, und fahet seine Hand.

Linne.

einen Schritt zurück tretend.

Ha! — Wie lautet die Botschaft der Brüder?

Vermuminter.

Ob Ihr Euer Gewerbe treu und eifrig betreibt? Wenn sollen wir zusammen kommen zur Aufnahme Heinrichs von Westhausen?

Linne.

Man ist sehr besorgt um diese. Warum befürchtet man daß er uns entrinnt?

Vermuminter.

Weil wir ihn noch nicht haben. Wäret Ihr nicht trüg gewesen, er müßte schon unser sein.

Linne.

Wenn ich darauf antworten soll — wer seid Ihr? wie kamt Ihr hieher?

Vermummter.

Fragt dieß ein Genosse des heimlichen Gerüchts? Mein Zeichen habt Ihr erkannt; Ihr wißt was ich bin. Es kann Euch einerlei sein, wer ich bin, ob und wie ich hieher kam.

Linne.

Dem Gerücht werd' ich auf diese Fragen antworten, aber nicht Euch, bis ich Euch kenne.

Vermummter.

Wohlan! Er zeigt ihm sein Gesicht.

Linne.

Dietrich von Arlheim! Du bist mir der schrecklichste unter den Brüdern. Wie ich jetzt vor dir, so wird einst Westhausen vor mir schauern.

Arlheim.

Nun, woran liegt es? Warum brachtet Ihr uns Eure Beute noch nicht? Die Axt Vogel heißt Schwärmer, und ist nicht schwer zu fangen; Ihr müßt ihm schlecht vorgesungen haben.

Linne.

Er dauerte mich vielleicht, daß er um seine Freiheit kommen sollte, er sog so schön?

Arheim.

Um seine Freiheit?

Linne.

So sagt' ich. Wofür fängt man sonst Vögel?

Arheim.

Keine Käseurung, Ritter. Es ist in unserm Bunde, wie in der ganzen Welt; wer nicht herrschen will, gehorche. Aber in wessen Seele unser Bund Willen und Kraft zu herrschen nicht entwickelt, der war von Ewigkeit zum Sklaven bestimmt, und war' er auf einem Thron geboren. Nicht in alle Hände geben wir die Schlüssel zur unbeschränkten Freiheit, wie in die Euern. Dünkt ihr Euch noch Sklav, so kann ich nichts, als Euch bedauern.

Linne.

Ehemals spracht Ihr anders zu mir.

Arheim.

Und sag Euch damals so wenig wie jetzt. Wahrheit ist der viel farbige Kamäleon; die ungleichen Neigungen, die widersprechendsten Pläne spiegeln sich in ihr. Warum lerntet Ihr nicht beizeiten die Wahrheit, die Euch damals tangle, mit jener vertauschen, deren Ihr jetzt bedürft? Euch selbst meißt es bei, wenn — Doch jetzt Eucrn Entschluß. Wollt Ihr den Westhaufen aufgeben, so sagt's: ich übernehme ihn.

Linne.

Und Ihr hab't an mir bewiesen, wie trefflich Ihr Euch auf das Locken versteht.

Arheim.

Vielleicht dankt er mir besser als Ihr.

Linne.

Ich will ihn behalten.

Arheim.

Das freut mich. So frei von Ehrgeiz ist Eure Seele doch nicht, daß Ihr das Verdienst dieser Eroberung einem andern abträtet.

Linne.

O fürchterliche Neze, in welche der Orden seine Opfer verwickelt! Ich begreif es nicht. Woher dieser unwiderstehliche Kitzel, ihn zum Mitgenossen meines Schicksals zu machen? Was ist es, das mir bei ihm dieselbe Sprache einbläst, die Ihr gegen mich führet? Wie fand die Schlange, Selbstbetrug, noch Raum, sich in meinen Busen zu schleichen? Welcher Zauber entzündet den Lügner mit Begeisterung, die Tochter der Wahrheit?

Arkheim.

Das fragt Ihr noch, und waret so lange unter uns! — Aber Ihr gefällt mir so. Bald hoff' ich Euch wieder zu sehen, Euern Schüler an der Hand. Ist Eure Frist verfloßen, und nichts geschehen, so bedenk' daß die Reihe an mich kömmt. Entgehen soll er uns nicht. Es wäre ein ewiger Schandfleck für uns, wenn Heinrich von Weßhausen uns verschmähte. Lebt wohl, und der Geist des Ordens unterstütze Eure Vorhaben. Sehet Euch wohl vor. Sollte ich hier wieder vor Euch erscheinen, so ist's ein Beweis, daß die Brüder auf Euch zürnen. Doch — doch könnte dies vielleicht nicht das letzte Geschäft des heimlichen Gerichts in diesem Schlosse seyn.

T

Linne.

Wie? Was ist das?

Helheim.

Lebt wohl; ich höre kommen. Er geht ab:
Linne bleibt einen Augenblick nachdenkend stehen, darauf
tritt Westhausen herein.

Zehnte Scene.

Albert von Linne. Heinrich von West-
hausen.

Westhausen.

Ha, Ritter, Ihr haltet mehr als Ihr ver-
spricht. So zeitig hatt' ich Euch nicht erwartet.

Linne.

Mich verlangte nach Euch, und meiner
Geschäfte waren nicht viel. Seid mir gegrüßt
auf Sontheims Schloß, edler Reisegefährte.
Wie ging es Euch, seit wir uns verließen?

Westhausen.

Euer Anblick reut das Unheil wieder auf,
das Ihr in meinem Kopfe angerichtet habt.

Linne.

Ich bin da, es wieder gut zu machen.

Westhausen.

Seid Ihr so gewiß das zu können?

Linne.

So gewiß als ich's Euer bin. Der Junkt
hat gefangen, den ich Euch zuwarf?

Westhausen.

Fast fürchte ich's auch.

Linne.

Fürchtet? fürchtet Ihr? Er fiel in ein
edles Herz: was fürchtet Ihr?

Westhausen.

Es kreuzt sich wunderbar in meiner Seele:
Zum erstenmal, seit ich handeln konnte, fühl'

Ich die Qualen der Unentschlossenheit. — Warum?
Was hält mich zurück. Wie Blei hängt sich's
an mir, wenn ich weiter will; und versuch' ich
umzulehren, so treibe's mich wüthend fort. —
Ritter, bis an den Rand des Abgrunds habt
Ihr mich geführt. Laßt mich nicht länger da
stehen. Stoßt mich vollends hinein, oder —

Linne.

Oder?

Westhausen.

— werst mich wieder hin, wo Ihr mich
fandet.

Linne.

Das möchte ich nicht, um vieles!

Westhausen.

Ich aber nicht. Aber diesen Zustand halt'
ich nicht aus.

Linne.

So sprech deutlicher, wenn ich Euch hel-
fen soll.

Westhausen.

Ihr habt Recht. Kommt, hört mir zu.
Ich will mich sammeln, und Ihr sollt alles
wissen. —

Linne.

Nun?

Westhausen.

Ich werfe mich in Eure Arme, Albert.
Seid wahr gegen mich, wie ich's gegen Euch
sein werde. — In meiner Brust ist Etwas, das
mich oft zu Thorheiten verführt hat. Doch bis
hieber ließ es mich unbesorgt, denn mir dünkte,
manches Gute das ich beschloß, hätt' ich ohne
das nicht ausgeführt.

Linne.

Weiter, weiter! Ich verstehe Euch.

Westhausen.

Jetzt aber, jetzt bedarf ich einer sicherern
Bürgschaft. Es ist ein wichtiger Schritt, zu
dem Ihr mich hereden wollt; ich möchte ihn
thun wie ein Mann, oder ihn nicht thun. Die,

se Thorheit, wenn es eine wäre, entschied über mein ganzes Leben.

Linne,

Wie?

Westhausen,

Nein, Ihr müßt mich anhören. Als Ihr nicht tragt, war ich sehr unmutig, sehr niedergeschlagen. Schwer drückte mich die Ahnung, daß der Freund meiner Seele für mich dahin wäre. Alle meine Entwürfe lagen verdorben hinter mir. Eine traurige Erfahrung hatte die Berechnungen durchstrichen, die mir ihren Erfolg sichern sollten. Das Leben mahlte sich in neuen Augen düster und leer, wie der abgelaubte Wald wenn der Winter einbricht. Ein verlassenes, entbehliches Wesen sah ich mich da stehen auf dieser weiten Erde. Vergebens suchte ich rings umher nach einer guten Sache. — Da stieß ich auf Euch, Ritter. Ihr verstandet mich. Eure Gespräche rissen mich aus der todten Betäubung. Ihr fühltest was mir geraubt war, und bald botet Ihr mir Ersatz dafür an. Eine neue große Laufbahn wolltet Ihr mir aufschließen; meine Seele schwebte auf Euern Lippen, und meine Sinnen lebten wieder auf. —

Linne.

Run? Und das alles hat ein Tag zerstört?
So schnell ist es verloschen, das schöne Feuer?

Westhausen.

Lebhaft.

Noch brennt es hier. — Aber — Bestimmt
wie ich es war, hätte mich ein Bund von bösen
Geistern verführen können, unter sie zu treten.
Ich bitte Euch, Freund, verdammt mich nicht.
O wenn jeder Blutstropfen zu That und Ent-
schluß drängt, da kostet's Mühe die entzückte
Seele in ihrem raschen Flug aufzuhalten, und
an den Schneefengang des kalten Nachdenkens
zu bannen!

Linne.

Aber selten wird diese Mühe belohnt. End-
lich spricht die bestochene Vernunft Euerem heißen
Blute doch das Wort; und jede Minute um die
Ihr sie später beschleicht, nimmt von dem Werth
Eurer Handlung. — Warum sollt' ich euch
längnen, Westhausen, daß ich Auftrag von mei-
nen Brüdern hatte, Euch für unsern Bund an-
zuwerben? Doch wäret Ihr der nicht gewesen,

für den ich Euch hielt, ich hätte mich dieser Sendung entzogen. Auch hab' ich Euch den Weg nicht gehen lassen, der unsern Lehrlingen bestimmt ist. Ich habe Euch mehr gesagt, als unsre Gesetze Angewiesenen zu sagen erlauben. Jene Vorschriften sind auf kleinere Seelen ausgerechnet. Mein Lohgesang an Euch war Wahrheit. Ich zerstreute selbst den finstern Nebel, hinter welchem meine Brüder sich so gern bergen.

Westhausen.

Warum aber, warum dieser Nebel? Sieht, bar jedem menschlichen Auge flammt die segnende Sonne dort am Himmel, und entzündet mit Nachziferung die Seele des Helden!

Linne.

Dort am Himmel ist sie sicher. Uns würden die Menschen die helle Sonnenstrafe nicht lange gehen lassen. Wir müssen ihnen unbegreiflich bleiben; verständen sie uns, sie würden mit Riesenkräften an unserm Gebäude reißen. Nur unerkannt können wir das schleichende Ungeheuer Verschlimmerung bekämpfen. In nächstlichen Krümmungen finden wir seine Spuren. Leise sind seine verderblichen Tritte; aber wenn kein

aufmerksames Ohr auf sie lauscht, hat es bald Jahrhunderte durchstrichen und Millionen vergifteter Seelen klagen die Nachlässigkeit der Vorfahren an. — Ich hab' Euch unsern Bund erklärt; sein Geist, Ihr seht es, ist ewig wie die Sünde. Mit den Mährchen, die wie unserm Böbel aufsitzen, konnt' ich Euch nicht spielen lassen. Der Name Karls des Großen hätte Euch schwerlich berauscht, und Ihr hättet zeitig ein gesehen, daß nicht er, daß kein Fürst jemals unser Stifter war. Unser Ziel ist das Ewige auch; glaubt Ihr mit uns sicher zu gehen als allein, so habt Ihr nichts weiter zu bedenken.

Westhausen.

Nichts — nichts als eben dieses: ob ich allein nicht besser gehe? Durch die Blendwerke, womit Ihr die Menschen schreckt, bemäntelt Ihr Eure Furcht vor dem Menschen. Eure Waffen sind schlimm für eine gute Sache. Aber diese giftigen Pfeile, fürcht' ich, stecken die Schützen selbst an. Mordmord ist Eure Lösung. Der Mann bietet eine offene Stirn dem Bösen wie dem Guten. Niemals hoben meine Thaten das Licht, und ich habe nicht selten glücklich gegen das Laster gekämpft.

Linne.

Wie? Wo bin ich dann? Spricht jetzt der bittere Menschenfeind, der gestern noch im düstern Unmuth sich von seinem gesunkenen Geschlechte losriß? Zerschlagen war diese offene Stirn, kraftlos und gelähmt dieser Arm, der nur erlaubte Waffen geführt hatte. Wie ist er auf einmal so muthig, der verzweifelte Streiter, der ermattet von vergeblicher Arbeit in der Mitte seines Laufs niedersank? Sein Dank war so heiß für den Labetrunk den ich ihm reichte! Jetzt braucht er ihn ja nicht.

Westhausen.

Albert, Albert! Wer hat Euch so bald gelehrt, in das Innerste meiner Seele zu greifen?

Linne.

Nein! Laßt mich eilen, dem Orden die große Nachricht zu bringen. Die Welt, sich ich, hat sich geändert seit gestern; Euer Konrad ist wieder der er vorzeiten war; Tugend und reiblicher Muth sind heute im Preis gestiegen, Eigennuz und kleinliche Feigheit zurück gestoßen zur Hölle. — Laßt mich die Brüder aufsuchen. Jeder von uns kann hinfort für sich wärten und genießen; wir treten aus einander, denn die Welt braucht unsre Verbindung nicht mehr.

Westhausen.

Spottet nicht. Ich habe längst geahndet, was ich von Euch nun weiß; längst die Euren des heimlichen Gerichts mit schauernder Ehrsucht betrachtet. Durch diesen Bund sah ich den mangelhaften Gehelf der menschlichen Geseze ergängt. Wie das Auge der Gottheit, schien er über dem Volke zu schweben, und in die verborgenen Tiefen der Herzen zu schauen. Bei Euch erblickt man schon jene Welt der Wahrheit, auf die man uns schon später verweist. Erhaben über die Zurechtamkeit des stumpfen Gözen, den die Menschen Gerechtigkeit nennen, habt Ihr es gewagt nach Allwissenheit zu streben. Strenger, unbestechlicher vertrittet Ihr die Stelle des Gewissens in den Seelen der Menschen. Eure Gegenwart scheut der Freoler überall, denn er sieht sie nirgends, und der kisse Gedanke in seiner Brust kann ihn an Euch verrathen. Jeder Baum, an dem der Meineidige, der Heuchler vorbei geht, droht sein Hochgericht zu werden; mit jedem Schritt, den er thut, kann der Himmel über ihn sich öffnen und Strafengel herabsenden ihn zu tödten. So wolltet Ihr die Meinungen der Menschen fesseln, Götter wolltet Ihr sein in ihren Augen. Das war Euer Ziel und das habt Ihr erreicht.

Linne.

Haben wir? und Ihr wäret nicht entschlossen? — Ihr seid unsrer, Heinrich. Wahrlich, Ihr seid unsrer; Ihr wäret es schon, eh' ich Euch sah.

Westhausen.

Einen Augenblick, Ritter. — Ein furchterlicher, unersörbarer Zusammenhang aller Eurer Handlungen hat Euch zu diesem Ziele geführt. Den kleinsten Riß in Euerm Gebäude zu verhüten, dürft Ihr nicht anstehen Menschenleben zu opfern. Lieber alles zertreten, als einen Schritt zurück gethan: so gebietet's der Deden. Das ist es was ich fürchte, denn mein Herz schlägt noch für Menschen; nicht für Menschheit allein. Doch — ich könnte mich entschließen, bis an diesen Augenblick umsonst gelebt zu haben, ich könnte diese handvoll Tage für eine bessere Zukunft hingeben; werdet Ihr aber mir alsdann einen Talisman zeigen, der Eure eigne Herzen vor Krankheiten und Stürchen schütze, der Euch auf die Stufen der Geister stelle, deren hohes Geis Ihr hienieden verpflanzen wollt? — Ihr schweigt? — Habt

Ihr den nicht, o so ist Euer Bund nur eine frevelhafte Nachäffung jener geheimnißvollen Kette in der Hand des ewigen Weltgeists! Und wenn dann diese ersten, unerschütterlichen Säge zu Parven dienten für gemeine Menschlichkeit? Wenn die gaukelnde Betrügerin, Leidenschaft, in das ehrwürdige Gewand der Nothwendigkeit sich hüllte? wenn — Euer sind ja Viele, und Euer Name ist Mensch! Nieder würd' ich mich stürzen vor Euch, furchtbaren Sinnbildern der ewigen Gerechtigkeit, mein höchster Stolz wär' es, daß Ihr mich Euer werth achtet; aber — Euer sind Viele, und Euer Name ist Mensch: mein Knie kann sich vor Euch nicht beugen.

Einne.

Beugen soll es sich auch nicht vor den Vielen. — Ihr bewundert den Tempel, wo Andacht die Herzen Eurer Brüder zum Himmel erhebt. Aber die todten Steine wissen nicht von dem Gott, den sie verkündigen. Nicht den Steinen die hier diese Masse bilden, dem Meister gebührt die Ehre, der sie zusammen setzte. Sie sind die Ausdrücke seines Gedankens —

Westhausen.

Nun so braucht Ihr ja mich nicht! Die Masse steht, und Euer Meister hatte der todtten Steine genug — Laßt mich also gehen. Ich würde in Euerm Ocean mich selbst verlieren. Gönnt immer dem Dack das bescheidene Vergnügen, seinen kleinen unansehnlichen Kreis allein zu bilden. Euer Wert ist vollständig ohne mich.

Linne.

Nein, Heinrich, nicht also! Daß der Sinn seines Gebäudes nicht verloren ginge, auch dafür mußte der Meister sorgen. In dem Heiligthum weniger Seelen bleibt der reine, ursprüngliche Geist unsers Bundes aufbewahrt — Und dahin solltet Ihr Euch zu schwingen verzwweifeln?

Westhausen.

Das ist viel, sehr viel! — Meinen Stolz habt Ihr befriedigt, und so wäre mir dann nichts übrig, nichts mehr — als eine einzige Frage. Aber sie entscheidet alles, und mit dieser konnte ich längst meine Ueberlegung anfassen und beschließen. Antwortet mir, Rit-

tet. Geierlich. Richter des heimlichen Gerichts,
antwortet mir bei der Wahrheit und Treue!

Linne.

Ritter —

Westhausen.

Rein, Ihr könnt und müßt mir antworten. Meine Frage betrifft bloß Euch, und es ist weniger als was Ihr mir schon verrathen habt — Ihr selbst seid einer der Auserwählten, die den Sinn des Ordens besitzen, Euch hat man von den blinden Werkzeugen bald abgesondert — habt Ihr also, Ihr, alles in Euerm Orden gefunden, was Ihr da suchtet, alles gefunden, weshalb Ihr hinein tretet — habt Ihr?

Linne.

— Ja.

Westhausen.

Ihr müßt Euch besinnen. Es war ein Winkel in Euerm Herzen, aus welchem dieses Ja nicht kam; aus dem ein schnelleres Nein gekommen wäre, hättet Ihr ihm den Ausgang nicht verweigert. — Wenn ich Euch

und meinem raschen Wunsche nun folge, wenn ich mich heute einweihen lasse in die Geheimnisse Euerd finstern Gerichts — ha Ritter, wehe Euch und mir, müßt' ich einst ein solches Ja antworten auf eine solche Frage! Ich wäre der verlorenste unter den Menschen.

Linne.

nach einer Pause.

Nun so sei es! So ungern, so schwer ich von Euch scheide, es sei! Steht ab, weil es noch Zeit ist, und vergeßt jedes Wort, das ich Euch sagte. Was Ihr sucht, findet Ihr vielleicht nirgends, als in Euerem eignen Herzen. Der göttliche Gedanke wird entstellt, wenn ihn Menschenhände verkörpern. So rein als er in dem Geiste seines Schöpfers empfangen wurde, können ihn irdliche Werkzeuge irdlichen Augen nicht darstellen.

Westhausen.

zerstreut.

Ihr mögt Recht haben. —

Linne.

nachdem beide eine Zeit lang geschwiegen.

Seid Ihr Willens bald weiter zu ziehen? Oder haltet Ihr Euch hier noch auf?

Westhausen.

Ha Ritter, Ihr spielt falsch. Oder glaubt Ihr wirklich, unsre Rechnung sei schon abgethan, ich so leicht abgewiesen? Kennt Ihr selbst das Gewicht Eurer Verheißungen so wenig, daß Ihr sie schon vergessen glaubt? — Muß ich es Euch heraus sagen? — Ich will widerlegt seyn!

Linné.

Ich versteh' Euch nicht, Heinrich.

Westhausen.

Kaum versteh' ich mich selbst!

Linné.

Was wollt Ihr von mir? Wahrheit konn-
tet Ihr an mich fordern, die hab' ich Euch
gegeben. Macht das übrige mit Euch selbst
aus, aber erwartet nicht, daß ich Eure schwan-
kende Seele fest halte, oder —

Westhausen.

Wahrheit, Wahrheit! Was hilft mir
keine Wahrheit, bis ich weiß, was sie mir
sein kann?

Linne.

Horch! Welch ein Geräusch! Wir werden
gehört, Ritter, laßt uns schweigen —

Westhausen.

Was? Eh' ich — Aber was geschieht?
Der Kärm nimmt zu — nähert sich —

Elfte Scene.

Die Vorigen. Konrad von Sontheim.

Der Truchſeß. Einige Knechte.

Eintr und Weikhaufen treten auf die Bühne.

Sontheim,

Im Herauskommen zu seinem Knechte.
Und wo findet Ihr den Büchſen?

Knecht.

In dem Walde, der zum Schloſſe führt.

Sontheim,

Ihr erkenntet ihn?

Knecht.

Es iſt der Sohn Eurer Waffenträgers.

Sontheim,

Meines Franz? Armer alter Mann! Aber
man hat von keinen Räubern gehört in der
ganzen Gegend. —

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Dessen Frau.
Mehrere Knechte.

Franz.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit, gnädiger
Herr!

Frau.

Mein Junge, mein armer Georg! Ach
Gott!

Franz.

Er ist ermordet, gnädiger Herr, ermordet
in Eurem Gebiet.

Frau.

Gerechtigkeit! Er war der beste Junge
von der Welt.

Sontheim.

Still, still! Rührt eine Waise diesen wil-
den Schmerz. Habt Ihr keinen Verdacht? Arg-
wöhnt Ihr auf jemanden?

Frau.

Nein, ach nein! Er war so friedlich, so fromm, that niemanden etwas zu Leide.

Franz.

Niemand kann sich über ihn beklagen —
nein, keiner!

Mehrere Knechte.

Keiner — Keiner!

Franz.

Hört Ihr's, gnädiger Herr? Sie liebten
ihn alle.

Frau.

Ach ein Heiliger ist er geworden! Er wird
im Himmel fürsprechen für die Sünden seiner
armen Kellern.

Ein Knecht.

Ja wir sagten's oft, der Junge würde ein
Heiliger werden.

Frau.

Ach, aber so früh!

Truchseß.

zu Sontheim bedenklich.

Kantet Ihr den Buben, Herr Ritter?
So jung und so fromm! Ob hinter dieser Hei-
ligkeit nicht —

Franz.

Was? Wer seid Ihr?

Gemurmel des Mißfaßens unter den übrigen.

Sontheim.

beiseite zum Truchseß.

Hütet Euch, Herr Truchseß. Wie Ihr
seht, wäre Euer Spiel hier nicht gut.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Ein Knecht,

Knecht.

zu Sontheim.

Gnädiger Herr, gnädiger Herr! Diesen Dolch
haben wir bei'm Leichnam gefunden.

Franz.

In der Flucht hat ihn der verruchte Mörder
vergessen. O zeigt mir ihn!

Sontheim.

befiehl den Dolch.

Was ist das? In das Eisen sind Worte
gegraben —

Franz.

Was?

Sontheim.

„Im — im Namen des heimlichen Ge-
richts.“ —

Er wirft voll Entsetzen den Dolch weg. Alle schrecken
zusammen. Eine tiefe Stille.

Franz.

mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzens.

Gott bewahre uns vor Verbrechen — er
war mein Sohn nicht!

Frau.

Und er wird nicht unter heiliger Erde lie-
gen — O tragt seine Mutter zu ihm!

Truchseß.

Sontheims Hand fassend.

Gott bewahre uns vor Verbrechen! — so
sprech' ich auch mit dem alten Mann dort.

Sontheim.

zusammen fahrend.

Ha — Gott sei uns gnädig!

Alle gehen ab, still, mit gesenkten Hauptern. Werk-
hausen und Linne, welche die Zeit über unbeweglich in
einem Winkel gestanden haben, bleiben allein, und
stetten vor.

Vierzehnte Scene.

Albert von Linne. Heinrich von West-
hausen.

Westhausen.

nach einigem Stillschweigen, indem er ihm die Hand
reicht.

Bruder!

Linne.

von einem andern Eindruck durchdrungen, mit Erstaunen.

— Bruder?

Westhausen.

Das ist zu viel! Die verzweifelte Mut-
ter, der gebeugte Vater — und keiner wagte
es mehr ihn unschuldig zu glauben! — Wenn
führt Ihr mich dahin?

Linne.

Heute noch erwartet mich. Ich gehe die
Brüder zu berufen.

Westhausen.

So lebt wohl!

Beide gehen ab, auf entgegen gesetzten Seiten.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Konrad von Sonthheim.

Allein.

Wo wend' ich mich hin, daß ich mir ent-
ziehe? — Endlich, endlich doch neigt sich dieser
Tag zu seinem Ende. Aber ihm wird wieder
einer folgen, und wieder einer, und sie drohen
mir alle mit neuen Schrecken! — Fasse dich,
Konrad, heute ist deine Ruhe geborden. Die
Rache hat mit ihrem schwarzen Stab mein Herz
berührt, und alle seine Rattern sind in Aufruhr.

Zweite Scene.

Konrad von Sontheim. Mathilde.

Mathilde.

tritt herein, ohne daß er sie sieht. Sie steht eine Weile
stillschweigend vor ihm und betrachtet ihn.

— Und Ihr habt keinen Blick mehr für
Mathilden?

Sontheim.

auffpringend.

Ha!

Mathilde.

Was ist das? Vor mir erschrickst du?

Sontheim.

Dein Gesicht gleicht einem menschlichen,
daraus erschrak ich.

Mathilde.

Konrad —

Sontheim.

O Mathilde, Mathilde, weine über diesen
Tag. Er hat den Wurm ausgebrütet, der

mein Leben ausgehen wird. Du hast keinen Gemahl mehr.

Mathilde.

Ich begreife dich nicht. Diese ganze Zeit wachst du so ruhig; woher jetzt diese seltsame Kleinmüthige Laune?

Sonthheim.

Laune? Nein, du irrst dich. Laune wird geboren und stirbt im Augenblick. Was du gehört hast, ist der künftige Inhalt meines Lebens. Heute wird Gericht über mich gehalten. Ich habe sie verstanden, die fürchterlichen Boten. Der Gott der strengen Vergeltung hat sie gesandt, den schlafenden Verbrecher zu wecken — und er wird nimmer schlafen!

Mathilde.

Konrad, dich martert ein Fiebertraum. Sieh dich um, besinne dich. Dein Schloß steht, deine Kinder leben, dein Weib —

Sonthheim.

den Blick starr auf einen Fleck gefesselt.

Weib! Kinder!

Mathilde.

In die Höhe, schau in die Höhe, mein
Gemahl. Soll dein Auge am Boden wur-
zeln?

Sonthheim.

ohne wegzugehen.

Siehst du nicht? Hier, siehst du nichts?

Mathilde.

Was? wo?

Sonthheim.

Einen blutigen Dolch, hier, hier!

Mathilde.

Träumer! — Ach Gott!

Sonthheim.

Nun — siehst du's endlich auch?

Mathilde.

Hier blinkt in der That etwas —

Sie hebt den Dolch auf.

Sontheim.

Also ist es doch wahr? Es ist kein Spiel
meines erhitzten Blutes? Ich sah etwas wüth-
liches — Laß mich ihn fassen, ob er Körper
hat — Ha und sich! Blutige Flecken daran —

Mathilde.

Aber wie kam dieses Schreckbild hieher?

Sontheim.

Eben fällt mir's ein. Das Blut, das an
diesem Eisen klebt, hat in den Adern eines ver-
borgnen Missethätters gekostet. Vor den Augen
der Menschen war er ein Heiliger, aber Mord
lag auf seiner Seele und Ehebruch, und die
Nacht fand ihn aus. — Heb' an, Tausende
Künstlerin. Klüge weg, wenn du kannst, den
Finger des Himmels von diesem Zufall.

Mathilde.

O Sontheim, sprich, entdecke mir alles.
Was ist geschehen? Laß mich keine Fehlbilte
thun. Ich gab dir oft Trost und Stärke wie-
der; warum quälst du mich mit dieser Erschei-
nung? Noch steh' ich aufrecht und will dich

halten; aber ich bin nur ein Weib, spiegle dich in meinem Muth, weil es noch Zeit ist. Du kannst ihn leicht niederschlagen — Du schweigst? O ich erathe den großen Meister, der die Gesandten deiner Jugend hervor gerufen hat, um dich als Mann zu schrecken! Das ist das Werk dieser hochgepriesenen Freundschaft.

Sontheim.

Freundschaft? — Ich weiß von keiner Freundschaft. Westhausen ist mir unerträglich. Sein Blick ist mir unerträglich. Wenn er mich mit dem großen freien Auge ansieht, durchbohrt's wie ein Dolch mein Innerstes. So rede dann und rathe! Du hasst ihn auch — Was wollen wir thun? Wollen wir ihn senden zu seinem Abt, Herrmann? Du verstehst mich doch? Soll er sterben von seines Bruders, von seines Wirthes Hand? — Nicht? Du schauderst? — O das ist schlimm. Du hast nicht recht an mir gethan. Ich hoffe, du würdest meine Seele lehren sich nicht mehr vor Blut zu entsetzen. Diese einzige Schuld drückt mich zu Boden. Warum hast du dein angefangnes Werk liegen lassen? Ein halber Bösewicht ist ein trauriges Geschöpf.

Mathilde.

Sontheim! — Doch mein Herz versteht du nicht mehr. Du warst der Preis, um den ich ein Verbrechen beging. Aber ich hatte dich, und war ruhig. Jetzt hab' ich dich verloren — und möge dieses Herz nun brechen unter dem Gewicht seiner Schuld! Soll aber der Herzog ein Zeuge deiner Schwachheit seyn? Laß wenigstens der Freundschaft die Ohnmacht der Liebe nicht entgelten.

Sontheim.

Was kann es dem Herzog schaden, wenn er mich elend sieht? Er hat ein fürstliches Gewissen, ein Fürst kann seine Verbrechen adeln —

Mathilde.

O Konrad, das konnte die Liebe sonst auch!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Truchseß

Truchseß.

Greut Euch, Herr Ritter. Von dem Thurm sieht man einen kleinen Tropp Reiter auf Eure Burg ansprengen. Vermuthlich ist es der Herzog.

Sonthheim.

Der Herzog?

Mathilde.

Eben jetzt?

Truchseß.

Bleibt ruhig, er wird Euch gern überraschen. — Wißt Ihr denn schon, Herr Ritter, daß sich's entdeckt hat mit dem Sohn Eures Brang?

Sonthheim.

Und was war sein Verbrechen?

Truchseß.

Er liebte das Weib seines Nachbarn. Seine heuchlerische Frömmigkeit hatte beider Herz gewonnen. Es wurde ihm nicht schwer, das schändlichste Vorhaben auszuführen; der Ehemann starb, durch ein unmerkliches Gift aus dem Wege geräumt, und der Hube war im Begriff sich mit der Wittve zu vermählen —

Sontheim.

heftig unterbrechend.

Truchseß!

Truchseß.

kalt.

Was wollt Ihr?

Sontheim.

Was soll mir Euer Märchen?

Truchseß.

Märchen?

Sontheim.

Ja. Ihr habt das erfunden, läugnet es nicht. Warum? Wieswegen?

Truchseß.

Ich versteh' Euch nicht. Briefe die man bei dem Ermordeten gefunden, enthielten das Geheimniß.

Sonthheim.

Und darum haben sie ihm diesen Dolch in das Herz gestoßen? Hahaha!

Truchseß.

Es ist freilich ein närrisches Ding, — ein sehr närrisches Ding, das heimliche Gericht. Ich habe mich oft gewundert, wie sie so alles erfahren.

Sonthheim.

Alles? Wirklich alles? — Hahaha!

Truchseß.

Ihr seid ja heute sehr wilder lustiger Laune.

Sonthheim.

Das bin ich, und hab' ich nicht Ursache dazu? Ihr wißt ja wen ich erwarte. Die Fürsten sehen gern heitre Menschen um sich;

wie sie das werden, kümmert sie wenig, aber ein grämliches Gesicht ist ein Verbrechen an ihnen.

Mathilde.

beiseite zu Sontheim.

Wie beträgt Ihr Euch?

Sontheim.

Gefall' ich dir so nicht?

Vierte Scene.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog

inwendig zu seinem Gefolge.

Entfernt Euch. — Ah hier finde ich ja
Birch und Birthin beisammen.

Sonthheim und Mathilde.

Gnädigster Herr —

Herzog.

Wie? So fremd wären wir geworden? —
Mein geliebter Konrad, indem er ihn umarmt
hier ist Euer Platz.

Sonthheim.

Gnädiger Herr —

Herzog.

Und Ihr zieht Euch vor meiner Umarmung
zurück? Fast macht Ihr mich fürchten, mein
Besuch wäre Euch wenig geligen.

Sontheim.

Ich wüßte nicht —

Mathilde.

Verzeiht ihm. Die Ueberraschung, und die Folgen einer Krankheit —

Herzog.

Krankheit? — Ihr thut wohl, Euerm Gemahl das Wort zu reden, denn er ist stumm.

Sontheim.

Ich fühle mich so durchdrungen von dieser Gnade —

Herzog.

Nein, nein. Ich bemerkte einen trüben, misguthigen Zug auf Euerm Gesicht, aber ich bringe etwas, das diese Falte ednen soll.

Sontheim.

Wirklich?

Herzog

zu Mathilden.

Ueberlaßt mir einen Augenblick Euern Kranken, ich sehe für seine Genesung.

Mathilde.

Ein Arzt wie Ihr heilt durch seine Gegenwart. — Kommt, Herr Leuchter. Im Abgehen besuche zu Sontheim. Konrad, sei ein Mann!

Sie geht mit dem Leuchter ab.

Fünfte Scene.

Konrad von Sonthelm. Der Herzog.

Sonthelm.

Ihr traut Euch sehr viel zu, Herzog.

Herzog.

Hört meine Zeitung. Ich habe unlängst den Kaiser gesehen; Eure Anhänglichkeit und Treue gefällt ihm sehr wohl. Seine nächste Reise wird ihn dieses Wegs führen, und ich soll Euch ankündigen, daß er Euer Schloß nicht vorbeigehen wird. Sein Augenmerk scheint auf Euch vor allen Ritters Deutschlands gerichtet. Er hat große Dinge mit Euch vor.

Sonthelm.

So müßte er erst machen, daß ich für große Dinge taugte. Und kann er das? Kann er die Todten aufwecken? oder ihr Andenken vernichten? dem überläßigen Schwäger hier Still-
schweigen auflegen?

Herzog.

Unmännlicher, das ist es, was Euch martert?

Sonthheim.

Ja, Herzog, das ist es. Fürstengnade und Weiberliche hießen die lächelnden Teufel, die mich begleiteten. Ich folgte und fiel — jetzt haben sie kein Lächeln mehr für mich.

Herzog.

Dieser Anfall wird nicht dauern. Ich ver-
gebe Euch.

Sonthheim.

Wißt Ihr denn schon, ob ich Euch ver-
gebe?

Herzog.

Welche Sprache ist das, Ritter?

Sonthheim.

Die Sprache eines Unglücklichen, der nichts
mehr zu verlieren hat. Ihr seid nicht besser als
ich; gegen Euch hab' ich Muth.

Herzog.

Den giebt Euch meine Freundschaft. Zeigt
ihn besser, und schüttelt das entnervende Uebel
ab. Werdet wieder des hohen Schicksals wür-
dig, das Euch erwartet.

Sontheim.

Mein Ehrgeiz ist begraben mit allen meinen Tugenden. Herzog Wilhelm, Ihr könnt hier nichts mehr gut, und nichts mehr schlimm machen. — Kommt hieher, sitzt dort hinaus. Da liegt Landsberg — Aus diesem schwarzen, sturzdrohenden Thurm fahren böse Geister, meine Seele zu quälen. Laßt es schleifen, laßt bei Lebensläufe verdrücken, daß dieser Name ausgesprochen werde — hier wird er ewig leben.

Herzog.

Der Name eines Verräthers!

Sontheim.

Verräther an Kaiser Karl? Was war denn ich an Ludwig? O heiliger Verräther, bete für deine Mörder! — Nur Eine Gnade erzeigt mir noch, die letzte. Vergelt mich, laßt ab von meiner Seele. Meine Qualen sind nicht für Euch.

Herzog.

Reinigt Euch, Sontheim; ich habe Mitleid mit Euerm Zustand. Ihr dürft Euch Eures Freundes nicht berauben.

Sonthheim.

Freund? Freund und Fürst? Nein, gnädigster Herr; ich sah heute die Gestalt eines Freundes. Weh mir, daß ich sie vergessen hatte! — Ihr könnt nicht Freund seyn.

Herzog.

Gut, daß Ihr mich daran erinnert. Heinrich von Weishaufen, hör' ich, ist auf Euerem Schlosse. Ich kenne den halbharrigen Schwärmer. Seid Ihr noch fähig einem redlichen Rath anzuhören, so sucht ihn zu entfernen. Der Kaiser wird ihn ungern bei Euch wissen.

Sonthheim.

Ha recht so! Du bist doch der Bessere von meinen beiden Teufeln. Ich hatte schon einen ähnlichen Gedanken, aber Rathhede schauderte, als ich ihn bilden ließ. — Doch — daß Ihr Euch nicht zu viel einbildet — nicht weil der Kaiser ihn ungern sieht; ich seh' ihn ungern.

Herzog.

Was wollt Ihr? Wie versteht Ihr mich? Ihr sollt nur sorgen, daß er aus Euerem Schlosse kommt, und friedlich weiter zieht.

Sontheim.

Ja — seht Ihr aber, Herzog, er wird das nicht thun, er wird nicht im Frieden weiter ziehen. Ihr müßt wissen, dieser Welschhausen ist ein Geschoßs besondrer Art; woher hättet Ihr's, wie man diese behandelt? Er ist ein Mann, ein großer Mann; er ist, was er war! Er ist — wie mach' ich Euch nun begreiflich, was er ist? Laßt sehen! womit vergleich' ich das?

Herzog.

schnell.

Kommt, kommt! Eure Thorheit wird gefährlich, ich bleibe nicht länger bei Euch allein.

Er geht ab.

Sontheim.

ihm folgend.

Wartet doch, wartet! Ihr versteht mich noch nicht —

—

Sechste Scene.

Ein finst'rer enger Felsengang. Linne und Westhausen tapfen langsam herein.

Heinrich von Westhausen. Albert von Linne.

Westhausen.

Sind wir zur Stelle?

Linne.

Sogleich; folgt mir.

Westhausen.

bleibe stehen.

In diese Räuberhöhle muß sich die Gerechtigkeit verziehen!

Linne.

Weil Räuber auf den Gerichtshühlen sitzen.

Westhausen.

Ja — es ist sonderbar!

Kurzes Stillstehen.

Westhausen.

Was sagt Ihr?

Linne.

Ich sprach kein Wort.

Westhausen.

So hat mich der Wiederhall in diesen Felsen getäuscht.

Linne.

Wollt Ihr nicht weiter?

Westhausen.

Wo sind wir denn jetzt?

Linne.

Dies ist der Vorhof des heimlichen Gerichts. Gerade vor uns — Ihr könnt es nicht erkennen — ist eine eiserne Pforte, die führt auf einen Stufen gang — dann sind wir am Ziel unsrer Wanderung.

Westhausen.

Es eilt ja nicht so sehr!

Linne.

Ihr scheint unruhig?

Westhausen.

Keht Euch daran nicht. Die Lust ist drückend und schwer in diesem Gewölbe. Sie mattet mich ab. Aber das wird vorübergehn — oder ist es Erdenslust, was mir hier auf die Seele fällt?

Linne.

Was meint Ihr damit?

Westhausen.

Nichts — Noch einmal, kehrt Euch an meine Worte nicht. —

Neues Stillstehen.

Linne.

Ihr macht mir bang, Heinrich, ich gefleh' es Euch. Eure Brust hebt sich, als läge ein Felsen drauf, den Ihr abwerfen wolltet; Eure Blicke sind düster und scheu —

Westhausen.

Wundert Ihr Euch darüber? — Das ist nur das Lebenswohl von der menschlichen Besess.

schaft. Ich verlasse ja heute ihren Kreis, ich trete in einen engeren Brüdertreis. — Dieser letzte Zoll ist doch kein Verbrechen gegen den Orden?

Linne.

Ritter, Ritter, ich blicke in Eure Seele.

Westhausen.

Mögt Ihr? Was Ihr auch da seht, ich trete hier nicht mehr zurück. Ich habe gewählt, ich habe die Gefahr und den Preis berechnet. Mehr als mein Leben wag' ich nicht — es gab eine Zeit, wo das viel gewesen wäre, aber diese Zeit ist vorbei. Diese eiserne Pforte — mein Geist sieht sie sehr hell — vor ihr kann ich nicht stehen bleiben!

Linne.

gerührt und schwankend.

Heinrich — —

Westhausen.

Nun? — Ihr schweigt? — Er koste ihn bei der Hand; eine dumpfe Glocke schlägt zwölf an. Ha! ich lebe ja noch, in der Geisterwelt spricht

keine Zeit! — Ritter, was ist Euch? Eure Hand ist kalt wie ein Leichnam —

Linne.

Heinrich! — hinweg mit den schändlichen Ketten! Ich will sie nicht länger tragen. Höret, höret die Stimme der Freundschaft.

Westhausen.

Was ist das? Was muß ich noch hören? — Ich bin ja entschlossen.

Linne.

Nein, Ihr sollt nicht, Ihr dürft nicht. Wir sind allein. Noch ist es Zeit. Ich wage alles — aber kommt, kommt!

Westhausen.

Wohin?

Linne.

Weg von hier, von dieser schrecklichen Stätte, diesem Grabe der Geister! — Ich habe Euch hintergangen, schändlich hintergangen —

Westhausen.

Ritter —

Linne.

O ich verstehe Euch, und ich verdiene den Argwohn. Gespielt hab' ich schon diesen Auftritt mit andern; und wehe den Armen, die in der furchtbaren Probe fielen! Aber bei dem Rächer der Lüge, Euch fortan Wahrheit zu sagen, will ich mein Leben gern opfern.

Westhausen.

Und was soll ich thun?

Linne.

Fliehen! Ich kann von Euch nicht lassen, darum solltet Ihr Sklav werden mit mir — aber nein! Ihr seid noch frei. Rettet Euch, und solle über mich was will! Wenigstens sollen mich die Tyrannen in Euern Armen er-morden. Auf meinen Knien beschwör' ich Euch, verlaßt diesen Ort, verbannt auf immer den gefährlichen Entschluß.

Westhausen.

Albert, seid Ihr ein Mann? — Steht auf, ich bitte Euch, steht auf. — Wenn Ihr

nicht gut an mir thatet, daß Ihr mich hieher brachtet; ich vergeß es Euch im Voraus. Diese späte Reue vergebe ich Euch schwerer. Ich wiederhole es Euch, hier kann ich nicht mehr umkehren. Ein Geipenst winkt mir, ich kann nicht erkennen, ob es ein guter oder ein böser Geist ist; aber es tritt nicht von meiner Seele, und ich muß ihm folgen. — Beruhigt Euch. Schwarze Nacht liegt über unsrer Zukunft. Doch — das mindet Eure Reue! — mir selbst wird man mich niemals entführen: diese Ueberzeugung leuchtet mir in die dunkelste Zukunft.

Linne.

O wie klein werd' ich vor Euch!

Westhausen.

Nein, Albert! Ihr habt freilich ein kostbares Kleinod verloren: Freiheit des Geistes! Aber ich will Euch gern helfen, es wieder zu erringen; und lernt es dann bewahren, daß keine Macht auf Erden es Euch mehr raube. — Still!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ein Vermummter.

Vermummter.

Heinrich von Westhausen!

Westhausen.

Hier ist er.

Vermummter.

Unten wartet man Euer. Seid Ihr noch nicht bereit?

Westhausen.

Gehet voraus, wir folgen Euch.

Linne.

Die Brüder sind also versammelt?

Vermummter.

ohne ihn anzusehen.

Kommt, Herr Ritter.

Linne.

Augend.

Das ist sonderbar! Sie gehen ab.

Achte Scene.

Ein großes unterirdisches Gewölbe, von einer in der Mitte hängenden Lampe matt erleuchtet. In der Mitte steht ein runder, roth behangener Tisch. Eine Gatterthüre auf der einen Seite, das Innere scheint stark beleuchtet; auf der andern ein Stufengang.

Der Erzbischof. Der Truchseß. Dietrich
von Arlheim. Zwei andre Richter,
alle verummumt.

Sie sitzen um den runden Tisch. Drei Sitze sind leer.

Truchseß.

Ihr habt's gehört. Was wird seine Strafe
sein?

Erzbischof.

Strafe? Habt Ihr auch bewiesen, daß er
die verdiene?

Truchseß.

Aber er kann nicht bleiben.

Erzbischof.

Das soll er auch nicht — wenn ihm das Strafe ist. Aber unternimmt es keiner von Euch, ihn besser zu belehren?

Helheim.

Sein Herz hat nicht Raum genug für unsre hohe Weisheit. Wir haben ihm seinen Kreis gezeichnet, er büße dafür, daß er heraus zu treten wagte.

Erzbischof.

Zu eng' für die Weisheit des Ordens sollte kein edles Herz doch sein. Und davon zeugt sein Vergehen selbst.

Truchseß.

Hört! Sie kommen.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Heinrich von Westhausen stimmt geführt von dem Vermummten den Laufgang herunter. Albert von Linne hinterdrein.

Der Vermummte setzt sich zu den übrigen.

Westhausen.

Was? Kein menschliches Gesicht unter allen diesen?

Erzbischof.

Tretet näher, Heinrich von Westhausen.

Truchseß.

aufstehend.

Zu's erste ist mein Antrag, daß Albert von Linne das Gericht verlasse.

Linne.

Wie?

Truchseß.

Brüder, stimmt Ihr anders?

Helheim.

Nein, er soll abtreten.

Die übrigen schweigen.

Erzbischof.

Albert von Linne, entfernt Euch.

Linne.

bleibt unentschlüssig stehen.

Truchseß.

Laßt das Gericht seine Befehle nicht wie-
derholen. Tretet ab, bis Ihr wieder von uns
hört.

Helheim.

Und an diesen Klüften hängen Eure Worte
noch, die Eure Sache führen werden.

Linne.

geht langsam ab. Er steht sich noch einmal traurig und
bitter nach Westhausen um. Endlich steigt er mit
verhülltem Gesicht den Stufen gang hinauf.

Zehnte Scene.

Der Erzbischof. Der Truchseß. Dietrich von Arlheim. Drei andre Richter.
Heinrich von Westhausen.

Erzbischof.

Brüder des unterirdischen Rechts, warum
habt Ihr heute verlassen das helle Sonnenlicht,
und seid herabgesiegen in das Reich der Nacht?
Habt Ihr einen gefunden, der in dieser Finsterniß
leuchten wolle?

Arlheim und Truchseß.

aussiehend.

Wir haben.

Erzbischof.

Wie zeugt Ihr für ihn? Hat er sich los-
gerissen von der allgemeinen Zuhlerin und dem
Schwarm von Ohnmächtigen, die in ihrem
Schooße sich wiegen?

Arlheim.

Ja. Er will werden ein Liebling der Nacht,
daß sie ihren königlichen Schatz ihm öffne.

Erzbischof.

So werde heute sein irdischer Name zum letztenmale in der Unterwelt genannt, und führe ihn näher an ihren königlichen Schatz.

Arheim.

Heinrich von Westhausen ist sein Name über der Hölle; er hat gethan, was ein Unglücklicher thun kann, der im Lichte der Thoren arbeitet.

Erzbischof.

Wohlbekannt sind seine Thaten; er lerne sie vergessen. — Und mögen künftig seine Strahlen hinauf schlagen, dem Weltauge zum Spott! Tretet hieher und redet! Er steht auf, und legt die rechte Hand auf den Tisch. Wehe, wehe, wehe dem Lügner!

Alle.

aufgestanden, und die rechte Hand auf den Tisch legend.

Wehe, wehe, wehe dem Lügner! —

Erzbischof.

Setzt sich nieder, und die andern folgen ihm. Zu Westhausen, der vor ihm steht.

Was hat Euch in diesen Kreis gebracht, den die Menschen hassen und scheuen?

Westhausen.

Die Hoffnung wieder zu finden, was ich verloren hatte. Ich wußte nicht mehr, warum ich war. Lehrt Ihr mich's wieder bereisen. Der Gehalt des Lebens ist mir verloren gegangen.

Erzbischof.

Und warum hofft Ihr ihn hier wieder zu finden?

Westhausen.

Weil Ihr Ungeheuer wäret, wenn Euch dasselbe Band nicht an einander knüpfte, das mich an Euch binden wird.

Erzbischof.

Wohl. Aber Ihr müßt Euch bereiten Verbindung anzuerkennen, auch wo Ihr sie nicht begreift.

Westhausen.

Das kann ich, so lange meine Meinung
von Euch bleibt.

Erzbischof.

Und wovon hängt diese ab?

Westhausen.

Von Eurer Verwandtschaft mit mir.

Erzbischof.

Stolz dürft Ihr seyn; daß Ihr Euch hier
setzt, berechtigt Euch dazu. Um zu uns zu
kommen, mochtet Ihr so denken; aber forthin
dürft Ihr Eure eigne Seele nicht mehr zum
Maßstab unsers Bundes machen. Der nächste
Erzarch am Thron überseht das Weltall so
wenig als der Wurm im Staube. Der die Ket-
te hält, kennt ihren Zusammenhang allein. —
Nach einer Pause, worin er auf Antwort zu warten scheint,
Es ist nicht Befriedigung, was aus Eurer
Miene spricht! — Indem er ihn bei der Hand faßt,
und bis an's Ende hält. Schdn sind die Geburten
der hellen Augenblicke, wo der entfesselte Geist
abgeschüttelt hat, was seine himmlischen Fittige
lähmte. Nur überleben sie den Punkt ihres

Werdens nicht, und ihr unförplich Gewelt
 verbraucht in der schweren Luft des Erdenlebens.
 Aber es war nicht genug, ihr frühes Ende und
 das wachsende Elend der Menschen zu bejammern.
 Hatte die geizige Natur ihnen auch den Himmels-
 stich versagt, wo sie gedeihen konnten; er wur-
 de, ihren niedrigen Besetzen zum Trost, doch
 erfunden. Zum zweitenmal, und glücklicher,
 beschlahen Menschen den Himmel; und eine Riesen-
 tochter der Begeisterung nährt und säugt jetzt ihre
 Schwestern. — Er läßt ihn sanft wieder los.
 Stolz der Jüngling, der Druck deiner Hand sagt
 mir, daß er verstanden ist, der hohe Ge-
 danken!

Westhausen.

sehr feurig.

Bei meinem Herzen ja! Ich verstehe ihn.

Erzbischof.

So seid dann vorsichtig. Glaube und
 Hoffnung söhnen Euch mit scheinbaren Wider-
 sprüchen aus. Es kommt eine Zeit, da wir
 sie selbst lösen, und in dem letzten Heiligthum
 hebt sich jeder Zweifel.

Westhausen.

Und schließt sich dieses dießseit des Grabes auf?

Erzbischof.

Mancher ist gefallen und nicht wieder aufgestanden. Doch kann Einer stehen, so seid Ihr's. Dieses Auge ward geschaffen, unversinkt und sicher auf ein Ziel loszuwehen. Meiner Tage werden nicht viel mehr sein; dich aber, Sohn, dich seh' ich noch als Sieger die große Laufbahn vollenden.

Westhausen.

Mann, denn ich nicht zu nennen weiß, meine Seele erkennt Euch durch die Larve. Jede Prüfung die Ihr mir auferlegt —

Erzbischof.

Was wären Prüfungen die Ihr als solche erkenntet? Jeder Schritt, den Ihr nun thun werdet, ist Prüfung Eurer Kräfte. Nehmt indeß dieses Gesändniß hin, Euern Muth zu stärken: wir bedurften Euer, weil wir Euch kannten. Euer künftiges Leben ist Eure Prüfung; aber wir wären selbst bestraft, wenn Ihr

Se nicht verhöhnet. Küßt Euch also zum Heldenkampf; vergeßt nicht, daß vielfältige Opfer unsre schwere Arbeit begleiten. Ordnung herzustellen in den verworrenen Gängen der Menschen, Se zu leiten auf eine Heerstraße, zu tilgen all die Kreuz- und Nebenwege: so heißt unsre schwere Arbeit. Jüngling der ersten Weisheit, lernet glauben und opfern. Ein eisernes Gesetz — Zusammenhang ist sein Name — zieht uns unabänderlich zu einem Punkt hinab, und Verbrechen ist hier die Tugend, die seine Satzungen bricht. Weine, Jüngling, weine die letzte Thräne jenen Erholungen, womit du den faulen schleichenden Gang des Daseins schmücktest. Droben standen sie dir schön, hier taugen sie nicht mehr. Du wirst dich schwer von ihnen entwöhnen. Aber die großen Pläne, denen du sie opferst, werden deine Seele entzünden. Kein sterbliches Geschöpf wird dir das Wohl seines unsterblichen Geschlechts aufwiegen. Du wirst die Menschenliebe begreifen lernen — die Menschenopfer gebietet.

Westhausen.

Vater, Euch darf ich es sagen. In Eurer Gegenwart schrecken mich diese Männer nicht.

Ich hoffe, ich werd' es, ich werd' es durch Euch.
Sollte ich nicht —!

Erzbischof.

Hier, noch an der Schwelle, ist Euch der tiefe Abschiedsfeuer vergönnt. Aber erinnert Euch, wie wenig Euer eignes Leben Euch galt, das in der Gemeinschaft mit Euerem Geschlecht seinen Werth verloren hatte. Verachtet den elenden Stolz der Menschen, die das besudelte, verfälschte Konterfei des Lebens gebeitelt haben und hochhalten, um endlich auch das Gedächtniß des ächten Kleinods zu vernichten. Sie haben es tausendfach mit Geizgen umzäumt. Sie haben die Gerechtigkeit zur Helfershelferin ihrer Verderbniß gemacht. Jetzt aber lernen sie gittern vor unsichtbaren Verfolgern, die kühn diese Verichanzungen erschleichen. Noch konnten wir bloß auf ihre Feigheit wirken. Einst werden sie auch das strenge Gericht verstehen, vor dem sie sich jetzt klavisch beugen — und dann wird es aufhören! Das Blut dieses Geschlechts fließt, daß jeder Tropfen des künftigen zehnfach im Preise steige.

Weßhausen.

bescheidend.

Um diesen Lohn möge auch das münzige
fließen! Ich bin entschlossen zu allem was der
Orden mir gebietet.

Erzbischof.

So beginne dann die Weiße. Brüder, er
ist reif. Laßt ihn zu den Eiden schreiten. —
Diese Ketten verheißten Freiheit Euch und dem
Menschenge schlecht.

Arilheim.

aufstehend.

Der Ihr gekommen seid, an Euch zu neh-
men die heilige heimliche Aicht, horcht aufmerk-
sam auf die Worte, die Euch gesagt werden.
Wäget ihren Sinn und Eure Kraft, denn Ihr
müßt geloben und schwören zu halten was Ihr
hören werdet. Und lasset Ihr nicht, so falle
über Euch der Fluch des Gerichts, und Schande
und Strafe des Meineids.

Weßhausen.

Ueber mich falle der Fluch des Gerichts,
und Schande und Strafe des übereilten Eids.

B

Druck
Verlag

Truchseß.

auffehend.

War dies recht?

Helheim.

seß.

Es war recht. — Nachdem sich der Truchseß wieder gesetzt hat, zu Westhausen mit aufgedehnten Fingern. Schmöret unverbrüchlichen Gehorsam und Still-
schweigen des Todes.

Westhausen.

Ich schmöret unverbrüchlichen Gehorsam und
Stillschweigen des Todes.

Helheim.

wie oben.

Schmöret zu verfolgen und auszuspähen die
verborgenen Lücken der Menschen, und zu strafen,
wo Euch Strafe vertraut wird.

Westhausen.

Ich schwört.

Helheim.

Schmöret anzugehen jeden Frevler, den Ihr
sehen oder hören oder ahnden werdet; welches

Band Euch auch an den Fresser binde, es heiße Verwandtschaft, Dankbarkeit, oder Freundschaft. —

Westhausen.

Schweigt.

Truchseß.

Ist dies auch recht? — — Er steht auf, und wiederholt langsam. Welches Band Euch auch an den Fresser binde, es heiße Verwandtschaft, Dankbarkeit, oder Freundschaft. Schwört!

Westhausen.

— Ich schwöre.

Krzbischof.

aufstehend, die andern ihm nach.

Die Hälfte der Weihe ist vorbei. Wem gebührt es das Zeichen zu geben?

Truchseß.

Wie heißt das Zeichen? Dolch, Sackel, oder Zepier?

Krzbischof.

Dolch ist das Zeichen. Hebt die Decke.

Truchseß.

Hebt die rote Decke von dem Tische. Jeder von den Rittersen faßt einen Dolch von dem Tische auf.

Erzbischof.

Indem er Westhausen einen Dolch überreicht.

Das strenge Recht hat ihn geweiht. Wenn Ihr ihn gebraucht, so blicke Euer Aug' gen Himmel, und Euer Arm führe ihn in die Wohnung des Hreticis. Könnten wir ohne ihn dem Verbrechen beikommen, wir würden es. Traget mannhast und unablässig bei, die Zeiten zu reifen, da wir seiner nicht mehr bedürfen werden. Jetzt sei er noch unser Wahrzeichen. Wer Euch einen ähnlichen zeigt, ist Euer Bruder, und durch seinen Mund sprechen wir zu Euch. Nehmet diesen Sitz ein, er läßt ihn neben sich sitzen, dessen der Dolch Euch würdig macht. Der Dolch ist die Fackel, und die Fackel ist das Zepter. Aus dem Dolch und der Fackel wird das Zepter. Aber die Fackel ist mehr als Dolch und Zepter. Darum lernet den Dolch führen, daß Ihr einst die Fackel halten möget. — Weg mit dem Todtenschein! Die Lampe in der Mitte verschwindet. Besser finstere Nacht als mattes Licht.

Eine Pause. Der Erzbischof steht auf, die andern folgen ihm. Er nimmt Heinrich bei der Hand.

Euch zu führen verlernt diese Hand noch ihr Zittern. Fasset sie kräftig an. Vertrauter der Nacht, sie offenbaret Euch jetzt ihren wahren Namen; sehet das Licht, das die Sonne verhöhnt.

Wetthausen geht an des Erzbischofs Hand durch die Matternthüre, die dieser ihm öffnet. Die übrigen folgen; nur Dietrich von Belheim wird im Abgehen vom Tusch zurück gehalten.

Eilfre Scene.

Der Truchseß. Dietrich von Arlheim.

Arlheim.

Worum haltet Ihr mich zurück? Wir müssen folgen.

Truchseß.

Ein Wort! Von Euch erwarte ich, daß Ihr mir ein Räthsel löset. — Hat eine Verblendung die Weisen alle angehebt, oder seh' ich allein nicht, was Ihr alle sehet?

Arlheim.

Beides: so löse ich Euch das Räthsel. Die Weisesten sind verblendet, aber Ihr sehet nicht, was ich sehe.

Truchseß.

Wie? Was wird er uns taugen, der lecke Uebermüthige? Auch Ihr bewarbt Euch um ihn. Stand er nicht da, als wär' er lange mit unsern Ertzden vertraut? Spielen wird er mit unsern Dennern.

Helheim.

Desto mehr Ruhm, den Muthigen zu beugen.

Truchseß.

Und läßt er sich nicht beugen?

Helheim.

Läßt er sich nicht — so bricht er!

Truchseß.

Was? Fasse ich Euch?

Helheim.

Ich hoffe; und Ihr solltet's lange gesagt haben. Daß er uns noch nicht fürchtet, begreif ich endlich. Aber daß Ihr ihn fürchtet —

Truchseß.

Nein, bei unserm Orden! Das thut ich nicht.

Helheim.

nüchtern.

Ihr sagt ganz recht, außer Euerem Orden dürftet Ihr's eher. — Also wartet's ab, und kommt. Wird es Euch diese Angst nehmen, wenn sein Schicksal in Eure Hände fällt?

Sie gehen durch die Gatterthüre ab.

Dritter Akt.

Die Scene ist auf Eontheims Schloß.

Erste Scene.

Adolf von Limingen. Heinrich von Westhausen.

Limmingen.

Ihr seid es also? Ich sah Euch wohl eher, aber im Schlachtgetümmel, und da standet Ihr nie so still, daß ich Eure Züge behalten konnte.

Westhausen.

Auch ich erinnere mich der Zeit, da Eure Stirne noch glatt war. Wo habt Ihr die Runzeln geholt?

Limingen.

Leider in Müßiggang, in ermüdendem frommen Müßiggang. Sie sind beschämende Zeugen meiner Thorheit, Sünden zu büßen durch die größte von allen. Sonst hab' ich aus dem gelobten Lande nichts mitgebracht. Und nun liegt mir ob, meine Büßung abzubüßen. — Sagt mir, wie weit hab' ich bis Landsberg?

Westhausen.

Ihr könnt es vor Mächts noch erreichen. Was wollt Ihr aber dort? Es ist ja öde und leer.

Limingen.

Leer? Wo wäre dann Herrmann?

Westhausen.

Ich ersaune. Ihr wüßtet nicht von seinem Tode?

Limingen.

Todt? Herrmann ist todt? Seit wann?

Westhausen.

Er kam nicht wieder zurück.

Limingen.

Wie? So ja er noch einmal aus? Und auf mich zu warten hatte er versprochen.

Westhausen.

Ich sage Euch ja, er kam nicht wieder zurück. Genesen von einer schweren Wunde, wallfahrte er nach Palästina, ein Gelübde zu erfüllen. Dort fand er sein Grab. Er ward von Arabischen Räubern umgebracht.

Limingen.

Ritter, wer sagte Euch dies?

Westhausen.

Ihr könnt es von jedem Kinde hören.

Limingen.

Wie lange ist es aber, daß man die Nachricht seines Todes hat?

Westhausen.

Ludwig lebte damals noch, und ich sah sein Auge naß, als er das unwürdige Ende des edeln Hermanns vernahm. Die Helden

meiner Zeit fallen, sagte er, und wo sind die sie ablösen?

Eimingen.

So mochte er wohl sprechen, den keiner ablöste. Aber Herrmann war damals nicht gefallen. Er stand noch, und sein Muth. Und ich könnte Euch erzählen, was er zu Ludwigs Tod sagte.

Westhausen.

Eimingen, Eimingen, besinnt Euch besser. Euerm Alter und Euerm Ruf ziemt es nicht, mit Rährchen umzugehen.

Eimingen.

entrüstet.

Noch ziemt es Euch, Ritter —

Westhausen.

Vergebt; vergebt meinem Erstaunen. Es ist mir unbegreiflich. Ihr wißt nicht allein nicht von Herrmanns Tode, Ihr wißt sogar, daß er noch lebte als Ludwig starb?

Eimingen.

Wohl weiß ich. Wir wanderten zusammen unter den heiligen Eichen. Ein Pilgrim

gestellte sich zu uns; Ihr habt ihn auch gekannt, es war Adelbert von Gältlingen. Daß Ludwig nicht mehr lebte, erfuhren wir von ihm, und wie es gestanden hatte, als er Deutschland verlassen. Das Reich braucht nun Männer, sagte Herrmann, mehr als jemals. Kommt, laßt uns unsre Brüder aufsuchen. Westhausen lebt noch; von Sonthems Thaten war ich ein Zeuge, aber der Ruf nenne ihn seines Freundes werth. Mit ihnen und uns soll der kalte, heiße Karl doch noch zu schaffen haben. — Zusammen traten wir die Reise nach unsrer Heimath an. Was wir in Deutschland erfuhren, schlug unsre Hoffnung vor der Hand nieder. Herrmann beschloß die Zeit abzuwarten, wo Größe nicht mehr ein Spiel der Thoren wäre, und List der Feigen und Schwachen nicht mehr die Kronen der Helden davon trüge. Auf diese beschied er mich, und dies waren seine letzten Worte, als ich mich unweit seines Schlosses von ihm trennte. Noch sind es nicht völlig drei Jahre —

Westhausen.

Nicht völlig drei — Und eben so lange ist es, daß — Aber fahret fort, fahret fort!

Eimingen.

Ich zog damals weiter nach Franken. Jetzt bin ich da, mein Wort zu lösen, zu sehen, welche Entschlüsse die Zeit bei ihm gereift hat. Und Ihr sagt mir, er lebe nicht mehr? Aber Ihr sagt mir, er sei nicht wieder heim gekommen. Ihr hört es und könnt meinem Worte trauen, daß Euch eine falsche Botschaft geräuscht hat. Also lebt Herrmann doch wohl noch?

Westhausen.

Nein, nein! Jenes wäre kaum so schrecklich!

Eimingen.

Aber wie Ihr glaubt, hat er nicht gegolten. Ich gebe Euch mein Ritterwort, daß er wenige Wochen nach Ludwigs Tod noch lebte. — Ihr schweigt, und sinnet? Wo kann er seyn? Und Landsberg, sagtet Ihr, ist öde und leer? — Aber Herrmanns Gemahlin, die schöne Mathilde, von welcher weit und breit —

Westhausen.

Dieß ist — Ich weiß nicht. Ich weiß nichts, als was ich nun nicht mehr weiß.

Dieser auferstandne Todte, ich gestehe Euch, Ritter, daß er mich verwirrt. — Aber es wird sich aufklären. Ueberlaßt mir die Sorge. Und wenn meine Bitte bei Euch Gewicht hat, schweigt davon bis ich wieder mit Euch gesprochen habe. Dies möchte verdächtig scheinen, und ist es nicht; ist es gewiß nicht —

Limingen.

Warum verdächtig? Ihr überzeugt mich noch nicht. Daß Freunde und Verwandte durch falsche Nachrichten aus einem andern Welttheil getäuscht werden, ist ja kein Wunder. Er lebt gewiß noch. Er ist ja wieder nach Landsberg gekommen.

Westhausen.

Nein, dahin kam er nicht wieder.

Limingen.

Was sagt Ihr? Auf einer Anhöhe schieden wir von einander, wo wir sein Schloß unter unsern Füßen erblickten. Und in dieses Schloß war' er nicht gekommen? Das ist

sehr sonderbar. Das scheint verdächtig. Ihr
habt Recht.

Westhausen.

Ritter, noch einmal bitte, beschwör' ich
Euch, laßt mich, und mich allein, dieser dunkeln
Geburt des Zufalls in's Angesicht leuchten.

Elmingen.

Des Zufalls? des Zufalls' nur, oder —

Westhausen.

Um Eurer Hoffnungen willen, haltet ein
rasches Wort zurück!

Elmingen.

Ritter, Ritter ein Substüß glaub' ich
zu sehen, aber den Vater dazu weiß ich nicht
zu rathen.

Westhausen.

rasch.

Für diesen verbürge ich mich.

Elmingen.

Für wen?

Westhausen.

Für wen es auch sei. Ich finde den Zusammenhang. Laßt mich jetzt. Wenn ich Euch mehr sagen kann, sieht Ihr mich wieder. Beruhigt Euch bis dahin, wendet Euch an niemanden — Laßt mich, ich bitte Euch.

Eimingen.

Ihm fest in's Auge sehend.

Ich lasse Euch. — Nein! Indem er ihm die Hand drückt. Ihr seid ein edler Mann!

Er geht ab.

Zweite Scene.

1 Heinrich von Westhausen allein.

Ihm nachgehend.

Auch Euch kannte ich stets dafür — Es
kann nicht anders sein, dieser Mann hat nicht
gelogen. — Und hat er nicht — Ha, was
ist das? Hat er nicht gelogen — wofür schau-
dert meine Seele so? — Vor der Aufklärung
dieses Räthfels? — O nein, nein, nein! Das
ist nicht möglich —

5

224 Das heimliche Gericht

Dritte Scene.

Konrad von Sontheim. Heinrich von
Westhausen.

Westhausen.

Er kommt! — O diese Gestalt tödtet
meine Hoffnung! Bankend und kraftlos —
Schuld scheint diesen Nacken zu beugen!

Sontheim.

Du hier, und allein? Wie kommt es,
Heinrich, daß wir uns so wenig sehen? Ich
meine, wir müßten uns viel zu sagen haben.

Westhausen.

Ich vermuthete dich beschäftigt. Der Her-
zog ist ja noch hier.

Sontheim.

Der Freund geht ihm vor. Hab' ich dich
etwa beleidigt? Ich war nicht so ganz bei mir,
da wir uns zuletzt sahen.

Westhausen.

So haben wir die Launen gewechselt. Du
bist jetzt aufgeräumt und heiter. — Sontheim

schlägt beklemmt die Augen nieder, Westhausen der ihn betrachtet, stockt im Reden; eine kleine Pause. Und ich — vor meinen Augen steigen schwarze Gestalten auf! Eine nach der andern — Auch Bilder der schönen Vergangenheit, aber von trüben späteren Schatten entstellt. — Sieh, so ist es. Auch dich stecken sie an, meine Worte locken Thränen aus deinen Augen.

Sonthheim.

den Kopf auf seine Schulter lehrend.

Du bist grausam. Wüßtest du wie grausam du bist — deine strenge Tugend würde Erdarmen fühlen.

Westhausen.

innig gerührt auf ihn herab sehend, und ihn fester an sich drückend.

Iheurer — Gefallener! Ja es war eine göttliche Zeit, da Liebe zum Schönen und so fest an einander band; da Ludwig, die Tugend, und wir Eins waren; da wir am Ende jedes Tags immer näher am Ziele der Vorzüglichkeit, und nie ausgelaufen waren; da das mächtige Bewußtsein uns belebte, alle Preise des Ruhms eher zu erschöpfen, als den

Vorrath von Größe in unsern Herzen; da —
o Konrad, Konrad! — da wir schuldlos
waren!

Sonthelm.

Wir! Keine Seele, nenne mir dein Ver-
brechen, daß ich wieder aufstehen könne zu dir.

Westhausen.

Und ist es denn wahr? — Es ist? ist
wirklich wahr? — O nur einen ruhigen, festen
Blick wie vormals, nur jetzt, jetzt einen solchen
Blick! Nicht diese schreckliche Betrüftung in
dem matten scheuen Auge!

Sonthelm.

Was wäre wahr? Was wahr ist, kannst
du nicht denken, ob ich's gleich thun konnte.

Westhausen.

23

in schrecklicher Bewegung.

Weiter! weiter! Ich muß weiter bringen —
Um deiner selbst willen, um der Gefahren willen,
die über dir schweben, wenn — wenn es wahr
ist! — Was hast du —

Sontheim.

Unglücklicher, du verstummst? Es muß eine entsetzliche Frage seyn, der sich deine Stimme verjagt.

Westhausen.

faßt seine Hand und hält sie mit fürchterlicher Spannung in die Höhe, dann läßt er sie los, mit knirschender Stille.

Schande! sie kriecht schon feig zurück, die gepriesene Kraft der Seele, vor der kleinen Unmöglichkeit, daß nicht geschehen sei, was geschehen ist! Auch du! Aufwärts blickend. Bist hier nicht allmächtig! So falle dann die Entscheidung — Mit zitternder Stimme, aber schnell. Was hast du mit Herrmann gemacht?

Sontheim.

Stürzt mit einem Schrei zusammen, und verhüllt sein Gesicht.

Westhausen.

Steht in tochter Betäubung eine Weile vor ihm. Endlich drückt er ihm die Hand, und will gehen.

Sontheim.

aufspringend.

Wohin? Er zieht ihn stark zurück. Bei Gott du darfst mich nicht verlassen.

Westhausen.

Ich muß. Du warst mein Freund. Ich gehe zu sehen, zu fühlen, ob es abzuwenden ist, das Gewitter — Leb wohl.

Sontheim.

Nein. — Westhausen, wenn du mich jetzt verlässest, so verlaß dich dein guter Geist auf ewig. Bleib. Sieh, du kannst dich von mir nicht los reißen. Ich fühl' es, Starker, du kannst nicht. Meine Sehnen sind Eisen geworden. Himmlisches Gefühl! Die tödtliche Entkräftung ist diesen Augenblick von mir gewichen.

Westhausen.

Was willst du von mir, Rasender?

Sontheim.

Ha, Unmensch! Raserei wäre diese Löwenstärke, Krampf diese zerdrückende Kraft? Mich so fürchterlich zu wecken! Ich träumte, ich sei ein Mann.

Westhausen.

Alle.

Was willst du von mir?

Sontheim.

Ich verleihe dich. Dieser Ton, diese Miene — ich verleihe sie. Du bist für mich verloren. Aber ehe du alles weißt, ehe mein Herz sich von der entsetzlichen Last befreit hat; ehe sollst du nicht gehen.

Westhausen.

Du hast Herrmann gemordet — Brauch' ich mehr zu wissen.

Sontheim.

mit einigem Stolz.

Ha, bei dem was ich einst war! Es darf dir nicht genügen mich gefallen zu sehen. Höre wie ich sel, und lerne zittern für deine Jugend.

Westhausen.

Rede.

Sontheim.

— Ich fand Mathilden von Landsberg in dieser Gegend. Bei den frommen harmlosen Ritterweibern, die du kanntest, diesen besseren Hausgeräthen zu behaglicher nie verführens der Ruhe für ihre Herren, haßt du es nicht

fassen gelernt, daß eine geheime teuflische Macht in weiblichem Reiz sich verbirgt, und den starken Geist des Mannes unaufhörlich an sich zaubert. Ehre was du nicht kennst; das fordert dein Freund von dir, den ehemals die Welt neben dir nannte. Das Gift drang in meine innerste Seele. Ich hörte nicht mehr den Ruf der Ehr'. Deine Thaten schallten vergebens in meine Ohren; was kümmerte mich Lubwig, und die Fürsten und Ritter?

Wesphausen.

Oh das kann ein Weib!

Sontheim.

Sie war Wittwe, Augenzeugen hatten hin-
terbracht, daß sie Herrmann fallen gesehen in
Palästina. Die Vorbereitungen zur Hoch-
zeitfeier begannen. In wenigen Tagen sollte
mir Herrmanns Wittve ihre Hand am Altar
geben. Sie hatte schon Landsberg geräumt.
In diesem Taumel traf uns die fürchterliche
Botschaft, Herrmann lebe noch, und sei in
Bilgerkleidern, unerkannt zu Landsberg. Ein
Knappe, dem er sich entdeckt hatte, eilte mit
dieser Nachricht zu uns herüber. — Priester.

Gegen und Altar konnten unsern Bund nur der Welt offenbaren. Heiß und doppelt geknüpft war er schon, die rasche Leidenschaft hatte nicht auf Hieher- und da-Weichen gewartet — Nathilde erholte sich zwerch. Hast du Muth, fragte sie mich, in der Liebe? Magst du versprechen, was du thun kannst, mich zu befreien, zu retten von der unaussprechlichen Schmach? Ich schauderte, kämpfte — aber die Liebe schuf sich eine eigne Tugend, und die Tugend der Liebe kannte kein Verbrechen, als preis zu geben der unaussprechlichen Schmach das Weib, das mir alles geopfert hatte. Und bei Gott, Heinrich, noch jetzt in diesem schrecklichen erakten Augenblick, noch jetzt fasse ich es nicht, daß ich dies unbegreifliche Kunstwerk der schaffenden Natur den Seelen gereichenden Klamen der Schande hätte hinwerfen können — Der Knappe eilte mit dem blutigen Austrag zurück — und Herrmanns Wittwe gab mir ihre Hand am Altar! — Pause.

Westhausen.

L. II.

Und jetzt ist der Ritter Wolf von Eimlingen hier auf deinem Schloß, der Herrmann

auf seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande begleitet hat. Du begreifst, welchen Gefahren dich seine ängstliche Nachfragen aussetzen. Was beschließt du? Noch hat er niemanden gesprochen als mich. Mir mußt du es überlassen, ihn zu beruhigen und zu entfernen. Aber ich sinne vergebens. Sprich, gib mir Mittel an. — 'Du schweigst? Du mißest mich mit den Augen? Es gilt deine Sicherheit, dein Leben —

Sontheim.

Heinrich — Du spottest meiner!

Wedhausen.

Bei meinem Eid, das thu' ich nicht. Ich erwarte deine Vorschläge, und eile zur Ausführung. Wir sind Waffendröder, du hast mir das Leben gerettet — kannst du noch zweifeln, ob ich alles anwenden werde, die unzeitige Entdeckung zu verhindern? Du wirst nichts unedles verlangen.

Sontheim.

Wiso so ist es? Nun verächte' ich dich. Du irrst mich nicht mehr. Du verächtest mich.

Und du willst mich retten? — So gewiß ich
deiner bedarf — so gewiß verwerfe ich deine
Hülfe.

Westhausen.

Sie?

Sontheim.

Westhausen, vor wenig Augenblicken
wünsch' ich den Tod, den Tod der Verbrecher.
Ich schwächete nach Vernichtung, denn des
Ermordeten Geist drückte den meinen nieder.
Jetzt ist meine Seele heller. Ein schönes Ziel
scheint noch vor ihr aufzudämmen. Ich sühle
mich stark genug zu leben, denn Herrmanns
Geist ist von mir gewichen. Der Edle schont
meine letzten Kräfte, daß ich mit diesen
ihn veröhnen könne. Heinrich, du weißt es
nicht, aber es ist dein Werk. An dem wohl-
thätigen Strahl der Freundschaft zündet sich
die verlöschende Flamme von neuem an. Ohne
dich schwindet sie wieder dahin. Aber so
will ich deine Hülfe nicht. Kalte Pflicht wird
die zarte Lebensblüte nicht warten und pfe-
gen; keines Herzens hätte dich bedurft.
Hab ich dein Herz verloren, so geh. Geh,
und laß dich das flüchtige Licht nicht dauern.
Es wird bald ausgehen, und todtes Dunkel

wird wieder meine Sinnen umhüllen. — Nein,
ich scheue dein rothendes Auge nicht. — Ernst
und wahr sind meine Worte.

Westhausen.

Laut und kräftig hallen sie hier wieder.
Konrad, vergieb mir. Reich mir deine Hand.
Deine Seele ist gerettet. Laß mir diese Hand.
Wir erneuern den Bund, und ich verlasse dich
nicht. Verführe des Edlen Geist, dann stirb!
Die nie gefallenen Helden werden ihre Vorberer
zu deinen Füßen legen, und dich um kein
Verbrechen beneiden.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Mathilde.

Westhausen.

zurück tretend, indem er Mathilden erblickt.

Oa verloren dieses Augenblickes Werth!

Sontheim.

Nein! Westhausen, hast du je geglaubt, ich würde diese verlassen? Dann setze mein letzter Anspruch auf Versöhnung hinweg, und sie wär' es nicht werth gewesen, was ich für sie gethan.

Mathilde.

Was ist geschehen seit ich dich verließ? Ich sehe Wunder in deinem Auge, Konrad. So schön und heiter sah ich es nie strahlen. Und ich noch ein Fremdling in deiner Freude?

Westhausen.

Konrad, wir sehen uns wieder.

Er will gehen.

Sonthrim.

Weshausen! Im Namen unsers erneuerten Bundes beschwör' ich dich, bleib. Denn ohne sie brech' ich ihn wieder.

Mathilde.

So wäre es doch möglich? Dieser eiserne Mann hätte gethan, woran ich verzweifelte? Ritter, Eure Hand. Die Liebe beugt sich vor der Freundschaft. — Er wendet sich ab. Er will mich nicht hören, nicht sehen, der Wille! meinen Dank nicht annehmen!

Weshausen.

ohne Zurücken.

Weil ich mir unbewußt bin ihn zu verdienen. — Ich habe die Liebe in diesen Bund nicht gedacht. Möge sie dich glücklicher machen, als sie es that!

Mathilde.

Ritter — ich sehe, Ihr wißt alles. Eine weite Kluft trennt Euch von mir. Und doch — von diesem Augenblicke zieht mich etwas an zu versuchen, ob ich Euch nicht näher kommen könnte. Wenn ich Euch, wenn ich

ihn so sehr — ich will es Euch gestehen, es ergreift mich heute zum erstenmal eine sonderbare verwoirne Ahnung von — von Männergröße!

Westhausen.

Zum erstenmal! O Sontheim, so tief warst du gesunken?

Mathilde.

Vergeßt nicht, Unglücklicher, daß Ihr bis diese Stunde noch kein weibliches Herz sahet. Euer Freund war glücklich durch die Liebe. Räumen mußte sie sein Herz, daß in ihre Stelle die Neue treten konnte.

Westhausen.

In seiner Seele nur, des minder Schuldigen?

Westhausen.

Soll ich mich der blutigen Bilder rühmen, die so oft den goldnen Schlaf von meinen Augen verschleuchten? Dieser langsam zehrende Wurm hat vor der Zeit Rosen auf meinen Wangen gebleicht. Aber ich war Weib und Mutter. Liebe birgt die schöne

Kraft, die das traurige Schicksal von mir ab-
wehrt, in der gähnenden Betrachtung des
Vergangnen, Gegenwart und Zukunft zu einer
ausgebrannten Wüste umgeschaffen zu sehen.
Sie schuf neue Rosen, die der Wurm der Reue
nicht bleichte; und überlebte selbst das Unglück,
nicht mehr geliebt zu sein.

Sonthheim.

Heinrich, dein harter Blick sagt mir's: du
denkst nicht klein mehr von diesem Geschöpf.

Mathilde.

Ihr, Ritter, habt Konrads Herz wieder
zu den Gefühlen gestimmt, die im öden Schmerz
der Gewissensangst verhallt waren. Euch werd'
ich es also verdanken, wenn mir in seinem
Hergen — —

Sonthheim.

Du verstummst? — Mathilde, rede! Die
Bewegung, in der ich dich sehe — Schmerz
ist sie nicht, diese Bewegung.

Westhausen.

mit einer Theilnehmung, die seit ihren letzten Reden in
einem Stienen geblieben ist.

Nein, Schmerz ist sie nicht. Ich sehe einen Gedanken in dieser Seele sich bilden. Redet, redet!

Mathilde.

Du weißt es, Sontheim! Kraft ohne Zie fand ich die Bestimmung mancher gezeichneten Helden. Lassen, an denen ihr Muth ermattete, sah ich von der weichen Weiblichkeit ohne Anstrengung heben. Ich lehrte dich mein Geschlecht achten. Und nun — wenn du nun meine Seele dir nach zu Eurer hohen Tugend leiten willst, die ich heute begreifen gelernt habe; dann — mit Grazie gegen Westhausen sich wendend, dann Ritter, nehmt Ihr doch auch dafür meinen Dank an?

Westhausen.

indem er Sontheim die Hand drückt.

Vergieb mir, Freund! Ich that dir doch wohl unrecht.

Sontheim.

Mathilde, Mathilde, freue dich deines Sieges. Herrlicher legte noch kein Mann.

Westhausen.

Ich bitte Euch, merkt meine Seele jetzt nicht nach meinen Worten. Ich finde keine Worte für Euch. Und soll ich's Euch gestehen? Ich — ich fasse Euch noch nicht.

Mathilde.

lächelnd.

Westhausen, die Weiberseele entschläpft Euch wenn Ihr sie fassen wollt, fühlen lernt Ihr sie bald! Wenn Ihr mich fühlt, wie es scheint — dann freilich hab' ich gesiegt.

Sontheim.

Und durch deinen Sieg bin ich stürker so gewisser. An Eurer Hand — fürcht' ich keine Dornen auf dem Pfade den ich gehen werde. Erbe weich. Heinrich — du hast meinen Kord noch nicht gesehen!

Sie gehen ab.

Fünfte Scene.

Der Truchseß, Adolf von Limingen,
im Gespräch vereinzelnd.

Truchseß.

Es ist äußerst seltsam, was Ihr da erzählt.
Ihr kanntet ja den Ritter schon vorher in
Deutschland. Es konnte kein Betrüger seyn,
mit dem Ihr zu thun hattet.

Limmingen.

Herrmann und ich lebten seit der Mühlbo-
rer Schlacht wenig ohne einander. Der Fall
ist ganz unmöglich.

Truchseß.

Ich erinnere mich wohl nur flüchtig ihn
gesehen zu haben. — Zwar — Ihr ruft mir
etwas zurück. — Gerade in den Tagen, als
Konrad von Sontheim sich mit der Wittwe —
der vermeintlichen Wittwe Eures Freundes ver-
mählte —

Limmingen.

Und diese Vermählung, die ich von Euch
erfahren! Der Zeitpunkt dieser Vermählung!
Lauter dunkle Räthsel.

Truchseß.

Ganz recht. Eben damals war es — ich befand mich der Feierlichkeiten halber, die der Herzog dem Brautpaar geben wollte, gerade zu Landsberg. — Eben damals — wie doch Umstände, die einst so auffielen, bis sie wieder erweckt werden, in dem Gedächtniß schlafen können!

Limingen.

Nun?

Truchseß.

Wie ich Euch sage, ich bemerkte damals einen armen Pilger, der in dem Schlosse bei den Knappen und Knechten, mit Erzählung seiner ausgestandenen Fährlichkeiten, mit frommen Liedern, sich eine mäßige Nahrung verdiente. Der grauhaarige Bursche machte mich aufmerksam. Es war etwas Bekanntes in ihm, etwas Edles, das mit seinem Stande und seinem Auszuge so wenig übereinstimmte. — Zwei Narben, die sich über seinem Auge kreuzten —

Limingen.

Ueber seinem rechten Auge? Herrmann — es war Herrman! Ueber seinem rechten Au-

ge, nicht wahr? Und sein linker Arm war gelähmt?

Truchseß.

Richtig, der linke mocht' es sein. — Ich suchte an diesen Pilger zu kommen, ich wollte ihn dingen, mit Sing und Sang bei meinen Festen aufzutreten. Seine Antworten waren sonderbar und räthselhaft. Eines Wortes erinnerst ich mich eben vollkommen, das er mit tiefbedrückter Miene sagte: sein Gesang möchte Rabengefang sein in die Hochzeitsfreuden. — Den Tag darauf fehlte er auf dem Schloß, und niemand wußte, wenn, noch welchen Wegs er gegangen. Mehrere Bewegungen, Kleinigkeiten häuften sich zu der Zeit zusammen, die mich für den Augenblick nachdenkend machten — aber Mangel an Nahrung entfernte seitdem den schwankenden Argwohn aus meinem Kopf, jene Ereignisse sind mir zum Theil entfallen, und ich kann es Euch nicht einmal so klar mehr machen, was mir damals —

Limingen.

O klarer kann nichts sein unter der Sonne! Dieser Pilger war Herrmann! Er fehlte — fehlte auf dem Schloß? Truchseß, Ihr

wißt gewiß mehr. So schwankend ist Euer Verdacht doch nicht geblieben, so rein waren doch all Menschen um Euch herum nicht, daß Ihr keinen in Eurem Herzen der That hätte zeigen dürfen.

Truchseß.

Der That? Konnte ich damals eine bestimmte That ahnen? Freilich, hätt' ich damals gewußt, was ich von Euch erfahre, dann wären jene Erscheinungen heller an mir vorbei gezogen, dann wärd' ich die verdächtigen auf ihrer Flucht angehalten haben. — Aber Ihr, was nehmt Ihr vor? Wie denkt Ihr nun dem Geheimniß auf den Grund zu kommen?

Lüdingen.

Werde ich — muß ich das? — Herr Truchseß, dieser Handel scheint mir nicht ritterlich; ich gesteh' Euch, daß er mich abschreckt. Die Sache der Freundschaft wär' es freilich. Aber ich glaube nicht, daß mir beschieden ist das aufzuheben. Eine innere Stimme rath mir an, mich in dieß Spiel nicht zu mengen. — Dann habt Ihr hier ja Eure Fehngerichte. Für diese möchte dies eher gehören, und den

weisen verborgenen Richtern kann die Unthat nicht entgehen, wenn es anders nicht Lügen sind, was man von ihnen erzählt.

Truchseß.

Lügen und Wahrheit unter einander, wie es geht! Allwissend sind ja doch Menschen nicht. Mit einer Art von miseriabler Wichtigkeit. Und die ächte Beschaffenheit des Gerichts bleibt dem Volk ewig ein Räthsel.

Ervingen.

Sei's wie es sei! Ich kehre zurück in meine Heimath. Entdeckt sich mehr, so dringt der Ruf davon vielleicht bis zu mir. Auch habt Ihr hier einen Mann, der durch mich genug erfahren hat, um der Spur weiter nachzugehen. Und dieses Mannes ganzes Leben war der Verfolgung des Unrechts geweiht. Wer könnte besser, als Heinrich von Weßhausen —

Truchseß.

Weßhausen ist's den Ihr meint? — Ihr habt ganz recht, und ich verdient es Euch nicht, daß Ihr damit nichts zu thun haben wollt. — Er weiß also alles?

Limingen.

Was ich weiß, hab' ich ihm gesagt.

Truchseß

Es muß ihm auffallend — sehr auffallend gewesen sein. Wie nahm er sich, als er das hörte?

Limingen.

Die Wahrheit zu sagen, sonderbar — sonderbar genug, um einen Augenblick Zweifel in mir zu erregen. Aber ich habe mich geschämt, daß ich den Abscheu einer edlen Seele vor einer Schandthat wie diese wäre, verleihen konnte. Rein, Westhausen ist die Krone der deutschen Ritter. Er wird es ausmachen, ausfechten wenn es seyn muß — Ich eile, daß mich niemand hier sehe. Ich athme da so schwer, als wäre die Luft verpestet. O Herr Truchseß, vor meiner Wallfahrt in's gelobte Land war' ich diesem Ungeheuer muthig entgegen gegangen; damals kannte ich das Gefühl nicht, das mich jetzt aus diesem Schlosse treibt. — Leb' wohl. Mein Pferd steht gesattelt im Hofe. Leb' wohl.

ak.

Truchseß.

So lebt dann wohl, Herr Ritter. Mein.
Recht — recht so! Nun verlich' ich dich,
Ruheim, Dieses Mannes Schicksal ist in
meinen Händen — und der Rufm des
Ordens!

Sechste Scene.

Der Truchseß. Heinrich von Westhausen.

Westhausen eilt schnell an dem Truchseß vorbei, dieser hält ihn auf.

Truchseß.

Wohin, Herr Ritter? Wohin so eilig?

Westhausen.

Sieh da, Herr Truchseß. Ich kannte Euch nicht so gleich; verzeiht — Er will gehen.

Truchseß.

Sucht Ihr den Herrn von Sontheim? Ich vermuthe ihn bei dem Herzog.

Westhausen.

Nein, ich verlasse ihn eben. Wie oben.

Truchseß.

Herr Ritter, es kann Unbescheidenheit seyn, daß ich Euch aufhalte. Aber Ihr müßt's unsrer einem vergönnen, es thut uns so wohl

Männer Eures gleichen zu sehen. Und wenn
Ihr Euch vollends zu uns herablaßt — Freilich,
die Herren Ritter verachten uns, die wir in
Hofdiensten grau werden.

Westhausen.

Ganz und gar nicht ich ehre das Verdienst
in jedem Stande. Aber Ihr seht, daß ich eilig
bin. Ein andermal werd' ich besser Bekannt-
schaft mit Euch erneuen können.

Truchseß.

Nun, ich will Euch jetzt nicht hindern.
Ein andermal also, ich halte Euch bei'm Wort.
O es ist nicht lange, da sprach ich von Euch
mit dem Ritter Adolf von Eimingen, der —

Westhausen.

Eimingen, Eimingen! Ihr habt ihn ge-
sprochen? — Ganz recht. Wißt Ihr, wo
er ist? Ihn such' ich eben.

Truchseß.

Um desto eher könntet Ihr mir eine Weile
Eure Unterhaltung gönnen. Denn Adolf ist
nicht mehr hier.

Westhausen.

Nicht mehr hier? Seit wann? Wohin ist er gegangen?

Truchseß.

Das weiß ich nicht. Aber fort ist er. Er nahm kürzlich Abschied von mir.

Westhausen.

Und mich hat er vermieden? Das ist sonderbar. Das thut mir leid. Ich hätt' ihn gern noch gesprochen.

Truchseß.

Im Vertrauen, Herr Ritter, und in der Uebereugung, daß Ihr mich nicht verrathen werdet —

Westhausen.

beisteh.

Wie? Sollte er — Iam. Was habt Ihr mir zu sagen?

Truchseß.

Der gute Ritter schien mit seinem Aufenthalt nicht zufrieden, und darum eilte er früher hinweg.

Westhausen.

Worüber kann er klagen? Mehr edle Gask-
freiheit fand er sicher auf keinem andern Rit-
terschloß. Er hat sich zwar nicht bei Konrad
selbst gemeldet.

Truchseß.

Nein, nein, so ist es nicht. Ganz etwas
anders! Mich selbst übersäut ein Grauen, wenn
ich an die Dinge denke, die er mir gesagt hat.

Westhausen.

Ha! — Und wie lauten diese entsetzlichen
Dinge?

Truchseß.

Ihr wollt spotten, Herr Ritter — Habt
Ihr ihn denn nicht gesprochen?

Westhausen.

Ja wohl, aber weiß ich darum, was er
Ruch gesagt hat? oder worüber Ihr erschrocken
seyn mögt?

Truchseß.

Doch! Es würde mich wundern, wenn
Ihr es nicht wüßtet. — Ob Ihr freilich es

wissen wollt, — und daß Ihr als Rittermann nicht so leicht zu schwächen seid, als einer meines Schlags —

Westhausen.

faßt den Truchseß beifig bei der Hand, und schüttelt ihn unsanft.

Behaltet Eure Schrecken für Euch, Herr Truchseß. Hört Ihr? Ganz für Euch! Und denkt dabei, was es Euch einst in Ludwigs Lager gekostet hat, als Ihr mit Eurer Junge Euch unter Ritterschwerter wagtet. Habt Ihr die Lehre schon vergessen, die Euch Konrad damals gab?

Truchseß.

beißt wüthend die Lippen zusammen, fährt aber ruhig fort.

Ihr seid aufgebracht. Vergebt mir. Wir freilich können Dingen dieser Art nicht mit dem Schwerte beikommen. Jedoch unter uns, Herr Ritter —

Westhausen.

Unter uns! Nun dann, unter uns also?

Truchseß.

Ein ruhiger Kopf bringt oft mehr heraus, als der tapferste Arm. Und es ist ja auch noch die Frage, ob Ihr den Eurigen hier würdet gebrauchen wollen. — Ihr habt es noch nicht so erfahren, daß die Menschen nicht immer sind was sie scheinen.

Westhausen.

Eine weise Bemerkung! Auf die Euch also jene Wunderdinge geleitet, die Ihr von Eimin gen erfahren habt?

Truchseß.

Ihm fest und unverrückt in die Augen sehend, nach einer Pause langsam und kalt.

— — Also — glaubt Ihr wirklich nicht, daß Konrad von Sonthheim der Mörder Herrn Manns ist?

Westhausen.

Schändlicher Lächerer! Du sollst mir jetzt Rede stehen, oder —

Truchseß.

Was ich für ein Recht habe, Euch zu fragen? — Nun, wie ich Euch sage, von Euch

hoffe ich Nicht über die Sache zu erhalten —
Bestätigung vielmehr, denn klar ist sie mir
schon. — — Und dann —

Westhausen.

Dann? — Mensch, Teufel, oder was bist
du? —

Truchseß.

Eure Ungeduld ist natürlich. — Es ist
genug des Scherzes!

Westhausen.

schäumend.

Des Scherzes? Elender —

Truchseß.

Halt, Ritter! — Er zieht langsam einen
Dolch hervor, und hält ihn Heinrich vor die Augen.
Erkennt Ihr mein Recht Euch zu fragen? —
Heinrich bleibe wie vom Donner gerührt, der Truchseß
fährt fort. Wo habt Ihr den Bruder zu die-
sen? — Und Euer Eid? Ihr habt um diesen
Frevel gewußt. Ihr wolltet ihn dem Gericht
verheimlichen. Euer Eid, den Ihr schwuret vor
dem versammelten Gericht?

Wesphausen.

in einer dumpfen Beiluhung.

Ich hatte ihn vergessen.

Truchseß.

Vergessen? Nun bei allem was stillsam ist — vergessen? Ihr habt's vergessen, daß Ihr schwuret, anzugeben jeden Frevler, den Ihr sehen, oder hören, oder ahnden würdet, welches Band Euch auch an den Frevler bände —

Wesphausen.

Schänderb.

Ha — diese Worte hör' ich zum zweitenmal aus deinem Munde! Du warst es, der ausfiel —

Truchseß.

Eure Gedächtniß kehrt zurück. Ja, ich war es, dem Ihr schwuret auf diese Worte. Und ich forctre Euch auf, vor dem Gericht zu bekennen, was Ihr von Herrmanns Ermordung wißt. Zu bekennen, hört Ihr? Dieses Wort enthält Eure Schuld. Versucht sie zu tilgen durch Gehorsam und Reue.

X

Westhausen.

Nun wahrlich, mächtig ist der Hand, der Euch den Muth giebt, so mit mir zu sprechen; der Euch und mich so zusammen stellte, daß ich zittern konnte vor Euch. Meine Verachtung hat mich Euch preis gegeben. Aber ich will meine Schuld tilgen durch Reue. Bis der Hengrund mich verschlingt, den ich vor mir sich öffnen sehe — werd' ich es bereuen, daß ich das Gericht ehrte, dessen Mitglied Ihr seid. Ihr saßt obenan unter den Brüdern — o es ist klar! Die sichersten Stützen des Ordens sind die Unglücklichen, die ohne ihn in ihr Nichts zurückstürzen würden.

Truchseß.

Tödtlicher! Vor den Brüdern wurd' es an Euch sein, zu antworten. Ihr seid nicht mehr in Ludwigs Lager, Ihr und Konrad nicht mehr.

Westhausen.

Truchseß, Truchseß! Was möchtet Ihr bieten, dies Wort zurückzunehmen. Jetzt seh' ich es: wir sind verloren, Konrad und ich sind verloren. Der Orden wird keiner feigen Rache dienen. Die Rächer des Rechts wer-

den rächen keine verdiente Schande. Wäre Konrad damals zum König von Böhmen übergegangen, hätte er demen schimpflichen Auftrag gelehrt und Karls Gold angenommen, er möchte jetzt ruhig den Verbrechern zu Verbrechern schreiten. Weil er der guten Sache treu war, weil er keine entehrenden Vorschläge verschmähte, weil er den niedrigen Fäulnisknecht beschimpft seinem Herrn zurücksandte — darum, darum allein wird das Gericht ihn zur Rechenschaft fordern.

Truchseß.

Nemmer Verblendeter! Ich vergebe Euch, weil Euer blödes Auge dem geraden Gang der Lebensregel noch nicht zu folgen vermag. Wäre Conrath mein Freund, ich würde ihn dem Gericht opfern. Aber Furcht vor kleinen Misdeutungen wird ihn eben so wenig retten. Zwischen Eurer Freundschaft und meiner jacten Bedenklichkeit wagt Ihr daß der Verbrecher entgehe der Rache. Nein! Die Satzungen des Gerichts sind Euern Rückzügen unzugänglich. Ich habe einen Frevel der Ungestraftheit entzissen — Der ihn verübte, hat seine Ansprüche auf meinen Haß wie auf meine Liebe, auf meine Großmuth wie auf meine Rache verwürkt. Er ist nur das Werkzeug der That und das nothwendige Opfer des Ge-

nicht: menschliche Bande können zwischen diesem Weir und mir keine andre Gemeinschaft mehr stiften. — Ihr lacht?

Westhausen.

Eine kleine Seele hinter große Gedanken, flüchten zu sehen. O sagt mir, ich bitte Euch — es war ein ehrwürdiger Greis unter Euch, seine graue Weisheit sprach meiner scheuen Seele Muth und Zuversicht ein — ist auch dieser ein Betrüger? oder ist er betrogen? O dann der Unglückliche! Er wird auf dem Todbett verzweifeln, wenn die heiligen Schleier fallen, und er das nackte Geripp der Selbstsucht erblickt! — Ihr schweigt? Wozu noch diese Zurückhaltung? Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr mir die innersten — die unverletzbarsten Geheimnisse Eures Ordens schon verrathen habt?

Truchseß.

Halt! Ich bin der Entweihungen müde. Ich hab' Euch nichts mehr zu sagen — bis wir uns wiedersehen! Er nickt im Abgehen auf Konrad von Conthaim, den er erst ehrenbietig vorher läßt.

Siebente Scene.

Konrad von Sonthheim. Heinrich von
Westhausen.

Sonthheim.

So bleibst du, Heinrich? O jeder Augen-
blick, den du mir jetzt abziehst, ist ein Raub
an meiner Seligkeit! Mit dir kann ich nur
der freischen Lebenslust mich freuen —

Westhausen.

Hat sie so feste Wurzeln in deinem Busen
gefaßt?

Sonthheim.

Mein Geist irt schon in künftigen Thaten
umher. Halte du ihn fest. Wähle für mich.
Wir führen zusammen aus, und beschämen die
Vergangenheit.

Westhausen.

Unglücklicher!

Sonthheim.

Was ist das? — Und du so verändert?

Westhausen.

Unselüchlicher! Du hast einen Mord begangen. Weißt du nicht daß ein Mord tausend Zungen hat, seinen Urheber zu verrathen? Das entbehrlichste Leben wird tausendmal vermisst — und du schwelgst in künftigen Thaten?

Sontheim.

Das hör' ich von dir? Westhausen, von dir? Besinne dich. Oder ist es eine Probe, auf welche du meinen Muth setzen willst? Weil frohe Ahnungen alle wieder aus dem Leben winken, glaubst du darum ich fürchte den Tod? — Den fürchtet nur der verzweifelnnde Sünder.

Westhausen.

Sontheim — ja du hast die Probe bestanden. Die frohen Ahnungen sollen dir erfüllt werden. Wenn noch Kraft in dieser Seele ist —

Sontheim.

Du willst mir entschlüpfen, Heinrich —

Westhausen.

Nein. Komm. Sieh, ich hebe keine Hand empor zum Aufstehenden und Schwörer — O nein, nein, nein!

Sontheim.

Unbegreiflicher Schwärmer! Was beginnst du?

Westhausen.

Gewiß, ich verlasse dich nicht, ich halte dich. Aber schwören will ich nicht, schwören nicht. Ein Eid ist zu schwach — weil ich dich halten will, darf ich nicht schwören. Ohne Eid bist du meiner gewisser.

Sontheim.

Und ich soll diese Räthsel nicht —

Westhausen.

Fordre es nicht. Du darfst in diesem schönen Lauf nicht aufgehalten werden, und du sollst nicht. Aber fordre keinen Aufschluß. Laß mich allein handeln. Auch ich habe zu büßen. D eine Thorheit ist oft schwerer zu büßen als ein Verbrechen!

Sontheim.

Ha! verdammt sei meine Ruhe, wenn der Fluch, der auf mir lag, über dich gefallen ist! Du sagst das Gift aus meiner Wunde —

Westhausen.

Nein, Lieber! Du hast keine Schuld an meinen Qualen, aber du hast auch kein Mittel sie zu lindern. Die wehlthätige Hand der Liebe darf meinem Uebel nicht beikommen, ihr muß es verborgen bleiben. Vertrauen macht es unheilbar, ich muß es einsam tragen. Ich stehe auf einer bedenklichen Spitze. Soll ich sündigen, so sei es wenigstens nicht an den Befehlen meines Herzens. Ich verlange etwas Schweres von dir, aber die Stunde schlägt noch, wo ich dir lohnen werde. Das Orakel deiner Zweifel, deiner Angst verlange ich von dir. Deine Stimmung kan allein meine Laufbahn erleuchten. Bleib ruhig, Sonthheim, bei Dingen, die du nicht erforschen kannst. Ich gebe mich zu berathen, mit dem Gott in mir und über mir! Er geht ab.

Sonthheim.

tief seufzend.

— Erreichen kann ich dich nicht — ich kann dir nur folgen.

Achte Scene.

Ronrad von Sontheim. Albert von
Linne.

Linne.

Dank sei endlich dem Schicksal! Ich habe
einen Menschen, der von ihm weiß. Sont-
heim, sagt, o sagt mir, wo ist Westhausen?
wo ist er? Westhausen, Euer Freund — wo
ist er?

Sontheim.

Wer seid Ihr, der meine Angst um ihn zu
vermehrern kommt? Schickt er Euch ab, mich
auf die Probe zu stellen, ob seine Befehle mir
heilig sind?

Linne.

Ein Ritter war ich vormals wie Ihr. Jetzt
der geprengte, geplagte Geist Alberts von Linne.
Antwortet mir — was macht Westhausen? lebt
er noch?

Sontheim.

Er lebt — und Ihr habt Grund daran zu
zweifeln?

Linne.

Er lebt? Wißt Ihr es so gewiß? —
 Ich scheine Euch auch zu leben, nicht wahr?
 O wenn Ihr Euch nicht besser auf das Leben
 versteht, dann könnt Ihr den Leichnam Eures
 Freundes zuletzt in Eure Arme geschlossen ha-
 ben, und wähnen er habe gelebt. Er ist todt,
 und sein Mörder bin ich, und darum treibt's
 mich rastlos herum.

Sontheim.

Rasender, deine Räthsel sind schrecklich;
 aber bei Gott, du wirst sie mir lösen!

Linne.

Nein. In die Geheimnisse der Unterwelt
 dringt kein Sterblicher; Ihr forcht verge-
 bens. — Antwortet Ihr mir, dem keine
 Unterwelt die Zunge band. Wenig habt Ihr
 ihn gesehen?

Sontheim.

Jetzt eben — wild und zerstört, wie er
 es niemals war.

Linne.

Es wütht, es wütht! Wild und zerstört,
 sagt Ihr? Mit einem Stempel gezeichnet

er und ich! O fñhret mich zu ihm! Liefert
mich seiner Rache aus.

Sonthcim.

Satanischer Quäler, treibt Euer Spiel
nicht weiter mit meiner Ungewißheit —

Linne.

Reinigt Euch diese? Seht mich an. Un-
gewißheit war die ausgesuchte Strafe der Teu-
fel, denen ich meine Seele verkauft hatte.
Tod geben sie ihren Lieblichen. Wollt auch
Ihr ein Vollführer ihres schrecklichen Urtheils
sein? Kommt, kommt, fñhret mich zu ihm.
Helst mir ihn finden. Ich muß ihn sehen,
sein Blick soll mich retten — vernichten!

Er reißt ihn mit sich fort.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Der Erzbischof. Der Truchseß. Dietrich
von Arlheim. Drei andere Richter.

Der Schauplay ist wie zu Ende des zweiten Akts,
im unterirdischen Gemölde. Nur fehlt die Erleuchtung
im Hintergrunde, und hin und wieder brennen Kerzen.
Auch ist der runde Tisch, um welchen die Richter sitzen,
unbedeckt. Sie sind verhummt; hinter ihnen stehen
drei Knechtinnen, ebenfalls verhummt.

Erzbischof.

Das Gericht ist versammelt; die Zahl der
Wissenden gerecht. Saget an, was an die-
sem Tage der Rache und des Rechts sie be-
schäftigen soll.

Arlheim.

Bernhard Schott, der Cöllner Kaufmann, er-
scheint heute vor dem Freisphule auf geziemend eLa dung.

Erzbischof.

Wo und wer ist sein Kläger?

Helheim.

Sein Kläger ist Herrmann von Bindehorn,
der fromme Ritter. Die Klage lautet, daß
er von Christenglauben in Unglauben verfallen
sei, Ketzerei und Irreligiosität durch das Land verbreite.

Erzbischof.

Also ist dem Kläger der Rechtsklag nicht an-
gesagt worden?

Helheim.

Nein. Ihm bleibt es ewig verborgen,
wie das Gericht über Ketzerei richtet. Der
Beklagte ist würdig erkannt zu büßen, wie
Bruder Augustin.

Erzbischof.

zu den Freisassen.

Führt den Beklagten vor. Sie gehen ab.
Die Meinungen dieser acht rechten Brüder
sind gesammelt und einstimmig?

Helheim.

Sie sind es. Aber bevor über Bernhard Echott das freie Ding beginne, steht zu bedenken, daß die Dominikanerbrüder, Colstin und Berengar, die geistliche Inquisition über ihn beschloßen haben, und ob wir es wagen, ihnen die Beute zu entreißen. Euerm Gutdünken wollen es die ächten rechten Brüder anheim stellen.

Erzbischof.

Habt Ihr an dem gezweifelt? — Ihre Schrecken, vom Himmel gelehnt, werden späterhin die unfern verdrängen. Aber eben darum laßt uns jetzt unsrer Macht uns erfreuen; daß einst aus den letzten Funken des heiligen Feuers in der allgemeinen Nacht ein neues Licht sich entzündet! — Wir wagen jetzt nichts, und das freie Ding beginne ungehindert.

Helheim.

Das haben die Brüder erwartet.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Bernhard Schott, mit verbundenen Augen hereingeführt von den Freistrohnen. Sie nehmen ihm die Binde ab. Ein kurzes Stillschweigen, während dessen er schau und vermundert um sich blickt.

Ein Freistrohn.

Euch ist bang und weh. Erholet Euch. Ihr dürft Euch hier niederlassen.

Bernhard.

Ich dank' Euch; noch kann ich stehen. Die Freistrohnen treten ab.

Erzbischof.

aufstehend.

Öffnet das Gericht auf Leben und Tod. Sie stehen alle auf, jeder zieht einen Dolch aus einer Scheide, die er umgehängt trägt, und führt damit nach den vier Weltgegenden aus; dann legen sie ihre Dolche kreuzweise über einander, und setzen sich nieder.

Helheim.

Bernhard Schott, diese Dolche sind gegen Euern Kläger gespitzt, falls er wissentlich

gelogen. Von Euch erwarten wir Wahrheit. Sie wird Euch nicht retten; aber Ihr steht vor ihnen geschwornen Rächern.

Bernhard.

Wahrheit verbrüde ich Euch. Sie ist mein Gewerbe und mein Verbrechen. In Wahrheit die Seele Eures Gerichts, ist Eure Wahrheit die allumfassende Göttin, die ich kenne, in deren Armen ich mit Millionen anderer Seelen ruhe — so wäre diese furchtbare Hölle meine Freistadt, wenn ich einß der Verfolgung müde werden könnte.

Helheim.

Vergeßt nicht, daß Ihr hier seid, Euch Eures Leids und Eurer Ehre zu verantworten. Das Verbrechen, dessen man Euch anklagt, heißt Unglaube und Keterei.

Bernhard.

Ehrwürdige Männer, ich bin kein Ketzer. Es gilt mir eins, wie man glaube, was ich nicht glaube. Mein Leben nehme, wer dem Kampfe seines Glaubens mit meiner Ueberzeugung, mißtraut. Für meine Ehre fürcht' ich nicht, so lange ich schuldig befunden werde.

Arheim.

Laßt uns die Meinungen dann hören, auf
welche Ihr so stolz seid.

Bernhard.

Das müßt Ihr freilich, denn Ihr sitz hier,
zwischen mir und meinem Zeitalter zu richten.
— Das Loos meines Lebens war nach Gold zu
jagen, und Wahrheit zu erbeuten. Der Handel
führte mich früh in entlegene Theile der Welt.
Wo ich auch war, erkannte ich hinter den bun-
testen Nummereien das sonderbare, sich immer
gleiche Geschöpf: den Menschen. Ueberall hatte
die Menschheit, sich selbst zur Last geworden,
außer sich Wesen gesucht, die von ihr nicht
gesundet seyn wollen. Ueberall sah ich ihre
seltsamen Kämpfe gegen den lustigen aber un-
durchdringlichen Schleier, der die Geisterwelt von
ihr trennt. Im kindischen Bestreben, zwischen
dieser und sich eine Gemeinschaft zu stiften,
riß sie ihre schönsten Kräfte auf. Uebel war
der Ehrgeiz nicht, über das Sichtbare hinaus
nach höhern Wesen zu ringen. Aber sie mußte
die zu entbehren nie verlernen, die ihrer nie be-
dürfen. Sie mußte sich frei von diesem Ge-
schlecht erhalten, das sie zur Sklavin nicht will.
Sie ward der schönen Freiheit überdrüssig.
Sklaverei und keine Herrschaft — so findet der
Wanderer, wo sein Fuß hintritt, das verworrene

Schicksal der Menschen. Ueberall hört er sie mit selbst angelegten Ketten rasseln: freiwillige Knechte, an denen ihre geträumte Tyrannen keine Rechte ausüben. Die frecheren unter ihnen fallen über ihre herrenlose Mitsclaven, und drücken sie mit der verdoppelten Last ihrer eignen Ketten zu Boden. — Vertrieben aus dem Garten der Natur, hat das gefallene Paar seiner Blöße sich schämen gelernt, und ein Gewand erfunden, sie zu bedecken. Ueberall verdirgt dieses Gewand die schöne Menschheit: doch hat es Geschlechter gegeben, die es leicht und frei zu tragen wußten; es erhöhte den Glanz und die Freude ihrer festlichen Tage, es schmiegte sich täuschend an die Umriffe die es bedeckte, und der holde Betrug versüßte diesen Glücklichen des Lebens magre Mahlzeit. Der strengere Mann mißgönnte der jungen Menschheit die frohlichen Spiele nicht; er nahm selbst Theil daran, ihre Freude nicht zu stören. Dem seligen Uebermuth dieses Alters hätte die ungeschmückte Natur ohnehin nicht genügt, aber sie leitete ihren Sinn, Zierrathen zu erfinden, die ihr nachsiferten. Und so tanzten sie denn durch Jahrhunderte hin, in lieblicher Eintracht mit den erfundenen Bewohnern ihres Himmels. Aber wehe den dammen Barbaren, die mit gewaltsamen Sprüngen die garten lustigen Reichen zerrissen! In Qual und Kaseri ging der Taumel der kindischen Ergötlichkeit über; ein drückender eiserner Panzer

ward ihnen aufgedrungen für den weichen Schleier, und das unglückliche Geschlecht schleicht jetzt in seiner Entkräftung umher, jede freie Bewegung gehemmt, niedergedrückt jeder kühne Schwung der Glieder. Männer des strengen Rechts! Freiheit hieß das schöne Verhängniß der Menschen. War es ein Besitz dieses Verhängnisses, ihnen zu groß zu werden, mußten sie unter ihre Bestimmung sinken; o so ist es doch gewiß dem Lauf der Zeit aufzuhalten, sie wieder zu dieser Höhe hinauf zu heben! Die langsame, doch sichere Hand der Zeit bessert, auf der Natur Geheiß, an den stotternden Rädern, an den zerbrochenen Triebfedern ihres Geschicks. Schäzket nun auf Eurer Wage das Verbrechen dessen, der dem trügen Gang dieser Künstlerin voraus eilte, das Geheimniß ihrer verborgnen Werkstatt zu früh verräth.

Helheim.

Wähnet nicht, uns befriedigt zu haben.
Wir wissen jetzt nur was Ihr nicht glaubt —

Bernhard.

Seid Ihr bestellt, über den Gesetzen der Kirche zu halten, so wißt Ihr alles womit ich diese verlege. Mein Unglauben ist mein Verbrechen; er berechtigt Euch zu fragen, und

verbindet mich zu antworten. Was Ihr weiter fordert, ist mein Eigenthum, über das kenn' ich Eure Rechte nicht. Eine Arabische Horde, in deren Gefangenschaft ich einst gerieth, lehrte mich meinen Glauben. Ein andrer lerne den seinen von dem Wurm der zu seinen Füßen kriecht. Hat er seine Frucht, wie ich die meinige, von dem Baum der Freiheit gebrochen, so zerstört keiner von uns des andern Genuß, und wir schöpfen beide ferner Leben und Nuth unter des Baumes Schatten.

Arheim.

So wenig haltet Ihr selbst auf Eure Ueberzeugung? Ihr schleift das ehrwürdige Gebäude, in welchem Ihr Eure Brüder versammelt fandet; zeigt den Riß zu einem bessern, das Ihr ihnen an dessen Stelle aufsehtet.

Bernhard.

Stürzt das Gebäude neben ihnen ein, so bleibt der freie schöne Himmel über ihnen, der nimmer einstürzt. Ein jeder stecke sich aus Laub und Strauch seine eigne Hütte zusammen, die ihn vor bösen Stürmen schütze. Meine Hand wird für meine Brüder keinen Ketten mehr errichten.

Arheim.

Ihr brecht Euch selbst den Stab. Habt Ihr nichts vorzubringen, das Eure Schuld vermindere? Habt Ihr wenigstens diese schrecklichen Sätze nicht in Euren Büfen verschlossen? dem unerlaubten Genuß dieser frechen Ungebundenheit für Euch allein behalten?

Bernhard.

Brecht getrost den Stab, ich habe das nicht gethan. Fern war von mir der schändliche Geiz, allein glücklich zu seyn. Die Schätze, die ich gefunden, machen den FINDER reicher, je mehrere sie mit ihm theilen.

Arheim.

Ihr suchtet also Eure Lehre unter den Menschen zu verbreiten? Ihr hättet die ganze Welt von Eurer Meinung zu überzeugen gewünscht?

Bernhard.

Es war mein Wunsch und meine Arbeit.

Arheim.

Euer Geständniß ist schrecklich. Nicht zu frieden für Euch zu irren, habt Ihr Eure unglücklichen Brüder hinab in Eure Verdammniß gezogen. Doppelte Missethat hat das Gericht an Euch zu strafen.

Bernhard.

Ich lövne sie nicht, und das Gericht strafe.
Macht es schnell mit mir. Mein Tod verfigle
die Wahrheit für meine Schüler.

Ulheim.

Dies ist Eure letzte Hoffnung? So kärke
dann der elende Trost dahin. Dunkel und
verborgenen Tod kann das Gericht über Euch
sprechen.

Bernhard.

Ha das ist grausam — und klug? Sind
sie dahinter gekommen, daß die Vernunft ihre
letzten Waffen — von ihnen borgt?

Erzbischof.

Barpfend.

Klopft mit einem Hammer auf den Tisch; die Zeisigro-
hen treten herein.

F. Tretet ab, Bernhard Scholt, bis Euer
Urtheil gesprochen ist.

Er wird abgeführt.

Dritte Scene.

Die Richter *altri.*

Erzbischof.

Ihr habt ihn gehört. Ist einer unter Euch der seine Stimme zurücknimmt, so keh' er auf und rede.

Truchseß.

aufstehend.

Das Gericht erinnere sich des Bruders Augustin. Seine Reden lauteten anders. Dieser Mensch kann dem Orden gefährlich werden, wie er es der Welt war.

Helheim.

Löblich ist Eure Sorge für die Sicherheit des Ordens. Freilich hatte Bruder Augustin nicht wie dieser einen verheerenden Sieg über die Meinungen der Welt errungen. Doch in den Reizen der verborgnen Weisheit fangen wir diese freie Seele; und ihre Flügel sind gelähmt, wenn sie ohne uns fliegen will.

Erzbischof.

Auch wird er es nicht wollen, denn er wird begreifen, daß außer den Grängen unser's Reviers seines Fluges bald ein Ende seyn würde.

Arldheim.

Und die unsichtbaren Grängen sind ja auch Freiheit. Der Truchseß setzt sich schweigend nieder. Der Erzbischof klopft; die Freischnitten führen den Gefangenen herein, und treten sogleich wieder ab.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Bernhard Schott.

Erzbischof.

Bernhard Schott, Euer Urtheil ist gesprochen. Treten hieher es zu vernehmen. Zuvor aber müßt Ihr meine Fragen beantworten.

Bernhard.

Ist mein Urtheil gesprochen, und muß ich noch antworten?

Erzbischof.

Ihr müßt, Eurer Wahrheit zu Ehren. —
Der dunkle verborgne Tod ist über Euch nicht
erkannt. Ihr gäbet Grausamkeit dem Gerichte
schuld, wenn es Euch so sterben ließe. Und
wenn es Euch so leben läßt — werdet Ihr es
für Gnade erkennen?

Bernhard.

Kön.

Erzbischof.

Wenn das Gericht dem Leben, das es Euch
schenkte, das Gesetz der dunkeln Verborgnen-
heit auflegte — würdet Ihr es nicht mit Dank-
barkeit annehmen?

Bernhard.

Ja — wenn es in des Gerichtes Macht
stünde, das Gesetz erfüllen zu lassen. Könnt
Ihr den Tod zur Bedingung des Lebens ma-
chen? Der Haulwurf wirkt in seiner kleinen
Höhle, und das Ende seines Daseyns macht eine
Stöckung in dem Kreis den er umfaßt. Eine
Gotttheit konnte vielleicht dem Meer des geistigen
Daseyns seine Tropfen zählen; aber dem Tro-
pfen, den sie hinein wirft, kann die Macht keiner
Gotttheit verbieten auf seinen Ocean zu wirken.
Dannet mich in eine Wüste, die nie ein mensch.

licher Fuß betrat: mein fortdauerndes Leben wird durch die todte Leere strömen, und ich vielleicht über Jahrtausende späten Ankömmlingen noch offnbaren. Ich will Euch nicht täuschen; ich bin gefährlich, so lange ich bin.

Erzbischof.

Alles — keine Rettung mehr für Euch! Hört dann Euer Verbrechen und Euer Unthun. — —

Ihr habt es freiwillig, unbefragt gesandt, daß durch Euch die Geheimnisse der vorzunehmenden Werkthat der Zeit zu früh verrathen worden. Dafür legen Euch ihre vertrauten Gehülfen Prüfungen auf, die Euch Verschwiegenheit für die Zukunft lehren mögen. —

Bernhard.

Was ist das? — — Wo bin ich? —
War dieß Stimme eine menschliche?

Erzbischof.

Abtrünniger Mann! Ihr habt in einem langen verderblichen Irrthum gelegen, und für diesen verdient Ihr Strafe. Jeder Vorgriff, den Ihr der Natur thatet, konnte die Erfüllung ihrer weisen Pläne um Jahrhunderte verzögern.

Die schöne Zeit, da sie eine ganze Menschheit in ihre Arme schloß, ist auf ewig vorbei. Den ersten, glücklichen, vollen Genuß ihrer Mutterliebe hat das arme Geschlecht ohne Rücksicht verwürkt. Noch schwebt ihre erhaltende Hand, ungeleitet, ungefühlt, über den verlorenen Söhnen; und wenigen zeigt sie sich noch auf einmal in ihrer ganzen Klarheit. Aber wehe diesen, wenn sie der großen Prüfung unterliegen, wenn ihr Ruf die unermessliche Seligkeit allein zu fassen nicht vermag! Sie rächt die entweichte Ehre an den Verräthern und an den unwürdigen Vertrauten des gefährlichen Geheimnisses. Denen, die sie zu ihrem Dienst erwählt, drückt sie ihren Stempel auf, daß sie sich unter einander erkennen mögen auf dieser weiten Welt. Diese sollen zusammen halten, und über dem Herde wachen, wo ihr wohlthätiges Feuer ewig glüht. Kein Punkt in der Zeit war jemals so finstern, daß es nicht in irgend einem Winkel der Welt zu glimmen fortgefahren hätte; keine Seelenthörung war jemals so schrecklich, daß es an Wächtern des heiligen Feuers gemangelt hätte. Aber sagt Ihr selbst: was verdienen die erkohrenen Wächter, die seine kostbaren Funken veruntreuen; die sie auf den kalten Eishoden verstreuen, wo sie im Fallen erlöschen? — Unglücklicher, was habt Ihr gethan? Was ist aus den Menschen geworden, die Ihr zu bilden wäghet? Die Fackel, die Ihr ihnen in die Hände gabt, richtet in diesen

Händen traurigere Verwüthungen an, als der Feuerbrand des Aberglaubens. Sie war Euch anvertraut, in Eurer Hand konnte ihr weit verbreiteter Schein die unsichern Schritte Eurer Brüder beleuchten. Seht Ihr denn nicht, daß ihren blöden Augen nur der matte Widerschein frommte? Seht jetzt vor und hinter Euch: was wird aus den Zwergen werden, die Ihr Eure Riesenschritte zu lehren unternahmt? Eure Augen sind hell; von diesen fordre ich, daß sie die schwindende Erscheinung in der Ferne fassen. Seht Ihr die Enkel Eurer Schüler in der lächerlichen Beschäftigkeit eines ewigen Kettenwechsels sich abmatten? Aus halb geretteten Brandstehlen blickt in die schwarze Nacht ihr letztes trauriges Licht. O seht recht hin! Erkennt die Trümmer Eurer Fackel! —

Bernhard.

Schonet, schonet meiner! Wenn es wäre? Wenn — Kann ich aber dafür, daß ich Euch nicht eher fand? Ungetheilt verzehrte die Begisterung mein Inneres. — Und doch! Die Wahrheit, glaubte ich immer, habe nur Wärme und Licht mit dem gefährlichen Elemente gemein. —

Erzbischof.

Ihr irret nicht. Der sie findet, besitzt ein Edelgestein. Aber sie wird ein verächte.

liches, gefährliches Urding dem, der sie überkommt.
— Wahrheit mochtet Ihr lehren? — Gehörte
Wahrheit wird Glauben; und Glauben —

Bernhard.

O ich habe gesündigt!

Erzbischof.

Und dem leeren Wahne hättet Ihr Euer
Leben geopfert? — Das heimliche Gericht begnadigt
Euch. Ein andres Gericht hat Euch schon
verdammt; außer diesen Felsenmauern erwartet
Euch der Scheiterhaufen. Schön und rein stieße
die Quelle Eures Lebens. Doch hatte sie bisher
ihren Lauf verfehlt; wir erhalten und lenken sie.
Ihr steht von nun an unter dem Schutz des Ge-
richts. Ihr werdet wieder vor uns erscheinen,
und nicht mehr als Verbrecher. Doch für die
Welt seid Ihr dahin. Ihr seid ganz und ewig
getrennt von Euerm Vaterlande, Euerm Namen,
Euern Freunden, Euern Verwandten; ganz und
ewig entkleidet Eures bisherigen irdischen Daseins.
Der Tod kann Euch nicht mehr nehmen, als
dieses Leben Euch nimmt. Das Geheimniß
Eurer Erhaltung haben nur wir, und es bleibt
in dem innern Heiligthum unsers Bundes ver-
schlossen. Also noch einmal: nehmt Ihr Euer
Leben unter dem Geß der dunkeln Verborgenheit
aus unsern Händen an?

Bernhard.

Leben und Tod aus Euren Händen — —

Erzbischof.

Es ist genug! Und es wird Euch nicht vergessen werden, daß Ihr diesen Glauben an uns aus diesem Tumult Eurer Seele gerettet habt. — Auf das Klopfen des Heliobens erscheinen die Zeisfrohen.

Ein Vermummter.

Er ist verfehmt. Liefert ihn in die Hände des Rächers. Bernhard Schott wird von den Zeisfrohen abgeführt.

Fünfte Scene.

Die Richter allein.

Erzbischof.

Ist nun noch ferner Noth, daß das Gericht gehegt werde? Hat einer von Euch zu klagen auf Leben und Tod?

Truchseß.

mit der rechten Hand auf die Dolche schlagend.

Ich bitte um Hülfe und volles Verfahren des Gerichts. Ich klage den Ritter Konrad von

Sonthem an des Mordmordb. Rathil.
 dens von Sonthem erster Gemahl, Herrmann von
 Landsberg, ist von ihm oder auf sein Anstiften
 ermordet worden. Dunkle Nacht liegt noch über
 der That, aber ich ziehe ihn heren, und
 trete gegen ihn auf als Kläger, wenn er auf
 Eure beschlossene Ladung erscheint.

Erzbischof.

Euer Besuch kann Euch nicht versagt wer-
 den, und er soll die Ladung erhalten. Ihr
 bittet Euch also der Strafe der ungerecht be-
 fundenen Klage an?

Truchseß.

In mein Herz, vor seinen Augen, dieße
 Dolche, wenn er sich reinigt! — Das Gericht
 urtheile ferner über das Vergehen des neu auf-
 genommen Bruders, Heinrichs von Westhausen.

Erzbischof.

Wessen?

Truchseß.

Ritter Heinrichs von Westhausen. Ihr
 staunet? — Er hat um die Ermordung Herr-
 manns von Landsberg gewußt, und er trachtete,
 zu Gunsten des Mörders, sie zu verbergen.
 Meineid heißt seine Schuld und Ungehorsam;

— oder wie nennt Ihr sie? Enütschweigen. Wie? Was ist das? Keiner antwortet? und keiner steht auf? — Ich frage noch einmal: wie nennt Ihr Schuld? Und wie verfaßet Ihr gegen den Schuldigen?

Helheim.

Ist es förmliche Klage gegen Heinrich von Westhausen, was Ihr da anbringt?

Truchseß.

Ich erwarte für jetzt noch die Meinung der Brüder.

Helheim.

aussprechend.

Hier habt Ihr die meinige.

Truchseß.

Ha!

Helheim.

Er ist unschuldig; und ich widerspreche Eurer Klage, falls Ihr klagen wüßtet.

Truchseß.

Ihr?

Helheim.

Nehmt sie zurück, weil es noch Zeit ist. Sie ist ungerecht und grausam. Heinrich von Westhausen hat keine Schuld. Ließ das Gericht ihn wieder laden seit seiner Aufnahme? Kennt er einen seiner Brüder? Und welche Prüfungen hat er noch bestanden? Laßt dies seine erste sein. Konrad von Sonthheim ist sein Freund; diese Probe kann seiner würdig werden. Aber fern von uns sei Tirannie. Der Buchstabe unsrer Gesetze spricht für Euch; doch den Eintritt des blutigen Buchstaben bestimmt nur die Nothwendigkeit. Und diese könnt Ihr hier nicht erweisen. Oder wolltet Ihr es versuchen, so steh' ich da, und fordre gegen Euch die Strafe der voreiligen Klage.

Erzbischof.

aufstehend.

Und ich entsage dem Voratz unter den Brüdern, mich neben Euch zu stellen.

Alle Brüder stehen auf in großer Bewegung.

Erzbischof.

zum Truchseß.

Schon oft sah ich, daß Ihr den Geist des Ordens mißversteht. Sein Zweck ist nicht blutig, wenn es seine Mittel auch sind. Hütet Euch, daß ich nicht einst Musterung halte.

Truchseß.

Setzt Euch wieder nieder; ich nehme meine Angabe zurück.

Arbheim.

Nun ist es auch Zeit, Brüder, daß Ihr mich vernehmet. An der letzten Wegscheide, zwischen dem Schlosse Konrads von Sonthem und unserm freien Stuhle, war diese Tafel angeschlagen. Er rief sie hervor. Westhausen sucht uns. Er hat sich hier der verborgenen Zeichen des Gerichts bedient, die wir ihm vertraut haben. Daß er uns sucht, eifrig und sonder Gefährde, schlägt die Klage gegen ihn zu Boden. Ob er uns finden soll — darüber müssen wir zu Rathe gehn. Wollt Ihr seinen Anschlag hören?

Erzbischof.

Leset.

Arbheim.

„An die Brüder des unterirdischen Rechts, die Namenlosen der Höle. Heimlicher Groll und eigennütziges Rachsucht klagen vor Euch gegen ein Leben, das thätiger Bührung geweiht ist. Die Erhaltung dieses Lebens wird ein schreckender Spiegel für das Verbrechen seyn, seine Vernichtung Eure Gerechtigkeit schänden. Stellt mich zum Wächter über den Neuen, Rastet er einen

Augenblick auf der Laufbahn, die er betritt, so gebe ich selbst den lästigen Kämpfer Euch an. Sagt mir, wo ich Euch finde, daß Ihr hören mögt, was ich für Konrad von Conthaim zu sagen habe.“ — Oulfschweigen. Was beschließt Ihr auf Westhauens Antrag?

Truchseß.

nach einer zweiten Stelle das Wort nehmend.

Er ist allem Herkommen des Fehmgerichts zuwider.

Arkelheim.

Was Ihr gegen Westhausen vorbrachtet, war nicht förmliche Anklage. Was Westhausen hier andeutet, ist es auch noch nicht. Aber Ihr habt hier keine Stimme. Gegen den Erzbischof. Eure Meinung?

Erzbischof.

Der Älteste des Gerichts kann für dieses Gesuch nicht stimmen. Der Weg des Gesetzes muß gegen den Beklagten fortgehen. Stellen muß er sich, und gegen seinen Kläger gehalten werden. Sein Freund kann sein Fürsprecher nicht sein. Aber dem bedrängten Bruder beistehen, Muth und Kraft ihm zusprechen, ihn retten, daß er das Joch der Nothwendigkeit tragen lerne, oder zu erliegen — diese Pflicht unsers Herzens fesselt keiner unsrer Eide. Wollt Ihr, Brüder, daß

ich es übernehme? Dieser Schritt ist außer dem Gang des Gerichts, aber das Gericht darf ihn wissen und zugeben?

Helheim.

Loben und unterstützen wird das Gericht diesen Schritt; die allgemeine Freude dieser Männer sagt es Euch. —

Ein Vermummter.

Das Schicksal Alberts von Linne ist noch zu entscheiden. Er hat sich schwer vergangen gegen den Orden, und er geht frei herum.

Helheim.

Frei? Wer sagt das? — Im engsten Kerker, an eisernen Banden war er fester als jetzt. Laßt ihn lange so herumgehen, und sein Schicksal unentschieden bleiben.

Erzbischof.

Wie würdet Ihr auch seine Strafe nennen? Denn wie nennt Ihr sein Vergehen? Ist es Billigkeit oder verfeinerte Grausamkeit, es kann kein Urtheil über ihn gesprochen werden. — Die Sonne geht auf über der Hölle. Ihre Strahlen würden bald unser heiliges Geschäft belauschen. Brechet auf. Unsere nächste Syung richtet über Konrad von Contheim. Kläger, wißt Ihr seinen Aufenthalt?

Truchseß.

Auf seinem Schlosse, unweit des freien
Stuhles, schwebt er in eingebildeter Sicherheit.
Er bewirthet heute mit einem fürstlichen Gaß-
mahl den Herzog von Jülich.

Erzbischof.

Noch heute läßt ihn das Gericht zur Re-
chenschaft fordern. Sie gehen ab, den Helsingang
hinauf. Dietrich von Arlheim, der den Truchseß lang-
sam und unentschlossen nachkommen sieht, bleibt an den
ersten Stufen stehen, und kehrt wieder um, wie die an-
dern aus dem Gesichte sind.

Sechste Scene.

Dietrich von Arlheim. Der Truchseß.

Arlheim.

Ich sollte Euch Euren Zweifeln überlassen,
herr Truchseß. Eure Voreiligkeit verdiente
diese Strafe.

Truchseß.

Hab' ich recht gehört? Ihr, Ihr übernehmt
Weißhaufens Vertheidigung? Ihr zwingt mich die
Anklage zurückzunehmen? Glatz und freundlich
gleitete sein frecher Antrag über Eure Zunge.

Arbheim.

Und auf meinen Beistand hattet Ihr doch vorzüglich gerechnet, nicht wahr? Im Vertrauen auf mich stellet Ihr Euch dem Schander des Abscheues bloß, der die Brüder überfiel. Laßt mich aber wissen, was Euch zu der Hoffnung berechtigte, daß ich eine Klage unterstützen würde, die Haß und Leidenschaft Euch eingaben. Glaubt Ihr etwa, ich hasse den Ritter auch? Mich kann er nie verachten; ich hasse ihn nicht.

Truchseß.

Ritter, Ritter —! Wenigstens erinnre ich mich sehr gut, was Ihr mir an dem Tage sagtet, da —

Arbheim.

Eben das könnt Ihr heute wieder von mir hören. Was Ihr thut, mögt Ihr nun dem Orden oder Euch zu Liebe thun, bis hieher wandeln wir Einen Weg. Aber diesen Weg abzufürzen gingt Ihr jetzt einen falschen. Was hättet Ihr nun auch gewonnen? Eberhard liebt ihn wie einen Sohn. Die übrigen alle verehren den Ruf seiner Thaten und seiner Tugend. Ihr wißt, und ich sah Euch oft heimlich darüber knirschen, daß seit langer Zeit die eifrighen unter den Brüdern sagten: dieser Mann fehlt unserm Bunde! Und

Ihr konntet hoffen mit Eurer unbestimmten Klage gegen eine Meinung wie diese zu bestehen?

Truchseß.

Weiß ich, was ich erreicht hätte, wär' ich von Euch nicht verlassen worden?

Artheim.

Kurzschütiger! — Euch ist Sontheims Sache überlassen; das Schicksal seines Freundes geht gleichen Schritt mit dieser, ohne daß Ihr Eure Hand hineinmischt. Gebieterisch. Was Ihr im Orden seid, seid Ihr durch mich. Vielen Eurer Brüder, und Euerm Meister selbst, war es unbedeutend; ich wußte, was Ihr an der hohen Stelle taugen konntet die Ihr hier einnehmt. Prüfet Euch selbst, ob Ihr Euch getraut allein sie zu behaupten.

Truchseß.

Will ich das? Ihr seid ungerecht, Herr Ritter. Nur daß Ihr mir den Zusammenhang Eures Entwurfs verbergt —

Artheim.

Beweist, daß Ihr ohne es zu wissen ihn begünstigt. — Laßt den edeln Greis seine Ueberredung auffordern ihn zu retten. Fällt es aus, wie ich's ahnde, so werden sie endlich selbst, weinend, ihn verdammen müssen.

Truchseß.

Wohlan! Ich folge Euch. Und dann —
haben wir gewonnen!

Arbheim.

zurück tretend.

Mensch, was denkt Ihr? — Mit Verachtung und Geknecht. Was Ihr dabei gewinnt, geht mich nichts an. Meine Seele wird mit weinen um ihn. Finket in sich gekleidet. Kenn' ich sie ja auch, diese gähe Spitze, wo die glänzende Vottergestalt dem betrogenen Schwärmer entschwindet, und nur das Opfer seiner Tugend ihn vor dem Abgrund der Verzweiflung rettet! Fällt er, so fällt er groß — mit steigendem, düstern Schmerz, größer vielleicht als ich stand! — Glücklicher gewiß, daß er nicht verdammt ist in den dunkeln Schlupfwinkeln des feigen Ehrgeizes und der kraftlosen Herrschsucht ein Leben aufzuzeihen, das — Erwachend. Ruhig, ruhig, Herr Truchseß. Wir brauchen uns nicht zu verstehen, um gemeine Sache zu machen. Wo Ihr Heinrich haben wollt, muß ich ihn auch wollen. Das Weitere überlaßt dankbar dem blinden Schicksal.

Sie gehen ab.

Stehende Scene.

Ein großer Saal auf Sonthaims Sloß. Knappen gehen geschäftig hin und her, mit Speisen, Flaschen, Bechern. Ein paar Tische, worauf Flaschen und Becher.

Konrad von Sonthaim, Heinrich von Westhausen herein tretend.

Westhausen.

Laß mich, laß mich hinaus. Ich kann es bei diesem Herzog nicht aushalten. Ich trank auf Ludwigs Andenken. Er wandte sich weg, und sprach: Karl von Luxemburg, wer das Deutsche Reich liebt! Ich warf den Becher zur Erde. Haben wir nicht den Huden betteln gesehen bei dem edeln Baiern um seine kaiserliche Hand? Und der betrogne Fürst schenkte sie ihm. Laß mich —

Sonthaim.

Wohin?

Westhausen.

Reiten in's Feld; meines Schicksals Entscheidung suchen. Albert von Linne, sagtest du, war unruhig um mich? Ich muß fort — dahin, wo ich meinen letzten Rest von Hoffnung niedergelegt habe. Er geht ab.

Akte Scene.

Konrad von Sonthelm. Der Herzog.

Herzog.

Ihr laßt mich drinnen allein, Ritter, den wilden Launen des börrischen Westhauens zu schmeicheln.

Sonthelm.

Beruhigt Euch. Eben reitet er fort, und scheint nicht gesonnen Euch wieder aufzusuchen. — Kommt, trinkt. Warum wolltet Ihr auch auf Ludwigs Andenken nicht Bescheid thun? Er war ein trefflicher Mann, dem wir viel zu danken haben.

Herzog.

Wahelich, Ritter, die wiederholten Beweise von Karls väterlicher Sorge für das Reich, verdienen wohl, daß man seinen rauen Gegner endlich vergeße. Gehielt der unskäte Krieger je Muße, an Ordnung und Geseze zu denken?

Sonthelm.

Laßt es gut sein. All das Treffliche, was Ihr von Karl erzählet — was es dem Reiche frommt, wird die Folgezeit lehren. Doch mir frommt es jetzt wenig. Es ist ein sonderbares Gefühl in mir, ein Stüßband meines ganzen Wesens, und aller Wesen, die das meinige be-

rühren. Und seht, so war mir doch sonst nie, als ich mit dem unsäthen Krieger in der Irre herumzog. Ich habe diesen Becher in meiner Hand, und führe ihn zum Mund — und damit ist der ganze Inhalt dieser Minute erschöpft! Noch todter wird vielleicht die nächstkünftige sein. Was ist das? Erklärt mir es.

Herzog.

Sonthheim, solltet Ihr wirklich der Erklärung noch bedürfen, daß es Ehrgeiz ist, was Euch quält?

Sonthheim.

Nein, nein! Dies rege, unruhige Treiben kannt' ich ehemals wohl. Es ist wenig, wonach ich mich jetzt sehne. Nur ein Lüstchen, das diese Todtenstille unterbräche! —

Eine kurze Pause.

Herzog.

Horch! Hört Ihr nicht draussen ein Geräusch?

Sonthheim.

Leise Triue unter einander! Sie werden lauter — Das klingt wie Sturmwind, Herzog!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Der Truchseß. Darauf einige
Knappen Sonthelms, die nach einander unruhig
und schnell vorbeigehen.

Truchseß.

Bereitet Euch auf neuen Besuch, Herr Ritter.
Der Wächter hat vom Thurne geblasen. —

Ein Knappe.

O Herr, Herr! Ich traue meinen Augen
nicht: Laßt mich's Euch nicht sagen, was ich
zu sehen glaubte. Schnell ab.

Sonthelm.

Was weißt du dieses blasse Gesicht? —

Ein zweiter Knappe.

Sie sind's, sind's! Herr, Ihr seid verloren.
215.

Sonthelm.

Verloren! Nun, ich warte keinen Schre-
ckensboten mehr ab. Er will hinaus, ein dritter
Knappe stürzt ihm entgegen.

Dritter Knappe.

Sie hauen die Späne herunter. Herr,
um Gottes willen, was habt Ihr begangen?

Sontheim.

Ich haltend.

Steh, rede! Seid Ihr alle von Sinnen?
Was habt Ihr gesehen? Antworte, oder —

Knappe.

Sich los reißend.

Oh betet, betet! Häußt nicht Schuld auf,
Schuld.

Herzog.

So laßt mich sehen, ob auch mir alles
stumm bleibt. Indem er hinaus will, steht ihm der
Schloßwächter entgegen.

Zehnte Scene.

Der Herzog. Konrad von Sontheim. Der
Truchseß. Der Schloßwächter.

Schloßwächter.

Er hat eine Pergamentrolle in der Hand.

Ach Herr! Hab' ich das erleben müssen
in meinen grauen Tagen? Seht, seht, neh-
met. Sie sind schon fort. Drei Späne ha-
ben sie zum Zeugniß aus dem Thorweg ge-
hauen.

Herzog.

Was? Die Boten des Fehmgerichts? —
Ritter, Ihr erbläßt?

Sontheim.

lesend.

„Wir, des heiligen heimlichen Gerichts
Freigrafen und Freischöffen — Herrmann von
Landsberg —“ Ha es ist aus! Der Schloß-
wächter geht die Hände ringend ab.

Herzog.

Teufisch! Hier ist Verrätherei — Sagt,
wohin seid Ihr geladen?

Sonthheim.

An der dritten Wegscheide im nächsten
Wald. Die Stunde ist die neunte der Nacht.
Der heutige Tag der erste, drei Wochen meine
Frist.

Herzog.

Entschlossenheit! Sie sollen so lange nicht
warten.

Sonthheim.

Nein, sie sollen nicht. Ich eile hin und
bekenne —

Herzog.

Sonthheim, Sonthheim, sagt Euch. Denkt
an Euer Weib, an Euern Stamm. Soll
sich der Uebermuth dieser Bösewichter, die im
Dunkeln morden, an Euerm Hals weiden?
Wollt Ihr Euer Leben zur Verherrlichung die-
ses frevelhaften Bundes opfern? Nein. Ver-
traut Euch mir an. Euer Beispiel lehre unsre

schwache Nachbarn, der schändlichen Frechheit ein Ziel setzen. Ihr sollt noch heute auf ihre Ladung erscheinen, aber ich begleite Euch mit meinen bewaffneten Reifgen und Knechten. Was ist den Fürsten geschehen, die Muth genug hatten, ihren Eingriffen zu trotzen? Der Boden ist mein, auf den sie Euch geladen haben. Gern schreckten sie die Mächtigen; aber ich übe meine Hoheit aus, und gebe nicht zu, daß ein unbekannter Haufen mein geerbtes Fürstenrecht schmälern dürfe.

Sontheim.

O Herzog, noch vor kurzem glaubte ich Muth zu haben! Was gehen Eure Hoheitsrechte mich an? Hier sehe ich nichts als Verbrechen und Rache. Und doch — so zu enden! Zu fallen wie ein Opferrthier! Aufzugeben die schönen Träume einer edleren Reue!

Herzog.

Und Euer Weib!

Sontheim.

Mathilde! Mein Sohn! Mein Sohn, für den ich ein Verbrecher wurde, eh' er war!

Herzog.

Truchſeß, ruft die Knechte zuſammen, die auf dem Schloſſe ſind. Laßt ſie Waffen anlegen, die Hälfte ſoll anſetzen. Der Truchſeß geht ab.

Zontheim.

Ich gehe mit Euch. Die Augen gen Himmel gerichtet. Noch nicht! Du forderſt mich noch nicht ab. Verführe des Edeln Geiſt, dann ſtirb! ſo ſprach die hohe Tugend aus dem Mund eines Mannes. Ueber meine Richter ſchwebt des Edeln Geiſt nicht. Nur eine ſchöne That, die Blutschuld zu büßen! Gewähre mir ſie; dann hab' ich meine Loſung und folge willig.

Herzog.

Kommt, die Nacht rückt heran. Mich gelüſtet's den Gang mit den heimlichen Richtern zu thun.

Fifste Scene.

Der Herzog. Konrad von Sonthheim.
Mathilde.

Mathilde.

Wohin? Das ganze Schloß erönt von
Klagen. Was ist geschehen?

Herzog.

Fraget nicht. Noch ist nichts geschehen.
Lasset uns —

Mathilde.

Ich lasse dich nicht, Konrad. Brauchst
du Muth, und fürchtest ihn durch mich zu
verlieren? Willst du mich schonen? Trauest mei-
ner erweichten Seele keine Kraft mehr zu?

Sonthheim.

Jetzt nicht. Du stehst mich — ich hoff
es — bald wieder.

Herzog.

Euer Gemahl lebet zurück. Ich bürgte
Euch für ihn.

Mathilde.

Und du gehst? ohne Weishaufen?

Herzog.

Er geht mit mir.

Mathilde.

Ohne Weishaufen? einen gefährlichen Gang,
den du mir verschweigen mußt? Gehst, ohne
mir das bange Räthsel aufzuschließen, das ich
auf allen Gesichtern lese?

Herzog.

Führt ihn bei der Hand fort.

Reißt Euch los, wenn Ihr Mann seid.
Sie gehen ab.

Mathilde.

allein.

Meine Knie zittern — Schrecklich! Schrecklich
Und Heinrich hat uns verlassen — o duß
Nacht! Meine Seele hält sie nicht aus.

Zwölfte Scene.

Heinrich von Westhausen. Mathilde. Darauf
ein Knappe.

Mathilde.

Gütiger Himmel, doch einen Stral von
Licht!

Westhausen.

Durch mich? O dann ist Eure Hoffnung
getäuscht, denn ich erwarte jetzt das Schreck-
liche, erwarte es von Euch zu hören. Ich
lehre zurück von einem vergeblichen Gang.
Wie ich gegen die Burg sprengte, scheucht
mein Pferd einen Haufen aus einander, der
mit ängstlich neugierigen Blicken, wie es
schien, das Thor betrachtete. In emüßem
Gespräch vertieft, schwiegen sie plötzlich, da
sie mich erblickten. Die Zugbrücke war nie-
dergelassen, nirgends ein Wächter, ihre und
verlassen alles. Ich sah zwei graue Knechte
weinen. Eine Zerstörung sprach mich aus
dem ganzen Schloß an. Niemand gab mir
keiner den ich fragte. Und Ihr, bleich und
zitternd?

Mathilde.

Der Herzog riß ihn fort, und ich weiß nichts. O Ritter, wenn Ihr Erbarmen habt, helft mir aus dieser Finsterniß. Sie tödtet mich.

Ein Knappe.

beieintretend.

Sie sind fort, edle Frau; der Herzog und Euer Herr, mit dreißig Bewaffneten. O es kann nicht gut gehen! Männern mögen sie die Spitze bieten, aber diese stehen mit der Hölle im Bund.

Mathilde.

Du endlich, du kannst mir also sagen —

Knappe.

Was? Ihr wißt es noch nicht? Vor das Fehmgericht ist unser Herr geladen.

Mathilde.

Heiliger Gott! Sie stürzt sich entschlossen an einen Pfeiler.

Westhausen.

Frau, Frau, sinket nicht! Bei Gott, ja,
jetzt wurde es Tag! — Helft mir sie doch
zur Ruhe bringen, sie endet hier ihr Leben.
Sie führen Rasphiden herein.

Dreizehnte Scene.

Wald. Es ist Nacht.

Dietrich von Arlheim. Zwei Männer
mit Fackeln, die im Hintergrunde auf und abgehen.
Alle drei sind verummmt.

Arlheim.

Hört Ihr noch nichts?

Ein Vermummter.

Im Wald ist alles still. — Horch! In
der Ferne ein dunkles Geräusch, wie von
Koffen.

Arlheim.

Das werden sie seyn. Er zieht eine Schrift hervor.
Otto hieß der arme Knabe? Wohl! Mehr
braucht es nicht, den kümmerlich erkünstelten
Heldensinn eines feigen Bösewichts umzustößen.
Dieser That sich bewußt, wagt er's, und
Trog zu bieten? — Oder hat er selbst sie ver-
gessen, über den Genuß ihrer Frucht? Nun
so mag die Erinnerung den blinden Fürstenstolz
beugen.

Vermummter.

Sie nähern sich. Es sind Männer zu
Herd. Einige steigen ab.

Helheim.

Wir treten zurück.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen verborgen. Der Herzog. Konrad von Sonthheim.

Herzog.

Dies ist die dritte Wagscheide. Zu seinem Gefolge hinter der Bühne. Bleibe dahinten, und laß Euch nichts entgehen. — Noch seh' ich niemand. — Ha dort ist einer von ihnen verborgen. Auf Arlheim zugehend. Steht, Mordhünd'! steht!

Arlheim.

vortretend.

Herzog Wilhelm, steht! Ich habe mit Euch zu reden.

Herzog.

Seid Ihr abgeordnet von dem Fehmgericht, so ziemt es Euch zu vernehmen —

Arlheim.

Ich habe mit Euch allein zu reden. Ritter Konrad, entfernt Euch.

Herzog.

Diesen habt Ihr geladen. Was könnt Ihr mir zu sagen haben?

Artheim.

Seine Ladung ist verwürkt. Das andre werdet Ihr hören.

Sonthheim.

Nicht ohne mich. Meinetwegen kam der Herzog hieher; ich verlasse ihn nicht.

Artheim.

Er hat nichts zu fürchten, und Eure Gegenwart würde ihm wenig helfen.

Herzog.

Die Männer dort bewachen jedes Haar an meinem Haupt. Laßt mich allein, Ritter. Konrad geht ab.

Fünfzehnte Scene.

Der Herzog. Dietrich von Arlheim.

Kurzes Stillstehen. Der Herzog scheint sich in einiger Entfernung von Arlheim halten zu wollen.

Arlheim.

Unser Beirathung wird friedlich sein. Herzog. Legt Euer Mißtrauen ab. Ich finde es löblich daß Ihr Eures Freundes Euch annehmt, löblich daß eine Schuld, die Euch selbst nicht fremd sein mag, Euch nicht von ihm entfernt.

Herzog.

Läßt sich das mächtige Gericht, wenn es das Stärkere nicht ist, auch zu Schmeicheleien herab? — Mein Entschluß steht fest, und diesen will ich Euch verkündigen: ich untersuche Sontheims gerechte Sache nicht, aber Euern Beruf, ihn zur Rechenschaft zu fordern, werde ich nie eingestehen. Nicht als Sontheims Freund, als Fürst dieses Landes bin ich hieher gekommen; und ich verbiete Euch, den Ritter auf was Art es sei in seiner Ruhe zu stören.

Arbheim.

Auch diese Eifersucht auf Eure Rechte ziemt Euerem Stande und Euerem Namen. Habt Ihr aber recht überlegt, was es Euch frommen kann, so mit uns es aufzunehmen? Welche Strafe setzt Ihr auf unsern Ungehorsam?

Herzog.

Ihr wenigstens seid in meiner Gewalt.

Arbheim.

Gewalt? Ihr, ein Fürst, glaubt Gewalt über mich zu haben, weil ich hier allein bin, und Ihr an der Spitze von dreißig Männern? Was festelt denn die Kräfte der Tausende, die Ihr, Einziger, Eure Unterthanen nennt? — Ihr wäret mehr als Held, wenn Ihr eine Gefahr nicht fürchtetet, deren Größe Ihr nicht schätzen könnt. Doch Drohungen sind die Zuflucht der Ohnmacht. Und ich hoffe Euch anders zu gewinnen. Warum sollte sich zwischen dem Gericht und Euch kein Vertrag stiften lassen?

Herzog.

Eure Praterie falle auf Euer Haupt zurück! Wer seid Ihr, der Ihr mir einen Ver-

trag anbietet? Die Zeichen des Fehngerichts, die ich an Euch erblickte, hat jeder lichtscheue Räuber, jeder Mörder mit Euch gemein. An diesen würde ich Euch nicht wieder erkennen, wenn ich einst über Bundebrüchigkeit zu klagen hätte. — Nein! Ich schüttle den Bahn ab, der Euch die Menschen unterwirft; dann kann es an Euch sein mich zu fürchten. Gewinnen kann ich durch Euch nichts und Vertrauen werdet Ihr mir so wenig jemals einflößen als Schrecken.

Helheim.

nach einer kleinen Pause, feierlicher.

Herzog Wilhelm, tritt näher zu mir, daß sie draußen unsere Worte nicht vernehmen. Schwachheit und Lüste sind die Fesseln, an denen wir das Geschlecht der Menschen halten. Vor Euer Gewissen rein und Eure Seele unbedeckt bis hieher, so dürft Ihr Euch rühmen frei zu sein von dem Fehngericht. — Diese stolze Sicherheit bürgt für Eure Unschuld. Wacht also über die Zukunft; denn mächtige Furchen die das Bewußtsein eines Verbrechens im Busen trugen, waren ohne Erlösung unser.

Herzog.

mit erzwungener heuchlerischer Fassung.

So möge mein Volk dem Himmel danken,
der mein Gewissen rein erhielt, und meine
Seele unbesiegt! An diesem Lande habt Ihr
also kein Recht.

Arbheim.

Warum entfernt Ihr Euch wieder von mir?
Der misstrauische Seitenblick beweist, daß Ihr
mich falsch versteht. Vor unsern Dolchen
sind Fürsten meistens sicher; unser Dolche wür-
den die Menschen nicht an ihnen rächen. Aber
ewige Furcht vor diesen muß ihnen den süßen
Besitz der Gewalt verzaubern. Dazu heben wir
die Unholde auf, daß der niedrige Leich zum
Leben sie an die Folterbank sette. Aus den
Rosen der Herrschaft zieht die giftige Schlange
des Schreckens sie unablässig an. Zu un-
sern Sklaven erniedert, schneidet mitten in
der berausenden Freude des Befehls feiges
Zittern durch ihre Seele. Diese Strafe spricht
unser Gesetz bösen Fürsten. — Ihr werdet nicht
blag?

Herzog.

Schweigt, darsitzen und ungerührt.

Arheim.

Und verdröht, Herzog, verjährt heißt ein Verbrechen und niemals. — Nun? Seid Ihr noch nicht bestimmt? Wollt Ihr von keinem Vertrag hören? Deutlicher also! Zieht in Frieden heim, und überlaßt uns den Ritter. Dafür wollen wir vergessen — daß Ihr einen Neffen hattet —

Herzog.

Halte! Hat Euch die Hölle selbst das vertraut?

Arheim.

Hieß Eures ältern Bruders Sohn nicht Otto? Der vorlaute Bube stand zwischen Euch und den fetten Herrschaften. Da klaget Ihr's der Natur; diese Freundin der Fürsten sandte eine böse Krankheit, Euch von ihm zu befreien, und Ihr folget Euren Bruder nach. — Mehr ist es nicht, und doch lebt diese That in den Jahrbüchern des heimlichen Gerichts. Aber für die freie Ausübung unsers Rechts verspreche ich Euch in dessen Namen Verschweigung und Vergessenheit dieser That.

Herzog.

Wenn es so ist, wenn Ihr mir Sicherheit geben könnt —

Helheim.

Wir sind Euer gewiß; ich gebe Euch keine andre als mein Wort.

Herzog.

Und dieses ist das Wort eines Ritters?

Helheim.

Eines Schöffen des Lehngerichts, im Namen seiner Brüder. Ich will mehr thun, ich will Euch nicht hintergehen. Ueberlegt den Vertrag, den Ihr eingeht. Wir versprechen Euch diese That zu vergessen; aber Ihr, Unglücklicher, werdet nie vergessen daß wir sie gewußt haben. Noch ist es Zeit. Ede Eure feilen Knechte Euch erlösen können, stoße ich diesen Dolch in Euer Herz, und durch Euern Tod ist Ottos Mord gesühnt. Wählet. Langes Gefühl der Vernichtung, Tod Eurer Freuden wartet Euer. Wählet noch das Bessere.

Herzog.

Nein, das ernste Gericht wird meines Vertrauens nicht spotten, und sich keine Treulo-

figkeit erlangen. Ich verlasse mit meinen Knaben das Schloß des Gedächten. Gebt mir Eure Hand, ich schwöre keine Handlung des Fehmgerichts zu stören.

Helheim.

Und ich sage Euch mit diesem Handschlag das Loos der Verdammten zu. Wenn Ihr dieses Lebens müde seid, dann habt den Muth Euern Eid zu brechen, und wir erlösen Euch noch. Er tritt zurück.

Herzog.

allein. Nachdem er ein Paar mal unruhig auf und niedergegangen ist, stampft er mit dem Fuße und ruft:

Truchseß!

Sechzehnte Scene.

Der Herzog. Konrad von Sonthelm.
Der Truchseß, wie einigen von den bewaffneten
Knappen.

Truchseß.

Gnädiger Herr!

Sonthelm.

Nun, Herzog?

Herzog.

Kein, aber schnell.

Ritter, Ihr habt mich hintergangen. Eure Verbrechen ist erwiesen. Ich kann Euch dem Arm der Gerechtigkeit nicht entreißen. Doch will ich Euch noch vergeben, daß Ihr mich, in der Ueberzeugung Eurer Unschuld, zu diesem Schritte berebet habt. Ich überlasse Euch Eurer Neue —

Sonthelm.

Wie? Kann ich keine Worte finden, Euch —

Herzog.

Truchseß, laßt meine Knappen sich von den Sonthelmern trennen. Wir kehren zurück

nach Jülich. Er geht ab. Die übrigen folgen ihm,
bis ans Thor von Sontheim.

Sontheim.

allein.

Zieh hin, Glender! Dich kannte ich längst. —
Seine Knappen, Franz an ihrer Spitze, erscheinen im
Hintergrunde. Und verlassen, verlassen bin ich
nicht! Er erblickt seine Knappen. Euer graues
Haar bürgt mir für Eure Treue; was bedurfte
ich eines schwachen Fürken? — Kommt näher.
Franz, Ihr alle, mehr Gefährten als
Diener meines Glücks, folgt Euerem geäch-
ten Herrn nach Sontheim. In Eurer Mitte
mögen die heimlichen Mörder mich aussuchen.
Die Knappen schweigen; Sontheim schaudert zuckend.
Ha!

Franz.

vortretend; gerührt, aber fest.

Gnädiger Herr, diesen Flor um meinen Arm
trag ich für einen, den das Gericht mordete.
Er war mein Sohn, und schien ein Heiliger. —
Ein Heuchler war er, denn das Gericht hat meh-
re Thränen. — Ich folge Euch nach Son-
nheim, aber vor den heimlichen Mördern

schützt Euch keiner von uns. Ihr begehret nicht;
daß der Knecht dem Herrn treuer sei, als der
Vater es dem Sohne war.

Sonthheim.

nach einer Pause, still und ruhig.

Nicht mir nach, gen Sonthheim. zu Franz.
Und versprich mir, um jenen Arm einen Flor
zu tragen für mich; dann hast du mich geliebt
wie deinen Sohn! Sie gehen ab.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Platz an der Zugbrücke vor Contheims Schloß

Heinrich von Westhausen, Wolf,
aus dem Schlosse kommend.

Westhausen.

Mit mir habt Ihr zu sprechen, und ohne
Zeugen? Kennt Ihr mich?

Wolf.

Wohl kenn' ich Euch, Herr. Gedenkt's
Euch meiner denn nicht mehr? In meinem
alten Kopf hat Dankbarkeit Euer Bild wohl
erhalten.

Westhausen.

Ihr irrt Euch gewiß. Wo hätt' ich Euch
je gesehen?

Wolf.

Als über Euern Kaiser, Ludwig von Baiern, der Bannfluch gesprochen worden, verließ ich in Italien sein Heer und trat zu den Feinden über. Ich glaubte damals, es wäre Sünde dem Feind der Kirche zu dienen. Ich socht nun gegen Euch, und sel. Halb todt fandet Ihr mich nachher auf dem Schlachtfeld liegen, wo ich vergebens die süchtigen Streiter der Kirche um Hülfe und Barmherzigkeit angefleht hatte. Ein erdeutes Pferd, das ich noch mit meinen letzten Kräften neben mir an einen Baumstamm gebunden, mußte zweien von ihnen zur schnelleren Flucht dienen, und sie höhnten mich, und ließen mich liegend wimmern. Ihr erkanntet mich, trugt mich selbst in Euer Lager, ließt meine Wunden verbinden und heilen, und ich hielt mich nun zu den geachteten Kriegern, bis ich nicht mehr fort konnte.

Westhausen.

reich ihm die Hand.

Nun erkenn' ich Euch, alter ehrlicher Wolf; Eure Hiebe waren kräftig. Habt Dank, daß Ihr mir, in diesem Augenblick, ein wohl

thätiges Gefühl gebt. Und was treibt Ihr
nun?

Wolf.

Ich bin zu Euch gesandt, insgeheim in
Eure Hände dies zu übergeben. Es liegt eine
Pergamentenrolle vor.

Westhausen.

Gesandt, von wem? Wem dient Ihr?

Wolf.

Nehmt mir's, nehmt mir's ab.

Westhausen.

Er öffnet und liest; er schaudert im ersten Augenblicke
zurück; ohne die Augen davon wegzunwenden, mit hei-
ßer bebender Stimme:

Ihr seid Bote des heimlichen Gerichts?

Wolf.

Geschworne Bote des Töbingergerichts.

Westhausen.

wie oben.

Und wißt Ihr, was Ihr mir da bringt?

Wolf.

Nein, Herr. Mit betrübter Herzlichkeit. Schickt
ich es Euch, es wäre gut.

Westhausen.

Er hat gelesen, und sucht sich zu sammeln.

Wolf!

Wolf.

mit niedergeschlagenen Augen.

Was wollt Ihr, Herr?

Westhausen.

Das Gericht läßt mir entbieten — was
auf diesem Blatte steht! Was auf diesem
Blatte steht, wenn Ihr es wüßtet, — wür-
det Ihr mir's bekennen?

Wolf.

wie oben, sehr betrübt.

Nein, Herr!

Westhausen.

Ich that Euch Gutes, Wolf! Wenn ich
Euch sage, daß Ihr mir Tod, Elend, Schan-
de da gebracht habt, für das Leben das ich
Euch gab?

Wolf.

Seine Arme umfassen.

Ach Herr, süßte doch die bittern Thränen
des hiebenzigjährigen Mannes, dem Dankbar-
keit ein gutes Gewissen erhielt bis diese Stunde.
Euch rühmt das Volk für hohe Tugenden; der
arme Wolf hat nur diese, Erbarmt Euch,
und raubt mir sie nicht!

Wesßhausen.

Steht auf, Alter, steht auf. Glorreich
sollt Ihr diese Tugend an mir beweisen. Ihr
raubt mir eine der meinigen — ich that Euch
Gutes! Ihr seid mir schuldig zu sagen, was
Ihr hiervon wißt, und was Ihr — von dem
heimlichen Gericht wißt.

Wolf.

mit dem hintersten Schmerz.

Gott! Herr — das — kann ich nicht!

Wesßhausen.

Wolf, Wolf! Ich habe einen Freund der
mir das Leben rettete, und hier ist sein Todes—

Wolf,

Warte ihm schnell, aber mit sanftem Ton in das Wort.

Ich darf das ja nicht einmal hören!

Westhausen.

hert.

Gelt! Ihr verdient es nicht, Euer Leben
auszuspielen für mich.

Wolf.

• Ihr thut mir sehr Unrecht, Herr Ritter.
Mein Leben, denk' ich, gehört Euch. Das
Hüßchen Tod, das auf meine Verrätherei hin-
de, hält mich nicht ab. Aber ich kann das
nicht thun, was Ihr von mir verlangt. Ich
möcht' es gern, ich möcht' es Euch zu Liebe
gern wollen, und ich kann das nicht!

Westhausen.

Alter, ich glaube deinen Thänen und dei-
nen kunstlosen Worten. Ich fühle die Macht,
die deine treue Seele fester einferkert, als es
damals der Uberglaube konnte. Aber deine
redliche Einsicht entscheide. Ich bürgte für den
Werth des Lebens, dem das Gericht nachstellt,
und was du mir sagen kannst, wird es vielleicht
retten.

Wolf.

Gott weiß es, Herr, so weh thaten mir
die Wunden nicht, die Ihr heilen liehet, als

dieser Augenblick — aber das Gericht kann nicht Unrecht haben. Ihr seid ein guter, ein großer Mann — aber der Rathschluß des Himmels ist größer! — Und — es ist ja gar wenig, was ich von dem Gericht weiß.

Westhausen.

sanft.

Och, laß mich allein:

Wolf.

Aber Ihr zümt mir nicht?

Westhausen.

Nein. — Laßt mich, ich werde es ohne Euch enden.

Wolf geht ab.

Zweite Scene.

Seitrich von Westhausen.

allein.

— Enden! Wohl muß ich es enden! —
 Aber, in dem bunten Gedräng von Empfin-
 dungen, die jetzt meine Seele bestürmen —
 oder in dem todtten Stillstand, wenn jetzt alle
 plötzlich stocken — da kann es nimmer reizen!
 In Licht und einfacher Klarheit wird der Ent-
 schluß empfangen — — — Ich rette ihn!
 um diese That sammelt Euch, meine Geister!
 Sein Dasein ist im Preis gestiegen, das mei-
 ne — um eben das gesunken! Ich opfre mein
 Leben, das seinige zu erhalten. — — Und
 kann ich mich nicht mit ihm retten? Ihm
 zur Seite bleiben, bis er sein Verbrechen
 getilgt hat? Daß der Eitel am Leben mich
 nicht zur raschen That verleite! Er wird einer
 Stütze bedürfen — — Diese morsche Stütze
 bräc' unter ihm zusammen. Meine Kraft
 ist gelähmt; sie reicht noch hin zu sterben,
 aber nicht weiter. Der verzweifelte Wurf ist
 wider mich gefallen, der letzte Tropfen Leben
 verschüttet in einer kühlen Sandwüste — und
 niegends mehr ein Quell für den betrogenen

Thoren! — — Ich habe geschworen, und nicht gehalten. Als ich schwur, unterwarf ich im Voraus die Eiderpflicht der Tugend. Aber ich habe geschworen, und nicht gehalten! Die Tugend gebietet den Eid zu brechen, aber dem Meineid gebührt die Strafe. — Und sei es Lohn oder Strafe! Mein Tod kann den Werth meines Opfers nicht verschwenden, er wird leben, bis er sein Wort gelöst hat, und hinweg darf! — Leben, ich wollte dich noch tragen, wenn du Eine That mir bieten könntest, die besser wäre als mein Tod! — Er will hinem, Aldert von Linns eilt auf ihn zu.

Dritte Scene.

Albert von Linne. Heinrich von West-
hausen.

Linne.

Ritter! — Ritter, o sieht mich nicht!
Hier, sagte man mir, würde ich Euch endlich
finden. Ich sehe Euch heute zum letztenmal.

Westhausen.

Das wißt Ihr schon? — Aber was ist
mit Euch vorgegangen? Die ritterliche Tracht
siert Euch nicht mehr?

Linne.

Mein Schicksal naht sich seinem Ende.
Ich gehe mich lebendig zu begraden, in der
nächsten Kartause die Irthümer zu bewei-
nen, die mich von der Welt trennen. Kein
Verhältniß bindet mich mehr an die Men-
schen. Den Trost nehm' ich nun in meine
Zelle, Euch noch gesehen zu haben. Seit
jenem Augenblicke, da man mich von Eurer
Seite riß, haben Zweifel über Euer Schick-
sal meine Seele gefästert. Rechter wurde

mir's, wenn ich mich unter die Gemeinen des Volks verbarg, und die Zeichen eines Standes ablegte, den Betrug und Treulosigkeit schändeten. Jetzt hab' ich Euch. Ihr lebet. Ich sehe Euch vor mir stehen in Eurer ganzen Kraft. So steht kein Opfer des heimlichen Gerichts.

Westhausen.

Kein gezwungenes Opfer! Beruhigt Euch, Albert. Auch mit mir geht es zu Ende; aber nicht ruhmlos, nicht elend! Mein Tod wird über Euch nicht kommen.

Linne.

Tod! —

Westhausen.

Laßt das Wort Euch nicht schrecken. Oder nennt es lieber die letzte That meines Lebens. Ich stehe vor Euch in meiner ganzen Kraft: laßt Euch das genügen. Nehmt es mit in Eure Zelle, daß mein sinkender Geist sich im Orden wieder erhoben hat. Der schwere Kampf hat meine schlummernden Kräfte geweckt. Des Sieges bin ich gewiß. Lebt wohl. Meine Zeit ist kurz. Fern sei von

Eurer Einsamkeit die heulende Reue. Diese Umarmung pflanze Frieden in Eure Brust! —
 Nein! Spart die Worte. Ich könnte Euch manches fragen, und wie Ihr jetzt gestimmt seid, würdet Ihr mir die Wahrheit antworten. Aber ich will die Verantwortung nicht häufen, die Ihr dem Gericht schuldig seid — und einen andern, einen besseren Weg als den ich gewählt habe, würdet Ihr mir doch nicht weisen. Lebt wohl. Er eilt hinein.

Linne.

allein.

Edele sanfte Seele! Warum ziehst du mich nicht nach, in die rühmliche Vollendung? Mir, Schwachen, ist sie nicht beschieden.

Vierte Scene.

Albert von Linne. Dietrich von Arlheim,
in Rittertracht.

Linne.

im Umsehen, indem er Arlheim erblickt.

Ha; Schreckgeiß! Bis zu diesem Augen-
blick verfolgst du mich? Laß ab. Deine An-
sprüche an meiner Seele sind vernichtet. Ich
gehöre einem heiligen Orden.

Arlheim.

Seid ruhig, Albert. Ich komme, Euch
von dem Unergeßen loszusprechen. Euch selbst
werdet Ihr doch niemals angehören. Glaub-
tet Ihr aber nach Willkühr Eure Verbindung
mit uns brechen zu können, so habt Ihr sich
geirret. Die heiligen Mauern würden die Rache
des Gerichts nicht aufhalten.

Linne.

So nehmt meinen Dank, daß Ihr nun
meine Warten mir allein überlaßt; und laßt
mich Euer Angesicht nicht mehr sehen.

Arlheim.

Wartet! Die Ruhe des Klosters entläßt
Euch nicht. — Heinrich von Weishausen hat
Euch kürzlich verlassen?

Linne.

Soll ich ihn wieder an Euch verrathen? Erspart Euch die Mühe, Arlheim. Das Maas der Sünden ist voll, die ich an dem Mann begangen. Aber triumphiret noch nicht. Diesen werdet Ihr schwerlich so tief erniedrigen, daß er Euren verborgnen Plänen fröhne.

Arlheim.

Nein, Mit der Befriedigung möcht Ihr aus der Welt scheiden. Zum murrenden Sklaven, zum unwilligen Werkzeug unsrer Macht glaub' ich ihn selbst nicht bestimmt. Euch wird er's verdanken, wenn ihn die überstandene Prüfung mit Einmal zu den Ausgewählten unsers Bundes erhebt. Sollte die stolze Hoffnung ihn nicht gegen die weichen Gefühle der Menschheit stählen —

Linne.

So wird er Euer Opfer? Und die Reize, die Ihr um ihn stellt, meint Ihr, könnte auch Westhäusens Tugend nicht durchbrechen?

Arlheim.

Ihr spracht ihn eben, und glaubt er könnte es doch? Also will er es? — Lebt wohl,

und eilt in Euer Kloster, eh' die Auflösung dieses Knotens Eure Träume von Ruhe verschleucht.

Linne.

Arheim! Arheim! O deine Stirne weiß, sagt tiefes Unheil. — Er hält ihn zurück, und reißt ihm das Schwert von der Seite, sie fliegen aus einander. Gebt mir meine Worte zurück, oder Euer Leben — Während daß er das Schwert aus der Scheide zu reißen versucht: Ritter! Wemme, du siehst?

Arheim.

Der Ritter sieht nicht. Die Sache des Gerichts darf ich gegen den Muth der Verzweiflung nicht wagen. Er entfernt sich.

Linne.

allein, das Schwert in der Hand haltend.

Ha! zweifle ich noch wider wen ich dich brauche?
Er stürzt wüthend fort.

Fünfte Scene.

Ein alter Mönch schleicht sich an der Kränze auf die Zugbrücke, und scheint durch Gebethen und Zerknagen gegen die Fenster des Schlosses, um Almosen zu sehen. Franz an einem Fenster.

Franz.

Hinweg, Alce, hinweg da. Ihr kommt zu ungelegener Zeit.

Alce.

O lieber guter Mann, vergönnt mir hinein zu gehen. Ich habe mich verspätet und verirrt. Ich sterbe vor Hunger und Müdigkeit. Euer Herr wird es gern zulassen, wenn er der fromme biedere Ritter ist, wofür man ihn rühmt. Um Gottes Barmherzigkeit willen —

Franz.

Die hat man hier vonnöthen, guter Bruder. — Wartet. Ich komme zu Euch herunter. —

Franz.

unten, einen Korb mit Speise und Trank in der Hand.

Hier habt Ihr etwas Euch zu laben. Aber dieses Schloß nimmt jetzt keinen Fremden.

den mehr gastfrei auf. Setzt Euch da aufen nieder. Auf diesem Kasten werdet Ihr ruhen, und diese Eiche wird Euch Schatten geben. Der Herr saß auch oft da und sah unsern Spielen zu, wenn wir die Ritterkämpfe nachmachten, und beschenkte meinen Jungen, wenn er sich brav gehalten hatte. — Gott segne es Euch, Alter. Das sind die Ueberbleibsel eines Gastmahls, des letzten, das ich hier wohl erleben werde. Betet dafür für die Seele unsers Herrn.

Alter.

Habt Dank, habt Dank. Ihr seid auch alt, und darum seid Ihr mildthätig gegen einen alten hülflosen Mann. Meine letzte Stütze verlor ich kürzlich. Das war mein ehelicher Bruno. Er war arm und elend und krank, wie ich. Seit zwanzig Jahren trugen wir einelei Leiden, und sonderbar! waren oft herzlich vergnügt. Nun ist er todt. Wie bettelten immer zusammen; es wäre kein Wunder, wenn mich die Menschen jetzt verhungern ließen, denn sie werden mich nicht mehr für Ihresgleichen erkennen. Hat Euer Herr einen Freund, so ist Gott ihm auch gnädig.

dig. Ich will beten, daß Gott ihm seinen
Freund erhalte.

Franz.

Thut das, ehrlicher Vender; denn er hat
einen Freund, der heute mit ihm weint. —

Alter.

Müßt Ihr denn schon hinein? — Eure
Gegenwart thut mir wohlter als Eure Speise.
Es ist mir, als säh' ich meinen alten Bruno
wieder in Euch.

Franz.

Einen Unglücklichen seht Ihr, dem zwei
Menschen, die er liebte, einen doppelten Tod
sahen. Euer Bruno starb Euch schuldlos.
Folgt ihm bald nach, und laßt mich wieder
hinein. Da drinnen, seht Ihr, liegt mein Weib,
und rinnt mit dem Tode, und fragt, ob ihr
Junge nicht bald aus dem Walde zurück kommt.
Er geht weinend hinein.

Sechste Scene.

Der alte Mönch. Darauf Dietrich von
Arheim.

Alter.

Allein, in nachdenkender Stellung stehend.

Warum muß ich auf diesen treffen? Das
freche Spiel mit heiligen Empfindungen fällt
auf mein eignes Herz zurück. — Zu beten ver-
sprach ich, daß Gott ihm seinen Freund erhalte,
und ich bin da ihm seinen Freund zu rauben! —

Arheim.

Kommt von der Seite langsam und spürend herbei.

— Was ist Euch, Alter? Ihr scheint matt
und sterbend — Er tritt näher, und erkennt ihn.
Ihr, hochwürdigster Herr, Ihr?

Erzbischof.

Wir schweben um dieses Schloß, wie Höl-
sengeister um Gräber der Verdammten. Ist es
die nämliche Absicht, die uns hier zusammen
bringt?

Arheim.

Schwerlich — denn die Eilige ist einen Menschen zu retten, der verloren war eh' Ihr dachtet daß er Rettung bedürfte.

Erzbischof.

Steht auf und führt Arheim weiter vor. Nach einer Pause, worinn er etwas wichtiges vorzubereiten scheint, und ihm forschend in die Augen sieht.

Jetzt ist es Zeit! Arheim, zwölf Jahre hat Ihr schon neben mir, und dies ist der erste Augenblick, wo Ihr die Larve vor mir abnehmen wollt. Sie verbarg Euch meinen Augen nicht ganz, aber den Zusammenhang Eurer Absichten verwirrte sie mir oft. — Steht mir Rede Welchausens Etichial, seh' ich, ruht jetzt auf uns beiden. Das Gericht ist in uns beiden verformelt. Sein guter und sein böser Geist kämpfen den entscheidenden — den letzten Kampf. Denn an dem Ausschlag dieser Sache hängt eine Entschliegung, die längst schon geahndet in meiner Seele lag.

Arheim.

reicht ihm entschlossen die Hand.

Ich nehme Eure Ausforderung an, Eberhard; ich fühle die Größe dieses Augenblicks

wie Ihr. So sehr es mich kostet, die heilige Begeisterung des achtzigjährigen Mannes anzutasten; die schöne Welt ihm zu zerstören, wo sein warmes Herz und sein erhabner Geist das lachende Lustbild menschlicher Glückseligkeit bewachten — ich will aufrichtig gegen Euch sein, kein Geheimniß mehr für Euch haben. Ich beneidete Euch immer Euren edeln Jrethum, und meine traurige Wahrheit gab' ich gern darum hin, Eurer grauen Haare schonen zu können.

Erzbischof.

Ich gebe sie Euch Preis, Arlheim. Die Unerfahrenheit des Jünglings ist ehrwürdiger als die Thorheit des Greises. Führt Eure Streiche ohne Erbarmen auf dieses weiße Haupt, wenn es verdient hat sie zu fühlen.

Arlheim.

— Ich war jung, als ich zu dem Gericht trat. Damals wiegte sich mein weiches Herz noch in den holden Täuschungen der Liebe. Aus fremden Wesen nur empfing es ein wohlthätiges Gefühl seiner selbst. Der unausslöschliche Durst der Schwärmerci führte mich

in Euern Bund. Aber ein Schauer überfiel mich, da ich Eure Befehle, Eure Liebe vernahm. Wärme und Empfänglichkeit waren die Stützen meines Muths gewesen; ihre Bewußt, verzweifelte ich an dem Unmöglichkeit nicht. Aber die heiligen Pflichten des Gerichts zu erfüllen, mußte ich sie gewaltsam aus meinem Herzen reißen. Euer Geschöpf war die Urkeime der Schwärmerei in Euern Jünglingen zu erlösen — und die volle Welt zerstörende Kraft der Schwärmerei rief Ihr dann in den entstellten Reichenamen auf. Freundschaft und Liebe und Mitleiden, und alle Empfindungen der Menschlichkeit mußten einem eiskalten, dem Gefühl unbegreiflichen Etwas, das man Ordensgeist nannte, zum blutigen Opfer gebracht werden. Furcht, Haß, Verfolgung waren die Speisen, die man dem Stolze zur Nahrung anwies. Mich selbst zu lieben mußte ich verlernen, und kein menschliches Wohlwollen, sondern ein eisernes Band, das mein Herz in Gefühlllosigkeit einputzte, verband mich mit meinen Brüdern. Und wo hätte ich auch andre Empfindungen für sie hergenommen? Für verächtliche Geschöpfe, die Mangel an eigener Kraft in dem Joch des blinden Gehorsams erhielt? Für selbe Schwächlinge, deren demüthiger Stolz, je knechtischer er in dem Kreis des

Ordens gehorchte, desto unbändiger in ihrem geträumten Antheil an allgemeiner Herrschaft sich entschädigte? — Ihr allein standet unter diesem Pöbel, erhaben über die Mängel der Werkzeuge, die Ihr zu handhaben meinet. Früß hattet Ihr den unendlichen Schatz Eurer Liebe dem Geschlecht zugewandt, und die Einzelnen zu übersehen Euch gewöhnt. Ich begann gemeine Sache mit Euch zu machen; aber auf den dunkeln nie betretenen Wegen, die an der kalten Hand der Nothwendigkeit zu Euerm über die Gränzen der Natur hinaus gesteckten Ziele leiten sollten, sah ich die niedrigsten Leidenschaften, hinter dem Panzer des Geizes, ungestört ihr nächtliches Werk treiben. Ihr wachtet indessen standhaft am Ziele, unbekümmert was davor desselben vorging. Einem übermenßlichen Zwecke zu dienen, mußten Eure Werkzeuge unter die Menschheit sinken. Jeder Zug, mit dem die Natur selbst sie bezeichnet hatte, wurde verwischt und entstellt. Glücklich waren noch die, in deren leeren kalten Seelen das zehrende Gift der Ordensregel weniger zu zerstören fand. Sie blieben unverändert, und ein falscher Heiligenschein warf noch ein feierliches Licht auf ihren herzlosen Wandel. Eure Arbeit war eitel: ich sah es nun zu deutlich. Umsonst strebt Ihr, Wahrheit und Tugend

zu verbreiten. — aus dem Schooße der traurigsten, der unnatürlichsten Verschlimmerung; Euer klares Wasser verdarb in diesen faulen Röhren. Den Riesengedanken auszuführen, konnte sein Schöpfer keine gemeineren Mittel erfinden; aber die unmögliche Absicht gieng in den gefährlichen Mitteln verloren — und mein Glaube gieng auf ewig verloren!

Erzbischof.

Unglücklicher!

Helheim.

Bei Gott, das war ich, Graukopf! Die Rache, die ich hier an Euch nehme, habt Ihr um mich verdient, um viele Edle verdient, die Eure Ueberzeugung hinriß. Ich stand da, unwiderruflich abgeschnitten von der Natur und meinem Geschlecht, losgerissen von aller Seligkeit, die das Leben für mich gehabt hatte — und die goldenen Früchte, für die ich meine Seele verkauft hatte, zu Schaum zerronnen in meiner Hand. Wie ein Albert von Piane, am Seile der entheiligten Pflicht ein verhaftes Dasein fortzuspinnen — dahin konnte ich meinen Geist nicht beugen. Und mir war nichts übrig geblieben, dem ich mein Leben hätte opfern können, wie — — Nein, so weit

Sind wir noch nicht! — Nach einem langen tödtlichen Kampfe raffte ich mich auf, einen Erbs mir zu schaffen für alles. Mein finstres Nachdenken drang in die Tiefen der Hölle, und belauschte da den Fürsten der gefallenen Engel bei den Beschäftigungen, mit welchen er die ewige Verdammniß zu betrügen sucht. Mit erstornem Gefühl und ausgefordernem Herzen gieng ich an das neue Gewebe, das seiner Erfinderin, der kalten Verzweiflung, würdig war. Ich bemächtigte mich nach und nach aller der kleinen Antriebe, die bisher ohne eigenen Zweck und furchtsam, wie versteckte Missethäter, in dem weiten Kelch des Ordens sich aufgehalten hatten. Selbstsucht, Ehrgeiz, Rachgier, Feigheit waren die Waffen, die ich nun gegen Euch lehrte. Und meistens mußt Ihr selbst zu meinen Plänen mitwirken, denn unglücklicher Weise stand mein Ziel, Gewalt und Herrschaft, obenan unter den Mitteln zu dem Ewigen. Zum Blendwerk für Neulinge, zur Beschäftigung für glücklichere Thoren, zur Sicherheit für die verworfensten Bösewichter, zur Seele endlich Eurer edeln Begeisterung mochte jede andre Absicht, gut oder böse, dienen — dienen so lange sie jedem Stand hielt; der meinigen blieben sie alle zu Gebot. Mir selbst galt es sehr gleich, welcher Irrthum den Eiferer des mächtigen Bundes verführt hatte; die Macht des Fehls

gerichts war das einzige Wahre daran. Dies ergriff mein Geist — und so konnte ich zuweilen mir selbst die Freude gönnen, Euern erhabnen Arbeiten beizutreten. Aber so oft ich auch mit den verächtlichsten und schwächsten unsrer Brüder gegen Euch gemeine Sache machen mußte, war ich immer des Erfolges gewiß. —

Erzbischof.

Weiter, weiter! Der Schleier gerreißt, und mein Herz! Ich kannte die Menschen nie, und maßte mir an sie zu beglücken. Wählen sollt Ihr in den Bunden die Ihr mir schlägt; ich bitte Euch um Strafe!

Helheim.

Unglücklicher! O unsrer Rechnung hebt sich fürchterlich! — Westhausens naher Beitritt regte die widersprechenden Kräfte im Orden sonderbar auf. Ihr saht in ihm einem würdigen Gehülfen, einem Erben vielleicht Eurer hohen Gedanken entgegen. Der ganze Bund harrete ungeduldig der rühmlichen Vermehrung. Nur wenige Eöhne der Nacht scheuten den hellen Blick und den durchgreifenden Muth des Helden. Ich kannte ihn, und unterstützte die Bewerbung um ihn. Ich kannte ihn, und sah ihn schon ein Opfer seines vorseitigen Schritts werden.

Diese feste Selbstständigkeit, diese Weichheit des Gefühls, mit der unzerbrechlichen Kraft für das gefasste Gute verbunden, konnte sich mit der Verfassung des Ordens nicht vertragen. Fallen mußte er, und sein Fall die Macht unsers Bundes verherlichen; fallen da, wo ein Truchseß steigen konnte! —

Zwei Männer, in Mäntel gehüllt, treten aus dem Schloß, und gehen leise auf Arlheims Seite, nicht weit von ihm vorbei. Er schert zusammen, sieht ihnen nach bis sie aus dem Gesicht sind, und schweigt.

Erzbischof.

aus set:er finstern Aufmerksamkeit gerissen, blickt zu ihm auf.

Seid Ihr fertig? Habt Ihr keinen Tropfen Gift mehr? Das reicht noch nicht, mich zu tödten.

Arlheim.

ergreift ihn, mit Feuer und Rührung, bei der Hand.

Eberhard, Eberhard, sagt Euch! Euer Geliebter, Euer Sohn ist verloren! Er wäre nicht werth gewesen Euer Liebling zu sein, wenn Ihr ihn hättet retten können. Eden gieng er hin, den Orden zu verrathen und seinen Freund zu retten. Eden saß er sich an uns vorbei,

und Sonthheim war mit ihm. Mein Blick durchdrang ihre Verkleidung. — Nicht so, Alter, nicht so! Ich fühl' es tief, daß er der Sieger ist. Entweicht seinen Fall nicht durch gemeinen Schmerz.

Erzbischof.

Harter Mann! Ich habe ihn geliebt, und bin achtzig Jahr! — Doch nicht meine Thränen allein will ich seinem Tod weihen. Fahret wohl, Arlheim, auf ewig. Ich trete ab von dem Kampfplatz, wo mein thörides Streben dem überlegenen Gegner zum Spiele diente. Der Orden sei ganz Euer. Feierlich schwör' ich ihn in Eure Hände ab. Saget den Brüdern, warum ich mich von ihrer Gemeinschaft losreiß — Zwar, das könnt Ihr nicht! Fahret wohl. So viel Menschenglück, als ich bewürkte, darf ja in Eurer Arbeit auch noch mit unterlaufen. Der Orden bleibt, ohne mich, unverändert.

Arlheim.

Ihr thut sehr wohl, Eberhard. Ich muß mein eisernes, schwarzes Verhängniß erfüllen. Lebt wohl. Ich gehe noch einen Versuch zu machen, und ich weiß nicht, soll ich fürchten oder hoffen, daß er vergeblich sein wird? — Eh wir scheiden — ich scheide schwer von

Euch — sagt mir, ob Ihr mir glaubt, daß meinem Herzen daran liegt zu wissen — wie Ihr den Rest Eurer Tage anwenden werdet?

Erzbischof.

Ich glaube es Euch. Euer Geist ist dem meinen nicht fremd, und der erste Zweifel über meine Pläne entstand in mir, als ich Euch zum Bösewicht werden sah. — Zur Reue mein Sohn, fehlt es mir an Zeit und an Kraft. Ich begrave mich in den heiligen Beschäftigungen meines Hirtenamts. Am Altare könnt Ihr mich wiedersehen. Hätt' ich den frommen Wahn nie mit einem gefährlicheren vertauscht!

Artheim.

Will schnell von ihm abgehen, kehrt aber zurück, und faßt ihn mit dringendem Gebieth bei der Hand.

Vater — Von meinem Wege werd' ich nicht weichen; aber, daß ich thun möge, was ich kann — Er läßt sich auf ein Knie vor ihm nieder. Euern Segen!

Erzbischof.

Beugt sich zu ihm herunter, und legt die Hand schweigend auf sein Haupt. Sie gehen auf verschiednen Seiten ab.

Stehende Scene.

Wald.

Konrad von Sontheim. Heinrich von
Westhausen, beide verkleidet, in gemeiner Tracht,
in Mäntel gehüllt.

Westhausen.

Steh. Hier müssen wir scheiden.

Sontheim.

Du wirst mich verlassen? Du siehst nicht
mit mir?

Westhausen.

Allein erregst du weniger Verdacht. Deinen
Weg weist du. Bald kannst du deinen
Verfolgern ganz unentdeckt sein. Ratholds
kommt dir nach.

Sontheim.

Und du?

Westhausen.

Wenn ich sie nicht begleite — wie treffen
uns doch!

Sonthheim.

Mann, in deinem finstern Bild laueret ein Geheimniß. Sprich, wie konntest du die verborgenen Rathschlüsse des Fehmgerichts erforschen? Unglücklicher, du willst mich vor ihrer Rache retten; wird sie dich nicht dafür ergreifen?

Westhausen.

Ich gebe dir mein Wort, Konrad, daß ich sicher bin vor der Rache des Fehmgerichts. — Aber die Augenblicke sind kostbar. Laß mich jetzt ernst und streng sein, wie es dem Freunde ziemt. Du hast das Verbrechen begangen, für welches du verfolgt wirst; das Urtheil ist geracht, das deinen Tod spricht. Wenn du fortlebst, ohne die hohe Büßung zu vollenden — doch nein, das kannst du nicht! — wenn du aus Ueberdruß einer niedrigen Kneue unterläßt; dann wär' es besser gewesen, der Gerechtigkeit ihr Opfer nicht zu unterschlagen. Das Ziel, auf das du zugehst, macht es zur Pflicht, dich zu retten. Konrad, bleib diesem Ziele getreu. Ich würde mein Leben opfern, dich zu erhalten, bis du es erreichst

hast. Aber mein Tod über deine Seele, wenn du ihm untreu würdest!

Sontheim.

erschrocken, will ihm in's Wort fallen.

Westhausen.

halt! Du kannst mich nicht ganz verstehen. Sontheim, gib mir deine Hand darauf! Du wirst leben, bis du gebüßt hast? Versprich mir zu leben, was die auch begegne.

Sontheim.

Unwiderstehlicher! Ich verspreche dir's --

Westhausen.

Das ernste Wort der Freundschaft ist gesprochen. Theurer, auch an ihren weicheren Gefühlen dürfen wir schwelgen. -- Leb wohl!

Sontheim.

Ich sehe dich wieder! Heinrich, ich sehe dich wieder?

Westhausen.

sich abmündend, mit erschütterter gepreßter Stimme.

Wieder!

Sonthheim,

Steh! Deine offene Seele borgte sich jetzt
unwillig einen Doppelsinn —

Westhausen.

Bei den Rechten, die du mir über dich ge-
geben, stieh unverzüglich!

Sonthheim,

Grausamer! Meine Seele ist gerissen ..
Er reißt sich mühsam von ihm los.

Achte Scene.

Heinrich von Westhausen. Darauf Dietrich
von Arlheim, verummumt.

Westhausen.

Allein. Er steht einen Augenblick nachdenkend; dann steht
er hinaus auf die Scene wo Conrard abgegangen ist.

Er ist fern! er ist gerettet — Pause; näh-
rend deren Arlheim hinter ihm erscheint.

Arlheim.

der nun neben ihm steht.

Im Namen der dunkeln Rache, folgt mir,
Bruder, in jenes Gebüsch!

Westhausen.

aufgeschreckt und zurücktretend.

Höllische Gestalt! Wer warf dich jetzt zwis-
chen mich und mein Schicksal?

Arlheim.

Dortbin entseht ein Bosart der Sonne.
Ihn nach!

Westhausen.

Ich kenne deine Beschwörungen nicht mehr.
Menschliche Rede verlange ich: Konrad von
Sonthheim entsteht?

Arheim.

Er entsteht. Beim Eide der Weihe ruf
ich Euch auf: Helft mir ihn fangen und nieder-
werfen.

Westhausen.

Gebrochen ist mein Eid der Weihe; Ihn
kommt zu spät. Tief sank auf der Wage der
ewige Eid der Menschheit. Durch mich ist
Sonthheim gestoßen. Laßt ab von ihm; hier
steht der größere Verbrecher.

Arheim.

Ich weiß alles. Westhausen, folgt mir.
Er reißt seine Larve ab. Möge mein Geist dem
Euern verständlich werden. Ich gab Euerm
Schicksal diese Wendung. Folgt mir. Euerm
Verderben hab' ich gesteuert.

Westhausen.

Vermag Euer Schutz meinen Meineid zu
decken — und Sonthheim müßte sterben?

Arbheim.

Öffnet die Augen, Heinrich. Entschließe
 Euch zu der That, die Euch lospricht von
 der entehrenden Tirannei Eures Hergens. Nicht
 mein Schutz, diese That tilgt Euer Verbrechen.
 Größe wartet Euer. Menschen, wie
 Ihr, sind geboren über die Menschen zu herrschen,
 nicht sie zu lieben.

Westhausen.

Mich loda die Herrschaft nicht über die
 Menge deren, die Ihr einzeln zu verachten
 mich lehren möchtet!

Arbheim.

Ihr kücktetet zu uns, weil Euer Geist bei
 dem dürstigen Genuß darble. Uebel that der
 Geist an Euch, der den Gewohnheiten Eures
 weichen Hergens schmeichelte, da Ihr zu
 erst unter uns tratet. Liebe hat ihn verführt,
 und Liebe wird ihn strafen, wenn Ihr meines
 Rufes nicht folgt.

Westhausen.

Ist Contheim gerettet, wenn ich Euch
 nicht folge?

Helheim.

— Euern Meineid zu büßen, habt Ihr
nur dieses Mittel.

Westhausen.

Nur dieses? Erhebt ihn lange und zweideutig an.
— Ich weiß noch eines. Er durchschneidet sich,
Helheim fällt ihm zu früh in den Arm und hält ihn.
Für ihn war dies Eisen geschliffen — über mich
die Strafe des übereilten Eides! — O könnte mein
Blut die Menschheit die wieder ehrwürdig machen!
Er stirbt.

Helheim.

legt den Todten sanft hin, und steht vor ihm in starrer
Betrachtung.

— Sie hatte dich ausgestoßen, früher wie
daß Gericht!

Neunte Scene.

Dietrich von Arlheim. Konrad von Sonthheim, geführt von dem Truchseß und zwei andern Vermummten.

Sonthheim.

Ihr habt mich, Ihr kennt mich. Was könnt Ihr noch von mir wollen? Thut Eure Pflicht, und vollzieht Euer Urtheil.

Truchseß.

zu Arlheim.

Wo bleibt Ihr? — Er bemerkt Weßhauens Körper, der auf der Erde liegt. Ha!

Sonthheim

Oh meine zu sichere Ahndung! — Laßt mich, laßt mich los! Ihr habt ihn gemordet — Er fällt vor dem Todten nieder.

Truchseß.

Nein! Der Verräther hat sich selbst gerichtet.

Helheim.

Elender! Wisse daß ich ihn rächen werde —
Noch eine blutige Arbeit ist hier zu verrichten.
Laß mich dieses Anblicks Schrecken erst einsaugen,
daß keine menschliche Regung mich hinfort treffe.
Er beugt sich nach der Hand des Todten.
Bedeutet dieses Zucken, daß du meine Berührung noch fühlst? Mich klagst du an für deinen Mörder? — schauernd, für den heimlichen, lauerten — Neuchelmörder:
Ha Stolz, du glaubst wohl gar, daß ich offen mit dir es nicht aufgenommen hätte? —
Er richtet sich in die Höhe, und wendet sich ab.
Meine Kraft steht diesem Anblick nicht. Das Gefühl meiner selbst will mich verlassen —
Eberhard, Eberhard! daß ich rein wäre wie du! dem Orden abschwören dürfte wie du! —
Nach einer Pause kehrt er sich gegen die andern, stolz und mit Fassung, aber tief gerührt. Ihr seid ohne Oberhaupt. Eberhard von Köln hat Euch entsagt, weil Ihr diesen auf Westhausen zeigend richteten mußt. Bis zur Wahl trifft mich die

Reihe. Tretet zurück. Ich rede ein Wort mit dem Versehmten, das nicht für Euch ist. Dann zum Werk! — Sontheim! Unglücklicher, Blick auf!

Sontheim.

Laßt mich hier liegen bleiben. Ihr könnt ja hier mich auch richten. Unglücklich bin ich nicht, wenn Eure Dolche scharf sind.

Arbheim.

Sontheim, ist denn unter den Lebenden keiner, der Anspruch hätte auf deine letzten Augenblicke?

Sontheim.

Schande wartet der Lebenden und Elend, ich weiß es —

Arbheim.

Nein! Wandle ruhig den Weg des Todes zu deinem Freund. Einem heiligen Mann will ich selbst dein Weib und deinen Sohn

übergeben. Eberhard von Cöln wird Hülfe, lindernde Thränen auf Mathildens Wunden gießen, und seinen Knecht zur Tugend leiten; dafür wird dieser ein Trost seines hülflosen Alters sein, und ihm sanft die Augen schließen! — Richter des heimlichen Gerichts, kommt hieher, an Konrad von Sonthheim die Strafe zu vollziehen für Mord und Ehebruch.

Zehnte und letzte Scene.

Die Vorigen. Mathilde im Hintergrunde, in männlicher Tracht, in einen Mantel gehüllt.

Truchseß.

Welcher Fremdling wagt es, das verbotene Geschäft zu thun? Zurück! Das Fehmgeld nicht arbeitet an dieser Stätte.

Mathilde.

vorsührend.

Halte ein, gerechte Richter. Zittert die Unschuld zu morden. Ich bin die Verbrecherin.

Helheim.

Ein Weib!

Truchseß.

Ein Weib!

Sonthheim.

bei ihrer Stimme sich umwendend.

Blick hieher, Mathilde! Für mich ist kein Leben mehr zu opfern.

Helheim.

Unglückliche, zurück! das Gericht richtet nicht über Weiber. Das Gericht strafft den

Mann für des Weibes Verbrechen. Euer kind-
disches Opfer nimmt das ernste Gericht nicht an.

Mathilde.

Starr und unbeweglich vor sich hinsiehend.

Das ist schrecklich!

Die Richter stehen hinter ihr, und winken Sontheim
aufzustehen und ihnen zu folgen.

Sontheim.

beugt sich noch einmal vor dem Todten.

Ich kann nicht! Ich kann nicht leben!
Meines Schwurs bin ich ledig.

Er steht stillschweigend auf. Die Vermummten
treten im Kreis um ihn, und ziehen jeder einen Dolch.
Mathilde, aufgeschreckt, will Arlheim in den Arm fallen;
der sie ruhig mit der Hand abwehrt.

Arlheim.

Gehorche der Nothwendigkeit, schwaches Ge-
schöpf. Diese Hülle übe: dich, daß dein Blick
die Thaten des geheimen Mordes nicht entweihe!
Er weist sein Gewand über sie. Sontheim fällt.

E n d e.

Carl Dúclos

geheime

M e m o i r e n

zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten
und Ludwigs des Fünfzehnten.

Aus dem Französischen überfetzt, mit einer Einleitung
und Anmerkungen begleitet

v o n

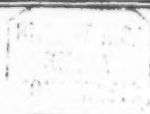
dem Verfasser des heimlichen Gerichts.

Erster Theil.

Berlin, 1792.

In der Wolfischen Buchhandlung.





Einleitung

des Uebersetzers.

Die nachgelassenen Memoiren von Daclos haben so viel Eigenthümliches, daß sie den Wunsch nach näheren Nachrichten über ihren Verfasser, auch bey dem deutschen Leser erregen können. Es ist noch etwas anders als Geschmack oder Kunst, was einen Schriftsteller so auszeichnet, daß man unwillkürlich in seinem Werk ein gewisses Bild von ihm selbst zu erkennen glaubt; diese glückliche Individualität, durch eine leichte Ueberlegenheit gemildert, konnte am ersten in dieser Schrift erhalten werden, die der Verfasser erst nach seinem Tode herauszukommen bestimmte, und in welcher ihn also die tausendfachen Rücksichten nicht banden, womit die Wissenschaften in Frankreich den Glanz und den Schutz, dessen sie gessen, theuer genug erkaufen mußten.

Mit dem Bilde nun, das in diesem Werke abgedruckt scheint, stimmen die Umstände, die wir von Daclos bürgerlichem Leben auffinden, sehr überein. Er hatte aus Bretagne, der Provinz, in welcher er

a 2 geben

geboren war, und eine Zeitlang die Würde eines Maire von seiner Vaterstadt bekleidet hatte, eine gewisse Freiheitsliebe und Strenge mit nach Paris gebracht, welche seinen Landsleuten ziemlich eigen ist, und sie öfters mit dem Hof und dem Ministerium in Streitigkeiten verwickelt hat. Je ernster und gerader aber durch Charakter, durch Erziehung, und durch das Amt selbst, in welchem er gestanden hatte, sein Patriotismus war; desto sorgfältiger sonderte er sich von den sogenannten Philosophen ab, die in der französischen Gelehrtenrepublik eine eigne Sekte ausmachten, und auch das ganze schlimme Spiel einer Sekte trieben. Sie waren und sie fühlten sich wichtige Werkzeuge in der Hand des Schicksals; aber Muthwillen und junstmäßige Intoleranz schändeten den Dienst der Wahrheit, zu welchem sie zusammen getreten waren. Zu diesem Kampfe mit dem Zeitalter, in welchem mehr als Gut und Blut, in welchem jedes Streikers eigener Werth geopfert wurde, fand sich Daclos nicht beufen. Er liebte und ehrte die Ordnung; was der gute Bürger für diese thut, unterscheidet sein Bewußtseyn und die Anerkennung der Weisen sehr genau von dem, was innere Niedrigkeit dem Sklaven gebietet. Die große Welt scheute seine Strenge, seine Freymüthigkeit; die Freigeister von Profession haßten ihn, vermöge des Innungsgrundsatzes: wer nicht für uns ist, ist wider uns. Es kann wohl keinen gültigeren Beweis geben, daß er pflichtmäßig lebte.

Herr Soultavie scheint, in der Vorrede zu seiner Ausgabe von diesen Memoiren, dem Verfasser einen Vor-

Wortwurf daraus zu machen, daß er — zu einer Zeit, wo es in Frankreich nichts gab als eine hinfällige Monarchie — kein Demokrat war. Es ist uns nicht bekannt, was Herr Soulasie vor der Revolution für eine Rolle gespielt hat; wie ein Geistlicher mit dem Mareschal von Richelieu in demokratischen Verhältnissen stehen konnte, möchte schwer zu begreifen seyn; und was seine jetzige litterarische Existenz betrifft, so zeugt sie von keiner andern Freiheit, als der nunmehr in Frankreich aufgetommenen, die herrschenden Ideen in den plumpsten Formen zu verarbeiten und zu Gelde zu machen. Auf die Früchte der Pressfreiheit wirft sich heutzutage zunächst der Hunger; der Adel der französischen Litteratur ist aufgehoben, und man hat jetzt in Frankreich, bis auf den Kontrast mit der vergangenen Epoche, ohngefähr das nämliche Schauspiel, das wir vor einigen Jahren in den kaiserlichen Erblanden erlebten, als Joseph der Zweyte die Censur abschaffte. Mit der Freiheit schlecht zu schreiben von Frankreich aus angesteckt zu werden, darüber wenigstens sind wir in Deutschland überhaupt hinaus.

Man warf Düclos vor, daß er das Geld liebe; auch diese Anklage wärmt Herr Soulasie in seiner Vorrede auf. Achtung oder Geringschätzung des Geldes ist an sich etwas sehr zufälliges, und steht mit dem moralischen Werth der Menschen in keinem notwendigen Verhältniß. Das Gewicht, das in gesellschaftlichen Urtheilen auf diese Eigenschaft gelegt wird, bezeichnet daher in den meisten Fällen diejenigen viel mehr, welche richten, als den, der gerichtet wird. Es

kömmt für uns lediglich darauf an, ob Düclos jemals etwas verkaufte, das dem rechtschafnen Mann nicht feil seyn sollte; da aber die gemeine Verblöndung sich in solche Bestimmungen nicht einläßt, so müssen ihn die Ueberreste seines Geistes bey der Nachwelt billig davon frey sprechen.

Seine Geschichte Ludwigs des Elften ist wiederum mehreren Parteyen anstößig gewesen. Die Regierung beschränkte, wie man sagt, die Erscheinung eines Werks über diesen Theil der französischen Geschichte, an welchem Montesquieu arbeitete; sie forderte daher Düclos auf, jenem zuvorzukommen, und gab dann freylich damit einen Beweis, daß sie vor seiner Freymüthigkeit sich sicher glaubte. Aber auch hier muß das Buch selbst mehr entscheiden, als die Anekdote von dessen Entstehung. Der Zwang den diese Art von Beruf dem Verfasser auflegte, hat in Düclos Geschichte Ludwigs des Elften höchstens etwas Treueheit hervorgebracht. Er hat sich auf die einfachste historische Darstellung eingeschränkt, ohne die Wahrheit zu verrathen und ohne zu sagen was man nicht geduldet hätte. Sich selbst hat er freylich in diesem Werk nicht hergegeben wie in den gegenwärtigen Memoiren; aber der unbesangene Leser wird durch sein Gemälde keinen falschen Begriff bekommen, und auf diese Art konnte der Geschichtschreiber die rechte Vereinigung der Pflicht mit der Konvenienz erhalten. Noch mehr wird Düclos gerechtfertigt, wenn man diesen Theil der Geschichte in seinem wahren Gesichtspunkt betrachtet. Ludwig der Elfte befestigte die königliche Gewalt gegen

gen übermächtige Vasallen, er sammelte die Kräfte des Despotismus in einen gemeinschaftlichen Punkt; Grausamkeit und Treulosigkeit waren sehr oft seine Mittel, aber sein Zweck selbst forderte eine kluge Regierung und Rücksichten auf bürgerliches Wohl. Die Mäßigung seines Geschichtschreibers konnte also nur für den hohen Adel und für die Parlamente gefährliche Beziehungen haben; aber die Nation war nicht beleidigt, wenn Ludwig der Elfte in der Geschichte auch nicht als ein Nero erschien. Ganz anders verhielt es sich für den rechtschaffenen Mann mit der Geschichte seiner Zeit, und der nächstvorhergehenden; das Volk erlag unter den wiederum sich zertheilenden Kräften der unumschränkten Gewalt; man konnte diese nicht schonen, ohne die Menschheit zu verrathen, oder man mußte sich zu Voltaire's kühnem, unredlichem Spiel mit Wahrheit und Lüge bequemen. Voltaire und Düclou waren beide als Historiographen von Frankreich besoldet; man vergleiche Voltaire's Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Fünfzehnten auf der einen Seite, Düclou's Geschichte Ludwigs des Elfsten und seine nachgelassenen Memoiren auf der andern, so wird man die Grundsätze, nach welchen beide handelten, hinlänglich beurtheilen können.

Ob Düclou seine Geschichte Ludwigs des Elfsten herausgegeben hatte, war er durch kleine gefühlvolle Romane und Erzählungen bekannt, welche ebenfalls durch eine glückliche Kombination des feinen Tons der großen Welt mit der Sittlichkeit und dem Zügelgefühl des braven Mannes merkwürdig sind. Aber

dieser Umstand gab bey dem Pariser Publikum zu einer wichtigen Zusammenstellung Anlaß, welche zum rechtskräftigen Urtheil über sein größeres Werk wurde; man sah es seiner Geschichte an, hieß es nun allgemein, daß er nie mit Ludwig dem Elften soupiert hätte. So sollten die Bekenntnisse des Grafen von ***¹, Acajou, und andre kleine Schriften die Geschichte Ludwigs des Elften um die öffentliche Achtung bringen. Wie es in dem glänzenderen Zirkel der französischen Litteratur Parteilichkeit, Leichtsinns, Zerstreuungen und Protektionstümel trieb, so treibt es in dem unsrigen kollegialische Pedanterie, Eingeschränktheit und Kalkül: der lebhaften und allgemeinen Anerkennung, daß der Verfasser der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande unter uns zuerst Geist, Geschmack und Kolorit in das historische Fach eingeführt hat, steht es noch immer sehr im Wege daß er — auch ein großer Dichter ist.

Dücles Betrachtungen über die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, haben wie seine andern kleineren Schriften mehr Feinheit als Wig, mehr Ernst als Kraft, mehr Vernunft als Schwung, mehr Richtigkeit als Wärme des Gefühls. Sie verkündigen so zu sagen das mehr vollendete, freyere Werk, das wir an den gegenwärtigen Memoiren erhalten haben. Er sammelte diese aus den Quellen, die seine Stelle als Historiograph ihm öfnete. Nicht hinterlistig, nicht aus feiger Nachsicht hielt er, so lange er lebte, damit zurück, denn man mußte ihre Existenz, viele seiner Freunde drangen in ihn, sie herauszugeben, und
seine

seine Antwort war, daß er sich weder durch die Wahr-
heit in's Verderben stürzen, noch durch Lügen erniedri-
gen wollte. In diesem Werk legte er seinen ganzen
Karakter, seine ganze Denkungsart nieder; es ist kei-
ne Zeile darinn, die dem Gange seines Lebens wider-
spräche, die, bey der größten Freyheit, bey der uner-
bitlichsten Strenge, auf den Schriftsteller, der in und
mit der Welt gäbte hat, den Vorwurf der Heuchelei,
der Furchtsamkeit, oder der Falschheit bringen könnte.
Und es gehört fürwahr ein Grad von Konsequenz dazu,
den die Kunst des Schriftstellers nicht erreichen kann,
um seine Stimme über seine Zeitgenossen erst nach sei-
nem Tode vernehmen zu lassen, ohne in der Empfin-
dung des Lesers an einen solchen Verdachte anzuschloßen.

Der Mann, welcher hier nie zu Uebertreibungen
verleitet ward, und sich dabey doch des eklen Unwiß-
lens über das Böse fähig bewies, der hinterließ eine
glättigere Apologie seines Karakters als tausend selbst-
schätigke Bekenner wie Rousseau. Man erkennt in
diesem Werke zugleich den freyen Denker, und den
Mann, der im Verdruss über die muthwilligen und
unkleinen Streiche der schon erwähnten Zunftgenossen
ausrief: die Leute werden's noch so arg treiben,
daß ich mich werde bekehren müssen und fromm
werden.

Die Regierung behielt ein so wachsamtes Auge auf
den gefährlichen Nachlaß des Historiographen, daß die
Bekannmachung desselben ohne die Revolution sich
vielleicht noch lange verzögert haben würde. Der in-

nerer Werth eines Buchs soll freylich von keinem besondern Zeitpunkt abhängia seyn; indessen führt der allgemeine Ideengang des jetzigen Jahrzehends hierbey auf eine Frage, die eine nähere Erörterung verdient. So wie Dacles sich für seine Art zu wirken isolirt, und der großen Gleichetenverschöderung in Frankreich entzogen hatte, konnte er schwerlich anders handeln; aber verscherte er dadurch nicht seinen Antheil an dem großen Ruhm der Schriftsteller seiner Zeit, dem Ruhm, Licht und Wahrheit verbreitet zu haben, bis aus beyden die Freyheit hervorgieng? Ihn zieht die hervorgiengane Freyheit jetzt an's Licht; aber danken kann sie ihm nicht, wie sie den Voltaire's, den Rousseau's, den Montesquieu's dankt, die nicht in apathischer Verborgenheit bitterer Zeiten harrten, sondern der Verboschimmerung der ihrigen entgegenwirkten.

Zwey große moralische Ideen scheinen gegenwärtig unter den besten Köpfen im Streite zu liegen: Wurken nach außen, und inneres Seyn. Unser Zustand ist der mißlere zwischen Aufklärung und Regeneration; daher entstehen die vielfachen Kollisionen zwischen diesen beyden Ideen, deren innige Verbindung in glücklicheren Zeiten das höchste Ideal der Tugend erreichte. Dem Gedränge, in welchem der Mann gezwungen ist zu wählen, wird es immer schwerer werden zu entsagen; nach der Verminderung des Uebels strebte von jetzt der edlere Theil der Menschheit; sollte nun der Augenblick, in welchem alle Kräfte, die jemals auf diesen Zweck gewandt wurden, bis zu den gewaltsamsten Erfassungen, oder wenigstens zu der

Vßß.

Währung, welche diesen zunächst vorbegeht, sich aufgehäufte haben; sollte der Augenblick eben der nämliche seyn, wo man sich von der gemeinen Sache trennen müßte? Sollte der reine Egoismus die schädlichste Moral unsrer Zeiten geworden seyn? Und doch nenne man den egocentrischen Wirkungskreis, in welchem gegenwärtig etwas anders zu erreichen wäre, als zur allgemeinen Zerstörung beizutragen. Die höchste intellektuelle Bildung gieng mit der höchsten politischen Uebertension Hand in Hand, sie wirkt jetzt zurück auf die Staaten; diese ungeheure Krisis kann nur moralische Mißgeburten erzeugen, und an diesen ist in diesem Augenblick ausschließlich das unmittelbare Handeln. Die Weltgeschichte liefert uns kein Beispiel eines Lichtungszins, um Payne's originellen Ausdruck zu gebrauchen, wie in den letzten Jahren der französische Senat war; und es ist eine wohlthätige Erscheinung, in welcher am Ende doch der Keim unsrer schönsten Hoffnungen liegen mag, daß die höchste Spannung des Verstandes die Tugend von neuem erfindet. Das aufgeklärteste Volk in Europa spielt jetzt mit den politischen Idealen des griechischen Alterthums; aber in diesen Idealen leben kann das verdorbenste Volk in Europa noch nicht.

Ich weiß nicht, ob diese Digression für Dacles und für jeden, der das *vis unita fortior* nicht zu seinem Wahlspruch genommen hat, für jeden, der lieber selbst frey seyn, als zur allgemeinen Freyheit beitragen will, was er nicht verantworten zu können glaubt, eine hinlängliche Rechtfertigung enthält.

Aus

Aus welchen Händen diese Memoiren nunmehr in das Publikum gekommen sind, läßt sich nicht eingentlich bestimmen; und der Streit zwischen den zwey Herausgebern derselben, Herrn Buiffon, Buchhändler in Paris, und dem Abbe Soularie, ist für uns, bey der Entfernung vom Schauplatz nur aus der Vergleichung zwischen den beyden Ausgaben zu beurtheilen. Herr Soularie beschuldigt seinen Vorgänger, einen beträchtlichen Theil des Manuscripts, gewissen unrepublikanischen Rücksichten zu Gefallen, untergeschlagen zu haben; Herr Buiffon hingegen wirft ihm vor, in dem, was er bisher herausgegeben, den Text verfälscht und verdorben zu haben. Da Herr Soularie bis zu den Stücken des Originals, die er wieder herzustellen verspricht, in seiner Ausgabe noch nicht gekommen ist, so steht er jetzt noch in einem beträchtlichen Nachtheil gegen Herrn Buiffon, dessen Anklagen durch den verhandnen ersten Theil der Soularie'schen Ausgabe vollkommen bewiesen werden. Einige Proben von der Gewissenlosigkeit, mit welcher Herr Soularie den Text dieser Memoiren behandelt hat, wenn er anders ihn in seinem Manuscript nicht so verfaßt, wird man in dieser Uebersetzung angeführt finden. Dieser Umstand, und der ganze Gang des Processes, in welchem der Gelehrte sich merkantilischer beträgt als der Buchhändler, machen für seine bey dem Publikum noch zu erweisende Verschuldigung nicht das günstigste Vorurtheil. Indessen muß man den öffentlichen Ausgang des Streits, durch die Erscheinung der folgenden Bände von Herrn Soularie's Ausgabe, um so mehr abwarten, als Herr Buiffon vor dem Frie-

dens.

den Richter seine Sache verloren hat. Beide Theile haben den Ausspruch des Friedensrichters bekannt gemacht; Herr Bülfon scheint aber dadurch nicht zum Widerruf gebrachte worden zu seyn, sondern er äußert, daß er auf den Sinn dessen, was er gesagt und gethan habe, beharren müsse, wenn das Gesetz auch über die Form und die Ausdrücke zu seinem Nachtheil zu erkennen gehabt hätte. Auf die inneren Kennzeichen der Genuinität wird es bey den künftigen Zusätzen der Sculavischen Ausgabe vornehmlich ankommen; in dessen hat mich der Wunsch, in der deutschen Uebersetzung dieses Werk so vollständig als möglich zu liefern, hauptsächlich mit bestimmt, den ersten Theil für jetzt abgesondert heraus zu geben.

Duclos Ton hat in seinen Memoiren eine gewisse Nachlässigkeit, einen leichten Anstrich von trockner Brüsquerie, den ich in der Uebersetzung nicht zu verwechseln gesucht habe. Die Treue des Uebersetzers muß sich, wie mich dünkt, besonders auf die Manier des Schriftstellers erstrecken: daher habe ich, in den unvermeidlichen Kollisionsfällen, die Forderungen unserer Sprachkunst der Pflucht, gewisse Eigenthümlichkeiten zu erhalten, nachgesetzt. Wendungen und Ausdrücke, die in der Ursprache auffallend waren, habe ich nach dem Verhältniß der unsrigen nicht mildern zu dürfen geglaubt; wo ich den Styl des Originals nicht fließend, den Ideengang nicht sorgfältig ausgearbeitet fand, habe ich auch in der Uebersetzung nach beidem nicht getrachtet. Schriftsteller, deren Hauptverdienste Eleganz und Künstlichkeit sind, müssen anders über-

setzt

fest werden; bey diesen ist es Untreue, zu treu zu seyn. Uebrigens schütze ich mich hier nur, insofern der deutsche Leser eine gewisse Sorgfalt der Schreibart in diesen Memoiren vermessen möchte; denn gegen die Keinsheit der Sprache gesündigt zu haben, würde der Secrétaire perpétuel der Französischen Akademie seinem Uebersetzer auch im Grabe nicht vergeben.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß auch der strenge Zusammenhang und die reifen Resultate, welche man von einer eigentlich sogenannten Geschichte fordert, schon bey der Aufschrift dieses Werks dem Verfasser nachzulassen sind. Je mehr Hülfsmittel er hatte, gewisse verborgene Triebfedern und Details der öffentlichen Begebenheiten zu erforschen, je klüger er sie zu gebrauchen wußte, je aufrichtiger er niederzeichnete, was er erfuhr, je unbefangener und gegen die Täuschung der Nähe gewasener wir ihn erkennen, je gemeinnütziger, edler, geistvoller der Gesichtspunkt war, aus welchem er sammelte; desto leichter und sicherer werden künftige Geschichtschreiber seine Arbeit benutzen können. Diese Kennzeichen passen, unter dem ganzen Schatz von Memoiren, die wir über den Zeitpunkt der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Fünfzehnten besitzen, auf keine so voll kommen und so vereinigt, als auf die gegenwärtigen. Aber so wahr es ist, daß eine gute Geschichte dem Theil des Publikums, dem es mehr auf diesen höchst wichtigen Zweig der Aufklärung als auf wissenschaftliche Bereicherung ankömmt, eine Menge historischer Schriften entbehrlich macht, so sehr würde

man

man Gefahr laufen auch aus den allerbesten Memoiren, wenn man sich auf diese allein beschränkte, einseitige und unvollständige Begriffe zu schöpfen. In der feinsten Auswahl der treffendsten Details geht der Zusammenhang des Ganzen verloren, wenn man ihn nicht durch Vergleichung sich zuzueignen sucht. Wo der Geschichtschreiber über seinem Stoffe so webt, vermengt sich der Sammler von Memoiren mit dem feintigen; er giebt was er gesehen und gehört hat, und man kann dem Geiste eines Menschen sich unbedingt anvertrauen, aber nicht seinen Sinnen.

Insofern diese Memoiren ihrem Wesen nach als *Tru-mante* anzusehen sind, und also zu verschiedenen Erläuterungen und Ergänzungen Anlaß geben, hoffe ich keine unangenehme Arbeit zu übernehmen, wenn ich den Geist einiger Theile der darin behandelten Geschichte in einer Reihe von Anmerkungen, die ich am Schluß meiner Uebersetzung beifügen werde, durch Zusammenstellung mit andern gleichzeitigen Sammlungen, etwas fester zu bestimmen versuche. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, die Memoiren des Marechal von Richelieu, die in Paris hestweise herauskommende Sammlung von Memoiren, von denen die Souveraine Ausgabe von Dacles einen Theil ausmacht, die Kraamente aus Originalbriefen der Madame Charlotte Elisabeth d'Orleans, Belcraire's vollständige Korrespondenz, und andre ähnliche Werke enthalten den reichsten Stoff, um eine gewisse Harmonie in einzelnen Stücken dieser Geschichte herauzubringen. Diese, vor allen übrigen so sehr ausgezeich-

gezeichneten Memoiren schicken sich auch am eisten zum Thema für eine solche Arbeit; und je roher und unverbesserter, bez den verschiedenen höchst individuellen Antrieben und Motiven der andern Sammler, - der Stof zum Theil gefunden wird, desto unverdächtig und gleichsam unmittelbarer sind die Resultate, welche man aus der Vergleichung derselben gewinnen kann. Es ist die reinste und kostbarste Wahrheit, die nicht als solche gemeint ward; es sind die unverwerflichsten Zeugnisse, die der Hofmann, der Minister, der Autor von Prefessen in Werken dieser Art eigentlich gegen sich selbst spricht.

Der gegenwärtige Zeitpunkt giebt einer solchen Arbeit noch ein besondres Interesse. Die Begebenheiten, welche seit drey Jahren an uns vorübergehen, scheinen durch die Neugierde des Augenblicks, durch schwankende Besorgnisse, durch Parteysucht, eine schiefe Richtung zu bekommen, insofern ihre Wirkungen auf das Menschengeschlecht wiederum in ihren eignen Fortgang Einfluß haben. Man sieht den der Geburt des Tages still, und übersieht die Vergangenheit, wie man die Zukunft vergißt. Ein Theil scheint jedes neue Ereigniß für das letzte zu halten, ein anderer kann sich noch immer nicht entschließen das, was geschah, als nothwendig anzusehen. Die französische Revolution kann noch immer nicht zu ihrem Platz in der Weltgeschichte gelangen. Daher scheint jede Vermählung, ihr diesen anzuweisen, einigen Dank zu verdienen.

Die größte Verwirrung haben viel französischen Angelegenheiten besonders unter die Begriffe von Gedankenfreiheit und Schriftstellerrechten gebracht. Wenn die glänzendste Begehnheit unsers Jahrhunderts nicht unbesangen, und ohne besondre Beziehungen der Furcht oder des Mißvergnügens angesehen werden kann, so muß nothwendig in der allgemeinen Masse der gesunden Vernunft und der Männlichkeit unsrer Generation eine merkliche Lücke einreißen.

Fürsten und Unterthanen leiden in gleicher Masse unter dem verderblichen Einfluß, der in diesen Zeiten den Banden der Gesellschaft die Auflösung droht. In dem gegenwärtigen Kreis ihrer Pflichten eingeschlossen können alle Theile den Gang des Schicksals abwarten, wo nicht anders lenken. Das Jahrhundert des Verstandes mußte es seyn, das die morischen Materialien der Staatsgebäude hier und da früher zu Staube trat; aber was der Verstand allein zerstört, ersetzt nur jene mittlere Stimmung der Menschheit, von welcher ihr gegenwärtiger Zustand von Excentricität sie so weit abgeführt hat.

Eine allgemeine Uebereinkunft, die Schritte, welche man seit einem halben Jahrhundert auf der Bahn der Aufklärung that, zurückzugehen, läßt sich unmöglich denken; und es ist das eitelste Unterfangen, in dem Gedächtniß der Menschen vertilgen zu wollen, daß zweimal zwei vier macht. Man zwingt sie das durch, diese mathematische Wahrheit immer weiter anzuwenden; lieber lasse man sie doch finden, wo Rechnen nicht ihr erstes Bedürfniß ist!

Licht ohne Wärme ist ein Fluch unsers Zeitalters; aber mit der undankbaren Arbeit die überall verbreitet und eingebrungenen Strahlen zu verfolgen und aufzufangen, glaube man nicht ihn zu lösen.

Das Recht und die Pflicht aller Menschen, Freiheit und Ordnung, sind in allen Ständen und in allen Verfassungen auszuüben. Was nicht halten kann, fällt ein; Männer stürzen 'es nie um.

Welche Wahl kann es für den Schriftsteller zwischen Stillschweigen und Wahrheit geben? Eine vielleicht gutgemeinte Loyalität hat einige Schriftsteller in Deutschland verleitet, Mittelwege zu suchen. Aber dadurch geschah es, daß sie um den treuen Unterthan den guten Kopf verläugneten; und unser Zustand ist weder so gut noch so schlimm, daß auf diese Art dem kürgerlichen Glück mehr geholfen würde als der Aufklärung.

Ein Schriftsteller, dessen Verdienste in einem andern Jahre anerkannt sind, der auch in dem Werke, wovon ich spreche a), durch lebhafteste und gedrängte Erzählung der für uns noch sehr zerstreuten Begebenheiten in Frankreich Dank verdient, giebt sich hier und da die größte Mühe, den Franzosen zu beweisen, daß sie es so schlimm nicht gehabt hätten, und ihre Revolution fähig hätten unterlassen können. Weil mehrere Mitglieder der Nationalversammlung Wüstlinge sind, weil Mirabeau keine andere Tugend besaß als die höchste
Ener-

a) Christoph Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die Französische Revolution.

Energie des Verstands, weil der Herzog von Orleans eine mehr als zweideutige Rolle gespielt hat, weil Mounier und Lally; Tollendal ihrer Uebersetzung folgten und die gemeine Sache verließen, weil der König das Gute wollte, weil in dem allgemeinen Zustand eines Volks von fünf und zwanzig Millionen Menschen hier und da ekelhafte Gräueltaten vorkamen, weil das Gebäude, das man auf den Ruinen der eingefallenen Monarchie errichtet, in zwei Jahren die Sanction der Erfahrung und der Gewohnheit noch nicht erhalten hat; darum soll man die Konsequenz des Schicksals in der Zerrüttung des Französischen Staats erkennen, darum soll man über die Zufälligkeit der Werkzeuge die Nothwendigkeit der Katastrophe aus den Augen verlieren.

Der Amerikaner Payne a) greife den berechneten Wurf mit allen Waffen der einfachsten Epilogismen und des originellsten Spotts an. Was schlägt es uns, daß er erklärt hat, gegen die ganze Hölle der Monarchien zu Felde zu ziehen b)? Was schlägt es uns daß sich, vielleicht am meisten von dem Nationalhaß her, den der Soldatenhandel in Amerika gepflanzt hat, gehässige Stellen gegen die deutschen Landesherren in seinen Stof eingemischt haben? Die Vernunft muß über dem Wesen des Streits zu Besinnung fügen; lächeln mag sie über den republikanischen Don Quixotte, aber wahrlich die Sache der deutschen Landesherren steht besser, als daß man um ihrerwillen eine

a) Rights of man, by Thomas Payne.

b) E. Paynes Brief an den Abbe Sieyès.

eine Schrift, in welcher Genie und Witz um so eigens thümlicher erscheinen, als sie den Geschmack eines fremden Himmelsstrichs haben, eine elende Brochüre a) nennen müßte.

Ich habe schon in diesem ersten Band an einigen Stellen Anmerkungen eingestreut, die der Zusammenhang unsrer Zeiten mit den zwey vorigen Regierungen in Frankreich mir zu veranlassen schienen. Der Despotismus war unter Ludwig dem Vierzehnten so hoch gespannt, daß er unter seinem Nachfolger tiefer vielleicht sinken mußte, als der orientalische jemals gethan hat. Ludwigs des Sechszehnten persönliche Tugenden sind eben so unschuldig an dem Sturz der alten Monarchie, als die Laster des Grafen von Mirabeau. Wohl uns, so lange wir mit unsrer Vernunft über der Weltgeschichte schweben können, und nicht, wie in Frankreich, individuelles Wohl und Weh damit zu bestimmen haben!

Im October 1791.

- a) S. Die Recension von Pagnon's obenangeführtem Werk im September des laufenden Jahrgangs von der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.



Vorrede des Verfassers. *)

Es war meine erste Sorge, sobald mich der König zum Historiographen ernannt hatte, die Stücke zusammenzutragen, die zu meiner Arbeit notwendig waren. Ich hatte freien Zutritt in den verschiedenen Archiven des Ministeriums, und diesen habe ich benützt lange ehe ich anfang zu schreiben. Ich habe eine unendliche Menge von Memoiren, und die Korrespondenzen unserer Gesandten gelesen. Ich habe die Widersprüche in den Urkunden verglichen, und eines oft durch das andre erläutert. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon sind mir nützlich gewesen, so viel die trocknen Fakta betraf, von denen er Kenntniß hatte; aber sein blinder Eifer für die herzogliche Würde, seine Wuth gegen die legitimirten Prinzen und gegen emige Leute in Aemtern

*) Die Notizen des Originals sind mit Zahlen, die des Uebersetters hingegen mit Buchstaben bezeichnet.

tern sind so weit getrieben, daß sie hinlänglich erinnern, bey ihm auf seiner Hut zu seyn. Denn so wahrhaft ein Schriftsteller ^{a)} auch sey, so aufrichtig er auch wünschen möge es zu bleiben; so kann der Gesichtspunkt, aus dem er Thatfachen ansieht, sie schon allein entstellen, und dieß eben ist Saint-Simons Fall. Ich habe daher kein Zeugniß gegen Memoiren abgewogen, die mir von eben so gut unterrichteten, und keineswegs leidenschaftlichen Personen mitgetheilt worden sind, und gegen Originalurkunden. Ich bin mit vielen, die an den Geschäften Theil hatten, umgegangen. Große Hülfsmittel habe ich aus der innern Haushaltung des Hofes gezogen, die aus Leuten besteht, von denen die meisten eine gleiche Erziehung mit den Großen genossen haben, und die als stumme und stete Zuschauer derer, die handeln, sie um so besser beobachten. Wenn es die Zeit und die Umstände erlauben, werde ich meine Quellen anzeigen. Die meisten, von denen ich zu sprechen haben werde, habe ich persönlich gekannt, mit vielen unter ihnen habe ich gelebt, und da ich nie selbst eine Rolle gespielt habe, so kann ich die Schauspieler beurtheilen.

Ich nehme mir nicht vor eine allgemeine Geschichte zu schreiben; eine Geschichte, die alle Theile der Staatsverwaltung

^{a)} Zu Anfang dieser Stelle hat H. Soultavie eine vernünftigeren Lesart als unser Herausgeber; doch enthält der nämliche Versirode in H. Soultavie's Ausgabe einen Fehler, den man nach der Puffonschen verbessern muß.

Verwaltung umfaßte, könnte nicht das Werk eines einzigen Schriftstellers seyn. Die Politik, der Krieg, die Finanzen würden jedes eine besondre Geschichte und einen Schriftsteller erfordern, der seinen Stof zu seinem besondern Studium gemacht hätte. Unter diesen Gegenständen würde es vielleicht am wichtigsten seyn, die Finanzen zu bearbeiten, um ihren wahren Elementen nachzuspüren. Mit der Politik verhält es sich anders, ihre Grundsätze wechseln nach den Zeiten, den Umständen, dem relativen und veränderlichen Interesse der verschiedenen Mächte. Hat ein Mann, der in politischen Unterhandlungen gebraucht wird, einen richtigen, durchdringenden und in Geschäften geübten Geist, ist er aufmerksam, vorsichtig, nach den Umständen geduldig oder thätig, standhaft oder biegsam, frey von Launen, und ist er hauptsächlich ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, so wird ein solcher Mann, mit diesen Vorzügen begabt, es sicherlich entsbehren können, sich vorher an den Büchern müde anzubieten zu haben. Er braucht nur den gegenwärtigen Zustand der Geschäfte recht zu kennen, mehr zu wissen was ist, als was ehemals war. Ausserdem können auch verschiedne gedruckte Negotiationen, bis zu einem gewissen Punkt, zu ersten Wegweisern dienen und die Erfahrung vorbereiten. Die einzige in jeder Negotiation immer fortlaufende Richtschnur ist, daß man die, mit denen man zu thun hat, zu überzeugen wisse, ihr Vortheil stimme mit dem unsrigen überein.

Was die Kriegskunst anbelangt, so braucht der Mann, der das natürliche Genie dazu hat, um sie zu üben, nichts, als sie geübt zu haben. Die Erfahrung war es selten, die unsern schlechten Feldherrn gelehrt hat, sondern die Fähigkeit und der Fleiß. Es ziemt mir nicht von einem Sache zu urtheilen, das ich nie getrieben habe; aber ich hörte diesen Gegenstand oft von den geschätztesten Offizieren abhandeln. Alle waren der Meinung, daß man in einer ziemlich kleinen Anzahl von gedruckten Memoiren alle Hülfsmittel zu der ganzen nur möglichen Theorie besammeln fände.

Aber mit der ökonomischen Staatswissenschaft, mit der Verwaltung der Finanzen verhält es sich anders. Dieser Theil der Regierungskunst ist bey den verschiedenen Nationen mehr oder weniger unvollkommen, und nirgends hat sie den Punkt der Vollkommenheit erreicht, dessen Möglichkeit man begreift oder wenigstens ahndet. Ihre Grundsätze zu untersuchen, um sie in der Geschichte aufzuzeichnen, würde um so nützlicher seyn, als die Finanz, wie man sagt, der Nerv aller Staats- und Kriegshandlungen ist. Auch wäre dies ein unwidersprechliches Axiom, wenn man unter der Finanz eines Staats die Kunst verstände, den Nationalwohlstand hervorzubringen, der die allgemeine Dürftigkeit und den besondern Luxus, die Erschöpfung der Völker und die Anhäufung der Reichthümer des dem wenigst zahlreichen Theile der Nation in gleichem Grade ausschließt; kurz die Kunst,
einen

einen schnellen und leichten Kreislauf zu bewirken, durch welchen man die ganze Masse des Geldes, die man bey dem Volk geschöpft hätte, wiederum unter das Volk ausströmen ließe. Aber in diesem Sinne hat der Staat bisher nur Finanziers gehabt, und keine Finanz.

Die Geschichtschreiber aller Länder und aller Zeitalter liefern uns in diesem Punkte nichts belehrendes. Sie erzählen uns von Aufständen, von Empörungen, die über Auflagen ausgebrochen sind; aber sie setzen uns nicht in den Stand zu urtheilen, ob die Ueberladung allein, oder wie es wahrscheinlicher ist, die fehlerhafte Verwaltung Schuld daran war. Mazarin, der sich oft gegen die Finanzverwalter auflehnt, der mit den vergangnen Uebeln bekannt und Zeuge von den gegenwärtigen war, schrieb mit den Unglücklichen wider ihre Unterdrücker; aber das Geheimniß ihrer Trevel deckt er uns nicht auf. Warum? Weil er es nicht kannte, und sich eben so wenig im Stand gefunden hatte, davon unterrichtet zu werden, als die früheren Geschichtschreiber. Eben diesen Mangel an Denkmälern habe ich erfahren, da ich die Geschichte einer Regierung schrieb a).

Politiker haben ihre Negotiationen aus einander gesetzt, Kriegsmänner haben Memoiren und didaktische

a) Die Geschichte der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, des letzten unter den französischen Königen. Siehe die Vorrede des Uebersetzers.

Werke hinterlassen. Aber welcher Finanzier hatte eine so aufrichtige Achtung für seine Arbeiten, daß er sich einen Ruhm daraus machte, sie dem Publikum zu offenbaren a)? Ihre Memoiren würden freilich die wahren Grundsätze der Staatsökonomie nicht angeben, aber die Irrthümer, die man vermeiden muß, würde man durch sie doch kennen lernen. So muß, ehe man ein Gebäude errichtet, die Baustelle von allem, was die Arbeit verwirren könnte, gereinigt werden. Indessen hat es zu allen Zeiten achtungswürdige Finanziers gegeben, die außer Stand oder ungerufen den wahren Weg zu zeichnen, so ehrlich als sie können auf den verschlungenen

Krüms

a) Dacles schrieb dies vor Neckers und Calonne's Zeiten. Sonst hätte er — zwar den Sinn dieser Perioden vielleicht nicht zurückgenommen — aber die Worte doch anders gestellt. Diese Finanziers haben den frommen Wunsch unsers Verfassers erfüllt, aber da krasste einer den andern Lügen, da erwies einer des andern Unreue, und das Publikum fand beider Beweise vollständig. Achtung für das Fach, in dem sie arbeiteten, bewiesen freilich diese Finanzminister nicht, wenn der Zweck ihrer Schriften, wie es scheint, kein anderer war, als dem Publikum Sand in die Augen zu streuen; aber einen großen Gewinn, einen mächtigen Fortschritt hätte der patriotische Ducleos darin erkannt, daß Furcht vor der öffentlichen Meinung die Verwalter des Staats zwang — wenigstens öffentlich zu lügen. So weit war Frankreich zu seiner Zeit noch nicht; heiliges Geheimniß deckte noch wie ein dichter Schleier das Gemeinw, das die Kältniß in der Monarchie, als Verboten ihrer nahen Auflösung, erzeugte. Vor dem geschärften Blick der Philosophie zertheilt sich der Schleyer in Spinnweben, und diese legte die kühne Hand der Rache weg.

Krümmungen fortwandeln, in welche man sie herein zwingt; und diese lassen ihre dummen Mitarbeiter das Anstauen, was sie einen schönen Mechanismus nennen. Das Geheimniß der Finanzen ist mit einem Schleyer er bedeckt, den jeder Interessirte dichter zu machen strebt. Seit einigen Jahren wollte die Philosophie sich an diesem wichtigen Gegenstande üben; der Schleyer war im Begriff zu reißen; die er bedeckt, waren schon in der größten Verfürgung, als man bey einer Gelegenheit, von welcher ich sprechen werde, das Licht klüglich auffing. Man erneuerte, was Julian, wie man sagt, gegen die Christen erfunden hatte, als er ihre Schulen verschließen ließ. Jeder Minister, der eitel genug ist, seine Unwissenheit zu verkennen, oder sie zu offenbaren fürchtet, sobald er Belehrung sucht, will das Volk in der Finsterniß erhalten, und keine andern Zeugen seiner Schritte haben als Plinthe. Wenn er Kenntnisse hat, und sie zu seinem eignen Vortheil mißbrauchen will, so scheut er sie an andern; den Unglücklichen, die verdammt sind, wählen zu treiben, verbindet man weislich die Augen. Die Leute in Aemtern wissen sehr gut, daß der übermüthigste Despot früh oder spät sich dem Willen eines aufgeklärten Volks unterwerfen muß. Dieser Geist der Sklaverey, den man einer Nation einflößen will, ist eine der vornehmsten Ursachen von der Verderbniß der Sitten, die den Despotismus, den sie erzeugt oder begünstigt hat, wiederum schützt und stärkt. Alle Ruhmbegierde verlißt, und an ihre Stelle tritt die Sucht nach Reichthümern, als dem

einziges Glück, das in der Versunkenheit noch zu genießen bleibt. Unsere Väter strebten nach dem Ruhm, was sie auch darunter verstehen mochten; das Zeitalter der Aufklärung war es freilich nicht, aber es war das Zeitalter der Ehre. Heut zu Tage arbeitet man nur auf das Geld los. Der wahre Ehrgeiz geht unter den Menschen immer mehr aus. Man bezieht sich um Stellen, wo man sich nicht einmal schmeichelt sich zu erhalten; aber in den Reichthümern, die man dabei erworben haben wird, sieht man die Entschädigung für den künftigen Sturz schon voraus. Diese Beispiele sind häufig genug.

Wenn die Geschichte, die ich schreibe, weder militärisch, noch politisch, noch ökonomisch ist, wenigstens nach dem Sinn, den ich mit diesen Fächern verbinde, es nicht ist, so wird man mich fragen, was sie denn eigentlich sein soll. Mein Zweck ist, Geschichte der Menschen und der Sitten zu geben. Ich werde zwar in jedem Fache die vornehmsten Thatfachen anführen, die mir zur Grundlage dienen; ich werde ihrem Ursprung nachgehen, und ich hoffe hier manches an das Licht zu bringen, was man noch sehr wenig allgemein kannte. Zwischen jenen Begebenheiten, die einander zu allen Zeiten gleichen, die ihren Urhebern und Augenzeugen so lebhaft auffallen, und für die künftige Generation so gleichgültig werden, halte ich mich nicht lange auf. In der sittlichen, wie in der Körperwelt schwächt sich und verschwindet jeder Eindruck durch die Entfernung. Aber die Geschichte

Geschichte der Menschheit behält zu allen Zeiten ein gleiches Interesse, weil die Menschen sich zu allen Zeiten gleich bleiben. Dieses Interesse ist von den Personen und den Epochen unabhängig. Wenn ich zuweilen Fakta anführe, die an sich nicht von großer Wichtigkeit sind, so wird der Leser bald gewahr werden, daß diese besondern Züge mit dem Geist einer Nation und den Menschen, die ich zu schildern habe, genauer bekannt machen, als es umständliche Erzählungen von Schlachten und Belagerungen thun würden.

Es ist eine gemeine Sage, daß die Geschichte erst lange Zeit nach dem Tode ihrer Helden erscheinen soll, weil man sonst zu fürchten hat, daß es entweder dem Schriftsteller an den Mitteln die Wahrheit zu ergründen gefehlt, oder daß er, aus Rücksichten für die noch lebenden, oder für ihre Familien, die Wahrheit verrathen hat. Die erste Besorgniß habe ich durch meine Erklärung über die Hülfquellen, die ich gehabt habe, und über meine Bemühungen bey ihrem Gebrauche, hinlänglich abgehalten. Die zweyte wird durch die bloße Lesung meines Werks vollkommen verschwinden.

Ich bin vielmehr der Meinung, daß die Geschichte, um Nutzen zu haben, nicht früh genug erscheinen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Menschen, die an der Regierung Theil haben, die Stimme der Nachwelt in voraus hören; die Gerechtigkeit der Geschichte

erfahren; was sie von Ruhm oder Tadel verdienen 1), einsammeln; die verdächtigen Lobpreisungen ihrer Schmeichler nach ihrem Werth schätzen; die wahren Urtheile des Publikums kennen lernen; kurz, sich in dem Spiegel der Geschichte, wie sie wären, erblicken könnten.

Man hat oft in mich gedrungen, daß ich einige Bruchstücke von der gegenwärtigen Regierung herausgeben sollte. Meine Antwort war immer, ich wollte mich weder durch Wahrheit zu Grunde richten, noch durch Schmeichelei entehren; aber mein Amt erfülle ich darum nicht weniger. Kann ich zu meinen Zeitgenossen nicht reden, so werde ich die Söhne doch lehren, was ihre Väter waren. Von welchem Nutzen können gute oder böse Beispiele seyn, die man aus dem Alterthum nimmt? Aber ein Sohn, der an seinem Vater diese schnelle Gerechtigkeit ausüben sieht, bemüht sich den nämlichen Ruhm zu verdienen, oder fürchtet dem nämlichen Tadel sich auszusetzen. Durch nahe Beispiele gewarnt, kann die Ehre oder die Schande, die sein Andenken über seine Kinder bringen wird, auf seine Seele wirken. Es wird Augenblicke geben, wo er zu sich selbst sagt: man zeichnet jetzt nieder, was ich thue, das Publikum, ein Theil meiner Zeitgenossen eilt bald mein Urtheil zu sprechen; vielsleicht werde ich selbst den Ausspruch erleben!

Am

1) Praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis facisque ex polleritate et infamia metus sit.

Tacit.

Im Vorfahren, die durch Jahrhunderte von uns entfernt sind, nehmen wir einen Antheil von ganz andrer Art. Man rühmt sich mit Recht von einem großen Mann abzustammen; aber man erröthet nicht, eine berühmte Geißel der Menschheit unter die Urheber seines Geschlechts zu zählen. Nur weit zurück rechnen zu können, darauf kommt alles an. Ich habe Pariser Bürger gekannt, vortreffliche Unterthanen, mit Leib und Seele der Monarchie ergeben, die sich rühmten von einigen der Sechszehner aus den Zeiten der ligue herzustammen. Ihre Ahnen waren gekent worden, und sie konnten sich nicht schmeicheln, etwas anders damit zu beweisen, als bloß das Alter ihres Bürgerlandes. Noch eine andre Unschicklichkeit des Vorurtheils ist hier zu bemerken: die meisten Menschen würden zum Urheber ihres Geschlechts einen berühmten und glücklichen Räuber lieber wählen als einen bloß durch seine Tugend bekannten Menschen. Sie nannten einen Attila lieber ihren Ahnherrn als einen Sokrates. Sollte man nicht denken, daß lauter Feige den Tempel des Ruhms erbaut haben, um nur wen sie fürchteten hineinzustellen?

Mein Nachdenken hat mich also überzeugt, daß die Geschichte, wenn sie nach genauen Nachforschungen und einer unparteiischen Untersuchung geschrieben werden soll, gerade darum nicht früh genug herauskommen kann. Da die Wahrheit nur durch die Stimme der Geschichte zu den Großen reden kann, so lasse sie diese Stimme zu der Zeit erschallen, wo sie den stärksten Eindruck machen muß.

So viele Leute auch die Unmaassung haben eine Rolle in der Welt zu spielen, so sind deren doch nur wenige, die sich selbst überleben; und die Geschichtsnamen sind selten genug. Menschen, die Verdienste um das Vaterland haben, und Menschen, die dem Vaterlande geschadet oder die Sitten desselben verderben haben, gehören in gleichem Grade unter die Nothmässigkeit der Geschichte. Die ersten haben Ansprüche auf eine ehrenvolle Stelle in ihren Jahrbüchern; die andern, große oder kleine, müssen sich ihrem Gericht unterwerfen. Aber ich bin überzeugt, daß man nur um des Beispiels willen strafen darf, daß man die Fehler nur, um vor ähnlichen zu verwahren, aufdecken soll, und ich werde also isolirte Tacta, die für den Staat von keiner Folge waren, und durch welche bloß Familien ohne Noth gekränkt wurden, der Vergessenheit nicht entreißen. Dagegen werde ich die Verbrecher gegen die Nation aufstellen, wer sie auch seyn mögen. Ich werde also die Subalternen in meinen Plan aufnehmen, wenn sie Einfluß auf die Geschäfte hatten. Der Glanz ihres jetzigen Wohlstands und ihrer angemakten Titel wird die ursprüngliche Finsterniß erleuchten, in welcher sie die Werkzeuge ihres Glücks und der Unfälle des Staats schmiedeten, ohne voranzusehen, daß sie jemals vor dem Richterstuhl der Geschichte würden erscheinen müssen. Es sind die Leichname der Geschichteten, die man Bösewichtern ihrer Art zum Schreckbild aufstellt.

Da es an den meisten Menschen im Ganzen mehr zu tadeln als zu loben giebt, so kann ein treuer Geschichtschreiber sich den Verdacht der Satire leicht zuziehen. Mein Charakter ist davon sehr entfernt. Die mich gekannt haben, und vielleicht werden von diesen noch einige leben, wenn mein Werk erscheint, werden für meine Rechtschaffenheit, meine Offenheit, und ich darf es kühn sagen, für die Güte meines Herzens zeugen. Ich habe keinen Feind gehabt, der es nicht durch eigne Thaten gewesen wäre, und der Ruf meiner Treue kann für den meinigen bürgen. Meine Art zu denken, zu sprechen und zu schreiben war bekannt genug, als man mir das Amt eines Historiographen anvertraute. Man wußte, daß ich kein slavischer Schriftsteller war, und es gab Leute, die mich des Gegentheils beschuldigten. Ich würde den Leser bitten, was ich hier von mir sage zu entschuldigen, wenn nicht Veranlassungen wären, und diese gehört darunter, wo es erlaubt und sogar Pflicht ist, sich selbst so frey als gewissenhafte Gerechtigkeit wiedersprechen zu lassen. Findet man einige meiner Urtheile zu streng, so untersuche man die Thatfachen, und urtheile selbst. Man wird zuweilen in diesen Memoiren den Mangel des Vorgesetzten bemerken, und ich will ihn nicht verbergen; aber kein unparteiischer Leser wird mir Parteilichkeit oder Ungerechtigkeit vorwerfen. Man wird erkennen, mit welchem Wohlgefallen ich lobenswürdige Handlungen anführe, und wie leid es mir thut nicht häufig Gelegenheit dazu zu finden.

Ich habe nichts gesucht als die Wahrheit, ich werde sie nie verrathen; ich dachte nie, als man mir auftrag eine Geschichte zu schreiben, daß man mich zum Werkzeug der Lüge erwählt hätte. Wenigstens hätte man sich dann sehr geirrt.

Erstes Buch.

Die Geschichte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten fängt so zu sagen mit der Geburt dieses Königs an. Er kam den 15 Februar 1710 auf die Welt, und bestieg den Thron am 1 September 1715 im Alter von sechsehalb Jahren ^{a)}.

Um die Veränderungen, die mit der Staatsverwaltung und den Sitten der Nation vorgegangen sind, in ein helleres Licht zu stellen, werde ich den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten eine Stelle in meinem Gemälde geben.

Der Spanische Successionskrieg, der einzige vielleicht, den dieser König ohne Ungerechtigkeit unternahm, brachte Frankreich an den Rand seines Verderbens; und wenn man unsre Unglücksfälle betrachtet, so wird man sehen, daß wir sie ganz und selbst zuzurechnen, unsre Rettung hingegen nur dem Zufall zu verdanken haben.

Indem Ludwig der Vierzehnte einen seiner Enkel auf den Spanischen Thron setzte, mußte er selbst voraussehen, daß dieser Zuwachs von Macht in seinem Hause die

^{a)} Dieser erste Absatz fehlt in Herrn Soularie's Ausgabe: der Inhalt desselben ist ziemlich gleichgültig, aber um so weniger scheint er von dem Herausgeber erfunden zu seyn, und er hat, als Eingang betrachtet, etwas trocknes und abgeriebenes, das mit der ganzen Manier des Verfassers, insofern sie dem Latein nachgeahmt ist, sehr übereinstimmt.

die Eifersucht und die Furcht des übrigen Europa erwecken würde.

a) England und Holland erkannten anfangs Philipp den Fünften. Savoyen und Bayern erklärten sich für ihn; der Kaiser allein protestirte, die übrigen Mächte blieben neutral. Alles schien ruhig, und in kurzer Zeit hatte Alles die Waffen ergriffen. Pölssegur setzte sich, ohne Widerstand, in den Besitz der Niederlande. Hätte man die Vorsicht gebraucht, die Holländischen Besatzungen in den festen Plätzen zurückzubehalten, bis Philipp der Fünfte auf seinem Throne besetzt gewesen wäre, so setzte man Holland außer Stand den Krieg anzufangen. Die Lehren der Erfahrung haben bey unsrer Regierung nie angeschlagen; wir leiden immer dieselben Unsfälle, weil wir immer dieselben Fehler begehen. In dem jetzigen Kriege 1755 haben wir die Engländer, ohne Scheu vor Represalien, unsre Matrosen wegnehmen gesehen. Wir haben durch Mäßigung prangen wollen ^{b)}, aber wir haben bloß Verachtung zum Lohne gehabt, und sind außer Stand gekommen uns zu verteidigen. Man gehe unsrer Ausführung im Successionskriege nach. Die Stimme des Publikums zwingt die Regierung anfänglich, den Marschal Catinat nach Italien zu schicken; er war um so fähiger in diesem Lande Vertrauen einzuschäffen, als er in demselben zwey Schlachten, bey Stafarda und bey La Marfaille, gewonnen hatte; aber zu gleicher Zeit wurden

a) Dieser Absatz ist in Herrn Soularie's Ausgabe mit dem vorstehenden durch die Partikel *ausi* verbunden. die einen vollenkommenen Widerspruch zwischen den beyden Perioden macht: ein leuchtender Mann, der gewis dem Verfasser nicht im Schilde den Himmel. Versteht man in H. Soularie's Ausgabe sehr für dergleichen Tadelsmeister ausrufen, deren Abwesen in der folgenden Ausgabe einen starken inneren Beweis für ihre Genußlosigkeit macht.

b) H. Soularie hat hier, wie sich auf jeder Seite, durch die Interpunktion den einzigen vernünftigen Sinn entspielt.

wurden die Spanischen Truppen dem Prinzen von Baudemont anvertraut, der ein Lothringer, geborne Kreatur des Kaisers, erklärter Freund des Königs von England, Wilhelm des Dritten, und Vater eines feindlichen Generals war.

Catinat entdeckt, daß der Herzog von Savoyen, (Victor Amadeus, nachmals König von Sicilien, und dann von Sardinien) unser scheinbarer Bundesgenosse, unser heimlicher Feind, indem er als Krieger für uns fight, uns als Feldherr verräth. Er warnt uns; Victor's bekannter Charakter verstärkt an sich schon den Verdacht, aber dem Marechal fehlt die Gunst des Hof's, und wie man ihm endlich glauben muß, ist er zum Lohne seiner Klugheit schon zurückgerufen, und der Marechal von Billeroi, den die Frau von Maintenon protegirt, hat seine Stelle.

Gebilligt wurde die Wahl freilich nicht immer, die der König traf, aber jedesmal befallscht. Der Hof drang sich mit Glückwünschen zu dem neuen General. Der einzige Marschal von Düras sagte zu ihm: ich hebe meinen Glückwunsch bis zu Ihrer Rückkehr auf; und er blieb ihm aam erwart.

Billeroi ließ sich in Cremona gefangen nehmen, die Feinde gaben ihn ohne Lösegeld heraus, aber eben das kam uns theurer zu stehen, als wenn wir's dafür bezahlt hätten, daß man ihn behielt. Der Chevalier von Lothringen, sein Freund, wollte ihn bereden, die Arme gegen den Hof zu vertauschen. Billeroi blieb hartnäckig; er wollte, wie er sagte, durch glänzende Thaten sein Unglück wieder gut machen, denn so nennt die Ungeschicklichkeit ihre Fehler immer. Nach dem Verlust der Schlacht bei Ramillies, nach vier Jahren einer erwiesenen Unachtbarkeit in Flandern so wohl als in Italien, von dem Publikum ausgehöhlt, von den Soldaten, die keine übeln Richter über die Feldherren sind, mit Spottliedern besungen,

I. Theil. D verließ

verließ er die Aemter nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs. Seine Beschützerin wagte es nicht ihn zu unterstützen; man hörte doch noch auf die Stimme der Nation.

Wenn die Hofgunst die Feldherren einlente, so ging es mit den Ministern nicht besser. Das Kriegsdepartement war in den Händen eines zwar sehr rechtschaffenen Mannes, aber eines Mannes, der seinem Amte am wenigsten gewachsen war.

Chamillart wurde am Hof vorgestellt, um die Partie des Königs im Villard zu machen, da er noch Parlamentsrath war. Die zerstreute Lebensart des Hofmanns führte den Fleiß des Rechtsgelehrten. Er vernachlässigte einen Proceß, den er zu referiren hatte. Die Partey, die ihn verlor, zeigte ihm, daß er eine entscheidende Urkunde aus der Acht gelassen hatte; und der Gegenstand betrug zwanzig tausend Livres. Chamillart, dessen Vermögen sehr eingeschränkt war, verurtheilte sich selbst auf der Stelle, lief in ganz Paris herum, um die Summe aufzunehmen, stellte sie dem Proceßführer zurück, und entsagte von diesem Augenblick an seinem Amte.

Dieser Zug erinnert mich an einen ähnlichen, den kein Freund der Rechtschaffenheit hier für eine übel angebrachte Abschwelung ansehen wird. Courtin, Intendant von Picardie, behandelte bey seiner Verwaltung die Güter des Herzogs von Chaulne, der sein Freund war, mit so vieler Schonung, daß auf die andern Districte eine Ueberlast von vierzig tausend Livres gefallen war; er entdeckte es endlich, bezahlte die Summe, und forderte seine Entlassung. Da man in ihn drang zu bleiben, antwortete er, daß er weder um sein Vermögen kommen, noch sein Leben damit zubringen möchte, Uebels zu thun o).

Der

o) Der Verfasser fügt hier in einer Note einige genealogische Particularien bey, denen, wenn sie durch die neue Ausgabe

Der Geschmack des Königs für Chamillart ließ ihn in seinem Günstling alle Fähigkeiten zum Ministerium vorsehen; außerdem getraute er sich, wo sie fehlten, sie einzupfeilen. Die traurigen Einwirkungen der unrichtigen Ministers bleiben nicht bei ihnen allein stehen. Der Herzog de la Feuillade, dessen einziges Verdienst war, eine Tochter von Chamillart zur Frau zu haben, mußte unsere Armee bei der Belagerung von Turin kommandiren; denn der scheinbare Anführer, der Herzog von Orleans, nachmaliger Regent, stand unter la Feuillade's und Marsin's Vormundschaft. Dieser Prinz, der Einsichten in der Kriegskunst hatte, wollte vergebens aus den Linien treten, um den Prinz Eugen anzugreifen, la Feuillade setzte sich dawider, und Marsin, ob er gleich im Herzen für die Meinung des Herzogs von Orleans stimmte, wagte es nicht sie gegen die des Schwiegersohns vom Minister durchzusetzen; sein ganzer Muth ging nicht weiter, als sich im Gefecht umbringen zu lassen.

Das sind die Folgen der Ministerial-Gewalt. Daher die Antwort des Grafen von Grammont, als sich der König über die Dummheit eines fremden Botschafters an unserm Hofe verwunderte: Sie werden sehen, Sire, daß er einen Minister zum Vetter hat.

Der Charakter der Nation war indeß noch unverschert, und der Muth des Französischen Soldaten ist immer derselbe geblieben. Marlborough erkannte nach der Schlacht bei Hochstädt unter den verwundeten Gefangenen einen Soldaten wieder, dessen Muth ihm wäh-

B 2

rend

nien selbst für Frankreich ihr lokales Interesse verlieren, nun gar keines mehr darin bleibt. Ich merke hier ein für allemal an, daß ich solche Noten, wenn sie nichts erheblicheres enthalten, und also für die deutschen Leser ganz überflüssig wären, weggelassen habe. H. Soulaire hat diese Anmerkungen, so gut wie die meisten andern, die er vorband, in seiner Ausgabe dem Text einverleibt, und dadurch manchen unverzeihlichen Mißstand veranlaßt.

rend des Gefechts aufgefallen war. Wenn dein Herr, sagte er zu ihm, viele Soldaten wie du hätte, er wäre unüberwindlich. Soldaten wie ich, antwortete der Gefangene, sind es nicht, die ihm fehlen, aber Feldherren wie Sie! Auch die hatte er, aber a) — — Wäre Ludwig immer nur seinen eignen Einsichten gefolgt, er hätte mit ziemlicher Gerechtigkeit seine Strafen sowohl als seine Belohnungen ausgetheilt. Er hat Tenspiele gegeben, die für uns verloren gegangen sind, so schwere Veranlassungen wir auch dazu gehabt hätten. La Boulaie wurde für die Uebergabe von Erisles auf die Bastille gesetzt; la Rothe wurde verbannt, für die Uebergabe von Gent; la Jonquiere wurde begnadigt, für die üble Vertheidigung von Port Mahon; der Prinz de la Tour d'Auvergne, Langallerie 1), und Donneval 2) wurden in Kette aufgehängt, weil sie zu den Feinden übergetreten waren.

Die nämliche Gerechtigkeit ließ dem Marechal von Soufflers, für die schöne Vertheidigung von Lille, die
Pairie

a) H. Soulaie läßt hier die Gedankenstriche aus, und ließ: aber wäre Ludwig u. s. w. Um einen Sinn ist ihm dabei freilich nicht zu thun.

2) Des Gentils, Marquis von Langallerie, trat 1706 als General-Lieutenant in unsern Diensten zu den Türken über. Er kam nachher aus dem Vantall, sich an die Spitze einer Art von Zirkeltruppe zu setzen. Er machte sich anderseits, durch einen Betrug, den er mit einem Pascha that, sich für den Sultan, mittelst von den Türken bezogener Truppen und einiger Schiffe, Rom's und Neapels zu bemächtigen. Zur Belohnung waren ihm einige Inseln im Archipelago versprochen, deren souverainen Herr er unter dem Namen der Pforte sein sollte. Seine Tollheiten machten so viel Laffchen, daß ihn der Kaiser aufheben und in dem Schloß zu Raab oder Javarum in Ungarn einsperren ließ, wo er 1717 starb.

3) Das ist der nämliche Graf von Donneval, der während der Regentschaft zurückkam, Gegenabkündigung erhielt, eine Heirat machte, und dann nach der Türkei ging, wo er in der Würde eines Pascha von drei Köpfschneisen gestorben ist.

Mairie erteilen. Die ersten Zeichen von vorzüglicher Achtung waren ihm von den Feinden selbst gegeben worden. Der Prinz Eugen brachte ihn selbst nach Douai, ließ ihn mit dem Chevalier von Luxembourg (nachmals Marschal von Montmorenci) in dem Hintergrund des Wagens sitzen, setzte sich allein vorwärts, und gab dem nämlichen Prinzen D'Auvergne, der aus Französischen Diensten desertirt war, das Geleit anzuführen. Diese Ehrenbezeugungen waren von dem Prinz Eugen um so auffallender, als er während dieses ganzen Kriegs unsre Gefangenen beständig mit Uebermuth und Härte behandelte.

Er haßte den König persönlich. Nach der Schlacht bei Dudenarden 1708 spreifte Viron, der gefangen war, und nachher (1735) Marschal wurde, mit ihm und Marleboroug; der Prinz lobte gegen ihn die ausgezeichnete Tapferkeit, welche die Schweizer bewiesen hätten, und setzte hinzu: es ist eine schöne Etelle, das Generalcommando über die Schweizer; mein Vater hatte sie, nach seinem Tode konnte mein Bruder ihm nachfolgen, aber der König zog ihm einen natürlichen Sohn vor. Der König hat zu thun und zu lassen; indessen freut man sich wohl zuweilen, Verachtung gereuen zu machen.

Marleboroug, ganz verschieden vom Prinz Eugen, bezeugte seinen Gefangnen immer die größte Achtung und Artigkeit. Er gab das Beispiel von der menschlichen Verfahrensart, die in den nachherigen Kriegen stets die Oberhand behalten hat.

Ludwig, so sehr ihn das Glück auch berauscht hatte, ließ es doch in seinen Unfällen nicht an Standhaftigkeit und an Muth ermangeln. Im Alter von siebenzig Jahren faßte er den Entschluß, seine Armeen in eigner Person anzuführen, und Lille wieder zu erobern. Es war nicht mehr, wie bei seinen ersten Feldzügen, davon

die Kede, einen Afiatifchen Preunt nachzuschleppen; es sollte alles auf das Nothdürftige eingeschränkt werden. Der Plan zu diesem Feldzug wurde zwischen dem König, Chamillart, und den Marschals von Boufflers und von Villars beredet. Der Frau von Maintenon wollte man ihn erst im Augenblick des Abmarsches entdecken, um ihr die Reise zu ersparen. Sie bekam aber Nachricht, und machte den Entwurf scheitern; doch beschloß sie auch, Chamillart für seine Treue gegen das Geheimniß des Königs zu bestrafen. So lange die Versehen des Ministers nur den Staat betrafen, hatte es ihm nicht an Unterstützung gefehlt. Von diesem Augenblick machte sie alles gehässig, was sie entschuldigt hatte; und Chamillarts Stelle erhielt Boissin, eine neue Kreatur der Frau von Maintenon, dem nicht zuzutrauen war, daß er seiner Pflicht, auf Kosten des Willens seiner Beschützerin, nachgehen würde. Man hatte noch nicht den Gebrauch angenommen, die Minister, die man entließ, zugleich zu exiliren. Der König sah sie nicht ungern nach ihrer Ungnade wieder; so hielt ers zum Beispiel mit Arnaud von Pomponne, der wieder in seinen Posten kam; so hielt ers mit Chamillart selbst, dem er nachher erlaubte, zu ihm zu kommen, und den er nicht ohne Nührung empfing.

Frau von Maintenon war unverföhnlicher. Chamillart lebte auf einem kleinen Gut (L'Etang) nicht weit von Versailles; seine Freunde und Verwandten besuchten ihn in seiner Einsamkeit. Der Favoritin mißfiel das, er war ihr zu nah am Hof, und sie ließ ihm bedeuten, sich weiter zu entfernen. Er mußte das Gut Courcelles im Maine ankaufen, wo er sich vor einer Verfolgung flüchtete, von welcher der König allein nichts wußte.

Unsre Waffen wurden unter Boissin nicht glücklicher, als unter Chamillart. Ich halte mich bey den Ereignissen nicht auf, mit welchen unsre Geschichtsbücher ausgefüllt

gefüllt sind. Man braucht nur zu erwägen, daß durch unsern Verlust bey Hochstädt, bey Ramillies, bey Oudenarden, bey Turin, und bey Malplaquet, durch die Eroberung von Tournay, von Lille, und von vielen andern Plätzen, die Feinde in den Stand gesetzt waren, in das Innere des Königreichs zu dringen. Parteyen streiften bis an die Thore von Paris, und nahmen den Oberstadtsmeister weg, den sie für den Dauphin ansahen. Auf der andern Seite bildete der Fanatismus in den Eviden, von dem Fanatismus der Verfolger entflammt, ein Heer von Aufreihern, die eine weise Regierung zu Verschwendung des Staats gebraucht haben würde. Dieser unumschränkte Monarch, der fünfzig Jahre hindurch siegreich gewesen war, der die Fürsten durch seinen Uebermuth beleidigt, Europa durch seine Eroberungen beunruhigt, seine Unterthanen durch seine Pracht zu Bettlern gemacht hatte, war jetzt im Begriff seine Hauptstadt zu verlassen, und seinen Wohnsitz jenseits der Loire aufzuschlagen. Er, der so oft die Bedingungen des Friedens vorgeschrieben hatte, mußte jetzt um Frieden stehen, und konnte ihn nicht erhalten. Von allen Seiten gedrängt, von Hülfsmitteln entblößt, sagte er im versammelten Staatsrath, und vergoß Thränen bey diesen Worten: Also weder den Frieden schließen, noch den Krieg führen kann ich jetzt mehr!

Die Auflagen, mit denen die Unterthanen gedrückt wurden, langten für die nothdürftigen Ausgaben nicht zu. Die Last dieser Auflagen selbst, und die Härte, mit welcher sie erhoben wurden, erschöpfte mit jedem Tag die Quelle der Reichthümer des Staats. Die Minister ahnten damals nicht, und noch heut zu Tage scheinen sie es nicht zu wissen, daß die gezwungne Auflage sich selbst zerstört; oder vielmehr haben die meisten Minister zu allen Zeiten nur daran gedacht, sich ihres Postens zu erfreuen, ohne ihn zu erfüllen, dem König zu gefallen,

durch die Befriedigung des Bedürfnisses oder der Laune des Augenblicks, ohne sich um das Schicksal des Staats zu bekümmern. Die Werbungen entblößten das Land von den nothwendigsten Unterthanen. Ich habe in meiner Kindheit diese gezwungenen Rekruten, wie Uebelthäter, an der Kette geschleppt gesehen. Um dem König diese Gräueltath zu verbergen, ließ man einen Haufen bestochener Banditen vor ihm erscheinen, die sich unterstanden im Namen eines ganzen Volks zu schwören.

Zu der Plage des Kriegs hatte sich die Hungersnoth gesellt. Der Winter 1709 zerstörte den Keim der Erndten. Das Elend kam aufs äußerste, auf dem Lande sowohl als in den Städten, und in Paris selbst. Der Luxus sogar, das letzte, was man aufopfert, getraute sich nicht öffentlich zu erscheinen. Die einzigen, die noch im Stande waren, ihm zu fröhnen, verschlossen ihn in den Innen ihrer Häuser. Am Hofe wurden die gewöhnlichen Neujahrsbeschenke abgestellt, und das von 40,000 Pistolen, das der königliche Schatz dem König brachte, wurde versendet, um den Unterhalt der Truppen zu erleichtern.

Der Hunger tödtet jedes andre Gefühl; das Volk erhob seine Stimme laut. An den öffentlichen Plätzen, zu den Füßen der Bildsäulen des Königs waren schimpfliche Paravalle angeschlagen. Der Dauphin getraute sich nicht mehr nach Paris, unter ein Volk zu kommen, das ihn mit Klageheul verfolgte, das ihn um Brod bat, und dem er nichts zu geben hatte.

Um den ersten Bedürfnissen abzuhelfen, schickte der König 1709 sein Tischgeschirr in die Münze, und nahm diese nämliche Hülfe von seinen Unterthanen an, wo sie ihm angeboten würde. Die Operation geschah wider die Meinung des Kanzlers Pontchartrain, und des Generalcontroleur der Finanzen des Marets. Sie stellten vor, dieses schwache Hülfsmittel offenbare den Feinden unser

unser Elend, ohne es zu lindern. Der ganze Ertrag des lief sich auch wirklich nicht höher, als drei Millionen. Mit eben so wenig Erfolg hatte man dasselbe schon 1688 versucht, ohngeachtet der König Mobilien aller Art hergegeben hatte, an denen die Arbeit von unschätzbarem Werth war. Im gegenwärtigen Krieg hat man wieder zu diesem Mittel, mit besserem Grunde, seine Zuflucht genommen, weil der Vorschuß der Truppen im Begrif war zu fehlen.

Die Errichtung des Zehnten der Einkünfte, im Jahr 1710, war von einer ganz andern Wichtigkeit für den Staat, und rettete ihn vielleicht vom Untergang. Ohne geachtet er aber nicht mit der Strenge erhoben wurde, die man späterhin dabey anwendete, so hatten sich die andern Auflagen schon so sehr vermehrt, daß diese neue Last viel Murren erregte. Die Stände von Languedoc erbieten sich sogar, dem König die Verwaltung aller ihrer Güter zu überlassen, wenn man ihnen nur das Zehnteil davon unverfehrt verabfolgen ließe. Sonst fehlt es indessen den Ständen dieser Provinz nicht an Willfährigkeit. Sie sind ihren Bischöffen unterworfen, und folgen allen Einwirkungen dieser Klasse, die aus jüngeren Edeln von adlichen Häusern besteht, welche fast alle in der Dürftigkeit geboren oder erzogen sind, und denen die Gnade des Königs, von der sie noch immer zu hoffen haben, zu ihren Reichthümern verholten hat ^{a)}; diese wissen also dem König nichts abzuschlagen, und überdem drückt die Last der Auflagen die hohe Geistlichkeit nur sehr leicht. Aus dieser Versammlung ist das Projekt von der Kopfssteuer gekommen, die Pontchartrain, trotz seines Amtes die Finanzen zu verwalten, des Mißbrauchs wegen, den er davon vorausah, lange verwarf. Dieser fromme

W 5

und

^{a)} Dieser Periode hat in H. Soularie's Ausgabe weder Anfang noch Ende.

und uneigennützigte Eifer hat auch kürzlich den Gedanken einer baaren Taxe von 17 Millionen, unter dem Vorwand, die Marine wieder herzustellen, aufgebracht. Der Erzbischof von Narbonne, la Roche Almon, dem die Vorrechte seiner Stelle eine Art von Herrschaft über die Stände geben, kommt auf den Einfall, um sich am Hofe beliebt zu machen, ein Schiff anzubieten; die Stände wägen es nicht ihm zu widersprechen; die übrigen Provinzen und Gefamtschaften finden sich gezwungen, dies sem Beispiel zu folgen, wenn sie sich nicht wollen verdächtige Gesinnungen gegen den Staat zu Schulden kommen lassen. Der Prälat, einer der eingeschränktesten seines Standes, und der sich vielleicht gerade darum aus der Armuth zu den höchsten Würden der Kirche aufgeschwungen hat, wird sogleich, in Erwartung des Kardinalshuts, zum ersten geistlichen Herzog und Pair gemacht.

Ludwig konnte sich lange den Vorschlag des Sechsten nicht einreden lassen. Sein Beichtvater, der Jesuit le Tellier, sieht ihn nachdenkend und traurig, und fragt ihn um die Ursache. Der König gesteht, daß die Nothwendigkeit der Auflagen ihn nicht vor zunehmenden Besorglichkeiten über den Zehnten schütze. Le Tellier lobt diese Skrupel, als Beweise eines zarten Gewissens; aber zur Erleichterung desselben verspricht er sich mit den Kasuisten seines Ordens zu berathschlagen. Wenige Tage darauf kommt der unerschrockne Priester wieder, und vernichtet seinem Beichtsohn, daß sein Gewissen unbeschwert bleiben könne, weil der Fürst der rechte Eigenthümer, der Herr aller Güter seines Reichs sey. Sie erleichtern mich sehr, sagt der König, jetzt bin ich ruhig. Und das Edikt kommt heraus, auf die Entscheidung des Jesuiten.

In der Hülfe, die Ludwig jetzt bey seinen Unterthanen suchen mußte, hing er an zu merken, daß ein König ein Mensch ist, der Seinesgleichen bedürftig seyn kann.

Der

Der Eingang zu diesem Edikt ist in einem weniger despotischen Styl abgefaßt, als die vorhergehenden. Diesem Monarchen war es, in seinen glänzenden Zeiten, aufgefallen, daß eine Magistratsperson gesagt hatte: Der König und das Reich; er hatte den Redner mit den Worten unterbrochen: Das Reich bin ich! So muß es auch seyn, wenn sich das Haupt nicht selbst von dem Körper absendert. Die Gesetze gründen die Sicherheit der Fürsten, die sie ehren.

Das Unglück schien die Begriffe des Monarchen etwas zu verändern. Als der Prévot des Marchands, Danton, während der Belagerung von Lille, den König im Namen der Stadt anzureden kam, gebrauchte Ludwig, von dem Eifer seiner Unterthanen gerührt, das Wort Erkenntlichkeit; doch konnte er seine eigne Festsetzung über einen Ausdruck, der von seiner Seite so neu war, nicht verbergen. Diese ungewöhnliche Behandlungsart erstreckte sich damals auch auf Privatpersonen, die er nöthig hatte. Samuel Bernard weigerte sich noch, sich in ziemlich starke Verpflichtungen zu Geldvorschüssen einzulassen, als ihn der Finanzverwalter des Marais nach Marly kommen ließ und dort dem König vorstellte, der ihn auf die ausgezeichnetste Art empfing. Das berauschte den Kopf des Finanziers, und er that alles, was des Marais wollte.

Niel bitterer waren für ihn die Konferenzen, die zu Gertrupdenberg gehalten wurden. Die Vorschläge, die der Prinz Eugen und Marlborough dort thaten, waren die härtesten, doch beobachteten sie in ihren Ausdrücken die Achtung, die sie dem König persönlich schuldig waren; aber die Holländer führten die Sprache plumper Bürger, die sich ihres Glücks überheben. Die Bedingungen, welche die Feinde vorschrieben, bewiesen hinlänglich, daß sie keinen Frieden wollten, und zur Absicht hatten, in das Reich einzufallen, und es zu zerstückeln. Ludwig ging
so

so weit, Subsidien anzubieten, um seinen Enkel, Philipp den Fünften, vom Thron stürzen zu helfen. Sie verslangen, daß er es allein übernehme. Unwillen ergriff die ganze Nation, und man war gezwungen den Krieg fortzuführen 1).

Es würde nicht leicht seyn zu entscheiden, was aus Frankreich hätte werden können, wenn durch den Tod des Kaisers Joseph das politische Interesse sich nicht verändert hätte. Wollten die Engländer keinen Zweig vom Französischen Hause auf dem Spanischen Throne sehen, so fürchteten sie die Vereinigung dieser Krone mit der Kaiserwürde auf einem Haupte aus dem Haus Oesterreich eben so sehr, und sie fingen an, auf die Vorschläge von Frankreich zu hören. Marleboroug wurde der Königin Anna verdächtig, und die Gemahlin dieses Feldherrn, die durch Hofjänkereyen zu mißfallen anfang, mußte der Königin bald desto unerträglicher werden, weil sie vordem ihre Favoritin gewesen war. Marleboroug verlor das Kommando, und an seiner Stelle erhielt es der Herzog von Devon. In diesen Umständen schrieb die verwitwete Kaiserin, Mutter des Kaisers Joseph, an Ludwig den Vierzehnten, um ihm den Tod dieses Sohns zu notifiziren; sie fügte hinzu, ihr Trost wäre die Hoffnung, ihren zweiten Sohn bald als König von Spanien und Indien &c. zu sehen. Man kann leicht denken, daß dieß Schreiben unbeantwortet zurückgesandt wurde.

Die

1) Ich habe in einem Aufsatze, der von der Hand des Herrn Cuvier unterzeichnet war, den Entwurf von der Zerstückelung des Französischen Reichs, mit den ausführlichen und sehr gut überdachten Mitteln dazu, gelesen. Tercier, mein Kollege in der Akademie der schönen Wissenschaften, der für den ersten Band in den Auszug der wichtigsten Negotiationen machte, theilte mir diesen Aufsatz mit. Wir zweifelten anfangs an der Unrichtigkeit; nach dem wir sie aber mit der von verschiedenen Historikern des Prinzen verglichen hatten, konnten wir sie nicht mehr verkennen. Wie der Aufsatz in unsern Besitz gekommen ist, weiß ich nicht. Er muß im Archiv vom Cabinet liegen.

Die kalte Unerschrockenheit Philipps des Fünften in den Schlachten hatte ihm das Herz der Spanier gewonnen. Fehlt ihm auch die Einsichten eines Feldherren, so besaß er wenigstens die Klugheit über Kriegsoperationen nicht zu entscheiden; aber in dem Gefecht bei Zusara war er mitten im Feuer, beobachtete alles mit einer ruhigen Neugierde, und äußerte sich nach dem Treffen in eben so bescheidenen als richtigen Urtheilen, nannte diejenigen, deren Tapferkeit er bemerkt hatte, und sprach bloß im Allgemeinen von den Schwächen, die ihm nicht entgangen waren.

Die nothwendigsten Dinge fehlen oft bey seiner Armeer. Wie hätten auch, im stärksten Feuer eines Krieges, den man einen Bürgerlichen nennen konnte, die Finanzen von Spanien nicht in Unordnung sein sollen, da in den ruhigsten Zeiten der Monarchie der Staat oft Zerrüttungen erfahren hat? Seitdem die Könige von Spanien, als Besitzer der Goldgruben von Mexiko und Peru, die gründlichen Reichthümer für erdichtete aufgesopfert haben, sind die Spanier in dieser Rücksicht nichts mehr als die Kassierer von Europa. Daher hat Boccalini gesagt: Spanien sey gegen Europa, was der Mund gegen den Körper s. v. alles gehe da durch, und nichts bleibe darin 1).

Philipp der Fünfte erfuhr, daß kein Hülfsmittel über die Liebe der Unterthanen geht. Die Spanische Nation, bey

1) Ich habe in einem Briefe des Bischofs von Rennes, M. de Launay, der im Jahre 1744 unser Rathschafter in Madrid war, gefunden, daß die Pächte von Arragonien, denen ihre Befoldung nicht ausbezahlt wurde, den König um die Erlaubniß antrügen, betteln zu dürfen. Noch fällt mir hier ein, daß 1701 für den General der Jesuiten eine Kiste mit Chocolate mit der Floride ankam; weil aber das Gewicht der Aufschrift nicht entsprach, öffnete man sie und fand Geldstangen mit Chocolate darüber gedreht. Die Regierung sandte die Stangen in die Kiste, und ließ eine Kiste voll wirklicher Chocolate den Jesuiten zufließen, die nichts anders zurück verlangen durften.

den welcher sich das meiste Ehrgefühl erhalten hat, eifend für den Eid, den sie diesem König geleistet hatte, that heldenmuthige Dinge, um ihn zu erhalten, und setzte es auch allein durch. Die Spanier gaben ihr Silberzeug für die Befoldung der Truppen her, das Kirchengesrath wurde dazu angewandt; die Ehre ersuchte bey einem frommen Volk alle Bedenklichkeiten, die sich die Heuschrecken anderswo zu Ruhe gemacht hätte. Auf den Kainseln wurde nichts gepredigt, als Treue gegen den König. Wer nicht zu der gemeinen Wohlfahrt mit beptrug, wurde für einen Feind des Staats erklärt. Mitten in Madrid konnte der Erzherzog das Volk nicht verhindern zu rufen: es lebe Philipp der Fünfte 1)! der Marquis von Mansera, ein hundertjähriger Greis, wollte dem König nach seinem Zufluchtsorte folgen, dieser verbot es ihm aber. Der Erzherzog versuchte, sich von Mansera den Eid leihen zu lassen, aber er antwortete, daß er dem König geschuldt hätte und ihn nicht verrathen würde. Der Erzherzog störte die Ruhe des tugendhaften Greises nicht 2).

Die unterste Klasse der Unterthanen bewies eben so viel Treue als die Großen. Als die Königin Madrid verlassen mußte, vertraute sie ihr ganzes Geschmeide, und unter andern die berühmte Perle, die Peregrina, einem französischen Bedienten, Namens Basu, der sie nach Frankreich brachte.

Diese

- 1) Der folgende Zug kann seiner Sonderbarkeit wegen in Mexico nicht erzählt werden. Als der Erzherzog sich Madrids benachthigte, stürzten sich die gefährlichsten Feindesmuthen unter seine Truppen, und brachten ihm mehr Menschen um, als eine Schlacht gethan hätte. Um ihren Patriotismus unverkennbar zu machen, rühmten sie sich, den Truppen des Königs sich entgegen zu haben.
- 2) Er starb im Alter von 107 Jahren, nachdem er sich viele Jahre von nichts als Opoflate und glaciertem Ode genährt hatte.

Diese Prinzessin, die eine Tochter des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, und die jüngere Schwester der Herzogin von Bourgogne war, wurde von den Spaniern angebetet, und ihr Andenken ist in diesem Lande noch heilig: lange nach ihrem Tode rief das Volk, wenn die zweite Gemahlin Philipps des Fünften vorbeiging: Viva la Savoyana. Ihr Muth war über alle Unglücksfälle erhaben, keine Nebel rührten sie als die ihre Untertanen betrafen, keine Gefahr erschütterte ihren Geist. Hätte sie die Spanische Krone verloren, so war sie fest entschlossen nach Indien zu gehen. Sie starb am 14 Februar 1714, zu früh für das Glück der Völker und für das Beispiel der Fürsten.

Sie mußte der Erzherzog besser überzeugt seyn, daß er nicht in Spanien regieren würde, als da er Meister von der Hauptstadt war. Mag die Gewalt auch Kronen verschaffen, so werden sie doch nur von der Liebe der Völker befestigt. Der Erzherzog fand in Madrid durchgängig Widerwillen gegen sich, und Anhänglichkeit für Philipp. Doch dauerte zwischen ihnen der Krieg noch einige Zeit fort, nachdem die andern Mächte schon Frieden geschlossen hatten.

Während daß alle Unfälle des Kriegs über Ludwig den Bierzehnten zusammenstürzten, mußte er auch noch alles häusliche Leiden erfahren. Er sah in weniger als einem Jahre drey Generationen verlöschen. Der Dauphin, sein einziger Sohn, stirbt den 14 April 1711. Der Herzog von Bourgogne, nach ihm Dauphin geworben, stirbt das folgende Jahr, am 18 Februar, sechs Tage nach seiner Gemahlin. Drey Wochen darauf, den 8 März, folgt ihnen der Herzog von Bretagne, der älteste ihrer Söhne, in das Grab. Paris sah in demselben Leichenwagen Vater, Mutter und Kind eingeschlossen. Der Herzog von Anjou, heute Ludwig der Fünftezehnte, der einzige Sprößling der absteigenden Linie, fand sich

sich in naher Todesgefahr. Die Herzogin von Ventadour, seine Gouvernante, bewies dabei einen um so seltsameren Muth, als sie für die Folgen zu sehen wagte; sie entfernte alle Aerzte, und voll von den schwarzen Gedanken, die so viele und so nah auf einander erfolgte Todesfälle veranlaßten, gab sie ihm Gegengift 1). Das Mittel mochte nur nothwendig seyn oder nicht, man hatte das Glück dieß Kind zu erhalten, das dem Staat so theuer war.

In dem Tode des ersten Dauphin, der die Blattern hatte, fand man nichts unnatürliches, aber mit dem Herzog von Bourgogne, seiner Gemahlin, und dem Herzog von Bretagne, verhielt es sich anders. Da sie alle drei fast im nämlichen Augenblick dahin waren, zweifelte man nicht, daß es die Wirkung eines Gifts gewesen wäre. Fagon, erster königlicher Leibarzt, und Boudin, Arzt der Kinder des königlichen Hauses, sagten es verflohlen, mit einer scheinbaren und verabredeten Furchtsamkeit, die ihre Reden nur glaubwürdiger machte. Marechal, erster Wundarzt, behauptete das Gegentheil, und führte viele Beispiele ähnlicher Krankheiten an; aber er selbst schien weniger überzeugt, als bemüht den König zu trösten, und diese schrecklichen Ideen von ihm zu entfernen. Der junge Herzog von Anjou, der schwach und kränklich blieb, und wie man glaubte, durch ein Gegengift dem Tod entrißen worden, schien ein Beweis zu seyn, daß der Vater und die Mutter durch Gift umgekommen wären. Man führte noch an, das erste Symptom der Krankheit bey der Herzogin von Bourgogne sey ein heftiger Schmerz an den Schläfen gewesen, auf welchen Jieber gefolgt sey; sie habe kurz vorher eine Prise Evanschen

1) Die Gräfin von Verue gab dieß Gegengift her, das sie aus Turin mitgebracht hatte, wo sie als Maitresse des Herzogs von Savoyen Victor vergiftet worden war.

schen Taback genommen, auf ihre Aussage habe man überall nach der Dose gesucht, die nicht mehr zu finden gewesen sey.

Der Verdacht, welcher aus diesen durch das ganze Reich verbreiteten Gerüchten entsprang, fiel ganz allein auf den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten, und es wurde bald zur lauten und öffentlichen Beschuldigung. Er war darüber so bestürzt, daß er den König ansprach, um sich mit Hombert, einem berühmten Ehemischen, bey dem er Unterricht genommen hatte, gesellen zu dürfen, bis die Verleumdung erwiesen und zerstört wäre. Der König, durch die Feinde seines Neffen eingenommen, war im Begriff den Vorschlag zu genehmigen; aber Marechal brachte ihn davon ab, und hatte den Muth ihm vorzustellen, daß ein solcher Ausbruch diesen Verdacht, der außerdem sich von selbst zerstreuen müßte, in der Einbildung des Volkes zur Gewissheit umwandeln würde, daß die Rechtfertigung des Herzogs den Flecken einer so unwürdigen Beschuldigung nicht auslöschen würde, und daß der Beweis seiner Unschuld noch auf Rechnung der Nachsicht eines Fürsten, der sein Blut nicht entehren wollte, geschrieben werden würde. Marechal erinnerte hierbey dem König an ein Wort, das er ihn selbst über seinen Neffen hatte sagen gehört.

Der Herzog von Orleans hatte eine Krankheit gehabt, während deren er vom Marechal fleißig besucht worden war. Sie hatten zusammen verschiedene Unterredungen über wissenschaftliche Gegenstände. Marechal sprach mit dem König von dem weitumfassenden Verstand und den mannichfaltigen Kenntnissen des Prinzen, die er bey dieser Gelegenheit mit Erstaunen kennen gelernt hatte. Sire, sagte er, wenn der Herzog von Orleans ein bloßer Privatmann ohne Vermögen wäre, er hätte mehr als zehn Mittel sein Brod mit Ehren zu verdienen; und außerdem ist er der beste Mann von der Welt. Der

L. Cheil. E König

König stimmte ihm bey, was die Fähigkeiten des Prinzen anbelangte, und vollendete das Gemälde mit einem Zug: Wissen Sie was meinem Neffen fehlt? Er ist ein Windbeutel, der für einen Bösewicht gelten möchte ^{a)}.

Die Sache blieb hierbey stehen; aber der Verdacht hat sich lange erhalten. Man wußte nicht in Erwägung ziehen, daß Fagon und Boudin ihren Vortheil dabei suchten, die Unzulänglichkeit ihrer Kunst zu rechtfertigen. Der erste war eine Kreatur der Frau von Maintenon, und nahm Theil an ihren Gefinnungen wider den Herzog von Orleans, der sie durch unvorsichtige Reden, die ihn über sie entwischt waren, erbittert hatte. Boudin verlor alles durch den Tod der Prinzen, er verdankte Fagon seine Existenz, und hatte sich den Herzog schon so sehr zum Feind gemacht, daß er in der Folge alles von ihm befürchtete, wenn er ihn nicht zu verderben suchte. Die Entwürfe der Frau von Maintenon hatten mehr Verziehung als bloß eine kleine weibliche Rache.

Sie konnte den Tod des Königs nicht sehr entfernt glauben. Während der Minderjährigkeit des Nachfolgers, fiel die Regenschaft, da Philipp der Fünfte in Spanien blieb, auf den Herzog von Berry, dessen Geist sich leicht von dem Herzog von Orleans unterjochen lassen würde. Starb jener, (was auch wirklich geschah) so wurde der Herzog von Orleans Regent. Zu ihrer eignen Sicherheit also, im Fall sie den König überlebte, war ihr Gedanke sich eine Stütze zu bereiten, gegen einen Prinzen, den sie fürchtete.

Sie

^{a)} Ein so vernünftiges und zugleich menschliches Urtheil machte dem König unkreuzig Ehre. Aber lustig ist es zu sehen, wie der Herzog von Saint-Simon in seinen Memoiren nicht aufhören kann diesen Witterspruch zu bewundern.

Sie hatte von jeher an der Erhebung der natürlichen Kinder des Königs gearbeitet, und am meisten zum Vortheil des Herzogs vom Maine, dessen Gouvernante sie gewesen war. Wir werden sehen, wie stufenweise der König seine natürlichen Kinder auf den höchsten Gipfel zu erheben suchte.

Frau von Maintenon fand in ihren Bemühungen den Herzog von Orleans in der öffentlichen Meinung zu stürzen nur zu viel Leichtigkeit. Dieser Prinz, so unfähig er einer bösen oder niedrigen Handlung war, hatte durch Unvorsichtigkeiten, durch eine zügellose Zunge, durch die schmutzigste Lebensart, die übelste Meinung von sich gegeben, die durch die hohen Begriffe die man von seinem Verstand hatte nur noch veräklimmert wurde. Man sprach damals viel von Vergiftungen, und da der Verdacht den Herzog einmal zu treffen angefangen hatte, erwachte er bei jeder Veranlassung von neuem.

Ein Franziskaner, Namens Augustin le Marchand, aus einem Kloster in Poitou, war abtrünnig geworden und hatte sich bei den französischen Truppen, die in Spanien dienten, anwerben lassen. Er lief nachher zum Erzherzog über. Ohne mich bei den verschiedenen Abenteuer dieses Clenden aufzuhalten, brauche ich hier nur zu sagen daß er sich übler Absichten gegen die Person des Königs von Spanien verdächtig gemacht hatte und im Begriff war arretirt zu werden, als er die Flucht nahm. Chalais, Neffe der Prinzessin des Ursins, folgte ihm auf die Spur, und erwischte ihn zu Pressis in Poitou, in einem Franziskanerkloster, (den 22 May 1712). Man brachte ihn in die Bastille, wo der Polizeilieutenant d'Argenson allein beordert wurde ihn zu vernahmen. In einem Bündel den er bei sich trug fand man mehrere Päckchen mit Arsenik, dessen er sich bei verschiedenen Arzneimitteln zu bedienen vergab.

Sein vergangenes Leben, sein Verkehr mit den Oesterrern, und verschiedene Widersprüche oder Dunkelheiten in seinen Antworten, gaben Anlaß ihn für ein Werkzeug des Hauses Oesterreich zu halten, wider welches man entseßlich eingenommen war. Man war überzeugt das Kaesfeldt, Leopolds Botschafter zu Madrid sich der Gräfin von Coiffons bedient hätte, um die Königin von Spanien, Maria von Orleans, Tochter von Monsieur, und Gemahlin Karls des Zweyten, vergiften zu lassen. Der Tod des Churprinzen von Bayern, der durch Karls erstes Testament zur Nachfolge in Spanien ernannt war, wurde den nämlichen Mitteln zugeschrieben. In einem Aufsatze des Prinz Eugen an den General Meret, den man in seiner Chatouille nach seiner Niederlage in Franche Comte fand, standen die Worte: Frankreich muß in die engsten Gränzen zurückgetrieben werden, und wenn man es durch die Waffen nicht erlangen kann, muß man wieder zu den großen und bekannten Mitteln schreiten. So zweydeutig diese Worte sind, so bieten sie doch keinen günstigen Sinn dar.

Wenn diese Beschuldigungen gegen das Haus Oesterreich damals gegründet waren, was ich zu bejahen mir nicht getrauen würde, so muß man bekennen, daß der Wiener Hof sich sehr geändert hat. Sein Feind ist jemahls dort so gefürchtet und so gehaßt worden, als der König von Preußen, und niemals ist auf die Kaiserin Königin der mindeste Verdacht einer solchen schwarzen Absicht gefallen.

Wie sich die Sache auch verhalten mochte, so wurde der Franziskaner, nach einer dreymonathlichen Haft in der Bastille, nach Spanien gebracht, und in dem Thurm zu Segovia eingesperrt, wo er über zwanzig Jahre gelebt hat.

Was

Was auf den Gedanken brachte daß der Herzog von Orleans sich in eine Unternehmung wider den König von Spanien eingelassen haben konnte, war eine frühere Beschuldigung, daß er, zu der Zeit da die Armee in Spanien unter seinem Kommando stand, Philipp den Fünften vom Thron zu verdrängen gestrebt hätte.

Das Wahre davon war, daß man in einem Augenblick, wo Philipps Sache verzweifelt schien, muthmaßte dieser König würde Spanien verlassen um in Indien zu regieren. Die Freunde des Herzogs von Orleans riefen ihm damals auf die Spanische Krone, von seiner Großmutter, Anna von Oesterreich, her, Anspruch zu machen. Er ließ sich für den Fall, daß Philipp der Fünfte die Regierung fahren ließe, auf dieses Projekt ein; und als er nach Frankreich wieder kehrte, blieben Flotte und Renant, zwei Offiziere die seine Vertraute waren, mit dem Auftrag zurück, in dieser Hinsicht eine günstige Stimmung in den Gemüthern zu unterhalten. Man weiß nicht, wie weit diese Agenten ihre Vollmacht ausdehnten, aber sie wurden beide arretrirt, und der König von Spanien ließ sich von der Prinzessin des Ursins, die seine Favoritin und eine Freundin des Herzogs war, bewegen nach Frankreich zu schreiben, und deshalb Gerechtigkeit zu fordern. (1709).

Die Beschuldigungen mußten schwer seyn, denn der Kanzler Pontchartrain hatte Befehl vom König alles anzustellen, um den Proceß förmlich zu inquiriren. Man stand im Begriff den Herzog verhaften zu lassen, als der Kanzler dem König vorstellte, daß es wider das Völkerecht seyn würde, einen Mann, der eines auswärtigen begangenen Verbrechens beschuldigt würde, in Frankreich gerichtlich zu verfolgen. Ist der Herzog von Orleans, sagte er, in Spanien schuldig, so kann und muß man ihm dort den Proceß machen; gegen die Französische Krone aber liegt ihm nichts zu Schulden, also kann er

in einem Staate, der vielmehr sein Zufluchtsort seyn muß, nicht angegriffen werden. Dieses Vertheidigungsmittel war, in dem Fall eines Majestätsverbrechens gegen einen König aus dem Hause Frankreich, allenfalls noch anzusehen; aber Ludwig hielt für gut sich damit zu begnügen, und man ließ die Sache fallen.

Der Handel mit dem Franziskaner hatte nicht den mindesten Bezug auf den Herzog von Orleans. Ich habe das ganze Verhör gelesen, und ich habe nicht gefunden, daß Argenson einigen Anlaß gehabt hätte dem Herzog einen andern Dienst zu erweisen als dñ, die Wahrheit zu sagen. Er suchte inzwischen doch sich gegen den Prinzen damit geltend zu machen, indem er ihm zu versichern gab, daß er diese Gelegenheit benützt hätte, um verschiedne andre ungünstige Eindrücke bey dem König zu vertilgen.

Es scheint als ob bey der Regentschaft jeder Argwohn hätte verschwinden müssen, der bis dahin gegen den Herzog bestanden haben mochte. Und doch ließ sich die Verläumdung immer noch hier und da heimlich hers aus. Aber wie kann man sich einbilden, daß ein Prinz, der unter Ludwig dem Vierzehnten jitterte, damals die kühnsten Verbrechen begangen hätte, und vor dem letzten, da es darauf ankam den Thron zu bestiegen und er allmächtig war, stehen geblieben wäre? das Leben Ludwigs des Fünfzehnten ist der Beweis der Unschuld des Herzogs von Orleans.

Von dieser Abschwörung wollen wir zu den Prinzen zurückkehren, die sie veranlaßt haben.

Der Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs des Vierzehnten, hatte etwas Sanftes und Gutherziges in seinem Charakter; weiter geht aber auch sein Lob nicht. Er hatte versäumt Kenntnisse zu erwerben, die der Beschränktheit seines Kopfes abgeholfen hätten. Bossuets und Montausiers Erziehung bewies bloß an ihm, daß die

Kultur über einen undankbaren Boden wenig vermag. Weder Laster noch Tugenden glänzten hier hervor, er brachte sein Leben so dunkel zu als sein Rang es ihm erlauben konnte, und kannte kein Mittel gegen die Langesweile, als die Tafel und die Jagd. Mit einem Wort, er war der ehehchste Mensch und der mittelmäßigste Fürst. Er hatte gegen seinen Vater eine scheue Ehrfurcht, die er für kindliche Liebe hielt, er behandelte ihn mehr wie seinen König als wie seinen Vater, so wie dieser mit ihm mehr wie mit einem Untertban als wie mit einem Sohn umging. Bey dem Volke war er durch seine Herablassung sehr beliebt, und weil man ihm, der ohne allen Einfluß war, keinen Antheil an dem Ungemach das man litt, zuschreiben konnte.

Ohne ein zarteres Gefühl zu kennen, sogar ohne Gaslanterie, hatte er einige Maitressen, und endigte wie sein Vater mit einer Gewissenspeinath. Mademoiselle Ehoir war es die ihn zu fesseln wußte; sie war bey seiner natürlichen Schwester, der Prinzessin von Contis Valiere Hofdame gewesen. Sie war nicht schön, aber mit vielem Verstand und dem besten Herzen wurde sie von allen, die mit ihr umgingen, geliebt und geschätzt. Einige von diesen habe ich gekannt. Sie hat nie ein eingerichtetes Haus, nicht einmal eigne Equipage gehabt, sie hatte sich auf eine einfache Wohnung bey la Croix, General: Receptor der Finanzen, eingeschränkt. Ihr Umgang mit dem Dauphin war lange heimlich, ohne weniger bekannt zu seyn. Dieser Prinz theilte seinen Aufenthalt zwischen dem Hof seines Vaters, und seinem Schloß zu Meudon. Wenn er nach Meudon kam, besaß sich Mademoiselle Ehoir in einem Mietzwagen ebenfalls dahin, und fuhr auf die nämliche Art zurück, wenn er wieder nach Versailles ging.

Ohngeachtet dieses einfachen Betragens, das einer anspruchlosen verborgenen Maitresse zusam, schien doch

alles von einer heimlichen Vermählung zu zeugen. Der fromme König, der anfangs einiges Mißvergnügen gedauert hatte, erbot sich zuletzt gegen seinen Sohn, Mademoiselle Eboin öffentlich zu sehen, und ihr sogar eine Wohnung in Versailles anzuweisen; aber sie schlug es immer aus, und bestand auf die Lebensart die sie sich vorgeschrieben hatte. Uebrigens erschien sie zu Meudon ganz wie Frau von Maintenon in Versailles war, blieb auf ihrem Lehnstuhl sitzen, wenn der Herzog und die Herzogin von Bourgogne und die Herzogin von Berry zu ihr kamen, was oft geschah, und nannte sie den Herzog, die Herzogin, ohne weitem Zusatz, wenn sie von ihnen und in ihrer Gegenwart sprach, der Herzog von Bourgogne war der einzige den sie Monsieur nannte, wenn sie von ihm sprach, weil sein ernsthaftes Benehmen zur Vertraulichkeit nicht aufmunterte, dahingegen die Herzogin von Bourgogne mit eben den kleinen Lieblosungen mit ihr umging, wie mit der Frau von Maintenon. Die Favoritin von Meudon hatte also ganz das Ansehen und den Ton einer Stiefmutter; und da sie von Natur gegen niemanden übermüthig war, so mußte man auf eine wirkliche Heirath schließen. Wenn ich mir diese kleinen häuslichen Details erlaube, so geschieht es, weil sie die richtigsten Begriffe von den Personen geben.

Um den Charakter dieses Mädchens vollends auszumahlen, will ich noch einen Zug von ihrer Uneigennützigkeit anführen. Der Dauphin gab ihr kurz vor einer Reise, die er nach der Armee that, sein Testament zu lesen, durch welches er ihr ein großes Vermögen zusicherte; aber sie zerriß es und sagte: so lange ich Sie behalten werde, kann es mir an nichts fehlen; und sollte ich das Unglück haben Sie zu verlieren, so würde ich an tausend Thaler Einkünften genug haben. Sie bewies es auch beim Tode des Dauphins, denn sie bezog sogleich ihre alte und erste Wohnung zu Paris.

Paris wieder, und da hat sie mehr als zwanzig Jahre, in der Ausübung guter Werke verlebt, mit einer kleinen Anzahl wahrer Freunde, die ihr geblieben waren, und von einem Haufen alberner Hofschranzen befreit, die sich ohne Vorbereitungen und ohne Schaam von ihr entfernt hatten. Sie ist 1730 gestorben.

Von dem Tode des ersten Dauphin gab der König dem Herzog von Bourgoigne diesen Titel. Wenn dieser Prinz regiert hätte, es wäre die Regierung der Gerechtigkeit, der Ordnung, und der guten Sitten gewesen. Ich werde die Verirrungen seiner ersten Jugend nicht verschweigen, die ihn vollkommener Lezern, und vielleicht gar sein Verdienst erhöhen. Man muß sie der Erziehung seiner Kindersjahre allein zurechnen, da in diesem Alter die Schwachheit der Organe selbst den Eindruck so viel Stärke giebt, daß sie sich oft durch ein ganzes Leben erhalten. Fast mit dem Augenblick der Geburt sollte die Erziehung angehen oder vorbereitet werden. Und diese ersten kostbaren Jahre der Fürsten werden unwissenden, schwachen, eiteln, schmeichelnden Weibern Preis gegeben, die ihnen von nichts als von ihrer künftigen Macht vorschwätzen. Wenn die Kinder des Staats in die Hände der Männer übergehen, so finden diese Hofmeister, wenn sie ihrer Stelle würdig sind, mehr zu zerstören als zu erbauen an ihren Zöglingen.

In einem abergläubischen Hof erzogen, wo die Erdmüdigkeit, und mehr noch die Heuchelei als Mode mitgemacht zu werden anfang, wurde der junge Prinz bloß zu den Uebungen einer kleinlichen Andäctelei angewiesen, womit man sich die Grundsätze der Tugend ersparte. Das war der Unterricht seiner Jugend. Glücklicher Weise kam er in die Hände der Männer, denn Männer gab es damals noch, und wenn die Könige sie suchten, sie fanden sie oder schafften sie hervor. Der weise Beauvilliers, sein Hofmeister, der tugendhafte

Genelson, sein Präceptor, erfuhren hier wie schwer es ist die ersten Eindrücke auszubilden. Mit allem Wohlwollen der Frömmigkeit ließ ihr Zögling doch nichts bliken als Hochmuth, Härte, Unachtsamkeit, Verachtung aller Pflichten die man außerhalb der Kirche erfüllt. Auf dem Feldzuge, den er in Flandern that, begleitete ihn der König von England Jacob der Dritte, der unter dem Nahmen des Ritters von Saint-George als Freywilliger in der Armee diente. Anstatt ihm die Achtung zu bezeugen, die einem unglücklichen Fürsten zukommt, beschaltete ihn der Herzog mit einem beleidigenden Leichtsinne. Gamache, einer von den Hofleuten die zu seiner Bedienung angewiesen waren, sagte ihm, in seinem Unwillen über eine so ununterbrochen fortgesetzte Unschicklichkeit, mit wahrhaft ritterlicher Freymüthigkeit: Ihre Art mit dem Chevalier Saint-George umzugehen beruht sich wahrscheinlich auf eine Wette; wenn das ist, so haben Sie die Wette gewonnen; behandeln Sie ihn also hinführo doch artig. Ein andermal sagte er, ungeduldig über die läppischen Streiche des Prinzen: Sie mögen Kinderereyen treiben so viel Sie wollen; der Herzog von Bretagne, Ihr Sohn, bleibe doch Ihr Meister darinn. Nach einer langen Station die der Prinz in der Kirche hielt, während daß man die Truppen musterte, sagte Gamache zu ihm: Ich weiß nicht, ob Sie das Himelreich erlangen werden, was aber das Reich der Erde betrifft, so schicken sich der Prinz Eugen und Marlborough besser dazu an als Sie.

Endlich aber entwickelten sich plötzlich die Keime einer glücklichen Anlage, die von der ersten Erziehung fast erstickt worden waren. Beauvilliers und Gamache drangen durch. Vossuet war unvermögend geblieben seinem Zögling seine Geisteskräfte mitzutheilen; Genelson wußte dem seinigen seine Tugenden einzusähen. Aber
die

die Verwandlung war so schnell, daß sie der Herzog von Bourgogne hauptsächlich sich selbst zu verdanken hatte.

Sokrates rühmte sich, den lasterhaften Charakter den er von der Natur erhalten hatte, durch die Bemühungen der Philosophie verbessert zu haben. Der Herzog von Bourgogne hätte sich das nämliche Lob geben können, aber er schrieb seine Veränderung der Religion zu, die ihm verbot sich damit zu brüsten, und dieß gab ihm eine Tugend mehr die Sokrates fehlte. Er war von Natur unmäßig, jähzornig, heftig, hochmüthig, voll Verachtung, Prachtliebe und Eucht nach Zerstreuungen. Er machte sich mäßig, nachsichtig, geduldig, bescheiden, menschenfreundlich, sparsam, seinen Pflichten zugethan.

Seine Grundsätze waren: Die Könige seyen für die Unterthanen gemacht, und nicht die Unterthanen für die Könige; sie mußten mit Gerechtigkeit strafen, weil sie die Hüter der Geseze wären; sie mußten Belohnungen ertheilen, weil diese Schulden wären; nie Geschenke machen, weil nichts ihnen eigen gehörte und sie nur auf Kosten der Völker verschenken könnten. Diese gewagten Sätze zog er aus seiner eignen Urtheilskraft, und er hatte den Muth sie mitten am Hof vorzubringen.

Er versagte sich ein Geräthe, zu welchem er Lust hatte, das er aber zu theuer fand, und antwortete einem Hofsling, der ihm anrieth seinen Geschmack zu befrichtigen: Dem Volk ist das Nothdürftige nur dann gesichert, wenn der Fürst sich das Ueberflüssige versagt.

Der Erfüllung der Religionspflichten, die dem Volke Ehrfurcht gegen die Gottheit einflößen, opferte er nur die Vergnügungen, nicht die Geschäfte auf. Der König sein Großvater, den eine Erbmmigkeit, die mit mehr Zwang verbunden war als die seinige, zuweilen verlegen machte, und vielleicht etwas beschämte, sagte

sagte ihm an einem Feiertage, er sollte sich den Nachmittag in dem Staatsrath einfinden, wofern, setzte er hinzu, Sie nicht etwa lieber in die Besper gehen wollen. Der Prinz stellte sich beim Staatsrath ein, aber er schlug am nämlichen Tage aus, einem Feste beizuwohnen, weil es keine Pflicht wäre, und er die Nachtenhe vorzöge, die ihn für die Arbeit des folgenden Tages geschickt machte. Er billigte sehr, daß die Prinzessin, seine Gemahlin dabei wäre; ihre Pflicht war zu gefallen. Er tabelte keine von den Vergnügungen, wie Bälle, Feste, Spectakel, aber er hielt sie nur dem Müßigang zu gute.

Voll Ehrerbietung gegen den König, und zurückhaltend mit Aeußerungen über die Regierung, lag bloß in seiner Aufführung ein stillschweigender Tadel derselben. Die frechen Religionsverächter hätten seine Regierung fürchten können, die Philosophen hätten sie gekennet; die Priester wären es wohl nicht gewesen die sich am meisten eines Fürsten zu erfreuen gehabt hätten, der die Vortheile der Religion über die andern setzte.

Der König lernte täglich die vorzüglichen Eigenschaften seines Enkels mehr schätzen, und befahl den Ministern bei ihm zu arbeiten. Allmählich kam er an die Spitze aller Geschäfte, und erwarb sich, von seinem eignen Großvater, jene persönliche Ehrerbietung die der Zugewand gebührt. Die fremden Mächte hofften, daß dieser Fürst den Frieden und das Glück von ganzen Europa gründen würde, indem er die Französische Monarchie auf einen Fuß setzen würde, wo sie geehrt, wenn auch nicht gefürchtet werden mußte. Sein Tod war also ein Trauerfall für die ganze Menschheit.

Der Pabst Klemens der Fünfte (Albani) bezengte seinen Schmerz durch oberpriesterliche Exequien 1).

Die

1) Diese Exequien wurden ohnmal in Rom untern Königen und in Paris den Pöbten gehalten. Der römische Hof verweigert

Die Herzogin war ihrem Gemahl nur um sechs Tage voraus in das Grab gegangen. Sie besaß ein Weib die Kunst zu gefallen in einem höhern Grad. Durch tausend Reize verführerisch, gewann sie bald die Freundschaft des Königs und der Frau von Maintenon. Aus Discretion getraute sie sich nicht der alten Eulcanis den Namen Mutter zu geben; aber sie nannte sie ihre Zante. Unter ihre Lieblosungen durfte sie oft wagen manchen beissenden Schmerz zu mischen. Wissen Sie wohl, Zantchen, sagte sie einmal vor dem König, warum in England die Königinnen besser regieren als die Könige? Weil bey den Königinnen die Männer regieren, und bey den Königen die Weiber. Ihre Lebhaftigkeit trieb sie zuweilen weiter als sie selbst wollte; aber sie wußte ihre Zeit abzumessen. Einmal da sie den König über die Frömmigkeit ihres Gemahls ungeduldig sah, sagte sie: Ich möchte vor meinem Mann sterben, und dann wieder kommen um ihn mit irgend einer Nonne verheyrathet zu sehen. Sie konnte auch einen ernsthaften Ton annehmen, und diesen lehrte sie ihr Gefühl bey schicklichen Veranlassungen. Sie sollte zu einer Zeit da die Kriegsflamme am stärksten wüthete, in dem Salon zu Marly spielen: Und mit wem will man das ich spiele? Mit Weibern, die für ihre Männer, für ihre Kinder, für ihre Brüder zittern, während das ich für den Staat zittere?

Sie bemerkte einstens, daß die Herzogin von Bourbons, und die Prinzessin von Conti, beyde natürliche Töchter des Königs, eifersüchtig über den Abbruch, den sie durch die Freundschaft ihres Vaters an ihr zu leiden glaub-

ten,

te sie für Heinrich den Dritten, der in den Kirchenbann gesetzt worden war, und man hörte auf, sie in Paris für die Papst zu halten.

ten, über ihre kleinen Thorheiten die Achsel zuckten; sie nahm die Gelegenheit wahr, um in ihrer Gegenwart unter Hüpfen und Lachen zu sagen: ich weiß recht gut daß in allem, was ich vor dem König sage und thue, kein Bißchen Vernunft ist; aber er hat mein Lärmen nöthig, und er soll es haben. Ich werde darum doch — hier sah' sie die Prinzessinnen an, und fuhr fort zu lachen — einmal ihre Königin seyn.

Dieses verführerische, dem König so theure, kindische Geschöpf verräth darum den Staat nicht weniger, indem sie ihren Vater, damals Herzog von Savoyen und unser Feind, von allen Kriegsprojecten, die sie zu lesen bekommen konnte, benachrichtigte. Der König erhielt den Beweis davon durch die Briefe die nach ihrem Tode in ihrer Chatouille gefunden wurden. Die kleine Epigbübim, sagte er zur Maintenon, hinterging uns!

Da ich noch von dem was die Jesuiten betrifft zu handeln haben werde, so will ich hier, bei Gelegenheit des Todes der Herzogin von Bourgoigne, die Meinung bekannt machen die man in dem glänzendsten Zeitpunkt ihrer Regierung am Hof von ihnen hatte.

Unter allen Handlungen welche der Katholicismus gebietet, sollte, was die Wahl des Priesters betrifft, die Feichte die strengste seyn, und diese war in dem königlichen Hause, zumal in der Familie, gerade die erzwingenste. Der Dauphin hat gemeiniglich den nämlichen Beichtvater als der König sein Vater; dieser Gebrauch könnte die protestantischen Könige lüßern nach der Feichte machen.

Unter Ludwig dem Vierzehnten waren alle Gewissen des königlichen Hauses in den Händen der Jesuiten; aber es lag nur an ihm wahrzunehmen, wie viel Antheil die Furcht die er einflößte, oder der Wunsch ihm zu gefallen, daran hatte.

So wie die Herzogin von Bourgogne in Gefahr schien, zeigte sich der Jesuit la Rue, ihr gewöhnlicher Beichtvater, um sie zum Tode zu bereiten. In diesem Augenblicke, wo man auch die Könige nicht mehr fürchtet, äußerte sie einen solchen Widerwillen, daß der kluge Jesuit, um seiner Gesellschaft einen ärgerlicheren Austritt zu ersparen, sich gegen die Prinzessin erklärte, wenn sie auf einen andern mehr Vertrauen setzte als auf ihn, so wollte er ihn holen. Sie nannte ihm sogleich Bailli, einen Priester von der Versailler Pfarre. Als sich dieser nicht fand, forderte sie einen Pater Noël, Bartsüßer Ordens; was eine sehr entschiedne Abneigung gegen die Jesuiten bewies, zumal da Bailli des Jansenismus, (in den Augen des Königs der schwärzeste aller Flecken) sehr verdächtig war. Die Jansenisten waren damals im Besitz der öffentlichen Achtung. Dieser bestimmte Widerwillen gegen die Gesellschaft hatte mehr Bespiele. Heinrich Julius von Bourbon, Conde' hatte auf dem Todsbette den Bescheid des Pater la Tour gefordert, der General von der Kongregation de l'Oratoire war den Jesuiten ein Gräuel 1), und dem König sehr mißfällig. Freylich betrug sich der Prinz noch in der Art zu sterben als Hofmann. Er ließ den Pater la Tour in einem Mietzhaus holen, man führte ihn, wie zu einem galanten Abentheuer, durch eine verborgne Treppe herauf; und während dessen versagte man, unter dem Vorwand einer Besserung in den Umständen des Kranken oder eines Schlüpfens, dem Pater Lucas, Jesuit, und Titular Beichtvater, den Eintritt zur Hauptthüre; der gute Mann

1) Die Jesuiten suchten lange und vergeblich den Pater la Tour zu verderben. Der König, ungeduldig über die häufig wiederholten Versuche, gab endlich Stillschweigen. Ich lasse ihn schon, sagte er, seit zwey Jahren beobachten, ohne daß mir etwas Tadelnswürdiges von ihm hinterbracht worden wäre. Entweder muß er tugendhafter seyn als man mich sagt, oder klüger als wir. Man rede mir nicht mehr von ihm.

Mann war, auf die Nachricht daß es Gefahr hätte, in aller Eile von Rouen hergereist, um der Seele des Prinzen habhaft zu werden; aber sie entwischte ihm.

Der Prinz schickte alle Jahre, zu Osiern, eine Postkutsche die den Vater Lucas in Rouen abholte, und ihn wieder zurückbrachte. Diesmal machte er den Weg auf der Landkutsche, und lehrte mit der nämlichen Fuhre wieder nach Rouen.

Die Prinzessin Louise Maria Stuart, Tochter Jakobs des Zweiten, schied sich im Sterben von ihrem Jesuiten, und nahm den Pfarrer von Saint Germain. Ihr Bruder hielt es eben so, als er in Gefahr war an den Blattern zu sterben. Die Königin von Spanien, erste Gemahlin Philipps des Fünften, vertauschte auf dem Todtbette ihren Jesuiten gegen einen Dominikaner.

Die Jesuiten sahen den Einfall des ersten Präsidenten Harlai öfters in Erfüllung gehen. Es fanden sich Jesuiten bei seiner Audienz, nebst Oratorianern; mit Ihnen, sagte der beißende Richter gegen die ersten, muß man leben, und mit Ihnen, indem er sich zu den andern wandte, sterben!

Die häuslichen Leiden Ludwigs des Vierzehnten, deren Schilderung wir jetzt gesehen haben, wurden noch durch keine feste Sicherheit des Friedens gelindert. Man hoffte zwar dahin zu gelangen, seitdem mit den Engländern die Unterhandlungen angegangen waren; aber von Seiten ihrer Mächten stießen noch immer viele Hindernisse auf 1). Der Sieg den der Marechal Wil-

lars

1) Die zwischen Frankreich und England getroffenen Präliminarien wurden schon im Monat Februar 1711. den andern Mächten mittheilt. Die Conventen zu dem allgemeinen Frieden wurden am 29. Januar 1712. in Utrecht eröffnet. Die holländischen Minister versuchten anfangs die nämliche Sprache fortzuführen wie in Gertrudenberg, aber der Cardinal Polignac bekehrte sie zu einer andern. Als Herr von Sersseville sagte er, die Umstände

dies

lars bey Denain über sie erschocht, erleichterte die Unterhandlungen mit ihnen. Villars, ein Mann mit einer ausgezeichneten Bildung, einem übermüthigen Ausdruck im Gesicht, dem sein Charakter vollkommen entsprach, Windbeutel, aber sehr tapfer, Meister in der Kunst sich mit dem Ansehen, den er an dem glücklichen Erfolg einer Unternehmung hatte, zu brüsten, und den er nicht hatte sich beizulegen, war gerade ein Feldherr für die Franzosen, denen die Lustigkeit, mit Muth verbunden, Vertrauen einflößt. Ein Mann von diesem Charakter rührt und ergreift ihre Imagination weit besser, als ein bescheidener Mann, wenn er nicht, gleich einem Türenne, von einer erhabnen und erkannten Größe ist. Als Villars in die große Welt trat, sagte seine Mutter zu ihm: "rede dem König immer nur von dir vor, und niemals andern." Er redete aller Welt von sich vor, und machte darum nur noch mehr Glück. Doch, seine Bescheidenheit bey Seite gesetzt, ist ihm Frankreich viel schuldig.

Die Schlacht bey Denain, der mehrere Siege folgten, machte die Allirten bereuen, daß sie die zu Sers-trundenberg angebotenen Bedingungen von sich gestossen hatten; und die Artikel des Friedens wurden bald alle festgesetzt. Der die Renunciationen betraf, machte noch die meisten Schwierigkeiten.

Wir haben gesehen wie es Englands vorläufige Forderung war, daß die Kronen von Frankreich und von Spanien nie auf einem und demselben Haupt vereinigt werden könnten. Es kam also darauf an, Philipp den Fünften für sich und seine Nachkommenschaft auf die Französische Krone Verzicht thun zu lassen, und von den Herzogen von Berry und von Orleans eine

gleich

haben sich geändert, Sie müssen ihren Ton auch ändern. Wir werden bey Ihnen, von Ihnen, und ohne Sie handeln.

I. Theil.

D

gleiche Verzichtleistung auf die spanische Krone zu erhalten, worauf sie von Anna von Oesterreich her, der Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten, Großmutter des Herzogs von Orleans, und Urgroßmutter des Herzogs von Berry, gemeinschaftliche Ansprüche hatten. Der Letztere hatte außerdem noch die Rechte die ihm von Maria Theresia, seiner Großmutter, Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, zugeerbt waren. Diese Renunciationen wurden für desto notwendiger gehalten, als Philipp der Fünfte, bevor er sich nach Spanien begab, über die Fegbeshaltung seiner Rechte auf die französische Krone einen Nebenb genommen hatte, in der Form desjenigen, den Heinrich der Dritte bei dem Antritt der Polnischen Regierung hatte. Außerdem hatte Philipp der Fünfte gleich im Anfang seiner Regierung 1703 eine auslegende Erklärung über das Testament Karls des Zweyten gegeben, um die Rechte des Herzogs von Orleans auf die spanische Krone zu sichern; und die Rechte des Herzogs von Berry machten einen Artikel des Testaments selbst aus.

Unser Ministerium wandte ein: „durch die Fundamental-Gesetze von Frankreich sey der nächste Prinz am Thron der notwendige Erbe; er folge nach, nicht als bloßer Erbe, sondern als Herr des Königreichs, nicht durch Wahl, sondern durch das bloße Recht der Geburt; er verdanke die Krone weder dem Willen seines Vorfahren noch der Bestimmung irgend eines Menschen, sondern der Verfassung der Monarchie, Gott allein; Gott allein könne sie verändern, und jede Verzichtleistung würde unnütz seyn.

„Der Lord Bolingbroke erwiederte: Sie, in Frankreich, sind überzeugt, daß Gott allein das Gesetz, auf welches das Recht der Nachfolge bei Ihnen gegründet ist, abstellen könne; aber Sie werden uns, in Großbritannien auch erlauben zu glauben, daß ein Fürst
„durch

„durch eine freiwillige Entfagung auf seine Rechte Vers
„nicht leisten kann, und daß derjenige, zu dessen Vor
„theil diese Entfagung geschieht, von den Mächten
„welche die Garantie des Vertrags übernommen haben,
„in seinen Ansprüchen mit allem Recht unterstützt werden
„kann. Kurz, mein Herr, die Königin befehlt mir, Ich
„nen zu sagen: Dieser Artikel sey sowohl für sie selbst,
„als für ganz Europa, von einer solchen Wichtigkeit,
„daß sie nie einwilligen werde Friedensunterhandlungen
„fortzusetzen, wenn die vorgeschlagne Austunft oder eine
„andre eben so zweckmäßige, nicht genehmigt werden
„sollte 1).“

Ludwig, der so oft Bedingungen vorgeschrieben hatte,
war jetzt nicht im Stande diejenigen die man ihm vorschrieb zu verwerfen, oder nur zu erwägen. Man mußte sich zu den Renunciationen bequemen. Die Engländer hatten sich noch nicht von ihren Allirten getrennt, die Schlacht bei Denain war noch nicht geliefert, und es war schon eben so viel Wahrheit als Schmeicheln in dem Briefe des Marechal von Villars an den Englischen General, den Herzog von Ormond, der eben an Markeboroughs Stelle gekommen war: Die Feinde des Königs haben es schon empfunden, daß sie die tapfern Engländer nicht mehr bei sich haben.

Das Französische Ministerium hatte so viel Widers
willen gegen die Verzichtleistung, daß das Englische für Philipp den Fünften die Wahl vorschlug, entweder Spas
nien und Indien zu behalten, und dabey für sich und
seine Nachkommenschaft sozgleich der Nachfolge in Frank
reich

1) Siehe den Bericht des geheimen Ausschusses, zu London ge
druckt, neben die Note des Londner Hof vom 23 May 1712.
die Antwort des französischen Ministers Marquis von Torcy
und die Replik des Lord Bolingbroke befindlich sind.

reich zu entsagen, oder seine Rechte auf diese bezugnehmen und dem Herzog von Savoyen die Spanische Krone, gegen die Königreiche Neapel und Sicilien, Savoyen, Piemont, Montserrat, und das Herzogthum Mantua, abzutreten; da dann, falls er oder einer seiner Nachkommen die Französische Krone erbe, alle diese eingetauschten Staaten bis auf Sicilien, das dem Haus Oesterreich zufallen sollte, mit denselben vereinigt werden würden. Ludwig der Vierzehnte ließ kein Mittel unversucht, um seinen Enkel zur Genehmigung dieses letzten Vorschlags zu bewegen, aber Philipp hatte zu viel Besorgnisse von der Anhänglichkeit der Spanier empfangen, um sie zu verlassen. Er wankte keinen Augenblick, und that (am 5. November 1712) vor den versammelten Cortes 1) auf die Französische Krone Verzicht. Den folgenden Tag gab er seinem Bruder, dem Herzog von Berry, davon Nachricht, durch einen Brief den er der Junta mittheilte, und mit einem Entwurf zur Verzichtleistung auf die Spanische Krone für die Herzoge von Berry und Orleans begleitete.

Die im Namen dieser beyden Prinzen vor den Cortes kundgemachte Verzichtleistung hatte in Spanien alle mögliche Gültigkeit und Rechtskräftigkeit. Aber mit der von Philipp dem Fünften ausgefertigten hatte es für Frankreich nicht die nämliche Bewandniß. Sie mußten dort nie eben der Feierlichkeit ratifizirt werden, wie jene es in Madrid worden waren. Ludwig der Vierzehnte erbot sich, eine Erklärung über die allerseitigen Renunciationen beym Parlament einregistriren zu lassen; aber die Engländer, und vorzüglich die Whirten, in der Absicht die Unterhandlungen abubrechen und den Krieg fortzuführen, verlangten die Sanction der Etats-Generaux

1) Die Etats-Generaux heißen in Spanien las cortes. Die Junta entspricht dem französischen Staatsrath.

raux von Frankreich. Sie wußten, wie viel Betrug schon bey den Renunciationen und den Eidschwüren vorgefallen war. Ludwig der Dreyzehnte hatte bey seiner Vermählung mit Anna von Oesterreich Verzichtleistungen gethan. Ludwig der Vierzehnte hatte sie bey dem Pyrenäischen Frieden, als er sich mit Maria Theresia vermählte, erneuert. Der Ueberfall der Franche Comte und eines Theils der Spanischen Niederlande war darum doch nicht unterblieben. Welche heiligere Form konnte man also, außer der Sanktion der Stände, den neuen Verzichtleistungen geben?

Aber Ludwig war gewohnt, den ganzen Staat auf seine Person einzuschränken, und er begriff nicht, wie man eine Macht, welche die seinige bekräftigte, aufzuheben konnte. Indessen wurde die Nothwendigkeit des Friedens mit jedem Tage dringender. Ein Ausschuß, der aus den Herzogen von Beauvilliers, von Chevreuse, von Charost, von Hümieres, von Saint Simon und von Roailles bestand, bekam Auftrag ein Mittel zu suchen, um zu dem erwünschten Ziel, ohne die Versammlung der Stände, zu gelangen. Man schlug vor, die Herzoge und Pairs, die erblichen oder erklärten Herzoge, die nicht Pairs wären, die Kronbedienten, die Gouverneurs der Provinzen, und die Ordensritter, welche den Adel vorstellen würden, zusammen zu berufen. Aber der Adelsstand konnte in der Regel nur durch Deputirte, die er selbst ernannt hatte, vorgestellt werden; der geistliche Stand würde sich durch die geistlichen Vairs nicht für vorgestellt halten, wenn sich der Adelsstand durch die Herzoge und Kronbedienten nicht dafür hielt. Der dritte Stand würde sogleich vortreten, und die Parlamente, die den vorzüglichsten Theil desselben ausmachen, würden sich mit der einzigen Person des Kanzlers nicht begnügen, da dieser außerdem nur als Kronbedienter angesehen werden würde. Man schloß aus allem diesem,

daß diese Versammlung nichts als ein falsches Trugbild von Ständen seyn würde, das ohne das Gewicht und das Ansehen derselben zu haben, dem König, dem weder die Wirklichkeit, noch der Schein davon anstünde, nichts desto weniger beleidigend seyn würde.

Saint-Simon, der thätig von seiner Würde als Herzog und Pair eingenommen war, behauptete, daß die Versammlung der Prinzen vom Geblüt, der Pairs, der erblichen Herzoge, und der Kron-edicenten, die Parlamente aus dem ersten, dem zweiten, und dem Anfang des dritten Stammes der Französischen Könige vollkommen vorstellen würde.

Die Denkmäler jener Zeiten sind so dunkel, daß sie zu jeder Art von System Beleg abgeben. Der Herzog von Saint-Simon behauptete, daß den diesen Parlamenten (placita) nur die großen weltlichen und geistlichen Vasallen, und die letzteren nur als große Vasallen, sich eingefunden hätten. Die Armee, welche eigentlich der Adel war, erwartete und empfing, auf dem Marsfelde versammelt, ohne selbst zu berathschlagen, die Entscheidungen, die Befehle der placita.

Die Untersuchungen unsern Ausschusses entschieden die Sache nicht; Volingbroek brachte sie, was die Form betraf, mit den Aärten aufs Neue, so wie er ihr für das Wesentliche mit unserm Minister schon eine Ende gemacht hatte.

Seit langer Zeit spielen Frankreich und England in den allgemeinen Europäischen Kriegen die erste Rolle. Sobald diese beiden Mächte, welche die Subsidien liefern, mit einander einig sind, finden sich die übrigen bald in der Nothwendigkeit ben-utreten. In dem jetzigen System ist es die reichste Nation, welche den Ausschlag giebt.

Die Königin von England willigte in den Frieden, und ihr Minister, Volingbroek, fand seinen Vortheil das
beq,

ben, ihn zu schließen, um Marleboroughs Parten unten zu halten. Außerdem hatte er sich auf einer Reise, die er nach Frankreich that, um die Präliminarien abzuhandeln, durch die achtungsvolle Aufnahme des Königs sehr geschmeichelt gefunden. Obgleich dieser Monarch damals in einem ademüthigten Zustande war, so hatte sich Europa doch so lange her gewöhnt ihn als den großen König anzusehen, daß der Eindruck davon noch nicht verloschen war. Er nahm durch die geringsten Auszeichnungen jeden Fremden, wer er auch seyn mochte, ein. Pons, der als Bevollmächtigter von Holland in den Konferenzen so unanständig gegen den König losgezogen war, wurde nachher als Botschafter seiner Republik in Frankreich einer seiner leidenschaftlichsten Bewunderer.

Bolingbroke also wußte bei den Allirten die Genehmigung des Vorschlags einer Deklaration, den der König wegen der Verzichtleistungen gethan hatten, auszuwirken. Er stellte ihnen vor, daß wenn Frankreich jemals mächtig genug werden sollte, um seinen Verpflichtungen zuwider zu handeln, nichts es aufhalten würde; daß aber das Interesse der vereinigten Europäischen Mächte die sicherste Garantie seyn würde, indem die Gewalt doch immer die Auslegerin der Verträge unter den Fürsten wäre.

Die Nationalgrundsätze oder Vorurtheile sind unveränderlich. In Frankreich herrscht die allgemeine Ueberzeugung, daß in dem Falle, da die absteigende Linie von der königlichen Familie verläschen sollte, der älteste von der Spanischen Linie, zum Nachtheil aller Prinzen vom Geblüt, die nicht von Ludwig dem Vierzehnten, Ludwig dem Fünfzehnten u. abstammten, den Französischen Thron bestiegen würde. Eben so sicher ist man überzeugt,

daß beide Kronen nicht auf demselben Haupte vereinigt seyn würden 1).

Als man nun über die Form der Verzichtsleistungen einig geworden war, begaben sich die Herzöge von Berry und von Orleans (am 15 März 1713) in das Parlament, wo sich der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, Prinzen von Seblüt; beide legitimirte Prinzen, der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse; fünf geistliche Pairs, und so viel weltliche als im Stande waren der Feyerlichkeit beizuwohnen, einfanden. Der Kanzler Pontchartrain, der vom König keinen Befehl erhalten hatte hinzugehen, ließ sich gern gefallen wegzubleiben, da er besser als irgend einer den Werth dieser Ceremonie kannte.

Der Herzog von Schrewsbury und Prior, Bevollmächtigte von England, der Herzog von Ossona, Bevollmächtigter von Spanien zu Utrecht, standen in einer von den Tribunen, und jeder hatte eine Abschrift von den Urkunden, die vorgebracht werden sollten, zum Nachlesen in der Hand.

Nachdem die gens du Roi den Gegenstand der Versammlung vorgebracht hatten, verlas der Dekanus vom

1) Als Ludwigs der Funfzehnte im Monat Oktober 1708 die Blattern hatte, und die Französische Post in Spanien einen Tag ausgeblieben war, setzte Philipps der Fünfte voraus, der König sein Neffe sey todt. Er ließ sogleich die Junta zusammen kommen, und erklärte, daß er mit dem zweyten seiner Söhne nach Frankreich zöhen und die Spanische Krone dem Prinzen von Asturias, seinem ältesten, der diese vorzöge, überlassen würde; letzterer thut in der Kapelle Nennlich auf den französischen Thron Verzicht. Die Befehle waren gegeben, um den andern Tag fortzuwachen, aber in dem Augenblick der Abreise kam die Nachricht von der Wiederherstellung des Königs an. Ich habe diesen Umstand von der Herzogin von Saint Pierre, Dame du palais der Königin von Spanien, und von dem Marechal von Brancas, Französischem Gesandten zu Madrid, die beyde bey der feyerlichen Renunciation des Prinzen von Asturias gegenwärtig waren.

vom Parlament (le Rain) die Lettre de cachet und die Reversalien vom Monat December 1700, vermittelt deren Philipp dem Fünften und seiner Linie, wiewohl abwesend und nicht einheimisch, die Rechte auf den französischen Thron zugesichert wurden. Unmittelbar darauf wurde seine Renunciation verlesen und an den Rand des Protokolls eingetragen, um die Reversalien null und nichtig zu machen.

Von da ging man zu den Renunciationen der Herzoge von Berry und von Orleans auf die Spanische Krone, für sich und ihre männliche sowohl als weibliche Nachkommenschaft, über.

Die Conclusa des Procureur-général und die Parlamentsverordnung wurden gelesen und genehmigt; die Magistrate gingen heraus um das rothe Gewand anzulegen, setzten sich alsdann wieder auf den hohen Sigen, und die Verordnung wurde den offenen Thüren und vollständiger Audienz ausgesprochen.

Ich muß anmerken, daß bey Einregistrierung der Qualitäten, die der König von Spanien genommen hatte, wobey er sich die als König von Navarra und Herzog von Bourgogne angemacht, das Parlament die Clausel: ohne Genehmhaltung der Titel, hinzufügte.

Ich werde mir erlauben einen Umstand hier anzuführen, der an sich ziemlich kindisch ist, der aber ein desto treffenderes Beyspiel giebt, nach welchen Grundsätzen ein Hofmeister und ein Präceptor, beyde damals Männer von Verdienst, unter den Augen Ludwigs des Vierzehnten gezwungen waren, Prinzen zu erziehen, die eine eventuelle Anwartschaft auf den Thron hatten, wie es sogar bey Philipp dem Fünften wirklich eingetroffen war.

Der erste Präsident (de Mesmes) hatte die Ehre mit einem Compliment an den Herzog von Berry eröffnet, worauf dieser Prinz, der eine Antwort von sechs Zeilen auswendig gelernt hatte, nichts mehr im Stande

war als etlichemal Monsieur zu wiederholen; seine natürliche Wildigkeit, durch die Feyerlichkeit der Versammlung vermehrt, ließ ihn kein Wort weiter hers ausbringen, so daß der erste Präsident, nachdem er die kurze Zeit gewartet hatte, die auf eine Antwort von ein Paar Sätzen gegangen wäre, sich endlich tief bückte, als ob die Rede beschlossen gewesen wäre, und auf diese Art der Verlegenheit des Prinzen und der Anwesenden ein Ende machte.

Der Prinz war so betrübt, so wenig Fassung behielten zu haben, daß er die Augen nicht aufschlug, und bis Versailles in einem finstern Stillschweigen beharrte. Hier kam noch ein Verdruß zu seiner Betrübniß; die Prinzessin von Montauban (Daurd; Nogent) kam ihm entgegen; aus alberner Schmeicheley und mit einer Kammerjungferartigkeit wünschte sie dem armen Knaben Glück über den Beweis von Beredsamkeit, den er im Parlament abgelegt hätte. Jedes Wort, das sie sprach, war ein Dolchstich für eine Seele, die schon im Schmerz zerfloß. Der Prinz konnte es nicht aushalten, er lief ihr plötzlich davon, und so wie er sich in Freiheit fand, fing er an zu weinen und zu schreien. Den König hatte er nicht das Herz zu nennen, aber er ereiferte sich über den Herzog von Beauvilliers, seinen Hofmeister, dem er seine schlechte Erziehung zur Last legte. „Ich war der jüngste Sohn,“ sagte er unter lauter Schluchzen, „ich hatte so gute Anlagen als meine älteren Brüder; man hat sich vor mir gefürchtet, man hat mich nichts gelehrt, als jagen, man hat nichts gesucht als allen Geist in mir zu ersticken, es ist gelungen, man hat mich zu allem unfähig gemacht.“ Dieser heftige Zustand dauerte zwei ganze Stunden unter wiederholten Ausrufungen wider die Prinzessin von Montauban. Es kostete viele Mühe, bis man ihn besänftigen und überreden konnte, daß die Aured der Prinzessin nicht böshaft gemeint, und nichts als

als sehr schwache gewesen wäre. Um noch ein Probir-
 chen von den Albernheiten des Hofes zu geben, will ich
 hier anmerken, daß bey der Niederkunft der Herzogin
 von Berry im siebenten Monat die stärksten und gesundes-
 ten unter den Höflingen auf einmal entreekten, daß ihre
 Mütter ebenfalls im siebenten Monat mit ihnen nieders-
 gekommen wären; aber das Schicksal starb darum doch
 nach acht Tagen.

Nun die Renunciationen angenommen waren, wurde
 der zwischen Frankreich und den Allirten, außer dem Kais-
 ser, der Frieden bald geschlossen. Er wurde zu Utrecht
 am 11 April 1713 unterzeichnet, und zu Paris den 25
 May publicirt. Der Utrechter Friedensschluß, und die
 andern welche bald auf diesen erfolgten, sind so bekannt
 und finden sich in so vielen Büchern, daß ich hier die Ar-
 tikel derselben nicht anführen will. Ein ziemlich unwich-
 tiger, aber doch seltsamer Umstand ist, daß der Abbe Pos-
 signac, einer unserer Bevollmächtigten zu Utrecht, den
 Kardinalen auf die Benennung Jakobs des Dritten,
 als König von England, erhielt, zu eben der Zeit, da
 er die Artikel unterzeichnete, trakt deren dieser Fürst
 vom Thron ausgeschlossen, und der Besitz desselben der
 Protestantischen Hanndoverschen Linie zugesichert wurde.

Durch einen Partikularvertrag zwischen der Königin
 Anna und Ludwig dem Vierzehnten verstand sie sich das
 zu, der Königin Maria von Este, Wittwe Jakobs des
 Zwenten, 750000 Livres Wittwengeld auszahlen zu lassen,
 und um allen Schwierigkeiten wegen der Quittungen aus-
 zubeugen, die sie nicht als Königin von England,
 Frankreich &c. hätte unterzeichnen können, wurde be-
 schlossen, daß sie bloß unterzeichnen sollte: Maria, Kö-
 nigin.

Obgleich die Königreiche England, Schottland
 und Ireland unter den gemeinschaftlichen Namen Groß-
 Britannien vereinigt worden waren, so hatten die Eng-
 länd-
 er

arts doch noch viele Anhänger. Eine zahlreiche Association von Schottländern hatte 1711 der Königin Anna eine Adresse übergeben, durch welche sie die Monarchin ihrer Treue versicherten, da sie einmal sie anerkannt hätten, ohngeachtet sie nicht ihre Königin hätte seyn sollen, sondern einen Bruder hätte, dem sie Ihro Majestät ersuchten die Krone zuzusichern, und unterdessen 100000 Pfund Sterling Pension zu bewilligen.

Die Königin hätte sehr gern daran gearbeitet, dem sem Bruder die Nachfolge zu verschaffen, wenn sie die geringste Aussicht gehabt hätte es durchzusetzen, und sie hatte es Ludwig dem Vierzehnten immer Dank getrußt, daß er diese flüchtige und unglückliche Familie aufgenommen hatte; diese Empfindungen hatten sogar viel bezeugen tragen, sie zum Frieden zu bewegen. Nach geschlossenem Frieden wünschte sie, daß Ludwig der Vierzehnte den Hosenbandsorden zum Zeichen der Freundschaft annehmen möchte; und der König hätte sich dazu willig finden lassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Königin Maria zu betrüben.

Am 6 März des folgenden Jahres unterzeichneten der Prinz Eugen im Namen des Kaisers, und der Marschal von Villars, im Namen des Königs, den Frieden zu Rastadt; und den 7 September wurde er durch den Marschal von Villars, den Grafen du Luc, Bontinville, und Contest, Maître des Requêtes, zu Baden mit dem Reich geschlossen.

Im Badener Friedensschluß geschah von Philipp dem Fünften keine Erwähnung; der Kaiser erkannte ihn nicht als König von Spanien, wie Philipp Karl den Sechsten nicht als Kaiser erkannte.

Die Bedingungen des Friedens waren dem König nicht so erfreulich, daß er die Glückwünsche darüber mit
Wes

Vergnügen angenommen hätte; daher entzog er sich lies der ganz denselben 1).

Würde man es glauben, wenn man nicht wüßte, wie weit die Frechheit einer Favoritin geht, daß die Prinzessin Ursini viele Monate hindurch den Friedensschluß aufhielt? Dieses Weib hat eine so sonderbare Rolle, selbst in den allgemeinen politischen Angelegenheiten, gespielt, daß es rathsam ist, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Anna Maria de la Tremoille, Wittwe von Salezran, Prinz von Chalois, heurathete nachher den Herzog von Bracciano, aus dem Hause Ursini, der sie im Jahr 1698 zum zweitenmal als Wittwe hinterließ. Wie das Herzogthum Bracciano verkauft wurde, um die Schulden des Hauses Ursini zu bezahlen, nahm sie den Namen als Prinzessin bei Ursini (Französisch: des Ursins) an.

Als man die Hofhaltung der ersten Gemahlin Philipps des Fünften, der Tochter des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus, einrichtete, wurde die Prinzessin bei Ursini zur Hofdame der Königin ernannt; sie erlangte bald eine unumschränkte Herrschaft über sie sowohl als über ihren Gemahl, und alles in Spanien ging durch ihre Hände. Der große Einfluß, den sie durch sich selbst genoß, wurde von Französischer Seite noch unterstützt. Die Marquise von Maintenon, der daran gelegen war, den König für die Prinzessin des Ursins einzunehmen, schilderte sie ihm als eine eifrige Französin, durch welche er selbst seinen Enkel regieren könnte. Dies war der Vorwand: die wahre Absicht der Frau

von

1) Ludwigs der Fünfzehnte hat ebenfalls, und aus den nämlichen Gründen, seine Glückwünsche annehmen wollen über den Frieden, der zu Paris mit den Engländern am 10 Februar 1763 geschlossen, und den 21 Junius desselben Jahres publicirt wurde. Die Preliminarien waren den 3 November 1762 unterschrieben worden.

von Maintenon war, für den Schutz, den sie der Prinzessin angedeihen ließ, alle geheime Artikel der Spanischen Korrespondenz von ihr zu erhalten. Torco, der Ludwig dem Bierzehnten allein dienen wollte, hatte sich nie bequemt der Maintenon seine Depeschen mitzutheilen, daher sie ihm auch nicht gewogen war. Kein Weib, das regiert, verzeiht einem Minister, daß er sie seinem Herren nicht vorzieht.

Die Prinzessin bei Urfini, berauscht von der Günst, die sie genoß, glaubte sich alles erlauben zu können. Sie fing eine Depesche an, die der Abbe D'Estrees, Französischer Ambassadeur in Madrid, dem König schrieb, und die ein Gemälde von dem Spanischen Hof enthielt, wos in er sagte, daß die Prinzessin über alles, was sich ihr näherte, eine despotische Herrschaft ausübte, daß aber ein Mensch, Namens Boutrot d'Aubigns, der ihr Intendant wäre, und bei ihr schlief, sie entschieden beherrschte. Aus Rücksichten hatte er hinzugesetzt, man alaubte, daß sie mit einander verheuratet wären. Aber die Prinzessin fand sich gerade nur durch diesen Zusatz beleidigt, und sie hatte die Unverschämtheit, Ludwig dem Bierzehnten die Depesche mit den eigenhändig an den Rand angeschriebenen Worten: verheuratet, das ist nicht wahr! zuzuschicken.

Diese leichtfertige Art zu handeln stimmte weder in den Sitten des Königs, noch in der Prädert der Frau von Maintenon. Der König schickte seinem Enkel den Brief, und forderte von ihm die Abschaffung der Prinzessin. Ihr überwiegender Einfluß über Pulvers Geist mußte für den Augenblick doch der Erbmmung weichen, und dem Gehorsam, den Europa jederzeit bei seiner Familie zu erhalten angewohnt hatte.

Die Prinzessin, von dem Spanischen Hof entfernt, und von dem Französischen verworfen, blieb eine Zeit zu Toulouse in einer Art von Exilium. Anfangs gemeins

te sich Frau von Maintenon nicht sie zu verteidigen, aber der Verlust der Spanischen Correspondenz that ihr leid. Sie ließ also dem Zorn des Königs Zeit sich zu legen, kam allmählich ihrem Zweck immer näher, durch Vorstellungen von dem Schmerz, den der König von Spanien und seine Gemahlin über die Aufopferung ihrer Gegenwart empfunden hätte, von dem Vortheil, den ihre Gegenwart zu Madrid bringen könnte, von ihrer eignen Reue über ihre Aufführung und vorzüglich darüber, daß sie dem König mißfallen hätte; und endlich willigte der König, der zu bessern glaubte, wenn er strafte, in ihre Zurückberufung nach Madrid. Zugleich ließ er den Abbe d'Estrees, dessen Aufenthalt zu Madrid nunmehr mit lauter Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre, wieder kommen, und ertheilte ihm zur Entschädigung den Orden vom Heiligen Geist. Es war das erste Beispiel, daß diese Gnade einem Geistlichen, der nicht Prälat war, wiederfuhr.

Der König und die Königin von Spanien waren von der Prinzessin so eingenommen, daß ihre Abwesenheit sie ihnen nur theurer gemacht hatte. Sie erschien in Madrid mit mehr Glanz und Ansehen als jemals. Auf einer Reise, die sie in das Bad zu Vagneres ihrer Gesundheit wegen that, wurde ihr ein Detaschement Leibwache mitgegeben. Sie setzte ihren Umgang mit d'Amignani fort, jedoch mit mehr Discretion, aus Furcht vor Ludwig dem Vierzehnten, und hauptsächlich wohl um seine Eiferung, daß sie verheurathet wäre, nicht wieder zu erwecken.

So viel Ehrerbietung d'Amignani öffentlich seiner Gebieterin bezeugte, so behandelte er sie insgeheim zuweilen mit der Art von Uebermacht, die, entweder aus Verachtung oder aus Grundsatz, der Liebhaber sich gewöhnlich bey einem Weibe von einem viel höhern Stande

de anmaßt, und wodurch er sie mehrentheils desto fester an sich bindet.

Die Prinzessin hielt ihre Lage bei allem äußerlichen Glanze doch nicht für sicher. Schon einmal hatte sie sich dem Willen Ludwigs des Vierzehnten aufgegeben, sie konnte es wieder werden, sie beschloß also, sich durch Anschaffung einer Souverainetät, einen unabhängigen Stand zu machen, und warf ihre Augen auf die Stadt und das Kanton la Roche in Ardenne, (Rupes Ardennae) zwölf Stunden von Luxemburg.

Sie bewog den König von Spanien, der ihr nichts abschlagen konnte, diesen Artikel zu einer Bedingung des Friedens zu machen, der zu Utrecht unterhandelt wurde. Um Ludwig den Vierzehnten für diese Idee zu gewinnen, erbot sie sich, die Souverainetät von la Roche auf den Fall ihres Todes der Französischen Krone in dem Traktat zuzusichern. Sie ging mit einem Projekt um, dessen Ausführung weiter hinausgesetzt war, und das sie noch nicht offenbarte, nämlich dem König in der Folge den Vorschlag zu thun, ihr den Genuß der Souverainetätsrechte in Touraine, gegen die Abtretung von la Roche, zu bewilligen. Sie weidete sich im voraus an dem Vergnügen, in ihrem Vaterlande mit ihrem Glanz zu prangen, und zweifelte so wenig an der Einwilligung des Königs, daß sie D'Aubigni dahin schickte, um in der Gegend von Tours eine angenehme Lage, einen Boden, worauf ein weitläufiges und bequemes Schloß zu bauen wäre, und den nöthigen Platz für die Gärten auszusuchen. D'Aubigni führte die Befehle der Prinzessin aus, wie es der Bestimmung des Schloßes am gemähesten war. Man war erstaunt einen kleinen Privatmann, den man als den Sohn eines Procurators in Paris kannte, einen so ungeheuren Aufwand machen zu sehen, und an einem Orte, der weder Gerichtsbarkeit noch herrschaftliche Rechte hatte; Umstände, die ziemlich gleichgültig erschienen haben würden,

würden, wenn man gewußt hätte, für wen und weshwegen die ganze Einrichtung gemacht wurde. Wir werden bald sehen, daß die Prinzessin nie den Genuß davon haben konnte. Das Schloß, Chanteloup genannt, behielt d'Aubigni zum Lohn seiner Dienste. Er verheuratete sich nach dem Tode seiner Gebieterin, und als er 1733 starb, hinterließ er eine einzige sehr reiche Tochter, die den Marquis von Armandieres - Conflans heirathete.

Da die Bevollmächtigten von Spanien angewiesen waren, das Anliegen der Prinzessin bei Urfini zu unterstützen, so glaubte sie es ihrer Würde angemessen, zu Urrecht eine Art von eigenem Minister zu haben. Der Baron von Capres - Bouruonville war es, der sich diesem verächtlichen Kontrast zwischen seiner Geburt und seinem Amte aussetzte. Keiner der Bevollmächtigten wollte mit ihm Unterhandlung pflegen noch ihn anerkennen. Die Zurückweisungen, die Erniedrigungen, denen er zu Urrecht trogte, machten in Spanien sein Glück, und er hielt sich für sehr gut entschädigt. Die Ehre, die man verkauft, wie wenig auch dafür gegeben werde, wird immer theurer bezahlt, als sie werth ist.

Die Empfehlung Philipps des Fünften, und die Zudringlichkeiten der Prinzessin waren vergeblich. Anfangs hatte Ludwig der Vierzehnte die Ansprüche dieses ehrgeizigen Weibs mit ziemlicher Gleichgültigkeit angesehen; aber die Marquise von Maintenon, die ihr wirkliches Ansehen zu verhüllen gezwungen war, konnte es nicht verdauen, daß ihre Klientin sich öffentlich und anerkannt zur Souveraine machen wollte; sie suchte Mittel sie beim König zu stürzen, und es gelang ihr bald welche zu finden. Die Bevollmächtigten von Spanien besorgten das Anliegen der Prinzessin mit vielem Eifer, aber die von Holland wollten durchaus in nichts willigen, und das Friedensgeschäft stockte. Ludwig der Vierzehnte, ungeduldig nach dessen Beendigung, erfuhr mit Unwillen

die Ursache des Aufschubs, und da Frau von Maintenon seinen Zorn sehr billigte, ließ er den Bevollmächtigten seines Entschlusses bedeuten, wenn sie nicht auf der Stelle den Frieden unterzeichneten, sollte Spanien von Frankreich nichts mehr zu hoffen haben.

Da ihr Entwurf, eine persönliche Souverainetät zu erlangen, gescheitert war, dachte die Prinzessin nun auf nichts weiter als ihre präfixte Regierung zu Madrid fortzuführen; aber bald erwachten wieder viel erhabnere Hoffnungen in ihr.

Die Königin von Spanien, von kalten Flüssen befallen, kränkelte lange Zeit und starb den 14 Februar 1714. Die Prinzessin bildete sich ein, daß es ihr nicht unmöglich seyn würde ihre Nachfolgerin zu werden. Ihre Hoffnungen waren nicht ohne einigen Grund.

Philipp der Fünfte, der von Natur sanft und träge war, und in der Abhängigkeit von seinem älteren Bruder, dem Herzog von Bourgogne, dem er anfangs zu gehorchen bestimmt gewesen, erzogen worden war, hatte von dieser Zeit her alle Anlagen sich leiten zu lassen empfangen, und die Prinzessin machte seit vielen Jahren die Erfahrung davon an ihrem eignen Beispiel. Diesem Fürsten, den man außerdem in der Trübsamigkeit aufgezogen hatte, war zu einem andächtig jaghaften Gewissen ein heftiges Temperament zu Theil geworden, das ihm den Dienst eines Weibes zum steten Bedürfnis machte. Er hatte sich von seiner Gemahlin erst fünf Tage vor ihrem Tode gebettet, und ob ihr Zustand gleich sehr ekelhaft war, unterließ er doch nie die ehelichen Rechte auszuüben. Er hatte mehr Bedürfnisse als Gefühl; denn an dem nämlichen Tage, da man den Leichnam der Königin nach Escorial trug, ging er auf die Jagd, und als er zu Pferde zurückkam und den Leichenzug von weitem gewahr wurde, näherte er sich, um ihn vorbeiziehen zu sehen.

Die

Die Prinzessin war zu alt um noch Kinder zu haben; aber der König hatte drey Söhne, durch welche die Nachfolge gesichert schien, und bey seiner Sinnlichkeit und seiner Gewissenhaftigkeit war es ihm gerade genug ein Weib zu finden, und daß dieß Weib seine Frau wäre.

Um das Band immer enger zu knüpfen, ließ die Prinzessin sich zur Gouvernante der Infanten ernennen, oder vielmehr sie machte sich selbst dazu; diese konnten auch zu ihrer Erhaltung in keinen besseren Händen seyn, als in denen einer Person, die selbst ihren größten Vortheil dabey fand. Sie zog den König aus dem Palais wo die Königin gestorben war, und anstatt ihn in einen andern zu führen, zum Beispiel nach Buenretiro, wo der Hof logirt werden konnte, führte sie ihn in das Hotel von Medina Coeli, wo der Mangel an Platz dem Haufen der Hofsleute entfernt hielt. Es näherten sich dem König nur drey oder vier Männer um ihn: die Zeit zu vertreiben, unter dem Namen Recreadores, und von diesen konnte die Prinzessin gewiß seyn. Ihre Zimmer waren bloß durch eine offne Galerie von denen des Königs getrennt. Der Vorwand die Infanten zu ihrem Vater zu führen, berechtigte die Gouvernante schon hinlänglich, frey über die Galerie zu gehen: aber sie wollte den König zu andern Stunden sehen, und um seine Zeugen ihrer fleißigen Besuche zu haben, gab sie Befehl diese Galerie mit Fretern zu verschlagen. Zu fälliger Weise wurde dieser Befehl an einem Sonnabend Abends gegeben. Die Handwerksleute machten sich ein Bedenken daran, am Sonntag zu arbeiten; der Kontrolleur von den Gebäuden fragte den Pater Robinet, Beichtvater des Königs, und ein Französischer Jesuit, ob man an einem solchen Tage arbeiten könnte. Der Häuptling war anfangs versucht der Frage auszuweichen, aber weil man in ihn drang zu antworten, gewann der ehrsüchtige Mann die Oberhand. Ja, sagte Robinet ge-

rade und frohig, arbeiten Sie den Sonntag, und wenns Oftersonntag wäre, sobald es geschähe um die Galerie abzutragen. Aber die Prinzessin gab die nöthige Dispens, und der Verschlag wurde fertig.

Von diesem Augenblick an zweifelte der Hof nicht mehr, daß der König die Prinzessin dei Ursini heurathen würde: aber der Pater machte dem Handel auf immer ein Ende.

Der König, der sich gern mit seinem Beichtvater von den frantzösischen Neuigkeiten unterhielt, fragte ihn einmal, was man in Paris Neues sagte: Sire, antwortete Robinet, man sagt dort daß Ihre Majestät die Prinzessin des Ursins heurathen wollen. O das gewiß nicht! sagte der König trocken und ging weiter.

Die Prinzessin erhielt Nachricht von diesem kurzen aber für sie beziehungsreichen Gespräch, und sie begriff daraus daß sie ihren Plan aufgeben mußte. Konnte sie aber den Thron nicht selbst besteigen, so richtete sie wenigstens nun ihre Absicht darauf, eine Fürstin auszusuchen die zu den wenigsten Ansprüchen auf diese Stelle berechtigt wäre, die ihr dieselbe zu verdanken hätte und sie regieren liesse. Sie warf ihre Augen auf die Nichte des Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese ¹⁾. Sie glaubet daß diese Prinzessin, an dem kleinen Hofe von Parma eingeschlossen, ohne irgend eine Art von Erziehung, die auf einen so hohen Stand abgezweckt hätte, in jeder Art von Geschäften fremd seyn mußte, und sich überglücklich finden würde, nicht allein so unerwartet der Gegenstand

¹⁾ Elisabeth Farnese, geboren den 25. October 1692, war die Tochter von Odoardo Farnese, und von Dorothea Sophia, Tochter des Churfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, aus dem Neuburgischen Stamm. Diese nämlich Dorothea Sophia heurathete als Wittwe den Herzog von Parma, Franz Farnese, ihres ersten Gemahls Odoardo Bruder.

einer solchen Wahl zu seyn; sondern auch bey ihrer Ankunft an einem großen Hofe eine Freundin zu finden, die gütig genug wäre sie zu leiten. Sie vertraute ihre Entwürfe dem Abbate Giulio Alberoni, der zu Madrid Agent des Herzogs von Parma war, und forderte von ihm nähere Nachrichten über die Prinzessin von Parma. Der Abbate, welcher sogleich die Pforte des Glücks vor sich offen erblickte, antwortete den Wünschen der Fragerin gemäß, und sagte ihr alles Wahre und Falsche, was sie in ihrem Projekt bestärken konnte.

Sicher daß der König jede Gemahlin annehmen müßte, die sie ihm vorschlagen würde, sprach sie mit ihm von dieser, erhielt seine Einwilligung, und der Antrag wurde förmlich gethan. Während der Unterhandlungen, und fast in dem Augenblick da alles abgethan werden sollte, erfuhr die Favoritin daß die Prinzessin von Parma zwar wenig Erziehung bekommen, daß sie aber viel natürlichen Verstand und Charakter hätte. Diese Eigenschaften waren ihr nicht die erwünschtesten an ihrer künftigen Schülerin. In ihrem Schrecken fertigte sie einen Kurier ab, um alles aufzuhalten. Er kam zu Parma an, den nämlichen Tag, den 16 August, wo die Vermählung, kraft der von dem König von Spanien an den Herzog von Parma, den Onkel der Prinzessin, gesandten Prokuration, um Seine Catholische Majestät zu repräsentiren, durch den Cardinal Gajardini, päpstlichen Legat a Latere gefeiert werden sollte.

Der Onkel und die Nichte faßten ihren Entschluß auf der Stelle. Der Kurier wird eingesperrt, man schlägt ihm die Wahl vor, entweder sogleich umgebracht zu werden, oder eine beträchtliche Summe anzunehmen, und bis zum andern Tag verborgen zu bleiben, da er dann öffentlich erscheinen sollte, als ob er nur eben angekommen wäre. Die Wahl war bald getroffen, die Vermählung wurde gefeiert, und der Kurier erschien

erst den Tag darauf. Den Abend vorher war ein anderer schon mit einem Briefe von der Prinzessin abgefertigt worden, worinn sie dem König meldete, daß die Vermählungsfeier vorbei wäre, und daß sie abreiste um sich zu Seiner Majestät zu begeben. Sie schiffte sich auch wirklich zu Sestri di Levante ein, da sie aber die See nicht vertragen konnte, ging sie zu Lande von Genua nach Antibes, und durchschnitt einen Theil von Frankreich, bis an die Spanische Gränze. Der König ließ ihr auf dem Wege, und an den Orten wo sie sich aufhielt, alle Ehrenbezeugungen erweisen, die sie annehmen wollte. Wie sie zu Pampeluna ankam, fand sie den Abbate Alberoni; sie sagte ihm daß sie entflohen wäre die Prinzessin dei Ursini, im ersten Augenblick wo sie dieselbe setzen würde, fortzujagen. Alberoni stellte ihr die Gefahr dieses Unternehmens vor, und suchte sie durch die Furcht vor dem König, über welchen die Prinzessin die entschiedenste Herrschaft ausübte, davon abzubringen. Aber die Königin zog einen Brief hervor, und warf ihn auf den Tisch: „Lesen Sie,“ sagte sie, „und Sie werden nicht mehr so furchtsam seyn.“ Der Brief war vom König von Spanien, er trug ihr auf die Prinzessin wegzujagen, und schloß mit den Worten: Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie gleich im ersten Augenblick Ihren Streich nicht verfehlen; wenn das Weib Sie nur zwey Stunden sieht, so sind Sie gefesselt, und sie wird uns verhindern bey einander zu schlafen, wie bey der verstorbenen Königin.

Alberoni hatte nichts mehr einzuwenden, und die Königin setzte ihren Weg fort, mit dem Vorhaben, nicht sowohl die ersten Dienste der Prinzessin anzunehmen, als vielmehr den letzten Schimpf zu rächen, den sie im Besgriff gewesen war von ihr zu erdulden.

Der König, dem von dem Kurier nichts bekannt war, den die Prinzessin abgefertigt hatte, um die Heu-
rath

rath rückgängig zu machen, war voller Freude über die Aussicht, bald wieder den Genuß eines Weibes zu haben, und ging ihr bis Guadalupe, zwölf Stunden von Madrid, entgegen.

Was für Entschuldigungsgründe die Prinzessin auch bereitet haben mochte, um die Abfertigung des Couriers gegen die Königin zu beschönigen, so fing sie doch auf allen Fall damit an, daß sie sich zur Camarera-major dieser Königin ernennen ließ, wie sie es bey der vorigen gewesen war, und sie ging ihr bis Quadraque, sieben Meilen weiter als der König, entgegen. Als sie sich der Königin vorstellte, zog sich alles zurück um sie zusammen allein zu lassen; einen Augenblick darauf hörte man sehr laut sprechen; die Königin rief nach ihren Officiern, sie sollten diese Märrin fortgeschaffen, die gegen sie die schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzte. Die Prinzessin, voll Bestürzung, fragte worinn ihr Verbrechen bestünde. Die Königin, ohne ihr zu antworten, befahl dem Lieutenant von der Leibwache Damezagua, der das Detafchement anführte, er sollte das Weib mit zwey sichern Officiern in einem Wagen einsteigen, auf der Stelle abreisen, und die Wägenne begleiten lassen. Damezagua wollte vorstellen, daß es nur dem König zuläme einen solchen Befehl zu geben; Haben Sie denn nicht einen, sagte die Königin mit Stolz, mir in allem, ohne Rückhalt und ohne Gegenvorstellung, zu gehorchen? Den Befehl hatte er auch wirklich, ohne daß jemand es wußte. Erstaunt die Königin davon unterrichtet zu finden, sah er wohl ein, daß ihm nichts übrig bliebe als Gehorsam.

Als Alberoni aus Spanien verwiesen worden war, ging er über Frankreich nach Italien, und schlief eine Nacht in Nr. Der Marquis, nachher Marechal von Brancas, der zu Nr. Kommandant war, hatte Befehl alle Ehrenbezeugungen gegen ihn zu unterlassen, und schickte daher bloß einen Sekretair um ihn über seine Ans-

kunst zu complimentiren. Aber ein Officier, Namens Lottier, der in den Diensten des Herzogs von Vendome gewesen war, und bey diesem Prinzen einen genauen Umgang mit Alberoni gehabt hatte, bat den Marquis um die Erlaubniß diesen alten Freund zu besuchen. Der Marquis hatte nichts dawider, sondern war vielmehr sehr damit zufrieden, und trug Lottier auf, den Cardinal Schwärzen zu machen. Dieser behielt sie beyde zum Abendsessen, und im Gespräch erzählte er die Umstände die ich eben angeführt habe. Ich hörte sie späterhin vom Marquisal von Brancas dem sein Sekretair und Lottier sie dem nämlichen Abend wieder hinterbracht hatten.

Die Prinzessin dei Ursini mußte sich in den Wagen setzen, mit einer Kammerfrau und zwey Officieren von der Garde, ohne Kleider und Bäsche als die sie eben an hatte, und sie reiste um acht Uhr des Abends den 23 December 1714 bey einer sehr empfindlichen Kälte ab.

Den folgenden Nachmittag kam die Königin in Guadalupe an. Der König bot ihr beym Aussteigen den Arm, führte sie in die Kapelle wo sie verheurathet worden, von da in ein Zimmer wo sie sich zu Bette legten, und nicht eher aufstanden als um Mitternacht die Messe zu hören.

Der König erlaubte den Neffen der Prinzessin, Louis und Chalais zu ihr zu gehen, und gab ihnen einen Brief mit, durch welchen er ihr bezeugte, daß er ihr Schicksal bedauerte, daß er aber dem Willen der Königin nicht hätte widerstehen können, und daß er ihr übrigens ihre Pensionen ließe.

Die Königin veränderte nichts an ihrer Hofhaltung, obgleich diese aus lauter Creaturen der Prinzessin bestand. Man war sehr sicher, daß ihr nach ihrem Tode keine mehr übrig bleiben würde. Diese Königin, die

die man als so unerfahren in dem Geist der Höfe geschil-
dert hatte, zweifelte keinen Augenblick daran »).

Unterdessen war die Prinzessin die ganze Nacht
durch gefahren. Im Wagen herrschte ein tiefes Stills-
schweigen; sie konnte sich noch von dem was ihr geschah
nicht überzeugen, und zweifelte nicht, daß der König
eine solche Behandlung empfinden, und ihr nachschicken
würde. Ihre Täuschung währte bis zu der Ankunft ihrer
Neffen, die unterwegs zu ihr stießen und ihr den Brief
des Königs einhändigten. Als sie diesen las, ließ sie
sich weder Seufzer noch Klagen, noch irgend ein Zeichen
von Schwachheit entfahren. Ihre Begleiter, gewohnt
sie zu ehren und zu fürchten, waren so bestürzt als sie
über diese Begebenheit, und trennten sich von ihr erst
zu Saint Jean de Luz, wo sie den 14 Januar 1715
ankam. Als sie von ihrem Belegte befreit war, erfuhr
sie von ihrem Neffen daß die Königin am Abend ihres
Unfalls dem König geschrieben hätte, daß er bei Lesung
ihres Briefes bewegt erschienen, aber keinen Befehl er-
theilt hätte.

Von Spanien hatte sie nun nichts mehr zu hoffen,
aber sie schmeichelte sich in Frankreich irgend eine Stütze
zu finden, und nahm ihren Weg dort hin. Zu Was-
ponne ließ sie der verwittreten Königin von Spanien,
Maria Anna von Neuburg, Complimente machen, die
diese zurückwies; und in Paris wollte niemand sie auf-
nehmen als ihr Bruder, der Herzog von Noirmoutier,

E 5

wo

a) Dieser Periode lautet in Herrn Soularie's Angabe folgender-
maßen: *cette reine est ignorante, disoit-on. de l'esprit des
cours, n'en doutons pas un instant. En attendant Madam des
Urins etc.* Eine schülerhaftere Verwechslung läßt sich nicht
wohl denken; die Vergleichung zwischen den beiden Ausgaben hat
mir in der Soularieschen manchen eben so augenscheinlichen
Unsinn aufgedeckt; — aber die wenigen Stellen die ich hier be-
merkt habe, werden hinreichend beweisen, daß ich der Philo-
sophen Lesart folgen mußte.

wo sie von vielen Leuten mehr aus Neugierde als aus Theilnahme besucht wurde. Um hier vollends alles mitzunehmen, was diese Favoritin angeht, werde ich noch hinzusetzen, daß sie endlich eine Audienz vom König bey der Frau von Maintenon erlangte, mit welcher sie aber wenig Ursache hatte zufrieden zu seyn. Einige Tage später mußte sie die ausgezeichnetste Demüthigung erfahren. Die Königin von Spanien, welche die Regenschaft des Herzogs von Orleans, und die Wichtigkeit des Einverständnisses zwischen den beiden Monarchien voraus sah, brachte dem König eine bessere Meinung von diesem Prinzen bey. Flotte und Renaud, die noch gefangen waren, wurden auf freyen Fuß gestellt, und für unschuldig erklärt. Philipp der Fünfte schrieb dem König, er habe die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans erkannt, und fühle das größte Verlangen sich mit ihm auszusöhnen. Der Herzog schrieb hierauf, in Einverständniß mit dem König, an Philipp den Fünften, von dem er die verbindlichste Antwort erhielt. Da die Prinzessin bei Ursini die erste Urheberin dieser Sache gewesen war, glaubte der Herzog es seiner Ehre schuldig zu seyn, ihr seine Verachtung empfinden zu lassen, und er ließ ihr durch den König verbieten, sich je an einem Ort zu zeigen, wo er, oder jemand aus seiner Familie ihr begegnen könnte. Sie sah daß es Zeit wäre auf einen Rückzug bedacht zu seyn, und sie hätte Holland erwählt, aber die General-Staatsen wiesen sie zurück.

Vierzehn Tage vor dem Tode des Königs reiste sie ab, aus Furcht sich in der Gewalt des Herzogs von Orleans zu befinden. Sie suchte überall einen Zufluchtsort, kam nach Chamberri, nach Genua, und blieb endlich in Rom. Ihre Pensionen von Frankreich und von Spanien wurden ihr auf die Befehle Philipp des Fünften und des Herzogs von Orleans immerfort richtig aus-

ausgezahlt. Der Gang zum Hof klammert sich so fest in den Herzen derer die ihm lange gefolgt sind, daß sie nur am Hofe leben können, wahr's auch nur um zu kriechen. Sie tröstete sich am Bilde, nachdem sie den Genuß der Wirklichkeit eingebüßt hatte. Sie hing sich an den Prätendenten Jakob den Dritten, machte die Honneurs seines Hauses, und bekannte sich zu seiner Erisseite. Sie starb am 5. December 1722, über achtzig Jahre alt a).

Es wird an seinem Ort senn, daß ich hier noch einige Umstände zusammenstelle, die mit den eben angeführten in Verbindung gestanden haben.

Als die Prinzessin dei Urbin nach dem Tode der ersten Königin so viele Vorkehrungen traf, um ihre Entwürfe den Augen des Publikums zu verbergen, und in dieser Absicht den König in einer unzugänglichen Einsamkeit zurückzuhalten, zog sie mehr als jemals die Aufmerksamkeit des Hof's auf ihre Wege, und die geistliche Heimlichkeit gab gerade ihren Plänen Nachbarskeit. Niemand zweifelte daß es ihr Zweck wäre, und daß es ihr gelingen würde, den König zu heirathen. Der Marquis von Brancas, Französischer Botschafter in Madrid, war davon überzeugt. Seine Pflicht war, seinen Herrn davon zu benachrichtigen; da ihm aber aus dem Beispiel des Abbe d'Étrées bekannt war, daß weder die Posten noch die Kouriere sicher wären, bat er Ludwig den Vierzehnten um Uelaud in wichtigen Angelegenheiten, erhielt ihn, und bereitete alles zu seiner Abreise.

Die Prinzessin, die den Zweck dieser Reise ahndete, ließ den Cardinal del Giudice 1) einen Tag früher ab-

a) Sie war also schon über die siebenzig, als sie den König verführen wollte: Man weiß nicht, ob man diese Hofkarristuren bewundern, belachen oder — beweinen soll.

1) Der Cardinal del Giudice, Groß-Inquisitor von Spanien, war ein Bruder des Herzogs Giovenazzo, welcher Staatsrath, das

abreisen, um allem was Brancas sagen möchte, am französischen Hofe vorzubauen, seine Glaubwürdigkeit vorzüglich zu machen, seine Zurückberufung zu betreiben, und den König zur Genehmigung eines Ehebündnisses zu bewegen, von dem er bisher keine andre Nachricht hatte als durch die öffentlichen Zeitungen. Das letzte war keine leichte Arbeit. Als die Prinzessin von Parma dem König von Spanien bestimmt wurde, war sie schon an den Herzog della Mirandola versprochen, welcher die Grandezza und die Ober-Statthalterstelle sich zur Ehre schätzte. Die Heurathsartikel sollten mit dem Diener beschloffen werden, als man sie für den Herrn von neuem aufzeichnete.

Das waren die Instruktionen des Kardinals zu seiner Sendung nach Frankreich. Der Marquis von Brancas erkannte den Zweck dieser übereilten Reise. Obgleich er ihm nur den andern Tag folgen konnte, so holte er ihn doch zu Vaconne ein, und da der Kardinal hier sein Nachtlager hielt, reiste der Marquis weiter, nahm von Station zu Station alle Pferde weg, kam zwei Tage vor ihm am Hofe an, und hatte Zeit den König mit dem Zustand von Spanien bekannt zu machen.

Obgleich Ludwig mit der Heurath seines Enkels sehr unzufrieden war, so glaubte er doch daß die Sachen schon zu weit gediehen wären um etwas dagegen einzurwenden, und er begnügte sich den Vorschlag kalt anzuhören, ohne seine Gutheißung zu geben noch zu versagen; aber die Prinzessin del Ursini war hierdurch voll-

lende

das heißt, Minister und ernannter Grande von der dritten Klasse aus drei Generationen war. Ihr Vater, ein Genueser, hatte sich in Neapel niedergelassen, wo er im Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte. Der Sohn des Herzogs von Giovenazzo und Neffe des Kardinals del Giudice, war der Prinz Cellamare, Spanischer Vorfassler in Frankreich, von welchem unter der Eigenschaft die Rede seyn wird.

lends um seine ganze Gnade gekommen. Sie wurde bald gewahr, daß sie am Französischen Hof nicht gut stünde, aber anstatt es ihrer eignen Aufführung bezumessen, schob sie die Schuld auf die Ungeschicklichkeit, oder gar auf den bösen Willen des Cardinals. Sie beredete sich um so mehr, als er selbst persönlich am französischen Hofe Glück gemacht hatte. Ueberdem hatte er am Spanischen ein Ansehen, das ohne die Macht der Prinzessin auszuwiegen, doch von derselben unabhängig war. Die Sultanninnen dieser Art wollen, daß man bloß durch sie, und für sie existire. Sie stellte ihm eine Falle, in die er mit Gewalt gezogen wurde.

Man weiß daß der Pabst Klement der Fülfte, nach dem er Philipp den Fünften als König von Spanien erkannt hatte, wie die Oesterreichischen Truppen den Ritschenstaat betraten, den Erzherzog Karl dafür erkannte. Seitdem die Vernunft die Blitze des Vaticans gelöscht hat, ist die Furcht der Grund und die Triebfeder der Römischen Politik.

Macannas, ein Spanischer Rechtsgelehrter, Fiscal des Raths von Kastilien, erhielt vom Ministerium Auftrag zu untersuchen, von welchem Gewicht in der gegenwärtigen Angelegenheit die Partie wäre die der Pabst für oder wider ergriffe. Macannas schrieb ein Werk voll Gelehrsamkeit, auf unwiderlegbare Grundsätze gebaut, und von furchtbaren Folgerungen gegen den Römischen Hof. Seit Luther und Calvin war der päpstliche Stuhl nicht so heftig angegriffen worden. Dieser Gegner war sogar gefährlicher als die Ketzer, weil er alle Lehrsätze ehrte und bekannte, und nur das Zeitliche in Untersuchung nahm. Kurz, er schränkte die Ansprüche des römischen Hofes auf ihren wahren Werth, das heißt, auf sehr wenig ein.

Macannas Schrift wurde vom König und vom Staatsrath gebilligt; aber aus Schonung für Rom hat-

te man die Bekanntmachung derselben aufgehalten. Die Prinzessin ließ sie verbreiten, um den Kardinal del Giudice in Verlegenheit, und in die Nothwendigkeit zu setzen, es entweder als Minister mit dem Französischen und dem Spanischen, oder als Groß-Inquisitor mit dem Römischen Hof zu verderben.

Der Kardinal wäre gern neutral geblieben, aber man machte es ihm zur Unmöglichkeit. Der Nuncius und die Spanische Inquisition schrien laut um Rache, sie schrieben an den Groß-Inquisitor, sie zwangen ihn öffentlich vorzutreten, und einen Hirtenbrief gegen Macannas und seine Schrift heraus zu geben. Ein Hirtenbrief des Groß-Inquisitor, von Marly datirt, und in Paris angeschlagen, schien dort etwas sehr buntscheckig. Es war zwar gegen einen Spanier, aber dieser Spanier behauptete Französische Maximen, übrigens Maximen die allerwärts zu Hause seyn sollten.

Auf einer andern Seite unterstützte der König von Spanien Macannas, durch die Prinzessin aufgemuntert; der Kardinal wurde von Frankreich zurückberufen, und erhielt unterwegs den Befehl nicht wieder in Madrid zu erscheinen.

So standen die Sachen, als durch den Sturz der Prinzessin alles eine veränderte Gestalt erhielt. Die neue Königin, die alles zerstören wollte was die Favoritin gethan hatte, ließ den Kardinal del Giudice wieder kommen, und er wurde mit dem Ministerium bekleidet.

Die Italienische Kabale fing an sich am Hofe zu bilden. Die Königin, der Kardinal und Alberoni, machten den Vereinigungspunkt derselben. Die Granden und alles was im Herzen Spanisch war, standen als Gegenparten, und der innre Haushalt des Königs, der fast ganz aus Franzosen bestand, hatte Einfluß in den Geschäften, und persönliche Achtung. Die Franzosen wurden der Königin verdächtig, weil sie gut mit den

den Spaniern lebten. Das meiste Ansehen unter ihnen hatte der Jesuit Robinet, der dem Pater d'Aubenton in der Beichtvaterstelle nachgefolgt war, als die Prinzessin bei Urlni diesen abschaffen ließ, weil er einmal gegen sie an Einfluß wetteiferte. Obgleich Robinet den vollkommensten Kontrast mit d'Aubenton machte, so gab ihm doch sein Posten allein ein Ansehen nach welchem er nicht strebte, und seine Tugend verschaffte ihm bald alles was sein Vorgänger durch Intrigue erworben hatte. Die Prinzessin mußte wahrnehmen, daß sie nicht so viel beyhm Tausche gewonnen hatte, als der König und Spanien.

Kein Beichtvater hat je so gut zu seinem Posten taugt, und keiner hing jemals demselben so wenig an, als der Pater Robinet. Voll Tugenden und Einsichten, mit den gesundensten Grundsätzen genährt, eifrig für Frankreich, eben so leidenschaftlich für die Ehre Spaniens, seines zweyten Vaterlandes, eingenommen, war er es der dem König anrieth die Nunciatur aufzuheben, als der Pabst den Erzherzog als König von Spanien anerkannte. Eine gerechte und vernünftige Handlung zog ihm die Ungnade des Hofes zu.

Das Erzbischofthum Toledo, das 900,000 Livres Einkünfte trug, war eben offen, der Kardinal del Giudice ließ den König durch die Königin darum ersuchen. Der König wollte seinen Beichtvater um Rath fragen, ehe er sich bestimmte. Dieser war von ganz verschiedner Meynung, und stellte vor, da der Kardinal schon alles Vermögen besäße, das seiner Würde anständig wäre, so müßte man lieber die Gnaden vertheilen, deren Masse doch ohnehin der Masse der Ansuchungen, und sogar der Bedürfnisse nie gewachsen wäre. Er schlug zu dem Sitz von Toledo, Valero Leza, vor, der als Spanier einem Ausländer vorzuziehen wäre, und dessen Wahl den Beyfall der ganzen Nation erhalten würde. Dieser Valero hatte als Landpfarrer Philipp dem Fünften zu einer Zeit,

da die Krone noch auf seinem Haupte schwankte, die wichtigsten Dienste geleistet. Der König hatte ihm das Bisthum von Badajoz gegeben. Er war als Bischof geblieben, was er als Pfarrer gewesen war, sah in dieser Würde nur einen größeren Umfang von Pflichten zu erfüllen, und erschien nie am Hofe. Zwar ist die Residenz der Geistlichen in Spanien kein so seltenes Verdienst als in Frankreich, wo der König immerfort die Bequemlichkeit hätte, auf der Stelle zu Paris ein Nationalconcilium zu versammeln. Robinet ließ den König fühlen, daß die Spanier, deren Tapferkeit, Liebe und Standhaftigkeit er seine Krone verdankte, sich in der Person eines Landmanns wie Balero, alle für belohnt halten würden, und daß auf diese Art die Einkünfte des Erzbisthums Toledo in den Händen eines Prälaten, der seinen andern Gebrauch davon zu machen wüßte, so gut wie unter die Armen ausgespendet seyn würden. Der König ernannte ihn, im März 1715.

Robinets Sieg erbitterte die Königin und ihren Minister. Die Folgen erschreckten sie. Sie verschworen sich gegen eine so gefährliche Tugend, und brachten es durch den größten Aufwand von Verführung und Ränseln so weit, einen Mann vom Hofe zu entfernen, dem nichts angelegener war, als davon wegzugehen.

Alles Vermögen, das Robinet mitnahm, war die Achtung der Spanier und ihr Schmerz über seinen Verlust; er verschloß sich in dem Jesuitenkloster zu Straßburg, wo er ruhig lebte und starb, und bey seiner Societät mehr den Ruf der Erbaulichkeit als der Rugbarkeit hinterließ.

Macannas Verweisung war kurz vor Robinets Entfernung hergegangen; und der König gab ihm einen beschränkten Gehalt, indem er ihn exilirte. Der fremde Antrieß, dem dieser Fürst gehorchte, verfälschte sein Urtheil

theil nie; und das ist das wahre Kennzeichen der Schwäche.

Es war nicht genug, daß man den König seines Beichtvaters beraubt hatte, man mußte ihm einen andern schaffen. Der König konnte einen Beichtvater eben so wenig entbehren als eine Frau, ob er gleich der letzteren noch mehr bedurfte als des ersteren. Diese war für seine Sinne, jener für sein Gewissen.

Die Königin hielt es für das Beste d'Aubenton wies der kommen zu lassen, den die Prinzessin abgestraft hatte. Dies war schon ein Verdienst bei der Königin, und überdem mußte die Erfahrung, daß sein Posten nicht unangreifbar wäre, diesen Jesuiten geschmeidiger gemacht haben. Sie urtheilte für sich sehr gut, und Spanien fand sich desto übler dabei.

D'Aubenton war einer von den Männern, welche die Societät im Unglück nie sinken läßt, die zuweilen in Gefahr sind unterzugehen, zuletzt aber doch immer oben schwimmen. Sie irrt sich sehr selten an ihnen. D'Aubenton hatte sein Interregnum nicht müßig zugebracht. Er war von Spanien nach Rom gegangen, wo er zum Assistenten des Generals gemacht wurde, und seine Ausbeute mit Zusammenschmiedung der berufenen Bulle Unigenitus zubrachte, von welcher gar viel die Rede seyn wird.

Ohngeachtet diese Memoiren die Französische Geschichte insbesondere betreffen, so muß ich doch, wegen der Verhältnisse zwischen Frankreich und den verschiedenen fremden Mächten, zum besseren Verständniß dessen, was am unsrigen vorging, oft von den andern Höfen sprechen.

Seitdem der Frieden unterzeichnet war, fing das Volk wieder an aufzuathmen, und stützte sich mehr auf die Hoffnungen der Zukunft, als auf die gegenwärtige Lage. Aber Ludwigs Geist, von den Bedingungen des Friedens und von den Umständen des Kriegs gleich gedeh-

müthigt, erlag noch unter den Schlägen, die ihn in seinem Hause trafen. Der Herzog von Berry starb während der öffentlichen Freudenfeier über den Frieden, den 4 May 1714. Von der ganzen königlichen Familie blieb nur ein schwächlicher Zweig übrig, den man nicht zu erhalten hoffte; die von der absteigenden Linie entfernten Prinzen vom Geblüt waren in geringer Anzahl. Der König ließ sich überreden, daß er durch adoptirte Prinzen den Abgang ersetzen könnte. Er hatte zwei natürliche Edhne, den Herzog vom Maine und den Grafen von Toulouse. Der erste hatte eine Prinzessin vom Geblüt, aus dem Stamme Bourbon-Condé geheurathet, und zwei Edhne mit ihr gezeugt.

Durch ein Edikt, das am 2 August 1714 beim Parlament einregistriert wurde, berief der König, in Ermangelung der Prinzen vom Geblüt, die legitimirten Prinzen und ihre Abkömmlinge zur Nachfolge; und durch eine Deklaration vom 23 May des folgenden Jahres 1715 bestätigte der König das Edikt, und stellte die legitimirten Prinzen den Prinzen vom Geblüt im Stande durchgängig gleich. So hohe Begriffe er auch von seiner Macht hatte, so fühlte er doch so gut, wie sehr er natürliche Kinder erhöhe, daß er zu ihnen sagte: Ich habe nun für Euch gethan, was ich konnte; Eure Sache ist es durch Verdienst was ich that zu befestigen.

Diese Prinzen waren nur nach und nach zu einer solchen Höhe gestiegen. Ludwig dachte ganz anders, als er auf die ersten Vorschläge den Herzog vom Maine zu verheurathen, antwortete: Diese sind nicht gemacht sich zu verheurathen. Als er fromm geworden war, gab er endlich seine Erlaubniß dazu aus Gewissenshaftigkeit.

Der erste Schritt war schon ziemlich schwer gewesen, Kinder legitimiren zu lassen, ohne ihre Mutter, die Marquise von Montespan, deren Mann noch lebte, zu nennen

nen. Der Procureur-général Harlai, ein Mann von Auskünften, half der Sache ab, und verdiente, oder es ward dadurch in der Folge die Stelle als Erster Prääsident. Er gab an, daß man mit dem Chevalier von Longueville 1) eine Probe machte; dieser wurde am 7 September 1672 legitimirt, und wie dieses Beispiel vorausgegangen war, ließ man den Herzog vom Maine am 20 December 1673 legitimiren. Der Graf von Toulouse und die andern natürlichen Söhne des Königs wurden nach einander legitimirt; und 1680 ward diesen Kindern durch ein königliches Patent das Recht ertheilt, sich unter einander, in der Ordnung der rechtmäßigen Nachfolger, zu succediren.

Kitter und Ehren kamen bald hinter drein. Der Herzog vom Maine wurde in seinem sechzehnten Jahre zum Ritter vom Heiligen Geist gemacht, und commandirte schon in seinem ersten Feldzug die Kavalerie, eine Ehre, die man den Prinzen vom Geblüt erst wenn sie wenigstens eine Kampagne an der Spitze ihrer Regimenter gemacht haben, erzeigt. Der Graf von Toulouse wurde vor dem funfzehnten Jahre Ritter vom Heiligen Geist.

1694 gab eine königliche Deklaration den legitimirten Prinzen den Mittelrang zwischen den Prinzen vom Geblüt, und über alle Herzoge und Pairs. Um diese Gnade vorzubereiten, ließ man durch eine Verordnung zu Gunsten des Herzogs von Vendôme den Rang

§ 2

wieder

1) Er war ein Sohn von Karl, Paris von Orleans, Herzog von Longueville, der beim Uebergang des Abtes den 12 Junius 1672 getödtet wurde, und der Marechale de la Ferre, deren Mann noch lebte. Die Marechale de la Ferre, und die Herzogin von Olonne, ihre Schwester, waren aus Agennes. Sie waren es, die nach dem ausschweifendsten Leben die Entföndung aufbrachten, als sie alt wurden, ihre Leute dafür fassen zu lassen. Der Chevalier von Longueville wurde bei der Belagerung von Heilbrunn 1688 getödtet; und das Haus Longueville erlosch 1694 gänzlich in der Person des Abbe von Longueville, der verstorben ist.

wieder aufleben, den Heinrich der Vierte 1610 seinem natürlichen Sohn César von Vendôme, dem Großvater dessen, dem Ludwig der Vierzehnte ihn zurückgab, angetraut hatte; aber er nahm seinen Sitz erst nach den neuerdings legitimierten.

Um die Prinzen vom Geblüt nicht aufzubringen, und damit sie nicht durchaus mit den legitimierten gleich gehalten wurden, wurde verordnet, daß diese, wenn sie nach ihren Eiden gingen, nicht über das Parquet 1) gehen sollten wie jene; daß der Erste Präsident, indem er ihre Stimme forderete, sie bey dem Namen ihrer Pairie nennen sollte, anstatt daß er die Prinzen vom Geblüt nicht nennt; daß aber der Erste Präsident sie mit Abnehmung der Mühe grüßen sollte, was er bey den Pairs nicht thut; daß sie den Eid leisten würden, was die Prinzen nicht thun, und daß ihre männlichen Nachkommen, die Pairien besäßen, im zwanzigsten Jahre in das Parlament treten sollten. Die Prinzen vom Geblüt treten mit ausgegangenem funfzehnten Jahr 2) in das Parlament, die Pairs

1) Die Ehre über das Parquet zu gehen, um den Sitz im Parlament einzunehmen, war vor Alters dem ersten Prinzen vom Geblüt allein angeschlossen. Der Herzog von Enghien, nachmals der große Condé, folgte einmal seinem Vater über das Parquet, und als ihn dieser abhalten wollte, sagte der Herzog: Gehen Sie nur Ihren Weg fort; wie wollen sehen wer es wagt mich zu hindern.

Der Haß mit der Mühe, den der Erste Präsident den Herzogen und Pairs versagt, und den Präsidenten à Mortier bewilligt, ist wieder eine von den ernsthaften Anfechtungen, die zwischen den Pairs und den Magistratspersonen viel Streitigkeiten und Zwiespalten veranlaßt haben, übrigens niemanden anachen, als die interessierten Parteyen.

2) Zu einem Lie de justice können die Prinzen vom Geblüt in jedem Alter, selbst als Kinder, dem König folgen. Gaston, Bruder Ludwigs des Dreizehnten, sand sich im sechsten Jahre bey dem Lie de justice vom 2 October 1614. Ludwig von Bourbon, Graf von Edifons, im zehnten bey dem vom 21 May 1604. Philipp von Frankreich, Bruder Ludwigs des Vierzehnten, war kaum elf Jahre alt, als er dem vom 7 September 1651 beywohnte.

Pairs mit den vorstehendem fünf und zwanzigsten. Man setzte einige andre Punkte von Cérémoniel und Etikette fest, die sehr wichtig sind für die Leute, die es betrifft, und an denen jedem andern nichts gelegen ist.

1710 ließ der König in die Protokolle des Obersts befeimelers eintragen, daß die Söhne des Herzogs vom Maine, als Enkel Sr. Majestät, im Rang, Ehre und soust, wie ihr Vater gehalten werden sollten.

Der König that von Zeit zu Zeit Dinge, durch welche er die Größe, zu der er seine natürlichen Söhne erheben wollte, ankündigte und vorbereitete. Von dem Tode der Wittve des Herzogs von Verneuil, eines Vassards von Heinrich dem Vierten, legte er auf vierzehn Tage die Trauer an. Die Herzogin von Angoulême, Wittve eines Vassards von Karl dem Neunten, erhielt keinen Antheil an allen diesen Ehrenbezeugungen, wahren scheinlich weil ihr Mann kein Bourbon war. Sie lebte lange im Kloster zu Sankt Elisabeth von einer Pension von 2000 livres; durch das Unglück der Zeiten untersch blieb die Auszahlung, und sie war vor Elend umgekommen, wenn eine alte Heulein, die ihre Freundin war, sie nicht auf ihr Landgut zu sich genommen hätte. Ihre Tugenden und vielleicht die Würde ihres Verragens, erwarben ihr die Achtung des Königs, dem sie zuweilen die Aufwartung machte. Das war aber auch ziemlich alles, was sie von ihm zog 1). So gränzte die Größe am Elend.

Man unterließ nichts, um die Erhöhung der legitimen Kinder beim Publikum einzuleiten. Der Jesuit Daniel erhielt Auftrag und gab sich Mühe, in seiner Beschreibung von Frankreich auf die großen Establishments des

§ 3

Vassarde

1) Sie nannte sich Franziska von Narbonne, und war die Schwes-
ter eines Erstgeboren von ihrem Mann. Sie starb 1713,
hundert und vierzig Jahre nach dem Tode ihres Schwagers
vaters.

Postkarte von unsern Adnigen Gewicht zu legen. So bald das Werk herauskam, sprach der König mit Lobeserhebungen davon und empfahl es jedermann: man mußte es lesen, oder gelesen haben; der Vater Daniel bekam dafür das Diplom als Historiograph von Frankreich, mit einer Pension. Ich hoffe, daß man mich aus diesen Memoiren nicht für einen beföldeten Geschichtschreiber ansehen wird, ohngeachtet ich mit meinem Gehalt zufrieden bin.

Die Prinzen vom Geblüt hatten sich um den Mittelsrang der den legitimirten gegeben worden war, wenig bekümmert; sie waren sogar nicht übel zufrieden eine Klasse zwischen sich und den Herzogen zu sehen; aber die Gleichstellung empödete sie. Die Herzoge und Pairs, die über den Mittelsrang außer sich gewesen waren, trübten sich in etwas durch die Demüthigung der Prinzen vom Geblüt, zumal da sie nicht zweifelten, daß nach dem Tode des Königs diese Prinzen die legitimirten angreifen würden, und daß die Zerstörung der einen Partey die andre mit treffen müßte. Die Magistrats fanden das Edikt gegen unsre Gesetze und unsre Sitten; und dieses nigen unter den Bürgern, denen es gleich gilt, weissen Herrschaft sie zufallen, weil sie dabei weder gewinnen noch verlieren, nahmen keinen Antheil daran.

Der Graf von Toulouse, ein weiser und kluger Mann, antwortete denen, die ihm darüber Glück wünscheten, daß die Sache recht schön wäre, wenn sie nur dauern, und ihm einen Grund mehr verschaffen könnte. Malincourt, von der Französischen Akademie, der diesem Prinzen persönlich und besonders zugethan war, sagte ihm fast alles Glückwünschtes: Einädiger Herr, Sie haben da eine Rosenkrone erhalten, die, fürchte ich, zur Dornenkrone werden wird, wenn die Blüten davon abgefallen sind.

Frau von Raintenon, die das erste Triebrad bey diesem Geschäft gewesen war, hatte sich, um es zu lenken,

sich, des Kanzlers Boissin bedient, den sie Pontchartrain zum Nachfolger gegeben hatte. Die freiwillige Entsetzung des letzteren 1) unter diesen Umständen führt auf die Vermuthung, daß er das Werkzeug einer solchen Neuerung nicht hatte seyn wollen. Boissin war unwise sender und daher kühner, er ließ sich willig zu allem gebrauchen. Frau von Maintenon wußte ihm auch seine Stelle als Staatssekretair zu erhalten, um sich seiner bei mehr als einem Werke zu bedienen. Sie sorgte sehr dafür, daß niemand sich dem Könige näherte, als Menschen, die durch eine unerschrockne Schmeichelei ihn in seiner Meinung bekräftigten, in ihm allein sey der constitutive Stand der Monarchie vereinigt.

Da indessen der König einige Zweifel blitzen ließ, ob sein Wille auch in der Zukunft gelten würde, beschloß man dieß zu benutzen, um für seine Söhne eine solche Macht von ihm zu erlangen, die sie in den Stand setze, sich durch sich selbst zu halten. Sie waren schon im Besitz der größten Stadthalterschaften, des Kommandements von den Schweizern, von den Karabinieren, von der Artillerie und von der Admiralität. Es kam nur noch darauf an, den Gefahren der Regentschaft vorzubauen, während deren ein Prinz, dessen ganze Stärke in seinem Namen bestand, sich der unumschränkten Gewalt bemächtigen, und den natürlichen Kindern alles, was sie von der Liebe ihres Vaters erhalten hatten, wieder rauben konnte. Frau von Maintenon fürchtete außerdem, sich in der Abhängigkeit von diesem Nutzen, der mit ihr nicht zufrieden war, zu befinden.

Man weckte jene Gerüchte wieder auf, die durch den Tod der Prinzen gegen den Herzog von Orleans entstanden.

§ 4

standen

1) Das Edikt, das die legitimierten Prinzen für unabhängig machte, wurde den 2. August erlassen, und der Kanzler von Pontchartrain war im Julius abgegangen.

standen waren. Man beredete den König, daß es eben so gefährlich als ungerecht wäre, den einzigen Erbböbling der königlichen Familie in die Gewalt eines Prinzen zu geben, der seit den Renunciationen nichts mehr zwischen dem Thron und sich sehen würde als ein einziges Kind, dessen Leben er in seinen Händen hielte. Man stellte es ihm als eine heilige Pflicht vor, durch ein Testament gegen einen gewissenlosen, der Neue unfähigen, ehrsüchtigen Mann, dessen Macht man entweder verhindern oder festeln mußte, alle Vorkehrungen zu treffen.

Das Wort Testament lautete hart in den Ohren eines Königs, den man immer als unsterblich behandelt hatte; aber der Gedanke noch nach seinem Tode zu regieren milderte diese Vorstellung. Boissin, der durch seine Arbeit oft um den König war, fand sich immer bey der Hand um günstige Augenblicke zu ergreifen, und die Personen, denen daran gelegen, zu benachrichtigen. Er schrieb mit eigener Hand das Testament, das der König den 2 August unterzeichnete, an dem nämlichen Tage, da das Edikt, durch welches die legitimirten Prinzen für successionsfähig erklärt wurden, im Parlament eintregistrirt wurde. Man blieb länger als drey Jahre in der vollständigen Unwissenheit alles dessen, was hierüber vorgefallen war; aber die inneren Hausbedienten und die Frau von Carlad, von D, von Dangeau und von Trevi, welche die gewöhnliche Gesellschaft des Königs und der Frau von Maintenon ausmachten, bemerkten seit einiger Zeit an dem Monarchen eine gewisse Unruhe, eine ungleiche Laune, eine finstre Mine, die von innerer Bedrückung zeugten; und Frau von Maintenon stellte sich als ob sie die Ursache davon nicht wüßte.

Der König blühte sich endlich aus dieser peinlichen Lage. Er redete den Herzog vom Maine in Gegenwart seiner Leibbedienten an: was ich auch thun mag, und was Ihr bey ~~meinen~~ Lebzeiten auch seyn mögt,
nach

nach meinem Tode laßt Ihr Gefahr nichts zu werden; Ihr also müßt das geltend machen, was ich gethan habe. Zwen Tage darauf fand sich die Königin von England bey dem König, und als sie ihn über seine Achtsamkeit durch ein Testament für die Verwaltung des Staats zu sorgen, loben wollte, sagte er: Ich habe es gethan; übrigens wird es mit diesem Testament vielleicht zugehen, wie mit dem letzten Willen meines Vaters. Wir alle, wir können was wir wollen, und nach unserm Tode vermögen wir weniger als Privatleute.

Den folgenden Tag wurden der erste Präsident und der Procureur-général zum Teyer des Königs berufen; sie folgten ihm allein in sein Cabinet, wo ihnen der Monarch ein versiegelttes Palet in die Hände gab, und sprach: Meine Herrn, dieß ist mein Testament. Kein Mensch als ich ¹⁾ weiß, was es enthält. Ich überantworte Ihnen dasselbe, um es bey dem Parlament niederzulegen, dem ich kein größeres Zeichen meiner Achtung und meines Vertrauens geben kann. Das Beispiel, das ich von dem Testament meines Vaters habe, lehrt mich sehr zu erkennen, was aus diesem werden kann. Die beyden Magistratspersonen blieben eben so betroffen von dem Ton, als von den Worten, die sie da gehört hatten.

Das Edikt, durch welches verordnet wurde, daß sein Testament im Parlamentsarchiv niedergelegt, und erst nach seinem Tode geöffnet werden sollte, wurde am 30 August eingezeichnet. Ludwig der Vierzehnte setzte durch diesen letzten Willen einen Regenschafswath nieder,

B 5

dessen

1) Der Kanzler Boissin wußte es, da er das Testament aufbewahren hatte. Der Frau von Maintenon war es ebenfalls ein Geheimniß, und durch sie wußte wahrscheinlich der Herzog von Maine auch davon. Die Artikel selbst findet man im Testament und im Kodizill, die gedruckt sind.

dessen Oberhaupt der Herzog von Orleans sein sollte, und die Person des jungen Königs wurde der Vormundschaft und der Aufsicht des Regenths anvertraut. Das Testament wurde in eine Höhlung, die man in der Mauer eines Thurms vom Palais anbrachte, unter einem eisernen Gitter, und einer Thüre, die mit drei Schlössern verschlossen war, niedergelegt.

Die Anrede an die beiden Magistratspersonen, die Worte, die der König gegen die Königin von England gesprochen, und die sie dem Herzog und der Herzogin von Laun mitgetheilt hatte, der in Gegenwart von Zeugen gegen den Herzog vom Maine geschehene Ausbruch, ließen bei dem Herzog von Orleans keinen Zweifel übrig, daß das Testament zu seinem Nachtheil wäre. Er blieb ganz still, und fühlte schon damals, daß man ein Testament würde anfechten können, das der Erblasser selbst nicht für unanfechtbar hielt.

Ich habe selbst hinlänglich ausgeführt, wie verläumderisch die gegen den Herzog von Orleans ausgestreuten Gerüchte waren, und werde mir nun um so eher getrauen zu behaupten, daß Ludwigs Testament darum nicht weniger weise, nicht weniger regelmäßig war. So wenig gegründet die Meinung war, die man von dem Herzog hatte, so war sie doch fast allgemein. Es war also nicht klug, ihn als unbedingten Herrn über den Staat und über die Person des jungen Königs zu setzen; die Aufsicht über denselben dem anzuvertrauen, dem an der Erhaltung dieses Kindes am wenigsten gelegen war. Ueberdem giebt die Nähe des Bluts kein entschiednes Recht auf die Regentschaft. Karl der Fünfte, der Weise genannt, hatte durch ein Testament von 1374 seinen Schwager, den Herzog von Bourbon, zur Verwaltung des Reichs seinen drei Brüdern vorgezogen. Die Schiedsrichter, die nach dem Tode Karls des Fünften von den vier Onkeln Karls des Sechsten erwählt wurden, um ihre

Wu

Ansprüche auszugleichen, erkannten zwar die Regentschaft dem älteren, dem Herzog von Anjou zu; aber sie überantworteten die Erziehung und die Oberaufsicht über das Haus des jungen Königs den Herzogen von Bourgogne und von Bourbon, welche die entferntesten von der Krone waren.

Ludwig der Elfte vertraute die Neglerung der Person Karls des Achten, seines Sohnes, und die vornehmste Verwaltung des Königreichs der Dame von Beauieu, Karls älteren Schwester, mit Ausschließung des Herzogs von Orleans, der nachmals Ludwig der Zwölfte wurde. Die Etats-généraux bestätigten diese Verordnung, und da bei dem vierzehnjährigen Alter Karls des Achten kein Regent sein konnte, ernannten dieselben dem König einen Rath von zehn Personen. Ich werde mich nicht länger über die Beispiele ausbreiten; aber ich werde die Folgerung ziehen, daß Ludwigs des Vierzehnten Testament sich sehr wohl hätte erhalten können, wenn der Herzog vom Maine den Geist eines Grafen von Dunois gehabt hätte, und wenn es das Parlament nicht gekügelt hätte, wie der einen Regenten zu machen, wie es bei den zwey letzten Regentschaften gethan hatte. Diese drey sind die einzigen gewesen, über die das Parlament entschieden, und dadurch beträchtliche Fortschritte in der Einweihung zu der Staatsverwaltung gemacht hat, auf die es so gut als es kann doch immer zugeht.

Während daß sich der König damit beschäftigte, die Ruhe des Reichs zu sichern, hatte er den Schmerz den Tod der Königin Anna zu erfahren, für die er Freundschaft und Erkenntlichkeit, beides nicht unwerdient, empfand. Dieser Verlust wäre für ihn noch von größerer Wichtigkeit gewesen, wenn er ihn vor dem Friedensschluß getroffen hätte, da dieser also dann vielleicht nicht zu Stande gekommen wäre. Georg der Erste, Kurfürst
von

von Hannover, bestieg den Englischen Thron, und die Regierung änderte sich gänzlich.

Das neue Ministerium verfolgte den ganzen Nach der verstorbenen Königin so zu sagen mit Feuer und Schwert. Der Herzog von Devon, der Marlborough bey der Armee abaelöst hatte, flüchtete sich nach Frankreich. Der Großschatzmeister Harley, Graf von Oxford, wurde vor das Parlament gefordert, und lief Gefahr den Kopf zu verlieren. Selingsbroke, der mehr als jemand Antheil an dem Frieden gehabt hatte, mußte, um sein Leben zu retten, nach Frankreich übersezen, wo ich ihn viel gesehen habe. Ich war öfters bey ihm auf seinem Landgut, und habe da verschiedne ziemlich merkwürdige Details über die Englische Regierung von ihm erfahren, die ich vielleicht Gelegenheit finden werde, anzubringen.

Der Lord Stairs kam als Botschafter nach Frankreich, an die Stelle des Lord Schomberg. Stairs, ein Schottländer, war ein Mann von vielem Verstand, unterrichtet, in Privatgesellschaften lebenswürdig, aber sehr übermüthig, wenn er mit unsern Ministern Geschäfte abhandelte, kühn sogar in seinem Aeußerlichen, aus Charakter und aus Grundsatz; denn er schien sich eine Art von System zu seiner Ausführung daraus gemacht zu haben. Er versuchte selbst gegen den König insolent zu seyn. In einer Privataudienz, die er bey diesem Fürsten hatte, sprach er mit wenig Zurückhaltung von den Festungswerken, an denen zu Mardyk gearbeitet wurde, und die, sagte man, den Dünkirchen Hafen ersetzen könnten. Der König hörte ihn ruhig an, und seine ganze Antwort war: Herr Gesandter, ich war immer in meinem eignen Hause Herr, ich war es zuweilen bey Fremden; machen Sie nicht, daß ich mich dessen erinnere. Damit verabschiedete er ihn. Stairs erzählte es vielen Bekannten, unter andern dem

Mares

Maréchal von Vaublaes und er fügte hinzu: Ich gestehe, daß das alte Machwerk nur imponirt hat.

Der König wollte ihm nachher keine Audienz mehr bewilligen, und verwies ihn für die Gesandtschaft an den Marquis von Torcy, von welchem Stairs eine ziemlich harte Lehre empfing. Der sanfte und bürliche Charakter des Ministers reizte den Engländer ihn zu mißbrauchen, und er vergaß sich einmal gegen ihn über den König. Torcy sagte darauf mit vieler Kälte: Herr Gesandter, so lange Ihre Insolenzen nur mich betrafen, habe ich sie dem Frieden zu Liebe hingehen lassen; wenn Sie aber jemals, indem Sie zu mir reden, die Ehrfurcht übertreten, die Sie dem König schuldig sind, so lasse ich Sie zum Fenster herauswerfen. Stairs schwieg, und war von Stund an vorsichtiger.

Die letzten Lebensjahre des Königs waren so traurig, als die ersten glänzend gewesen waren. Der Tod des Herzogs von Bourgogne und vorzüglich seiner Gemahlin, machten eine schreckliche Lücke in seinem Privatleben. Diese Prinzessin hatte den ganzen Reiz desselben mit ins Grab genommen. Frau von Maintenon, für die er so abgenossen war als sie für ihn, suchte vergebens ihm durch Konzerte, durch Prologe zu Opern, die voll von Lobeserhebungen auf ihn waren, durch Scenen aus Komödien, die von Musikanten und den innern Hausbedienten in seinem Zimmer aufgeführt wurden, Zerstreuung zu verschaffen. Die Langeweile schwamm oben, und Frau von Maintenon konnte wohl ausrufen: Welche Marter einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsabel ist!

In Ermangelung eines Zeitvertreibs gab ihm sein Reichthum zur Beschäftigung einen Religionskrieg, durch den Entwurf der Konstitution Unigenitus, die so wenig Leute redlich und aufrichtig angriffen oder vertheidigten. Man hat über diese Materie, die ihrer Natur nach so lang-

langweilig ist, so viel geschrieben, daß ich bloß davon sprechen werde, um einige von den weniger bekannten Triebfedern aufzudecken, die auf den Staat eine gerade Beziehung haben, oder zur besseren Einsicht in den Geist des Hofes dienen. Die Konstitution war höchstens ein Gegenstand zur Uebung für müßige Schulen, und man machte sie zum Staatsgeschäfte; in dieser Gestalt verweilte sie schon seit einem halben Jahrhundert unser Vaterland. Mit Kabale fing sie an, der Jansenismus setzte sie fort, und es wäre längst hohe Zeit gewesen, daß sie durch Verachtung grendet hätte.

Die Theologie hat sich von jeher mit der herrschenden Philosophie verbündet. Die ersten unterrichteten Christen waren Platoniker. Der Peripatetismus stand bey der Sorbonne lange in gleicher Achtung mit der Theologie. Wenn sich die Theologen seit der von Cartesius angefangenen Revolution von den Philosophen mehr entfernt haben, so geschah es bloß, weil diese keine besondre Ehrerbietung für die Theologen zu haben schienen. Eine Philosophie, die den Zweifel und die Untersuchung zu ihrer Grundlage nahm, mußte sie wohl scheu machen. Die Frage, welche in unsern Tagen die Kirche oder ihre Diener theilt, schreibt sich aus dem entferntesten Alterthum her. Die freye Willkühr, die Unterscheidung zwischen dem Freyen und dem Willkührlichen, hat vor der Entstehung des Christenthums die Philosophen beschäftigt; und die Streitigkeit zwischen den Jansenisten und den Molinisten war in ihrem Ursprung nichts anders, als die philosophische Lehre von der Freyheit, theologisch behandelt. Da aber die Streitigkeiten über die Gnade zum Hauptgegenstand des Prozeßes wurden, verwirrten die scholastischen Spitzfindigkeiten und der abentheuerliche Sprachgebrauch die Ideen dergestalt, daß weder die einen noch die andern sich selbst verstehen, oder von vernünftigen Leuten verstanden werden konnten. Man soll

se meynen, daß nach so vielem Disputiren, und bey so unaufsöblichen Schwierigkeiten, die Freyheit und die Gnade für die Philosophie so gut wie für die Theologie zu einem Gegenstand der Mystik hätten gemacht werden sollen.

Uebrigens hatten der Jansenismus und der Molinismus schon vor der Regierung Ludwigs des Vierzehnten Bestand. Die berühmtesten Anhänger des Jansenismus lebten in der Abten von Port:royal-des-Champs, dieser Wiege der ersten Philosophie und guten Litteratur. Die Jesuiten, mächtig am Hofe, hatten andre Grundsätze als die Bewohner von Port:Royal, Grundsätze, die menschlich vernünftiger, vielleicht aber dem Buchstaben des Evangeliums weniger angemessen waren. Jene, mächtige Logiker, Männer von großer Beredsamkeit, die, wonach die Fälle waren, mit Bitterkeit und mit Scherz gleich geschickt umzugehen wußten, hielten dabey auf eine Strenge des Wandels, die bey verfolgten Parteyen ziemlich gemein ist, und wenn sie auch keine Nachahmer erzeugt, doch wenigstens Bewunderer, Schüler und Anhänger verschafft.

Die Jesuiten, geschmeibige, feine, einschmeichelnde Leute, nachsichtig in ihrer Moral, führten zwar einen eben so regelmäßigen Lebenswandel als ihre Gegner, konnten aber über den Schein weniger wachen, weil sie in der Welt und am Hofe, wo sie die Gewissen dirigirten, mehr verbreitet waren.

Ich werde hier eines Bains, eines Molina, eines Jansenius, und so vieler andrer Athleten der Theologie nicht gedenken. Ich werde die Kontroversen nicht berühren, welche so viele Bände erzeugt haben, die von einer sehr kleinen Anzahl Zeitgenossen gelesen wurden, von der Nachwelt aber, mit den Realisten, den Rominalisten und so vielen andern Streitern, die sich der Unsterblich:

Herblichkeit versichert hielten, der Vergessenheit überlassen werden.

Es hat vor und nach der Konstitution Unigenitus so viel Verschiedenheit in den Rechnungen gegeben, daß Namen, welche erst Sekten bezeichneten, mit der Zeit Parteien unterschieden haben. Die Gelehrten von Ports Royal würden ihren Unwillen nicht bergen können, wenn sie wieder auflebten, und den niedrigen Pöbel der Konvulsionnaires *) unter dem Namen, den sie führten, begreifen sähen.

Zum Verständniß der Geschichte wird es hinreichend seyn zu bemerken, daß man heut zu Tage die Jesuiten und ihre Anhänger gemeinlich Molinisten, und ihre Gegner Jansenisten nennt, von welchem Stande beide auch seyn mögen.

Die Jesuiten fingen zuerst an, die urfprünglichen Begriffe zu verwechseln, um ihre Gegner zu stürzen. Sie schilderten sie bey Hofe nicht bloß als Keger, sondern als Republikaner, als Feinde der königlichen Gewalt. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt wurden sie Ludwig dem Vierzehnten, von seiner Kindheit an, vorgestellt. Die Protestanten waren an ihren äußerlichen Religionsgebräuchen kenntlich, er hielt sie für weit weniger gefährlich als die Jansenisten, die er für verborgne Feinde ansah. Da seine Geduldigkeit in dem Verhältniß zunahm, wie seine Leidenschaften abnahmen, und da die Eifersucht auf seine Macht durch das Alter ebenfalls an Stärke gewann,

*) Die Konvulsionnaires nannte man eine Sekte, die auf Anstiften einer weltlichen Kabale sich damit abgab, auf dem Grunde eines Heiligs vom ihrer eianen Macht Wunder geschehen zu lassen. Ihre Kunststücke hatten viel Aehnlichkeit von denen, womit man einem Pferde einen Nagel in den Kopf schlägt, und es lebendig und unverletzt wieder aufrichtet. Nach einem Epigramm der damaligen Zeit, (der Hälfte ehrogeäre des laufenden Jahrhunderts) mußte Gott sich endlich von dem König verbieten lassen, Wunder zu thun an dem Ort.

männ; so glaubte er immer mehr vor einer Sekte und vor einer Parthei auf seiner Hut seyn zu müssen. Sein Vorurtheil über diesen Punkt war eine Art von Tollheit, und veranlaßte zuweilen lächerliche Ausstritte. Der Herzog von Orleans wollte zum Beispiel, als er 1706 abreiste, um das Commando der Armee in Italien zu übernehmen, einen gewissen Angrand de Fontpertuis mitnehmen, den er bey seinen Lustpartien brauchen konnte, ohne geachtet er nicht bey den Truppen diente. Als es der König erfuhr, fragte er seinen Neffen, warum er einen Jansenisten mitnähme. Er Jansenist? rief der Prinz. Ist es denn nicht, fragte der König, ein Sohn von der Märrin, die dem Arnaud nachlief? Ich weiß nicht, erschiederte der Herzog, was mit der Mutter war; aber der Sohn ist so weit entfernt Jansenist zu seyn, daß ich nicht einmal weiß, ob er an Gott glaubt. Man hatte mich also falsch berichtet, sagte der König mit aller Treueherzigkeit, und ließ Fontpertuis mit seinem Neffen reisen, da für den reinen Glauben nichts von ihm zu befahren stand. Die Jesuiten benutzten diese Vorurtheile, um ihre Feinde aus dem Felde zu schlagen, und der Reichthum des Königs, in dessen Besitz sie waren, leistete ihnen bey ihren Entwürfen treffliche Dienste.

Die Reichwaterstelle ist bey allen katholischen Fürsten eine Art von Ministerium, mit welchem nach dem Alter, den Leidenschaften, dem Charakter und den Einsichten des Reichthums mehr oder weniger Macht verknüpft ist.

Der Vater de la Chaise besetzte lange Zeit diesen Posten, und verhoffte seiner Gesellschaft viel Ansehen.

Er war geschmeidig, artig, lustig, er hatte seine Kenntnisse, ein sanftes und gleiches Betragen. Er mußte das Gewissen seines Reichthums nach Befinden aufsuchen oder zu beruhigen, und ließ diese Kunst seines Vortheil und dem Vortheil seiner Gesellschaft fleiß

zu gute kommen, er diente ihr übrigens nur unter der Hand, und ließ dem König den äußeren Glanz des Beschüters. Ein verdeckter Verfolger jeder entgegengelegten Partey, ließ er sich immer mit Mäßigung über jede heraus, und lobte sogar einzelne Anhänger derselben. Er ließ auf seinem Tische die moralischen Betrachtungen des Pater Quesnel vom Oratoire sehen, und sagte zu denen, die über seine Achtung für einen Schriftsteller aus einer der Societät entgegengelegten Partey verwundert schienen: Ich habe keine Zeit mehr zum Studiren; ich schlage dieses Buch auf, und finde immer etwas, das mich erbaunt oder belehrt. Bei seinem Tode 1709 hielt ihm der König öffentlich eine Lobrede, gedachte mehrerer Gelegenheiten, wo der Pater La Chaise die Vertheidigung verschiedner beschuldigter oder verdächtiger Personen gegen ihn übernommen hatte, und setzte hinzu: Ich sagte manchmal zu ihm: Sie sind zu sanft, und er erwiederte mir, ich bin nicht zu sanft, aber Sie, Eure, sind zu hart. Sie kannten sich beide recht gut.

Wenig Tage vor seinem Tode sagte er zum König: Eure, ich bitte Sie inständigst, meinen Nachfolger in unsrer Gesellschaft zu ernennen. Sie ist Ihrer Majestät sehr zugethan, aber sie ist sehr ausgebreitet, sehr zahlreich, und besteht aus sehr verschiednen Charakteren, die alle für den Ruhm des Ordens leidenschaftlich eingenommen sind. Man könnte, im Fall, daß dieser Abbruch litte, für nichts stehen; und ein Fadenstück ist bald aus geführt. Dem König war diese Aeußerung so auffallend, daß er sie seinem ersten Chirurgen, Marechal, wieder sagte, der im ersten Schrecken zu Blouin, erstem Kammerdiener, und zu Boulduc, erstem Apotheker, seinen besondern Freunden, von denen ich in meiner Jugend viele Anekdoten erfahren habe, damit eile.

Was der Pater La Chaise von seiner Societät dachte, läßt sich mit Recht von jedem geistlichen Orden vors
aus;

aussetzen, der durch den Beichtstuhl mit dem Hofe in Verbindung steht. Es wäre zu wünschen, daß man dieses Amt nie einem andern als einem Weltpriester anvertraute. Der König von Sardinien, Victor Amadeus, sagte zu einem unfreier Minister, der noch lebt und von dem ich es habe, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, auf dem Todsbette ihn bitten ließ zu ihm zu kommen, und zu ihm sprach: Eure, Sie haben mich mit Ihrer Gnade überhäuft, ich will Ihnen meine Dankbarkeit dafür beweisen. Nehmen Sie nie einen Jesuiten zum Beichtvater, aber fragen Sie mich nichts weiter, ich würde Ihnen nicht antworten.

Nichts war geschickter den Verlust des Vater la Chaise empfindlich zu machen, als die Wahl seines Nachfolgers, des Vater Tellier. Er war in Unter-Normandie geboren, und der Sohn eines Procureurs von Bire. Ein satanischer Stolz besetzte bey diesem Manne einen kraftvollen Körper, sein Geist war fest und der hartnäckigsten Anstrengung fähig, und ohne eine gesellschaftliche Tugend hatte er alle Laster einer starken Seele. Von der Begierde zu herrschen, alles seinem Orden, und seinen Ordensbrüdern sich selbst zu unterwerfen, besessen, ohne Unterlaß auf dieses Ziel arbeitend, wurde er von denen selbst, die er verpflichtete und dadurch zu Sklaven machte, gesücht, und von allen andern, selbst von seinem Orden, den er mächtig und verhaßt machte, verabscheut. Wenn der Jesuitenorden in Frankreich jemals zerstückt wird, so ist Tellier der erste Urheber ihres Untergangs gewesen. Das war der Gewissensrath Ludwigs des Vierzehnten.

Seine erste Erscheinung am Hofe verkündigte schon was er vorkellen würde. Er war sehr über die Schwachheit erhaben, sich seiner Geburt zu schämen. Der König wurde durch die Aehnlichkeit der Namen veranlaßt ihn zu fragen, ob er mit Tellier de Louvois verwandt wäre? „Ich, Eure“ sagte Tellier und warf sich fast zur Erde.

ich bin nur der Sohn eines Bauern, und habe weder Verwandte noch Freunde. Dieses Geständniß machte ihm weder Ehre noch Schande bey einem König, der gewohnt war das Volk und was er Bürgerleute nannte ziemlich aus einem Gesichtspunkte anzusehen, und der nichts wollte, als daß man ihm allein ganz angehöben sollte. Fagou, der erste Leibarzt, urtheilte richtiger über den Priester. Er beobachtete die Rede, das Betragen, die Rücklinge des Jesuiten, und sagte; indem er sich zu Fleuvin wandte: das ist ein Spitzbube *)!

Tellier fing damit an, daß er eine abgefonderte und menschenscheue Lebensart zur Schau trug. Er fühlte, daß er nur seinen Reichthum zu unterjochen brauchte, um überall zu herrschen, und er setzte es nur zu sehr durch. Er wußte, daß Frau von Maintenon es mehr aus Rücksichten als aus Anhänglichkeit mit den Jesuiten hielt. Als sie Saint-Evre stiftete, setzte sie diesen Orden hinten und zog die Lazaristen vor, um dieses Stift zu dirigiren; und als man sie um den Grund fragte, sagte sie, daß sie in ihrem Hause gern ihr eigner Herr seyn wollte. Tellier mußte überhaupt gewahr werden, daß im Betragen gegen die Jesuiten weniger Vertrauen auf sie, als menschliche Rücksicht auf den König zum Grunde lag. Er empfand es mit lebhaftem Unwillen, rächte es bey schließlichen Veranlassungen, und gewöhnliche

*) Quel sacre! In Herrn Coulart's Ausgabe steht im Text noch diesen Worten, daß der damals gebräuchliche Ausdruck sacre mit der seit der Regentenschaft des Herzogs von Orleans aufgetommenen Benennung *rous* gleichbedeutend gewesen wäre. Die Stelle selbst scheint apologetisch zu seyn, aber die darin enthaltene Erklärung ist richtig, und ich glaube, daß ein Ausdruck, der so nationell ist, daß er sich local in den verschiedenen Zeitpunkten der Sitten und der Moden verändert und nuancirt hat, im eigentlichen Verstande verdrängte werden mußte. Uebrigens begannen die schlimmsten Zeiten wohl damals, als das Rad unter der guten Gesellschaft Weide wurde.

den König seine Gefühle zu theilen, indem er ihn seiner Rache zum Werkzeug dienen ließ.

Es war über die chinesischen Ceremonien in der Kirche viel Lärm gemacht worden; man beschuldigte die Jesuiten, in jenem Lande eine unnatürliche Vermischung von Christenthum und Ebdienst unternommen zu haben. Die Sache war, in Rom selbst, sehr übel für sie ausgeschlagen, und hatte für den Vater Tellier eine Art von Schandfleck zurückgelassen, indem ein ziemlich schlechtes Buch, das er sich beigegeben ließ über diese Materie zu schreiben, in den Index gesetzt worden war. Der stolze Jesuit wollte jetzt durch sein Gewicht in Frankreich vor dem Pabst selbst glänzen, und ihn zwingen, hinführo andere Saiten gegen die Societät aufzuziehen. Zugleich aber versäumte er nicht, ein Mittel zu wählen, das, indem es die Jesuiten erhob, auch dem römischen Hof wohlgefällig war, und dies Mittel war die Zersiedrung von Port-Royal. Tellier schlug den sichersten Weg ein, indem er dem König dieses Haus als den Mittelpunkt des Jansenismus und des republikanischen Geistes vorstellte.

Die erste Religion für Ludwig war an die königliche Gewalt zu glauben. Unwissend übrigens in den gelehrten Gegenständen der Theologie, abergläubisch in seiner Erdmüdigkeit verfolgte er eine wahre oder eingebildete Kezerey wie einen Ungehorsam, und glaubte durch die Verfolgung seine Sünden abzubüßen. Er kämpfte indessen noch. Die große Menge berühmter Männer, die aus Port-Royal gekommen waren 1), tritt bey ihm noch zum Vortheil dieses Hauses.

§ 3

In

1) So wie die drey Arnauds, Anton, Heinrich und Robert; Nicole, Pascal, Le Noi, Abt von Haute-Fontaine, an welchen die *Lectures provinciales* (von Pascal) gerichtet sind, le Main de Mlle. Mont, le Maitre de Saci und der berühmte Abt de la

In diesen Zweifeln war er, als Marechal, von dem ich schon gesprochen habe, ein zufälliges Geschäft in der Gegend von Port-Royal bekam. Der König, der Aufrichtigkeit eines guten Bedienten mehr trauend, als dem Bericht eines Ministers, trug ihm auf, alles zu beobachten, und ihm Rechenschaft davon zu geben. Marechal versprach es, und als er zurückkam, sagte er zum König: *Wahrscheinlich Sire, ich habe alles untersucht; aber, was ich da gefunden habe, Männer und Weiber, sind lauter Heilige.* Der König seufzte, und schwieg. Zellier erneuerte seine Bestürmungen, und überredete seinen geistlichen Sohn, daß nichts auf der Welt so gefährlich wäre, als diese Scheintugenden, unter denen das Gift der Ketzer verborgen läge. Der Polizeilieutenant d'Argenson, welcher nachher Siegelbewahrer wurde, ein Freund der Jesuiten, von welchen man verschiedene Portraits, die alle wahr wären, machen könnte, erhielt den Auftrag zu dieser militairischen Execution. Port-Royal wurde zersöhrt, mit aller der Wuth, welche man gegen eine rebellische Stadt ausübt, und mit allem dem Uergerniß, das bey einem berücktigten Haus vorkommen kann.

Zellier, der seine Herrschaft über den Geist des Königs, durch die Schritte, in welche er ihn verwickelte, immermehr gründen wollte, unternahm es den Cardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, zu stürzen. Sein größtes Verbrechen war, daß er den Jesuiten nichts zu verdanken hatte, und bloß durch seine Geburt und durch seine

verfaßt le Maître; Hamont, Hermant, Lancelot, Verfasser der besten Sprachlehren und allgemeinen Methodenbücher für die griechische, lateinische, französische, italienische, spanische Sprache, die von Port Royal den Namen führen: *Harcos de Saint-Etienne, Gourfens, Le Tourneur, Sainte-Marthe*, und verschiedene andere, deren zu gedenken, welche ihnen ihre Erziehung verdanken, z. B. der Herzog von Beauvilliers, und der Herzog von Luynes, für welchen die Logis von Port-Royal geschrieben wurde.

seine Tugend emporgekommen war; sein zweytes, daß er bey dem Publikum in einem Ansehen stand, durch welches er bey dem König in der Austheilung der geistlichen Aemter viel Einfluß hatte: ein Departement, das dem, der es versteht, so viel Klienten zuweist (1). Deshalb ließ in Rom durch seine Agenten solange intriguierten, bis man dort die moralischen Betrachtungen des

B 4

Das

a) In der Besetzung der geistlichen Aemter (*la feuille des benefices*) ist immer der Charakter dessen, der sie zu verwalten hatte, sichtbar gewesen. Der Pater la Chaise sah sie gern Leuten von Stand, das Verdienst fand sich mit ein, wenn es konnte, aber im Ganzen schrieb man weniger über seine Ernennungen. Der Pater Keller sah dem Jananius; der Regent jeder Art von Zudringlichkeit; der Cardinal Fleury der Politsch, der wohl oder übel beurtheilten Consens; Bonet, Bischof von Mirepoix, dem Caussin; der Cardinal de la Rochefoucault suchte gemeiniglich in der kurzen Zeit, da er dieses Amt über sich hatte, die Tugend und das Verdienst an; der heutige Bischof von Orleans verdankt diese Stelle nur seiner wenigen Consens, und wird daher, so lange er sie hat, weniger Einfluß damit verbinden, als traend einer. Man suchte jemanden, den man wieder abstellen konnte, ohne dem Publikum aufzufallen, und von der Seite konnte man keine bessere Wahl treffen. Verdächtig waren manche seiner Vorgänger, aber keiner wurde so verachtet. Der Regent hat oft Leute ernannt, deren Wahl das größte Aergerniß gab; diese Klippe haben die andern auch nicht immer vermieden, aber Boperts Ernennungen waren für die Kirche und für den Staat die verderblichsten, weil die Dummheit und die Ignoranz noch schlechter wählen, als das aufgeklärte Laiz.

a) Bopert, (der sich *l'ancien évêque de Mirepoix* nannte, manchmal aber der Kürze wegen *l'anc. évêque* nannte, und das Unglück hatte, eine etwas undeutliche Hand zu schreiben, weswegen Voltaire las: *l'anc. évêque de Mirepoix*) war ein erklärter mißthätiger Feind der Philosophen, der Encyclopädisten, und vorzüglich Voltaires. Ducllos erastes Urtheil muß ihn mehr brandmarken, als Voltaires weniger Einfall, da Ducllos unter allen guten Köpfen Frankreichs die Freyheit und die Aufklärung am wenigsten als Sekte vorantrieb, daher also am geschicktesten war, die freiwillige Hand zu unterscheiden, den viele seiner Kollegen durch Kurzwillen und philosophische Intoleranz veranlaßten, und regten.

Pater Quenel über das Neue Testament verdammt, welche der Kardinal approbirt hatte. Dieser Prälat nahm sogleich seine Approbation zurück, ohne aber das Buch mit zu verdammen, das seit vielen Jahren die ganze Kirche, und den Pabst selbst, Clemens den Eulsten, den die Jesuiten zwangen, es zu verdammen, erbaut hatte.

Tellier that seinen ersten Angriff auf den Kardinal durch ein Paar Bischöfe von niedrigem Range, ohne Geburt und ohne Verdienste, die in höhern Stühlen saßen, als die andern waren, und deren Ehrgeiz schon eine Frechheit war.

Die Uneinigkeit zwischen dem Kardinal und Tellier wurde bald öffentlich. Der König suchte Frieden zu stiften, und trug dem Herzog von Bourgogne das Geschäft auf. Der Kardinal wäre der Versöhnung entgegen gegangen, aber dem Jesuiten war nichts daran gelegen. Frau von Maintenon, deren Richte den Reffen des Kardinals geheirathet hatte, nahm warmen Antheil an ihm, und berebete den Bischof von Meaux, Bissi, einen nähern Umgang mit dem Reichsvater zu suchen, um durch ihn seinen heimlichen Gängen nachzuspüren; sie wollte ihn auf diese Art zu ihrem Spion bey Tellier machen, aber Tellier wußte ihn als den feindlichen bey ihr zu gebrauchen. Er hatte den Untergang des Kardinals beschlossen, und nahm den kürzesten und sichersten Weg dazu, indem er ihn bey dem Könige des Jansenismus beschuldigte. Gegen Quenels Buch war in Rom schon ein Dekret erlassen; Tellier wollte es durch eine Konstitution verdammen lassen. Alle Bischöfe, Sklaven der Societät, empfahlen vom Reichsvater Befehle und Muster zu öffentlichen Schreiben oder Hirtenbriefen. Unglücklicher Weise fiel das Original eines solchen Briefs in die Hände des Kardinal Roailles, und wurde bekannt gemacht. Der Herzog von Bourgogne, der bey seiner Anhänglichkeit an die

Rer

Religion ihrer Diener, von ihr selbst abzusondern wußte, sagte, logisch, man müßte den Vater Tellier fortjagen. Der König war nahe daran, es zu thun, aber sein Willkürwille, einen so innigen Vertrauten, als ein Beichtvater war, zu wechseln, hielt ihn zurück; in wenigen Tagen war alles vergessen, und der Herzog von Bourges nahm, aus Ehrfurcht für den König, die Partie des Stillschweigens.

Diesem Ungerathen entkommen, war Tellier nur um so wüthender gegen den Cardinal, und er suchte nun in Ducanels Buch die Sätze, aus denen er den Stof zur Konstitution nehmen konnte. Er wählte gesüßentlich solche, die der Molinistischen Lehre zuwider waren; aber da sie mit der Lehre des heiligen Paulus, des heiligen Augustin, und des heiligen Thomas übereinstimmten, stellte ihm einer seiner Handlanger vor, was es für Gefahr haben möchte, die Grundpfeiler des Christenthums so offenbar anzugreifen. Sankt Paulus und Sankt Augustin, sagte der unbändige Jesuit, waren hitzige Köpfe, die man heutzutage in die Bastille stecken würde, und was den heiligen Thomas betrifft, so können sie selbst ermessen, wie viel ich aus einem Jakobiner mache, da ich mich um einen Apostel so wenig bekümmere.

Um dem Pabste das Werk annehmlich zu machen, trug man Sorge, die ultramontanischen Grundsätze in dem Entwurfe der Bulle zu begünstigen. Das Ganze wurde dem Vater d'Aubenton, Assistenten des Generals der Jesuiten zugesandt, um nebst dem Cardinal Zabroni, Pensionair der Societät, die letzte Hand daran zu legen; und Tellier bewog den König selbst bei dem Pabste auf diese Konstitution anzutragen, die, wie der Beichtvater sagte, von allen französischen Bischöfen ersehen wurde.

Wie die Bulle aufgesetzt war, theilten sie Zabroni und d'Aubenton dem Pabste mit. So schnell man mit

dem Lesen darüber hinging, so glaubte der heilige Vater doch ein Manifest gegen die Schrift und gegen die Kirchenväter zu vernehmen. Er erschraf darüber; aber Fabroni, der von jeher im Dogma der Rathgeber des Papstes gewesen war, hatte das Uebergewicht eines Präceptors über seinen Schüler bey ihm behalten. Er nahm es ab so in seinem gewöhnlichen hohen Ton, während daß d'Aubenton mit geschmeidiger Bescheidenheit den Papst darauf aufmerksam machte, wie günstig diese Bulle den Grundsätzen des römischen Hofes wäre; und wieviel Ehre es machen würde, diese Grundsätze in Frankreich durch eine Constitution heiligen zu sehen, die ein unumschränkter Monarch gefordert hätte, und bey allen Tribunalen seines Reichs einregistrirten lassen würde.

So schmeichelt dem Papst ein so schöner Sieg in Frankreich vorkam, so fürchtete er doch den Widerspruch der Kardinäle über das Dogma. Die zur Beurtheilung desselben ernannte Kongregation war noch nicht befragt worden. Außerdem hatte der König verlangt, daß die Bulle, so viel darinn die Freyheiten der Gallikanischen Kirche betraf, von dem Kardinal de la Tremoille, französischen Ambassadeur in Rom, untersucht werden sollte, und förmlich war diesem noch nichts mitgetheilt worden. Der Papst ergab sich endlich auf das ausdrückliche Versprechen, daß alle diese Bedingungen erfüllt werden sollten, ehe die Konstitution heraussäme.

Die furchtsamsten unter den Räten entfernten sich von selbst, die standhaftesten und gelehrtesten wurden abgehalten, dem Kardinal de la Tremoille zeigte man nichts als den Eingang und das Ende. Er hätte auch verlangen können mehr zu sehen, ohne klüger daraus zu werden. Die Kardinäle Carpegua und Cassini, welche der Papst vor dem Unterschreiben um Rath fragte, unterließen nichts, um ihn daran zu verhindern. Fabroni und d'Aubenton behielten die Oberhand, und der gute Papst

Papst ließ sich hinreißen, trotz den Bedenklichkeiten seines Bewußtseins über die Sache selbst, und seinen Besorgnissen über die Folgen.

In Rom war die Empörung der Gemüther allgemein; die Cardinäle schrien laut, daß die Lehre der Kirche umgestürzt würde. Der heilige Vater vergoß Thränen dazwischen; aber geschehenen Dingen ist an diesem Hofe nicht abzuhelfen. Albani, ein Nepote des Papstes und seine Creaturen machten den widersprechenden Cardinälen begreiflich, wie gefährlich es sein würde, sich von ihrem gemeinschaftlichen Vater zu trennen, seiner Infaillibilität einen Stoß zu versetzen, und welcher Vortheil hingegen sich dabei fände, den römischen Grundsätzen in Frankreich Eingang zu verschaffen. Was sie vollends bestimmte, war ein Schreiben des Königs an den Papst, das ihnen Albani vertraulich mittheilte. Cellier hatte Ludwig dem Vierzehnten eingegeben, in diesem Schreiben zu versprechen, daß er die vier berühmten Sätze der Versammlung der Geistlichkeit von 1682. würde zurücknehmen lassen. In wenig Tagen glaubten die Unwissenden an die Fülle, und die Politiker nahmen sie in Schutz. Als sie dem König übergeben wurde, fand sie anfangs in Frankreich die nämliche Aufnahme, wie in Rom; Daffi selbst schien voll Unwillen darüber zu seyn. Aber Cellier brachte ihn zum Schweigen, dem Prälat war ein Cardinalshut versprochen, aber die Ernennung war noch nicht geschehen, er fürchtete darum zu kommen, und diese Furcht machte ihn zum eifrigsten Apostel der Bulle.

Das Parlament war weniger nachgebend. Es giebt nichts, das dem Hofe so sehr im Wege ist, als diese Art von Menschen, die auf ihre Ehre zu halten haben, die wenig zu verlieren und auf nichts Ansprüche zu machen haben, wenn sie sich in den Kreis ihrer Pflicht einschränken.

Der ein und neunzigste von den verurtheilten Edgen ist so unincugbar wahr, daß das Gegentheil davon bey allen Regierungen eine politische Kezerey ist. Die Furcht vor einem ungerechten Bannfluch, sagte Quœnel, darf uns nie verhindern, unsre Pflicht zu erfüllen. Wenn dieser Grundsatz, den die Bulle verdammt, falsch seyn soll, so ist kein Fürst vor einem abergläubischen Unterthan gesichert.

Tellier, dem man über diesen Punkt zusetzte, suchte zwischen dem ungerechten und dem falschen Bannfluch zu unterscheiden; aber diese scholastischen Epigonthigkeiten sind für die guten Köpfe nicht gemacht und für das Volk sind sie unverständlich oder gefährlich.

Sobald die Constitution übersetzt und in aller Leute Händen war, wurden alle Gesellschaften zu so viel theologischen Schulen. Alle gesellschaftliche Unterhaltungen waren mit der Noth zu dogmatificiren angefüllt, und damit der Rationalcharakter seine Rechte nicht verlore, kam zwischen einer dogmatischen Abhandlung ein Vaudeville quersfeld ein.

Wenn man den Widerstand der Parlamente, die Uneinigkeit in der hohen Geistlichkeit, die Widerspenstigkeit der zweyten Klasse, die Empörung fast aller weltlichen und regelmäßigen Gesamtschaften betrachtete, so war es unmöglich, vorauszusehen, wie viel Glück diese Bulle noch machen würde. Jetzt, da diese Constitution über die Verachtung gesiegt hat, jetzt wäre es, um des Friedens willen, zu wünschen, daß sie der Gegenstand einer allgemeinen Ehrfurcht würde; kein anderes Mittel gäbe es wenigstens nicht, damit sie vergessen würde.

Tellier fühlte wohl, daß die meisten von den Bischöfen, die zu seinen Befehlen standen, seiner Kabale weniger Gewicht gaben, als sie selbst durch dieselbe empfiengen. Dissi warf keinen besondern Glanz auf die Partey; Tellier bemühte sich, sie mit einem Namen zu vers

berzieren, der dem persönlichen Ansehen des Cardinals Noailles die Wage hielt.

Niemand war dazu geschickter als der Cardinal Rohan, ein Prälat von glänzender Geburt, voll Anmuth und Grazie im Geiste und der äußern Bildung, prächtig in seinem Aufwande; er führte ein wohlthätiges und galantes Leben, dessen Vergeltlichkeit durch den Glanz verschwand, mit welchem er den vornehmen Mann vorstellte. Für die theologische Lehre verließ er sich auf Bossuet, deren Wohlthäter er war, und für die geistlichen Einrichtungen seines Amtes auf einen Bedienten mit der Bischofsmütze. Anders betrachten diese ersten Fürsten der Kirche die Bischöfe in partibus nicht, die sich ihnen ergeben, und oft sehr achtungswürdige Männer sind 1).

Der Cardinal Rohan, mit Gütern und Würden überhäuft, schien keine Ansprüche mehr machen zu können, als durch den Tod des Cardinals Janson die Grofsalmosenierstelle erledigt wurde 2).

Teller

1) Der Cardinal D'Amboise, ein Mann, der nur die Eitelkeit der Erziehung hatte, denn er war sehr unter dem Stolz, sagte einmal sehr naiv: (ich habe es selbst angehdrt) alle meine Leute sind diesen Winter krank gewesen, außer der Bischof von Myrene.

2) Der Cardinal Janson (L'abbé de Noailles) war in seiner Jugend arm gewesen, wie es meistens alle jüngerer Edelleute aus adelichen Häusern sind, welche das bischöfliche Kreuz verkrüpfen. Er hatte lange zu seinem Unterhalt nichts gehabt, als die Kapelle vom Schloß de l'Église in Normandie, die 300 Livres eintrug, und ihm von dem Marquis de l'Église gegeben worden war. Janson behielt aus Erkenntlichkeit diese Kapelle, als er den Bischof seines Glücks erreicht hatte, und ließ die Revenüen einem Geistlichen, der ihn versorgte. Als Grofsalmosenier sagte er mit vielem Anstand vor dem ganzen Hofe, daß er noch immer Kapellan des Marquis de l'Église wäre. Sein Glück hing mit der Reajutorie des Bischofs Digne an, es scheint, als ob dieser bischöfliche Einkünfte brachte, das Verdienst sey dabei oder nicht, denn der Bischof von Orleans, Jarente, hat ihn gehabt. Janson war.

Tellier benutzte den Umstand um den Kardinal in seine Partey zu ziehen. Er gieng zu ihm, und that ihm ohne weitere Einleitung den Vorschlag in die Hand zu treten, und die Großalmosenierstelle zur Belohnung anzunehmen. Der Kardinal schenkte sich von Natur vor Intriguen, die seine Vergnügungen stören konnten. Außerdem hing er durch Neigung, Achtung und Dankbarkeit an den Kardinal Noailles, der ihn wie seinen Sohn erzogen hatte, ihn jählich liebte, und als er keinen Hehl gegen ihn machen konnte, ihn ein liebenswürdiger Mann in der Gesellschaft und ein ruhiger Prälat in der Kirche seyn ließ.

Noban erschrock über den Vorschlag; aber seine natürliche Gütherzigkeit verhinderte ihn mit dem Stolz, der ihn geizigte, und mit dem Unwillen, den der unverschämte Priester verdiente, zu antworten. Er suchte Entschuldigungen in der Erkenntlichkeit, die er dem Kardinal Noailles schuldig wäre, und die seine Mutter ihm noch auf dem Todtbette empfohlen hätte. Tellier behandelte diese Gefühle als Kinderrepen. Der Kardinal, immer mehr gedrängt, erbot sich zur Neutralität; der Jesuit wies sie ab, und erklärte, daß er sich entscheiden, für oder wider den Orden Partey ergreifen müsse. Der Kar-

dinal

de althann Bischof von Narbonne, nachmal von Beaumont. Als Ambassadeur in Polen trug er viel zur Wahl des Königs Johann Sobieski bei, von dem er die Ernennung zum Kardinal erhielt. Er besetzte sieben Jahr die französische Anwesenheit in Rom, wurde bei seiner Rückkunft Großalmosenier, ward im März 1713, und zuletzt den Rat eines ersten Sekretärs, und eines je verlässlichen als gewählten Staatsmanns. Der König sagte oft, daß er Napoleon zum Minister gemacht haben würde, wenn er nicht gestorben wäre, daß Kardinals und überhaupt sogar Heilige niemals im Ministerium trauen. Diesen Grund hatte er vom Kardinal Noailles selbst. Der Kardinal Noailles soll ihn seinem Jünger a) ebenfalls hinterlassen haben.

a) Ludwig dem Fünfteligen.

dinal verlangte Frist, um die Sache zu überlegen. Ich gebe ihnen drey Tage, sagte Teller, indem er ihn verließ; aber bedenken Sie auch, daß die Großalmoseniersstelle nicht lange offen bleiben kann.

Der Kardinal, bestürzt von der Kühnheit des Jesuiten, theilte dem Marechal Talart, dessen Sohn seine Nichte geheurathet hatte, den Vorfall mit. Talart, der durch die Rohans sich den Weg in den Staatsrath zu bahnen wünschte, sah die Unverschämtheit des Jesuiten nur als den Beweis eines ungeheuern Einflusses an, und stellte dem Kardinal vor: daß Gewicht, das man bei dieser Gelegenheit seinem Namen gebe, müßte ihm sehr schmeichelhaft seyn; er würde die scholastischen Streitigkeiten und Albernheiten niedrigeren Prälaten überlassen: er selbst würde bloß den vornehmen Mann vorstellen; er wäre es seiner Ehre, und folglich seinem Gewissen schuldig, sich die Großalmoseniersstelle nicht entgehen zu lassen; wenn er sich von eiteln Bedenkllichkeiten hinreißen ließe, würde Hissi ihn bald verdunkeln, der doch gemacht wäre, um überall hinter ihm zu stehen. Der Marechal, welcher weder an die Hofgewissen noch an die Erkenntlichkeit glaubte, behandelte die Rücksicht, auf welche der Kardinal bei einer so einzigen Gelegenheit bestehen wollte, als falsche Delikatesse. Er verführte ihn durch Schmeicheleyen, schreckte ihn durch die Macht der Jesuiten, und überlieferte ihn endlich dem Pater Teller. Auf diese Art wurde der Kardinal Rohan wider seinen Willen das Haupt einer Kabale. Mitleiden, das ziemlich nah an Verachtung gränzte, rettete ihn vor dem allgemeinen Haß. Er gab den Prälaten von der Partey nicht viel mehr her, als seinen Namen, seinen Pallast, und seine Tafel; dem Pater Teller ließ er seine Stimme, empfing sanftmüthig seine Befehle, und gestand es zuweilen selbst mit aller Demuth.

Da

Da ich keine Kirchengeschichte, sondern die Geschichte der Menschen meines Zeitalters schreibe, so werde ich bloß menschliche Verhandlungen anführen.

Der König, dem sein Reichsvater weiß machte, er habe die Bulle verlangt, setzte nur seinen Willen darauf, ihre Annahme zu bewürken, und verordnete zu diesem Behuf eine Versammlung der Bischöfe, die sich in Paris befanden. Acht und vierzig an der Zahl, den Cardinal Roailles nicht mitgerechnet, kamen sie vier Monate lang zusammen, ohne zur Einstimmigkeit gelangen zu können. Endlich nahmen vierzig, Neben an ihrer Spitze und Teller hinter ihnen, die Bulle an; acht Bischöfe, mit Roailles vereinigt, forderten Aufklärungen.

Die Acceptirenden waren unter sich selbst nicht sehr einig, so viel wenigstens aus ihren Aeußerungen in Gesellschaften sich abnehmen ließ, wo die Politik, die Theologie, die Philosophie, die Moral, u. s. w. etwas leichter behandelt werden, als in den dazu eingeweihten Orten.

Bissi und einige andre schrien a), daß die Konstitution vortreflich wäre. Der Bischof von Soissons, Brülart de Sillery, einer von den Acceptirenden, gestand feuchend, die ganze Sache wäre vom Anfang bis zu Ende nichts als eine tief angelegte Bosheit gegen den Cardinal Roailles gewesen; und welchen Entschluß dieser Prälat auch genommen hätte, so würde man, außer wenn er entsetzt für ihn gewesen wäre, in jedem Fall den entgegengegesetzten ergreifen haben. Der Bischof von Mans, du Crocq, sagte: ich habe Quésnel's Buch nicht gelesen, aber viel Gutes habe ich davon gehört; und wenn wir durch unsre

a) Herr E. heißt croyoient, glaubten, anstatt croioient, schrien. Es läßt sich aber auf das Geschehn der Prälaten gegen ihren Glauben denken.

Die Acceptation der Bulle die Rechtgläubigkeit in Sicherheit gebracht haben, so steht sich das um doch die Rechtfertigung ^{a)} nicht besser. Erillon, Bischof von Vence, und nachher Bischof von Narbonne, fragte de Langle, Bischof von Boulogne, einen von den Opponirenden, ob er sich anmaße, den Papst zu corrigiren? Glauben Sie denn, erwiederte de Langle, daß der Papst incorrigibel ist?

Ein Hirtenbrief des Kardinals Noailles, um die Acceptation der Bulle zu suspendiren, machte die Acceptirenden wütend. Nichts schildert die Meinung besser ab, die man bey Hofe selbst, von ihnen hatte, als ein Scherz der Herzogin von Bourken, einer natürlichen Tochter des Königs. Der Monarch klagte in ihrer Gegenwart, bey der Frau von Maitenon, über den Verdruß, den ihm die Uneinigkeit der Bischöfe machte. Wenn man, sagte er, die neun Opponirenden zurückbringen könnte, so würde man dem Schisma abwehren; aber das wird schwer halten. Nun Sire, sprach die Herzogin lachend, so sagen Sie doch den Vierzigen, daß Sie zur Meinung der Neune zurückkehren, die werden's Ihnen nicht abschlagen. Man sieht, welchen Begriff man von dem geschmeidigen Gewissen der vierzig Prälaten hatte.

Diese stürmische Konstitution konnte bey dem Parlament nur mit Modificationen einregistrirt werden, und das befriedigte die Jesuiten nicht, welche die reine und unabdingte Einregistrirung verlangten.

Zeller erlief mehr Unannehmlichkeiten. Der Bischof von Sens, Tillier, starb. In seinen letzten Stunden

a) Das Vorpiel ist in der Französischen Sprache besser: si nous avons mis la foi à couvert, nous n'y avons pas mis la bonne foi.

Stunden wurde seine Imagination von der Abscheulichkeit der Intriguen, bey welchen er Mitschuldiger gewesen war, lebhaft ergriffen, er zog gegen die Bulle los, und machte seinen Gewissensbissen durch Brüllen und Heulen Lust, das man von der Strafe hörte.

Der Papst war mit den Modificationen der Bulle nicht zufrieden, als mit einem förmlichen Widerspruch; man schlug ihm ein Nationalkoncilium vor, das ihm noch weniger gefiel. Man schickte ihm indeffen Amelot als bevollmächtigten Minister, um wenigstens einige Erklärungen aus ihm zu ziehen, oder auf die Haltung eines Nationalkonciliums zu bestehen.

Mit Efel halte ich mich bey einem Gegenstand auf, der einmal niemanden mehr interessiren wird, aber da es das einzige Geschäft war, das den König in den letzten Zeiten seines Lebens beschäftigte und quälte, so muß ich den Efel der Pflicht des Geschichtschreibers nachsehen lassen.

Die einzige Zerstreuung, die Ludwig in seinen häuslichen Unglücksfällen hatte, war die öffentliche Audienz, die er einem Persischen Gesandten gab, der, wie man sagte, gekommen war, um die Bewunderung des Königs, seines Herrn, für den größten Monarchen der christlichen Welt zu bezeugen. Der König war nie mit so vieler Pracht erschienen, als den Tag, wo er diese Huldigung empfing. Er trug alle Edelsteine der Krone an sich; sein Alter, sein gedrücktes Ansehen selbst stöhnten eine Art von ehrfurchtsvollem Mitleiden ein, und trugen zur Majestät mit bey.

Viele behaupteten, dieser Gesandte sey ein bloßer Abreißtheurer gewesen, den man hätte austreten lassen, um den König durch die Erinnerung seiner vormaligen Größe aus seiner Schwermuth herauszureißen. Dopi, Dolmetscher der Morigenländischen Sprachen, war zwischen dem Tag des Einzugs und der Audienz plötzlich gestorben, man trieb

einen

einen Landpfarrer auf, der in Persien gereist war, und Sipis Amt verwaltete, und so viel ist gewiß, daß dieser Pfarrer nach den Unterredungen, die er mit dem Persischen Gesandten hatte, das nämliche Urtheil von ihm fällte.

Man mußte indessen auf den unangenehmen Gegenstand der Bulle zurückkommen. Tellier wollte durchaus, daß sie ohne die geringste Einschränkung eiregistriert werden sollte, und überredete den König, deshalb ein Lit de justice a) zu halten. Der König, um dessen Überhoben zu seyn, betief den ersten Präsidenten, de Mesmes, den Procureur-Général d'Aguesseau, und die drey Avocats-Généraux, Joly de Fleury, Chauvelin und Lamoignon, der gegenwärtig Canslet ist. Der erste Präsident, und die beiden letzten Avocats-Généraux waren den Jesuiten ergeben. D'Aguesseau, der bestunterrichtete von allen Magistraten des Königreichs, war voll Rechtschaffenheit, Offenheit, Religion und Eifer für die Rechte der Kirche und des Königs; aber die Sanftmuth seines Gemüths ließ seiner Frau (Demesse) besorgen, daß ihn die Gegenwart des Monarchen aus der Fassung bringen möchte. Geh, sagte sie zu ihm, und umarmte ihn, vergiß Weib und Kinder vor dem König, verliere alles, nur die Ehre nicht. Er nahm auf nichts Rücksicht als auf seine Pflicht, und sprach zu dem König so einsichtsvooll und kühn, als ehrerbietig. Fleury stand ihm bey, und die andern getrauten sich nicht zu widersprechen. Der König, von den Gründen weniger gerührt als entrüstet über den Widerstand, war im Begriff, d'Aguesseau und Fleury ihrer Aemter zu entsezen.

H 2

113

a) Das Zeit der Gerechtigkeit ist die feierliche Erscheinung des Königs im Parlamente, mit welcher gewöhnlich der Widerspruch dem Widerstand der Magistrate ein schnelles Ende machte. Man wird sehen, daß es die Könige selbst für ein verzweifelt und leeres Mittel hielten, und wirklich war die Gerechtigkeit nur tiefer eingezehlet als auf diesen Seiten.

Als der Beichtvater die Fruchtlosigkeit dieser Konferenz sah, sagte er zum König, daß kein Mittel mehr übrig bliebe, als ein Lit de justice, um ein widerspännisches Parlament und einen keiserlichen Prälaten zum Gehorsam zu zwingen; man müßte den Cardinal Noailles aufheben, nach Pierre-Encise und von da nach Rom führen lassen, wo er vor dem versammelten Consistorium degrassirt werden würde; man müsse d'Aguesseau in seinen Amtsverrichtungen suspendiren, und sie unterdessen commissionsweise Chauvelin übertragen, der das Requisitionarium aufsetzen würde.

So viel Gewaltthätigkeit wollte dem König doch nicht ein; aber der unbändige Priester schreckte seinen Beichtsohn mit der großen Sache Gottes, und der Entwurf stand im Begriff ausgeführt zu werden. Tellier zweifelte so wenig daran, daß er an Chauvelin schrieb, um ihm den Operationsplan umständlich mitzutheilen: aber Chauvelin bekam gerade an dem Tage den ersten Anfall von dem Blattern, an denen er starb, der Brief fiel in fremde Hände, und es kamen Abschriften von demselben herum.

Ich habe eben, indem ich dies schreibe, ein Papier vor Augen, das, wie man behauptet, das Original dieses Briefes ist, aber ich bekenne, daß die Unterschrift nicht ganz mit der Unterschrift von drei andern Briefen von Tellier übereinstimmt, die ich im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten verglichen habe.

Ich halte also diesen Brief für eine von den frommen Betrügeren, welche die verschiedenen Parteien sich erlauben, und deren Anwendung sich schon von der ursprünglichen christlichen Kirche her schreibt.

Wie dem auch sei, so bin ich darum von Telliers Projekt, und von der Art, wie es rückgängig wurde, was von der Jesuit selbst nichts erfahren hat, nicht weniger sicher unterrichtet. Mademoiselle Chausserate hatte das ganze

ganze Verdienst davon. Es wird gut seyn, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Sie war die Tochter eines Edelmanns aus Poltoun, Petit de Vernon und einer Brissac, Wittwe des Marquis de la Porte-Beins. Sie verlor Vater und Mutter, und würde in der Dürftigkeit, oder wenigstens unbekannt geblieben seyn, wenn ihr Halbbruder, der Marquis de Beins sich ihrer nicht angenommen hätte. Er verschaffte ihr eine gewisse Erziehung, und bewog durch sein Beispiel die Biron, die Villerois, die Brissacs sich für eine Waise zu interessieren, die ihnen von mütterlicher Seite sehr nahe angehörte, und von welcher sie anfangs nichts hatten hören wollen. Sie wurde ihnen vorgestellt, sie gefiel ihnen bald durch ihre Gestalt und durch ihr Betragen, und sie verschafften ihr eine Stelle als Fille d'honneur bey Madame, der Stiefschwester des Königs. Sie war groß, gut gewachsen und von einer angenehmen Figur, sie hatte viel Wig und noch mehr Beurtheilungskraft, dabey einen Ausdruck von Offenheit und Naivetät, davon sie das Aeußerliche und den Ton noch bezubehalten gewußt hatte, nachdem sie in der langen Gewohnheit des Hoflebens schon die ganze Feinheit desselben erlangt hatte. Der König, der sie oft bey Madame sah, fand an ihr den Geschmack, den man natürlicher Weise für die an den Höfen so seltne Art von Menschen hat; welche man gemeiniglich gute Beschöpfe nennt, und denen man unter dieser Benennung Vertraulichkeiten hingehen läßt, die man an andern nicht dulden würde. Sie hatte Freunde zu allen Zeiten, in allen Classen, in den entgegengesetzten Parteien, und verband die Minister zu gewissen Rücksichten gegen sie, ohne sie zu ihren Feinden zu machen. Sie brachten ihr ein ansehnliches Vermögen zusammen, das sie während der Regentschaft noch vermehrte. In einem gewissen Alter entfernte sie sich von dem Hofe der Prinzenkin, bey welcher sie war, und behielt ihre Gnade; sie

fuhr auch noch fort, von Zeit zu Zeit dem König aufzuwarten, der ihr, so oft sie wollte, Privat-Audienz gab. Sie hat ihr ganzes Leben in der Intrigue zugebracht, und die Gewohnheit hatte ihr ein Bedürfnis daraus gemacht. Sie hat ohne Belohnung tausend Dienste erwiesen, die denen selbst, welche sie empfangen, und die sie oft nicht kannte, unbewußt waren, öfters blos um des Vergnügens willen, das sie am Intriguiren fand, oder um andre Weisheit, die sich fürs Geld damit abgaben, zu durchkreuzen; sie hat manchen von diesen das Gewerbe so verderben, daß sie es lieber aufgaben. Sie war es, die den Kardinal Noailles rettete.

Wenn sie einige Tage in Versailles zubrachte, wohnte sie bey der Herzogin von Ventadour, ihrer Freundin, in deren Haus die Jesuitische Kabale zusammen kam. Die Vertraulichkeit, welche zwischen der Herzogin und ihr herrschte, die Gleichgültigkeit, die Unaufmerksamkeit, welche sie bey den Angelegenheiten der Konstitution hatte, und nicht noch affectirte, machten, daß, ohne ihr gerade anzukommen, was man unter der Hand trieb, man sich doch vor ihr nicht verbog. Diesmal theilte der Kardinal Rohan das Geheimnis sogar der Chausseraie mit, in der Voraussetzung, daß alles, was in seiner Gesellschaft war, ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm haben müßte, und, sagte er, da sie unsre Freundin ist, so muß sie den Triumph der guten Sache mit uns im voraus genießen. Er erklärte ihr also, daß der Befehl, den Kardinal Noailles aufzuheben, den folgende Tag ausgefertigt werden sollte. Sie gab ihren lauten Beifall zu dieser heiligen Gewaltthätigkeit, und machte auf der Stelle in ihrem Kopfe den Plan, um den Kardinal zu retten, für den der Abbe Digne, ihr Verwandter und ihr Freund, ihr eine besondere Ehrfurcht eingebläht hatte. Sie verschafte sich an dem nämlichen Tag eine Zusammenkunft mit dem König. Sie hatte bey ihm die Art von

Preis

Freimüthigkeit, der man sich bey jemanden überläßt, den man vollkommen überzeugt hat, daß man ihn liebt.

Sire, sagte sie zu ihm, ich finde sie heute nicht so gut aussehen als gestern; Sie scheinen traurig zu seyn, ich glaube, daß man Ihnen Verdruß macht. Du hast Recht, mein Kind, antwortete der König, mir geht etwas im Kopf herum, man will mich zu einem Schritt bewegen, der mir widersteht, und das verdrießt mich. — Ich ehre ihre Geheimnisse, Sire, fuhr sie fort, aber ich möchte wetten, daß es der Bulle wegen ist, von der ich kein Wort verstehe. Ich bin schlechtweg eine gute Christin, die sich um ihre Zänkereien nicht bekümmert. Wenn es weiter nichts ist als das, so sind Sie wahrhaftig zu gut; lassen Sie sie zusammen fertig werden wie sie wollen. Die Leute denken nur an sich, und sorgen weder für Ihre Ruhe, noch für Ihre Gesundheit. Aber mich kummert das ganz allein, und es muß das ganze Königreich kummern. Du bist gut, mein Kind, erwiderte der König mit einigem Kopfschütteln, ich hätte wohl Lust, es wie du zu machen. So thun Sie es doch, Sire; sagte sie, zum Henker mit diesen Priester-Zänkereien! Kommen Ihre Majestät nur wieder zu Kräften, so wird schon alles gut gehen.

Mit diesen und ähnlichen Reden machte die Chaussevale alles rückgängig. Den Tag darauf, um vier Uhr des Morgens, nahm sie eine Postchaise, und schickte einen Vertrauten, der etwas mehr als ihr Freund war, und von dem ich diese Umstände habe, voraus, in das Erzbischöfliche District. Sie gab dem Cardinal Rechenschaft von allem, was sie erfahren hatte, empfahl ihm sehr, Paris nicht zu verlassen, wo man sich fürchten würde, durch eine gewalthätige Handlung das Volk aufrührerisch zu machen, eilte sogleich nach Versailles zurück, und war

war schon wieder auf ihren Zimmern, es sich jemand noch gezeigt hatte. Nachmittag fand sie bey der Herzogin die Kabale in voller Bestürzung, und erfuhr, daß der König nach der Betstunde, zum Vater Tellier gesagt hätte, es wäre an die vorgeschlagne Maasregel nicht mehr zu denken; daß der Beichtvater noch weiter hätte in ihn bringen wollen; daß aber der König das Gespräch so trocken und so übelkännig abgeschnitten hätte, daß keiner es wagen dürfte, darauf zurückzukommen, ohne sich selbst auszusetzen. Die Chaufferaie benachrichtigte den Cardinal davon durch einen Erpressen, und diese Sache war nun ganz beendigt.

Tellier trieb nur um desto eifriger an dem Lit de justice, aber es gelang ihm nicht besser. Die Lage der Dinge stand im Begrif sich ganz zu ändern.

Der König nahm sichtbarlich ab; indessen war er am 9ten August noch in seiner Kalesche, die er selbst fuhr, auf der Hirschjagd. Den Sonntag, am 11ten August, hielt er Staatsrath, und gieng darauf in den Gärten von Trianon spazieren. Aber er kam so ermattet zurück, daß es sein letzter Ausgang gewesen war. Den Dienstag, als den 13ten, spannte er sich noch an, dem Persischen Vortraster die Abschiedsaudienz zu geben. Erst den 19ten hörte er auf, sich anzukleiden, und bis zum 23sten fuhr er fort, Staatsrath zu halten, mit seinen Ministern zu arbeiten, und in Gegenwart der Hofleute, welche die Entreen hatten, zu speisen. Die Abende begaben sich Madame de Maintenon, die vertrauten Damen von Laigues, von O, von Dangeau und von Levis, die legitimirten Prinzen, der Kanzler und der Marechal von Villeroi zu dem König, wo Concert war. Dies dauerte bis zum 25sten, dem Ludwigstag.

Der König hatte die Gendarmerie kommen lassen, und schmeichelte sich, bis zu 22sten, daß er selbst die Regierung würde halten können, er hatte sich ein Bett dazu bereit

bereiten lassen, aber als er sich zu schwach fand, trug er es dem Herzog von Maine auf. Dem Herzog machte es doch eine Art von Verlegenheit, mit Vorbengehung des Herzogs von Orleans und in seiner Gegenwart, eine solche Verrichtung öffentlich zu übernehmen. Um die Kollision zu vermeiden, ließ er den jungen Dauphin durch die Herzogin von Ventadour, seine Gouvernante, auf den Einfall bringen, die Musketen anzusehen, damit er nur das Ansehen hätte, sie unter den Befehlen des Dauphin zu halten. Der König war damit zufrieden, und die Vorkehrungen mußten schon von lange her getroffen seyn, weil sich die kleine Kapitains-Uniform von der Gendarmerie, so auf den Punkt für das Kind gemacht, fand, das seit einigen Tagen erst das Röckchen ausgezogen hatte. Der Herzog von Orleans zeigte sich geflüstert an der Spitze der Kompagnien, die seinen Namen führten, salutirte da den Dauphin, und begab sich sodann hinweg.

Den 25ten, am Ludwigsfest, gegen sieben Uhr des Abends, rüstete die Kapelle sich schon zum Concert, als der König ohnmächtig wurde. Man schickte die Musik weg, und holte die Aerzte; sie urtheilten, daß es Zeit wäre, dem König die Sacramente nehmen zu lassen. Tellier erschien sogleich, ihm die Beichte abzunehmen; gegen elf Uhr kamen der Cardinal Rohan und der Pfarrer des Kirchspiels, und man gab dem König das Abendmal und die letzte Oelung.

Nachdem diese feyerliche Handlung vollendet war, ließ der König den Herzog von Orleans kommen, und sprach gegen eine Viertelstunde leise mit ihm.

Der Herzog von Orleans behauptete nachher, der König habe, unter den größten Freundschafts- und Achtungsbezeugungen, ihm versichert, daß er ihm alle Rechte seiner Geburt erhalte; er habe ihm das Königreich und die Person des künftigen Königs anempfohlen, und hin-

zugefügt: Wenn er abgehen sollte, dann sind Sie Herr, und die Krone gehört Ihnen. Ich habe die Verfügungen getroffen, die ich für die weisesten hielt; da man aber nicht alles voraussehen kann, so wird man ändern, was etwa nicht gut daran fern möchte. • So viel ist gewiß, daß niemand ein Wort hörte von dem, was der König sagte. Den folgenden Tag, den 26sten, ließ der König, nach der Messe, in Gegenwart der Frau von Maintenon, des Pater Tellier, des Kanzlers, des Marechal von Villeroi, und der innern Hausoffizianten, die Kardinäle Bissi und Rohan an sein Bett treten. Ich sterbe, sagte er zu den beider Prälaten, voll Glaubens und Unterwürfigkeit gegen die Kirche; ich verstehe mich nicht auf die Gegenstände, die sie jetzt beunruhigen; ich habe bloß Ihre Rathschläge befolgt, ich habe nichts gethan, als was sie wollten; that ich nicht wohl, so werden Sie es vor Gott verantworten, den ich zum Zeugen anrufe. Die beyden Kardinäle antworteten nur mit Lobsprüchen auf sein Benehmen; denn es war seine Bestimmung, bis zum letzten Hauche seines Lebens geschmeichelt zu werden.

Den Augenblick darauf sagte der König: auch rufe ich Gott zum Zeugen an, daß ich den Cardinal Roailles nie gehaßt habe; es hat mir immer leid gethan, was ich wider ihn that, aber man sagte mir, daß ichs thun mußte. Hierauf fragten sich Blouin, Fagon und Marechal halblaut: wird man dem König seinen Erzbischof, zum Zeichen der Versöhnung, nicht sehen lassen? Der König hörte es; er erklärte, daß er, weit entfernt Widerwillen dagegen zu haben, vielmehr darnach verlangte, und befahl dem Kanzler, den Erzbischof kommen zu lassen, wenn diese Herren, sagte er, indem er auf die zwey Kardinäle deutete, keinen Anstand dabey finden. Aber den fanden sie freylich im höchsten Grad, den

Der Augenblick war kritisch, die Antwort nicht gleich ersonnen, den Besieger der Ketzerei in den Armen eines Ketzers sterben zu lassen, schien ihnen ein großes Vergerniß. Sie traten in ein Fenster, um mit dem Reichsbräutigam, dem Kanzler, und der Frau von Maintenon zu berathschlagen. Tellier und Bossi urtheilten, daß die Zusammenkunft sehr gefährlich wäre, und sie überzeugten die Frau von Maintenon von ihrer Meinung. Rohan und der Kanzler, deren Blicke schon in die Zukunft drangen, äusserten weder Widerspruch noch Beyfall, und alle zusammen näherten sich wieder dem Bett, erhoben neue Lobsprüche über das zarte Gewissen des Königs, und sagten, daß dieser Schritt zwar die gute Sache dem Triumph ihrer Feinde bloß stellen könnte; daß sie es indessen doch billigten, wenn man den Erzbischof kommen ließ, sobald er sein Wort geben wollte, die Konstitution anzunehmen.

Der furchtsame Monarch bequeme sich zu diesem Vorschlag und der Kanzler schrieb in diesem Sinne an den Erzbischof. Noailles fühlte diesen letzten Stoß seiner Feinde sehr schmerzlich, antwortete ehrfurchtsvoll, aber wies die Bedingung von sich, und konnte daher den König nicht sehen.

Nun war er nichts weiter als ein Undankbarer, ein Rebell, und man sprach nicht wieder von ihm, damit der König in Ruhe stürbe.

Am dem nämlichen Morgen ließ sich der König durch die Herzogin von Ventadour den Dauphin bringen, und richtete diese Worte an ihn, die ich nach der in einem Rahmen gefasteten Schrift oben am Bett des Königs, über seinem Bettstuhl wörtlich abgeschrieben habe.

Mein liebes Kind, du wirst bald König eines großen Reichs seyn; was ich die am stärksten empfehle, ist, daß du nie vergift was du Gott schuldig bist — Erinnre dich immer, daß du ihm alles verdankst was du bist. —

Ende

Suche den Frieden mit deinen Nachbarn zu erhalten.

Ich habe den Krieg zu sehr geliebt, ahme mir darinn nicht nach, noch in dem übertriebnen Aufwand, den ich gemacht habe.

Hole in allen Dingen Rath ein, und suche den besten zu unterscheiden, um immer nur dem zu folgen.

Erleichtre die Lage deines Volks sobald es dir möglich seyn wird, und thue was ich das Unglück gehabt habe nicht selbst thun zu können.

Vergiß die Verbindlichkeiten nie, die du der Frau von Ventadour hast. Mir, indem er sich zu ihr wandte, thut es leid, daß ich nicht mehr im Stande bin, Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen.

Endlich sagte er zum Dauphin: Mein theures Kind, ich gebe dir von ganzem Herzen meinen Segen, und darauf umarmte er ihn zweymal mit allen Zeichen einer tiefen Aufrung.

Die Herzogin von Ventadour nahm den Dauphin weg, als sie den König so bewegt sah. Der König ließ alle Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt nach einander hereinkommen, sprach mit allen, aber besonders mit dem Herzog von Orleans und den legitimirten Prinzen, die er zuerst hereintreten ließ. Er dankte allen seinen Hausofficianten für die Dienste, die sie ihm geleistet hatten und empfahl ihnen die nämliche Anhänglichkeit für den Dauphin.

Nachmittags wandte sich der König gegen alle, welche die Entreen gehabt hatten, und sagte: Meine Herren, ich bitte Sie um Verzeihung wegen des übeln Beyspiels, das ich Ihnen gegeben habe; ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für die Art, wie Sie mir immer gedient haben, für die Anhänglichkeit und

und die Treue, die Sie mir bewiesen haben; es thut mir sehr leid, nicht alles für Sie gethan zu haben, was ich gern gewünscht hätte. Ich bitte Sie für meinen Enkel um den nämlichen Eifer, um die nämliche Treue, die Sie für mich gehabt haben. Ich hoffe, daß Sie alle zur Einigkeit beys tragen werden, und wenn einer davon abweiche, daß Sie alle helfen werden ihn zurück zu führen. Ich fühle, daß ich bewegt werde, und daß auch Sie es werden, ich bitte Sie um Verzeihung; lieben Sie wohl, meine Herren, ich hoffe, daß Sie sich zuweilen meiner erinnern werden.

Den Dienstag, am 27^{ten}, ließ der König, wie er niemanden bey sich hatte als die Frau von Maintenon und den Kanzler, sich eine Chatouille bringen, aus welcher er viele Papiere herausnehmen und verbrennen ließ, und in Aufsehung der übrigen dem Kanzler seine Befehle gab. Alsdann ließ er seinen Beichtvater rufen, und nach dem er leise mit ihm gesprochen hatte, ließ er den Grafen von Pontchartrain kommen, und befahl ihm den Befehl auszufertigen, damit sein Heer zu den Jesuiten gebracht, und dem Herzen seines Vaters, Ludwigs des Dreyzehnten, gegenüber gestellt würde.

Mit der nämlichen Kaltblütigkeit ließ er den Plan von dem Schloß Vincennes aus einer Chatouille langen, und schickte ihn an Lavoie, Oberhausmarschall, um die Logis für den Hof zu bestellen und den jungen König hinzuführen: das waren seine Ausdrücke. Es entsprach ihm sogar einigemal zu sagen: als ich König war. Gegen die Frau von Maintenon äußerte er: ich hatte immer gehört, daß es schwer wäre zu sterben, ich finde mich so nah an diesem letzten Augenblick, und der Entschluß scheint mir gar nicht so mühsam. Frau von Maintenon antwortete, der Augenblick wäre nur dann schrecklich, wenn man sehr an der Welt hänge, und

Wieder.

Wiedererstattungen zu machen hätte. Als Privatmann, fiel der König ein, bin ich niemanden eine Wiedererstattung schuldig; was diejenigen betrifft, welche mein Königreich von mir zu fordern hätten, hoffe ich auf die göttliche Barmherzigkeit. Ich habe treulich gebeichtet, mein Beichtvater will, daß ich ein großes Vertrauen auf Gott setzen soll, ich habe es ganz. Welch ein Pärge war der Vater Lellier für das Gewissen eines Königs!

Mittwoch, am 28ten, wie sich der König mit seinem Beichtvater unterhielt, ward er im Spiegel zwei Bedienten gewahr, die am Fuße seines Bettes weinten. Warum weint ihr? sprach er, habt Ihr mich für unsterblich gehalten? Mein Alter hat Euch längst auf meinen Tod vorbereiten müssen. Dann sah er die Frau von Maintenon an, und sagte: was mich bey unserm Abschied noch tröstet, ist die Hoffnung, daß wir uns bald in der Ewigkeit wieder treffen werden. Sie erwiderte nichts auf dieses Lebenswohl, das ihr sehr zu widerstehen schien. Boulbuc, erster Apotheker, hat mir versichert, daß sie beim Herausgehen gesagt hätte: Sehen Sie einmal, was er mir da für ein Rendez-vous giebt! Dieser Mensch hat niemanden je geliebt, als sich selbst. Diese Aeußerung, für welche ich nicht stehen möchte, weil die meisten Bedienten ihr nicht gewogen waren, sah der Wittve Scarron ähnlicher als einer Königin. Sie ging von da gleich nach Saint-Eyr, wo sie zu bleiben gesonnen war.

Ein Empiriker aus Marseille, Namens le François, trat mit einem Elixir auf, das er als ein sichres Mittel gegen den kalten Brand pries, welcher an dem Fuß des Königs schon große Fortschritte machte. Die Aerzte, die von seinem Zustande nichts mehr hofften, ließen ihn einige Tropfen von dem Elixir nehmen; es schien ihn erst neu zu beleben, aber er fiel bald in seine Ohnmacht zu-
rück.

rück. Man brachte ihm eine zweite Dosis, indem man ihm sagte, daß er damit wieder zum Leben gerufen werden sollte. Zum Leben oder zum Tod, sagte er und nahm das Glas, wie es Gott gefallen wird. Er ließ sich nachher von seinem Beichtvater eine Generalabsolution geben.

Seitdem sich der König gelegt hatte, drängte sich der Hof sehr merklich zu dem Herzog von Orleans, seine Zimmer waren bald ganz voll geworden, aber als am 29sten, Donnerstags, der König wieder aufzuleben schien, wurde diese scheinbare Besserung so übertrieben, daß der Herzog von Orleans sich wieder allein fand.

Der König bemerkte die Abwesenheit der Frau von Maintenon, bezeugte einigen Kummer darüber, und fragte oft nach ihr; sie kam sogleich zurück, und sagte ihm, daß sie hingegangen wäre, um mit dem Gebet ihrer Mädchen von Saint-Est das ihrige zu verbinden.

Den folgenden Tag, am 30sten, blieb sie bis zum Abend bey dem König, da fand sie, daß sein Kopf eingenommen war, gieng auf ihre Zimmer, theilte ihre Meublen unter ihre Bedienten, und gieng nach Saint-Est zurück, welches sie nicht wieder verließ.

Von diesem Zeitpunkt an hatte der König nur flüchtige Augenblicke von Bewußtseyn, und brachte den ganzen Sonnabend, den 31sten, so hin. Gegen elf Uhr des Abends kamen der Pfarrrer, der Cardinal Rohan, und die Geistlichen aus dem Schloß, um die Gebete für die Sterbenden zu sprechen. Diese Zesperlichkeit brachte den König wieder zu sich, er antwortete mit starker Stimme auf die Gebete, erkannte den Cardinal Rohan noch und sagte zu ihm: Das sind die letzten Synoden der Kirche. Er wiederholte verschiedne male: Mein Gott, komm mir zu Hülfe, eile mich zu erlösen! und verfiel in eine Agonie, die sich mit seinem Tode endigte, am Sonn-

tag, den ersten September, ein Viertel nach acht Uhr des Morgens.

Die Leser, welche das historische Tagebuch des Jesuiten Griffet gesehen haben, das nach dem Tagebuch des Marquis de Quinci abgeschrieben ist, werden einigen Unterschied zwischen seinem Bericht von der letzten Krankheit des Königs, und dem, was ich hier davon aufgezeichnet habe, finden. Der Pater Griffet giebt die Ursache davon selbst an. Dieser Bericht, sagt er, war dem Pater Tellier mitgetheilt worden, der während der letzten Krankheit des Königs fast keinen Augenblick von ihm gewichen war, und besser als irgend jemand, von allem, was im Zimmer vorgegangen war, unterrichtet seyn mußte. Das glaube ich. Er setzt hinzu: Dieser Pater untersuchte den Bericht, und machte einige Anmerkungen dabey, die wir von seiner Hand geschrieben gesehen haben. Das glaube ich wieder, als ob ichs auch selbst gesehen hätte, der Marquis de Quinci, fährt er fort, machte verschiedene Aenderungen an seinem Manuscript, damit es mit jenen Anmerkungen übereinstimmte. Ich sehe es wohl.

Was mich betrifft, ich habe nach den genauesten Notizen und den treuesten Augenzeugen geschrieben, aber ich habe meine Erzählung niemanden communicirt, der ein Interesse dabey gehabt hätte sie zu verfälschen. Das hier sehen wir auch nicht im Widerspreuch, der Pater Griffet und ich; sondern wir unterscheiden uns nur durch unsre Auslassungen. Griffet unterschlägt, nach Tellier, alles, was den Cardinal Roailles betrifft. Sie haben ohne Zweifel vorausgesetzt, daß andre diese Mühe übernehmen würden, und sie haben sich nicht geirrt. Ich hingegen habe die Ermahnung des Cardinal Rohan an den König weggelassen, als er ihn das Abendmal reichete. Man kann sich leicht denken, daß der Cardinal eine sehr

sehr fromme Rede hielt, und Muster davon ward man in den Ritualen finden.

Wir wollen jetzt einige Schritte zurückgehen, und die verschiedenen Bewegungen betrachten, die am Hofe vorgingen, seitdem man dem nahen Ende des Königs entgegen sah.

So viel Vortheile auch der Herzog vom Rame von dem Testament erwarten konnte, so mußte er sich doch selbst bescheiden, daß der Herzog von Orleans von seiner Geburt gleich wichtige Ansprüche herleiten würde. Er wußte, wie wenig das Edikt von 1714, durch welches die legitimirten Prinzen das Recht der Nachfolge im Reich erhielten, den Beifall der Nation gehabt hatte; daß die Prinzen vom Geblüt einmal gegen das Edikt protestiren würden; daß Ludwigs des Vierzehnten Testament, so gut wie das seines Vaters, Ludwigs des Dreizehnten, für null und nichtig würde erklärt werden können 1); und daß auf der Höhe, wo er sich jetzt befand, für ihn von der Zukunft so viel zu fürchten als zu hoffen war.

Der Herzog von Orleans konnte nicht zweifeln, daß ihn das Testament bevortheilte; aber eben so wenig zweifelte er an dem, was er durch seine Geburt und seine persönlichen Eigenschaften austrichten konnte. Er betrachtete sich also schon als Regenten des Reichs, und nahm im Voraus Maasregeln über die Form der Regierung. Er nahm sich vor, Conseils zu errichten für die verschiedenen Theile der Staatsverwaltung. Wir werden bald sehen, wie er diesen Plan ausführte. Ein andrer, der die Jesuiten betraf, und von ihm gebilligt wurde,

1) Als in dem *Lic de justice*, 1643, das Testament Ludwigs des Dreizehnten faßirt wurde, schloß der Präsident Garillon vor, entweder aus Eppott, oder aus einem Uebermaß von Schmeichelei gegen die Königin Mutter, Anna von Oesterreich: man sollte das Testament aus den Registern ausstreichen.

de, verdient erwähnt zu werden, ob er gleich unausgesührt blieb.

Der Procureur-général d'Aguesseau, vom Herzog von Noailles und dem Avocat-général Fleury unterstützt, thaten den Vorschlag, die Jesuiten durchaus aus dem Königreich zu verjagen, wie es kürzlich in Sicilien geschehen war. Der Herzog von Saint-Simon, der ihnen nicht gewogen war, behauptet in seinen Memoiren, daß er dieses Projekt hatte verworfen lassen, weil es während einer Regentschaft nicht schicklich gewesen wäre, wo man Rom und Spanien mit Schonung behandeln mußte 1).

Sodann schlug man vor, sobald die Regentschaft angetreten wäre, die Superioren von den drei Jesuitersprossern in Paris nach Versailles zu berufen. Der Regent sollte sie artig aufnehmen, ihnen seine Achtung für die Societät bezeugen, ihnen empfehlen sich bloß mit ihnen geistlichen Uebungen zu beschäftigen, sie mit einer eben so sanften als standhaften Art ermahnen zum Frieden beizutragen; kurz so mit ihnen sprechen, daß sie, ohne bestimmte Drohungen zu hören, doch begreifen müßten, sie hätten alles zu befürchten, wenn sie sich von dem vorgeschriebenen Wege entfernten.

Den nächsten Augenblick sollte der Regent den Vater Tellier kommen lassen, gegen ihn erklären, daß nunmehr, da seine Verrichtungen nicht mehr Statt fänden, es Zeit für ihn wäre sich zur Ruhe zu bequemen, daß die Umstände von ihm forderten, sich nach la Fleche zu begeben, wo er, außer 6000 Livres voransbezahlter Pension,

1) Die Konferenz darüber wurde in Versailles, den dem Herzog von Noailles, am ersten August Sonntags gehalten. Das Protokoll muß in den Papieren des Marschal von Noailles und der Erben von d'Aguesseau und Fleury befindlich seyn. Ich habe mit dem Sohn des Letztern davon gesprochen; aber die beizubehaltenen Fleury's denken anders als ihr Vater im Jahr 1715 da die, ich gab keine bestimmte Antwort von ihm zu langen Jahren.

flon, alles finden würde, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit seines Lebens beitragen könnte; und das Mit sollte er verabschiedet werden, ohne auf seine Antwort zu warten.

Beim Weggehen von dieser kurzen Audienz sollten zwei sichere, standhafte und höfliche Leute sich des Pater Telliars und des Bruders, der ihn begleitete, bemächtigen, sie in einen Wagen setzen lassen, und auf der Stelle nach la Fleche führen, während daß man unterdessen die Papiere des Jesuiten in Sicherheit brächte.

Der Intendant von der Provinz, mit den Befehlen des Regenten im voraus versehen, hätte den Pater Telliars als unabhängig von dem Orden der Jesuiten angenommen und erklärt, indem er ihm im Namen des Königs verboten hätte, keinen Brief anders als durch ihn, den Intendanten, der alles sehen mußte, weder abzugeben noch zu empfangen. Der Intendant sollte nach seinem Ermessen den dienenden Bruder und die andern Leute des Jesuiten bei ihm lassen, oder andre berufen, und überhaupt für seine ganze Ausföhrung zu bürgen haben.

Während daß die drei Superioren noch auf der Rückreise nach Versailles begriffen waren, sollte man die Paters Tournemine, Doucin und l'Allemand aufheben und ihre Papiere wegnehmen lassen. Die zwei letzten sollten in abgesonderte, dem Publikum unbekannte Kerker gesteckt werden, wo sie selbst eine große Menge von Unglücklichen hatten umkommen lassen. Für Tournemine war, seiner Geburt wegen, eine andre Behandlung bestimmt, er sollte auf Zeit lebens in den Thurm zu Vincennes eingesperrt werden, alle Hülfsmittel des thierischen Lebens haben, aber weder Dinte noch Papier, und überhaupt von jeder Art äußerlicher Mittheilung abgeschnitten werden. Indem man die drei Superioren von Versailles entlassen hätte, würde man sie noch besonders ers

mahnt haben; aus dem, was sie in Paris erfahren würden, keine schlimme Folge für die Societät zu befürchten, und es als die gerechte Strafe für drei Menschen anzusehen, die alles verwirrt hätten, dem Staat verderblich und Tyrannen ihrer Kollegen gewesen wären, denen sie eben so verhaßt seyn müßten als der ganzen übrigen Welt.

Was den Pabst und seine Constitution anbelangte, so nahm sich der Herzog vor, keinen Ausdruck von Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bey dem heiligen Vater zu sparen; ihm vorzustellen, daß während einer Minorität die zeitliche Gewalt eines Regenten nicht bewirken könnte, was dem unumschränkten König unmdglich geblieben war; ihn zu der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche zu ermahnen; übrigens die ganze Standhaftigkeit eines gefaßten Entschlusses blicken zu lassen, und mit einem Worte, indem man sich der ehrfurchtsvollsten Formeln bediente, den Römischen Hof selbst in Ehrfurcht zu erhalten. Die Schwachheit Clemens des Eilften, die ihn bewogen hatte, die Bulle anzufertigen, hätte ihn verhindert sie in Schutz zu nehmen; er würde sie entwedder zurückgenommen, oder als ungeschähen betrachtet haben.

Noch weniger verlegen war man gegen den Nuncius Bentiveglio, einen Mann von berühmten Sitten, der ein ärgerliches Leben führte, und ein Opernmädchen öffentlich unterhielt, von welcher er eine Tochter hatte, die wir seitdem unter dem Namen der Duval auf dem Theater gesehen haben, die aber die Pariser ihres Vaters wegen, der die Bulle nach Frankreich gebracht hatte, nie anders als die Constitution nennen wollten. Es kam bloß darauf an, den Nuncius von dem neuen Regierungsplan zu benachrichtigen, ihm seltne und kurze Audienzen zu geben, ihn gemeinlich an den Minister der auswärtigen Geschäfte zu weisen, und so wie er anfangen

sangen wollte zu sabaliren, oder in einem höhern Ton zu sprechen, ihm drohen, daß man die Zügellosigkeit seines Wandels an den Papst berichten, und ihn dadurch um den Kardinalshut bringen würde. In Verfolg dessen sollte man dem Jesuiten Lafiteau, jetzigen Bischof von Sisteron, der damals dieses Geschäft in Rom zu besorgen hatte, wo er eben so lebte wie Ventivoglio in Paris, neue Instructionen geben; die Jesuiten verwarnen, daß ihre Ausführung in Rom, in Paris und in den Provinzen bewacht werden würde; die Bischöfe jeden in seine Diocese zurückschicken; sie durch ihre Verwandten, die ihren Weg zu machen suchen, in Zaum halten, und dem Procureur General einschärfen, auf ihre Residenz zu halten; die geistliche Regel wieder in Aufnahme bringen, von der man erst seit dem Geschäft der Constitution nachgelassen hatte. Durch diese Regel war alle Correspondenz mit Rom den Geistlichen verboten. Zellier hatte die Prälaten, und selbst die Mönche von seiner Partei, davon befreit. Vorher durfte kein Bischof nach Rom schreiben, außer durch das Mittel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der die Briefe und die Antworten sehen mußte; und diese Erlaubniß wurde noch dazu selten bewilligt. Die nöthige Kommunikation wegen der Eullen und der Dispensen geschah lediglich durch die Banquiers. Der Erzbischof von Arles, Mailly, nachmals Erzbischof von Aheims und Kardinal, hatte vor wenig Jahren (1705) einen strengen Verweis bekommen, weil er von selbst an den Papst geschrieben und ein Breve von ihm empfangen hatte, ohneachtet dabei nur von einem Geschenk an Reliquien die Rede war. Der Umgang mit dem Nuncius war ebenfalls untersagt; Prälaten, Priester und Mönche sahen ihn nie, ohne dem Minister erst ihr Geschäft bekannt zu machen. Es fehlt im Frankreich nicht an guten Gesetzen; aber jeder Minister, der im Besiz der Gunst ist, macht immer eines oder

das andre derselben so geschmeidig, als es ihm zur Erweiterung seiner Macht frommt; und durch den langwierigen Druck einer Triebfeder geht ihre Schwungkraft endlich verloren.

Die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten war dem Cardinal Roailles bestimmt. Dieser Triumph des Mardochai räumte die Cardinale Rohan und Bissy von selbst aus dem Wege. Vielleicht hätten sie ohnedem nicht viel Widerstand gethan. Rohan hätte das wohlthätige Leben der großen Welt dem eitelhaften Umgang vorgezogen, den er um der Constitution willen mit einem Haufen von Pedanten haben mußte, von welchen keiner ausserdem die Schranken seiner Vorzimmer überschreiten hätte. Bissy, von dem Joch des Vater Zeller befreit, und der auf nichts mehr Anspruch zu machen hatte, wüßte die Welt gern gewöhnt haben, zu vergessen, durch welche Wege er empor gekommen war.

Diese Entwürfe konnten alle gut seyn, und der Herzog von Orleans billigte sie; aber um sie auszuführen, mußte er damit anfangen Regent zu seyn; und es hatte den größten Ansehn, daß Ludwig der Vierrhute durch sein Testament einen Regentschaftsrath, und seinen Regenten ernannte. Die größte Schwierigkeit aber war die, daß der Herzog von Orleans mehr Festigkeit und Zusammenhang im Charakter hätte haben müssen.

Der Präsident de Mairons gab ihm einen Anschlag, der Verächteres oder Tollheit zum Grund haben mußte. Er bestand darin, sobald der König die Armeen abschleusen hätte, mit gewaltsamer Hand nach dem Parlament zu marschiren, das Archiv einzubrechen, und das Testament vorzunehmen. Der Herzog dankte ihm für seinen Eifer, und verworf einen Anschlag, der die ganze Nation mit Unwillen erfüllte, und von ihm abwendig gemacht hätte.

Ein anderes Projekt wurde ihm vorgeschlagen, das er im Begriff war einzugehen, und das, mit Klugheit und mit Standhaftigkeit durchgeführt, hätte gelingen können.

Da die Dazwischenkunft des Parlaments sich erst von den zwei letzten Regentchaften herschrieb, so mußte demselben, sagte man, durch einen entscheidenden Streich die Einbildung genommen werden, als gebühre es ihm, die Regentchaft zu verleihen.

Dazu nahm man sich vor, so wie der König gestorben seyn würde, die Pairs, die erblichen Herzoge, die Kronbedienten und die Staatssekretaire in einem von den königlichen Gemächern zu versammeln. Wenn sie alle ihren Platz genommen hätten, wurde der Herzog von Orleans, mit dem Herzog von Bourbon, dem einzigen volljährigen Prinzen vom Geschlecht, dem Herzog vom Maine und dem Grafen von Toulouse an seiner Seite, in dem Tone des Vertrauens und der sichern Gewalt erklärt haben: in Rücksicht auf die dringende Nothwendigkeit für die Staatsverwaltung zu sorgen, und auf sein Recht zur Regentchaft nehme er von Stund an das Ruder der Regierung, und ersuche sie mit ihren Einsichten ihm beizustehen; daß irgend jemand sich dawider setzen wolle, oder könne, sey ihm nicht denkbar. Hätte hierauf der Herzog vom Maine, oder einer von seinen heimlichen Freunden, das Wort genommen und Widerspruch geäußert, so würden die andern dagegen einer Handlung ihren Beifall nicht versagt haben, welche ihre eigne Würde erhob, und sie aufrief, Antheil an der Regierung zu nehmen; und so wäre die kleinere Anzahl der Widersachern gedemüthigt worden.

Nach aufgesetzter Mücke, die Truppen zusammenziehen und sogleich nach dem Parlament sich verfügen, nicht um die Bestätigung der Regentchaft zu erhalten, sondern um sie zu notifizieren; den Plan, durch Konseils die Regierung zu verwalten, dort verkünden, ohne jedoch die

dazu bestimmten Personen zu nennen, und so einen jeden, durch die Furcht oder durch die Hoffnung sich den Eintritt in die Konseils zu verschaffen oder zu verderben, im Zaum halten; dem Parlament mit der Aussicht schmeicheln, daß es mit dazu gezogen werden möchte, und jene Lobspiegel verschwenden, die den Häufen so leicht überzeuget, aber in einem Tone gesagt werden müssen, der ihnen nichts als den Verfall zuläßt; sodann die Vorlesung des Testaments gebieten, um die Verfügungen, welche die Regentschaft nicht beträfen, zu bekräftigen, und das Uebrige zu annulliren: das war der fernere Gang dieses Plans. Der Herzog vom Maine, durch den Kanzler und durch den ersten Präsidenten, seine Freunde — wenn sie es anders nach dem Versailler Streich blieben — aufgemuntert, würde vielleicht unternommen haben zu protestiren; der Herzog von Orleans sollte ihm mit Stolz Stillischweigen gebieten. Von dem Polizeipräsidenten d'Argenson war man überzeugt, der hatte den Pöbel in seiner Hand, und würde dafür gesorgt haben, daß der Prinz auf dem Wege, in den Zugängen und in den Sälen des Palais mit lauten Zurufungen empfangen würde.

Reinold, Oberster von der Schweizergarde, war damals mit dem Herzog vom Maine unzufrieden. Der Herzog von Guiche, Oberster von der französischen Garde, der sich dem Herzog von Orleans um sechsmal hunderttausend Livres verkaufte, um ihn an dem Tage, wo er beim Parlament um die Regentschaft ansuchte, im Nothfall zu unterstützen, würde einem von den Pairs schon anerkannten Regenten sich wohlfeiler ergeben haben.

Der Herzog von Orleans ging, wie man sagt, noch mit der Reform einer Menge von Mißbräuchen um, mit der Abstellung der Substitutionen zu Rheimern, mit der

der allmählichen Einlösung der auf die Preise der Ämter gelegten Beschlage, (*brève de retenue*) und mit vielen andern Verordnungen, die das Publikum so sehr wünscht, und nie erlangen wird. Es ist schon lange her, daß gute Franzosen auf dem Punkte stehen, den letzten Grad des Uebels zu wünschen, aus welchem leicht die Hülfe entspringen wird ^{a)}. Ich finde zu allen Zeitpunkten die nämlichen Albernheiten, und das nämliche Geschrey; ich hoffe nicht, daß die Abstellung und verbesserten sey.

Die Königin von Polen, d'Arquien, Wittve von Johann Sobieski, ließ sich jetzt in Floz nieder. Sie hatte sich ehemals schon in Frankreich, ihrem Vaterlande, wohnen lassen, unter dem Vorwande, die Päber von Bourbon zu gebrauchen; von da wollte sie an den Hof, aber sie unterließ die Reise, als sie erfuhr, daß die Königin ihr den Vorschritt nicht bewilligen würde ¹⁾. Die

J 3

Em

^{a)} Dies ist eine von den merkwürdigen, weisenden Stellen, deren es so viele in den Schriften der guten Abtheil und der rechtschaffnen Männer aus den Zeiten Ludwigs des Aunfzehnten giebt. Es ist schon oben in einer Anmerkung gesagt worden, daß Dacles durch seinen Charakter, durch seinen Abscheu vor der Unruhe, der Intrigue, den unreinen Absichten und Mitteln der meisten Freyheitssapöt, in den Ausdrücken seines eianen rechtschaffnen Unwillens über die Zerrüttung des französischen Staats vorzüglichen Glauben verdient, und einen besondern Eindruck machen muß. Endlich und unamenschlich ist das Bestreben einzelner Schriftsteller, die Greuel des seit Ludwig dem Vierzehnten kindisch gewordenen Despotismus zu beschönigen, und die französische Revolution als ein vermeidliches Uebel vorzustellen; und ein hoher Grad von Verblendung oder von Gefühllosigkeit geodt dazu, die allgemeine Stimme eines ganzen Volks und des aufklärerischen Volks in Europa tönen zu lassen, oder über einzelne zweydeutige Töne zu verfahren und zu verfechten.

¹⁾ Maria Conjaque, Königin von Polen, hatte ihn an ihrem Hochzeitsage von der Königin Mutter Ludwigs des Vierzehnten erhalten.

Empfindlichkeit machte sie zur Feindin von Frankreich, sie hatte großen Antheil an der Augsburger Ligue. Nach Sobieskis Tod ging sie nach Rom, wo sie wieder wegzuging, weil man ihr nicht die nämliche Behandlung des willigen wollte, welche Christine, Königin eines erblichen Staats, gehabt hatte, und sie schlug nun (1714.) ihre Wohnung in Blois auf.

Ihre Schwester, welche den Marquis von Bethune heirathete, war die Großmutter der Mareschale von Belle Isle.



Zweites Buch.

Ghe wir uns in die Erzählung der Begebenheiten der gegenwärtigen Regierung einlassen, wollen wir einige Züge aus dem Privatleben Ludwigs des Vierzehnten anführen, aus denen man ihn besser erkennen wird, als aus den Gemälden, bei welchen Leidenschaft für oder wider ihn den Pinsel geführt hat. Sein Wuchs, sein Anstand, seine Schönheit in seiner Jugend, seine edeln Züge in einem spätern Alter, die natürliche Anmuth seines ganzen Wesens, die Würde in seinen Reden, die Majestät in seiner Person, das alles würde ihn an jedem Hofe ausgezeichnet haben. So war das Aeußerliche Ludwigs des Vierzehnten, dessen Ueberreste ich in meiner Kindheit gesehen habe. Nun haben wir sein Inneres zu betrachten. Sein Verstand war richtig, sein Urtheil gerade, er hatte einen natürlichen Geschmack für das Schöne und Große, er wollte das Wahre und das Rechte. Eine sorgfältige Erziehung konnte seinen Geist durch Kenntnisse erweitern, man dachte auf nichts, als ihn einzuschränken, sie konnte sein Urtheil schärfen durch Übung in den Geistesarten, man suchte nichts, als es zu verfinstern, indem man ihn von aller Arbeit entfernt hielt; sie konnte seinen Charakter ausbilden oder bessern, man wünschte nichts, als daß er keinen haben sollte. Seine Mutter, gleich begierig und unfähig zu herrschen.

herrschen, selbst von dem Kardinal Mazarin unterjocht, bestrebt sich, die Kindheit ihres Sohnes ewig wahren zu lassen, und er war bis in sein drey und zwanzigstes Jahr bloß das Bild eines Königs. In der größten Unwissenheit erzogen, erwarb er keine von den Eigenschaften, die ihm fehlten, und behielt nicht einmal alles, was er von der Natur empfangen hatte.

Nach dem Tode des Kardinals Mazarin verkündigte Ludwig, daß er nun selbst regieren wollte; wie er nicht mehr förmlich und offenbar gemeißelt wurde, glaubte er zu herrschen. Allen Gattungen von Verführung ausgesetzt, ließ er sich überreden, daß er vollkommen wäre, und von der Zeit an war jeder Unterricht bey ihm verloren. Er gab immer den Antrieben seiner Maitressen, seiner Minister, oder seines Beichtvaters nach. Er glaubte einen slavischen Gehorsam gegen seinen Willen zu erblicken, und er wurde nicht gewahr, daß man ihn wollen machte. Zuweisen ging es darum nicht schlimmer. Colbert zum Beispiel läßt das Amt des Oberaufsehers der Finanzen einstellen, und der König glaubt sie selbst zu verwalten, weil er alle Unterschriften über sich nimmt, die Fouquet besorgte. Indessen bemächtigt sich Colbert glücklicher Weise der wahren Verwaltung. Er stellt die Einnahme auf gleichen Fuß mit der Ausgabe, bildet eine Marine, erweitert die Handlung, gründet und vervielfältigt, vielleicht zu sehr, die Manufakturen, muntert die schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit und die Künste auf. Alles blüht, in dem Augenblicke ist es das Zeitalter Augusts: nun aber die andre Seite des Bilds.

Louvois, ein Mann mit einem mächtigen, aber wilden Geiste, beneidet die Verdienste und das Ansehen Colberts, er veranlaßt einen Krieg, weil der Krieg sein Departement ist. Er beredet den König, ohne Rücksicht auf die feyerlichsten Renunciationen, sich der Franzen Comte

Comte, und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Dieser Krieg zieht nach einander mehrere nach sich, die Louvois mit einer unseligen Kunst zu verewigen wußte. Der Krieg von 1688 schrieb sich von der gereizten Empfindlichkeit des übermüthigen Ministers her. Der König ließ Trianen bauen; Louvois, der Colbert in der Oberräuficht über die Gebäude nachgefolgt war, besleitete den König, dem diese Arbeiten Zeitvertreib machten. Ludwig bemerkte, daß eines von den Fenstern nicht so viel Oefnung hatte, als die andern, und sagte es zu Louvois. Dieser gab es nicht zu, und bestand hartnäckig auf seiner Meinung gegen den König, der die feins nicht aufgab, und ungeduldig über den Streit, die Fenster messen ließ. Es fand sich, daß er Recht hatte, und der König, den das Hin- und Herreden schon aufgebracht hatte, sagte Louvois in Gegenwart aller Arbeiter hatte Dinge. Haman 1), auf diese Art gedemüthigt, ging voll Wuth im Herzen nach Hause, da machte er seinem Zorne Luft vor seinen Vertrauten, den beiden Colbets, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Rogent. Ich bin verloren, rief er aus, wenn ich diesem Menschen keine Beschäftigung gebe, der über Erbärmlichkeiten außer sich kommt. Es giebt nichts als den Krieg, um ihn aus seiner Bauerrey herauszureißen, und bey Gott, den soll er haben, da er ihm oder mir so nothwendig ist.

Die augsbürger Ligue war damals im Werden, und man konnte sie durch politische Maasregeln noch zerreißen. Louvois blies das Feuer an, das er auslöschen konnte, und Europa gerieth in Brand, weil ein Fenster zu breit oder zu schmal war. Das sind die großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen. Louvois war der Urheber des Despotismus der Staatssecreteire; man muß

zwey

1) Unter diesem Namen hat ihn Racine in seinem Treuerspiel selber bezeichnet.

zwei Menschen in ihm unterscheiden. Um einen Krieg glücklich zu führen, war er unstreitig ein vorzüglicher Militär, was er that, um die Belagerung von Gent gesinnig zu machen, wird von allen Kammern des Kriegswesens bewundert; aber als Bürger war er ein Ungeheuer. Er hätte seinem Ehrgeiz, seiner Laune, der geringsten Aufwallung seiner Eigenliebe den Staat geopfert. Was verschlagen uns wohl Fäbilitäten, deren unglückliche Anwendung man uns hätte ersparen können? So oft ich in der Geschichte eine schwallige Lobrede auf einen Fürsten oder einen Minister treffe, so oft mache ich mich auf Unfälle im Staat gefaßt. Wir bewundern einige ihrer Operationen, und hören das Wehklagen der Unglücklichen nicht mehr, die sie dazu gemacht haben, und die unsre Väter waren. Warum ziehen wir diesen glänzenden und verderblichen Meteoren die Verwaltung eines rechtschaffnen Mannes nicht vor, der den Staat als eine Familie, wovon er einen Theil macht, ansieht, und stirbt, ohne den Geschichtschreibern einen ansehenden Stoff für ihre Leier zu hinterlassen? Wenn die Zeit mir erlaubt, diese Memoiren bis auf unsre Tage fortzuführen, so werde ich von Ministern zu sprechen haben, die eben so strafbar waren, als Leuvois, und denen ich nicht den nämlichen Ruhm werde belegen können. Sein Vaster, der Kanzler le Tellier, kannte die Fähigkeit seines Sohns und die Meinung des Königs von den feingigen; er schlug ihn vor als einen jungen Mann von gutem, obs wohl etwas langsamem Verstand, der aber zur Arbeit geschickt, und fähig zum Lernen wäre, wenn Seine Majestät sich die Mühe gäbe, ihn zu leiten. Dem Könige schmeichelte die Ehre, Schüler zu seyn, er gab dem jungen Leuvois Unterricht, den dieser als Neuling empfing. Seine Fortschritte giengen stufenweise, aber schnell. Von Ludwigs fester Ueberzeugung, daß er es wäre der aller thätigste, wurde es dem Minister leicht, alles geschehen zu lassen,

sen, was er wollte. Er machte sich zum unumschränkten Herrn des Militärs; und da das Aeußere der Macht oft das Wesen derselben nach sich zieht, so machte er sich Würden und Vorrechte an, die bis dahin unbekannt gewesen waren. Er unterwarf die Feldherrn dem Befehle, ihm persönlich Bericht zu erstatten. Der Vicomte von Turenne war der einzige, der durch sich selbst eine zu starke Existenz hatte, um sich nach dieser Regel zu fügen, und eine unmittelbare Korrespondenz mit dem König selbst behielt; indessen sah der Minister doch alle Briefe, und beschiede mit dem Könige die Antworten.

Von einem mächtigen Minister gilt eine Prävention sogleich für ein Recht, und der anmaßliche Besitz bedingt es so gut, daß der elendeste von den Nachfolgern, in welchem Departement es sey, es ungestört genießt, und frey mißbrauchen kann.

Louvois würdigte Handlung gab seiner Günst den ersten Stos. Als ihm der König, nach dem Tode der Königin 1), seine Absicht, die Frau von Maintenon zu heirathen, anvertraute, unterließ er nichts, um ihn davon abzuwenden, und wie er sehen mußte, daß es ein gefaßter Entschluß war, drang er dem Könige wenigstens das Versprechen noch ab, daß die Ehe nie deklarirt werden

1) Sie starb den 30. Julius 1683. Einige sehen die Heurath des Königs mit der Frau von Maintenon in das Jahr 1686; sie scheint aber früher gewesen zu seyn. Ludwigs hatte noch Bedürfnisse, war fromm, und Frau von Maintenon zu sehr prüde und zu ehrgeizig, um nicht tugendhaft zu seyn. Die Marchale von Noailles, Mutter des jetzigen Marchals, war von der Nothwendigkeit einer zweiten Ehe so überzeugt, daß sie nach dem Tode der Königin zur Frau von Montaran wurde: Man muß sich eilen, diesen Menschen standesmäßig zu vermählen; sonst heirathet er uns noch das erste Waschermaiden weg, das ihm anstehen wird. Die Marchale hat das nämliche zu mehreren Heuren gethan, unter andern zum Präsidenten. Demaulx, von dem ich es gehört habe.

den sollte. Die Ceremonie wurde in einer Cabinetskapelle verrichtet, durch den Erzbischof von Paris, Harlan, in Gegenwart von Louvois, Montchevreuil und Fontenay, erstem Kammerdiener; dieser mußte zugleich Messe dienen, und der Pater la Chaise las sie.

Einige Zeit darauf erfuhr Louvois, daß die Heurath declarirt werden sollte. Er benachrichtigte den Erzbischof davon, der das Wort des Königs mit ihm zugleich erhalten hatte, und bat ihn, sich mit ihm zu vereinigen, um dem König seine gegen sie eingegangene Verbindlichkeit vorzustellen. Noch vor der Ankunft des Prälaten warf sich Louvois dem Könige zu Füßen, beschwor ihn, lieber ihm das Leben zu nehmen, als die Krone mit dieser Schande zu bestecken. Ludwig wollte ihn von sich entfernen, aber Louvois drückte ihm die Knie, und ließ nicht von ihm ab, bis er eine Verstätigung seines Wortes von ihm erhalten hatte, die der Erzbischof, welcher nachher auch kam, sich wiederholen ließ. Frau von Maintenon setzte vergebens alle Triebfedern der Verführung in Bewegung; der König bat sie, nicht mehr davon zu sprechen. Man begreift, welcher Groll in ihr zurückblieb; sie beschloß Louvois' Untergang, bereutete die Mittel, und lauerte auf die Gelegenheit.

Die Greuel, welche 1689. in der Pfalz verübt wurden, erregten einen allgemeinen Unwillen. Frau von Maintenon hatte nicht nöthig, die Abscheulichkeit davon zu übertreiben; die Religion war dabei unnöthig, die Menschlichkeit allein reichte zum Thema hin. Nach dem Louvois Worms und Speyer hatte in Brand stecken lassen, that er noch den barbarischen Vorschlag, Trier anzuzünden, um die Feinde zu verhindern, ihren Waisensplatz aus dieser Stadt zu machen. Der König war davon empört und verbot es. Zwen Tage darauf erneuerte Louvois den Angriff, und sagte zum König: eine gewissenhafte Evidenzlichkeit halte ihn ohne Zweifel ab,
im

in die Ausführung von Trier einzumilligen; da aber Krieg und Mitleiden zwei unvereinbare Dinge wären, so hätte er, Louvois, um das Gewissen seines Königs zu erleichtern, das Ganze auf sich genommen, und den Befehl zu dieser militärischen Execution abgehen lassen. Der König, der sich sonst so gut zu beherrschen wußte, gerieth hier vor Zorn außer sich, hob eine Feuerzange auf, und wollte den Minister damit schlagen. Frau von Maintenon wirt sich dazwischen, und läßt den erschrocknen Minister entfliehen. Der König ruft ihn zurück, und mit glühenden Augen sagt er: Fertigen Sie einen Courier ab, er komme zur rechten Zeit an; wenn ein einziges Haus verbrannt ist, so wird Ihr Kopf dafür stehen. Es bedurfte keines zweiten Couriers, der erste war nicht abgegangen. Seine Depeschen lagen in Bereitschaft; aber Louvois, den die Art, wie sein erster Vorschlag aufgenommen worden war, warnen mußte, auf seiner Hut zu seyn, hatte die Absendung verschoben, bis der Versuch gelungen seyn würde. Beim Könige galt sie aber für geschehen, und er glaubte, daß der Courier abgienge, um die Vollstreckung des blutigen Befehls, den ein früherer mitgenommen hatte, zu verhindern.

Louvois fiel indessen immer mehr bei dem Könige; geringfügigere Umstände machten das Maas voll, und losdennwürdige Handlungen des Ministers vermehrten zuweilen die Erbitterung der Frau von Maintenon. Hier ist ein Beispiel von beyden.

Der König wollte die Belagerung von Mons in eigener Person unternehmen. Louvois, der mit den Kaspiaken sehr richtig nur den nothwendigen Aufwand zu bestreiten wünschte, rieth den König ab, die Frau von Maintenon und ihre Vertrauten mitzunehmen, und Ludwig reiste allein. Während der Belagerung fand er, im dem er eines Morgens um das Lager herum gieng, eine

I. Theil.

S

Kavallerie

Kavalleriewache, die ihm schlecht postirt schien, er postirte sie anders. Den Nachmittag fand er die nemliche Wache am andern Posten, und fragte den Officier: wer sie dahin postirt hätte. Er antwortete: Herr von Louvois hätte es gethan. Haben Sie ihm denn gesagt, daß ich sie postirt habe? — Ja, Eure. — Was sagen Sie zu Louvois, sprach der König zu seinem Befolge, der den Krieg besser verstehen will, als ich? Der Minister mochte hierinn Recht haben oder nicht, so mußte er damit nicht so öffentlich prangen. Auf den König schien es tiefen Eindruck gemacht zu haben; denn er gedachte des Vorfalls noch nach Louvois Tod.

Nach der Zurückkunft von Mons, fuhr der König zwar fort mit seinem Minister zu arbeiten, aber mit einer Kälte, einer Verdrüßlichkeit, welche sichere Vorboten einer Ungnade waren, der Louvois Tod nur zuvorkam. Am 16ten Julius, mitten in der Arbeit mit dem König, bey der Frau von Maintenon, fand er sich auf einmal so übel, daß er bloß die Zeit hatte, sich wegzubegeben, und nach Hause zu gehen. Sein Sohn, den er sogleich verlangte, eilte herbey, und fand ihn tod 1).

WIS

1) Aus der Oeffnung des Leichnams ersah man, daß er vergiftet worden war, und man behauptete, daß das Gift in einen Löffelbecher geschüttet worden war, den er immer auf seinem Kammin hatte, und aus welchem er trank, wenn er sich von der Arbeit erholen wollte. Da es damals sehr warm war, hatte er einen Schluck von dem Wasser getrunken, eh er zum König gieng. Ein Frossteur wurde arreirt, aber nach zweien Tagen wieder auf freyen Fuß gesetzt, und die Familie beobachtete hierüber eine Art von Stillstehenden, die zu vielen Reden Anlaß gab. Das Geiz war sehr schon noch, als der furchtbare Todesfall eines Hülfsansehen Dreyes, Ercent, der des Louvois gebieter hatte, und des seinem Sohn, Barbezieux, geliebet war, es wieder erweckte. Ercent hatte schon seine Stube eingeschlossen, und schrie, wie von Juckungen und diesem Wesen geplagt.

Als es der König erfuhr, ließ er Chamlay kommen, und bot ihm die Stelle als Staatssekretair beim Kriegssdepartement an, ohngeachtet Barbesieux seit sechs Jahren, die er unter seinem Vater arbeitete, die Anwartschaft darauf hatte. Chamlay hatte immer den Ruf des besten Quartiermeisters gehabt, der in einer Armee seyn konnte. Alle Generale bewarben sich um ihn, der König, und was noch mehr war, Turenne selbst schätzte ihn, und er war darum Louvois nicht weniger werth gewesen: ein Beweis, daß er allen unentbehrlich war. Der König, der keine bessere Wahl treffen konnte, drang sehr in ihn, das Departement zu übernehmen. Aber Chamlay machte Barbesieux Ansprüche geltend; und sagte endlich: wenn Ihre Majestät dem Sohn die Stelle durchaus nicht geben wollen, so stehe ich, daß Sie jeden andern als mich ernennen, denn ich kann mich mit dem Raub seines Vaters, der mein Freund und mein Wohltäter war, nicht schmücken. Chamlays Handlung setzte alle Welt, außer ihn, in Erstaunen; er verwunderte sich blos über die Lobprüche. Ein solcher Zug verdient seine Stelle in der Geschichte. Diese Memoiren werden von ähnlichen Thaten nicht überladen seyn. Barbesieux wurde am nämlichen Abend ernannt. Er war noch nicht majorenn; aber so wie sich der König einbildete, Schöpfer des Vaters gewesen zu seyn, so erklärte er auch, daß er den Sohn ebenfalls bilden wolle. Er hatte vielen Verstand, und eine Leichtigkeit für die Arbeit, die fruchtlos wird, wenn kein Zusammenhang und kein Fleiß dabey ist. Er war zehn Jahr mit dem Titel eines Ministers geschmückt, von den Geschäften verfolgt,

R 2

und

plagt, ohne seine Thüre öffnen zu wollen; denen, die ihm Hülfen bringen wollten, rief er zu, er habe was er verdiene; und als man endlich die Thüre aufgethan, gab er seinen Gruß auf. Das Gerücht von dieser Begebenheit wurde eben so sorgfältig erstickt als das erste; tausend argwöhnische Vermuthungen entstanden, aber man mußte nicht, auf wen sie fallen sollten.

und den Vergnügungen nachlaufend, die ihn endlich umbrachten. Nach seinem Tode (1701.) bekam Chamillart, der schon die Finanzen hatte, das Kriegsdepartement dazu. Als ihn der König ernannte, erklärte er sich wieder, wie er bey Barbesieux gethan hatte; aber diese Schöpfung war schwerer: Chamillart hatte Barbesieux Verstand nicht, und bey Tugenden, die Louvois gefehlt hatten, vermiste man in ihm die Talente dieses Ministers. Man hat gesehen, wie und warum er der Frau von Maintenon aufgefertigt wurde.

Der Krieg hatte seit Louvois Tode sechs Jahre noch ganz glücklich fortgewährt, aber der Staat war darum des Friedens nicht minder bedürftig geworden. Durch den Ryswiker Traktat kam dieser zu Stande, und Ludwig wurde gezwungen, das Projekt Jacob den Zweiten wieder auf den Englischen Thron zu setzen, aufzugeben, und den Prinzen von Oranien, unter dem Namen Wilhelms des Dritten als König von England anzuerkennen. Desto mehr Haß gegen diesen Fürsten behielt er in seinem Herzen; den ersten Grund zu dieser eingewurzelten Leidenschaft hatte der Prinz von Oranien, Enkel Königs Karl des Ersten von England, durch seine Weigerung, die natürliche Tochter Ludwigs und der Herzogin von la Valliere zu heurathen, gelegt. Ludwig begriff nicht, wie ein Prinz von Oranien eine solche Verbindung verschunden konnte. Wilhelm hatte erst alles angewandt, um den König zu versöhnen; als aber seine Bemühungen umsonst waren, sagte er: Wenn ich seine Freundschaft nicht erlangen kann, so will ich wenigstens seine Achtung erzwingen. Er verdiente sie in mancher Rücksicht, und sprach immer sehr würdig von Ludwig dem Vierzehnten. Ein junger Lord, der von Frankreich zurückkam, sagte zu Wilhelm: was ihm an Ludwigs Hof vorzüglich aufgefallen wäre, sey das gewesen, daß dieser König eine alte Maitresse (Frau von Maintenon) und einen

einen jungen Minister (Barbeseur) gehabt hätte. Dar- aus mußten Sie abnehmen, junger Mann, antwor- tete der König, daß er keines von beynen bedarf 1).

Es mußte Ludwig bekannt seyn, wie viel Unterhand- lungen es gekostet hatte, den Frieden zu bewürken, und den Herzog von Savoyen zu gewinnen, der durch Louis vois Stolz so erbittert worden war. Er mußte wissen, daß durch den Frieden nicht jeder Groll vertilgt wird. Anstatt die Frist zu benutzen, um das leidende Volk zu erleichtern, und den übeln Folgen des Kriegs abzuhelpen, gab man in Compiègne das Schauspiel eines Darius, Pas- gere; und dieses Bild des Kriegs erforderte den näm- lichen Aufwand, wie die Wirklichkeit.

Seitdem der König auf die Selbstregierung Ans- spruch gemacht hatte, war kein Prinz vom Geblüt mehr zum Staatsrath gezogen worden. Er wollte niemanden erheben, den er nicht eben so gut vernichten als erschaffen konnte. Ein begünstigter Minister war alles; ein gestürz- ter, nichts. Der erste Marechal von Valeroi, gewesener Hofmeister Ludwigs des Vierzehnten, sagte darüber ein Sprichwort, das desto mehr Ausdruck hatte, je niedri- ger es war. Man muß, sagte er, den Ministern, so lange sie ihren Posten haben, den Nachtopf halten, und wenn sie herunter sind, über den Kopf schütten. Ferner sagte er: sobald ein neuer Finanzminister aufkömmt, so

S 3

mag

1) Immer war Wilhelm nicht so behutsam gewesen. Noch als Erb- farchalter wohnte er einmal der Vorstellung eines Schauspiels bey, das mit einem Prolog zu seinem Lobe anfangen sollte; kaum hatte er die ersten Worte gehört, so schickte er den Schauspieler wie- der hinein, und sagte: Der Schurke verwechselt mich mit dem König von Frankreich. Man hatte einen Verdacht, daß dieser Auftritt verabredet seyn mochte. Noch beleidig- der war etwas, das der Prinz, Eugen that. Er lud nach der Schlacht bey Hochstädt die Französischen Gefangenen zu einer Oper ein, und anstatt eines zusammenhängenden Stücks ließ er fünf Prologe von Quinault, voll Lobeserhebungen auf Ludo- wig den Vierzehnten, singen. Sie sehen, sagte er zu den Fran- zosen, wie gern ich das Lob Ihres Herrn singen höre.

mag er sehn, wer er will, ich fange gleich damit an, mich für seinen Diener, seinen Freund, und auch wohl ein wenig für seinen Verwandten zu erklären. Das sind große Eigenschaften für einen Hofmann; ich zweifle, ob sie dem Erzieher eines Königs ziemen.

Ludwig liebte bloß die Gattung von Verstand, die zur Annehmlichkeit seines Hofes, zu seinen Vergnügungen, seinen Feten, dem Glanz seiner Regierung beytragen konnte, mit einem Worte, bey welcher er weder Verlegenheit noch Eifersucht empfand. Er nahm Moliere gegen die Eizotterie in Schutz; damals aber war die Fehlmöglichkeit, die wahre oder die falsche, noch nicht bis zu dem Hof gedrungen. Bey Menschen, die sich ihm näherten, und im Falle waren, ihn zu beurtheilen, zog er die Unterwürfigkeit den Einsichten vor, und sagte selbst zuweilen, daß er sich vor Geistern fürchtete. Diese Furcht ist bey den Fürsten und bey denen, die ihre Person vorstellen, nicht ungeröhnlich, wenn sie nicht selbst Geist genug haben, um die Vergleichung nicht zu scheuen. Er fand ein kindisches Wohlgefallen daran, Menschen, die er anblickte, die Augen niederschlagen zu sehen. Alles beugte sich vor einem Monarchen, dessen stärkste Leidenschaft war, unangesehen zu seyn, und es zu scheinen. Sein Sohn, ohne allen Einfluß, wurde stets von ihm eben so sehr in Furcht als in Ehrerbietung erhalten. Jedes Verdienst, das ihn selbst drängen konnte, machte ihn scheu. Als sein Bruder, Monsieur, einen Sieg bey Cassel erfochten hatte, bekam er einen kalten Lobspruch, und commandirte nicht mehr. Er unterließ nichts, was eine Art von göttlicher Ehrfurcht für seine Person einflößen konnte. Wenn Monsieur bey der Mittagstafel seine Aufwartung machte, mußte er stehen bleiben, bis ihm der König befahl, sich auf einen Essel zu setzen; zuweilen ließ er ihn mit am Tisch niedersitzen, aber da mußte er gekommen seyn, eh der König schon saß. Drückte Ludwig die Großen seines Hofes

Hofs mit dem Gewicht seiner Majestät, so legte er sie unter seinen innern Hausbedienten desto williger ab. Kein Herr war je so leicht zu bedienen, er ließ seinen Leuten gern eine Art von Familiarität zu, und viele wußten sie sehr geschickt zu benutzen; es war nicht gleichgültig, sie zu Freunden zu haben. Sie haben manches Menschen Glück gemacht und gestürzt, und vielleicht verhält es sich so an allen Höfen. Ludwig sah es gern, wenn die Vornehmen ihnen mit besondrer Achtung begegneten. Er schickte einmal einen Hofkavaliere mit einem Briefe an den Herzog von Montbazon, der Herzog empfing ihn, wie er sich eben zur Tafel setzen wollte, und zwang ihn, im Angesichte der ganzen Gesellschaft, den ersten Platz am Tisch zu nehmen, begleitete ihn auch bis in den Hof als einen Abgesandten des Königs. Ein solches Uebermaas konnte freylich der Monarch nicht erwarten, und ein andrer möchte es für Spott aufgenommen haben, er aber bewies, daß er es Dank wußte, indem er zuweilen wieder mit Wohlgefallen dieses Zugs gedachte.

Alles was Ludwig den Vierzehnten an einen Zeitpunkt von Schwäche in der Regierung erinnern konnte, empörte seinen Geist. Das machte ihm den Aufenthalt in der Hauptstadt immer unangenehm, weil er sie als Kind während der Unruhen der Fronde hatte räumen müssen. Dieser Widerwillen gegen Paris hat dem Könige viele Millionen gekostet, die verwandt wurden, um das prächtige und traurige Versailles aufzubauen, das man damals einen Günstling ohne Verdienst nannte; Reichthümer und Meisterstücke von gutem und von schlechtem Geschmack wurden da auf einander gehäuft. Indem er vor dem Anblicke des Volks stand, dessen Elend seine Augen verwundet hätte, verlangte er, daß sein Hof nicht minder zahlreich und glänzend seyn sollte. Er merkte sehr genau auf die fleißigen Erscheinungen oder auf die öfteren Abwesenheiten der Hofleute. Wenn man für ein

nen Menschen, der für den Hof gemacht war, und sich selten einfaud, um eine Gnade bat, so gab er keinem andern Grund seiner Weigerung an, als daß er ihn nie sehe, und also nicht kenne. Wenn er jemanden, der nicht von seinen innern Vertrauten war, anredete, so war es eine Auszeichnung, die für die Neuigkeit des Tages galt. Er wählte unter denen, die sich vorstellten, um nach Marly zu folgen; aber er wollte, daß man sich darum bewerben sollte, wenn man es auch nicht erhielt.

Ohngeachtet Ludwig seine Hauptstadt nicht bewohnte, so wollte er doch von allem, was darinn vorgien, unterrichtet seyn; und die dunkeln Berichte der Polizey waren oft Delationen. Eine andre Art von Inquisition, deren Erfinder Leuveau war, und die sich erdachten hat, war die Verlegung des Geheimnisses der Posten, ein Verbrechen gegen die öffentliche Treue. Jeder Bürger ist schuldig von seinen Handlungen Nachricht zu geben, die Regierung hat das Recht, sie zu bewachen, aber auf den geschriebnen Gedanken hat sie keines, und ein Brief ist der geschriebne Gedanke. Man darf nicht hören, was einem Freund ins Ohr gesagt wird. Man darf hierin die Freiheit eines Bürgers nicht antasten, als wenn er sich mit Recht dem Staat verdächtig gemacht hat.

Noch ein anderer Bewegungsgrund entfernte Ludwig den Pöbel aus seiner Hauptstadt; er fürchtete anfangs, das Uergerniß seiner Liebeshändel den Augen der Pürgerchaft blos zu stellen; es ist die einzige Classe in der Gesellschaft, wo die Unständigkeit der Sitten sich erhält, oder damals wenigstens noch erhalten hatte. Aber bald ward er dieser Behutsamkeit überdrüssig. Frau von la Bakerie war die erste deklairte Maitresse, und er machte sie zur Herzogin von Beaujour. Sie war ein sanftes Weib, unfähig Böses zu thun oder auch nur sich zu rächen; indem sie sich von ihrer Schwachheit für den

König hinreissen ließ, weinte sie noch um ihre Jugend, Ihr Gewissen noch mehr als der Kummer, den eine Reisedienerin ihr machte, trieb sie in das Karmeliterinnenkloster, wo sie sechs und dreißig Jahre in der härtesten Ruhe verlebte. Sie hatte den Hof noch nicht verlassen, als die Marquise von Montespan ihr das Herz des Königs schon geraubt hatte 1).

Das Vergerniß eines doppelten Ehebruchs fiel auferordentlich auf, und der König bekümmerte sich so wenig darum, daß er auf seinen Feldzügen und in die Gränzen führte seine beiden Maitressen, in einem und demselben Wagen als die Königin, mitnahm. Das Volk lief in Menge herbei, um, wie es sagte, die drei Königinnen zu sehen. Ludwig schonte nichts mehr. Der Hof wurde den der neuen Favoritin gehalten. Die Niederkunft der ersten war heimlich gewesen, ob man sie gleich wußte; bei der zweiten beobachtete man das Geheimniß nicht mehr. Die Marquise von Ebange, ihre Schwester, machte die Honneurs bei den glänzenden Feten, die der König

K 5

ohne

1) Die Marquise widerstand anfänglich den Vorschlägen des Königs, und rieth ihrem Mann an, sie auf ihre Güter zu bringen. Montespan bestand darauf, am Hofe zu bleiben, und als seine Frau den Verfolgungen des Königs unterlegen war, rurde er nach Gouenne exilirt, nachdem er einige Zeit für die Bedenken, die er sich erlaubte, und für die Ehrlichkeit, die er begien, als Wittwer Trauer anzulegen, in der Fassade gewesen war. Die Frau legte ihrerseits das Wappen und die Wurz ihres Mannes ab, und nahm die ihres Hauses, sie war ein Rochecouart. Frau von Maintenon folgte nachher diesem Beispiel, und es ist in unsern Tagen auch nachgeahmt worden. Weil der König die Frau von Montespan nicht glaubte zur Herzogin machen zu können, so laßte ihr Mann lebte, den er nicht zum Herzog machen wollte oder durfte, und der sich gemeinert hätte, es durch einen solchen Kanal zu werden, so ernannte er sie zur Oberaufsichterin vom Hause der Königin, und gab ihr durch dieses Mittel das Recht des Essens 2). Man ist seitdem in ähnlichen Fällen nicht so verlegen gewesen.

Die

2) Es gebührt nur den Herzoginnen am Französischen Hof auf Essen, (Tabourets) zu sitzen.

ohne Unterlaß gab. Die Äbtissin von Fontevrauld, eine andre Schwester voll Verstand, Grazie und Gelehrsamkeit, von ihrem ganzen Orden geliebt und geschätzt, erhielt durch ihr Beispiel die Regel in ihrem Kloster, so lange sie darin war; aber sie kam zuweilen, und zeigte ihren Schleier und ihr Kreuz an diesem Hofe der Bosheit. Niemand fand etwas unanständiges dabei, und man hätte sich davon erbauen lassen, wenn der König es gewollt hätte. Wüthlich ist er der einzige Fürst, dessen Beispiel nicht das Gesetz gab für die öffentlichen Sitten. Die ausschweifendsten Hofleute waren doch zu einer Art von äußerlicher Anständigkeit gezwungen, oder sie liefen Gefahr ihm zu mißfallen. Einige wagten es nicht einmal im Herzen, ihren Herrn zu beurtheilen. Sie eheuten in ihm, was sie nachzuahmen sich selbst zum Verbrechen ausgelegt hätten, gewissen Heiden gleich, die von der Reinigkeit ihrer eignen Sitten nicht abgehalten wurden, einen Jupiter anzubeten, der Mädchen verführte, und Ehebruch trieb.

Die Marquise von Montespan verband mit ihrer Schönheit und einer Wendung des Verstandes, die, wie man sagte, damals den Rochefoucaults eigen war, sehr viel Hochmuth und Eigensinn, und wurde von Launen beherrscht, die den König selbst nicht schonten. Die Königin erfuhr ihren Hochmuth öfters, und sie sagte zuweilen: Diese . . wird mir noch das Leben kosten, dahingegen die Herzogin von la Valliere, durch ihre Ehrerbietung, ihre Untertänigkeit, ihre Beschämung sogar, sie gleichsam um Verzeihung bat, daß sie geliebt wurde; die Königin hatte sie auch immer mit Güte behandelt 1).

Ich

Die Stelle einer Oberauffseherin war für die Gräfin von Coiffons (Mancini) errichtet worden, sie wurde nachher gezwungen, ihre Dimission zu geben.

1) Als die Königin sie im Kloster besuchte, wollte sie, daß sie nach ihrem Rang als Herzogin sich setzen sollte, aber sie bat die Königin

Ich spreche nicht von der Frau von Fontange, deren Leben so kurz war. Ich erneure die Gerüchte über Frau von Soubise nicht, die sie selbst durch ihre übertriebenen Bemühungen, sie zu entfernen, verstärkte. Ich gedenke der Galanerien des Königs nur um ihn und seinen Hof treffender zu schildern. Ich werde mich bey dem Anfang von dem Glück der Frau von Maintenon nicht aufhalten, der durch so viele Memoiren so bekannt ist. Ich werde nur die Veränderung der Scenen betrachten, die durch sie oder auf ihre Veranlassung am Hofe vorgieng.

Der Hof war galant gewesen, so lange diese Liebeshändel den König beschäftigten; sobald der Reichsvater sich seiner bemächtigt hatte, verwandelten sich die Höflinge in Kopfhänger und Heuchler. Man hatte sich zu den Feten, zu den Schauspielen gedrängt, jetzt lief man in die Kapelle; aber der König war immer die Gottheit, deren Dienst die neue Weise ferrete. Es lag nur an ihm, diese Feyerung zuweilen selbst zu machen. Einmal, da der König in die Nachmittagskirche gehen sollte, waren die Gallerien angefüllt mit frommen Herren und Damen vom Hof. Brissac, Major von der Leibgarde, kommt in die Kapelle, und ruft laut gegen die Garden, daß der König nicht kommen würde. Die Garde entfernt sich, und im Augenblick sind die Gallerien leer, niemand bleibt, als die Marquise von Dangeau und drey oder vier andre Weiber. Eine Viertelstunde darauf postirt Brissac die Garde wieder in die Kirche. Der König kommt an, und verwundert sich über die ungewöhnliche Einöde; Brissac erzähle ihm die Ursache, der König lacht, und vielleicht entschuldigte er die Gleichgültigkeit, die man gegen den

Gotz

main, sie dieser Ehre zu überheben, die sie an ihre Schwachheit erinnerte. Ich bin Nonne, sagte sie, und darf nichts weiter seyn. Als sie den Tod ihres Sohns, des Herzogs von Berry, erfuhr, so muß ich, sagte sie, um seinen Tod weinen, ehe ich noch aufgehört habe, über seine Geburt zu weinen.

Gottesdienst zeigte, um der Ehrerbietung und der Furcht willen, die man gegen seine Person bewies.

Wie der König angefangen hatte, sich zur Frömmigkeit zu neigen, trieb ihn die Frau von Maintenon nach und nach immer mehr dahin. In den unangenehmen und untergeordneten Lagen, worinn sie ihr Leben zugebracht hatte, war die Prüderie ihr besonders Studium gewesen; es war nicht davon die Rede diese Rolle zu verwechseln in einem Alter, wo so viele andre Weiber sie aufnehmen. Sie konnte auch nur durch dieses Mittel sich des Königs versichern. In der Dürftigkeit geboren, war sie oft, um sich herauszuziehen, gezwungen gewesen, sich nach verschiedenen Charakteren zu schmiegen. Diese Gewohnheit war ihr bei dem König von großem Nutzen. Sie wußte, daß es die Schwachheit dieses auf seine Gewalt eifersüchtigen Fürsten war, zu scheinen, als ob er alles durch sich selbst thäte; daraus zog sie selbst die Mittel ihn wollen zu machen, was sie wünschte. Im beständigen Zwang, erst um zu leben, dann um sich zu besorgen, endlich um zu herrschen, war sie nie glücklich und hat das Uebermaas der Lobreden und der Satiren nicht verdient, deren Gegenstand sie gewesen ist.

Die Arbeit der Minister und der Generale mit dem König geschah bei ihr und in ihrer Gegenwart. Sie begriffen, daß sie keinen Kampf des Einflusses gegen sie beginnen konnten; da sie diese Königin nicht stürzen konnten, unterwarfen sie sich, und handelten die Geschäfte mit ihr ab, eh sie vor dem König darüber berichteten. Sie nahm nie das Wort, als wenn er sie fragte, und antwortete dann mit einer Zurückhaltung, einer Unbefangenheit, die allen Anschein von Verabredung zwischen ihr und dem Minister weit entfernt hielt. Ziel der König auf den Verdacht, daß irgend ein gemeinschaftliches Interesse im Spiel seyn dürfte, so beschloß er das Gegentheil, und wenn sie zu bestehen wagten, zog er schrecklich gegen

gegen sie los. Er weidete sich dann an der Wernung von seiner Independenz, und wenn er sich recht in dieser Idee geirrigelt hatte, so hatten Weib, Minister und Reichsvater auf lange Zeit die Gewalt, ihn die ihrigen annehmen zu lassen.

So wohlgeräthig dem König das bescheidne Benehmen der Frau von Maintenon in den Geschäften war, so sehr entschädigte er sie dafür durch mehr Pezengungen von Ehrerbietung und von Galanterie, als seine Maitresses oder die Königin je von ihm erhalten hatten. Bey den Promenaden von Marly war sie in einer Sänfte eingeschlossen, um den kleinften Luftzug zu vermeiden, und sah den König neben ihr gehen, der jedesmal, wenn er sich bückte, um mit ihr zu sprechen, den Hut abnahm. So erblickte man sie auch auf einer Anhöhe beym Lager von Compiegne, vom ganzen Hof umringt, der König neben ihr stehend, um auf alle ihre Erkundigungen zu antworten und die Herzogin von Bourgogne auf einem Tragbalken von der Sänfte sitzend.

Im Appartement war es noch weniger möglich, die Königin in ihr zu erkennen. In einer Art von Reichtsthum sitzend, stand sie einen Augenblick auf, wenn der Dauphin oder Monsieur kamen, weil sie selten in diesem Inneren sich sehen ließen. Für die Prinzen und Prinsessinnen vom Geblüt machte sie nicht die mindeste Bewegung, auch wurden sie nur durch erbetene Audienzen zugelassen, oder wenn sie zu irgend einem trocknen Verweis berufen wurden. Sie nannte die Herzogin von Bourgogne nie anders als mignonne, und diese nannte sie immer ma tante. Die königlichen Ebbne und Enkel nannte sie immer und selbst in Gegenwart des Königs: der Dauphin, die Dauphine, der Herzog von Berry, ebenso je Monsieur oder Madame beizufügen: es würde des Wähe nicht werth seyn diese Kleinigkeiten zu erwähnen, wenn sie nicht dazu besträgen den Stand der Frau von

Ram.

Maintenon zu bestimmen. Der König ließ ihr jede Art von Herrschaft, wobei er selbst keinen Zwang that, denn in diesem Punkt war er ohne alle Rücksicht. Wenn er zur Frau von Maintenon kam, und sie unpathisch zuweilen gar im Hieher liegen fand, so hinderte ihn das nicht, die Fenster öffnen zu lassen, weil er die Luft liebte. Im Betreff seiner Reisen litt er nicht den geringsten Widerspruch. Man versuchte umsonst die Reise nach Fontainebleau, wegen der Schwangerschaft der Herzogin von Bourgogne, rückgängig, oder sie wenigstens davon frey zu machen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, man mußte fort. Sie kam zu früh nieder, und der König tröstete sich mit der Freude, daß man ihm gehorcht hatte. Das Alter und die Erdmüdigkeit schienen ein Herz, das von Natur ziemlich gefühlos war, noch mehr zu verhärteten.

Die Widerrefung des Edils von Nantes war die schrecklichste Handlung dieser fanatischen Erdmüdigkeit. Ludwig machte sich an, über die Gewissen zu herrschen. Das Reich, durch den Krieg, den Luxus und die Feten schon erschöpft, wurde durch die Prescriptionen entvölkert, und die Fremden bereicherten sich mit unserm Verlust. Ludwig war nur das blinde Werkzeug so vieler Barbaren. Diese Keger, denen sein Großvater, Heinrich der Vierte die Krone vorzüglich verdankte, wurden ihm mit den schwärzesten Farben abgeseildert; von der Ligue sagte man ihm nichts. Frau von Maintenon, im Schoos des Kaloisismus erzogen, scheute sich, ihren Glauben verdächtig zu machen, wenn sie für ihre ehemaligen Brüder ihr Wort eingelagt hätte. Louvois, der entbehrlich zu werden zitterte, wenn er die Flamme des Kriegs nicht wie ein heiligen Feuer unterhielt, hoffte den ganzen Protestantismus in Europa aufzubringen. Ihn entschuldigte nicht einmal die Verblendung des Fanatismus, er war bloß ein Barbare. Von der andern Seite standen unwissende Mönche, wüthende Priester, ehrgeizige Bischöfe, und schrien: es dürfe

darf nur Ein Gott, Ein König, Eine Religion seyn, und überreden einen Monarchen, der von seinem eignen Ruhm trunken war, daß dieses Wunder ihm beschieden wäre. In dieser Unternehmung reicht die Macht der Könige nicht hin. Gemüther sind zu verführen, Herzen zu verderben; aber die Gewissen empören sich.

Zwei Religionen sind wohl unstreitig ein Uebel in einem Staate; aber eine aufgeklärte, weise, wachsame und standhafte Regierung ist das einzige und sichere Mittel sie in Schranken zu halten. Wenn man sich damit begnügt, die Stellen, die Würden, die Auszeichnungen der nationellen und herrschenden Religion vorzubehalten, so würde die verachtete Sekte von selbst fallen. Wenn zwei Religionen nicht durchaus ruhig zusammen bestehen können, so ist das einzige Mittel sie alle, der herrschenden untergeordnet, zu toleriren. Der getheilte Haß läßt nach; ein wechselseitiger Eifer um Regelmäßigkeit und Sittlichkeit kann aus der Kleinigkeit entspringen. England und Holland verdanken ihre religiöse Ruhe vielleicht der Vielsachtheit ihrer Sekten eben so sehr als ihrer Polity.

Für die Ehre Bossuets, dessen Namen in den An-
gelegenheiten der Religion von so großem Gewicht war,
ist es schlimm, daß er seine Beredsamkeit nicht angewandt
hat, um den Geist des Evangeliums gegen die wüthenden
Wipfel des Dogma in Schutz zu nehmen. Statt jener
theologischen Hände, die man nicht mehr lieh, hätte er
Beispiele des Christenthums geben können. Und der Pas-
ter la Chaize, dessen Gutherzigkeit gerühmt wurde, konn-
te dieser sein Beistand nicht überzeugen, daß er durch
die Werke seines todenden Eifers das Aergerniß seines
vergangnen Wandels nicht abkühlen könnte? Aber dieses
Beichtwater war ein Minister, der seine Stelle zu verlies-
sen fürchtete, ein feiger Priester, der vor dem zitterte,
den er zu seinen Füßen sah. Wir wollen nicht unter-
nehmen

nehmen, sie zu entschuldigen, wir wollen gestehen, daß ein Theil der Verfolgung auf beider Rechnung kommt. Der Kriegsmiñister war einer von den Kasuisten des Königs. Der Kanzler Le Tellier, Louvois würdiger Vater, unterschrieb das blutige Edikt, das drei Millionen von Bürgern in die Asche erklärte, und nah am Grabe machte er auf sich die entsehligende Anwendung von Simcons Lobgesang.

Das Wehklagen der wahren Christen wurde durch den lauten Jurauf fanatischer Lobsprüche unterdrückt. Die feyerlichen theologischen Theses waren dem Ueberwinder der Ketzer gewidmet. Die Wuth des ausschweifenden Lobes war von der Schaubühne auf die Kanzeln übergegangen. Die Jesuiten thaten sich besonders hervor durch Erhebung der Macht und der Frömmigkeit Ludwigs; sie schmeichelten seinem Stolz und beugten den Regungen seines Gewissens vor. Man erzählte ihm von lauter Verführungen, die auf seinen Ruf bewirkt waren, und Dragoner waren seine Missionarien, Flamme und Schwert, was sie brachten. Er hielt sich für einen Apostel, und sah sich heilig gesprochen, mitten unter den Denkmälern seiner ehebrecherischen Lüste.

Was Louvois gegen die Protestanten gethan hatte, wiederholte der Jesuit Tellier in der Folge für die Comstunnen. Dieselben Künste, dieselbe Inquisition, dieselben Verführungen, Drohungen und Martern. Schien die Torannen gleich verdeckter, so war sie doch nicht minder grausam; und Ludwig blieb immer ihr Werkzeug.

Dies war dieser Monarch, der Große genannt: ein Titel, der so oft an die Abtheile verschwendet wird, wenn sie leben, und den die Nachwelt so selten beihängt. Ludwig verdankte ihm dem glänzenden Glück seiner ersten Regierungsjahre, dem Zusammentreffen so vieler berühmten Männer in allen Fächern, die sein Zeitalter zierten. Begehrte auch nur sein Name ihre Epoche, so kommt doch

doch dieser Ruhm einem Fürsten zu gute, und ein großer Theil davon gebührt Ludwig dem Vierzehnten. Sein Eifer für den Ruhm, sein Geschmack für das Große und Edle, das Verlangen ihm zu gefallen, das man ihm auch zur Ehre rechnen muß, weil es zum Theil von seinen persönlichen Eigenschaften erweckt wurde, die Belohnungen, die Auszeichnungen, mit welchen er oft das Verdienst krönte; dies alles kam zusammen um seine Regierung zur glänzendsten zu machen, die seit Augustus gewesen war. Die schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit, die Künste, alle Talente entsprongen auf seinen Ruf, und trugen seinen Namen weit über Europa hinaus; seine Wohlthaten suchten das Verdienst selbst im Ausland auf. Man rühmte sich damals, Franzos zu seyn, oder daß man in Frankreich bekannt war, die abgöttischen Lobsprüche, welche die schönen Geister an ihn verschwärmten, waren von ihrer Seite nicht völlig falsch, und könnten zum Theil entschuldigt werden. Die Majestät seiner Person, selbst die Pracht seines Hofes, die Ausbeutung, mit welcher sie ihm seipern sahen, ergriß ihre Phantasie; der Enthusiasmus wurde ansteckend, der Weisrath der Aebter benebelte sie selbst 1).

Ueber

- 1) Nicht alle handeln so aus Ueberspannung. Es giebt Schriftsteller, die nur zu sehr sich den Menschen hingeben, von denen sie hoffen oder suchen. Mit acht oder zehn Pensären, unter Schriftstellern von verschiedenen Nationen zertheilt, würde das mittelndische Meer sicher seyn, als ein großer Mann anzuersichen zu werden. Diese Besessenen des Ruhms sind nicht selten. Ich habe die Neuverbe gehabt, in Kaiserlich Kapitol die Einnahme von den Penken auszusprechen, die Ludwig der Vierzehnte an französische sowohl als auswärtige Gelehrte gab. Sie betrug zusammen mehr als 65.000 Lieres, nämlich 427.000 an Frankreich, und 14000 an Aemder. Alle diese Penkenausgaben gingen diesen König ohne Widerstand als Geschenk den Großen. Leo Allatus, Bibliothekar von Vatikano, war, so viel die Penken von 15.000 Lieres, zu welcher er ernannt war, auszusprechen, weil der römische Hof damals mit dem französischen sehr wenig war.

1. Theil.

Aber die Strahlen, die vom Thron ausgehen, erwärmen nur die nahen Umstehenden. Sie blenden in die Ferne, aber jene Lebenswärme, die eine Nation besselet, traasen sie nicht hin. Alles blühte am Hofe, und das Mark des Volks war die Nahrung des Luxus. Die Gnade, oder daß wir es besser sagen, die Erkenntlichkeit des Monarchen, denn diese ist er schuldig, erstreckte sich nicht auf ein Volk, von dem er seine Kraft und seinen Glanz zog, auf die Landleute, eine kostbarere Menschengattung als Künstler, Dichter und Redner. Zum Unglück schmeicheln diese dem Egoismus der Fürsten, theilen ihnen den Ruhm aus, betrügen die Nachwelt und fast die Zeitgenossen selbst. Man würde die Wahrheit nicht kennen, wenn uneigennützigere Schriftsteller, Freunde der Menschheit, den Muth nicht hätten, ihre Rechte gegen ihre Unterdrücker zu verteidigen. Ich glaube diese heilige Pflicht zu erfüllen. Ich bin weit entfernt, die Talente durch ihre Mißbräuche herabzumwürdigen. Es ist der erste, der schönste, der einzige nützliche Luxus eines großen Staats; aber man darf in seinem Gebäude die Zierathen der Grundlage vorziehen.

Ich habe weder die guten Eigenschaften, noch die Fehler Ludwigs des Vierzehnten verschwiegen; ihm die letzteren ohne Ausnahme zuzurechnen, würde ungerecht seyn. Wir haben gesehen, wie schlecht seine Erziehung war. Außer der Mühe, die man sich gab, die Tugenden, die er haben konnte, zu verfälschen, mußten wir untersuchen, wie viel auf die Rechnung derer, die ihn umgaben, kommt. Kein Fürst war je der Gegenstand so vieler Anbetung. Was man ihm erwies, war ein Gottesdienst, ein Bettelgebet der Sklaven, eine Verschwörung von Lobsprüchen, die er anzunehmen nicht erdiesse, weil man sich nicht schämte, sie ihm zu geben. Die Einweihung seiner Bildsäule auf der Place des Victoires war eine Apotheose. Die Opernprologe betäubten ihn mit

mit dem sinkendsten Weihrauch, und er pflegte sie treuer als sich selbst zu singen. Der Bischof von Ronon, (Eleymont-Tonnerre) dieser so hochmüthige und so kriechende Mann, listete einen Preis bey der Akademie, um auf ewig die Tugenden Ludwigs des Vierzehnten zu feiern, als einen unerschütterlichen Stof. Den Rothen hörte man in der Kapelle vom Louvre den Panegyrikus des heiligen Ludwigs, und Abends in der Versammlung wohnte man mit mehr Andacht dem Panegyrikus Ludwigs des Vierzehnten bey. Das geschah nicht ohne seinen Wissen: ohne Erlaubung man hin, und theilte ihm den Stof jeder Fortsetzung mit. Ich habe bey einigen kaiserlichen Mitgliedern der Akademie Widerspruch genug gefunden, ehe es mir gelungen ist, den Gegenstand des Preises zu verändern, so schwer wird es wieder aufzustiegen für den Geist, der einmal zu kriechen anfing 1). Der Herzog von Grammont, Sohn des ersten Marschalls dieses Namens, suchte bey dem Könige um das Dilem als Historiograph an. Er wollte ein Schmeichler von Beruf seyn; wenn man ihm andre vorzog, so gewann die Wahrheit doch weites nichts dabey.

Soll man sich verwundern, daß Ludwias an einem Hofe von Osimischer, in diesen Rausch von Eigenliebe und Anbetung seiner selbst verfallen konnte? Die Krank-

I 2

heiten

1) Nichts schildert den Eindruck besser, den die Gegenwart des Adrians auf die Gemüther machte, als folgender Zug des Prinzen Heinrich Julius von Heurden, Sohn des großen Condé. Er war einer Art von Papst unterworfen, die man bey jedem andern als einem Prinzen Lohheit genannt haben würde. Er bildete sich zuweilen ein, in einen Hund verwandelt zu seyn, und bellte dann aus allen seinen Kräften. Diese Krankheit ergriff ihn einmal in dem Zimmer des Adrians. Die Gegenwart des Monarchen vermehrte der Tollheit, ohne sie zu zerstreuen. Der Kranke besah sich nach dem Fenster, schrie den Hof hinaus, und dümpelte seine Stimme, so sehr er konnte, indem er alle Vergessungen des Volles machte.

zeiten allein erinnerten ihn noch, daß er Mensch war. Er begriff nicht, daß man den Staat von seiner Person trennen könnte; man hatte ihn nicht gelehrt, daß der Fürst, um die Unterthanen an eine Verwechselung dieser beiden Begriffe zu gewöhnen, seinen Vortheil nie von dem ihrigen trennen darf. Louvois, als er dem Könige den Geist der Eroberung einflößte, hatte ihn überredet, daß er mit dem Gut und dem Blut seiner Völker nach Gefallen walten könnte. Hieraus entsprangen diese unermesslichen Heere, die unsere Feinde zwangen, ähnliche dagegen zu stellen; ein Uebel, das sich weiter ausbreitet hat, und das noch fortfähret, die Bevölkerung von Europa zu untergraben. In meiner Jugend bemerkte ich, daß diejenigen dieser Regierung am wenigsten günstig waren, die am längsten während derselben gelebt hatten. Diese Eindrücke sind nach und nach verloschen, wie die Unglücklichen, die unter ihm seufzten, verschwunden sind. Da aber Denkmäler seines Ruhms übrig geblieben sind, so wird seine Regierung immer einen merkwürdigen Zeitpunkt in den Jahrbüchern der Monarchie machen.

Den Verlust einer gewissen Würde kann man bei Bayern, durch welche damals die Männer in öffentlichen Aemtern sich Charaktere verschaffen. Es ist gegenwärtig weniger Deceuz in unsern Sitten. Ich weiß, daß man von jeher die Tugenden der vergangenen Zeiten hoch gepriesen hat. Diese Reden, die von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt werden, beweisen, daß die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben. Indessen giebt es Epochen, wo das Laster sich mehr oder weniger offenbar zeigen läßt; und nie hat man sich weniger verdeckt, als vor und seit der letzten Regenschaft. Man könnte mir das niedrige und verhasste Laster der Heuchelei einwenden, das in den letzten Jahren Ludwig's des Viers

jetzt

zehnten so gemein war; aber die Sünder gingen das
mals ab, welche das Vexspiel erzeugt.

Wie meine Art zu sehen und zu urtheilen auch
beschaffen sey, so habe ich die Thatsachen so treu hins
gestellt, daß ich dem Leser die Mittel nicht entziehe,
ein anderes Urtheil als das meinige zu fällen.



Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Fortsetzung des zweiten Buchs.

Wie haben nun die vornehmsten Personen zu betrachten, die in dieser Zeit auf dem Schauplatze erscheinen werden. Der Herzog von Orleans war von mittlerer aber angenehmer Gestalt; er hatte ein offnes Gesicht, eine Leichtigkeit und eine Anmuth, die in allen seinen Bewegungen sichtbar wurde. Mit einer seltenen Helle und Richtigkeit des Verstandes begabt, drückte er sich geistvoll und bestimmt aus. Seine Repartien waren schnell, treffend und scherzhaft. Seine ersten Urtheile waren die sichersten, die Ueberlegung machte ihn unentschlossen. Schnelle Lectüren, bei welchen ein glückliches Gedächtniß ihn unterstützte, erregten bei ihm den zusammenhängenden Geist. Er schien die Dinge mehr zu errathen, als zu studieren. Er hatte in der Malerei, der Tonkunst, der Chemie, der Mechanik mehr als halbe Kenntnisse. Bei einer glänzenden Tapferkeit voll Bescheidenheit, wenn er von sich sprach, und nicht sehr nachsichtig gegen Leute, deren Muth ihm verdächtig war, würde er ein Feldherr geworden seyn, wenn der König es ihm erlaube hätte; aber er litt am Hofe immer den

Zwang

Zwang der Knechtschaft, und stand bey der Armee immer unter Vormundschaft. Durch eine edle Familiarität stellte er sich allen, die ihm nahe kamen, gleich; sein Selbstgefühl überhob ihn, sich mit seinem Range zu brüsten. Er trug kein Unrecht je nach, das man gegen ihn gehabt hatte, und leitete von diesem Zuge eine Vergleichung zwischen sich und Heinrich dem Vierten her. Aber seine Unempfindlichkeit hierüber kam von seiner Verachtung der Menschen; er setzte voraus, daß seine treuesten Diener, wenn ihr Vortheil sie dazu angetrieben hätte, eben so gut seine Feinde gewesen seyn würden. Er behauptete, der ehrlichste Mann wäre, der die Kunst am besten verstünde, zu verbergen, daß er's nicht wäre: ein Urtheil, das eben so ungerecht gegen die Menschheit ist, als entehrend für den, der es fällt. Diese Denkart hatte er von dem verdorbenen Menschen seiner Zeit, dem Abbe, nachmaligen Cardinal Dúbois, der weder an die Tugend, noch an die Rechtschaffenheit glaubte, und auch nicht gemacht war, daran zu glauben.

Der Herzog von Orleans hatte hinter einander vier Hofmeister gehabt, die so kurze Zeit nach einander gestorben waren, daß Fensterade sagte, man könne für diesen Prinzen nicht Hofmeister genug erziehen. Saint-Laurent, Hausbedienter von Monsieur und ein Mann von dem größten Verdienst, war sein Préceptor, aber er starb zu früh für seinen Zögling. Er hatte den Abbe Dúbois, der halb Schreiber, halb Bedienter bey dem Pfarrer zu Saint-Eustache war, genommen, um die Schulübungen des jungen Prinzen auf's Reine zu schreiben. Als Saint-Laurent starb, war der Prinz schon so erwachsen, daß die Unterhofmeister, bey denen Dúbois sich eingeschmeichelt hatte, seinen Vater hereden konnten, seinen Titular-Préceptor mehr für ihn anzunehmen, und Dúbois setzte die Verrichtungen dieses Amtes fort. Das Andenken seiner Hofmeister und seines Préceptors blieb

dem Herzog von Orleans immer theuer, aber ihrem Untertan nicht lehrte ihn Dúbois vergessen.

Es verlohnt sich doch der Mühe, den Ursprung dieses sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er war der Sohn eines Apothekers aus Brive; nachdem er einigermaßen studiert hatte, wurde er Präceptor beim Sohn des Präsidenten de Bourgues. Man will behaupten, daß er sich nachher heimlich vermählte. Die Dürftigkeit erregte den Ganh in ihm, in der weiten Welt sein Glück zu versuchen; er ließ seine Frau, mit ihrem Willen, im Limosin zu rück, und begab sich nach Paris. In seiner dunkeln Stunde, niemanden bekannt, trat er in das Kollegium zu Saint Michael, wo er sich mit den niedrigsten Berichtigungen abgab. Durch seinen natürlichen Verstand erwarb er bald so viel litterarische Kenntnisse, daß ihn ein Doktor von der Sorbonne in seinem Haus aufnahm. Nach dem Tode dieses ersten Herrn nahm ihn der Pfarrer von Saint-Eustache in seine Dienste. Da machte Saint-Laurent, des Pfarrers Freund, seine Bekanntschaft. Geschmeichelig, einschmeichelnd, zuvorkommend, erwarb er sich, wo nicht die Freundschaft, doch das Mitleiden von Saint-Laurent, der ihn mitnahm, und unter sich arbeiten ließ, wie wir gesehen haben. Man kleidete ihn aufständig, um ihn die wahre Figur eines Abbe spielen zu lassen, seine ärnliche und niedrige Tüfensseite etwas zu heben, und ihn so auszukaffern, daß er sich durfte sehen lassen. Er schmeichelte sich stufenweise dem jungen Prinzen ein, dessen er sich endlich nach Saint-Laurents Tode ganz bemächtigte.

Da sich in der innigern Vertraulichkeit der Charakter eines Menschen bald offenbart, so fühlte Dúbois, daß sein Eleve ihn früh genug betrachten würde, wenn er ihn nicht selbst zu verderben suchte; er wandte alles dazu an, und setzte es nur zu gut durch. Man merkte wohl wie viel

viel Gewalt er über den Prinzen hatte; aber das geringe Ansehen dieses Menschen schätzte ihn damals noch vor der Eifersucht, und man sah gern jemanden bei ihm, dessen man sich bei Gelegenheit wie eines bloßen Werkzeugs bedienen konnte.

Das Projekt des Königs, seine natürliche Tochter, Mademoiselle de Blois, mit dem Herzoge zu vermählen, gab eine solche Gelegenheit, den Abbe Dubois zu brausen. Der König fühlte wohl, daß Monsieur bei aller seiner Unterwürfigkeit den Vorschlag doch nicht anständig finden würde, und daß der deutsche Hochmuth seiner Gemahlin sich davor erheben würde: er dachte also fürs erste darauf, die Einwilligung des jungen Prinzen selbst zu erhalten. Er wußte, daß niemand darin glücklicher seyn würde, als der Abbe Dubois, und ließ ihm dieses Geschäft auftragen. Der Abbe hatte seinen Zögling schon überzeugt, daß es weder Laster noch Tugend gäbe, aber die Grundsätze der Ehre, die in der Welt noch gelten, anzugreifen, oder auch nur zu kennen, war er noch nicht im Stande gewesen; also war dies wirklich eine Unternehmung. Es fiel schwerer, Vorurtheile des Stolzes zu zerstören, als sittliche Grundsätze; und diese Vorurtheile waren noch dazu nicht ganz ohne einen vernünftigen Grund. Dubois siegte indessen am Ende doch darüber, indem er den Prinzen mit der Macht des Königs schreckte, und ihm die Lockspeise einer Vermehrung seines Einflusses und seiner persönlichen Würde vorsetzte, die besonders in der Fortsetzung der Ehrenbezeugungen als königlicher Sohn, welche denen eines königlichen Enkels überlegen waren, bestand.

Die Heurath wurde vollzogen, ohngeachtet der Unentschiedenheit des Sohns, des Widerwillens von Monsieur, und der Wuth seiner Gemahlin, die ihrem Sohn bei der ersten Erklärung, die er ihr darüber that, eine Ohrfeige gab.

Der Herzog fand übrigens bey seiner Gemahlin Bes halt, Verstand, Tugend und Adel des Charakters; aber sie hatte in Betreff ihrer Geburt sich selbst eine sonderbare Illusion gemacht. Sie bildete sich ein, ihrem Mann eben so viel Ehre erzeiget zu haben, als sie von ihm empfangen hatte. Stolz auf den König, als ihren Vater, nahm sie nicht die geringste Rücksicht auf die Marquise von Montespan, ihre Mutter. Man verglich sie nicht unwillig mit Minerva, die keine Mutter erkannte, und sich rühmte, Jupiters Tochter zu seyn. Ueber dieser Eportheit brüstete sie sich zugleich gegen ihre Brüder und Schwes tern, doch auch mit den Vorrechten, mit den Distinktionen, die sie nur ihrer Vermählung zu verdanken hatte. Sie hatte weniger Gefühl für die Liebe ihres Mannes, als für die Achtungsbezeugungen, die sie von ihm verlangte; über die Maitresses, die er nahm, war sie mehr empfindlich, als eifersüchtig, und sie hätte nicht einen Schritt gethan, um ihn zurückzubringen.

Dieser Hochmuth bestärkte den Geschmack des Herzogs von Orleans für ein freyes Leben, das zuweilen in die niedrigsten Ausschweifungen ausartete. Menschen freundlich und mitleidig wie er war, hätte er Tugenden haben können, wenn man Tugenden behalten könnte ohne Grundsätze; um diese hatte ihn der Abbe Dubois gebracht. Die Knechtschaft, in welcher der König ihn er hielt, bewog ihn zu großen Lobsprüchen auf die englische Freyheit 1), und wahr ist es, daß es andern die nämlichen

Rechts

1) Die folgende Geschichte war eine von denen, die er mit Wohlgefallen erzählte. Der Großprior von Vendome, von dem Hain Ludwig des Vierzehnten verwiesen, war nach London gegangen, wo er sich in eine Maitresse Karls des Zwerten verliebte. Der König hat ihn erst, von seinen Verbindungen um sie abzusehen, und als er das nicht erhalten konnte, verbot er ihm den Zutritt in seinen Palast. Vendome folgte der Dams in den Schauspielen; auf den Spaziergängen um des

Nachte vergönnte, die er selbst zu genießen wünschte. Er hatte zuweilen Nebenbuhler, die damit nicht sehr heimlich waren. In seinen Gesellschaften lebte man leicht und ohne Zwang. Sobald man ihm gefiel, wurde man seines gleich. Ohngeachtet seiner Talente und der Hülfquellen seines Verstandes, war er doch nicht lange fähig, sich selbst zu genügen; die Zerstreuung, der Lärm, die Ausschweifungen waren ihm nothwendig. In seiner Gesellschaft nahm er Leute auf, die kein Mensch, der sich selbst geachtet hätte, für seine Freunde erkennen haben möchte, ohngeachtet des Ranges und der Geburt einiger unter ihnen. Der Regent, der um des Vergnügens willen, das er an ihrem Umgang fand, nicht mehr Achtung für sie hatte, nannte sie seine *roués*, wenn er von ihnen, und in ihrer eignen Gegenwart sprach. Die Ausgelassenheit in dem Innern seines Hauses ging so weit, daß die Gräfin von Sabran einmal vor der ganzen Abendgesellschaft an der Tafel zu ihm sagte: nachdem Gott den Menschen geschaffen hätte, wäre ihm noch ein Rest von Noth übrig geblieben, aus dem er die Seele der Prinzen und der Kaiserin geknetet hätte. Der Regent, weit entfernt sich darüber zu entrüsten, lachte vielmehr von Herzen, weil ihm der Einfall, wahr oder falsch, doch lustig schien. Der Pfarrer zu Saint Come, (Godeau) machte in einer Predigt eine Schilderung, deren Anwandlung auf den Regenten treffend war. Der Prinz, dem man davon sagte, antwortete ohne alle Entrüstung: Was geht ihm denn an? Ich gehöre nicht zu seinem Kirchspiel.

Was

des eifriger auf dem Fuß, und immer vor den Augen des Königs, der endlich gezwungen war, sich an Ludwig den Vierten zu wenden, und ihn um die Zurückberufung des Großpriebers zu ersuchen. Ludwig erhielt in London Gehorsam, der Berwickers kam zurück, wieder in Versailles zu sitzen.

Was die Religion betrifft, so ist es schwer zu sagen, zu welcher der Regent sich bekannte; er gehörte zu den Leuten, von denen man sagt, daß sie eine Herrschaft suchen. Ohne zu erwägen, daß die Achtung gegen die Religion den Fürsten von größerer Wichtigkeit seyn muß, als irgend jemand sonst, prahlte er mit der auffallendsten Gottlosigkeit. Die Tage, welche der öffentlichen Andacht geweiht waren, suchte er gerade durch die lärmendsten und offenbarsten Ausschweifungen zu feiern; sein Unglaube war selbst eine Art von Aberglauben. Dieses Uebermaaß oder diese Kleinlichkeit verrathet einen Menschen, der nichts weniger als fest in seinen Regnungen ist, und sich betäuben will, über das, was ihn stört. Indem er an der Gottheit zu zweifeln suchte, lief er nach Wahrsagern und Wahrsagerinnen, und zeigte die ganze leichtgläubige Neugierde der schwächsten Weiberseele. Als ihm Anschein nach hätte er zu den Reliquien und dem Weihwasser seine Zuflucht genommen, wenn er das Unglück gehabt hätte, in eine langsame Krankheit zu verfallen. Der Zug, durch welchen der König seinen Charakter so gut bezeichnet hatte, ist oben angeführt worden. Madame kannte ihn nicht weniger, als sie sagte: Die Jäen wurden zu meiner Niederkunft eingeladen, jede besaß ihn mit einem Talente, und am Ende fehlte ihm keines; aber zum Unglück hatte man eine alte Jäe vergessen, die nach allen andern dazu kam, und sprach: er wird alle Talente besitzen, das einzige ausgenommen, sie gut anzuwenden.

Madame liebte ihren Sohn zärtlich, ob sie gleich seine Aufführung sehr tadelte. Diese Prinzessin hatte bey einem geraden Verstand viel Inhänglichkeit an die Tugend, die Ehre, den Wohlstand, die Etikette ihres Rangs. Eine unzerstörbare Gesundheit überhob sie jeder zarten Schonung für sich selbst, und machte sie hart scheinen für andre, bey denen sie keine feineren Bedürfnisse voraussetzte.

Freya

Freundlich bis zur Grobheit, wohlthätig, der Freundschaft fähig, suchte sie nicht zu gefallen, und wollte nur von denen, die sie achtete, geliebt seyn. Sie liebte ihre Nation sehr, und man brauchte nur Deutscher zu seyn, um wohl von ihr empfangen zu werden. Alle ihre Verwandten waren ihr theuer, ihre Neigung richtete sich sogar nach den Graden der Verwandtschaft, selbst für diejenigen unter ihnen, die sie nie gesehen hatte. Ihre strenge Pflichtmäßigkeit machte sie äußerst unwillig auf ihre Tochter, die Herzogin von Verri a). In dieser war nichts lobenswerth, als ihre Gestalt und ihre Manieren; denn ein großer Verstand, den sie immer mißbrauchte, ist kein Gegenstand des Lobes. Ohne die guten Eigenschaften ihres Vaters zu haben, übertrieb sie alle seine Taster. Er war hiezu ihr Lehrer gewesen; sie fing bald an mit ihm zu wetzeln, und übertraf ihn.

Wir haben gesehen, welche sonderbare Eitelkeit die Herzogin von Orleans auf ihre Geburt setzte; ihre Tochter schämte sich, dieser Mutter die ihrige zu verdanken. Von einem solchen Widerspruch in den Begriffen und einer so vollkommenen Gleichheit im Erolz konnte die Einigkeit zwischen der Mutter und der Tochter nicht erhalten werden; die Zwietracht war also beständig, und kam oft zum öffentlichen Ausbruche. Die Herzogin von Orleans betrübte sich darum, weil sie Mutter war, dieses Gefühl verhinderte sie, ihre Tochter zu hassen. Aber diese, die auf jedes gute Gefühl Verzicht gethan hatte, verbarg weder ihre Verachtung noch ihren Abscheu. Der Herzog von Orleans begnügte sich sie zu mißbilligen: denn das Recht, Verweise zu geben, hatte er bey ihr verwürkt.

Der

a) Die in Straßburg 1789. in der deutschen Originalsprache herausgenommenen Fragmente von Briefen der Madame Charlotte Elisabeth sind vortrefliche Belege zu dieser Schilderung ihres Charakters.

Der Vater und die Tochter lebten so vertraut mit einander, daß aus Gerüchten, die man sich anfangs nur leise zugemurmelt hatte, endlich öffentliche Nachreden wurden, welche dem Herzog von Berry selbst zu Ohren kamen. Seine Frömmigkeit erlaubte ihm nicht, daran zu glauben, weil er aber sterblich in seine Frau verliebt war, fielen ihm die häufigen Besuche seines Schwiegervaters zur Last, und die überläßige Dazwischentunft des Herzogs von Orleans machte ihm eine üble Laune, die er nicht immer bezähmte. Außerdem erschreckten ihn die gottlosen Reden, womit Vater und Tochter ihn geistlichlich bestürmten. Es war zwischen ihnen beiden ein Wettskampf von Verachtung der Religion und der Sitten. Ihre Gottlosigkeit war den ihnen so sehr eine Tugend, als ein Fehler. Die Prinzessin verspottete unvorsichtiger Weise ihren Mann über eine Frömmigkeit, die doch seine einzige Schutzwehre gegen einen Argwohn war, den sie selbst zu zerstreuen suchen mußte. Zu ihrer Rechtfertigung hatten der Vater und die Tochter nichts anzuführen als den höchsten Grad des Leichtsinns; aber die Eherheit ihres Betragens, und ihre Gleichgültigkeit über die Reden der Welt waren kein Beweis von Unschuld, und der Hof, der nicht so viel Tugend und soviel Religion hatte, als der Herzog von Berry, war in seinen Urtheilen nicht so zurückhaltend. Der Herzog von Orleans bekam Nachricht davon, und entsetzte sich, seine Tochter fühle nur ihren Stolz; sich empören, und beyde thaten sich darum nicht mehr Zwang an.

War der Herzog von Orleans auch in seine Tochter verliebt, so war er doch auf sie nicht eifersüchtig. Er sah die Zügellosigkeit ihres Wandels immer mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Kaum war sie mit dem Herzog von Berry vermählt, so hing sie schon Abenteuer an, denen die Ehrerbietung, die man ihrem Range schuldig war, sie immer zu den ersten Schritten zwang. Ihr Um-

gang

gang mit La Haze, ihres Mannes Stallmeister, ging bis zu einem unglaublichen Grad von Raserei. Nicht zufrieden ihre Leidenschaft öffentlich auszubrechen zu lassen, schlug sie ihrem Liebhaber vor, sie nach Holland zu entführen. La Haze entsagte sich vor diesem Vorschlag, und sah sich gezwungen, um nicht von ihrer Verschwiegenheit aber einen so rasenden Einsall abzuhängen, dem Herzoge von Orleans davon Nachricht zu geben. Man mußte das unbändige Geschöpf wechselseitig schrecken, und sanft behandeln, damit der Plan nicht bis zu dem Könige dränge. Nach und nach ging der Anfall vorüber, und das wüthende Weib gab endlich der Unmöglichkeit ihre Lust zu büßen nach, oder der Furcht, daß ihre Tollheit ihrem Geliebten verderblich werden möchte.

Als ihr Mann in Marly von der Krankheit befallen wurde, an der er starb, begnügte sie sich, anstatt von Versailles hinzukommen um ihn zu besuchen, den König um die Erlaubniß dazu zu bitten. Der König antwortete, weil sie schwanger wäre, würde sie vielleicht eine Unvorsichtigkeit damit begehen; es hinge aber von ihr ab. Sie kam nicht, und ihr Mann starb ohne sie gesehen zu haben, ohne nur ihren Namen noch einmal auszusprechen.

Ohngeachtet ihres Stolzes zitterte sie doch vor dem Könige, und kroch vor der Frau von Maintenon. Wir werden bald den Ueberrest ihres kurzen Lebens dem Anfang entsprechen sehen.

Aber wir müssen die Folge der Geschichte wieder aufnehmen. Den Tag nach dem Tode des Königs versammelte sich das Parlament, um über die Regentschaft zu entscheiden. Der Herzog von Orleans, die Prinzen und die Pairs begaben sich in die Versammlung, und um acht Uhr war alles schon voll.

Man

Man weiß, daß Ludwig durch sein Testament, anstatt eines Regenten, einen Regentschaftsrath ernannte, zu dessen Vorhaupt der Herzog von Orleans nur bestimmt war, und daß der Herzog von Maine das Kommando aller Truppen von der Leibwache des Königs haben sollte.

Da die Protokolle von dieser Sitzung am zwenten September, und von dem Lit de justice, wo der junge König am 12ten als Nachfolger erkannt wurde, in jedermanns Händen sind, so begnüge ich mich, den Leser darauf zu verweisen, und ich werde blos einiger Umständen gedenken, die in den Druckschriften nicht befindlich sind.

Der Herzog von Orleans war an einem so entscheidenden Tage so unruhig als beschäftigt. Der erste Präsident hatte sich an den Herzog von Maine verkauft, der Herzog von Orleans kaufte daher den Obersten der französischen Garde; das Regiment besetzte heimlich die Zugänge vom Palais, und die Officiere mit ausgewählten Soldaten, aber ohne Uniform, vertheilten sich in den Sälen. Der Abbe Dubois führte mit Gleich den englischen Ambassadeur, Stairs, in eine von den kleinen Tribunen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß der Londoner Hof im Fall der Noth den Herzog von Orleans unterstützen würde. Diese verschiedenen Maasregeln blieben überflüssig; die persönlichen Eigenschaften der beyden Konkurrenten entschieden die ganze Sache.

Indem der Herzog von Orleans sich auf die Rechte seiner Geburt berief, vermaß er nicht schmeicheľhafte Dinge für das Parlament einzumischen. Seine Fassung war anfangs nicht ganz frey, aber nach und nach erholte er sich, in dem Verhältniß, wie die Gemüther äunlich für ihn gestimmt zu werden schienen. Als die Regentschaft ihm endlich zuerkannt worden, entstanden noch über die
 Wort

Normandschaft des jungen Königs und über das Kommando der Leibregimenter einige Zwistigkeiten, welche dem Regenten und dem Herzog vom Maine das Ansehen von Klienten zu den Füßen der Parlamentsversammlung gaben. Die Freunde des ersten fühlten, daß die bloße Gleichheit der Rollen ihn herabsetzte, und riefen ihm an, die Sitzung auf den Nachmittag zu verschieben, um das Uebrige auszumachen. Dieser Rath gab einen wichtigen Ausschlag. Der Regent hob die Sitzung auf, und begab sich nach Hause, wo er Zeit hatte, seine Geister wieder zu sammeln. Er ließ den Procureur-Général D'Aguesseau, und den ersten Avocat-Général, Jos. de Fleury kommen. Diese beiden Männer, die aufgeschlärtesten im Parlamente, haben keine Nachfolger gehabt. Der erste, voll Einsichten, Kenntnisse und Rechtsschaffenheit, suchte, erkannte und wollte immer das Gute. Der andre, mit eben so viel Verstand, aber verschlagner, unterschied auf den ersten Blick bey zweyerley Gutem das, woben er seine Konvenienz am meisten fand, und wußte dies als das Beste vorzustellen.

Beide begriffen, daß es nicht mehr darauf ankam, zu untersuchen, ob die Vollstreckung des Testaments der Uebertretung der Regentschaft an den Herzog von Orleans vorzuziehen gewesen wäre. Sie fühlten die Gefahr, die es hätte, die militairische Gewalt von der politischen Verwaltung zu trennen. Der Regent, von den Prinzen und den Pairs gegen die legitimirten Prinzen unterstützt, hätte sich frühzeitig der schon erhaltenen Gewalt bedient, um die ihm verweigerte an sich zu reißen; und dies konnte ohne Beunruhigung des Staats nicht abgehen. Wurde aber dem Herzog vom Maine alles entzogen, so bürgte seine Furchtsamkeit für den Frieden.

Bey diesen vorläufig getroffenen Anstalten im königlichen Pallast konnten in der Sitzung des Nachmittags keine Schwierigkeiten mehr obwalten. Das Parlament

fand für besser einen Regenten zu machen, als Gefahr zu laufen, daß er sich von selbst machte. Einige kugelte es, durch Annulirung des letzten Willens Ludwigs des Viers gehnten, dem todten Löwen eine Schmach anzuthun, und sie retteten gern den Schein, freywillig zu gewähren, was ihnen ohnedem gewiß entwischen mußte.

Ich finde in den Briefen des Prinzen Cellamare, Spanischen Ambassadeurs in Frankreich, daß Philipp der Fünfte sich geschmeichelt hatte, die Regentschaft zu erhaslen, und sie in seinem Namen durch einen Repräsentanten verwalten zu lassen. Cellamare schreibt, daß er die Neigungen aller derer, die dem König von Spanien dienen könnten, sondirt habe, und daß alle in der Erklärung übereinstimmten, der bloße Vorschlag würde die ganze Nation empören; alle gestanden aber hingegen offenherzig, daß im Fall der minderjährige König abgieng, Philipp der Fünfte keine Schwierigkeit finden würde, auf den französischen Thron überzugehen. Cellamare führt unter denen, gegen welche er Erbfluchungen gethan hat, das Haus Conde an, den Herzog von Guiche, Obersten von der Gardé, Courtanvaux, Hauptmann von den Hunderts Schweizern, den Marechal Farnois, den Cardinal Polignac, den Marquis von Dorca, Staatssekretär, den Herzog von Noailles, und den Marechal d'Estrees, die beiden letzten besondre Anhänger des Herzogs von Orleans. Cellamares Instructionen giengen so weit, daß er den Befehl hatte, eine Protestation gegen jeden Regenten, der Philipp dem Fünften vorgezogen werden würde, einzulegen; er war aber klug genug es nicht zu thun.

Der Herzog vom Maine, welcher im Fall der Vollstreckung des Testaments eine vorzügliche Rolle gespielt haben würde, schränkte sich auf eine sehr elende ein. Er war kein Dunois, den sein Verdienst legitimirte. Er wußte die Gewalt weder in Händen zu behalten noch abzutreten, sondern ließ sie sich entreißen. Seine Gemahlin

Sie, von Geburt ein kleines Ungeheuer, lebhaft, ehrgeizig, mit vielem Verstand und so viel Urtheilskraft als einem alten Kind, das durch die Schmeicheleien seines kleinen Hofes verzogen worden war, übrig bleiben konnte; sie unternahm es in der Folge ihren Mann wieder empor zu heben, und brachte ihn seinem Untergange nahe.

Als der Regent vom Parlament aufgebracht war, begab er sich nach Versailles, zu dem König, und sah hernach seine Mutter, die zu ihm sprach: Mein Sohn, ich will nichts als das Wohl des Staats und deinen Ruhm; ich habe nur eine Bitte an dich, um deiner Ehre willen, und ich fordre dem Wort auf ihre Erfüllung, — Er gab es. — Meine Bitte ist, daß du dich des Epig uben Dubois nie bedienst; er ist der größte Schurke von der Welt, und würde den Staat und dich d. m geringsten Vortheil ansempfen. Die Folge wird beweisen, daß Madame besser urtheilte als ihr Sohn Wort hielt.

Der Regent fieng mit großen Reformen in dem Haus, den Gebäuden und Equipagen des Königs an. Da Ludwig der Vierzehnte seines Leichenbegängnisses wegen nichts verordnet hatte, so richtete man sich nach der ökonomischen Vorschrift Ludwigs des Dreizehnten wegen des feinigens. Das Eingeweide wurde nach Notre-Dame gebracht, und das Herz zu den Jesuiten.

Ludwig der Vierzehnte hatte befohlen, daß man sogleich nach seinem Tode den jungen König nach Vincennes führen sollte, wegen der heilsamern Luft. Der Regent wünschte es, um näher an Paris und den Vergnügungen dieser Stadt zu bleiben. Die Hofärzte, welche in Versailles bequemer logiert waren, als sie es in Vincennes seyn konnten, fanden die reinste Luft da, wo sie es am besten hatten; und aus der nämlichen Rücksicht war die ganze Hausbediennung auf der Seite der Medezin. Der Regent berief die Pariser Aerzte, die vielleicht aus eben so uninteressirten Bewegungsgründen als die Hof-

ärzte gehabt hatten, sich für Vincennes erklärten; und der König wurde den gien hingebacht, ohne über Paris zu gehen. Am nämlichen Tage wurde der Leichnam Ludwig des Vierzehnten in Saint-Denis bestattet. Der Zufluß von Menschen auf der Ebne war ungeheuer. Alle Arten von Speisen und Erfrischungen waren da feil. Von allen Seiten sah man das Volk tanzen, singen, trinslen, sich einer unansändige Freuden überlassen, und viele beglengen die Unwürdigkeit Schimpfreden auszustossen, als der Leichenwage vorbejzog.

Der Regent ließ sich, bey seiner ersten Arbeit mit den Staatssecretairen, die Liste aller lettres de cachet a) vorzeigen; und es fanden sich viele darunter, deren Veranlassung sie ihm nicht sagen konnten. Er ließ allen, die nicht für wirkliche Verbrechen verhaftet waren, die Freiheit wieder geben, und solcher fanden sich nur wenige. Fast alle waren Schlachtopfer von Ministern und vom Pater Tellier. Unter andern kam ein Ritter von Armburg aus einem Kerker, in welchem er eils Jahre zubachte, weil er die Flucht des Pater Duesnel, aus den Gefängnissen von Mecheln begünstigt hatte. Ich habe ihn nachher in meiner Jugend einigemal gesehen, und ob er gleich nicht alt war, so hatte ihm der harte Aufenthalt in seinem Kerker das Ansehen der Hinfälligkeit gegeben. Auch fand man in der Bastille einen Irthänder, der vor fünf und dreyßig Jahren am Tage seiner Ankunft in Paris eingesperrt worden war. Er stellte vor, daß seine Freiheit nunmehr sein größtes Unglück seyn würde, und daß er vergebens hingehen würde, Verwandte aufzusuchen, die vielleicht nicht mehr lebten oder ihn nicht erkennen könnten. Der Regent befahl, ihn in der Bastille wohl zu behandeln, und

a) Diese Form ist dem alten französischen *Deportusius* zu eigen; thümlich, gewien, als daß sie in einer andern Sprache, als der Französischen, vollkommen richtig ausgedruckt werden könnte.

und gab ihm die Freiheit nach Willkür aus und ein zu geben. Der Zustand in welchem die Gefangnen der Bulle erschienen, war entsetzlich. Diese erste Ausübung der Gerechtigkeit verschaffte dem Regenten die größten Lobsprüche; und es ist anzumerken, daß die Defnung der Gefängnisse erst zwei Tage nach dem Leichenbegängniß des Königs geschah, und daß diese also nicht den Grund zu dem Frohlocken des Volks bey dieser Gelegenheit gab; da aber der Wunsch und die Hoffnung eines bessern Zustands immer das einzige Gut ist, was dem Volke gelassen wird, so jauchzt es bey jeder Veränderung in der Regierung, bis es auch von dieser neuen Täuschung zurück kömmt.

Sobald der König sein erstes lit de justice gehalten hatte, gab der Regent dem Parlament das Remonstranzrecht ¹⁾ wieder, von welchem seit langer Zeit die Rede nicht mehr gewesen war. Er ernannte auch die verschiedene Conseils, die er angekündigt hatte. Das eigentliche Conseil der Regentschaft, dem die übrigen alle untergeordnet seyn sollten, bestand zum Theil aus Mitgliedern, die durch das Testament ernannt waren. La Brilliére war darin Secrétaire, Pontchartrain wurde auch zugelassen, aber ohne Verrichtung, und beyde ohne Stimme. Der

M 3

Mars

1) Durch das Edikt von 1667. wurde verordnet, daß in den Fällen, wo das Parlament Remonstranzen machen zu müssen glaubte, es dieselben binnen acht Tagen nach der Aufhebung der Edikte, Verordnungen oder Deklarationen eingeben mußte: nach dieser verfloßnen Frist wären die Edikte u. s. w. für einregistriert zu achten. Das Edikt von 1673. verordnete, daß jede Einregistrierung auf das erste Requisitionum des Procureur-Général vorzunehmen seyn sollte, unbeschadet der innerhalb der nächsten acht Tagen einzugebenden Remonstranzen, aber ohne suspensive Wirkung auf die Vollstreckung der Edikte, Verordnungen, u. s. w. Da diese Verfügung das Remonstranzrecht fruchtlos machte, so wurde es nicht mehr ausgeübt. Der Regent ließ es durch eine königliche Deklaration vom 15. September 1713. dem Parlament wieder geben.

Marechal von Tallart, welcher zwar in dem Testament genannt war, aber zu nichts gebraucht werden sollte, schrieb überall aus, daß ihm zu seiner Ehre nichts übrig bliebe, als sich das Testament auf den Rücken schreiben zu lassen. Er wurde in der Folge auch in dem Regentschaftsrath aufgenommen.

Das Publicum, gerührt von der Tugend des Cardinal Noailles und von der Verfolgung, die er auszuhalten hatte, gab seinen vollen Beifall zu der Ernennung desselben zum Vorsitz im Gewissensrath. Vor wenigen Tagen hatte alles vor der Pöbel geizt, in vier und zwanzig Stunden war oder erklärte sich alles davor.

Das Parlament fand sich durch die Aufnahme von d'Aguesseau, Joli de Fleury und dem Abbe Puzeille im Gewissensrath gleichmüthig, und auch dadurch, daß Roussault, Coeslard und der Abbe Ringui zu dem Rath der innern Geheime des Reichs den Zutritt bekamen.

Der Vater Teiler, durch das Edikt Ludwigs des Vierzehnten zum Reichsvater ernannt, sah sich nun durch das Alter des Königs ohne Verrichtung; er fragte den Regenten, welches seine gegenwärtige Bestimmung sein sollte. Das geht mich nichts an, antwortete der Prinz, wenden Sie sich darum an Ihre Obern.

Kann sozogen sich die Conseils versammeln, als in dem der Finanzen, dem einzigen wo Staatsräthe saßen, sich eine Schwierigkeit erhob. Um zu verstehen, was sie eigentlich tetraf, muß man sich erinnern, daß bey der Unterzeichnung des Badener Traktats la Houffange, Staatsrath und dritter Bevollmächtigter nebst dem Marechal von Villars und dem Grafen de Luc, vor dem Grafen unterzeichneten, und nur dem höchsten Adel, oder den oberen Kronbedienten nachsehen wollte. Anstatt die Frage zu entscheiden, berief der Abbe la Houffange zu sich, und sandte Saint Contest an seine Stelle, der als bloßer Mal-

tre

tre des Réquêtes ^{a)} sich nicht weigerte, nach dem Grasfen du Lûc zu unterzeichnen. Diesem Beispiel zufolge forderten die Staatsräthe den Vorsitz über den Marsquis d'Effiat, der Ritter der königlichen Orden war, aber weder Titel noch obere Kronbedienungs hatte. Nach langen Unterhandlungen ernannte der Regent dem Marsquis zum Vice-Präsidenten des Conseils der Finanzen, und die Staatsräthe ließen sich um so lieber gefallen, als sie dadurch des verlangten Vorsizes um so gewisser wurden. Wenn daher irgend ein Geschäft die Staatsräthe veranlaßte dem Regentschaftsrath beizuwohnen, so setzten sie sich nach den Maréchaux de France, und über die andern Mitglieder der Regentschaft; und der Maître des requêtes berichtete stehend.

Das Glück, das diese Ansprüche der Staatsräthe machten, veranlaßte die Maître des Requêtes zu einer ähnlichen Prätension; sie wollten vor dem Regentschaftsrath sitzend berichten, außer wenn die andern, welche weder Herzoge noch obere Kronbedienten noch Staatsräthe wären, ebenfalls künden. Der Regent, welcher immer in Verlegenheit war, Befehle zu geben, litt es länger als ein Jahr, daß die Chefs oder Präsidenten der andern Conseils in ihren Geschäften selbst berichteten, und die meisten kamen dabei sehr schlecht fort. Der Marschal von Villars schrieb so schlecht, daß niemand, ihn selbst nicht ausgenommen, seine Hand lesen konnte; der Marechal d'Estrees verwirrte sich im Referiren dergestalt, daß die Sachen durch ihn oft unverständlich wurden. Das hörte erst bey dem Tode des Kanzlers Boissin auf. D'Aguesseau zerschnitt den Knoten, indem er die Maître des Requêtes zwang, stehend zu berichten.

M 4

Ames

^{a)} Dieser Amt bey dem Parlament stimmt ziemlich mit unserm Aescherndorfschen Aemten.

Amelot kam jetzt endlich nach Paris zurück, nach dem er in Rom vergebens die Zusammenberufung eines Nationalconciliums betrieben hatte; er sagte laut, daß der Papst es sehr schmerzlich bereute, die Konstitution gegeben zu haben. Der Vater Tellier hatte ihn ohne Unterlaß mit Vorstellungen bestrahlt, daß der König die Konstitution verlangte, und der Papst sagt es auch förmlich in dem Eingange der Bulle. Dieser Eingang war von der eignen Hand des Papstes, der sich auf seine Easinität viel zu Gute that; aber Jouvenci hatte das Thema corrigirt, zu welchem der Kardinal Gabroni und der Jesuit d'Aubenton den Stof hergegeben hatten. Wenn mich der Vater Tellier, sagte der Papst, nicht von der unumschränkten Macht des Königs überredet hätte, ich würde das Wagniß nie unternommen haben. Amelot, durch das Vertrauen des Papstes aufgemuntert, sagte zu ihm: Aber warum schränken sich Ihre Heiligkeit nicht darauf ein, einige wirklich anzugreifende Sätze zu verdampfen, die man in jedem Buche finden kann, sobald man recht sucht, anstatt dieses in globo gesprochenen Urtheils über so viele verschiedene Sätze? — Ach mein guter Amelot, was sollte ich thun? Der Vater Tellier hatte dem König gesagt, daß in Queneles Buch mehr als hundert verdammliche Sätze wären; er wollte für keinen Lügner gelten, da ist man in mich gedrungen, mehr als hundert Sätze zu verurtheilen; ich habe nur einen mehr gesetzt, und man wollte hundert und drey haben. — Diese ungeschminkte Erzählung überhebt aller Anmerkungen.

Die Unordnung in den Finanzen forderte die größte Aufmerksamkeit der Regierung auf. Man hat seit einigen Jahren so viel Gutes und Schlechtes über den Ackerbau, den Handel und die Finanzen geschrieben, daß zu hoffen steht, die wahren Grundsätze derselben werden endlich bekannt werden. Dann wird nichts mehr zu wünschen übrig bleiben, als ein schmerzvolles

volle Minister und Leute, die mehr an dem Staate als an ihren Stellen hängen. Ohne mich in eine systematische Untersuchung dieser Materie einzulassen, werde ich mich blos darauf einschränken, die Begebenheiten anzuführen.

Der Marschal von Villeroi repräsentirte den Vorgesetzten des Conseils der Finanzen, und welchen Posten er auch jemals bekleidet hat, so hat er nie mehr darin gethan, als blos repräsentirt. Seine Figur war eine der schönsten auf einem Ball, auf einem Carrousel zu sehen, prächtig das ganze Ansehen und Benehmen des vornehmen Mannes, ein beschränkter und angebauer Versstand, viel altfränkische Galanterie, viel Hofgeschwätz, viel Hochmuth, Stolz oder vielmehr ruhmedia und mehr kriechend als ehrerbietig vor dem verstorbenen König, und vor der Frau von Maintenon.

Der Herzog und nachmaliger Marschal von Noailles, Präsident dieses nämlichen Conseils, hatte die wahre Gewalt in demselben; Nouillé du Toudrai, ein vollkommen ehrlicher Mann von vielem Verstand und litterarischen Kenntnissen, hatte des Herzogs vorzügliches Vertrauen, aber er liebte den Wein bis zur Trunkenheit, trieb alle Arten von Ausschweifungen bis zur Unanständigkeit, und that sich in keiner Sache Zwang an. Als er einmal vor dem versammelten Conseil, und in Gegenwart des Regenten sich mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit herausließ, sagte der Herzog von Noailles zu ihm: Herr Nouillé, hier mag der Wein wohl sprechen. — Das kann seyn, erwiderte Nouillé, doch ist's kein goldner a). Man fühlte den Zug sehr gut, weil

R 5

die

a) Das Wortspiel im Original mußte unübersetzt bleiben, oder ein andres an dessen Stelle kommen. Der Herzog wirft dem Finanzrath die Flasche vor, er acbt es zu, rühmt sich aber, daß es keine Kanne sey. Die Weinkanne, *pot de vin*, heißt im französischen bey den Handelsgeschäften verabredeter Kauf, der

die Noailles den Ruf hatten, sich bey den Geschäften nicht zu vergessen; und Noailles' Hände waren hingegen so rein, daß man folgende Anekdote von ihm erzählte: Eine Gesellschaft von Finanzpactern reichte ihm eine Liste von ihren Associirten, in welcher mehrere Namen unangeführt waren. Er fragte um die Ursache, und als sie ihm antworteten, daß es Stellen wären, die man ihm zu besetzen überließe; aber, sprach er, wenn ich mit Euch theile, wie werde ich Euch denn können aufhängen lassen, im Fall Ihr Spitzbuben seyd?

Was den Herzog von Noailles anbelangt, so hätte man ihn zerlegen, und mehrere Menschen aus ihm machen können, von denen einige nicht ohne Verdienst gewesen wären. Er hat, denn er lebt noch, vielen Verstand, und von allen Gattungen eine natürliche, biegsame und den Gegenständen angemessene Beredsamkeit. Berührender im Umgange weiß er den Ton eines jeden, mit dem er spricht, anzunehmen, und macht andern auf diese Weise seine Idee oft zu eigen, indem sie ihm die ihrigen mitzutheilen glauben. Eine lebhafte und fruchtbare Imagination, die indessen reicher an Entwürfen, als an Mitteln ist. Er ist leicht ausgelegt, sich selbst zu blenden, empfängt im Geiste mit dem größten Feuer, beginnt mit Wärme, und verläßt plötzlich den Weg, den er verfolgte, um einen andern, der diesen durchkreuzt, zu betreten. Er hat keinen Zusammenhang, außer für seinen persönlichen Vortheil, den er nie aus den Augen verliert. Dann weiß er sich vollkommen zu bemätern, und unbefangen zu scheinen in der größten Unruhe. Sein Gespräch ist mehr werth als seine schriftlichen Aufsätze; denn indem er seine Gedanken

formt

Vortheil für den Käufer oder Unterhändler. Für das deutsche Wortspiel wird der Leser um Nachsicht gebeten; ein solches Wortspiel schien hier einer Unterbrechung des Zusammenhangs doch noch vorzuziehen.

kombiniren will, läßt er sie in der allzu feinen Zergliederung verirauchen. Seine Kenntnisse sind ausgebreitet, mannigfaltig und oberflächlich. Die schönen Geister an den bey ihm viel Aufnahme, und er hat sich ihrer Hülfe bey schriftlichen Ausragen mit Nutzen bedient. Freymuth aber ausschweifend nach Verhältnis der Umstände zog er sich in Spanien die Mignade des Hofes zu, indem er Philipp dem Fünften eine Maitresse vorstelt, lief dann der Frau von Mautenon in der Kirche nach, und unterschiel ein Opernmädchen zu Anfang der Regentschaft, um im herrschenden Ton zu bleiben. Der Wunsch, allen Parteyen zu gefallen, hat ihn Rollen spielen lassen, die ihn in Verlegenheit setzten, oft lächerlich machten, und zuweilen herabwürdigten. Ein eifriger Diener des Staats, wenn sein Vortheil es ihm erlaubte, befehligte er sich, die Finanzen wieder aufzubringen, und würde vielleicht das hin gelangt seyn, wenn der Regent ihn seine Operationen hätte fortsetzen lassen. Welches Vermögen der Herzog von Noailles sich auch dabey erworben haben möchte, so würde es für den Staat kein Objekt gemacht haben, und man hätte dann die Erschütterung von Laus vermieden, das bloß Gauner, große und kleine, bereichert, die Mittellasse, die reichschaffenste und nützlichste von allen verarmen gemacht, die Stände durch einander geworfen, die Sitten verdorben, und den Nationalcharakter angefleckt hat.

In Frankreich ist die Etikette und das Ceremoniel äußerst schwankend, und die Minister finden ihren Vortheil dabey, hierin nichts zu bestimmen, um es in ihrer Gewalt zu behalten, in den vorfallenden Gelegenheiten nach ihren Privatneigungen zu entscheiden. Die Exequien, welche in Saint Denis für den verstorbenen König gehalten wurden, gaben zu ziemlich lebhaften Zwistigkeiten Anlaß zwischen dem Herzog, dem Parlament und den Pairs, welche die Kleirodien trugen. Der

Rei

Regent hütete sich wohl, einen Ausspruch zu thun. Er liebte die Uneinigkeit unter den Gesandtschaften, und führte zuweilen das *divile et impura* im Munde; aber in sein Benehmen mischte sich zum wenigsten eben so viel Schwäche als Politik. Er affectirte auch eine gewisse Verachtung der Etikette; doch giebt es selbst in dieser manche Dinge, die auf den ersten Blick Pedanterie scheinen, und von einem reiferen Urtheil gebilligt werden müssen. Von vielen Gelegenheiten unterhält die Etikette die Subordination, ersetzt die Stelle der Sitten, und erhält sie zuweilen sogar aufrecht. Von Nation zu Nation ist sie so wenig gleichgültig, daß es immer durch eine Verminderung an Macht und Ansehen geschieht, wenn ein Fürst gegen den andern in der Etikette nachläßt.

Da in der Regentschaft jedermann Gelegenheit fand, seine Rechte nach seinen Ansprüchen auszudehnen, so nahm die Herzogin von Verri, die näheren Anlaß hatte als jemand sonst, vier Dames du Palais, ohngeachtet keine königliche Tochter jemals mehr gehabt hatte, als eine Dame d'honneur und eine Dame d'amours. Sie wollte auch eine Compagnie Gardes haben. Vergebens stellte ihr der Regent vor, daß nie eine königliche Tochter ^{a)}, noch eine Königin, außer der Mutter Ludwigs des Vierzehnten als Regentin, dieses Vorrecht genossen hätte; er mußte sie befriedigen, aber er gab zugleich seiner Mutter, Madame, Witwe von Monsieur, eine ähnliche Leibcompagnie.

In Ermangelung des Namens als Königin suchte die Herzogin von Verri sich Ehrenbezeugungen als solche anzumachen und sogar zu überschreiten. Sie machte den Weg

a) Es ist wohl gut zu bemerken, daß königliche Tochter, königlicher Sohn für *Fille de France*, *Fils de France* gesetzt worden ist, und nicht Tochter oder Sohn des Königs bedeutet, sondern der Benennung entsprechen soll, welche die lebenden Descendenten von den sogenannten Prinzen vom Blüt unterscheiden.

Weg durch Paris von Luxembourg, wo sie wohnte, bis zu den Tuileries, von ihrer Leibwache umgeben, unter Trompeten- und Paukenklang. Der Marschal Villeroi stellte dem König vor, daß diese Ehre niemanden als dem König an dem Ort, wo er sich befände, gebührte; nun bewohnte er damals die Tuileries, wo man ihn am 30sten December 1715 zur Bequemlichkeit der Staatsversammlungen und des Dienstes hinbrachte. Die Herzogin von Berri mußte es also bey dieser ersten Probe von Trompeten und Pauken bewenden lassen, die seitdem in Luxembourg blieben. Sie wollte sich durch eine andre Unternehmung entschädigen, die ihr aber nicht besser gelang. Sie erschien unter einem Thronhimmel in der Oper, und den Tag darauf in der französischen Komödie mit vier Mann von ihrer Leibwache auf dem Theater, und den übrigen auf dem Parterre. Das Geschrey war allgemein, und vor Zern schloß sie sich seitdem in eine kleine Loge ein, wo sie infognito war; und da die Komödie damals dreymal die Woche auf dem Operntheater im königlichen Pallast gespielt wurde, so diente die Loge zu den beyden Spektakeln.

Der Ritter von Fouillon, der sich damals Prinz von Aubergne nennen ließ, gab das Projekt zu den Bällen im Opernhaus, welche von den Privatbällen abführten würden, wo oft Unordnungen vorkamen. Da hingegen eine Militairwache im Opernhaus auf gute Polizen halten würde. Das Projekt gieng durch, und trug dem Prinz von Aubergne für sein Recht als Rathgeber 6000 Livres Pension ein. Die Nähe der Zimmer des Regenten machte, daß er sich oft beym Aufstehen von der Abendtafel in einem Aufzug hinbegab, der dem Administrator eines großen Königreichs nicht wohl anstand. Auf den allerersten Ball kam der Staatsrath Rouillé betrunken, weil es sein Geschmach und sein Gebrauch war, und der Herzog von Noailles im nämlichen Zustande, um seinen Hof zu machen.

Wäre

Wäre dem Regenten daran gelegen gewesen, Befehl und Ordnung aufrecht zu erhalten, so würde er die Veranlassung des Zweikampfs zwischen Terrant, Hauptmann im Regiment des Königs, und Girardin, Hauptmann in der Garde, benutzt haben; aber er begnügte sich, ihnen ihre Stellen zu nehmen. Ohne sich deutlich auszusprechen, gab er bloß zu verstehen, daß die Zweikämpfe etwas zu sehr aus der Mode wären. Carlus bekam Erlaubnis sich über den feindlichen mit dem Grafen von Auvergne zu rechten fertigen. Indessen that der Regent doch dem Herzog von Richelieu und dem Grafen von Bayern Einhalt, die einen lebhaften Wortwechsel gehabt, und sich gefordert hatten. Kurze Zeit darauf schlugen sich der Herzog von Richelieu und Gace, Sohn des Marschal von Maignon, und versetzten sich leichte Wunden. Das Parlament decretirte gegen sie, und der Regent schickte sie in die Bastille. Aber es blieb bey weiterer Untersuchung, ohne fernere Hast. Nicht lange darauf gieng wieder ein Duell vor zwischen Jousac und d'Albeterre und Bilette, Bruder der Gräfin von Carlus. Das Parlament versuhr wider sie, aber sie räumten das Königreich. Diese Sache weckte die vorige von Terrant und Girardin wieder auf, und sie wurden in effluie gerichtet.

Früher als ein Jahr vor dem Tode Ludwigs des Vierzehnten hatte Stairs, Englischer Ambassadeur in Frankreich, es mit dem künftigen Regenten zu halten gesucht, weil er wohl sah, daß der Herzog vom Maine, in den Grundsätzen des Königs aufgezogen, wenn die Gewalt in seine Hände fiel, dem Hause Stuart günstig seyn würde. Er hatte, durch die Vermittelung des Abbe Dubois, heimliche Konferenzen mit dem Herzog von Orleans gehabt, und diesen Prinzen überredet, daß der König Georg und er ein gemeinschaftliches Interesse hätten. Um sein Vertrauen mehr zu gewinnen, gestand er gegen ihn, daß Georg in Ansehung der Stuarts die Krone usurpirte hätte; aber, fügte er hinzu, wenn der schwache Spedtsling

ling der königlichen Familie in Frankreich abgehen sollte, so würden alle Renunciationen nicht verhindern, daß er, der Herzog von Orleans, in Ansehung des Königs von Spanien, als unrechtmäßiger Besitzer der Krone betrachtet würde; er könnte also keinen sicherern Bundesgenossen haben als den König Georg. Der Abbe Dubois, welcher die Absichten schon hatte, die sich in der Folge entwickeln werden, befließte sich unaufhörlich seinem Herrn diese Grundsätze einzusößen.

Raum war der Herzog als Regent erklärt, so gieng Stairs zu ihm, und sagte ihm von einer wahren oder falschen Verschwörung, die auf dem Punkt stünde, in London gegen den König Georg auszubrechen; er schlug ihm sodann einen Garantievertrag über die Nachfolgen in Frankreich und England vor. Was es mit der Verschwörung in London auch für eine Verwandnis haben mochte, so waren die Fortschritte des Grafen von Marr, der in Schottland an der Spitze einer Partey für den Prätendenten stand, doch so wichtig, daß man diesem Fürsten riet, ihn durch seine Gegenwart zu unterstützen. Er reiste aus Par weg, und gieng durch Frankreich, um sich in Bretagne einzuschiffen. Stairs bekam davon Nachricht; er suchte bey dem Regenten den Befehl auszuwirken zur Verhaftnehmung des Prätendenten, welcher über Chateau-Thierry kommen sollte. Der Regent wünschte zu gleicher Zeit die Unruhen in Schottland zu unterhalten, und gegen den König Georg seinen Dienstleister zu bezeugen; er gab in Stairs Gegenwart, einem Major von der Garde, Contade, Befehl, nach Chateau-Thierry abzugehen, und den Prätendenten auf seiner Durchreise zu übersallen. Contade, ein kluger Mann, und von der innern Regierung des Regenten wohl unterrichtet, reiste ab mit dem festen Entschluß, nicht zu finden was er suchte.

Stairs traute den Aeußerungen des Regenten nicht, und beschloß, lieber durch ein Tübenstück den König Georg

von allen seinen Besorgnissen zu befreien. Er brachte durch seine Spione in Erfahrung, daß der Präsident in Chail lot, in einem Hause des Herzogs von Lauzun verborgen wäre, von wo aus er nach Bretagne abgehen sollte. Er beordnete einen Irländischen Obersten in Französischem Sold, Douglas, sich mit drey Neuchelmsbrüdern in Romans court einzuschiffen. Sie fragten bey ihrer Ankunft mit so vieler Lebhaftigkeit, ob man keine Chaise hätte durchfahren sehen, daß sie der Postmeisterin, Madame l'Hopital, einer Frau von Verstand und Entschlossenheit, verdächtig wurden. Die Neuigkeit von der Reise des Präsidenten hatte sich, seitdem er aus Bar verschwunden war, schon verbreitet; und die eifrige Nachfrage dieser Couriere ließ vermuthen, daß sie üble Absichten hätten. Man erfuhr auch seitdem, daß die drey Helfershelfer des Irländers entschlossene Boswichter waren, welche vor ihrer Abreise aus London für ihre Familie den Handel geschlossen hatten, im Fall sie nach vollbrachter That ersappt und hingerichtet würden. Die Postmeisterin versicherte, daß seit einigen Tagen keine Chaise vorbegekommen wäre, daß keine durch könnte, ohne Pferde hier zu wechseln, oder wenigstens gesehen zu werden, und daß sie dars auf rechnen könnten, es würde ihnen hier nichts entgehen. Douglas blieb erst ein Paar Stunden vergebens in der Hausehüre stehen, dann postirte er einen von seinen Leuten, um Achtung zu geben, gab leise dem zweyten Befehle, und nahm den dritten mit sich, um auf dem Wege nach Bretagne weiter zu reisen. Die Postmeisterin sandte sogleich einen ihrer Knechte auf die Pariser Straße, um auf die Ankunft der Chaise zu wachen, und sie zu einer sichern Freundin abführen zu lassen, die sie deshalb vorbereitete, indem sie zum Hintergebäude ihres Hauses heraustrug. Als sie wiederkam, erfuhr sie, daß der eine Enländer, welcher von höherem Stand schien als der andre, sich auf ein Bett geworfen hätte und ruhte. Sie sagte zu dem, der

der in der Handthür stand, er würde im Hanse eben so bald Nachricht bekommen, als auf der Straße, und schlug ihm vor, ein Glas Wein zu trinken. Er gieng hinein, und ließ sich beim Trinken von einem Postillon, der seine Rolle wußte, so lange zusehen, bis er vollkommen betrunken war. Zugleich schloß sie das Zimmer, wo der andre ruhte, doppelt ab, und ließ die Wache holen. Der eingeschlossene Engländer wurde auf dem Bett ergriffen, er gerieth in Wuth, sich arretirt zu sehen, und berief sich auf den *Absoladeur*. Man erwiderte, bis er bewährt hätte, daß er dem Grafen von Stairs zugehörte, müßte er im Gesängnis bleiben, wohin man den Betrunknen auch brachte.

Unterdessen kam der Prätendent an, und wurde in das Haus, wo man ihn erwartete, geführt. Madame l'Hopital kam zu ihm, und erzählte ihm, was vorgieng. Der Prätendent, von Dankbarkeit durchdrungen, verhehlte ihr nicht, wer er war, und blieb in Nonancourt verborgen, um gegen die andern, die nicht angehalten waren, Maaßregeln zu treffen.

Douglas hatte bald erfahren, was mit den beiden Engländern in Nonancourt vorgefallen war, und gieng nach Paris zurück. Kurz darauf reiste der Prätendent ab, als Geistlicher verkleidet, in eine Chaise, die seine Netterin ihm verschafte. Er ließ ihr einen Brief an die Königin von England zurück, mit welchem sie zu ihr nach Saint Germain kam, und ihr die ganze Geschichte berichtete. Die Königin gab der Postmeisterin ihr Portrait, der Prätendent schickte ihr auch das seinige, indem die Lage der Mutter und des Sohnes ihnen keine andern Beweise ihrer Erkenntlichkeit zu geben zuließ. Die gute Madame l'Hopital, zufrieden mit dem Dienst, den sie geleistet hatte, wandte sich für ihre Anlagen nicht an den Regenten, und blieb 25 Jahre Postmeisterin; ihre Tochter und ihre Schwiegertochter hielten die Post zu No-

nancourt noch gegenwärtig a). Der kühne Stairs hatte die Frechheit, um sein Verbrechen zu bemänteln, die Gefangennehmung seiner Banditen für eine Verletzung des Willkürrechts nehmen zu wollen. Man ließ ihn aber fühlen, wie sehr es ihm, um seiner Ehre willen, zu schweben ziemte, und er schwieg.

Desmond, Bischof von Caneux, starb in diesem Jahre. Es war ein einfacher, treuherziger, tugendhafter Mann. Er ist gewesen, gegen welchen ein Pfarrer sich mit dem Beispiel Christi bey der Hochzeit zu Kana entschuldigte, auf einem Hochzeitschmaus gewesen zu seyn, und der darauf antwortete: Das ist nicht die schönste Stelle in seinem Leben. Nach seinem Tode erst erkannte man die vielen heimlichen Almosen, die er unter arme Familien in seinem Bisthum ausgetheilt hatte. Er ließ dem König Jacob dem Zweypen jedes Jahr heimlich dreßsig tausend livres zustellen.

Der Marechal von Chamilli, (Bouton) den seine schöne Vertheidigung von Grave berühmt gemacht hatte, starb ebenfalls in diesem Jahr. Er war schön und liebenswürdig gewesen, er hatte in seiner Jugend in Portugal gedient, und war dort der Gegenstand der heftigen Leidenschaft einer Nonne gewesen. Die bekannten Briefe einer Portugiesischen Nonne sind an ihn gerichtet.

Obgleich der Regent seiner Mutter sein Wort gegeben hatte, den Abbe Dubois nie anzustellen, gab er ihm doch eine Stelle als Staatsrath, zum großen Vergerniß der ganzen Magistratur. Was ihn vorzüglich dazu bestimmte

a) Allen lokalen Postmeistern muß die Erneuerung dieser Anecdote, zu einer Zeit, wo ihr Kollege zu Sainte Menchould, nach dem Urtheil eines arden Theils von Europa, einen unaussprechlichen Schandfleck auf ihren ganzen Stand geworfen hat, doppelt willkommen seyn. Ueberhaupt könnte eine Zusammenkunft der Postmeisterin von Nanancourt und des Postmeisters von Sainte Menchould zu vielen und tiefen Reflexionen Anlaß geben.

himme, war, daß kein Prälat um die Stelle ansuchte, um nicht einem bloßen Geistlichen, dem Abbe Lignon, den Vortritt im Conseil lassen zu müssen. Man fand es darum nicht weniger empörend, einen solchen Menschen die Nachfolge eines der würdigsten Prälaten im Reich, des Erzbischofs von Sens, Fortin de la Hequette, erhalten zu sehen. Dieser Prälat hatte den heiligen Geists Orden ausgeschlagen, weil er die Ahnenfolge nicht aufweisen konnte, welche nach den Statuten erfordert würde. Man bot ihm an, seinen Stammbaum zu verändern; seine Antwort war, er wolle weder den Orden durch seine Geburt, noch vielweniger sich selbst durch eine Lüge hienach absetzen. Der König trug ihm darauf die Erlassung der Ahnenprobe an; er antwortete daß er nicht zum Beispiel der Verletzung der Regeln dienen wollte, und bestand auf seiner Weigerung 1).

Schon durch die Aufnahme des Abbe Dubois im Staatsrath, zeigte der Regent wenig Achtung für das Publikum; noch offener aber setzten sie seine Tochter und er durch seine Lebensart aus den Augen.

Den Geschäften widmete der Regent einen größeren oder kleinern Theil des Vormittags, je nachdem er sich schlafen gelegt haben mochte. Ein eigner Tag war für die fremden Minister bestimmt, die übrigen theilte er unter den Chefs der verschiednen Conseils. Gegen drei Uhr trank er Chocolade, und da trat alles herein, wie man gegenwärtig beim Leber des Königs thut. Nach einer allgemeinen Konversation, die eine halbe Stunde dauerte,

N 2

arbeit

1) Schon der Marschal Fabert hatte den Orden aus den nämlichen Gründen, wie la Hequette, ausgeschlagen. Der Marschal von Carmat weigerte sich ebenfalls ihn anzunehmen, weil seine Ahnenprobe nicht ganz vollständig sein würde. Der König lobte ihre Bescheidenheit, drang aber nicht weiter in sie. Dies sind aber die drei einzigen Beispiele einer solchen Weigerung, ohngeachtet mehrere Auser Gelegenheit gehabt hätten sie nachzunehmen.

arbeitete er noch mit irgend jemand, oder hielt Regentschaftsrath. Vor oder nach dieser Arbeit besuchte er den König, dem er immer mehr Ehrfurcht bezeugte als irgend jemand sonst, was das Kind sehr gut bemerkte. Zwischen fünf und sechs Uhr hörten alle Geschäfte auf, er besuchte Madame, entweder in ihrer Wohnung im Winter, oder in Saint-Cloud während der schönen Jahreszeit, und er hat ihr immer sehr viel Ehrerbietung erwiesen. Selten ließ er einen Tag vergehen, ohne in dem Luxembourg die Herzogin von Berry zu besuchen. Gegen die Stunde des Abendessens, schloß er sich mit seinen Mätressen ein, zuweilen mit Opernmädchen oder andern von gleicher Art, und mit zehn bis zwölf Männern von seiner vertrautesten Gesellschaft, und die er gerade heraus seine ronds nannte. Die vornehmsten waren Broglie, der älteste Sohn des Marschals und ersten Herzogs dieses Namens, Brancas, Großvater des jetztlebenden Biron, den er zum Herzog machte, Canillac, Vetter des kommandirenden Obersten von den Mousquetaires. Einige andere darunter, waren Leute die an sich durch nichts ausgezeichnet waren, als durch Talente zur Unterhaltung oder zu Auschweifungen. Jede Abendmahlzeit artete in Bacchanalien aus. Die zügelloseste Ausgelassenheit herrschte da; Zoten und Lästereien waren der Gegenstand oder die Würze des ganzen Gesprächs, bis die vollkommene Trunkenheit alle Gäste außer Stand setzte zu reden und sich zu verhalten. Die noch allein gehen konnten, begaben sich nach Hause, die andern wurden weggetragen, und ein Tag glich dem andern. Eine Stunde nachdem er Tag gemacht hatte, war der Regent noch so schwer, so berauscht von den Dünsten des Weins, daß man ihn unterzeichnen lassen konnte was man wollte.

Zuweilen war der Schauplatz im Luxembourg, bey der Herzogin von Berry. Nach verschwiegen vorübergehenden Galanterien war diese Prinzessin endlich bey dem Grafen

Grafen von Niem siehen geliebet. Er war der jüngste Sohn aus dem Hause d'Arde, und Neffe des Herzogs von Lauzun. Er hatte wenig Verstand, eine gemeine Figur, und ein blätteriges Gesicht, das vielen Weibern hätte mißfallen müssen. Aus seiner Provinz war er nach Paris gekommen, als bloßer Dragonerlieutenant, um eine Compagnie zu erhalten; und bald stößte er der Prinzessin die stärkste Leidenschaft ein. Sie hielt gar kein Maaß dabei, und trug sie öffentlich zur Schau. Niem bekam eine prächtige Wohnung im Luxembourg; umgeben von allen Verschwendungen des Luxus nahm er erst die Aufwartung aller Hofleute an, die zu der Prinzessin giengen, und empfing jedermann mit der größten Höflichkeit. Gegen seine Gebieterin betrug er sich anders, sie hatte alle möglichen Launen von ihm auszuhalten. Zuweilen, wenn sie im Begriff war auszugehen, zwang er sie zu bleiben, äusserte sich verdrießlich über die Kleidung, die sie angezogen hatte, und sie wählte demüthig eine andre. Er hatte sie gewöhnt, täglich seine Befehle über ihren Puz und die Einrichtung ihrer Zeit einholen zu lassen; und wenn er sie gegeben hatte, änderte er plötzlich seinen Willen, fuhr gegen sie auf, zwang sie zu Thränen, und ihn für seine Unverschämtheit um Verzeihung zu bitten. Der Regent war darüber oft so aufser sich, daß er ihn wollte zum Fenster hinauswerfen lassen; aber seine Tochter gebot ihm Stillschweigen, gab ihm die Behandlung zurück, die sie von ihrem Liebhaber erhielt, und er mußte sich endlich eben so vor ihr demüthigen, wie sie vor Niem. Hätten diese verschiedenen Auftritte nicht so viele Zeugen gehabt, sie würden unglaublich seyn. Noch unbegreiflicher war der Kontrast zwischen Niems Höflichkeit gegen jedermann, und seiner Insolenz gegen die Prinzessin. Dieses System in seiner Ausführung verdankte er dem Herzog von Lauzun, seinem Onkel. Dieser schmeichelte es, seinen Neffen im Luxembourg die näm-

liche Rolle spielen zu sehen, die er ehemals mit Mademoiselle de Montpensier gespielt hatte, er prägte ihm Familiengrundsätze ein, und überzeugte ihn, daß er seine Gebieterin verlieren würde, wenn er sie durch eine ehrerbietige Zärtlichkeit verzögerte, und daß Prinzessinnen kurz gehalten seyn wollten. Niom benutzte die Lehren seines Onkels bis zur Uebertreibung, und die That bewies wie gegründet sie waren. Diese Prinzessin, so hochmüthig gegen ihre Mutter, so gebieterisch gegen ihren Vater, so stolz gegen jedermann, kroch im Staube vor einem jüngsten Sohn aus Gascoigne. Sie hatte zwar zwischendurch einige andre Abendheuer, namentlich mit dem Chevalier d'Audie, Nioms Vetter, aber es waren nur vorübergehende Fantastien und die Hauptleidenschaft siegte bis ans Ende.

Die Abendmahlzeiten, die Bacchanalien, die Sitten waren die nämlichen im Luxembourg wie im königlichen Pallast, da es ziemlich die nämlichen Gesellschaften waren. Die Herzogin von Berry, mit welcher nach der Regel bloß die Prinzen vom Geblüt speisen konnten, soupirtete, und das nicht heimlich, mit unbekannten Leuten, die Niom ihr vorführte. Sogar fand sich dabei ein gewisser Pater Reiglet, Jesuit, ein Hausgenosse, der sich alles gefallen ließ und übrigens für den Beichtvater passirte. Wenn sie Gebrauch von seinem Amt gemacht hätte, so hätte sie sich ersparen können, viele Dinge zu sagen, bey denen er Zeuge und Theilhaber war.

Die Marquise von Mouchy, Dame d'atour der Prinzessin, war ihre würdige Vertraute. Sie lebte heimlich mit Niom auf dem nämlichen Fuß wie die Prinzessin öffentlich; und diese, so verborgne als bequeme Nebenspielerin stiftete Versöhnung zwischen dem liebenden Paar, wenn die Zänkereyen zu weit gehen konnten.

Das sonderbarste war, daß die Herzogin von Berry ihr ärgerliches Leben durch eine Sache, die es noch schlimmer machte, zu verbergen oder gut zu machen glaubte. Sie hatte

hatte eine Wohnung gemiethet bey den Karmeliterinnen in der Jacobsstraße, wo sie von Zeit zu Zeit hingienß und einen Tag zubrachte. Am heiligen Abend vor den großen Feiertagen, schlief sie da, speiste wie die Nonnen, wohnte dem Amt am Tag und der Ketten bei, und kehrte dann zu den Bacchanalien im Luxembourg zurück.

Der Regent wollte von seiner Seite die Welt auch erbauen, und es gelang ihm so wenig als seiner Tochter. Er zog mit großem Gepränge am Oftertage nach Saint Eustache, und nahm das Abendmahl. Aber der Abßich zwischn seinem täglichen Lebenswandel — und dieser frommen Handlung machte den schlimmsten Eindruck.

Ob wir gleich mit ganz Europa in Frieden lebten, so waren die Unterhandlungen darum nicht weniger lebhaft. England traktirte zu gleicher Zeit mit Frankreich und mit Spanien, und suchte seinen Handel zum Nachtheil dieser beyden Mächte auszubreiten. Unser Interesse war, das Betragen des Oesterreichischen Hauses, während daß es in Spanien und dem Reich zugleich geherrscht hatte, zum Muster zu nehmen; aber der Abbe Dubois zog den Regenten auf die Seite Englands, dessen Macht und Unterstützung, auf den Fall daß der König stürbe, er ihm vorspiegelte.

Auf der andern Seite herrschte Alberoni, als bloßer Gesandter von Parma in Madrid, über die Königin, und folglich über die Monarchie. Er war einer von den Menschen, die das Schicksal zuweilen als Gegenstände der Racheiferung für Ehrsuchtige, die aus dem Staube emporzusteigen streben, heraus hebt. Er war der Sohn eines Gärtners, aber er verließ seinen Stand für den Geistlichen, der keinen zurückweist und öfters alle untereinander mengt. Der Herzog von Parma sandte den Bischof von Borgo, Nancoveti, zum Herzog von Vendome, der die Spanische Armee in Italien commandirte, und mit dem er gewisse Geschäfte abzuhandeln hatte. Der Feldherr befand sich im Hemd auf seinem Nachstuhl, als man den Bischof anführte.

ankündigte. Er ließ ihn hereinkommen, und that sich nicht mehr Zwang an, indem er ihm Audienz gab, als er es bey der Armee gewohnt war. Ohne das Gespräch über die Angelegenheit zu unterbrechen, setzte er die verchiedenen Handgriffe seiner Toilette in Gegenwart des Prälaten fort, der sehr beleidigt zurückkam, und versicherte, daß er nie wieder bey einer so indecenten Audienz erscheinen würde. Der Herzog von Parma ließ jemanden aufreiben, der Verstand genug hätte, um dazu gebraucht zu werden, und nicht berechtigt wäre über das Ceremoniel so bedenklich zu seyn. Man stellte ihm den Abbate Alberoni vor. Der Herzog urtheilte aus seinem Gespräch, daß er zu dieser Unterhandlung sehr geschickt seyn, und daß der Herzog von Vendome, nach seinem eigenen Charakter, sich wenig um die Würde der Person bekümmern würde, die auch ausserdem unter der geistlichen Tracht versteckt wäre. Alberoni würde mit der römlichen Etikette empfangen als der Bischof, aber ohne an etwas Aergerniß zu nehmen, untermischte er die Konferenz mit scherzhaften Einfällen, die aus der Situation hergeholt waren, und den Herzog von Vendome ergöbten. Wie der General von seinem Stuhl aufstand, zeigte er sich in einer Stellung, bey welcher der Abbate in die Worte ausbrach: ah culo di angelo! Die Laune des Abbate freute den Herzog von Vendome so sehr, daß er mit niemand als ihm zu thun haben wollte. Das Geschäft des Herzogs von Parma ward bald beendigt; und nachdem der Abbate seinem Herrn darüber Bericht erstattet hatte, kehrte er zum Herzog von Vendome zurück und blieb als Hausgenosse bey ihm. Man sah ihn zuweilen als Kapellan, bey Gelegenheit auch Sekretair, und noch öfter Koch; er machte für den Herzog Käsesuppen, und ganz vorzüglich war er im Besitz ihm mit schmutzigen Erzählungen die Zeit zu vertreiben. Diese niedrige Sunst verschaffte dem Abbate im Hause so wenig Achtung, daß einer von den Offizieren,

hieren, durch Freyheiten, die er sich herausnahm, beleidigt, ihm einmahl Stockschläge gab, ohne daß der Abbate das durch herabgesetzt schien, oder etwas anders dabey herauskam als den Herzog lachen zu machen, der ihn weder mehr noch weniger schätzte als vorher. Nach der Kampanie folgte Alberoni seinem Herrn nach Frankreich, wo ihm dieser einen Gehalt von tausend Thaler verschaffte. Dadurch bekam er das Ansehen als wirklicher Sekretair, und gieng im Gefolge des Herzogs von Vendome wieder mit nach Italien. Als dieser General da gestorben war, begab sich Alberoni nach Parma, und sein Fürst, der seine Fähigkeiten in Geschäften kannte, machte ihn zum Residenten in Madrid. Hier nahm er, durch den Antheil, den er an der Heurath der Prinzessin von Parma mit Philipp dem Fünften bekam, den Flug der ihn so hoch erhoben hat. Er entfernte nach und nach alle die zum Bettkampf mit seinem Einfluß geeignet seyn konnten, und arbeitete daran Cardinal zu werden, entweder indem er dem römischen Hof diene oder sich an demselben fürchtbar machte.

Der Spanische Hof stand mit dem Römischen schon übel, bey Gelegenheit Siciliens, über welches ein Interdict gesprochen worden war, eines Gegenstands wegen, der angeführt zu werden verdient.

Erstlich muß man sich erinnern, daß gegen das Jahr 1725. Roger, Herzog von Sicilien, seine Staaten durch den Pabst zum erblichen Königreich erheben ließ, unter der Bedingung, daßes als Päpstliches Lehen angesehen würde. Aber durch die nämliche Urkunde wurde ausgemacht, daß es in Sicilien ein fortdauernd subsistirendes Tribunal geben sollte, welches ganz aus Laien bestünde, von dem König besetzt würde, und von dem Pabst vollkommen unabhängig wäre; vor diesem Tribunal sollten in eberster Instanz alle Civil- und Criminalsachen entschieden werden, von Laien gegen Laien, von Laien gegen Geistliche, und

endlich zwischen Geistlichen, Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Mönchen und Stiftern, selbst in den Fällen geistlicher Censuren und des Kirchenbannes, ohne daß dieses Tribunal jemals einem andern als dem König, und nie dem Papst Rechenschaft abzulegen hätte, und ohne daß der König in irgend einem Falle Ladungen, Censuren, oder dem Kirchenbann unterworfen seyn könnte. Dieses Tribunal der Monarchie hatte seit seiner Errichtung seine volle Gerichtsbarkeit ausgeübt, als 1711. ein Pächter des Bischofs von Sipont — Erbsen auf den Markt trug. Die Zollbeamten des Königs forderten die gewöhnliche Abgabe für das Auskommen. Der Pächter, ohne zu sagen wer er wäre, weigerte sich zu zahlen, und ließ sich seine Erbsen wegnehmen. Der Bischof that, im Verfolg der Geistlichen Immunität, die ihn von den Abgaben befreite, aber ohne weitere Untersuchung, die Zollbeamten in Bann. Diese, die hierdurch erst erfuhren, wem die Erbsen gehörten, brachten sie sogleich zurück, und beklagten sich über den Pächter, welcher durch ein einziges Wort dem Handel vorgebeugt hätte. Der Bischof forderte so lächerliche Genugthuungen, daß die Beamten ihren Obern berichten mußten, deren Vorstellungen ihnen selbst den Bann zuzogen. Das Tribunal der Monarchie, indem es Frieden stiften wollte unter den Streitenden, bekam auch einen Bannfluch, und das war der dritte, um trockne Erbsen. Der Römische Hof, welcher dieses Sicilianische Tribunal ungeduldig ertrug, hatte, um es zu zerstreuen, die neue Regierung benutzen wollen, die er schwächer zu finden hoffte, als die vorige. Der Bischof urtheilte, daß ihn seine Würde vor dem Gefängniß nicht schützen möchte, und rettete sich nach Rom. Der Empfang, den er dort erhielt, erregte den Eifer vieler andern Bischöfe, und wie jeder seinen Pliß geschleudert hatte, lief er klüglich nach Rom, und der Papst sprach sogleich das Interdict über Sicilien. Da folgte ein Haufen von
Priest

Priestern und Mönchen, die sich der gebührenden Strafe für diejenigen, die das Interdict achten würden, nicht anzusetzen wagten, dem Prälaten nach Rom. Dieses Schisma war in seiner vollen Kraft, als durch den Utrechter Traktat Sicilien dem Herzog von Savoyen mit dem Titel als König, abgetreten wurde. Der Papst glaubte gegen den König Victor nicht mehr Rücksichten beobachten zu müssen, als gegen Philipp den Fünften; aber die neue Regierung blieb standhaft, zumal da es noch vernünftige Priester genug gab, um den Kirchendienst zu versehen, und da die katholischen Mächte diese geistliche Unternehmung tadelten. Das Pariser Parlament nahm sich förmlich der Sache an; und durch ein Arret vom 15. Februar 1716. empfing es die Appellation des Procureur-Général; was es den Lezzeiten Ludwigs des Vierzehnten zu thun nicht gewagt hatte.

Die Jesuiten wollten das Interdict gern befolgen ohne ihren Stiftungen zu entsagen, und bedienten sich aller ihrer Künste, um den Aufbruch zu unterhalten. Hingegen nahm der Graf Maffei, Biscobung von Sicilien seine Maasregeln so gut, daß in einer Nacht alle Jesuiten ohne Ausnahm von Vatern oder Brüdern, von Klausen oder Befunden aufgehoben, in zwei Fahrzeugen eingeschifft, auf der Kiste des Kirchenstaats abgesetzt, und ihrem guten oder bösen Glück überlassen wurden. Sie setzten ihre Reise, so gut sie konnten bis Rom fort.

Der Papst, sehr in Verlegenheit gesetzt durch diese Ueberschwemmung von Mönchen, wurde darum doch nicht nachgiebiger. Da die apostolische Kammer aber bald müde wurde, für den Unterhalt so vieler Gäste zu sorgen, so sah man auf einmal in Rom einen Befehl an alle Bischöfe anschlagen, den strengen Strafen die Stadt zu räumen, ohne daß ihnen übrigens die mindesten Mittel gezeigt wurden, ihren Stab weiter zu setzen. Gehorcht mußte

musste indessen doch werden. Der Hunger erkälte dem Fanatismus, und sie wollten wieder nach Sicilien; aber der Graf Ruffei untersagte ihnen den Boden des Königsreichs zu betreten. Sie zerstreuten sich auf dem Lande in Italien, wo die meisten vor Elend umkamen. Der König von Sicilien blieb eben so standhaft als der Pabst hartnäckig. Ohne das Interdikt aufzuheben, wagte es dieser doch nicht, gegen den Fürsten und seine Minister Flühe zu schleudern, die er fürchten musste verachtet zu sehen. Die Sachen blieben also auf beyden Seiten im nämlichen Zustand, bis zu der Zeit da der Kaiser durch die Abtretung von Sardinien, wovon der König Victor den Titel nahm, Herr von Sicilien wurde. Der geistliche Anspruch verlor sich, das Interdikt hob sich von selbst auf; das Tribunal der Monarchie behielt die volle Kraft seiner Gerichtsbarkeit, und der Pabst fand sich sehr glücklich, daß der Kaiser, schon Herr von Neapel und Mailand, sich bequeme die Folgen der Geschichte von den trocknen Erbsen zu ignoriren, und zuzugeben daß sie mit Stillschweigen übergangen würde.

Ich habe schon voraus erklärt, daß ich keine politische Geschichte, welche die größte Umständlichkeit erfordert und die meisten Leser ermüden würde, zu schreiben unternehme; aber ich werde der verschiedenen Gegenstände der politischen Unterhandlungen gedenken, insofern sie nöthig seyn werden, um die Fakta aufzuhellen und zu verbinden, und um den Charakter und das Interesse derer, die an den Geschäften Theil gehabt haben, besser ins Licht zu stellen. Es ist nur allzuwahr, daß die Friedensverträge nichts sind als Waffenstillstände. Kaum hat man die Waffen niedergelegt, so geht der Kabinettskrieg an. Man negotirt, man sucht Allianzen, um sich in Stand zu setzen die Feindseligkeiten mit größerem Vortheil wieder anzufangen.

Die

Nie war die Gährung an den Höfen größer als während der Regentschaft; aber der innerlich sehr unruhige Staat blieb im Frieden mit seinen Nachbarn. Das verschiedene Interesse der Souveraine war theils, indem es sich wechselseitig kränzte, die äußere Ruhe.

Dem Pabst stößten mächtige Kriegsrüstungen der Türken Beforgnisse für Italien ein, und er suchte bey Frankreich, Spanien und Portugal um Hülfe an. Der Kaiser sann darauf, sich zugleich gegen die Pforte in Vertheidigungsstand zu setzen und in Italien auszubrechen; daher ihn der Pabst eben so sehr fürchtete als den Türken.

Spanien negociirte mit England, hatte eben den für die Engländer so vortheilhaften Asiencontrakt geschlossen; und Holland, das seinen Barrieretraktat hatte, dachte auf nichts als sich durch den Handel zu erholen.

In England, wo die Nachfolge in der protestantischen Linie noch nicht recht besetzt war, fürchtete man immer irgend eine Revolution. Obgleich die Unterstützung des Prätendenten gesunken war, so war die Jakobitische Partei noch mächtig. Die Whigs und die Tories ¹⁾ kämpften unermüdet gegeneinander. Alle Mächte hatten ein gleiches Bedürfnis, daß der Friede erhalten würde, und die meisten standen, indem sie vor dem Kriege zitterten, im Begriff ihn zu erklären.

Mehr als jemand wünschte der Regent, von innen und von außen Ruhe zu erhalten. Stairs und Dubois, gemeinschaftlich einverstanden, überredeten ihn also, daß wenn der König stirbe, die Verzichtleistungen für null und nichtig angesehen werden würden, daß der Regent
nur

¹⁾ Diese Namen sind in England nicht mehr gebräuchlich, die Whigs waren ursprünglich die republikanische Partei, und die Tories waren die königliche Gemüthen; da sich aber das Interesse beider geändert hat, so kennt man jetzt nichts mehr als die Opposition und die Oppositen.

war unrechtmäßig den Thron würde besteigen können, und daß alsdann der König Georg und er bey gleichartigen Ansprüchen, nichts anders zu thun hätten, als im Noth aus die engste Verbindung einzugehen, um sich im Ereigniß wechselseitig zu unterstützen. Durch diese Union versicherte sich Dubois der Protection des Königs von England, dessen Einfluß bey dem Kaiser er kannte, so wie die Gewalt des letzteren über den Pabst; und der Abbe machte sich gefaßt, alle Umstände zu benutzen, welche die Zeit und seine Anschläge hervorbringen würden.

Der Herzog von Orleans hatte nie ein lebhaftes Verlangen selbst zu regieren; die Sorgfalt mit welcher er über die Erhaltung des Königs wachte, ist ein überzeugender Beweis davon. Aber er glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, auf die Renunciationen zu halten, wenn der Fall sich ereigne: hätte. Indem ich ihn von den Abscheulichkeiten spreche, welche die Verblöndung auf ihn gehäuft hat, und deren Eindruck sich in manchen Köpfen noch erhält, bin ich weit entfernt seine Lobrede zu schreiben. Mit allem möglichen Verstand und allen Fähigkeiten blieb er immer einer guten Staatsverwaltung unfähig, und die Regentschaft, obzwar äußerlich ruhig, ist dem Staat, besonders aber den Sitten verderblich gewesen.

Seine Maßregeln, Vorkehrungen, ein kluges Mißtrauen gegen das Haus Oesterreich und gegen England, ein festes Einverständnis mit Spanien: das war das Interesse von Frankreich, aber damit stimmte der Vortheil des Abbe Dubois nicht überein. Versuchte er zwischen zwey aus einerlei Blut entsprossenen Königen Uneinigkeit zu stiften, so unterstützte ihn seinerseits Alberoni, ein anderer Försenicht von gleichem Etoß, in diesem Anschlag vollkommen. Dieser, als Meister von der Spanischen Monarchie, war dem Pabste fürchtbar; und der Affinites traktat war den Engländern so günstig, daß niemand

zwei

zweifelte, Alberoni hätte beträchtliche Summen von ihnen erhalten, mit welchen er vorhätte den Kardinalshut zu kaufen, wenn er ihn nicht erobern könnte. Da er die fortdauernde Anfänglichkeit Philipps des Fünften an Frankreich bemerkt hatte; so trug er Sorge, diesem Monarchen die Verzichtleistungen als eitel vorzustellen. So beflüßigten sich Dubois und Alberoni, jeder auf seiner Seite mit gleicher Mühe, dem König von Spanien und dem Regenten Abneigung gegen einander einzuflößen.

Ob schon die Negociation mit England bereits angestiegen war, so fuhr Stairs doch fort, die Nation wegen Frankreichs unruhig zu erhalten, um dem König Georg Subsidien zu verschaffen, die das Parlament nicht bewilligt haben würde, wenn es den Frieden für sicher gehalten hätte. Dieser Zeit hat sich das englische Ministerium oft bedient, und immer mit gutem Erfolge. Das damalige Ministerium arbeitete zugleich daran, das Parlament siebenjährig zu machen, statt daß es nur dreijährig war. Die meisten Peers, mit der Regierung unzufrieden, waren diesem Plane abgeneigt, und wünschten ein anderes Parlament, dessen Mitglieder sie immer sicher blieben; die vom Unterhaus wünschten hingegen eine Verlängerung, die ihnen die Forderungen ersparte, zu welchen sie gezwungen würden, um die Stimmen zu einer neuen Deputirtenwahl zu erhalten. Die Whigs, welche damals die Oberhand hatten, hatten die Tories so grausam verfolgt, daß sie ihren Groll fürchteten, wenn sie bei einem neuen Parlament wieder aufkamen. Die Minister wandten bei dieser Sache so viel Eifer an, daß das Parlament verlängert wurde.

So beschäftigt der Regent schon mit politischen Unterhandlungen war, so wurde er doch noch in Betreff der Konstitution von dem Nuncius Bentivoglio verfolgt, und Bissi und Roban, welche die Gunst, in der Noach

les nun Stand, nicht ertragen konnten, ſuchten ihm Verdrußlichkeiten zu erzeu. Sie kamen auf den Einfall, eine neue Einſegnung der Kapelle von den Tuilerien vorzuſchlagen, wo das Amt immer gehalten worden war, ſo oft Ludwig der Vierzehnte in Paris war, und wo der junge König, ſeit ſeiner Zurückkunft von Vincennes, täglich die Meſſe hörte. Ihre Aſicht war, daß der Cardinal Rohan die Ehre haben ſollte, als Großalmosenier dieſe Einſegnung zu verrichten. Sie wußten nicht, daß die Frage bei Gelegenheit der Verſailler Kapelle ſchon entſchieden, und die Verrichtung der Einſegnung gegen den Anſpruch des Cardinals Jansen, damaligen Großalmoseniers, dem Cardinal Noailles zugetheilt worden war. Rohan zog von dieſem Verſuch keine weitere Frucht, als daß er Proteſtationen einlegte. Er gerieth auf eine andere Unternehmung, die ihm nicht beſſer gelang. Der Cardinal Noailles hatte, indem er die Jeſuiten ſuspendirte, den Pater Gaillard, de la Née, Lignieres, und die Treboux ihre Fakultäten geſehen; der letztere war Titularerzbischof des Regenten. Der Großalmosenier hat das Recht, die Prediger zu der königlichen Kapelle zu ernennen, und derjenige, der zu Allerheiligen predigt, thut es auch im Advent. Rohan wählte, vor ſeiner Abreiſe nach Straßburg, mit Fleiß zu der Predigt von Allerheiligen den Pater de la Ferté, der mit dem ganzen Hofe verwandt oder befreundet war, und deſſen Fakultäten im Monat Auguſt ausgingen. Der Cardinal Noailles konnte mit einemmale abſchneiden, indem er ihm eine perſönliche Spenſion andeuten ließ. Er that es nicht, wollte einen Ausbruch vermeiden, und begnügte ſich, den Tag nach der Predigt an den Cardinal Rohan darüber zu ſchreiben. Dieſer antwortete nicht, und der Erzbischof, nachdem er lange vergebens gewartet hatte, ließ den Jeſuiten und namentlich dem Pater la Ferté eine Generalspenſion andeuten. — Der Pater

Pater war gegen den Willen seines Vaters, des Marschals, Jesuit geworden, und dieser sprach immer mit der größten Heftigkeit davon, als von der höchsten Niedrigkeit, Trägheit. Da der Herzog de la Ferté ohne Kinder starb, wäre der Jesuit Herzog und Pair geworden, wenn er die Gelübde nicht abgelegt hätte; und der Verdruß, den er zuweilen darüber äusserte, brachte wieder die Jesuiten auf, die ihn nach la Fleche verwiesen, wo er gestorben ist.

Um den Forderungen der Jesuiten vorzubeugen, ernannte der Regent zum Reichsvater des Königs den Abbe Fleuri, der durch seine Kirchengeschichte und besonders durch die vortreflichen Abhandlungen, die er beigefügt hat, so berühmt ist. Er war Unterrichtsreceptor bey den Herzogen von Bourgneuf, von Anjou und von Berry gewesen.

Der Regent, von Stairs und von Bentivoglio geplagt, hätte beide können rapelliren lassen, den ersten, indem er des Königs Georgs Besorgnisse durch den offensbaren Bruch mit dem Prätendenten geschlichtet hätte, ohne sich indessen durch einen förmlichen Traktat mit England zu verbinden; den zweyten, indem er den Papst von dem ärgerlichen Wandel seines Nuntius benachrichtigt hätte. Freylich konnte der Papst dagegen die Lebensart des Jesuiten Lafiteau einwenden; unsern Ministers in Rom, der dort die große Kur brauchte, während daß Bentivoglio sich in Paris dazu anschickte. Die Furcht, den Hut, als die gewöhnliche Belohnung der Nuntiatur in Frankreich, zu verlieren ¹⁾, hätte ihn, so geschmeidig

1) Frankreich hat immer die Wahl des Nuntius. Der Papst präcentirt drei Subjekte, unter denen es erwählt, und die es alle drei zurückweisen die Freiheit hat. Der Kaiser und Spanien besitzen das nämliche Vorrecht.

gemacht, als ihn der Regent nur verlangen konnte, aber dazu wurde mehr Festigkeit erfordert, als der Herzog hatte. Wenn es ihm in wichtigen Geschäften so sehr daran fehlte, so kann man urtheilen, wie er sich von allen, die ihn umgaben, hinreißen lassen mußte.

Die Herzogin von Ferri ließ sich das Schloß La Meute schenken, und der Preis davon wurde von dem Könige an D'Armenonville ausgezahlt, der überdem den Miethbrauch des Schlosses Madrid im Teulogner Holz, die Anwartschaft darauf für seinen Sohn Morville, und eine Anweisung von 400000 Livres zu Tilgung seiner Schulden auf seine Stelle als Staatssekretair erhielt. Die Prinzessin ließ auch für ihren alten abgedankten Liebhaber, La Hage, eine dritte Stelle, als königlicher Gentilhomme de la manche a), errichten, mit 6000 Livres Pension, und bald kam für einen Klienten der Frau von Ventadour noch eine vierte dazu.

Die Herzogin von Ferri, ermüdet von der Trauer um Ludwig den Vierzehnten, zwang den Regenten, bey Gelegenheit des Todesfalls der verwitweten Königin von Schweden, alle Hoftrauern um die Hälfte zu verkürzen.

Um die Sommernächte in ihrem Schloßgarten mit einer Freude hinzubringen, zu der mehr Musikaldisie als Zeugen erforderlich waren, ließ sie alle Eingänge des Schlosses vermauern, außer der Hauptpforte, die nach Gelegenheit auf- oder zugemacht wurde.

Der Regent kaufte für seinen natürlichen Sohn, den Ritter von Orleans, das Amt als General der Galleen vom Marschal von Tessé, der 200000 Livres das bey gewann.

Nouvelle

a) Gentilshommes de la manche sind Edelkute, welche die königlichen Ehen begleiten, wenn sie noch unterwachen sind.

Kouillé du Coudray bewürkte auch, daß die italienischen Schauspieler wieder angenommen wurden, die der verstorbene König weggejagt hatte, weil sie eine Vorstellung von der falschen Prüde gaben, die das Publikum auf die Frau von Maintenon zog.

Die neue Truppe nahm den Titel als Schauspieler des Regenten, und war unter Kouillé's Aufsicht, unabh. hängig von den Kammerjunkern a). Der Neuheit wegen blieb das französische Theater eine Zeitlang verlassen, und die italienischen Possen verdunkelten die Meisterstücke untrer Scene.

Die königlichen Anweisungen auf die Einkünfte öf. fentlicher Stellen wurden ohne Maas und Auswahl ausgebeißt. Unter so vielen verschwendeten oder weggeworfenen Gnadenbezeugungen ließ der Regent auch einmal an Vittemant, den er zum Unterpræceptor des Königs ernannte, dem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren. Durch eine Rede, die er als Rektor an der Spitze der Universität gehalten hatte, war er Ludwig dem Vierzehnten bekannt geworden, der ihm die Stelle als Vorleser des Dauphins gab. Kaum hatte er sein Amt als Unterlehrer angetreten, so schien der junge König ziemlich an ihm zu hängen. Der Regent bemerkte es, und da er während seiner Administration sich immer bestrebte, das Beispiel der Ehrerbietung gegen den König zu geben, und aufzusuchen, was ihm Vergnügen machen konnte, so wollte er ihm die Freude verschaffen, Vittemant eine Gnade zu erzeigen. Er brachte dem Könige die Ernennung zu einer Abtey von 15000 Livres jährlicher Einkünfte für Vittemant. Das Kind, das sich freute, diese herrschaftliche Handlung selbst zu verrichten, ließ Vite-

D 2

temant

a) Die Gentilshommes de la chambre hatten das Direktorium über die Spektakel.

remant kommen, und gab ihm, in Gegenwart des Regenten, des Marechal von Billerei, und des Bischofs von Trejus die Ernennungsurkunde, indem er ihn mit dem Titel der Abtei anredete. Da Vittemant nicht gleich begriß, warum ihm der König einen neuen Namen gab, so nahm der Regent das Wort, und erklärte ihm die Gnade, die der König ihm erwies. Vittemant verlor sich in Danksaungen, setzte aber hinzu, er wäre schon mit Wohlthaten des Königs überhäuft, sein Vermögen überträte seine Wünsche, und da er keine nothleidende Verwandten hätte, wüßte er mit einer Vermehrung seiner Einkünfte nichts anzufangen. Sie werden sie zu christlichen Werken anwenden, sagte der Bischof von Trejus. Und warum, erwiderte Vittemant, sollte ich Almosen empfangen, um Almosen zu geben? Außerdem ist der Hof kein Standpunkt, wo ich die Bedürftigen kennen lernen könnte; ein Pfarrer wird sich viel besser dazu schicken, als ich. Der Regent, Billeroi und der Bischof, einer solchen Sprache wenig gewohnt, sahen anfangs Vittemant für einen geschickten Heuchler an, und drangen lächelnd in ihn, sie anzunehmen. Aber die Weigerung war sehr ernstlich, nichts konnte seinen Widerstand überwinden, man mußte für diese Abtei einen weniger sonderbaren Menschen suchen, der denn freilich nicht schwer zu finden wurde. Der bescheidene Vittemant band sich bey Hofe lediglich an seine Amtspflicht, und wie er deren entledigt war, begab er sich in eine gelehrte geistliche Stiftung. Ich habe den Namen eines so tugendbassen Mannes der Vergessenheit nicht überlassen dürfen; so viel ähnliche Anecdoten werde ich nicht haben, daß ich den Leser damit ermüden könnte.

Die Justizkammer, welche durch ein Edict vom Monat März eingesezt war, fing ihre Operationen an; den Würlungen dem, was man davon gehofft hatte, sehr wenig

wenig entsprachen. Man schmeichelte sich, durch die Tazen ungeheure Summen zu ziehen, mit denen man den dringendsten Aufwand bestreiten wollte. Man sollte, sagte man, alle Anweisungen auf die Einkünfte von Aemtern und die Militairchargen einlösen, sie sehr waschen, und keine mehr verkaufen lassen, so daß der König immer freye Macht behielte, das Verdienst zu belohnen, und die Racheiferung zu unterhalten. Gewiß schöne Entwürfe, wenn sie nicht immer nur von denen erlitten würden, die den Einfluß nicht haben, sie auszuführen! Diese Justizkammer, die ein Jahr bestand, hatte keine weitere Wirkung, als einer Menge wahrer oder falscher Angelegenheiten den Eingang zu öffnen. Bestürzung verbreitete sich in der ganzen Finanz und unter ihren Bundesgenossen; das Geld wurde versteckt, und die Circulation völlig aufgefangen. Man opferte einige Finanziers dem Haß des Volks auf. Verkaufter Einfluß, gekaufte Protectionen machten die Tazen erlassen oder einschränken; die bezahlten wurden die Bente verworfen, der ränkevoller Weiber und der Nachtgesellen des Regenten.

Bei der Fruchtlosigkeit der Justizkammer für den Staat mußte man sich nach andern Mitteln umsehen, ihn schuldenfrey zu machen. Man ging so weit, einen allgemeinen Bankerott vorzuschlagen. Die dieses grausame Hülfsmittel vertheidigten, führten an, daß es gleich unmöglich wäre, die ungeheure Schuldenmasse zu tilgen, und das Gewicht der Auflagen, unter welchem das Volk erlage, unnerleichtert zu lassen. Unter den Gläubigern des Staats hatten viele die öffentlichen Unglücksfälle gemißbraucht; alle rechtmäßigen sowohl, als wunderlichen Posten schränkten sich fast bloß auf die Hauptstadt ein, und gingen weder die Gesamtschaft des Adels, noch die Landleute, noch die Handwerker an. Das Geschrey, sagte man, würde groß seyn; aber die Erleichterung der Auf-

lagen würde so viel Verfall finden, daß das Geschrey ganz dadurch aufgewogen seyn würde.

Man wollte in dem Eingange des Edikts sich auf gegründete oder scheinbare rechtliche Motive berufen. Die Krone, sagte man, ist nicht vollkommen erblich, wie die Güter von Privatpersonen, da die Weiber nicht nachfolgen können. Sie ist eine Substitution von männlichen Erben auf männliche Erben. Der König hat nur den Nießbrauch der Krone, und kann keine Verbindlichkeit über sein Leben hinaus eingehen. Die substituirtten Güter der Privatpersonen haften für keine Schulden; sollte die Krone von schlimmerer Beschaffenheit seyn? Der Nachfolger ist also zu nichts gehalten, das sich von seinem Vorfahren herschreibt; er besitzt nichts durch ihn, sondern durch das Gesetz. Wenn dieser Grundsatz, sagte man hinzu, der Nation eingeprägt werden kann, so wird der Staat sich niemals wieder in der gegenwärtigen Lage finden können. Jedermann wird überzeugt seyn, daß, wenn man dem König leiht, man nur auf das Leben, und die persönliche Rechtschaffenheit des Schuldners rechnen kann. Außer Stand zu borgen, und durch die Lockspeise des Gewinns zu reizen, würde sich der König in der glücklichen Unmöglichkeit finden, seine Unterthanen arm zu machen, und er würde zu einer ökonomischen Verwaltung gezwungen seyn. Die Rentiers würden nicht mehr eine müßige Klasse im Staate bilden. Die außerordentliche Bevölkerung von Paris würde auf die Provinzen wieder zurückfließen. Man könnte befürchten, daß ein verschwenderischer Fürst, der nicht mehr zu borgen fände, zu der Vervielfältigung der Ausgaben seine Zuflucht nähme; aber das Uebermaaß hierinn ist für die Person des Fürsten selbst gefährlich.

Hierauf erwiederte man: giebt es keine Mittel zwischen dem Bankerott, und der Abstellung der Ausgaben? Kann

Kann man nicht durch die Einschränkung des überflüssigen oder mißbräuchlichen Aufwands, durch eine ökonomische Regie, durch eine genaue Erbsteuerung, eine gerechte Unterscheidung der Beschaffenheit der verschiedenen Schulden, und vorzüglich dadurch, daß man der Nation die Unbescholtenheit einer neuen Verwaltung und die Rechtsschaffenheit der Regierung beweist, das Vertrauen aufrichten, die Circulation wieder herstellen, die Auflagen erleichtern, und die Liquidation der rechtmäßigen und dringenden Schulden anfangen? Wird man keinen Unterschied zugeben, zwischen denen, die dem Dienste des Staats alles aufgeopfert haben, und denen, die seinen Unfällen ihr Vermögen verdanken?

Der Regent war von diesen Vorstellungen gerührt, und der Gedanke des Bankerotts wurde verworfen. Das Mitleiden gegen rechtmäßige und unglückliche Gläubiger diente der Weigerung nur zum Vorwande. Der wahre Bewegungsgrund war der persönliche Vortheil der Finanzverwalter, die in der Liquidation, in der Fortdauer der Auflagen, in der Erneuerung der Verträge tausend Mittel fanden, sich Kreaturen zu verschaffen, und Millionen zu sammeln.

Das System von Law hat eben so viel und mehr Unglückliche gemacht, als der Bankerott, hat die Sitten ebendreißig verdorben, und hat keinen von den Vortheilen des vorgeschlagenen Edikts gehabt. An sich selbst betrachtet hat dieses System Vertheidiger gefunden, die vorgegeben haben, daß es nur durch den Mißbrauch, der damit getrieben worden, und durch den bösen Willen derer, die ihren Vortheil dabei fanden, es scheitern zu machen, verderblich gewesen ist. Andere haben mit mehrerem Recht behauptet, daß es in seiner Grundlage eben so fehlerhaft als in seinen Wirkungen unglücklich war. Noch andre haben es immer als unzulässig in einer unumschränkten Monarchie verworfen, so viel Vortheile es

auch in einer Republik und einer gemischten Regierung haben möchte. Die Erfahrung hat diese Meynung nur zu sehr gerechtfertigt.

Law's beste Operation war die Errichtung der Generalbank, die aus 1200 Actien, jede von 3000 Livres bestand. Der Vortheil davon war gleich merktlich; die Circulation wurde belebt, und der Erfolg wäre sicher gewesen, wenn diese Generalbank nicht in eine königliche ausgeartet wäre: wodurch in kurzem das unglückliche System entstand.

Einige Zusammenkünfte von Protestanten in Poitou, in Languedoc und in Guyenne machten die Regierung besorgt, zumal da man in der Nähe eines Orts, wo sich die Protestanten versammelt hatten, einen großen Vorrath von Flinten und Bajonetten entdeckte. Die Furcht vor einer Empörung, und der Abscheu vor einer Erneuerung der Grausamkeiten, die auf die Wiederrufung des Edikts von Nantes gefolgt waren, beunruhigten das Gemüth des Herzogs von Orleans. Er stand im Begriff, das Edikt des verstorbenen Königs zu kassiren, und die Protestanten zurückzurufen. Er nahm verschiedene Mitglieder vom Conseil einzeln über diesen Punkt vor, und fast alle riethe ihm davon ab. Die Frage für oder wider die Gewissensfreiheit wird gemeinlich durch die Leidenschaft entschieden. Der Unglaube hat seinen Jansenismus so gut wie der Aberglaube, und dessen war der Regent so fähig, daß man ihn die Sache als Staatsmann, und bloß von der politischen Seite mußte betrachten lassen.

Unkennlich ist es, daß die Gewissen frey seyn müssen; aber erlaubt die Ruhe des Staats, daß es der Gottesdienst auch sey? Das Beispiel von England und Holland ist auf Frankreich, nach dem gegenwärtigen Zustande dieses Staats, nicht vollkommen anwendbar. Erstlich haben die zwey angeführten Staaten, wie der unsrige, ihr

ren

ren Rationalglauben, die andern Religionen sind nur tolerirt. Zweitens sind diese vielfältig, und es ist leichter zwischen vier oder fünf Religionen den Frieden zu erhalten, als zwischen zwei gleich mächtigen, weil der getheilte Haß nachläßt, und man sich alsdann auf einen Wettstreit von guten Sitten einschränken kann. Drittens sind in England und in Holland die Heterodoxen eben so zahlreich als die Orthodoxen. Die Erinnerung schon erfahrener Unglücksfälle lehrt sie fürchten, ihre Nation gegen sich selbst bewafnet zu sehen. In Frankreich hingegen sind die Protestanten in kleiner Anzahl, verglichen mit den Katholiken.. Verläßt man ihnen einen öffentlichen Gottesdienst, und in allem die nämlichen Vorrechte, wie den andern Bürgern, so wird ihre Anzahl zunehmen; der Reiz der Neuheit wird ihnen unter den Katholiken selbst Proselyten verschaffen, die Zwietracht wird in den Familien entspringen, der Religionseifer wird Fanatismus werden, die Gemüther werden sich entzünden, ein Volksauflauf wird das Zeichen geben zu einem bürgerlichen Krieg, wie werden uns in jene Gräuel zurückgestürzt finden, deren wir uns ohne Schaudern nicht wieder erinnern können.

Die Einheit der Religion würde das größte Glück für den Staat seyn, aber das ist nicht das Werk des Menschen. Wir müssen bey den Bemühungen einer menschlichen Klugheit stehen bleiben. Ohne das Widerrufungs edikt förmlich zu kassiren, noch die Protestanten wieder in den nämlichen Stand einzusetzen, den sie vormals hatten, soll man ihnen den Bürgerstand durch eine gehörig einverleibte Erklärung zusichern. Sie sollen frey in ihren Meinungen seyn; wir wollen nicht mehr fordern, daß sie, durch eine in ihren Augen strafbare Nachgiebigkeit, an unserm Gottesdienst Theil nehmen, aber wir wollen ihnen auch keinen äußerlichen, von dem unsrigen verschiednen gestatten. Die Uebung ihrer Religion bleibe im Innern jeder Familie verschlossen. Sie sollen alle bürger-

lichen Rechte genießen, inſofern ſie alle Laſten des Bürgers tragen; aber auf keine öffentlichen Stellen noch Aemtern ſollen ſie Anſpruch zu machen haben. Streng werde jeder gezüchtigt, der ihre Ruhe ſtört. Keine Verfolgung, viel Gleichgültigkeit und Vergessenheit, das iſt der Tod einer jeden Sekte. Was durch blinde Hartnäckigkeit das von überbleibt, lebt nur dunkel noch in der Verachtung fort. Die Wahrheit ſelbſt würde, fortdauernd verachtet, und nie verfolgt, wenig Anhänger behalten.

Ich ſpreche nach der Erfahrung. In meiner Jugend ſah ich eine kleine Stadt, wo die Proteſtanten in gleicher Anzahl mit den Katholiken waren. Ein vornehmer Mann von wohlthätigem Charakter, der die Herrſchaft über dieſe Stadt hat, ließ den Proteſtanten immer die ſtrengſte Gerechtigkeit widerfahren, hielt aber darauf, daß den Katholiken alle Vorrechte blieben; begünſtigte die Ehen; und es iſt unter ihm ſo weit gekommen, daß nicht mehr als zwei alte Männer im Städtchen übrig geblieben ſind, die für ſich bey ihrer Sekte beharrten, aber ſelbſt in die Abſchöderung ihrer Kinder eingewilligt haben.

Die bürgerliche Duldung iſt im natürlichen Rechte gegründet; um ſie aber dem Geiſt einer Nation einzuprägen, würde die lange Regierung eines unumſchränkten Fürſten erfordert, der durch Anſehen und Beſpiel die Sitten erhielt, genau und ehrerbietig ſich nach der herrſchenden Religion richtete, wenn er auch gegen alle gleichgültig wäre. Der Regent hatte unglücklicher Weiſe nur die letzte dieſer Eigenſchaften. Sie reichte hin, um ihn für die Wiederkehr der Proteſtanten geneigt zu machen; aber der Abbe Dubois, der mit aller Gewalt Kardinal werden wollte, ſah, daß er nach einem ſolchen Ausbruch in Rom nichts mehr zu hoffen haben würde; und als oberſter Kaſuiſt des Regenten, in politiſchen ſowohl als geiſtlichen Angelegenheiten, wußte er ihn von dieſem Vorhaben abzubringen.

Zu dieser Zeit reichten die Prinzen vom Geblüt bey dem König eine Bittschrift ein gegen das Edikt von 1711. und die Erklärung von 1715, welche dem Herzog vom Maine und dem Grafen von Toulouse die Qualität als Prinzen vom Geblüt, und das Recht, im Reiche nachzuzugeln, gegeben hatten. Diese Bittschrift war von dem Herzog von Bourbon-Condé, (Monsieur le Duc) von dem Grafen von Charolois, und von dem Prinzen von Conti unterzeichnet.

Sogleich erfolgte eine zweite von den Herzogen und Pairs, durch welche Seine Majestät ersucht wurden, die legitimirten Prinzen auf den Rang ihrer Pairie wieder einzuschränken.

Indem England mit dem Regenten negociirte, suchte es auch mit Spanien sich zu verstehen, woben es große Vortheile für den Handel zu erlangen hatte; und der Regent, der nichts sehnlicher wünschte, als den Frieden zu erhalten, fügte sich gern in die Absichten Englands. Er stellte daher dem König Georg vor, die Zurückgabe von Gibraltar würde das angenehmste seyn, was er Spanien anbieten könnte. Georg, bey einer blühenden Seemacht und dem Besiz von Port-Mahon, zog wenig Nutzen von Gibraltar, und mußte viel darauf verwenden. Er verstand sich also zu diesem Opfer; weil er aber die Engländer mißvergünstigt zu machen fürchtete, ließ er dem Regenten vorstellen, daß die Sache nur vermittelt des strengsten Geheimnisses gelingen könnte, und daß man einen vollkommen sichern Menschen in Madrid aussuchen müßte, der unmittelbar mit dem König von Spanien, ohne Albesronis Dazwischenkunft, unterhandelte. Der Herzog trug einem gewissen Louville dieses Geschäft auf; er war Kammerjunker bey Philipp dem Fünften gewesen, und von allen Franzosen der beliebteste bey diesem Fürsten. Man wußte, daß er ihn der Prinzessin des Ursins ungern aufgesperrt hatte, und so war man überzeugt, die Neigung, die

die der König von Kindheit auf für ihn gehabt hatte, würde sich erneuern, wenn er ihn wieder sähe.

Alber eben die Gründe, welche die Wahl dieses Menschen bestimmten, waren es, die das Ganze scheitern machten. Mit seinen Instruktionen versehen, reiste er heimlich ab, und kam nach Madrid zu unserm Ambassador, dem Herzog von Saint Aignan. Alberoni bekam Wind von Louvilles Ankunft durch seine Spione, deren er eine große Menge hatte, faßte die lebhaftesten Besorgnisse über eine so geheimnißvolle Reise, und bildete sich ein, daß sie keinen andern Gegenstand hätte, als ihn bey dem König zu stürzen. Kaum war Louville angelangt, so bekam er Befehl, sich auf der Stelle aus Spanien zu entfernen. Er antwortete, daß er ein Creditiv vom König und ein andres vom Regenten hätte, die er beyde Seiner katholischen Majestät eigenhändig übergeben müßte, und daß er nicht abreisen würde, ohne seinen Auftrag ausgerichtet zu haben. In der nämlichen Nacht überfiel ihn eine heftige Kolik, und er mußte sich ein Bad zubereiten lassen. Da seine Antwort nicht so beschaffen war, daß sie Alberoni beruhigen konnte, so begab sich dieser selbst zum Herzog von Saint Aignan, und fand Louville im Bad. Er sagte ihm, der König sey sicher unzufrieden mit seiner Ankunft, er wolle ihn durchaus nicht sehen, und so habe er nichts weiter zu thun, als seine Depeschen abzugeben und auf der Stelle wieder fortzureisen. Louville erwiederte, daß ihm seine Pflicht das erste verböte, und daß sein Zustand das andre ihm nicht zuließe. Alberoni konnte an der augenscheinlichen Unmöglichkeit, in welcher Louville sich befand, weiter zu reisen, nicht zweifeln; er stellte sich also, als ob er ihn beklagte, schilderte ihm den vorgeblichen Zorn des Königs mit den übertriebensten Farben, und versprach sein möglichstes zu thun, um diese Entschuldigung, die indessen nicht länger währen dürfte, als die Krankheit, bey dem König geltend zu machen. Nach Verlauf

von

von drei Tagen erhielt Louvile neue und noch strengere Befehle, als die ersten. Da er nun merkte, daß keine Audienz zu erhalten war, und den Minister im Verdacht hatte, daß er den Namen des Königs mißbrauchte, so wagte er es, sich auf dem Durchgang des Monarchen zu zeigen, in der Hoffnung, von ihm wahrgenommen zu werden, und ihm seine Briefe zu überreichen. Aber Alberoni, der auf Louvile's geringste Schritte wachen ließ, machte den Versuch fruchtlos, indem er den König an dem Tag mit einem Haufen erkaufter Kreaturen umgab. Unmits telbar darauf kam der Staatssekretair Grimaldo zu Louvile, und befahl ihm ausdrücklich im Namen des Königs, wegzureisen, mit der Drohung, ihn mit Gewalt aufheben zu lassen, wenn er einen Augenblick zauderte. Der Herzog von Saint Aignan, mit dem Geheimniß, das gegen ihn aus der Sache gemacht wurde, vielleicht unzufrieden, und in der Besorgnis irgend einer Gewaltthatigkeit, drang in Louvile, daß er gehorchen sollte. Er reiste also ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und ohne daß der König je erfahren hat, was hier unter seinem Namen vorging; so ließ die Unverschämtheit eines Ministers Spanien die einzige Gelegenheit versäumen, die sich jemals gefunden hat, Gibraltar wieder zu erlangen. Die Staats regeln waren so gut getroffen, daß wenn Louvile den König von Spanien hätte sehen können, er ihn leicht bewogen haben würde, die wenig erheblichen Bedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen, die der König Georg verlangte; und dieser schickte sodann dem König von Spanien den Befehl, an den Gouverneur die Befestigung zu übergeben; ein Corps von Truppen erschien, um das von Besitz zu nehmen, und Gibraltar wäre in der Gewalt der Spanier gewesen, eh das Englische Parlament die erste Nachricht von dem Handel gehabt hätte. Aber Alberoni wußte, daß er den Spaniern verhaßt war, daß sein ganzer Einfluß sich von der Königin allein her schrieb,

schrieb, daß er dem Könige verdächtig war, und daß dieser ihn unausbleiblich fortjagen würde, wenn die Klagen über die Verwaltung des Staats vor seine Ohren kämen. Er vergaß also nichts, um alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, die seine Ränke verrathen, oder seinen Einfluß stören konnten. Die beiden Menschen, die ihn am Hofe vorzüglich beunruhigten, waren der Kardinal del Giudice, Titular-Premierminister, Großinquisitor und Hofmeister des Prinzen von Asturien, und der Jesuit d'Aubenton, Beichtvater des Königs. Dieser war Alberoni nicht gewogen; aber er wagte es nicht, gegen einen Minister zu kämpfen, welcher der Königin theuer war. Er erinnerte sich, daß die Prinzessin des Ursins ihn schon einmal zu entfernen gewußt hatte, und scheute die Königin nicht minder, da sie die Jesuiten nicht liebte, und niemals einen zum Beichtvater gewollt hatte.

Alberoni, ganz vom Verlangen nach dem Kardinal's hat eingenommen, wußte, daß del Giudice sehr unzufrieden über die Aussicht war, einen solchen Kollegen zu bekommen; zugleich war ihm bekannt, daß der Papst viel Vertrauen auf d'Aubenton gesetzt hatte, mit dem er sogar im Briefwechsel stand. Dem zufolge faßte er den Entschluß, sich mit diesem zu verbinden, und jenen zu stürzen, und beide arbeiteten gemeinschaftlich daran, jeder in seiner Art. Alberoni stellte der Königin vor, daß es gefährlich für sie seyn würde, den Erben des Reichs in den Händen eines Mannes zu lassen, der ihm die Grundsätze der alten Regierung einprägte, und ihn von einer Stiefmutter entfernen würde; wenn sie also den König einmal verlieren sollte, würde sie sich ohne Ansehen, und vielleicht in ein Kloster verwiesen finden.

D'Aubenton seinerseits überredete den König, daß seine Verrichtungen als Großinquisitor dem Kardinal del Giudice nicht erlaubten, auf die Erziehung des Prinzen von

von Asturien die nöthige Sorgfalt zu wenden, da dieser doch einen Mann brauchte, der mit einem so wichtigen Amt ganz allein beschäftigt wäre. Die Königin und der Beichtvater arbeiteten so eifrig, daß die Hofmeisters stelle dem Cardinal genommen und dem Herzoge von Posoli gegeben wurde. Dies war ein Neapolitaner, von vielem Verstande, ein geschickter Hofmann, von Grund aus verdorben, mit aller äußern Anmuth, die das Lafter verschleiern, und um so gefährlicher machen kann. Er war sehr im Verdacht, seine Frau vergiftet zu haben, die von seinem Haus war, Erbin der älteren Linie, und deren Tod ihn im Besiz aller Güter ließ.

Wenige Tage darauf erhielt der Cardinal Befehl, künftig aus dem Staatsrath wegzubleiben. Er legte also dann seine Stelle als Großinquisitor ab, und begab sich bald darauf nach Rom.

Der Prinz von Cellamare, Sohn des Herzogs von Giovenazzo, der ein Bruder des Cardinals del Giudice war, bekleidete damals die spanische Ambassade in Paris. In der Furcht von dem mächtigen und rachsüchtigen Alberoni gestürzt zu werden, hat er ihn, nicht ihn mit seinem Onkel zu vermengen, und ihm seine Protection bey der Königin zu erhalten. Alberoni machte sich den Brief, den er ihm deshalb schrieb, sehr zu Nuzen, und suchte alle Gelegenheiten, ihn sehen zu lassen, indem er hinzusetzte, der Cardinal müsse viel Unrecht haben, da er sogar von einem so klugen und so einsichtsvollen Neffen verlassen würde. Dieser Brief bewies nichts, als den Ehrgeiz des Prinzen Cellamare, und seine Niedertrachtigkeit.

D'Aubenton sahe sich genöthigt, an den Papst zu schreiben, und Alberonis seltsame Eigenschaften, seine Tugenden sogar, vorzüglich aber seinen Eifer für den römischen

mischen Hof, und seine Macht in Spanien gegen den heiligen Vater herauszustreichen. Dieser letzte Punkt war der entscheidendste, um den Pabst gegen die Anklagen des Kardinals del Giudice und der andern Feinde des Ministers zu verwahren. D'Aubenton rechnete, wenn er Alberoni zum Kardinalat verholfen, und dieser nichts mehr zu wünschen hätte, daß er alsdann ihm beistehen würde, dahin zu gelangen. So kann dieser kostbare Hut die ganze Akerisen einer Nation, und zuweilen von Europa, in Bewegung setzen. Alberoni kannte den ganzen Werth davon; er urtheilte, daß der römische Purpur ihn vor allen Zufällen decken würde, und sein Fall selbst hat bewiesen, daß er nicht Unrecht hatte.

Wie Alberoni nun bei dem König nichts mehr von den Spaniern zu besorgen hatte, so beunruhigten ihn die Parmesaner noch, welche die Kungierde, die Königin zu sehen, nach Madrid ziehen konnte, und er unterließ nichts, um sie entfernt zu halten. Die Leichtigkeit, mit welcher er die Königin unterjocht hatte, ließ ihn befürchten, daß andre sich eben so ihres Geistes bemächtigen möchten. Mit vielem Verdruss sah er die Amme der Königin, mit ihrem Manne, einer Art von Bauer, und ihrem Sohne, der Kapuziner war, ankommen. Dieser Schlag von Leuten erscheint gewöhnlich nicht auf dem Schauplaze, aber durch sie werden zuweilen die Schauspieler, welche die ersten Rollen spielen, ein und abgesetzt. Alberoni war so tief heraufgekommen, daß er wohl berechtigt war, einen Kapuziner, Nichtbruder der Königin, zu fürchten; zum Glück fand sich dieser ein Dummkopf; aber die Amme mit der ganzen Plumpheit ihres vorigen Standes wollte für etwas gezählt seyn, und gelangte dahin. Sie war fein, listig, und wußte zur rechten Zeit Ränke sowohl, als Frechheit zu gebrauchen; die Folge wird es beweisen.

Der

Der Regent, beleidigt durch Alberoni's Insolenz gegen Louvois, und noch unwilliger, daß der König von Spanien sich von einem kühnen Minister so sehr beweißen ließ, schmeichelte sich, diesen Jähren aus seiner Schlafsucht zu reißen, indem er unmittelbar an ihn schrieb. Der Brief war stark, aber die Schwierigkeit war, ihn ohne Alberoni's Wissen, dem Könige zukommen zu lassen. Der Regent trug dem Vater Du Tremou auf, ihn dem Vater D'Aubenton zu schicken, der ihn bloß allein dem Könige übergeben sollte. D'Aubenton erhielt ihn; da er aber schon einmal auf dem Punkte gestanden hatte, gekürzt zu werden, weil er sich mit einem ähnlichen Auftrage vom Papste befaßt hatte, so trug er den Brief zum Minister.

Alberoni fühlte die Wirkung, die dieses Schreiben auf den Geist des Königs gemacht haben könnte, ehe man ihn auf den Empfang vorbereitet hätte. Er traf mit der Königin Abrede, und schrieb außerdem an Konstantin, der damals in Paris war, einen Brief, den er ihm auftrug, dem Regenten zu zeigen. Hier sagte er, der König wäre mit dem vom Vater D'Aubenton übergebenen Schreiben sehr unzufrieden, wie man aus der Antwort ersehen würde. Um alsdann unter einem fremden Namen den Regenten schmähen zu können, that er die größten Verheerungen von seiner Ehrsucht und unendlichen Zuneigung für diesen Fürsten, und setzte hinzu, daß er in Verzweiflung wäre über alles, was er in Madrid von den fremden Ministern sagen hörte, daß nämlich der Regent auf nichts fänne, als sich der französischen Krone zu versichern, daß, wenn seine Maaßregeln getroffen wären, die Person des Königs ihn weiter nicht hindern würde, und daß dieses die allgemeine Meinung in ganz Europa wäre.

Alberoni, mit der Königin einverstanden, wandte alles an, um dem Könige eine Antwort einzugeben, durch
 I. Teil. 3 welche

welche der Brief an Monti bestätigt wurde; und dies hielt nicht schwer.

Die beständige Einsamkeit, in welcher Philipp der Fünfte seit langer Zeit schon lebte, und seine Ausschweifungen mit seiner Gemahlin hatten ihn in einen Zustand versetzt, den man aus Ehrfurcht *Vapours* nannte, der aber bald einen andern Namen verdiente, von Seiten derer wenigstens, die im Innern des Palastes aus- und eingingen.

Die Königin und Alberoni ergreifen einen günstigen Augenblick, um von dem Schreiben des Regenten mit ihm zu sprechen, und sie brauchten gegen diesen Fürsten nur das zu wiederholen, was sie in dem Briefe an Monti von Fremden hatten sagen lassen, so war die empfindlichste Stelle getroffen. Die Königin setzte hinzu, ein so unumschränkter und so einsichtsvoller Monarch, als er, dürfe nicht zugeben, daß ein Regent von Frankreich sich in die spanische Regierung einzumischen wage; um ihm Stillstehen aufzulegen, brauche der König bloß zu antworten, daß alles durch seine Befehle geschähe, und daß er in seinem Lande Herr wäre.

Nichts schmeichelt einem schwachen Menschen so sehr, und nichts erhält ihn besser in diesem Zustande von Schwäche, als die Lobsprüche, die man ihm über seine Thätigkeit macht. Philipp schrieb also den Brief, wie ihn Alberoni der Königin diktiert hatte, die zugleich nicht vergaß, alle möglichen Lobeserhebungen auf ihren Minister hinzusetzen zu lassen.

Alberoni von Seiten Frankreichs beruhigt, beschäftigte sich nun lediglich mit seiner Ernennung zum Kardinalat. Der Pabst wollte ihn durch die Hoffnung des Guts bewegen, die Zwistigkeiten des römischen Hofes mit dem spanischen zum Vortheil des erstern zu beendigen, und er war fest entschlossen, alsdann Ausflüchte zu brauchen.

Ken. Aber Alberoni, selbst zu sehr Betrüger, um andern zu trauen, beharrte darauf, nichts zu bewilligen, bis er versorgt wäre, und behielt sich vor, hernach seine Verpflichtungen zu umgehen. Dieser Weirampfs von Mißtrauen und listigen Wendungen hielt lange an; da er aber diesen Memoiren fremd ist, so werde ich mich nicht dabey aufhalten.

Der Regent sah nun deutlich, daß in der Art von Gefangenschaft, worin der König von Spanien gehalten wurde, nichts von ihm zu hoffen war; und sein vorzügliches Augenmerk gieng jetzt darauf, einen Traktat mit England abzuschließen, der durch das Mißverständnis zwischen Frankreich und Spanien nothwendig wurde.

Der Abbe Dubois gieng nach dem Haag, sich mit dem Englischen Minister Stanhope zu besprechen. Die Artikel wurde zu Ende Novembers zwischen ihnen beschloffen, aber man machte aus, daß der Traktat noch geheim gehalten werden sollte, damit die Holländer Zeit hätten, sich zu entschließen, demselben beizutreten.

Das Parlament registrierte in diesem Jahre ein Edikt ein, durch welches die Oberaufsicht der Posten zum Theil des Marquis von Torci und die der Gebäude für den Herzog von Antin wieder hergestellt wurde. Die Registrierung war vielen Schwierigkeiten unterworfen, weil das Abstellungsedikt ausdrücklich besagte, daß sie nicht mehr hergestellt werden sollten; und weil man überdem fand, daß 80000 Livres Besoldung für diese beyden Aemter eine Last für das Volk wären, ohne für den Staat von Nutzen zu seyn.

Der Prinz von Courtenay, männlicher gerader Descendenz Ludwigs des Dicken, gab bey dem Regenten ein Memorial ein, zur Bindication des Titels als Prinz vom Gehlüt. Das Recht war un widersprechlich, aber man lehnte die Entscheidung ab, wie man schon öfters gethan hatte. Dieser Prinz von Courtenay hatte zwey Söhne

und eine Tochter gehabt. Der älteste war als Mousquetaire bei der Belagerung von Mons 1691 getödtet worden, und der König stattete bei dieser Gelegenheit dem Vater einen Besuch ab. Der zweite hat sich 1730 erschossen, ohne daß man die Ursache dieses verzweifeltten Todes gewußt hat. Gegenwärtig, 1762, ist niemand von diesem Hause mehr übrig, als die Gräfin von Deausseimont, jüngste Schwester dieser beyden.

Der Marschal von Chateau-Renaud, Viceadmiral starb in diesem Jahr. Er war ein braver und edlicher Mann, und durch schöne Thaten im Seekrieg berühmt. Der Unfall bey Vigo hatte seinem Ruf keinen Abbruch gethan.

Die Viceadmiralität wurde Coetlogon gegeben, mit dem ganzen Fesfall des Publikums. Drey Tage nach dem Tode Chateau-Renaud's, dessen einziger Sohn mit einer Schwester des Herzogs von Noailles vermählt war, hatte dieser von dem Regenten eine Anweisung von 120000 Livres auf die Viceadmiralstelle gezogen, ohngeachtet sie nie verkauft worden war. Coetlogon, von dem man nun die Einlösung dieser Anweisung verlangte, erwiederte, daß er keinen Heller bezahlen würde, daß er alle Ehrenstellen, zu denen er gelangt wäre, verdient, und niemals eine gekauft hätte. Kurz er erklärte sich so laut, und so kräftig, daß der Herzog von Noailles sich gezwungen sah, die schändliche Anweisung dem Regenten wiederzubringen, der die 120000 Livres auf Kosten des Königs auszahlen ließ. Die Marine und das Publikum äußerten sich eine Zeitlang sehr ungeschicklich über diese Sache.

Um hier alles mitzunehmen, was diesen Coetlogon betrifft, werde ich noch hinzufügen, daß der Herzog von Bourbon, als er Premierminister geworden war, den ersten Januar 1724 eine Beförderung von Marschällen von Frankreich machte, bey welcher Coetlogon vergessen wurde, ohngeachtet das Publikum und das Ausland ihn
laut

laut ernannte. Der Herzog glaubte ihn wahrscheinlich zu entschädigen, indem er ihm den Orden des heiligen Geistes gab. Coëtlogon urtheilte anders, aber er klagte eben so wenig, als er vorher angefocht hatte. Wenig Jahre darauf zog er sich von der Welt zurück, um im Noviciat der Jesuiten sich mit nichts als seinem Seelensheil zu beschäftigen. Unter dem Ministerium des Kardinal Fleury kam der Herzog von Antin vom Grafen von Toulouse beauftragt, zu Coëtlogon, um ihm im Namen des Cardinals den Marschallstab, und eine von ihm zu bestimmende Geldsumme für seine Abtretung der Viceadmiralität an einen Enkel des Herzogs von Antin, anzubieten. Coëtlogon, noch ganz derselbe, sagte ihnen, was dem Marschallstab beträfe, so wäre er zufrieden, ihn bloß verdient zu haben; das Geld wollte er nicht, weil er nicht verkaufen möchte, was er zu kaufen sich geweigert hätte, und er würde der Marine diesen Schimpf nicht antun. Nichts war im Stand, ihn zu erschüttern. Die Welt rühmte Coëtlogons Tugend, und gedachte seiner Heldenthaten; diese allgemeinen Lobsprüche beschämten endlich die Regierung. Vier Tage vor dem Tod des ehrwürdigen Greises schickte man ihm endlich den Marschallstab. Sein Beichtvater kündigte es ihm an. Er antwortete, vor diesem würde er es sehr froh empfunden haben, aber in dem Zustande, worin er wäre, sähe er nichts mehr, als die Nichtigkeit der Welt, und so bat er den Beichtvater, ihn nur mit der göttlichen Gnade zu unterstützen.

Die Wittve des ehemaligen Oberaufsehers der Hinnanzen, Fouquet, starb in diesem Jahre. Ihr Leben eine beständige Ausübung aller Tugenden. Sie war durch ihre Mutter, Enkelin des berühmten Präsidenten Jeannin, eines von den Ministern Heinrichs des Vierten.

Der Abbe Servien, Sohn des Oberaufsehers Abel Servien endigte in diesem Jahre sein irdisches Leben. Seine

verderbten Sitten, und ſein munterer Geiſt hätten ihn geſchickt gemacht, bey den Soupers des Regenten zu glänzen, wenn er nicht zu alt geweſen wäre. Er war es, de. bey einer Verſammlung der Franzöſiſchen Akademie, wo man ein mittelwäſiges Subjekt aufnahm, durch die Menge, die ſich bey dieſen Gelegenheiten immer einfindet, nicht dringen konnte, und ausrief: es iſt ſchwerer, hier herein zu kommen, als aufgenommen zu werden. Es giebt nur zu viele Gelegenheiten, daſſelbe zu wiederholen a).

- a) Es giebt Denkmäler, bey denen, wenn die Beſchränktheit einer fremden Sprache ihre Uebersetzung unmöglich macht, durch eine Ueberſetzung nicht allein der Geiſt berräucht, ſondern die Feinheit ohnedem leidet. In ſolchen Fällen ſollte der Uebersetzer ſein Mühl. als -- auslaſſen. Ich heiße, was ich hier damit an der Treue verſtändig haben mag, an dem Reiznach ſowohl als an der Eitlichkeit wieder gut zu machen.

Drittes Buch.

So geheim man den Haager Traktat auch halten wollte, so mußte doch endlich dem Marechal d'Hùrelles, als Chef des Conseils der auswärtigen Geschäfte, Eröffnung davon gethan werden, weil seine Unterschrift nöthig war. Der Marechal fand sich beleidigt, daß ihm von einer Sache, die in sein Departement einschlug, nichts mitgetheilt worden war, und weigerte sich zu unterzeichnen. Vergebens wandte der Regent alles an, Gründe, Entschuldigungen, Schmeicheleien: der Marechal blieb unversöhnlich, und sagte daß man ihm eher die Faust abschneiden würde, eh er einen solchen Traktat unterzeichnete. Der Regent, durch einen so hartnäckigen Widerstand aufgebracht, schickte ihm den Traktat, mit dem Befehl auf der Stelle zu unterzeichnen, oder sein Amt abzugeben; und der Marechal unterzeichnete. D'Hùrelles, mit dem Aeufferlichen eines strengen Philosophen, war nichts als ein plumper und ziemlich eingeschränkter Mann, der den Weisen und den Römer spielen wollte. Der Marechal von Villars sagte ziemlich lustig von ihm: Von d'Hùrelles hartem Kopf, habe ich wohl immer viel Ruhmens gehört, aber daß er ein guter Kopf wäre, hat sich noch niemand unterstanden zu sagen *).

P 4

Er

*) Hier ist wieder der Fall, wo ein Scherz nationalisirt werden mußte; im Französischen liegt er im Subjunctiv, im Deutschen
Fennas

Er hatte bei dem Utrechter Friedenscongreß nicht viel Einsichten gezeigt; er verwunderte sich sehr, daß Menager, einer von unsren Bevollmächtigten, besonders auf den Stoßfischfang verlassen war, er wußte nicht, daß es die Schule der besten Retrosen ist. Sobald man Geschäfte mit dem Marechal d'Huyelles abzuhandeln hatte, so lernte man bald den Umfang seines Verstandes kennen; durch den Vorfall mit dem Traktat entzweite sich, was an seinem Herzen war. Als im Conſeil die Artikel berichtet wurden, war er von der Meinung des Traktats. Einer von den Votanten, welcher wußte, was bei der Unterszeichnung vorgefallen war, sagte daß er mit der Sache nicht genug bekannt wäre, um mit vollkommener Uebereinstimmung stimmen zu können; er glaube aber keine Gefahr zu laufen, wenn er mit dem Marechal d'Huyelles gleichstimme, der ohne Zweifel das Ganze wohl untersucht hätte.

Die vornehmsten Bedingungen des Traktats waren die Entfernung des Prätendenten aus Brignion, die Verjagung aller Jakobiten aus Frankreich, und die Zerdrückung des Warderker Kanals, der die Stelle des Hafens von Dünkirchen ersetzen konnte. Dieser Traktat wurde, nach dem Vortritt der Holländer am 4. Januar, die Trippelsallianz benannt.

In der Nacht vom 1. zum 2. Februar, starb plötzlich der Kanzler Boulin. Als es der Regent von seinem Erwachen erfuhr, schickte er zum Procureur-Général d'Hauvillan, der eben die Messe in seiner Pfarrkirche hielte. Auf seine Antwort, daß er nach dem Amt kommen

konnte ich nicht umhin ihn auf das Absteck zu legen. Wenn die Würde der Sprache es mir erlaube hätte, so würde ich mich eines Obersächsischen Provincial Ausdruck bedient, und gesagt haben: Daß d'Huyelles einen guten Fischel hat, habe ich immer gehört, aber seinen guten Kopf wollte noch niemand rühmen.

men würde, mußte ihm der Regent befehlen lassen, auf der Stelle sich nach dem königlichen Pallast zu verfügen. Während diesen Verthatsachen, brachten la Rochepot, Daubourg und Trudaine, Staatsräthe, jener Schwiegersohn, diese Schwäger des verstorbenen Kanzlers, das Kästchen mit den Siegeln. Sobald d'Aguesseau angekommen war, stellte ihn der Regent dem Haufen vor, den die Neuierde in das Appartement geführt hatte, und sprach: Sie sehen hier einen neuen und sehr würdigen Kanzler. Er nahm ihn sogleich mit in seinen Wagen, führte ihn nach den Tuilerien um den König zu begrüßen, der vom Regenten unterrichtet, die Hand auf das Kästchen legte und es d'Aguesseau übergab.

Der Kanzler gieng sodann wieder nach Hause, und eilte zu seinem Bruder, d'Aguesseau de Balsouan. Dieser, ein Mann von vielem Verstand und Wissen, aber träg, müßig, sehr sonderbar, und gegen alles was vorgieng, äußerst gleichgültig, war noch im Schlafrock, und rauchte eine Pfeife am Kamin. Bruder, sagte d'Aguesseau, ich komme dir eine Nachricht anzukündigen, die dich sehr freuen wird; ich bin Kanzler. — Ihr Kanzler? sagte Balsouan kalt, und ohne sich herumzuwenden; was habt ihr denn mit dem andern gemacht? — Er ist plötzlich gestorben, und der König hat mir seine Stelle gegeben. — Nun Bruder, es ist mir lieb, fuhr Balsouan fort, und lieber daß Ihr seyd, als ich, und rauchte seine Pfeife aus.

Am nämlichen Tag wurde Josi de Fleury, erster Avocat-Général, zum Procureur-Général ernannt. Diese beide Wahlen wurden um so mehr gebilligt, als niemand berechtigt war, darauf eifersüchtig zu seyn.

Ich werde mich nicht über die Verdienste des neuen Kanzlers ausbreiten. Die Lobrede auf ihn, die ich bey der französischen Akademie, zum Gegenstand des Preises angegeben habe, ist in jedermanns Händen; aber der

Wahrheit bin ich schuldig zu sagen, daß man ihn einer übertriebenen Parteilichkeit für die Magistratur angeklagt hat. Um diese nicht in übeln Ruf zu bringen, hat er strafsare Richter der Züchtigung entzogen. Der älteste Herzog von Grammont, fragte ihn einmal, ob es kein Mittel gäbe, die Prozeduren abzukürzen, und die Kosten zu verringern? — Ich habe oft darauf gedacht, sagte der Kanzler; ich habe sogar ein Reglement darüber angefangen, aber ich zog die Menge von Advokaten, von Schwältern, von Gerichtsdienern, die ich dadurch ums Brod bringen würde, in Betrachtung, und ließ es dabei bewenden. — Welche Antwort von einem Staatsmann!

Seine Neigung für die Gelehrsamkeit und die schönen Wissenschaften, nahm ihm sehr viel Zeit weg, und zum Nachtheil der Geschäfte. Man warf ihm auch eine Art von Unentschiedenheit vor, die ihm entweder von der Zeit noch anhing, da er vor dem Parlament sich zu sehr in der Untersuchung des Für und Wider's geübt hatte, oder die von dem Zufluß seiner Einsichten herrührte, durch welche er zuweilen mehr geblendet als erleuchtet werden mochte; der Graf von Ceretle-Francais, Staatsrath ^{a)} und Freund des Kanzlers, hat mir gesagt, daß er einmal mit ihm von der Langsamkeit seiner Entscheidungen sprach; wenn ich bedenke, antwortete d'Aiguillon, daß eine Entscheidung des Kanzlers ein Gesetz ist, so ist mirs wohl erlaubt, sie lange zu überlegen.

Nach einer so rühmlichen Besetzung dieser beiden Stellen, theilte der Regent noch eine Menge von Gnaden aus, die nicht so viel Verfall fanden ¹⁾.

Die

a) Conseiller d'Etat d'épée möchte zu erläutern seyn, durch den den und ähnlichen Unterschied zwischen der adelichen und gelehrten Lauf: aber den Ausdruck in der Uebersetzung zu gebrauchen getraute ich mir doch nicht.

1) Er gab die Verwaltung der Güter von Saint-Evre dem Herzog von

Die Fürsten würden von Glück zu sagen haben, wenn sie keine Geschäfte außer der Politik und der weltlichen

von Noailles, der den Schwager des Königs, d'Ormeillon, unter sich bekam. Noailles rieth auch an, Marlo zu zerstreuen, woson die Materialien zu seiner Disposition anweisen wären, aber man redete es dem Regenten aus. Noailles erhielt wenigstens, daß die Mobilien und die Wäsche von Marlo verkauft wurden. Alles gieng so tief unter dem Deck ab, daß es mehr eine Theilung als eine Vertheuerung war: und die Wiederbelegung hat dem König unabweisbare Summen gekostet.

Der Prinz von Rohan bekam eine künigliche Anweisung von 400000 Livres auf seine Stadthalterwürde von Champagne, und die Errectanz der Compagnie von den Genesd'armes für seinen Sohn. Der Herzog von Chaulnes erhielt auch für seinen Sohn die Errectanz der Komraune von den Theatralreagern, nebst einer Vermehrung der Anweisung auf ihre Einkünfte bis auf 400000 Livres.

Desmarais, Oberfallonier, erhielt die Errectanz auf seine Stelle für seinen siebenjährigen Sohn.

Maillebois ließ die Anweisung auf seine Stelle als Maitre de la garderobe, bis 400000 Livres hinaustreiben.

Der Prinz Karl von Leirbringen bekam, bey seiner Vermählung mit einer Noailles, von dem Regenten eine Anweisung von einer Million auf seine Stelle als Oberfallmeister.

Der erste Präsident bekam eine beträchtliche Summe. Die Herzogin von Ventadour empfeng, als sie den Adria in die Hände der Männer überlieferte, für 60000 Thaler Edelsteine.

Die Herzogin von Albret glaubte sich nicht weniger berechtigt, Errectangen zu verlangen, als die andern, und sie erhielt für ihren ältesten Sohn die Errectanz auf die Oberstkammerstelle, und eine andre für ihren neunjährigen Nissen, den Herzog de la Tremoille, auf die Stelle als erster Kammerjunter. Selbst der Abbe de Mautenrier fand sich ein, um für seinen Nissen die Anwartschaft auf seine Stelle als Kapellan des Königs zu erhalten.

Der Abbe Dubois, welcher seine Existenz mit allen einzelnen Stücken, die ihm anstehen konnten, zu verstärken suchte, erhielt die Stelle als Cabinetssekretair, mit der Feder, die durch den Tod von Calieres, einem verdienstvollen Mann, vakant war. Nicht lange darauf gab er zu verstehen, daß er mehr als jemand in dem neuen politischen System eingebracht wäre, daß es gut seyn würde, ihn in dem Conseil der auswärtigen Geschäfte aufzunehmen, und um den Regenten zu bewegen, erklärte er sich, er wolle sich auf seine Stelle als Staatsrath nicht berufen, um über die Mitglieder des Conseils, die keine Titel noch Kronbedienungen hätten, den Vortritt zu nehmen. Aber so viel persönliche Verachtung die andern Staatsräthe für Dubois hatten, so wollten sie doch nicht, daß seinem Titel

als

lichen Verwaltung des Staats hätten. Leider mischen sich die Angelegenheiten der Kirche immer mit in ihre Arbeiten; und da diese gemeinlich ein Gewebe von Känken, Klätschereien und Kabalen sind, so machen sie der Regierung mehr zu schaffen, als die küglichsten Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten. In diesem Falle war gerade die Angelegenheit der Konstitution, und während sich der Regent beeiferte, den Frieden auswärts zu befestigen, vermischte er die Ruhe im Innern des Reichs.

Nun er den Cardinal Noailles an die Spitze des Gewissenraths gesetzt, den Cardinal Bissi und seinen Anhang von den Geschäften entfernt, die Jesuiten vom Hofe verjagt, die Leliere, Douciss, und die andern Zeitenschriftsteller in der Societät aus Paris verwiesen hatte, brauchte er weiter nichts, als den Parlamentern von der Corbonne, den Universitäten, den bey dem Volk immer angesehenen Pfarren, und dem rechtlichen Theil der Bürgerschaft unterstützte, seine Hand zu lassen. Die in den Wissenschaften und durch ihre Stiftungen ausgezeichneten, weltliche sowohl als regelnmäßige, Gemeinden erklärten sich offenbar für den Cardinal Noailles. Ohne geachtet er in die Zerstörung von Port Royal eingewilligt, oder sich wenigstens derselben nicht widersezt hatte, so hatte doch der Haß gegen die Jesuiten, der Widerstand

gegen

als Staatsrath etwas veranlassen würde. In der Meinung alle Parteien zu versöhnen, nahm der Regent den Bischof, den Abbe d'Orléans, Goussier und Cheverus, die alle bey dem Titel der vom Convent der auswärtigen Bischöfe waren, Anwartschaftsverträge auf Ernen als Staatsräthe, und früher dazumal als das Verbot des Abbe Dubois, zu ertheilen, damit ihr Vertritt keine Schwierigkeiten fände. Sie waren aber nicht sehr zufrieden, den Vertritt über ihn nur auf diese Weise zu erhalten. Andererseits nahmen es die Staatsräthe sehr übel, daß man ihnen bey öffentlichen Gelegenheiten, gegen das Reglement von 1644, welches ihre Anzahl auf dreißig, 24. von der Majestät, bey geistlichen, und bey vom weltlichen Adel, bestimmte. Indessen mußten sie den Abbe Dubois doch als Gesellen aufnehmen, in Erwartung der Zeit wo er ihr Meister würde.

gegen den römischen Hof, die Jansenisten wieder auf seine Seite gebracht, unter welchen damals noch verschiedene durch ihren Ruf sich sehr hervor thaten. Die acceptivus den Bischöfe waren keineswegs im Stande, die Vergleichung mit ihren Gegnern auszuhalten. Der Ehrgeiz, der Eigennutz, der gute Ton, in Frankreich eine so mächtige Triebfeder, der Wind vom Hofe, hätten die Gleichgültigen bestimmt und die andern zurückgeführt. Die kleine Anzahl derer, welche Hartnäckigkeit oder Furcht, bey einer öffentlich eingegangnen Verbindlichkeit ihrer Ehre etwas zu vergeben, bey dem Anhang der Konstitution erhalten hätte, würde bald verloschen seyn, wie die Folge es wirklich der Partei der Appellirenden bewiesen hat.

Dem Regenten, der über das Wesen des Dogma so gleichgültig war, könnte es nicht schwer gefallen seyn, eine friedliche Neutralität zu äussern. Der Papst würde sich beklagt, der Nuntius geschrien haben. Dem letzteren Stillschweigen aufzulegen, oder ihn zurückrufen zu lassen, war die leichteste Sache von der Welt. Was den Papst betraf, so konnte der Regent an ihn schreiben, und zwar in dem Ton, der die gebührende Ehrfurcht gegen die Person ausdrückt, und dabey die Standhaftigkeit eines gefassten Entschlusses anzeigt. Klemens der Fünfte würde die verlangten Erklärungen über die Bulle gewiß von sich gegeben haben, oder sie wäre neben so viele andre in Vergessenheit gesunken.

Sollte man, nach dem was ich hier vorgebracht habe, mich im Verdacht des Jansenismus haben, so würde man sich sehr irren. Die heutigen Jansenisten erinnern nicht mehr an das alte Port-Royal, und es wäre nicht zu wünschen, daß sie die Oberhand bekämen. Was zu Grunde auch an der Konstitution seyn mag, so ist sie so allgemein angenommen, daß man, um der Ruhe des Staats willen, sie für gut ansehen muß. Die entfernten

Konsequenzen, welche die Päbste für ihre Ansprüche daraus ziehen könnten, würden nicht in Würfungen übergehen. Der Römische Hof soll jetzt wohl schwerlich mehr solche Streiche wagen, die ein Theil von Europa nur durch eine völlige Trennung von der Kirche abgewehrt hat.

Durch das Bestreben, die beyden zwiespältigen Parteien zu vereinigen, verlor der Regent die Gewalt, sie beyde in Schranken zu halten. Der Anhang der Konstitution gieng soweit, sie durch eine gewisse Anzahl von Prälaten zur Regel des Glaubens erklären zu lassen. Sogleich gaben vier Bischöfe und die Sorbonne ihre Appellation an die zukünftige Kirchenversammlung heraus. Hätte der Kardinal Roailles damals die seinige erscheinen lassen, so würden fast alle Gefandtschaften und Gemeinden des Reichs ihm nachgefolgt seyn. Er zauderte, und ließ alle seine Vortheile aus den Händen.

Der Regent, unwillig über diesen öffentlichen Schritt, zu einer Zeit, da im königlichen Pallast Konferenzen gehalten wurden, um Auswege zu finden, ließ den vier Bischöfen bedeuten, sich in ihre Diöcesen zu begeben. Navechet, Syndikus von der Sorbonne, wurde nach Saint-Brieux verwiesen, aber er starb unterwegs zu Rennes im Benedictinerkloster, wo er begraben ist.

Während dieses Kriegs über die Konstitutionen, wurde jener sehr lebhaft geführt, den die Prinzen vom Geblüt den Legitimirten erklärt hatten; und die Herzoge und Pairs arbeiteten zugleich daran, letztem den durch das Edikt von 1654. verordneten Mittelrang wieder zu nehmen.

Die allerseitigen Streitschriften sind so ausgebreitet, daß ich nicht einmal einen Auszug davon liefern werde.

Oeffentlich machte der Regent nicht gemeine Sache mit den Prinzen vom Geblüt, theils aus Schonung gegen

gen seine Gemahlin, als Schwester der legitimirten, theils um in einer Sache, die vor den Regentschaftsrath kommen sollte, nicht Richter und Partei zugleich zu scheitern.

Die Herzogin von Maine, eine geborne Prinzessin vom Geblüt, war wütend, daß der Rang ihres Mannes und ihrer Kinder angegriffen wurde, und ergriff alle Mittel, die ein so lebhaftes Interesse ihr eingab. Es scheint als ob sie alle ihre Bemühungen gegen die Bittschrift der Prinzen vom Geblüt hätte richten müssen, weil die Forderung der Herzoge von selbst gefallen wäre, sobald ihr Mann den bisherigen Rang behielt. Sie fürchtete aber, mit ihrer Verteidigung gegen die Prinzen nicht fortzukommen, und wandte lieber alles an, um den Urtheilspruch aufzuhalten. Ueberdem fand sie sich durch die Ansprüche der Prinzen nur gekränkt, aber durch die Bindikation der Herzoge zum Vortheil der Pairie glaukte sie sich beschimpft. Sie fiel also darauf, Feinde gegen sie aufzuheben, die sie rächen könnten, indem sie ihre Gegner selbst angriffen.

Sie machte einer Anzahl von Edelleuten begreiflich, daß die Herzoge mit Ansprüchen umgingen, welche dem Adel nachtheilig wären, indem sie sich von demselben absondern, und unter sich eine eigne Gefandtschaft ausmachen wollten. Diese Edelleute stiegen leichtlich Feuer; sie bliesen Lärm, ihre Zahl vermehrte sich, jedermann beeiferte sich ihnen beizutreten; die vornehmsten aus Eifersucht gegen die Herzoge, die andern um ihren Adel zu befehlen, einige fanden sich darunter, auf die der Bürgerstand füglich hätte Anspruch machen können. Der Großprior von Vendome, welcher an der Sache der legitimirten persönlichen Antheil nahm, beredete die in Paris befindlichen Malteserritter der Association beizutreten. Der Landkomthur von Rimes, Ambassadeur des Ordens, und Bruder des ersten Präsidenten, wurde von diesem, der
mit

mit dem Herzog und der Herzogin von Maine, heimlich einverstanden, und seit der Sache mit der Rüge ein grosser Widersacher der Herzoge war, unter der Hand angetrieben, die Wünsche des Großpriors zu begünstigen.

Die Verbündeten ließen sich erst in verschiedenen Reden aus, dann überreichten sechs von den vornehmsten, (Chatillon, Nieux, Laval, Pons, Beaufremont, Elersmont, Comnerre) dem Regenten ein Memorial gegen die Herzoge. Der Regent empfing sie sehr trocken, sagte ihnen, daß er eine solche Zusammenrottung sehr übel aufnehmen müßte, schlug das Memorial aus, und verbot allen Malteserittern, sich in andern Geschäften als denen ihres Ordens, zu versammeln. Ein Schluß vom Regentschaftsrath untersagte alle Bündnisse zwischen den Edelleuten, und verbot, den Strafe des Ungehorsams, je eine Bittschrift gemeinschaftlich zu unterzeichnen 1).

Viele von den verbündeten Edelleuten verhehlten ihre Leidenschaft aber nicht; Beaufremont sagte laut, er wolle die Herzoge zerstören, weil er nicht Herzog wäre. Man hat späterhin den Marquis von Chatillon Herzog werden, und für diesen Titel entbrennen sehen.

Unterdessen setzten die Prinzen vom Gschl ihre Bemühungen gegen die Legitimierten fort. Der Regent hätte vielleicht, seiner Gemahlin zu liebe, den Ausspruch

tim;

1) Dieser Theil des Adels, dachte 1717. sich mit dem Beispil von 1649. zu legitimiren, da 167. Edelleute der Regentin, Mutter Ludwigs des Vierzehnten, gegen den Prinzenrang, der dem Hause Brüllon bewilligt worden war, und gegen die Labours der Prinzen von Guénec, der Marquis von Senecan, und der Gräfin von Fleury, einer Verführung überreichern. Die Association von 1649. war nicht rechtmäßiger als die von 1717, doch sie hatte einen bestimmteren und entscheideneren Gegenstand. Die Herzoge und Pairs gaben damals ihr Memorial auch ein, aber der Adelstand hatte mit ihnen einen gemeinschaftlichen Zweck. Die Regentin und ihr Rath besorgten die Folgen dieser Verbindung; die Bewilligungen wurden für den Augenblick zurückgenommen, und in der Folge, als die königliche Gewalt sich mehr befestigte fand, wurde hier gesiegt.

umgangen; aber die Herzogin vom Maine, ließ sich von der Leidenschaft hinreißen, ihrem Mann einen Schritt einzugeben, der ihm sehr nachtheilig war. Er unterstand sich dem Regenten zu sagen, diese Sache als eine Staatsangelegenheit, könnte nur von einem volljährigen König, oder gar von dem versammelten Ständen entschieden werden.

Der Regent fühlte, welchen Eintrag dieser Satz seinen Rechten thäte. Erstlich ist es un widersprechlich, daß der König, was die Justiz betrifft, immer für volljährig zu achten ist. Zweitens bedurfte das, was ohne die Zuziehung der versammelten Stände gethan worden war, derselben nicht um abgeheilt zu werden. Demnach wurde am 6. Junius ein Schluß im Regentschaftsrath gefaßt, durch welchen sechs Staatsräthe benannt wurden, um die Memorialie der Prinzen vom Geblüt und der Legitimierten in Empfang zu nehmen, und vor dem Conseil darüber zu berichten.

Die Herzogin vom Maine, bekümmert über den übeln Erfolg dieses Anschlags, überredete neun und dreßsig Edelmänner, daß sie für den gesammten Adel auftreten könnten, und bewog sie, dem Parlament ein Memorial 1) zu übergeben, durch welches sie verlangten daß eine Sache, welche die Nachfolge im Reich beträfe, erst den versammelten Ständen vorgelegt werden sollte. Hätten sie in Auftrag des Adelsstands verfahren, so wüßten sie wenigstens sich an den König allein wenden müssen. Uebrigens war es sonderbar genug, daß ein Stand, welcher das Parlament unter den dritten Stand rechnet, seine Memorial folgendergestalt abfaßte: An unsre Herren

1) Es war in der Form einer Protestation gegen jedes ohne Zuziehung der versammelten Stände, gesprochenes Urtheil, und wurde dem obersten Actuarius und dem Procureur-Général inmittet. Am 19. Junius nahmen der Herzog vom Maine, und der Graf von Louvoise im Parlamente Platz, und überreichten eine ähnliche Urkunde. S. das Parlaments-Diarium.

ren (Nosseigneurs) vom Parlament, Supplicando u. s. w. Der erste Präsident und die Gens du Roi ^{a)} überbrachten dieses Memorial dem Regenten, welcher die sechs vornehmsten Edelleute in die Bastille und nach Vincennes setzen ließ.

Der Regent beschloß sogleich, die Sache durch das Conseil entscheiden zu lassen. Die Prinzen vom Geblüt, die Legitimierten, und die Herzoge, wurden als Parteien ausgeschlossen. Der Erzbischof von Bordeaux, d'Huyelles, Biron und Berlinghen nahmen ihre Stelle ein. Saints Contest machte den Bericht, und am ersten Julius that das Conseil einen Ausspruch in Form eines Edikts, durch welches das Edikt von 1714. und die Declaration von 1715. kassirt und zurückgenommen, der Herzog vom Maine und der Graf von Toulouse unfähig die Krone zu erben, und der Qualität als Prinzen vom Geblüt verlustig erklärt, und ihnen bloß, in Ansehung des langen Besizes, die Ehrenbezeugungen als solche auf ihre Lebenszeit noch zugesichert wurden. Dieses Edikt wurde am 2. Julius beim Parlament einregistrirt. Die Ehrenbezeugungen sind nachher den beiden Söhnen des Herzogs vom Maine erhalten, dem Herzog von Penthièvre, Sohn des Grafen von Toulouse, bewilligt, und auf den Grafen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthièvre, übertragen worden.

Ich habe bei dieser Sache der Herzogin vom Maine immer vorzüglich gedacht, weil sie die Seele von allem war. Der Herzog war zwar in Verzweiflung über seinen Fall, aber von Natur furchtsam, gehorchte er bloß allen Leidenschaften seiner Frau. Der Graf von Toulouse verband sich mit seinem Bruder zur Verteidigung ihres

a) Der Procureur-Général und die Avocats-Généraux beim Parlament.

beiderseitigen Standes; aber er ließ sich in keine von den Intriguen seiner Schwägerin ein. Er hatte dem Rang seines Bruders getheilt, ohne sich darum beworben zu haben; er sah voraus, wie kurz es dauern würde, und schien weder gedemüthigt noch betrübt, als diese Veränderung erfolgte.

Die Herzogin vom Maine hingegen, von Muth hingerissen und verblendet, beschäftigte sich mit lauter Entwürfen, Rache an dem Regenten zu nehmen, und unterhielt heimliche Verständnisse mit dem Theil des Adels, den sie schon erlöst hatte. Wir werden sie bald eine sehr ungeschickte Verschwörung anspinnen sehen, die den Untergang verschiedner Edelmänner nach sich zog, und den Herzog vom Maine beynahe ganz gestürzt hätte.

Mitten unter allen den Geschäften die den Regenten beunruhigten, mußte er sich auch mit dem Empfang des Zaar, Peter des Ersten beschäftigen, welcher in dies sem Jahre nach Paris kam.

Dieser Fürst, der sein eigener Schöpfer gewesen war, arbeitete daran, der Schöpfer seiner Nation zu werden, und würde dieses Ziel erreicht haben, wenn eine solche Unternehmung das Werk einer einzigen Regierung seyn könnte, und nicht eine Folge von Jahrhunderten erfordert würde, um ein Volk zu bilden, oder neu zu erschaffen. So viel Geist man auch an dem Zaar bemerkte, so ließ er zuweilen doch Züge von Wildheit ausbrechen; niemals aber entwischte ihm etwas Kleines ^{a)}. Er hat seinem Reich eine Stelle in dem politischen System von Europa

D 2

vers

^{a)} Von Europäischen und Französischen Kleinlichkeiten, muß der Karakter des Zaar Peter, natürlicher Weise frey gewesen seyn. Dasselbe scheint aber zu sehr in der Beobachtung seiner Welt gelebt zu haben, um über absolute Kleinlichkeiten in einem durch Aeußeres und Eitlen so excentrischen Wesen, wie der russische Despot war, für einen kompetenten Richter zu gelten.

verschafft. Rußland hält in demselben einen ausgezeichneten Rang, aber die Künste und Wissenschaften scheinen dort noch erotische Pflanzen, deren Saamen man immer erneuern muß. Noch findet man keine russische Namen auf dem Verzeichniß der Gelehrten, welche die Petersburger Akademie aufrecht halten. Wenigstens aber hat diese Gesellschaft, in welcher Ausländer von anerkanntem Verdienst sind, keinen stolzen Wahlspruch, wie die unsrigen, angenommen. Sie hat sich mit dem begnügt, der immer dem Menschen geziemen wird, und dessen Wichtigkeit die Aufgeklärtesten fühlen: paulatim: nach und nach!

Um den Grund zu dem grossen Gebäude zu legen, dessen Gedanken er mit sich herum trug, hatte der Zaar alle Staaten im Norden von Europa durchkreist. Ueberall nach Unterricht geizend, den er alsdann auf seine Unterthanen wieder ausströmen wollte, hatte er selbst in den Werkstätten von Amsterdam gearbeitet.

Er hatte schon lange gewünscht, Frankreich zu sehen, und hatte Ludwig den Vierzehnten in den letzten Jahren seiner Regierung diesen Wunsch bezugen lassen; aber der König, der sich von den Schwachheiten des Alters schon gedrückt fühlte, und den der Zustand seiner Finanzen nicht mehr erlaubte, die Pracht eines glänzenden Hofes auszukramen, wie er vordem gethan haben würde, ließ mit so viel Urtigkeit als möglich den Zaar von diesem Plan abwenden.

Der Zaar sah wohl daß er nicht viel zu erwarten haben würde, und verhielt sich still; aber einige Zeit nach dem Tod Ludwigs des Vierzehnten, trug er dem Prinzen Kurakin, seinem Ambassadeur, auf, seinen Wunsch den König zu sehen, unserm Hof anzukündigen, und bekannt zu machen, daß er in dieser Absicht abreise. Der Zaar und Kurakin, hatten zwei Schwestern geheiratet, und ohngeachtet die Zaarin verstorben und in ein Kloster verwiesen war, so hatte Kurakin doch das Ver-
trauen

trauen seines Herrn nicht verloren. Der Zaar hatte ihm sogar einen ziemlich entscheidenden Beweis davon gegeben. Seine Absicht war, Rußland mit den vornehmsten Mächten von Europa, besonders mit den Französischen und Oesterreichischen Häusern, durch Heurathen zu allüren; er vermuthete aber, daß der Unterschied der Religionen dabei ein Hinderniß machen würde, und da die griechische Religion, zu welcher sich die Russen bekennen, von der Römischen nicht sehr verschieden ist, so glaubte er, daß es nicht schwer halten würde, diese bey seinen Unterthanen einzuführen. Zu diesem Behuf sandte er Kurakin nach Rom, und ließ ihn drei Jahre da wohnen, ohne Charakter zwar, aber als vornehmer Mann lebend, und in allen Verbindungen, die ihn mit den politischen Grundsätzen des Römischen Hofes und dessen Verrathen gegen die katholischen Mächte bekannt machen konnten. Die Römische Klerisey, weit entfernt ihre Ansprüche zu verhehlen, prahlte so unbescheiden damit, daß Kurakin bey seiner Zurückkunft seinem Herrn nichts Tröstliches zu sagen hatte. Der Römische Hof verhehlte eine so schöne Eroberung, durch die nämlichen Grundsätze, die ihn um so viele Staaten schon gebracht haben. So viel Verslangen der Zaar auch hatte, katholisch zu werden, so war es ihm doch noch wichtiger, Herr in seinem Hause zu bleiben; und er faßte den Entschluß, die Religion in Rußland zu lassen, wie sie war, aber sich zu ihrem Oberhaupt erklären zu lassen. Er hatte die Nothwendigkeit schon gefühlt, die Klerisey zu unterdrücken und den Patriarchen zu erniedrigen. Durch den Verstand der Patriarchen war das regierende Haus auf den Thron gestiegen, und was sie erhoben hatten, konnten sie auch wieder stürzen. Er zog seine Sicherheit der Dankbarkeit vor, traf sichere Maasregeln, versagte den Patriarchen von Moskau, und machte sich endlich zum Haupt der Russischen Kirche.

Diefer Schritt war ſchon gethan, als der Zaar nach Frankreich kam. Der Regent wäre gern überhoben geweſen, dieſen Gaſt zu empfangen, theils der Koſten wegen, die mit ſeinem Aufſenthalt in Paris verbunden ſeyn würden, theils auch wegen der Schwierigkeiten, die bey einem Fürſten von noch ungebildeten Sitten und rohem Karakter entſtehen konnten, welcher mit Handwerksleuten und Matroſen ſehr herablaſſend, mit dem Hofe vielleicht um deſſo anſpruchsvoller ſeyn konnte. Was aber den Regenten, bey ſeinen damaligen Rückſichten gegen England, noch mehr ängſtigte, war der Haß des Zaaren gegen König Georg, den er bis an ſeinen Tod behalten hat. Man weiß, daß der Zaar einen beſondern Ehrgeiz darin ſetzte, den Handel in ſeinen Staaten blühen zu machen. In dieſer Abſicht hatte er verſchiedne Kanäle öfnen laſſen. Einer davon durfte nicht geendigt werden, weil er einen kleinen Theil der deutſchen Staaten des König Georgs durchſtrömt haben würde; und dies war es, was der Zaar ihm nie vergeben konnte. Sein Groß bewog ihn, zu Amſterdam gegen den Engliſchen Geſandten, der ihn um eine Audienz bitten ließ, was man ein Pagenſtückchen nennt zu ſpielen. Er gieng eben aus, um ſich an Bord eines Schiffs zu begeben, und ließ dem Geſandten ſagen, er ſolle ihn dort aufſuchen. Der Geſandte ſtellte ſich ein, der Zar, welcher ſchon auf dem Waſtkorb ſtand, rief ihm zu, hinaufzukommen, und ſeine Audienz zu empfangen. Der Geſandte, keiner von den Behendſten, hätte ſich deſſen gern überhoben, aber er wagte nicht ſeine Furcht zu äußern. Der Zaar gab ihm Audienz, und nachdem er ſich lange genug an ſeinem Zagen auf dieſem beweglichen Fußboden ergötzt hatte, verabſchiedete er ihn.

Der Regent ſchickte den Marquis von Reſle, und Du Ribois, gentilhomme ordinaire, mit den Equipagen des Königs nach Dänkirchen, um dort den Zaar zu erwarten, ihn

ihn beim Aussteigen zu empfangen, auf dem Wege frey zu halten, und ihm überall die nämlichen Ehrenbezeugungen zu reifen zu lassen, wie dem König. Der Marechal von Tessé gieng ihm bis Beaumont entgegen und geleitet ihn nach Paris, wo er den 7ten May anlangte.

Der Rang und das persönliche Verdienst des Zaaren erfordern, daß ich eine Art von kurzem Tagebuch über seine Ankunft und seinen Aufenthalt liefere. Er kam um 9 Uhr des Abends im Louvre an, im Appartement der Königin, wo alles erleuchtet und prächtig meublirt war. Er fand es zu schön, forderte eine Wohnung in einem Privathause, und stieg sogleich wieder in den Wagen. Man führte ihn nach dem Hotel von Lesdiguières, in der Nähe des Arsenals. Da die Meublen nicht weniger prachtevoll waren, sah er wohl, daß er sich darin ergeben müßte. Er ließ aus einem Küstwagen, der ihn folgte, ein Feldbett langen, und es in der Garderobe aufstellen. Bertod, einer von den Haushofmeistern des Königs, hatte Auftrag, ihm Mittags und Abends eine Tafel von vierzig Kouberts, die Tafeln der Oficianten und Bedienten nicht mitgerechnet, zu halten. Der Marechal von Tessé hatte das Kommando über das ganze Haus, und sollte den Zaaren mit einem Detachement von den Gardes du Corps überall begleiten.

Der Zaar war groß, sehr gut gebaut, ziemlich mager; eine braune lebhaftes Gesichtsfarbe, große und feurige Augen, ein durchdringender, und zuweilen wilder Blick, besonders wenn ihm eine glühende Zuckung ankam, welche sein ganzes Gesicht verzog. Es war eine Folge von dem Gift, das er in seiner Kindheit bekommen hatte; wenn er aber jemanden gut empfangen wollte, so wurde seine Mine lachend, und es fehlte ihr nicht an Anmuth, ohne geachtet etwas von Sarmatischer Majestät ihn niemals verließ. Seine hastigen und schnellen Bewegungen verriethen den Ungeßüm seines Geists und die Heftigkeit sei-

ner Leidenschaften. Kein Anstand hielt die Thätigkeit seiner Seele auf; und ein Ausdruck von Größe, mit Kühnheit vermischt, verkündigte einen Fürsten, der sich überall Herr fühlte. Die Gewohnheit des Despotismus machte, daß seine Wünsche, seine Einfälle sehr schnell auf einander folgten, und nicht den mindesten Widerspruch von den Zeiten, den Orten, oder den Koppeniengen vertragen konnten. Der Zufluß von Zuschauern wurde ihm zuweilen lästig, ohne ihm je verlegen zu machen, und er verabschiedete sie mit einem Wort, einer Bewegung, oder ging weg, um auf der Stelle seine Neugierde über irgend'ets was zu befriedigen. Wenn seine Equipagen nicht bereit waren, setzte er sich in den ersten Wagen, den er fand, wenn es auch ein Miethwagen war. Er nahm einmal den Wagen der Marechale von Matignon, die gekommen war, um ihn zu sehen, und ließ sich nach Boulogne fahren. Der Marechal von Tessé und die Gardes liefen alsdann, was sie konnten, um ihm nachzukommen. Nach zwey oder drey ähnlichen Vorfällen hielt man in der Folge immer Equipage und Pferde bereit.

So wenig er mit der Eitelkeit seines Rangs beschäftigt schien, so gab es doch Augenblicke, wo er sie nicht vernachlässigte; er bezeichnete zuweilen durch ziemlich feinen Satirierungen die Unterschiede zwischen den Würden und den Personen. Hier sind einige Züge dieser Art.

Ohngeachtet er vom ersten Augenblick seiner Ankunft die größte Ungeduld hatte, die Stadt zu durchstreichen, so wollte er doch durchaus nicht ausgehen, bis er die erste Visite vom König erhalten hätte.

Den Tag nach seiner Ankunft besuchte ihn der Regent. Der Zaar ging aus seinem Kabinet heraus, that einige Schritte dem Regenten entgegen, umarmte ihn, zeigte ihm dann mit der Hand die Thüre zum Kabinet, wendete sich sogleich herum, und ging zuerst hinein. Ihm folgte erst der Regent, dann der Fürst Kurakin, der zum Dells

Dolmetscher diente. Im Kabinet waren zwei Lehnstühle, deren obersten der Zaar einnahm, indem Kurafin stehen blieb. Nach einer halbstündigen Unterredung stand der Zaar auf, und hielt wieder am nämlichen Fleck, wo er den Regen tein empfangen hatte; dieser machte im Abgehen ein tiefes Kompliment, welches der Zaar mit einer leichten Bewegung des Kopfs erwiderte.

Den Montag, am 10ten May, machte der König seine Visite. Der Zaar stieg herunter in den Hof, empfing den König beim Aussteigen, und beide auf der nämlichen Linie fortgehend, der König rechter Hand, kamen im Appartement an, wo der Zaar den obersten Lehnstuhl anbot, und überall den Vortritt ließ. Nachdem sie einige Augenblicke gefessen hatten, stand der Zaar auf, nahm den König in seine Arme, umarmte ihn zu wiederholtenmalen mit gerührten Augen, dem Ton und den Entzückungen der größten Zärtlichkeit. Der König, ohngeachtet seiner jarten Jugend, schien keinesweges verwundert, sagte ein kleines Kompliment, und überließ sich mit vieler Artigkeit den Liebkosungen des Zaaren. Die beiden Fürsten beobachteten beim Herausgehen das nämliche Ceremoniel, wie bey der Ankunft. Indem der Zaar dem König bis an seinen Wagen den Vortritt über sich ließ, erhielt er immer die Richtschnur der völligen Gleichheit; und wenn er sich in Augenblicken, vielleicht mit Absicht, eine Art von Superiorität erlaubte, welche das Alter geben kann, so trug er Sorge, sie durch Liebkosungen und Zärtlichkeitsbezeugungen gegen das Kind, das er in seine Arme nahm, zu verdecken.

Den folgenden Tag, am 11ten, machte der Zaar dem König den Gegenbesuch. Er sollte beim Aussteigen empfangen werden: so wie er aber den König im Vorhof der Tuilerien auf sich zugehen sah, sprang er aus dem Wagen, lief dem König entgegen, nahm ihn in seine Arme, stieg so die Treppe herauf, und trug ihn bis in das

Appartement. Alles ging pünktlich so zu, wie den vorigen Tag bis auf den Vortritt, den der König bes. sich immer dem Zaaren gab, wie er ihn bes. diesem Fürsten ges. habt hatte.

Sobald er die Visite des Königs erhalten hatte, hörte er nicht auf in Paris herumzustreichen, ging in die Läden und zu den Handwerkern, hielt sich bes. allem auf, was seine Aufmerksamkeit erregte, fragte die Künstler aus, durch die Vermittlung des Fürsten Kurakin, und gab überall Beweise seiner Einsichten und seiner Kenntnisse. Die Gegenstände des bloßen Schmacks und der Annehmlichkeit rührten ihn wenig; aber alles, was eine nützliche Beziehung auf das Gewesen, auf den Handel, auf die nothwendigen Künste hatte, erweckte seine Neugierde, fesselte seine Aufmerksamkeit, und gab den Zuschauern Gelegenheit, diesen Scharfsinn, diesen ausgebreiteten und richtigen Verstand, diesen so schnell fassenden als lehrbegierigen Geist zu bewundern. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Edelsteine der Krone, die man vor ihm auskramte, aber er bewunderte die Arbeiten in den Gehäusen, ging zweimal auf die Sternwarte, hielt sich lange im botanischen Garten auf, betrachtete die mechanischen Kabinette, und unterhielt sich mit den Zimmerleuten, welche an der Drehbrücke arbeiteten.

Man kann leicht denken, daß ein Fürst von diesem Charakter nicht sehr ausgesucht in seiner Kleidung war. Ein Rock von Barlan oder von Luch, ein breiter Gurt, an dem ein Säbel hing, eine runde ungepuderte Perücke, die nicht tiefer fiel als der Hals, ein Hemd ohne Manschetten: das war sein Aufzug. Er hatte eine Perücke bestellt. Der Perückenmacher zweifelte nicht, daß er sie nach der Mode haben wollte, und diese war damals, sie lang und buschig zu tragen. Der Zaar ließ sie rund herum beschneiden, um sie in die Form der seinigen zurückzubringen.

Madam

Madame, Mutter des Regenten, die Herzogin von Berry, die Herzogin von Orleans hatte erwartet, daß der Zaar ihnen die Visite machen würde, nachdem er dem König die seinige zurückgegeben hätte. Wie sie aber nichts von ihm hörten, schickte sie zu ihm und ließen ihn, jede durch ihren Oberkammerherrn, komplementiren. Der Zaar verfügte sich hierauf zu ihnen in der nämlichen Ordnung, wie ich sie eben genannt habe, und wurde mit eben dem Ceremoniel aufgenommen, wie der König.

An dem Tage, wo er bei Madame seinen Besuch abstatte, Freytags, den 14ten, holte ihn der Regent dort ab, und führte ihn in die Oper in eine große Loge, wo beide auf der nämlichen Bank allein blieben. In der Mitte ohngefähr der Vorstellung forderte der Zaar Bier; der Regent ließ sogleich welches kommen, stand auf, präsentirte es in einem Becher auf einer Unterschale, und reichte alsdann eine Serviette hin. Der Zaar trank ohne aufzustehen, gab dem Regenten, der immer stehen blieb, den Becher und die Serviette zurück, und dankte mit einem Lächeln und einem Kopfnicken. Im vierten Akt gieng er aus der Oper zum Abendessen.

Er speiste des Mittags um eilf, des Abends um acht Uhr. Dieser Aufwand belief sich auf 1800 Livres täglich. Er war immer prächtig servirt, ohngeachtet er gleich den ersten Tag Einschränkungen befohlen hatte. Dies geschah nicht aus Mäßigkeit, er liebte die Tafel, und wollte nichts abgestellt haben als den Luxus. Er aß Mittags und Abends übermäßig viel, trank zwei Bouteillen Wein bei jeder Mahlzeit, und gewöhnlich eine Flasche Liqueur beim Nachtisch, das Bier und die Limonade zwischen den Mahlzeiten nicht mitgerechnet. Viele von seinem Gefolge boten ihm darin die Spitze, unter andern sein Kapellan, den er in dieser Rücksicht besonders liebte und schätzte. Er überließ sich zuweilen mit ihnen gewissen Ausschwei-

funs

sungen, deren Folgen in der Dunkelheit begraben werden mußte.

Der Zaar machte dem Regenten eine besondre Visite, aber sonst keinem Prinzen und keiner Prinzessin aus dem königlichen Hause, ausser den dreien, deren ich gedacht habe. Man hatte ihm gesagt, daß die Prinzen vom Geblüte ihm ihre Aufwartung machen würden, wenn er versprechen wollte, alsdann zu den Prinzessinnen zu gehen. Er schlug diesen Bedingungsweise vorgeschlagenen Besuch mit Stolz aus, und es war nicht weiter davon die Rede. Wenn die großen Visiten, die Schauspiele, und die Feten ihm wenig Zeitvertreib machten, so fand er desto mehr Vergnügen an den Dingen, die ihm Unterricht gewährten. Am nämlichen Tage, da er in der Oper war, hatte er den ganzen Vormittag in der Galerie der Plane und Kisse zugebracht, von dem Marechal von Villars geführt, und begleitet von allen Generalen, die in Paris befindlich waren. Der Marechal führte ihn ebenfalls nach den Invaliden, am 16ten, den Pfingsttag. Der Zaar wollte hier alles sehen, alles untersuchen, und endigte mit dem Speisesaal, wo er die Soldaten um ein Glas Wein bat, auf ihre Gesundheit trank, sie Kamaraden nannte, und den nächsten davon auf die Schulküche flohnte. Unter den Zuschauern bemerkte er die Maréchal de Villars, deren Gestalt auffallend war, und als er erfuhr, wer sie war, erwies er ihr ausgezeichnete Höflichkeiten. Der Marechal D'Estrees gab ihm den Dienstag, am 17ten in seinem Hause zu Issy ein Dm^s, und machte ihm viel Vergnügen durch die Landkarten und in die Marine einschlagenden Kisse, die er ihm zeigte.

Im Vorbeigehen durch die Tuileries, am 24. ging der Zaar zum Marechal von Villeroi hinein, wo der König ebenfalls gleichsam zufälliger Weise hinkam. Alles Ceremoniel wurde hier beiseite gesetzt, und der Zaar übersah sich wieder den lebhaftesten und zärtlichsten Ausdrücken

rungen. Im nämlichen Abend ging er nach Versailles, und blieb drei Tage, um das Schloß, die Menagerie, Trianon, Marly, und vorzüglich die Wasserkunst zu besehen, welche damals bewundernswürdiger war, als heutzutage, da man in der Mechanik weiter gekommen ist.

Der Zaar schief in Trianon, wo seine Leute Mädchen hingebracht hatten, in den Zimmern der Frau von Mairtenon; was Blouin, ein alter Bedienter der Javerrin, für eine Entweihung ansah. Diese Sitten machten in der That einen starken Ablich gegen die letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten. Man hat bekannt, daß der Zaar und sein Gefolge von der Gesellschaft, die sie mitgenommen hatten, Nachwehen empfunden haben.

Am 30. Mai speiste er Mittags in Petitbourg bei dem Herzog von Antin, der ihn am nämlichen Tage nach Fontainebleau führte, wo ihm der Graf von Toulouse den andern Tag die Erbschlichkeiten einer Jagd verschaffte. Auf seiner Zurückkunft wollte er bloß mit seinen Leuten auf der Insel de l'Erang essen. Der Graf von Toulouse und der Herzog von Antin konnten es dem Zaar dank wissen, daß er sie ausgeschlossen hatte. Man mußte ihn mit seinen Leuten in ihre Kutschen tragen, um wieder nach Petitbourg zu fahren, wo sie in einem sehr ekelhaften Zustande ankamen.

Den Dienstag am 1. Junius, nachdem die Dünste des vorigen Tags verhaucht waren, schifte sich der Zaar auf der Seine ein, um hinunter nach Paris zu fahren. Er hielt in Choisy an, wo ihn die vermittelte Prinzessin von Conti empfing. Nachdem er die Gärten besehen hatte, stieg er wieder in seine Gondel ein, durchkreuzte Paris, indem er unter alten Brücken wegzufuhr, und landete unter dem Konferenzthor.

Am 3. ging er wieder auf mehrere Tage nach Versailles, Marly und Trianon, weil er diese Orte mit mehr

mehr Muse wollte kennen lernen. Am 17. ging er nach Saint-Est, besahe alle Klassen, ließ sich die Uebungen der Pensionairen erklären, und stieg alsdann zur Frau von Maintenon heraus, die es vorgelesen, und sich ins Bett gelegt hatte, bes heruntergelassenen Bett- und Fenstervorhängen. Im Hecintommen schlug der Zaar die Fenstervorhänge zurück, dann die am Bette, betrachtete sie aufmerksam, und ging heraus ohne ein Wort zu sagen, und ohne die mindeste Höflichkeitsbezeugung.

Ueber einen so sonderbaren Besuch mußte Frau von Maintenon wenigstens verwundert seyn, und den Unterschied der Zeiten empfinden.

Am dem Tage, wo er die Sorbonne besuchte, erwies er der Bildsäule des Cardinal Richelieu mehr Achtung, als er der lebenden Frau von Maintenon bezeugt hatte. So wie er das Grabmal des Cardinals gewahrt wurde, ließ er darauf zu, und umfaßte die Figur dieses Ministers, indem er diese Worte sagte: Ich gäbe einem Manne, wie du, die Hälfte meines Reichs, damit er mir die andre Hälfte regieren hülfe.

Am 15. freute der Zaar wieder Mittags den dem Herzog von Antin. Die Herzogin von Bourbon begab sich mit ihren Töchtern dahin, um ihn wenigstens vor seiner Abreise einmal zu sehen. Um ihre Neugierde zu besriedigen, beorderte ihn der Herzog von Antin, im Garten spazieren zu gehen, und führte ihn an den Zimmern vorbei, wo die Prinzessinnen mit ihrem Gefolge in den Fenstern standen. Als sie ihnen nahe kamen, wurde dem Zaar berichtet, daß die Herzogin dabei wäre, und ihn zu sehen wünschte. Er antwortete nichts, fragte nicht einmal, welche es wäre, schritt langsam fort, sah sie alle an, begrüßte sie zusammen mit einem einzigen Kopfnicken, und ging vorüber.

Als er in den Speisesaal hereintrat, war er sehr verwundert, das Portrait der Zaarin unter einem Baldachin

hin da zu finden, das der Herzog von Antin Mittel gefunden hatte, sich zu verschaffen. Diese Artigkeit gefiel ihm so sehr, daß er ausrief, die Franzosen allein wären deren fähig. Er erfuhr bald darauf, eine noch mehr ausgezeichnete, die ich in ihrer Reihe anführen werde.

Am 16. sah er die Musterung der königlichen Leibregimenter. Die Pracht der Montirungen schien ihm zu mißfallen. Ohne das Ende abzuwarten, ritt er plötzlich davon, und eilte in einem Galopp nach Saint-Duen, wo er beym Herzoge von Tresmes soupirt.

Der Zaar sprach mit vieler Leichtigkeit Latein und Deutsch; er hätte sich im Französischen verständlich machen können, und verstand es selbst ziemlich gut. Man hatte ihn auch im Verdacht, daß er Würde darinn suchte, einen Dolmetscher zu gebrauchen.

Am 18. empfing er die letzte Visite vom Regenten, und ging, um Abschied zu nehmen, zum König, der den andern Tag zu ihm kam, um ihm Lebewohl zu sagen. Es wurde kein Ceremoniel beobachtet, aber an dem Zaar bemerkte man immer die nämliche Herzensergiehung und die nämliche Nüchternung.

Am nämlichen Tage wohnte er, in einer Tribune in der Grand-chambre, einem Parlamentsausprüche über eine Streitsache bey. Der Avocat-Général Lamoignon, gegenwärtig Kanzler, sprach in seiner letzten Ueberflucht der vorliegenden Sache, von der Ehre, welche an diesem Tage dem Parlament wiederführe, und dies wurde in das Protokoll eingetragen.

Den Nachmittag fand er sich bey der Versammlung der Akademie der Wissenschaften ein, und hernach bey einer außerordentlich zusammenberufenen Sitzung der Akademie der schönen Wissenschaften. Beide beschäftigten ihn in ihren verschiedenen Zählern. In beyden nahm es Platz, und ließ die Mitglieder sitzen.

Die

Die Galanterie, die man ihm erwies, und die ich angekündigt habe, war in der Münze, wo die Medaillen geschlagen werden. Nachdem er den Ban, die Kraft und den Mechanismus des Druckwerks betrachtet hatte, trat er zu den Arbeitern, um es in Bewegung zu setzen. Sein Erkennen ist nicht auszudrücken, als er unter dem Stempel sein Portrait hervorkommen sah, für die Nefislichkeit und für die Kunst vollkommener, als alle Medaillen, die noch für ihn geschlagen worden waren. Auch mit der Rückseite schien er sehr zufrieden, es war eine Fama, die von Norden nach Süden flog, mit dem Vers aus dem Virgil: *Vires acquirit eundo*, als eine Anspielung auf die Kenntnisse, die der Zaar auf seinen Reisen erwarb.

Der Zaar nahm zwei Garnituren Tapeten aus der Fabrik der Gobelins von dem König an, schlug aber einen mit Brillanten besetzten Degen aus. Er verschenkte mehrere goldne und silberne Denkmünzen auf die vornehmsten Handlungen seines Lebens, und sein Portrait mit Diamanten besetzt, an den Marschal d'Estrees, an den Marschal von Lessé, an den Herzog von Antin, und an Verton. Für den leutern, der während seines ganzen Aufenthalts seine Tafel besorgte, hatte er eine ganz besondere Zuneigung gefaßt, und er bat den Regenten, ihn als französischen Gesandten zu ihm nach Rußland zu schicken. Er ließ 60000 Livres unter seiner Bedienung austheilen. Er bezeugte das größte Verlangen, eine freundschaftliche Allianz mit uns einzugehen; da dies aber in das neue politische System des Regenten, oder vielmehr des Abbe Dubois, nicht paßte, so erwiederte man ihm bloß schwankende Freundschaftsäußerungen, die weiter keine Folgen hatten.

Der Zaar reiste am 20. Junius von Paris ab, um nach Spa zu gehen, wo er mit der Zäarin zusammentreffen sollte. Er schien bei seiner Abreise sehr gerührt über
Frankr.

Frankreich, und sagte, er sähe mit Schmerz, daß dieses schöne Reich früh genug in dem Luxus seinen Untergang finden würde a).

In diesem Jahre fiel eine von den Begebenheiten vor, welche allen zum Spiegel dienen sollten, die durch den Mißbrauch einer precären Gewalt, die rechtmäßige Macht zuweilen verhasst machen. Die Bewohner von der Martinique, von dem General-Gouverneur la Varenne, und dem Intendanten dieser Insel, Nicouart, aufs äußerste geklagt, hatten oft und vergebens ihre Klagen bey dem französischen Ministerium angebracht. Sie wurden es endlich müde, keine Antwort zu erhalten, und trafen ihr Einverständniß so genau und so heimlich, daß sie den Gouverneur und den Intendanten an einem Mittage, wo sie zusammenspeisten, überhulen, sie beyde in ein Fahrzeug, das nach Frankreich zurückkehrte, einpackten, dem Kapitain ein neues Verzeichniß ihrer Klagepunkte übergaben, ihm darauf einen Eid abnehmen, daß er sie getreulich abliefern wolle, das Schiff zwölf Meilen in die weite See hinein, mit zwey wohl bewaffneten Piroguen, um sich der Abreise zu versichern, geleiteten, und den zwey abgesetzten Wesiren verboten, sich jemals wieder auf der Insel blicken zu lassen.

Das Betragen der Insulaner nach dieser Expedition war so ruhig und so unterwürfig, die Ordnung wurde bey der Kolonie so gut erhalten, daß man bey Hofe die Partey ergriff, über den Vorgang die Augen zuzusdrücken. Die zwey Verwiesenen waren gezwungen, ihre Wuth in sich zu freffen, und was die höchste Züchtigung in Frankreich ist, sie sahen sich als den Gegenstand des

a) Es nicht in Deutschland Schriftsteller, die 1791., nach der That, bekreuzten wollen, was Peter der Große, der sich doch auch auf Despotismus verstand, 1717. weisagte.

Gelächters und des Spotts, womit man sehr freigebig gegen sie war.

Verschiedene Nachfolger von la Varenne und Ricouart haben sich die Lehre nicht sehr zu Herzen gezogen. Vor kurzem haben wir aus der Leichtigkeit selbst, mit welcher die Martinique sich den Engländern ergeben hat a), lernen können, wie sehr es einer Regierung darauf ankommen muß, sich nicht verhasst zu machen.

Während daß die Martiniquer sich selbst Recht verschafften, stiehet die Bewohner von Perigueux bey dem Regenten gegen Courson, Intendant von Bourdeaux, um Recht. Er war ein Sohn von Lamoignon de Bassville, dem Despoten von Languedoc, und war Intendant von Rouen gewesen. In Rouen gerieth er durch die Räubereien seiner Sekretaire, und durch die hochmüthige Protection, die sie bey ihm fanden, in die Gefahr, gekleinigt zu werden; er mußte entfliehen, und das Ansehen seines Vaters verschaffte ihm hierauf die Intendanz von Gascogne. Der Geist des Despotismus, den er bey seinem Vater eingefogen hatte, ohne seine Tadeln zu erben, trieb ihn an, aus eigener Macht und Gewalt Tadeln aufzulegen. Die Stadt Perigueux brachte ihm ihre Klagen vor, und zur Antwort ließ er die Schöffen ins Gefängnis schleppen. Die Stadt schickte Deputirte nach Paris, um den Schutz des Hofes gegen die Tyrannen aufzufordern; aber sie verloren über zwey Monate in dem Vorzimmer des Herzogs von Noailles, ohne bis zu ihm dringen zu können. Dieser Minister, ein Freund von Courson, wollte durch Aufschub diese Unglücklichen endlich abweisen. Außerdem ist es eine Maxime bey den Tyrannen und Untertyrannen, den Oberen immer Recht zu geben. Zum Glück hörte der Graf von

Lou-

a) Im Jahr 1761.

Toulouse, ein vollkommen rechtschaffner Mann, von der Sache sprechen. Er gab einigen Mitgliedern vom Regenthsrath davon Nachricht, vorzüglich aber dem Herzog von Saint-Simon, der ein geschwornner Feind des Herzogs von Noailles war, und alles, was er unternahm, mit der größten Lebhaftigkeit angriff.

Den nächsten Tag, da der Herzog von Noailles im Conseil berietete, fragte ihn der Herzog von Saint-Simon, wenn er die Sache von Periguenx zu beendigen gedächte, und fügte eine summarische aber sehr lebhaft Darstellung derselben hinzu. Der Graf von Toulouse unterstützte ihn in dem kalten und unwilligen Tone, den jede Rechtsverweigerung einem redlichen Manne giebt. Das ganze Conseil richtete die Augen auf den Herzog von Noailles, welcher stotternd sagte, diese Sache erforderte viel Untersuchung, und wichtigere Gegenstände hätten ihn verhindert, sie vorzunehmen. Der Graf von Toulouse und Saint-Simon erwiederten, daß nichts wichtiger seyn könnte, als Anklagen, die seit dreyn Monaten Bürger in Fesseln hielten, sie möchten wahr oder falsch seyn, zu ergründen. Der Regent befohl also dem Herzog von Noailles, binnen acht Tagen über diese Sache zu berichten. Acht Tage darauf kam Noailles in das Conseil, mit einem sehr vollen Sack von Schriften. Saint-Simon fragte ihn, ob die Sache von Periguenx dabei wäre; Noailles erwiederte mit Verdruß, daß sie bereits läge, und in ihrer Reihe daran kommen würde. Dann fing er an, über eine Sache zu berichten, dann noch über eine andre. Am Schlusse jedes Berichts fragte Saint-Simon immer: und die Sache von Periguenx? Aber es war Operntag, der Regent ging nach aufgesbrochnem Conseil immer in die Oper, Noailles schmeichelte sich, bis zur Stunde des Schauspiels die Sitzung auf diese Art in die Länge zu ziehen, und am Ende vielleicht die verhaßte Sache vergessen zu machen. Als ends

lich die Stunde herangekommen war, sagte Noailles, nun wäre nichts mehr übrig, als die bewusste Sache, des Bericht würde aber lang ausfallen, und er wolle den Herrn Regenten nicht um seine Erholung bringen. Sofort fing er an, seine Papiere einzustecken, aber Saint Simon hielt ihn am Arm zurück, und wandte sich zu dem Regenten mit der Frage, ob er sich so viel aus der Oper machte, und das Vergnügen, Unglücklichen, die darum stehen, Recht wiederfahren zu lassen, nicht vorzöge? Der Regent setzte sich wieder, und ließ sich gefallen, den Bericht zu vernehmen.

Noailles begann ihn denn nun mit innerer Wuth; Saint Simon, der neben ihm war, verwandte kein Auge von den Aktenstücken, las jedes nach, so wie Noailles es hingelegt hatte, und verfolgte den Bericht mit dem offenbaren und schimpflichsten Mißtrauen. Die Sache war so schreckend, daß Noailles selbst am Ende seines Berichts auf Freilassung der Gefangenen stimmte; aber den Intendanten suchte er zu entschuldigen, und breitete sich über die Verdienste seines Vaters aus. Der feurige Saint Simon unterbrach ihn, und sagte, hier wäre nicht von dem Verdienste des Vaters, sondern von dem Frevel des Sohns die Rede, und als er vollte, sagte er hinzu, man müßte die Gefangenen auf Courfons Kosten entschädigen, ihn von der Intendanz wegzagen, und so ausgezeichnete Gerechtigkeit an ihm üben, daß er seines Blutes zum Beispiele dienen könnte. Der Regent sagte, daß er die Entschädigung auf sich nähme, Courfons würde er den Kopf waschen, ob er's gleichwar schlimmer verdiene, aber seines Vaters wegen könnte er mit einiger Schonung behandelt werden: indeß läßte er doch Courfons Verorennungen, und füge das Verbot hinzu, sich nie wieder auf einem ähnlichen Vergehen betreten zu lassen. Saint Simon verlangte, daß der Urtheilspruch auf der Stelle niedergezeichnet würde, weil, wie

wie er sagte, auf das Gedächtniß des Herzogs von Noailles sich nicht zu verlassen wäre; und der Regent beschloß es. Noailles, vor Wuth zitternd, konnte die Fesseln kaum halten; Saint-Simon fing an, ihm zu diktiren, um ihm die Mühe zu erleichtern. Wie Noailles an die Kassation der Verordnungen, und dem Verbot sich je wieder hierauf betreten zu lassen, gekommen war, hielt er einen Augenblick ein. Fahren Sie doch fort, sagte Saint-Simon, das ist der Ausspruch. Noailles sah sich im ganzen Conseil um, ob keine Milderung statt fände; Saint-Simon forderte die Versammlung auf, die einstimmig dem Urtheil beirat, und so endigte sich die Sache von Perigueux.

Wenige Zeit darauf wurde Coursen zurückberufen, und sagte, wie das in ähnlichen Fällen gebräuchlich ist, daß er seinen Rappel verlangt hätte. Wenn das war, so bezeugte ihm die Provinz auch ihre Erkenntlichkeit dafür durch Freudenfeuer. Uebrigens hat er dazumach noch in der Folge eine Stelle als Rath im königlichen Conseil der Finanzen bekommen.

Ohngeachtet dieses nur eine Privatfache ist, so habe ich doch geglaubt, sie anführen zu müssen, weil sie einen Begriff giebt von den heimlichen Ränken der Minister, von den Treveln, die im Namen des Königs verübt werden, und von der Ungestraftheit, deren sie versichert seyn können, wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, wie hier der Zufall war, durch welchen der Graf von Toulouse unterrichtet wurde, dessen Gerechtigkeitsliebe der Groll des Herzogs von Saint-Simon erregte. Man sieht auch an Coursens Glück, daß die Leute, die in ihrer Klasse einen Namen vor sich haben, ohngefähr einerley Weg darinn machen, das Verdienst sey dabei, oder nicht.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß der Kanzler d'Aguesseau, bey aller seiner Gerechtigkeit, doch der einzige im Conseil war, der den Spruch zu mildern suchte, weil die Gerichtspersonen immer gemeine Sache mit einander machen, wenn sie kein entgegengesetztes Interesse haben, und wenn sie fürchten können, daß der Ehrfurcht für die Magistratur Abbruch geschehe. Er verschaffte in diesem Jahre den Rärhen vom Grand-Conseil den Abels, nebst der Befreyung von den Lehngelühren für die von dem Könige abhängigen Güter. Folgendes gehöret noch in das Fach der besondern Rücksichten, welche man gegen die Magistratur beobachtete. Der Regent hatte im vorigen Jahre Lust gehabt, der Proceßion in der Mitte des Augusts, die Ludwig der Dreizehnte gelobt hat, beyzuwohnen. Das Parlament verlangte die rechte Hand, und führte an, daß Gaston, der doch königlicher Sohn, und damals Generallieutenant des Staats gewesen wäre, bey einer gleichen Feyerlichkeit während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten die linke gehabt hätte. Der Regent, ohne sich hierüber in Weitläufigkeiten einzulassen, enthielt sich der Proceßion. Dieses Jahr kam ihm die nämliche Lust an, und er verkündigte, daß er den Vortritt über das Parlament nehmen würde, nach dem Beispiel des Herzogs von Montpensier, der bey der Proceßion zu Ehren der heiligen Genevieve, am 10. September 1570, den Vortritt gehabt hätte. Das Parlament setzte entgegen, der Herzog von Montpensier hätte dieses Recht nur Kraft einer Vollmacht des Königs, und um seine Person vorzustellen, ausgeübt; und da der Regent selbst Mitglied vom Parlament wäre, so würde er, wenn er den König nicht repräsentirte, nicht anders, als zwischen zwey Präsidenten gehen können. Der Regent wollte weder mit seiner Gewalt hier durchgreifen, noch eine kindische Lust aufopfern, und glaubte, Wunder zu thun, indem er den Ausweg des Herzogs von Montpensier

her wählte. Er erschien also bey dieser Feyerlichkeit als Repräsentant des Königs, mit Gardes du Corps, hundert Schweizern, Hauptmann von der Wache, erstem Kammerjunker, kurz dem ganzen königlichen Aufzuge. Aber er machte sehr schlechtes Glück damit. Die Wißvergnügten sagten, der Regent unternehme eine öffentliche Probe mit der Krone, um das Volk auf alle Fälle vorzubereiten; die Freunde dieses Fürsten fanden es sehr schlimm, daß ein Regent von Frankreich den Vortritt über das Parlament nur Kraft einer Kommission, die ihm nichts persönliches gäbe, nehmen wollte; das Parlament griff immer weiter um sich, und das Volk sah nichts weiter davon, als wieder eines von den Spektakeln, die es für alles trübten: damit war man freygebig genug. Das Ludwigsfest wurde in den Tuilerien mit Feuerwerken gefeiert, welche eine unzählige Menge Volks in den Gassen und in die Höfe zogen.

Bey diesen Gelegenheiten war es, daß der Marschal von Villeroi seine herrlichen Talente für die Erziehung bewährte. Er führte den König beständig von einem Fenster zum andern, und sagte zu ihm: Sehen Sie, mein Gebieter, sehen Sie dieses Volk? Nun, das alles gehört Ihnen, das ist Ihr Eigenthum, darüber sind Sie Herr und Meister *). Ein solcher Unterricht, statt ihn auf die Liebe der Völker aufmerksam zu machen, und ihm die Erkenntlichkeit einzuschießen, welche der König ihnen schuldig ist; aber so weit hatte es der Marschal selbst noch nicht gebracht.

Nachdem das Parlament bey einer Prozession ver-
sucht hatte, sich dem Regenten gleich zu stellen, wagte

N 4

es

*) Da dieser Zug als Erziehung oder Verjüngung die platteste Karrikatur schreiben würde, so ist es fast nöthig, anzumerken, daß er in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, mit allen Anzeichen der historischen Treue, aufgezeichnet steht.

es einen wichtigeren Eingriff in die Regierung selbst. Es war von der Einregistrierung der Abstellung des Zehnten die Rede, das Parlament verlangte den Ueberschlag der Einkünfte und Ausgaben des Königs; der Regent versweigerte es, und sagte, daß er der königlichen Gewalt während der Regentschaft keinen Eintrag würde thun lassen. Das Parlament konnte unfreutig dem Volke sehr nützlich seyn, aber es paßt gewöhnlich die Gelegenheiten zum Widerstand sehr schlecht ab. Hier zum Beispiel kam es auf eine Abstellung an, die das Publicum mit Ungebuld erwartete, und was bey einigen Artikeln zu verbessern seyn konnte, war nicht schwer in Ordnung zu bringen; also mußte einregistriert werden. Außerdem gab es auch Zwispalt im Parlament, über die Ernennung der Commissarien. Die enquétes a) fiengen an zu argwöhnen, daß der erste Präsident ein doppelter Spionhube zwischen seinem Corps und dem Hof wäre. Würtlich hatte der erste Präsident seine königliche Anweisung auf 500000 Livres schon zweymal bekommen, und behauptete noch nicht darüber quittiert zu haben; wir werden in der Folge sehen, daß er Recht hatte.

Während daß der Regent den Frieden mit unsern Nachbarn zu erhalten suchte, sah er mit Unruhe die Kriegsrüstungen die man in Spanien machte. Alberoni hatte die Zwisligkeiten seines Herren mit dem Pabst bengelegt, und von diesem ein Indult zu einer Capiturung der Spanischen Cleriken erhalten, als er sich mit diesen beträchtlichen Zurüstungen zu beschäftigen anfing, und den Pabst überredete, daß man sie den etwaigen Unternehmungen der Türken auf Italien entgegenstelle. Um so viel Dienste zu erkennen, gab ihm Clemens der Eilfte endlich, ob schon mit vielem Widerwillen, den Cardinalsstul.

*) Besondere Kammern, in welche das Parlament zerfällt.

hnt. Das heilige Kollegium schrie laut, der Papst weinte selbst darüber; indessen war Alberoni doch kardinal, und sagte jetzt zu seinen Vertrauten, nun ernüchere nicht für sich zu verlangen haben, wolle er anfangen für den Ruhm des Königs zu arbeiten.

Alberonis Plan war, wie er sagte, 1) die Ehre des Königs von Spanien zu retten; 2) die Ruhe Italiens zu erhalten; 3) den Söhnen der Königin von Spanien die Nachfolgen in Toscona und Parma zuzusichern, und für den König Neapel, Sicilien, und die Toscanischen Häfen zu erlangen; 4) den Mantuanischen Staat dergestalt zu theilen, daß Venedig die Stadt und einen Theil vom Mantuanischen, der Herzog von Guastalla den andern Theil bekäme; 5) das ganze Mailändische, und das Montferrat, dem Kaiser, 6) Sardinien dem König Victor, zur Entschädigung für Sicilien anzuweisen; 7) dem Pabst Commacchio wieder zu erstatten; 8) die katholischen Niederlande zwischen Frankreich und Holland zu theilen.

Um in der Folge dauerndes Gleichgewicht und Frieden zu gründen, fieng Alberoni damit an, einen allgemeinen Brand zu entzünden, ohne die hinlänglichen Mittel noch Kräfte zur Ausführung seiner Entwürfe zu haben. Das war dieser Alberoni, den man für einen großen Mann hat ausgeben wollen: eine Benennung, die man den außerordentlichen Menschen zu leicht beylegt, und die gerade von denen herrührt, welche ein besonderes Interesse hätten sie zu verrufen, von Schriftstellern aus der Mittellasse, die das Opfer großer Unternehmungen ist, und ihre ganze Last tragen muß. Der große Mann ist der, welcher für große und nützliche Gegenstände, die Mittel in gleichem Verhältniß mit den Unternehmungen wählt, sie durch den Erfolg krönt, und sich wohl des Ausgangs erfreuen darf, weil er ihn vorauszusehen, vor-

zubereiten, und Herbeizuführen gewußt hat. Selbst diejenigen, die man mit Grund große Genies nennt, haben Staaten errichten und zerstören, aber sie sind nicht die tauglichsten zur Verwaltung. Sie machen Unglücke, hinterlassen nichts als einen großen Namen, und was das Traurigste ist, erwecken die Racheiferung mitleidmässiger Nachfolger, die nur in der Unordnung, die sie stiften, ihnen gleich sind.

Alberoni, im Staube geboren, erhebt sich durch seinen Geist, und gelangt zu den höchsten Ehrenstellen. Das bedeutet keinen gemeinen Menschen. Aber er verwickelt seinen Herren in einen verderblichen Krieg, setzt ihn in die Nothwendigkeit, einen gezwungenen Frieden zu schließen, und endigt damit, sich selbst fortzujagen zu lassen, um nach Rom zu gehen, dort im Ueberfluß und der Verachtung zu leben. Man stand im Begriff ihn zu degradiren, und nichts rettete ihn, als das Interesse, das alle Kardinäle haben, den Purpur selbst, an denen die ihn entehren, unverletzbar zu machen. Nun zu den Belegen. Der Leser urtheile.

Sobald die Spanische Flotte in Sardinien gelandet hatte, geriethen alle Mächte in Bewegung, und jede hatte die andere im Verdacht, mit Spanien einverstanden zu seyn. Der Kaiser, stolz auf seine Siege in Hungarn, machte es dem Pabst zum Vorwurf, daß er dem König von Spanien, unter dem Vorwand von Zurüstungen gegen die Türken, ein Indult bewilligt hätte, da diese nun gegen die Christen angewandt würden. Er drohte Klemens dem Elften, Italien sofort mit Krieg zu übersiehen. Der erschrockne Pabst weinte bitterlich, und sagte in seinem Schmerz, daß er sich die ewige Verdammniß zugezogen hätte, indem er Alberoni den Hut ertheilt, worauf der Cardinal del Guidice erwiederte, er mache sich eine Ehre daraus, Seiner Heiligkeit überall zu folgen, nur nicht in die Hölle.

Engl

England war damals von zwey entgegengesetzten Parteien in seinem Innern getheilt. Die Mißverständnisse zwischen dem König Georg und dem Prinz von Wallis, seinem Sohn, brachen in offenkundigen Haß aus. Der König hatte, als er die Musterung seiner Leibregimenter hielt, vor dem Regiment seines Sohnes nicht vorbegehen wollen, wenn sich der Prinz nicht entfernte; und er hatte ihn sogar kürzlich in den Flecken Richemont, nahe bey London, verwiesen. Georg konnte es nicht ertragen, einen Prinzen zum Nachfolger zu haben, den er nicht für seinen Sohn hielt. Jedermann wußte was in Hannover vorgefallen war, eh Georg zur Englischen Krone gelangte. Er hatte seine Gemahlin und den Grafen von Königsmark im Verdacht eines strafbaren Umgangs gehabt, und jenen in einen heißen Backofen werfen lassen, die Churfürstin aber lange Zeit auf einem Schloß gefangen gehalten. Die Geburt des Prinzen von Wallis, war dem König Georg immer verdächtig, und darum konnte er ihn nie leiden.

Alberoni, bey seiner wahren oder scheinbaren Sicherheit vor den auswärtigen Mächten, hatte lebhaftest Unruhen in Spanien. Der König wurde gefährlich krank. Die Königin und Alberoni hielten diesen Fürsten in Hausarrest. Fast alle Bedienten des Pallastes, auf Titel ohne Verrichtungen eingeschränkt, sahen ihn bloß zu Augenblicken bey seinen Mahlzeiten oder in der Kapelle. Zwey Kammerjunker, deren einer Majordomo der Königin war, und einige durchaus unentbehrliche Lakaien, verrichteten den ganzen Dienst.

Die Amme der Königin kam allein in das Zimmer um ihr Schuhe und Strümpfe anzuziehen, in dem Augenblick wo der König aufstand. Alberonis Eifersucht war dabey sehr erge, aber es fand sich kein Mittel, sie zu entfernen, und der Versuch selbst schien gefährlich.

Wegen

Wegen der Krankheit des Königs mußte man den ersten Leibarzt, und die andern in diesem Fach angestellten Bedienten, berufen. Da es das Recht und die Pflicht des Majordomo ist, bei der Vorbereitung und Reichung aller Regencien ein Einsprechen zu haben, so erschien der Marquis von Villena, Herzog von Escalona, der dieses Amt bekleidete, im Innern des Pallasts, und bis vor dem Bette des Königs, um seine Schuldigkeit zu erfüllen. Alberoni suchte ihm verständlich zu machen, daß dem König dies beschwerlich wäre; Villena setzte in seinem Fleiß nichts aus. Alberoni, erbittert, verbot dem Thürhüter, den Marquis hereinzulassen. Als dieser wieder kam, rief ihm der Thürhüter zur halb offenen Thür den Befehl hinaus, den er bekommen hatte. Villena schimpfte auf seine Insolenz, stößt die Thüre auf, geht hinein und tritt vor das Bett des Königs, der zu übel war um etwas wahrzunehmen. Die Königin und Alberoni waren oben am Bette, und die Bedienten, die den Dienst hatten, auf der Seite. Alberoni lief dem Marquis entgegen, wie er ihn näher kommen sah, wollte ihn überreden hinausgehen, und nahm ihn beim Arm, um ihn umzuwenden. Villena, ein Podagrast, fiel, indem er sich gegen den Kardinal sträubte, in einen Lehnstuhl zurück, aber ohne Alberonis Ermel loszulassen, verfeuerte er ihm auf die Schultern, und um die Ohren herum eine Menge von Stockschlägen, und nannte ihn ein winziges Pfäffchen, einen elenden Schuft, den er den schuldigen Respekt lehren wollte.

Alberoni, bestürzt von einer solchen Art mit einem Kardinal umzugehen, vielleicht auch durch ein Gefühl seiner vormaligen Niedrigkeit zurückgehalten, dachte auf nichts, als sich aus den Händen des jähzornigen Marquis loszumachen, und flüchtete sich neben das Bett, ohne daß die Königin, aus Würde, noch die Bedienten, vielleicht aus heimlicher Freude, ihre Posten verließen. Nach
dieser

dieser Expedition kam ein Lakai, und half dem Marquis vom Lehnstuhl wieder aufstehen, und aus dem Zimmer gehen. Der König bemerkte nicht das mindeste von dem Austritt. Kaura war der Marquis wieder zu Hause, so erhielt er Befehl, sich auf eines seiner Güter zu begeben. Zu den geistlichen Censuren getraute sich der Cardinal nicht schreiten zu lassen, um den Vorfall nicht ruchbar zu machen, der es indessen nichts desto weniger wurde. Einige Monate darauf wurde Villena zurückgerufen, blieb gegen alle Zuborkommungen des Cardinals unempfindlich, und behandelte ihn immer mit dem äuffersten Uebermuth.

Der König befand sich so schlumm, daß die Königin ihn bewog ein Testament zu machen, durch welches sie wahrscheinlich zur Regentin ernannt war; denn die Verfügungen desselben hat man nie erfahren. Man begnügte sich, durch sechs Spanische Granden, denen man indessen vom Inhalt nichts mittheilte, bezeugen und unterschreiben zu lassen, daß die Unterschrift des Königs ächt wäre. Die Gesundheit dieses Fürsten ward wieder hergestellt; ohngeachtet er aber seitdem fast noch dreßsig Jahre gelebt hat (er starb erst 1746.) so blieben seine Geisteskräfte doch sehr geschwächt. Wenn ich diese Memoiren bis an den Zeitpunkt seines Todes fortsetze, a) so werde ich sonderbare Beweise davon, aus der Korrespondenz unsrer Minister in Madrid, liefern.

Alberoni, vom Volk gehaßt, und von den Großen verachtet, so weit ein mächtiger Minister es seyn kann, zeigte

a) Der Anfang dieser Periode, bis hieher, fehlt in Herrn Soularie's Ausgabe. Hat Herr Buffon sich wirklich Auslassungen in diesen Memoiren erlaubt, so scheint er darum dieses Versprechen (das indessen in seiner Ausgabe auch erfüllt ist) hier wiederum falsch ausgebrückt zu haben. Hat hingegen Herr S. mehr versprochen, als er wird halten können, und dem andern Herausgeber falsch beschuldigt, so läßt sich leicht erklären, warum er diese Worte hier ausgelassen hat.

zeigte darum allen auswärtigen Mächten nicht weniger Zuversicht. Der Nuntius Aldovrandi erhielt ein Breve vom Papst, durch welches dieser das Indult zurücknahm; er konnte es aber dem König, den man immer eingeschlossen hielt, nicht überreichen, und lieferte es dem Minister ab, der sich nicht daran kehrte, und, aus Spott vermuthlich, behauptete, der Papst müsse ihm sehr viel Dank wissen, daß er die Annahme der Konstitution bey den Spanischen Bischöfen bewürkt habe. Klemens der Fünfte, den eine solche Annahme in Frankreich befreut hätte, sandte sie in Spanien kühn. Der Römische Hof verlangt von den Spanischen Bischöfen, daß sie seine Bullen provoluti ad pedes empfangen, das ist seine Formel, und er mag den Ausdruck Acceptation nicht hören, der Untersuchung voraussetzt, und von ihm eine Französische Resdensart genannt wird.

Von der andern Seite fuhr der Kaiser fort, den Papst übermüthig zu behandeln, und ließ ihm sagen, und sogar befehlen, den Nuntius Aldovrandi zurückzurufen, den Cardinal Alberoni nach Rom zu citiren, oder ihm seinen Prozeß in Spanien machen zu lassen.

Alberoni ließ sich dies eben so wenig anfechten; er versprach dem Papst, ihn ehestens an dem Kaiser zu rächen, und verlangte unterdessen eine Dispens von der Residenz im Bisthum Malaga, das er sich kürzlich hatte geben lassen, und das 100000 Livres eintrug. Da aber diese Dispens dem Kaiser einen neuen Stof zu Beschwerden gegeben hätte, so verweigerte sie der Papst zum Schein; weil er aber auch Alberoni nicht beleidigen wollte, ließ er ihm durch den Vater d'Aubenton sagen, daß er ihm die Dispens auf sechs Monate im Jahr ertheilte, und da die Kirchensammlungen ihm sechs andre Monate gestährten, so würde er solchergestalt eine beständige Dispens haben.

Unters

Unterdessen waren alle Europäischen Mächte in Bewegung. Niemals waren die Negociationen thätiger, abwechselnder, nie das Interesse verwickelter gewesen. Wir werden sehen, was der Ausschlag hievon war, wenn wir erst einige Partikularbegebenheiten dieses Jahrs anggeführt haben.

Wie der König am 15ten Februar das siebente Jahr erreicht hatte, ging er in die Hände der Männer über. Es wäre zu wünschen, daß die Fürsten von ihrer Geburt an diesen übergeben würden. Sie bedürfen der Weiber zu ihrer Pflege, der Männer aber zu ihrer Erziehung, zumal wenn man Männer, wie Montausier, Beauvilliers, Bossuet, Fenelon, wählt; und man wird sie finden, oder ähnliche erwecken, wenn man die öffentliche Stimme befragen wird. Diese Gerechtigkeit muß man Ludwig dem Vierzehnten wiederfahren lassen, er hat seine Wahlen sehr oft nach dem Ruf gerühmt. Louvois konnte Lüzenne nie entfernen.

Von diesem Uebergang des Königs von den Weibern zu den Männern machten die premiers gentilshommes Anspruch auf ihr altes Recht, in dem Zimmer des Königs zu schlafen. Die ersten Kammerdiener wandten den langen Besig ein, in welchem sie sich befanden, und der Regent, nach seiner Gewohnheit alle Parteyen schonen zu wollen, setzte die Entscheidung auf die Zeit der Volljährigkeit hinaus, indem übrigens alles beim alten blieb, wie es auch nach der Zeit dabey geblieben ist. Auf diese Weise sind durch Nachlässigkeit und unterlassenen Gebrauch viele Hofbedienungen zu ganz etwas andern geworden, als sie in ihrem Ursprung waren. So verlor auch der Oberstallmeister seinen Streit gegen den Ersten Stallmeister vom kleinen Stall, der ihm nach und nach fast gleich geworden war, und sich in der Unabhängigkeit erhalten hat.

Der Churprinz von Sachsen, jetziger König von Polen, wurde oder erklärte sich in diesem Jahr katholisch,
um

um die Nachfolge zu dem Thron seines Vaters einzuleiten. Als dieser katholisch geworden war, wollte die Ehurfürstin, eine eifrige Protestantin, keinen Umgang mehr mit ihrem Gemahl haben, noch die mindesten Ehrenbezeugungen als Königin annehmen.

Der Ritter d'Oppede, Neffe des Cardinal Janson, starb in diesem Jahr. Da er kein Vermögen besaß als seine Figur, so hatte er aus Bedürfniß die Marquise d'Arzenton, eine Maureffe des Regenten, Mutter des Ritters von Orleans, geheurathet, und hielt aus Ehrliche seine Heurath geheim. Ich führe einen so unerheblichen Umstand nur an, um zu zeigen, daß man damals noch sich rechtlich verheurrathen wollte. Uebrigens ist es meine Meinung nicht, hiers durch die Heurathen zu tadeln, welche durch Geburt oder Vermögen ungleich sind, und durch das Verdienst gerechtfertigt werden.

Massillon, Priester vom Oratoire, der durch seine Predigten, und vornehmlich durch sein petit carême berühmt ist, wurde ohne andre Begünstigung als sein Verdienst zum Bisthum Clermont ernannt; er würde nicht im Stand gewesen seyn, es anzunehmen, wenn Erozet der jüngere die Bullen nicht bezahlt hätte.

Die Herzogin von Berri nahm die Marquise von Arvaion unter ihre Damen auf. Sie war die Tochter von le Bas de Montargis, Schatzmeister vom außerordentlichen Kriegsfonds, und die Mutter der heutigen Gräfin von Noailles. Von einer schönen und edlen Gestalt zeichnete sie sich noch mehr durch ihre Tugend und ihre Frömmigkeit aus. Von ihr und der Marquise de la Rochefoucault, Tochter des Finanzier Prondre, ließ sich die Herzogin von Berri zu den Karmeliterinnen begleiten, und sagte zu diesen: ich bringe Ihnen meine beyden Bürgerweiber.

Man wollte behaupten, daß ein Uebel an den Augen, das der Regent in dieser Zeit bekam, von einem Stoß

Stoß mit dem Fächer sich herschrieb, den er von der Marquise von Arpajon bekam, weil er etwas starke Freipheiten sich bey ihr herauszunehmen versuchte. Diese denden Damen spielten eine bessere Figur bey den Karmeliterinnen, als sie bey den Soupces der Prinzessin mit den roués des Regenten gethan hätten, von denen sie die Ehre hatten, ausgeschlossen zu seyn. Die Herzogin von Berri errichtete ein neues Amt an ihrem Hof, als Maître de la Garderobe, das sie einem Marquis von Bonniwet, Vaslard von Gouffier, und ein gewaltiger Schläger, ertheilte. Sie freute sich, sagte sie, einen handfesten Menschen in ihrem Hause zu haben, was doch eben kein Hausrath für die erste Französische Prinzessin schien. Ich werde, was die Herzogin von Berri angeht, nur immer je nachdem die Gelegenheiten erscheinen, anführen. Wenn man alles an einem Ort zusammennehmen wollte, so würde die Erzählung zu viel Umfang haben.

Lonise Abelaide von Orleans, ihre jüngere Schwester, nahm den Schleger in der Abtei Chelles am 30sten März. Diese Prinzessin hatte Schönheit und Verstand, aber eine sehr lebhaft Fantastie, deren Wirkungen ihre Mutter besorgte, daher sie zum geistlichen Veruf ihrer Tochter nicht wenig bestrug 1). In ihrer Klausur gerieth sie auf den Entschluß, Ehyrie, Anatomie, Natura

ge

1) Sie hatte Caucherau, einen von den besten Schauspielern in der Oper, der eine angenehme Figur und Verstand hatte, zum Ehemann. Eimal, da er eine sehr leidenschaftliche Scene sang, rief die junge Prinzessin, die mit ihrer Mutter, der Herzogin von Orleans, in einer Loge war: ach mein theurer Caucherau! Die Mutter fand den Ausruf ihrer Tochter zu ausdrucksvoll, und bestimmte sie von Grund an zum Kloster. Bald streng, bald sehr weislich, bald Renne, bald Prinzessin wurde sie der Aebstin, einer Schwester des Marschal von Villars, die außerordentlich auf die Regel hielt, sehr beschwerlich. Frau von Villars gab endlich, nachdem sie lange Zeit vergebliche Schuld gehabt hatte, ihm Danksagen zum Vortheil der Prinzessin, und begab sich zu den Benedictinerinnen von

geschichte zu studiren. Sie hatte die größte Leichtigkeit für alles, was sie lernen wollte, und fand verschiedene Mittel, sich die Zeit zu vertreiben. Sie schrieb dem Regenten einen Brief, den sie Gemahl: Christi unterzeichnete, worauf dieser Prinz sagte, daß er mit seinem Schwiegersohn sehr schlecht zu stehen glaubte: ein Scherz, der eines Freigeistes würdiger ist, als eines Philosophen, und einem Mann, dessen Worte alle bemerkt wurden, übel ankamen.

Da die Kanzler bis hieher keine andre Wohnung, als ihr eignes Haus gehabt hatten, so bestimmte der Regent das Haus vom Platz Vendome, als einen Theil der Laxe von Bourvalais ausmacht, zur Kanzley.

Der Regent schaffte für die Krone den größten und vollkommensten Demant on, der in Europa war. Man nennt ihn den Regenten, und zuweilen den Pitt, vom Namen des Verkäufers, ein Schwager vom Staatssekretair Stanhope, und Onkel des berühmten Pitt der gegenwärtig *) lebt. Man forderte vier Millionen dafür; aber aus Mangel an Käufern ließ man ihn für zwey, und die Abschnitzel obendrein, die beym Schneiden fielen. Er wiegt 600 Gran. Pitt hatte ihn von einem Arbeiter in den Mogolischen Bergwerken angekauft. Unter den Leuten, deren man sich da bedient, giebt es auch freye Männer, die zuweilen Jahre da zubringen, aber wenn sie wieder herauf wollen, gebraucht man die Vorsicht, sie zu pur-

cher-Midi mit einer Pension von 12000 Livres, war da das Muster des ganzen Hauses, und ward sehr bedauert.

Eine Prinzessin ist als Nektisin an keine sehr harte Regel gebunden; sie genießt der größten Freyheit, und man behauptet, daß sie mit ihrem Intendanten Augeard, einem liebenswürdigen jungen Mann, viel Gebrauch davon macht. Sie ward endlich ihrer Fantouen selbst überdrüssig, gab ihre Abtei ab, und begab sich in das Magdalenenkloster von Trefnel, wo sie bis an ihren Tod in der größten Keuschheit beharrte.

*) Gegenwärtig, nämlich zu Dülös Zeit, also der Vater des jetzigen, auch berühmten, Pitt.

pargiren, und ihnen ein Klostier zu geben, damit sie wies der von sich lassen, was sie haben verschlingen oder in den Ainus stecken können. Der Arbeiter von dem dießsede ist, hatte das letzte Mittel gebraucht, und sobald er seinen Diebstahl auf diese Weise verdeckt hatte, machte er sich einen breiten Schnitt in den Schenkel, als ob er auf einen scharfen Stein gefallen wäre. Man rief sogleich nach Hülfe, die Menge von Blut, mit welcher er bedeckt war, machte, daß man ihn heraustrug, ohne erst die gewöhnliche Vorsicht anzuwenden. Er war so geschickt, den Edelstein herauszunehmen, und in der kurzen Zeit, die man ihn ruhen ließ, nachdem man seine Wunde verbunden hatte, zu verbergen; dann stellte er sich auf den Stand, mehr zu arbeiten, ließ sich auszahlen, was man ihm an Lohn schuldig war, um seinen Reichtum nicht zu verrathen, und fand Mittel, nach Europa zu kommen.

Um was jetzt folgen wird, verständlicher zu machen, wird es dienlich seyn, einen vorläufigen Begriff von den verschiedenen Antrieben zu geben, welche die handelnden Personen in Bewegung setzten.

Der Herzog und die Herzogin vom Maine, während über den Verlust ihres Prozesses gegen die Prinzen vom Gebürt, suchten unter der Hand Unruhen zu hegen, unterhielten Korrespondenzen in Spanien, und bemühten sich, Gründe bey dem Parlament zu gewinnen, wo der erste Präsident ihnen gänzlich ergeben war. Ueberdem ergriff das Parlament, das sich eines Antheils an der Regierung geschmeichelt hatte, alle Gelegenheiten Remons-Strenzen zu machen, und der Regent gab öfters Stof dazu. Der Marechal von Villeroi, und alle Hofleute von der vorigen Regierung thaten alles, um ihn bey'm Publikum in übeln Ruf zu bringen. Der Marechal suchte etwas besonders in einem eben so unanständigen als lächerlichen Betragen, das indessen doch dem Volk Sand in die Augen streute; er hielt die Wäsche

und das Brod des Königs unter Schloß, gab mit einem kindischen Gepränge die allergeeinsten Dinge, die im Dienste vorkamen, heraus, und suchte seine Maasregeln um das Leben des Königs zu sichern, recht merklich zu machen. Die Thoren bewunderten, die Uebelgesinnten gaben ihren Beyfall zu erkennen, die vernünftigen Leute lachten vor Verachtung, und fühlten sehr wohl, daß wenn Gefahr gewesen wäre, das Fleisch, das Getränk, und tausend andre Mittel zu einem solchen Verbrechen, die albernern Vorkehrungen des Hofmeisters vereitelt haben würden. Er hatte den Titel als Chef des Conseils der Finanzen; da er aber unfähig war, etwas davon zu verstehen, so war er desto eifersüchtiger auf den Herzog von Noailles, der als bloßer Präsident die ganze Verwaltung unter sich hatte. Dieser sah wiederum mit Verdruss den Einfluß, den Law bey dem Regenten bekam. Diese Konkurrenz im Fache der Finanzen stand dem Wunsche im Wege, den der Herzog von Noailles immer hatte, Erster Minister zu werden. Der Abbe Dubois, welcher von weitem auf das nämliche Ziel losging, unterstützte heimlich Law, von dem er viel Geld zog. Ohne mich bey einer Erörterung über das Wesen des Systems aufzuhalten, will ich blos anmerken, daß Law, bey dem Charakter des Regenten, diesen Prinzen durch seinen Verstand vorzüglich durch außerordentliche, von der gemeinen Heersstraße abweichende Ideen gefiel. Eben von dieser Seite mißfielen diese Ideen dem Kanzler, der außerdem ein Freund des Herzogs von Noailles war. Der Regent, der sie immer seinen neuen Projekten entgegen fand, den einen aus Eigennutz, den andern aus Rechtschaffenheit, wußte den ihrer Überdrückung. Zugleich bestrebte man sich, ihn zu überreden, daß nichts untrüglicher zur Regierung wäre, als die Magistratur. Versteht man darunter ein zahlreiches Kollegium, wie das Parlament, so ist es wohl wahr, daß seine Formen die nöthige Thätlichkeit der Triebfedern

des Staats oft aufhalten würden. Außerdem sind Magistratspersonen, die des Positiven in den Gesetzen zu wohnen sind, selten geschickt, die Vorurtheile des Schlenkrians den wahren Grundsätzen der Staatsverwaltung nachsehen zu lassen. Hat man aber von gewissen Ministern mehr zu erwarten, die keine andere Probe ihrer Geschicklichkeit abgelegt haben, als daß sie sich aus dem Schooß der Vergnügungen und der Zerstreuungen haben hervorziehen lassen, um an die Spitze der Geschäfte gesetzt zu werden? Man konnte dem Kanzler seine Unentschiedenheit vorwerfen, aber das Fährliche an ihm war seine Tugend.

Wie dem auch sey, so waren die Vorstellungen des Parlaments am 26sten Januar so stark, und der Kanzler, entweder aus einem Gefühl von Gerechtigkeit, oder durch die ihm zur andern Natur gewordene Achtung für die Magistratur, zeigte sich so schwach, daß der Regent beschloß, ihm die Siegel zu nehmen, welche dem damaligen Polizey-Lieutenant d'Argenson gegeben wurden. Der Kanzler erhielt Befehl, sich nach Treves zu begeben. Als der Herzog von Noailles die Unanade des Kanzlers erfuhr, zweifelte er nicht an der seinigen, und erschien sogleich mit der Dimission seiner Stelle bey den Finanzen, deren Verwaltung, zugleich mit den Siegeln, d'Argenson übergeben wurde.

Der Staat gewann nichts bey dieser Veränderung, welche Law's unglückliches System begünstigte; aber Paris verlor den besten Polizeyverwalter, den es je gehabt hat. Von einer gräßlichen Figur, die dem Pöbel in Respekt erhielt, hatte d'Argenson einen ausgebreiteten, reichen und durchdringenden Verstand, einen standhaften Geist, und alle Arten von Muth. Er verhinderte und stillte mehr Unordnungen durch die Furcht, die er einflößte, als durch Züchtigungen. Viele Familien haben ihm die Erhaltung ihrer Ehre und des Glücks ihrer Kinder zu verdanken gehabt, die bey dem vorigen König ohne Rettung

verloren gewesen wären, wenn d'Argenson nicht manche jugendliche Thorheiten verdeckt hätte. Fontenelle hat einen vortreflichen Abriß von der Pariser Polizei gegeben, und diesen hat d'Argenson in seinem ganzen Umfang erfüllt; da aber sein Vermdgen sein eitles Augenmerk war, so bedachte er auch den Zirkus immer mehr als eine Magistratsperson thun sollte. Machault folgte ihm in dies sein Posten nach, und versah ihn mit mehr Redlichkeit als Einsicht.

Um den Herzog von Noailles für den Verlust der Finanzen zu trösten, stellte ihn der Regent in dem Regentschaftsrath an, und gab dem sunfrährigen Sohn die Expektanz des Amtes und des Gouvernements seines Vaters.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Regent allem, die ihn plagten, alles bewilligte, bewog den Herzog von Lothringen, seinen Schwager, nach Frankreich zu kommen, wo er unter dem Namen eines Grafen von Blamont inognito blieb. Die Herzogin von Lothringen trat gleich in ihrer Eigenschaft als königliche Enkelin auf, des ren Rang eutsch eben war. Man gab ihnen zwei Monate hindurch, die ihr Aufenthalt währte, alle möglichen Geten; aber der Herzog von Lothringen hatte einen widrigen Gegenstand, als das bloße Vergnügen. Er wünschte ein Arrondissement in Champagne, und den Titel als königliche Hoheit.

Den ersten Punkt betreffend, suchte er alte Ansprüche wieder aufzuwecken, welche immer abgewiesen, und durch die letzten Traktaten sogar vernichtet worden waren. Für den zweiten gründete er sich darauf, daß der Herzog von Savoyen, ebenfalls Schwager des Regenten, den Titel als königliche Hoheit hatte, den seine Gemahlin, königliche Enkelin, und durch sich selbst königliche Hoheit, ihm mitgetheilt haben sollte. Das letzte aber war nicht vollen kommen richtig. Ob Victor Amadeus 1713 dem königlichen Titel erhalten hatte, war er lange verheiratet und

und Herzog von Savoyen gewesen, ohne an dem Titel seiner Gemahlin Antheil zu haben. Um dies zu erreichen, erneuerte er den als König von Cypren, erhielt in Rom den königlichen Saal für seine Ambassadeurs, und in Wien die Entfaltung der Ambassadeurs von gekrönten Häuptern, was nach und nach bei den andern Höfen auch eingeführt wurde. Diese gewonnenen Punkte verschafften ihm die persönliche Behandlung als königliche Hoheit; was aber am meisten dazu beitrug, war die politische Wichtigkeit seiner Staaten und seiner Allianz, und sein Einfluß bei den Italiänischen Angelegenheiten.

Der Herzog von Lothringen führte seinen vorgetheilten Titel als König von Jerusalem an; aber seine Macht kam wenig in Betrachtung, und er hatte mit dem Herzog von Savoyen nichts gemein, als den Titel von einem Königreich in der Luft, und daß er eine königliche Enkelin von Frankreich geheirathet hatte. Die Freundschaft von Madame, welche sich für alles, was Deutschland anging, leidenschaftlich interessirte, gab der Sache den Ausschlag.

Saint Contest, der unter einer einfachen und plumpen Aussenfente den verschlagensten Menschen, den feinsten Hofmann verborz, bekam Auftrag, vor dem Conseil der Regentschaft über die Ansprüche des Herzogs von Lothringen in Champagne zu berichten; da er lange Insendant in Reg gewesen war, so befand sich keiner so gut im Stand als er, die Nachtheile einer Bewilligung wie diese zu kennen, und folglich in seinem Bericht zu verbergen. Er berichtete nach Wunsch, die Sache ging einstimmig durch, und lief bei dem Parlament eben so wenig Anstand, wo sie ohne die mindeste Gegenvorstellung eingeregistrirt wurde. Der Herzog von Lothringen erhielt einen Vorzug über die Prinzen vom Gebürt, die sich vorer schwerlich zur Gleichheit verstanden hätten. Die Vereinnanz Lothringens mit Frankreich hat den übeln Folgen des Ausdrucks vorbeugt; aber man konnte das damals nicht voraussehen.

Der Großherzog von Toskana, Gastons Schwiegersohn, dessen Haus Frankreich zwei Königinnen gegeben hat, von deren einer die regierende Linie entsprungen ist, machte jetzt sehr bald auch auf die königliche Hoheit Anspruch. Der Herzog von Holstein Gottorp verlangte dasselbe; aber beide wurden abgewiesen. Einige Zeit darauf bewilligte der Regent dem König von Dänemark die Behandlung als Majestät, und den Generalsstaaten von Holland den Titel als Hochmögende.

Die Anstellung des Herzogs von Noailles bey dem Regentschaftsrath, erregte bey den Chefs der andern Conferenz den Wunsch ebenfalls hineinzukommen; und sie erlangten es, ohne ihre andern Stellen zu verlieren. Es fanden sich endlich gegen dreßsig Personen das bey. Uebrigens bekamen sie dadurch keinen wichtigen Antheil an der Regierung. Dubois bemächtigte sich nach und nach des ganzen Geheimnisses der auswärtigen Geschäfte, und die Finanzen wurden ausschließlich zwischen D'Argenson und Lavo abgehandelt. Indessen zog doch ein jeder die Einkünfte von seinen müßigen Ämtern.

D'Argenson verlangte das Tabouret für seine Frau, und erhielt es. Sie ist die erste, die es als Frau des Corgell: wahrens gehabt hat.). Die

- 1) Der dem Königl: Premier est seine Kreisbedienungs des Mannes dem Werke das Recht des Cessels. Durch die Besetzung des Kardinal Richelieu erhielt Segnier von Ludwig dem Dreizehnten das Tabouret für seine Frau, bey der Toilette der Königin, was indessen nur eine Art von Privat-Corree war. Als Segnier ernannter Premier (d'ue d'brever) wurde, hatte seine Frau von Louismeau überall den Cessel; aber das galt für die Kammerleute so wenig als Senfouens, das Ludwig der Vierzehnte es sehr uel aufnahm, als die Kammer von Versailles, welche bey der Toilette der Königin von Bourgoigne sah, sah das Tabouret bey einer Audienz dieser Königin anmaachte, weil diesel eine öffentliche Bezeichnung war. Der Fugellier aber d'Aligre, welcher es nach Segniers Tod zwei Jahre war, ohne das man einen Kamler ernannte, verlangte das Tabouret nicht für seine Frau, aber sie nahm es wie er Kamler wurde. D'Argenson machte sich die Abwesenheit des Kamlers zu Nutze, indem er die äußere Befehl leit

Die Zeit, wo solche Anmaaßungen am Hofe vorgehen, ist nothwendig auch die der Klätschereien, denen die Reichäfte oft nachstehen müssen. Der Marechal von Villars schrieb, als Chef vom Kriegsrath, Circularbriefe an die Obersten. Unter dem vorigen König hatte sich keiner unterstanden, sich über die Schreibart der Staatssekretaire zu beklagen. Dem Marquis von Beaufremont fiel es ein, diesen Stolz von einem Marschall von Frankreich übel zu nehmen, und antwortete durch einen so insolenten Brief, daß er in die Bastille gesetzt wurde; und die Marschälle von Frankreich verlangten, daß er noch überdem dem Marechal von Villars Abbitte thäte. Der Regent, welcher die Weiber und die ganze Jugend für Beaufremont Partie nehmen sah, scheute sich einen so respectablen Theil des Staats vor den Kopf zu stoßen. Er begnügte sich also, den jungen Menschen in Gegenwart des Marechals kommen zu lassen, und zu diesem zu sagen, daß Beaufremont nicht die Absicht gehabt hätte, ihn zu beleidigen; so daß auf diese Art, da Beaufremont den Mund nicht aufthat, es der Regent allein war, der die Abbitte über sich nahm.

Poitier, der auf Fagon gefolgt war in der Stelle als erster Leibarzt, der einzigen, welche durch den Tod der Könige verloren geht, starb jetzt auch, und der Regent erklärte, daß er sich in die neue Wahl nicht mischen wollte, nur schloß er Chirac davon aus, weil er sein Nezt wäre, und Boudin, wegen den unverschämten Reden, die er bei dem Tode des Herzogs von Bourgogne und der andern Prinzen, über ihn geführt hatte. Dodart erhielt die Stelle, ein Mann von Verstand, von Einsicht,

S 5

ten,

mit zwischen den Keimern vorstellte, und sie für die Weiber veranlaßt, wie sie zwischen den Männern war. Der Regent sah es zu, und so geschah es, daß die Frau des Siegelbewahrers Cheureuil, in Gegenwart der Kanzlerin saß, als d'Au-
seau von Reims zurückkam, ohne die Siegel zu haben.

ten, und ein rechtschafner Mann, der zwei Söhne hinterlassen hat, die seiner würdig sind. Der eine ist gegenwärtig Intendant von Bourges, der andre dient mit Ehren unter den Karabiniers.

Am grünen Donnerstag behauptete der Kardinal von Polignac, in der Abwesenheit des Großalmoseniers, daß es ihm gebühre, bei der Messe dem König das Evangelienbuch zum Küssen zu reichen, mit Uebergehung des Ersten Kapellans. Dieser erbauliche Streit verhinderte den König das Evangelienbuch überhaupt zu küssen, und er wurde nachher zum Vortheil des Ersten Kapellans entschieden.

Als jetzt der Abbe von Saint-Pierre, Erster Kapellan von Madame, sein Buch über die Polygynie herausgab, worin er den Vortheil der Mehrheit der Conseils in's Licht setzte, wollten die Feinde der Regentschaft in dieses Werk eine Sapore auf die Regierung Ludwigs des Vierzehnten finden, und versuchten den Regenten in einem Mann, der zu seinem Haus gehörte, zu kränken. Weil sie aber nichts Gerichtliches gegen den Abbe unternehmen konnten, so kabalirten sie in der Französischen Akademie, von der er Mitglied war, bis er von derselben ausgeschlossen wurde. Er blieb darum doch der Freund der gelehrten Musalieber, welche erhielten, daß seine Stelle nur nach seinem Tod besetzt würde. Die Ausschlusung dieses vortheilhaften Patrioten ist ein Beweis der Gewalt, die in gelehrten Gesellschaften solche Leute sich herausnehmen, welche aus keinem andern Grunde hineintreten, als um sich den Namen als Beschützer, den sie nie erfüllen, und ein Ansehen von Verstand anzunehmen, das sie nicht immer erlangen.

Eine sehr wichtige Sache wurde damals sehr schnell beendigt, weil man sich vernünftig dabei nahm. Es waren drei Erzbischöfe, zwölf Bischöfe, und verschiedene Aebte, denen der Pabst die Bullen verweigerte, wenn sie sich

sich nicht zu Bedingungen verständen, die unsern Freiheiten zuwider waren. Einige der ernannten Predigten waren eben nicht sehr davon abgeneigt; aber andre, bessere Patrioten, lehnten sich gegen diese Knechtschaft auf. Der Regent verbot dem Cardinal de la Tremoille, unserm Ambassadeur in Rom, irgend eine von diesen Bullen anzunehmen, wenn man sie nicht alle herausgäbe, und ernannte zu gleicher Zeit eine Commission aus dem Conseil der Regentschaft, um, auf den Fall, daß der Papst hartnäckig bliebe; über die Mittel, wie man ihn entzathen wollte, zu verordnen. Hennequin, Perit Bied und Le Gros, Doctoren von der Sorbonne, verfaßten den Louis missariem belehrende Bentrede über diesen Begehrstand, aber die Commission ward ihrer Bemühung überhoben. Sobald man in Rom davon Nachricht hatte, fand man sich sehr betroffen. Der Papst ließ sogleich einen Courier abgehen, der alle Bullen brachte; man hätte Blanquets von Bullen dazu geschickt, wenn sie verlangt worden wären.

Die Negotiationen über die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und Spanien giengen in diesem Jahre mit der größten Lebhaftigkeit fort. Der Kaiser wollte keinem seiner Ansprüche auf verschiedene Staaten von der Spanischen Succession entsagen. Alberoni schmeichelte sich hingegen, alles wieder zu erlangen, was der Spanischen Linie vom Haus Oesterreich gehört hatte, und nannte den Kaiser in seinem Manifest schlechtweg, Erzherzog. Uebershaupt hielt dieser Minister in seiner Verfahungsweise auf einen gewissen hohen Ton, der von keinem gemeinen Geist zeugte, und eine jede Nacht auf den Gedanken brachte, daß er sich der andern versichert hätte.

Alberoni verlangte als Präliminarien, erstlich, eine unbedingte Verzichtleistung des Kaisers auf alle Staaten, in deren Besitz Philipp der Fünfte sich gegenwärtig fand; zweitens, daß im Erbschungsfall der Häuser Medicis
und

und Farnese, die Kinder der Königin, als Erbin dieser beiden Häuser, ihnen nachfolgten. Er gedachte endlich, alle Deutschen aus Italien zu versagen, und machte die größten Zurüstungen zum Krieg.

Die Herzogin von Saint-Pierre, welche Alberoni bey der Königin von Spanien angestellt hatte, hat mir gesagt, daß er ihr betheuert hätte, er führe den Krieg nur um Philipp dem Fünften zu gehorchen; aber dies war zuverlässig Verstellung. Philipp war nicht im Stande einen Willen zu haben. Das Bild des Todes schwebte unablässig vor ihm, er lechzte alle Augenblicke, und der Vater d'Aubenton, beständig an seinem Bette sitzend, verließ ihn nur, wenn er eingeschlafen war. Aufserdem brüstete sich Alberoni mit der unumschränktsten Gewalt, und erklärte gegen die Staatssekretaire, daß wenn sie von seinen Befehlen abwichen, sie es mit ihrem Kopf zu bezahlen hätten:

Die Lage der Dinge hat sich so sehr geändert, der Zustand von Europa ist gegenwärtig so verschieden, daß ein ausführliches Gemälde der damaligen Unterhandlungen heutzutage niemandem interessieren würde. Aber die Rabalen, die Künste der Minister, die Ränke der Höfe sind von allen Orten und von allen Zeiten, und man kann, indem man schildert, was sich ereignet hat, einen Begriff geben, von dem, was sich täglich ereignet.

Wie Alberoni sich zum Erzbischof von Sevilla erheben ließ, wagte der Pabst nicht ihm die Bullen zu erteilen, aus Furcht den Kaiser immer mehr zu reizen; und Alberoni, der ihn nicht dazu bringen konnte, beschmähigte sich und genoss zu gleicher Zeit, provisoirisch, der Einkünfte von den Kirchen zu Sevilla und zu Malaga.

Der Pabst bedrohte ihn mit den geistlichen Censuren. Alberoni äusserte eine heuchlerische Empfindlichkeit über diese Drohungen, und antwortete, er traue dem heiligen Vater

Vater mehr Klugheit zu, als daß er gegen den unumschränkten Minister einer großen Monarchie unternehmen sollte, was er gegen den Anführer einer Handvoll von Ketzern, wie der Cardinal Noailles wäre, nicht gewagt hätte.

Unterdessen ließ er die spanische Flotte absegeln, und sie landete in Sicilien. Der Marquis von Lenda, ihr Anführer, bemächtigte sich des Schlosses von Palermo; da aber seine nachfolgenden Operationen Alberonis Ungestüm nicht entsprachen, und er sich mit der Nothwendigkeit den Soldaten zu schonen entschuldigte; so antwortete Alberoni sehr menschlich, die Soldaten wären gemacht, um zu sterben, wenn es erforderlich wäre.

Die geringe Achtung dieses Ministers gegen die Vermittelung der verschiedenen Mächte, bewog Frankreich, den Kaiser, England und Holland die Quadrupelallianz zu schließen. Alberoni, wütend auf den Regenten, suchte alle Mittel auf, in Frankreich Unruhen anzuspinnen, und die Unzufriedenheit des Parlaments zu benutzen.

Die Gährung war dort sehr groß, und ein Edikt vom Monat May über die Münzen, das der gemeinen Sache sehr nachtheilig war, vermehrte sie noch. Nachdem das Parlament Remonstranzen gemacht hatte, die ganz ohne Erfolg blieben, verbot es, mittelst Arret's die Vollstreckung des Edikts. Das Conseil der Regentschaft kassirte das Arret vom Parlament, als in die königliche Gewalt eingreifend, die aber darum nicht mehr geachtet wurde. Das Parlament berief den Vorsteher und die sechs Gemeinden der Kaufmannschaft und die vornehmsten Banquiers, um sich über den Zustand der Rentien von der Stadt, und über die Nachtheile des Münzedikts Bericht erstatten zu lassen, und es drängte sich in alle Theile der Staatsverwaltung ein. Das Volk, das in den Magistratspersonen Beschützer zu erblicken

hlicken glaubt, gab allen ihren Handlungen Verfall; die Erziehung reichte alle Gemüther an, und ein Umstand, der wichtiger war, als es scheinen möchte, trug noch mehr dazu bey. Die Memoiren des Kardinals Reg waren kürzlich erschienen; jedermann las sie begierig; die meisten von einem Freiheitsinn ergriffen, schmeichelten sich, die Fronde wiederaufleben zu sehen, und eine Rolle dabey zu spielen ^{a)}. Das Parlament, dessen Verfahren nicht immer so regelmäßig ist, als seine Klagen gerecht sind, trachtete darnach, dem Regenten Befehle vorzuschreiben. Der alte aufrührerische Lärm in den enquetes erneuerte sich, und verlangte, wie zu der Zeit der Minorität Ludwigs des Vierzehnten, den Beystritt der andern obern Gerichtshöfe. Diese lehnten es ab, und begnügten sich, ihre Demonstrationen zu machen. Das Parlament verdoppelte die seinigen ¹⁾, und unterließ nichts, was das Volk entflammen konnte. Aber der Geist der Nation war nicht der nämliche. Eine despotische Regierung von zwey und siebenzig Jahren hatte zwey oder drey Generationen zum Gehorsam und zur Furcht angewiesen. Auf die verderblichsten Edikte erfolgte nichts,

als

a) Und man sagt noch, daß Bücher keinen Schaden stiften, daß die Freyheit der Presse keiner Einschränkung bedarf! Wie viel leichter und bequemer wäre es nicht gewesen, diese gefährliche Erscheinung zu unterdrücken, als die Beziehungen zu mildern, zu entzern, oder wegzuschaffen, welche die damalige Staatsverwaltung ihr in den Körpern der Franzosen gab! — Ich habe an einem andern Orte, (im neuen deutschen Museum) einen Versuch gemacht, dieses Meisterwerk der Französischen Sprache unter uns bekannter zu machen.

1) Die Gegenstände der Verathschlagungen und der Vorstellungen des Parlaments waren: die Veräußerung der Domainen, die Traktaten mit den auswärtigen Fürsten, die Geschäfte mit dem römischen Hofe, die Renten auf der Stadt, alle Schulden des Königs, die zur künftigen Bank gewordene Bank von Low; mit einem Wort also, alle Staatsangelegenheiten.

als Murren oder Chansons. Indessen war der Regent doch nicht ruhig; das französische Volk ist das einzige, das im Augenblick neu erschaffen oder verderben kann a), und das ausschweifende Leben des Regenten that ihm mehr Schaden, als er sich einbildete. Die Pralereien, die er mit seinem Unglauben trieb, zog ihm die Verachtung der Weisen und den Unwillen der Frommen zu, und gab den Beschuldigungen über Verbrechen, deren man ihn fähig glaubte, mehr Gewicht. Die Gnadenbezeugungen, die er an die Hofleute verschwendete, erbitterten das Elend des Volks, und erwarben ihm von niemanden Dankbarkeit: man schrieb seine Wohlthaten auf Rechnung der Schwäche oder der Furcht, wenn man sie ohne Unterschied auf Freunde oder Feinde fallen sah. Die meisten seiner Vertrauten, als d'Effiat, Canillac, Bezons, d'Hurelles, standen in alten Verbindungen mit dem Herzog vom Maine. Eine angewöhnte Ehrerbietung gegen den Willen des vorigen Königs, und die Zerrüttung

a) Kaum wage ich es, dem Gefühl des Lesers bei einer so auffallenden, im Jahr 1762. gedruckten Stelle, durch eine Anmerkung vorzuarbeiten; und kaum kann ich mich enthalten, es durch Aeußerung des meinigen mit ihm zu theilen. Nur das muß ich hierbei noch wiederholen, daß Vieles ein rechtschaffener, strenger Mann, aber kein unruhiger Kopf war, daß er sogar, wie das gegenwärtige Werk an manchen Stellen beweist, die schwankende, unsichere Erwart nach Neuerungen und Verwirrung in den Individuen, von dem ewigen Heiligthum der Wahrheit und der Freiheit wohl zu unterscheiden wußte, und unter welcher schönen Larve sie auch erschien, mit Haß und Verachtung erkannte. So dürften denn Stellen, wie diese, wo der prophetische Geist selbst einen französischen Aristokraten mit einem heiligen Schauer treffen mußte, den wohlthätigen Einfluß auf den Genuß und die Wendung der allgemainen Aufmerksamkeit bei den Angelegenheiten Frankreichs haben, daß man die Fesseln der Gegenwart abwerfen, und die französische Revolution, ohne in seinem Lande den Namen tragend einer Verräth zu fürchten, als eine Lebensgefahr ansehen lernte, und nicht mehr durch beschränkte Rücksichten, Anwandlungen und Beziehungen die Obrigkeit des Schicksals laßte.

tung in den Geschäften machten es bereuen, daß nicht auf Vollstreckung des Testaments gehalten worden war. Man fürchtete für das Leben des jungen Königs; man hätte ihn in den Händen eines Prinzen, welcher der Krone nicht so nahe angegangen wäre, als der Regent, besser aufgehoben geglaubt; und die Unvorsichtigkeiten des Herzogs von Orleans begünstigten die Verläumdungen, die von den Anhängern des alten Hofes unterhalten wurden. Die Unternehmungen des Parlaments wurden allgemein gepriesen, weil man sie in den Umständen, worin der Staat sich befand, für gut und nützlich hielt. Der erste Präsident de Mesmes bemühte sich nur, sich zwischen seinen Kollegen und dem Regenten mitten inne zu halten; vom letztern zog er ungeheure Summen, und bestritt das mit einem prächtigen Aufwand, der immer eine Art von Achtung verschafft. Der Regent kannte ihn wohl; aber er glaubte es mit Geld zu erzwingen, daß er ihn ganz befähige, und meinte, daß es immer nur auf den Preis ankommen würde. Auch setzte er voraus, daß ein erster Präsident seine Gesellschaft so gut zurückzuhalten als anzutreiben vermöchte, worinn er sich aber irrte. Mats thäus Molé war, bey den anerkannten besten Absichten, bey der Ehrfurcht, die man seiner Tugend schuldig war, nicht im Stande, den Ungeßüm des Parlaments während der Fronde zu zähmen. So sah man auch de Mesmes von den Enquetes verlassen, so oft er sie im Zaum zu halten unternahm. Das benutzte er dann, um dem Regenten neue Summen abzulockern, und brachte die Glüklichen nicht anders zurück, als indem er an ihrem Unßug Theil nahm. Der Regent mußte wissen, daß man feiler Leute nie sicher seyn kann, und daß der erste Präsident von seher durch Reigung und durch Eigenknuß dem Herzog vom Raine ergeben war 1). Bey der ausdrücklichen

1) Die Enquetes beschloßen einmal nach einer Verathschlagung, daß niemand zum Ersten Präsidenten gehen sollte, wenn es nicht

Absicht, welche das Parlament zeigte die königliche Gewalt zu theilen, mußte er auch wirklich den Herzog vom Maine dem Regenten vorziehen, da jener, durch die Rechte der Geburt weniger begünstigt, an der Spitze der Regierung, um ein Mitglied oder ein Werkzeug der Gesamtschaft, die ihn erhoben hätte, seyn würde.

Was der Regent schon von seinem Aussehen verloren hatte, ließ seine Feinde glauben, daß man ihn rein würde plündern können; und die ihm am meisten ergeben seyn sollten, trafen schon ihre Maasregeln darauf, sehr entschlossen sich nach dem Ausschlag des Glücks zu richten.

Das Mißvergnügen der Hauptstadt steckte die Provinzen an. Das Parlament von Rennes hatte sich offenbar für das Pariser erklärt. Die Versammlung der Stände von Bretagne, die damals gehalten wurde, war sehr stürmisch, und die Feindseligkeit der Gemüther hatte dort schon im vorigen Jahre angefangen.

Der

nicht in unumgänglichem Geschäften und mit dem Guckeisen der ganzen Gesellschaft geschähe. Der Präsident Henault a), der ihm besonders zugethan war, und von dem ich diese Geschichte habe, ging heimlich zu ihm, um ihn von dieser Deliberation zu benachrichtigen. Sie werden sie morgen alle bey mir sehen, sagte der erste Präsident. In der That zeigte er sich den folgenden Tag etwas verdrüsslich auf den Reanten, und der ganze schreyende Haufen der Enquêtes b) folgte ihm nach Hause.

a) Verfasser des vortreflichen *Abrégé chronologique de l'histoire de France*.

b) La Cohue des Enquêtes, ist ein Ausdruck, der sich aus den übermüthigen Meinungen des Kardinals Nox erhalten hat, und gleichsam fruchtlos geworden ist. In den Enquêtes saßen meistens junge Rätbe, die bey den Alten für Schwindelthöpfe galten.

Der Marechal von Montesquiou, der in Bre-
tagne kommandirte, um in Dinan den Landtag zu halten,
hatte es gleich mit dem Adel verдорben. Vier bis fünf-
hundert Edelleute waren ihm eine kleine Strecke entgegen
geritten. Sie stellten sich, um mit ihm Einzug zu hal-
ten, in der sichern Erwartung, daß er sich mit ihnen zu
Pferde setzen, und an ihre Spitze stellen würde. Er be-
gnügte sich, sie aus seiner Chaise zu begrüßen, und setz-
te seinen Weg fort, ohne ihnen die geringsten Entschuldi-
gung zu machen. Sie fanden sich mit Recht durch dies-
sen ersten Empfang beleidigt. Den folgenden Tag mach-
te er es eben so übel. Die Deputation der drey Klassen
kam zu Fuß, um ihn einzuladen, und zu der Eröffnung
des Landtags zu begleiten; aber anstatt an ihrer Spitze
zu gehen, setzte er sich in seine Chaise, und ließ die De-
putation hinter sich drein gehen, wie sie gekommen
war ¹⁾. Von diesem Augenblick an gab es von bey-
den Seiten lauter mißfällige Austritte.

Den Tag nach der Eröffnung des Landtags geschieht
die Begehrung der freiwilligen Subsidien durch den In-
tendanten, in Gegenwart des Commendants und der
übrigen Kommissarien des Königs, die sich sodann we-
geben, um die Stände darüber berathschlagen zu lassen.
Ehemals untersuchten die Stände den Betrag ihrer Ka-
pitalien, ob sie auf das Begehren antworteten, und sie
stritten oft lange über das Quantum der Summe. Un-
ter dem Kommando des Herzogs von Chaulnes, und in
den blühenden Zeiten Frankreichs geschah es, daß die
Stände, von ihrem Eifer hingerissen, die freiwilligen
Subsidien, durch einstimmigen Zuruf und ohne vorläu-
fige Verabreichung, bewilligten. Dieses Beispiel wur-

de

1) Gegenwärtig kommt die Deputation in den Versammlun-
gsaal wieder an, nachdem sie die Einladung erhalten hat, und
ehe die Kommissarien des Königs ihren Zug antreten.

de in den folgenden Landtagen nachgeahmt, und wurde zur Observanz, welche bis 1717 bestand. Diesmal wollten die Stände, durch die Anstrengung während des Kriegs schon erschöpft, und durch das Betragen des Marechal von Montesquiou übel gestimmt, es sie etwas bewilligten, die Lage ihrer Angelegenheiten untersuchen. Der Marechal nahm es übel, trachtete einige Tage hindurch die Stände auf den einstimmigen Zuruf zurückzubringen, und trennte, wie es ihm nicht gelingen wollte, die Versammlung aus einander.

Viele Edelleute von den Ständen und von dem Parlament 1) wurden exilirt, was die Gemüther eben nicht günstiger stimmte.

Indessen versammelten sich 1718. die Stände von neuem, und man nahm folgenden mezzo terminé, daß die Stände über die freiwilligen Subsidien in der nämlichen Sitzung, wo sie begehrt würden, berathschlagen sollten, und von nichts anderm handeln noch Vorstellungen thun dürften bis sie bewilligt hätten. Diese Form dauert gegenwärtig noch fort.

Wenn die Stände von 1718. nicht getrennt wurden, so waren sie darum nicht viel ruhiger. Der Procureur-général-syndic (Coëtlogon von Mesusseau) wurde exilirt, und die Gemüther blieben feindseliger als jemals. Wir werden die Folgen davon sehen.

Das Pariser Parlament, stolz auf seine Siege, durch die öffentliche Stimme aufgefordert, und seine Kräfte nach der Schwachheit des Regenten berechnend, glaubte, daß nichts es mehr aufhalten dürfte, und gab das berühmte Arrêt vom 12. August, durch welches es alle Operationen der Bank aufhielt, und allen Freunden,

T 2

selbst

1) Tiré, Ronan, Bonamour und Du Groesquer; der Präsident von Rochefort, und Lambilly, Parlamentsrath.

selbst den naturalisirten, verbot sich in die Verwaltung der königlichen Domainen einzumischen u. s. w.

Mit diesem Schritt noch nicht zufrieden, schickte das Parlament die gens du roi zum Regenten, mit dem Begehren Reichenschaft abzulegen von den Billets, die zu der Justizkammer, zu der occidentalischen Compagnie, oder zur Münze gekommen wären. Das Parlament verschoob die Kundmachung seines Schlusses noch um einige Tage, weil es heimlich Law den Prozeß machen wollte. Kommissarien, ex officio ernannt, hatten schon Zeugen verhört; und man hatte nichts geringeres vor als den Schuldigen zu ergreifen, seinen Prozeß in Zeit von zwei Stunden zu beendigen, ihn im Hof des Palais, bey verschlossenen Thüren, aufhängen zu lassen, und sie alsdann zu öffnen, um dem Volk den Anblick des Leichnams zu geben.

Das Auzet und dieser Anschlag wurden dem Regenten verrathen, wie man behauptet durch den Präsident Dodun, der nachher General-Controleur der Finanzen wurde. Als senach die gens du roi am 22. August mit dem obervährnten Vorschlag in Betref der Staatsobligationen zu ihm kamen, hörte er sie bloß an, und gieng, ohne alle Antwort, wieder in sein Kabiner. Dieses kalte und verächtliche Stillschweigen brachte sie mehr aus der Fassung, als eine lebhafte Antwort gethan hätte. Auf den Bericht der darüber dem Parlament erstattet wurde, erwährnten einige daß der Regent mit irgend einem kräftigen Entschluß umginge, als etwa die Anführer der aufrührerischen Parteyen aufheben zu lassen, oder ein Lit de justice zu halten. Andre behaupteten, der Herzog würde, in der Mitte eines mißvergnügten Volks, keines von beenden wagen.

Auf das Aeufferste getrieben durch die Eingriffe des Parlaments, hatte der Regent noch keinen sichern Entschluß gefaßt. Viele von denen, die ihn umgaben, Freunde des Ersten Präsidenten, unterhielten ihn in der Furcht

vor der Magistratur, und der Marschal von Villeroi that alles um ihn allgemein verhaßt zu machen. Der Herzog von Noailles, durch den Siegelbewahrer und durch Lam um die Finanzen gebracht, wünschte den Untergang beider. Auf der andern Seite hatte der Herzog von Saint Simon eine Verachtung für alle gerichtliche Personen, die an Selbstheit gränzte; mit dem äussersten Verriß sah er die Schonung des Regenten gegen das Parlament, und sprach von demselben wie von einer Gesellschaft Bürgerleute, die durch die geringste Ausübung der Gewalt wieder an ihre Pflicht gerufen werden würde. Dem Regenten wäre nichts willkommener gewesen als sich davon zu überzeugen; aber die Raths schläge von Saint Simon, der um der Herzoglichen Vorrechte willen gegen das Parlament leidenschaftlich eingenommen war, mußten ihm verdächtig seyn.

Die Unentschlossenheit des Regenten stürzte Lam in die schrecklichsten Angste. Er fürchtete gehängt zu werden, während daß man so langsam sich nach Mitteln umsah ihn davor zu schützen; weil er sich in der Bank, dem Schauplatz seines Unfugs und dem eigentlichen Corpus delicti, nicht sicher glaubte, flüchtete er sich in den königlichen Pallast. Der Abbe Dübois, der das Hängen besser noch verdiente als Lam, fühlte daß er wohl das zweite Schlachtopfer des Volks werden könnte, daß seine Existenz lediglich an der Macht seines Herrn hänge, und daß, wenn diese einmal zerstört wäre, die Würden und Aemter mit denen ihr Stellvertreter geschnückt worden, statt ihn zu retten, sein erstes Verbrechen machen würden. Der neue Siegelbewahrer wußte, wie sehr es das Parlament verdreß, sich einem Mann untergeordnet zu sehen, den es lange als Subaltern behandelt hatte. D'Argenson war, als Polizey-Lieutenant, oft vor die Schranken des Gerichtshofs gefordert worden, und hatte da, liehend und unbedeckt mit mehr Ehrerbietung als Furchtsamkeit Verweise empfangen, die er im

Herzenberachtete. Gegenwärtig war er im Falle seine inneren Meynung zu offenbaren; niemand war zwar weniger hochmüthig als er, aber niemand war standhafter, und fruchtbarer an Auswegen in den Geschäften. Hier bot sich der am natürlichsten an, durch ein *Lit de justice* alles zu zerstreuen, was das Parlament gethan hatte. Der Siegelbewahrer, um die königliche Gewalt aufrecht zu halten, Dubois, aus unedleren aber nicht weniger mächtigen Bewegungsgründen, belagerten beide den Regenten, und machten ihn über seine Schwachheit erröthen. Der Herzog von Saint Simon unterstützte sie lebhaft, und der Herzog von Bourbon, aus einem persönlichen Interesse, vereinigte sich mit ihnen; so daß endlich das *Lit de justice* beschlossen wurde 1).

Seidern der Herzog von Bourbon majorenn war, ertrug er es sehr ungeduldig, die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs in den Händen des Herzogs vom Maine zu sehen. Er behauptete, daß diese Stelle niemanden gebührte, als dem ersten volljährigen Prinzen vom Geblüt, und daß der Herzog vom Maine, seit dem Schluß von 1717, nur die Ehrenbezeugungen als Prinz vom Geblüt noch hätte, und es nicht mehr wäre. Da sich der Regent nicht getraute ihm persönlich etwas abzusprechen, so trug er Saint Simon auf, ihn von einem Anspruch abzubringen, der bloß die Zahl der Risikversgnügen vermehren würde. Vergebens stellte Saint Simon den Herzog von Bourbon die Gefahren eines bürgerlichen

1) Obgleich dieses *Lit de justice* heutzutage wenig Interesse mehr zu haben scheint, so habe ich doch geglaubt, ausführlicher davon sprechen zu müssen: erstlich, weil es das erste ist, das der König bey sich gehalten hat; zweitens, weil es den Charakter, das verschiedene Interesse, die Leidenschaften der handelnden Personen dieser Zeit immer mehr bekannt machen, und einen Begriff von dem geben wird, was täglich unter denen, die am Hofe eine Rolle in Kabineten, von Händeln erfunden und ausgeführt, spielen. Die vornehmsten Umstände von diesem *Lit de justice* und dessen Preliminarien sind aus den Memoiren des Herzogs von Saint Simon, und aus einem *Parlementaire* Dictionum entzogen.

Bürgerlichen Kriegs vor; vergebens suchte er ihm einzureden, daß die Veränderung der Oberaufsicht keines Liebesbedürfnis bedürfte, und daß sich der Regent auf sein Ehrenwort und sogar schriftlich verbindlich machen wollte, ihn zu befriedigen, sobald die Angelegenheiten des Staats in Ordnung gebracht wären. Der Herzog erwies derte, er traue der schriftlichen Verpflichtung des Regenten eben so wenig als seinem Worte; er wolle dem Herzog vom Maine die Zeit nicht lassen sich bei dem König in Gunst zu setzen, wie es unausbleiblich geschehen würde, wenn er bis zur Volljährigkeit seine Stelle behielte; und der Regent habe zu erwägen, ob er einen legitimirten Prinzen einem Prinzen vom Geblüt vorziehen wolle, dessen beglückte Freundschaft oder immerwährender Haß der Preis seiner günstigen oder abschläglichen Entscheidung seyn würde.

Der rechtschaffenste Mann am Hof setzt seinen eignen Vortheil nie aus den Augen. Wie Saint-Simon gewahrte, daß die Hartnäckigkeit des Herzogs von Bourbon nicht zu besiegen war, beschloß er für sich selbst Nutzen davon zu ziehen, und ihm lieber Anschläge zur leichteren Ausführung seines Vorhabens an die Hand zu geben. Nehmen Sie, sagte er zu ihm, den legitimirten alle äußeren Eigenschaften von Prinzen vom Geblüt, und lassen Sie sie auf den Rang ihrer Pairie einschränken, so fällt die Oberaufsicht über die Erziehung von selbst weg. Der Marschal von Villeroi kann dem nicht mehr untergeordnet werden, der durch die Pairie seines gleichen und sogar der jüngere ist. Sie können in Ihrem Ansuchen diese Betrachtung erwähnen, und etwas schmeichelehaftes für den Marschal von Villeroi einmischen, das seine Eitelkeit kugeln wird. Hierdurch verschaffen Sie sich an einem Haupt der Gegenpartei einen Anhänger, verstärken Ihre Sache durch die Herzoge, und bekommen sie alle auf Ihre Seite. Es giebt keinen unter ihnen, der

Sie sezt nicht für den Urheber des den Legitimierten gelassenen Mittelrangs hält. Der Regent hat, theils um sich gegen die Pairs zu entschuldigen, theils um ihre Empfindlichkeit auf sie zu lenken, ihnen nicht verhehlt, daß sie allein sich der Beschränkung der Legitimierten auf den Rang ihrer Parte widersezt haben, als man ihnen das Recht der Nachfolge im Reich nahm. Es kann Ihnen nicht gleichgültig seyn, einen so beträchtlichen Theil des Hofes zum Freund oder zum Feind zu haben. Eben haben Sie mir versichert, daß ein unauselblicher Haß oder eine unverlegliche Ergebenheit gegen den Herrn Regenten der Preis seiner Zusage oder Weigerung seyn wird. Erzu Sie überzeugt, daß Ihnen die Pairs hier durch mich, in Betreff der Beschränkung der legitimierten Prinzen, die nämliche Versicherung thun.

Der Herzog von Bourbon verstand sich auf der Stelle zu Saint-Simons Vorschlag. Ich gebe, sprach er, die Beschränkung der Legitimierten zu; aber Sie haben mir sie durch ihre Etablissements und durch die auf sie gehäufte Würden so furchtbar geschildert, daß man darauf denken muß, sie ganz zu entblößen, und ihnen nichts zu lassen als was sie brauchen werden, um ihrem Rang als Pairs gemäß zu leben. Ungern opfre ich den Grafen von Toulouse auf; aber die Gefahr, den Herzog vom Maine so zu lassen, wie er ist, macht dieses Opfer notwendig. Außerdem will ich für meinen Freund, den Graf von Charolois, ein Gouvernement, das seinem Stande geziemend sey, es ist kein solches vakant, und muß in der Beute des Herzogs vom Maine gefunden werden. Sie gehen viel zu weit, erwiederte Saint-Simon. Es ist ungerecht, wenn es auch sey, alles zuzunehmen, ohne ihn für schuldig erklären zu lassen. Ginge man bis zu einer solchen Gewaltthätigkeit, so würde es niemanden im Reich geben, der dasselbe nicht für sich fürchtete. Ein jeder, der die geringste Stelle bekleidet,

des, würde die Sache der Legitimierten für die seinige ansehn, ich selbst würde mich davon nicht ausschließen, und die Empörung würde allgemein seyn. Man konnte nach dem Tode des Königs auf die Legitimierten das Verbrechen 1) der beleidigten Majestät an der Krone bringen, weil sie sich für fähig, dieselbe zu erben, hatten erklären lassen. Erließ man ihnen das Leben, die Freiheit und ihre Güter, bewilligte man ihnen bloß, aus Ehrfurcht für das Blut ihres Vaters, den Rang als Herzoge undPairs, und entkleidete man sie alles übrigen: so war damals alles in der Ordnung. Jetzt aber, da ihnen der Besigstand bestätigt worden ist, jetzt kann man sie nur bei dem immer fortdauernden Fehler der Geburt angreifen, und sie auf den Rang ihrer Pairie zurückbringen. Dem Herrn Grafen von Charolois wird es an standesmäßigen Aufstellungen nicht fehlen, ohne daß sie darum zum Unrecht und zur Gewaltthätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen brauchen. Was den Grafen von Toulouse betrifft, so giebt es ein sehr einfaches Mittel ihn von seinem Bruder auszuzeichnen: man verordne die Beschränkung beider durch ein Edikt, und stelle unmittelbar hinterdrei durch eine Declaration den Grafen von Toulouse in dem Range wieder her, den er gegenwärtig genießt, ohne daß diese Vorrechte jemals auf seine Nachkommenschaft übertragen werden dürfen. Auf diese Weise lassen Sie dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, und veruneinigen die beyden Brüder.

Z 5

Wie

1) Das ist eine von den Missethaten des Herzogs von Saint-Etienne, wovon ich in meiner Vorrede gesprochen habe. Es wäre vielleicht zu wünschen, daß die Könige, selbst es auch nur aus Achtung für die Sitten fern, ihre natürlichen Kinder nie öffentlich erkennen, indem sie ihnen dabei doch eine Lage, die ihrer Geburt zuläme, verschaffen. Was aber auch der Herzog von Saint-Etienne davon denkt, so ist sehr zu vermissen, daß beim Abgang des rechtmäßigen Stammes zu einer einzigen Aline, die Nation die natürlichen Aline, oder ihre Abstammung, jeden andern Erbprinzen wohl vorziehen würde, sobald ihre Wahl nicht durch Gewalt erzwungen wäre.

Wie nachgebend der Graf von Toulouse gegen seinen Aelteren auch seyn möge, so ist er zu weise um den Groll dieses Bruders und die Wuth seiner Schwägerin zu theilen. Sollte er sich indessen so weit einnehmen lassen, daß er von seiner Pflicht abweiche, so würde man ihm ebenfalls alles zu nehmen haben, und des allgemeinen Beyfalls dabey sicher seyn.

Der Herzog von Bourbon war sehr erfreut, seinen Haß gegen den Herzog von Maine und seine Freundschaft für den Grafen von Toulouse zusammenreimen zu können, und willigte in alle Vorschläge des Herzogs von Saint-Simon ein. Dieser suchte die Stimmung des Prinzen weiter zu benutzen, und fuhr fort: Es ist nicht genug, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben, Sie müssen es beim Regenten zu Ihrer eignen Sache machen. Sie sind es, der uns unser Spiel hat verlieren machen; Sie müssen es auch seyn, der uns wieder aufbringt, und uns frey Empfindlichkeit gegen Sie in Dankbarkeit verwandelt. Ich fordere Ihr Wort darauf, weil ich weiß, daß Ihr Wort sicher ist. Der Herzog gab es, und hielt es. Saint-Simon gab dem Regenten Rechenschaft von seiner Unterredung mit dem Herzog von Bourbon; aber er erklärte sich nicht gleich über die Verbindlichkeit, die dieser Prinz zum Vortheil der Herzoge übernommen hätte, sondern ermahnte ihn nur, wie oft er ihm zur Wiederherstellung der Pairs Hoffnung gemacht hätte. Der Regent, welcher Ausflüchte suchte, verpflichtete sich weit mehr als er glaubte, indem er alles auf den Herzog von Bourbon schob, und sagte, daß er sehr erfreut seyn würde, wenn dieser seine Einwilligung dazu gäbe. Saint-Simon ließ ihm ein langes und breites über sein Wohlwollen gegen die Pairs sprechen; und wie er ihn recht verwickelt sah, erklärte er endlich, daß der Herzog von Bourbon um desto mehr dazu geneigt seyn würde, als er den Haß der Pairs, zu dessen Gegenstand man ihn gemacht hätte, von sich abzus

abzumälzen wünschte. Der Regent wurde plötzlich finster und nachdenkend. Saint-Simon ließ ihm keine Zeit sich zu erholen, sondern drang lebhaft auf ihn ein, und zwang ihn endlich mit der Mine eines Menschen, der wieder zu sich kommt, zu sagen, daß er mit Vergnügen die Wünsche des Herzogs von Bourbon zum Vortheil der Pairie begünstigen würde. Saint-Simon verließ ihn hierauf, jedoch mit weit weniger Vertrauen auf ihn als auf den Herzog von Bourbon. Dieser gab auch wirklich Millaud, der lange Sekretair des Kanzlers von Ventenars trauin gewesen, ein sehr geschickter Mann, und seit der Entfernung seines Herrn, dem Hause Condé zugethan war, den Auftrag, einen Entwurf zum Edict über die Beschränkung der legitimirten aufzusetzen.

Es kam nun auf nichts weiter an, als Maasregeln zum Lit de justice zu nehmen, von welchem das Parlament erst am Morgen des nämlichen Tages selbst Nachricht bekommen sollte. Zum Geheimniß war niemand zugezogen, als der Siegelbewahrer, die Herzoge von Saint-Simon und von la Force, Lam, Fagen, und der Abbe Dubois. Der letzte, welcher außer dem Regenten keine Stütze hatte, wollte der Sache die Wendung einer Negociation geben, sich dabei zum Vermittler aufwerfen, und schlug daher vor, die Kassation der Parlamentsschlüsse bis Martini zu verschieben. Es war sehr zu befürchten, daß diese Meinung, die der Weichlichkeit des Regenten so angemessen war, die Oberhand behalten würde; aber der Siegelbeswahrer, unverändert standhaft, Saint-Simon, ungestümmer als jemals, und la Force verbanden sich gegen Dubois, und erhielten, daß auf den Freitag, als den 26sten, und den Tag nach Ludwigsfest, das Lit de justice beschlossen wurde.

Alle Hindernisse waren indeffen nicht gehoben. Man zog in Erwägung, daß der Herzog vom Maine und der Marschal von Billetoi, bey dem ersten Vorschlag eines

eines lit de justice, die Beforgniß verschützen würden, die Gesundheit des Königs der Hitze, der Ermüdung, der bösen Luft in der Stadt, wo damals die Plattern sehr herumgingen, auszusetzen; daß sie ihre Vorstellungen förmlich protokolliren lassen, und das achtjährige Kind damit erschrecken würden, welches sich alsdann weigern würde in's Parlament zu kommen. Diese Betrachtungen fiengen an den Ausschuß kleinmüthig zu machen, als Saint-Simon vorschlug, das lit de justice in den Tuileries zu halten. Dieser Ausweg munterte sie alle wieder auf. Die Gesundheit des Königs gab nun keinen Vorwand mehr. Ob er gleich überall Herr ist, so mußte er es doch in seinem Pallast noch weit mehr scheinen: die Imagination der Parlamentsglieder mußte weit mehr davon ergriffen werden. Hier mußten sie sich fremder, und weniger sicher fühlen, als auf ihren gewöhnlichen Sitzen. Es blieben aber noch Schwierigkeiten. Man mußte vor dem lit de justice, dem Regentschaftsrath von den Verordnungen, Erkten, und Dekretationen, die man einrequirirt haben wollte, Bericht erstatten. Zu diesem Rath gehörten die legitimirten Prinzen, der größte Theil war ihnen ergeben, so wichtige Beschlüsse mußten nothwendig wenigstens die Mehrheit der Stimmen für sich haben, und auf diese war nicht zu rechnen. Der Herzog von Bourbon behauptete, daß man dem Conseil nur von dem Kassations-Schluss Rechnung geben, und von den andern nichts erwähnen sollte; aber die Gefahr war die nämliche, alle Mitglieder des Conseils, welche bey dem lit de justice Sitz und Stimme hatten, und der Sache an sich schon abgeneigt waren, würden über die Geheimhaltung obendrein erbittert seyn. Der Herzog vom Maine, und seine Anhänger, würden nicht ermangeln zu erklären, daß im Conseil nichts mitgetheilt worden wäre, und würden das bestätigen, was das Parlament unablässig im Publikum ausstreute, daß alles durch den Willen des Regenten allein geschähe; ge-
gen

gen die authentisch eingegangne Verbindlichkeit, sich nach der Mehrzähl der Stimmen zu richten; eine Verbindlichkeit, welche der Regentſchaft gleichſam zur Grundlage gedient hätte. Der Mareſchal von Villeroi ſagte man, wird die Namen des Königs anrufen, wird Thränen vergießen, wird Unſinn ſchwaſen, aber mit einem pathetiſchen Ton, der ansteckend, der iſt als Gründe; der kühne Villars der einzige franzöſiſche Feldherr, der mit Siegen geſchmückt iſt, der Urheber oder das Werkzeug der Rettung Frankreichs von Desnain, wird mit einer kriegeriſchen Beredſamkeit auftreten, die ihm natürlich iſt, die überzeugt oder hinreißt. Das Parlament, wenn es ſich unterläßt ſieht, wird ſich auch wieder ſammeln. Die Gegenwart eines achtjährigen Königs, weit entfernt ihnen Furcht einzuflößen, wird vielmehr zu ihrem Vortheil ausſchlagen. Wenn dieſes Kind, dem Staat ſo feſtbar, das zu einer ſolchen Verſammlung wie zum Schauſpiel gekommen iſt, anſängt ſich über ein ſo ungewohntes Geſtirn zu erſchrecken, wenn es ſich von den Thränen ſeines alten Hofmeiſters rühren läßt, wenn es ſelbſt welche vergießt, wie wird man dieſes nicht zu benutzen wiſſen? Man wird den Regenten als einen Tyrannen vorſtellen, der den Namen und die Gewalt eines unermäßigten Königs mißbraucht.

Dieſe Betrachtungen trafen den Regenten ſo, daß er im Begriffe war umzuſtehen. Aber der Herzog von Bourbon, der bey weniger Einſichten einen unbefiegbaren Sturzkopf hatte, befeſtigte ihn wieder in dem einmal doch gefaßten Entſchluſſe, indem er erklärte, daß, ſelbſt wenn der bürgerliche Krieg drauſ ſtünde, er ihn doch lieber während einer Minorität, als unter einem volljährigen König haben wollte.

Es wurde endlich beſchloſſen, daß man heimlich das ganze Material zum *Lit de justice* vorbereiten, es erſt am nämlichen Tag auf den Tuilerien in Zeit von zwey Stunden einrichten, die Pairs und Kronbedienten erſt um ſechs Uhr des Morgens benachrichtigen laſſen ſollte;

sollte; daß man um acht Uhr das Conseil halten, bloß von dem Kassationschluß Regenschaft geben, und die andern Urkunden, schon bereit und mit den Siegeln versehen, erst beim Lit de justice offenbaren wollte.

Die Zurcht des Regenten wurde sehr gemildert, durch die, welche das Parlament, der Herzog vom Maine und der Marechal von Villeroi zeigten. Die eine Seite der Waage kann nicht sinken, ohne daß sich die andre erhebe. Der Regent bekam Muth, wie er seine Gegner weichen sah. Der Herzog vom Maine ließ ihn durch den Grafen von Toulouse fragen, ob zu den Gerüchten, die herumgiengen, daß er arretirt werden sollte, einiger Grund vorhanden wäre; er bewies durch diese Frage, daß er sich selbst mehr verzuwerfen hatte, als bloß müßiges Mißvergnügen, und der Regent antwortete auf keine Art, die ihn beruhigen konnte. Der Marechal von Villeroi forderte, mit einer verlegnen Mine, die nämlichen Erklärungen, der Regent sagte ihm, daß er ruhig seyn könnte, und überzeugte ihn nur halb; denn es war auch sein Wille nicht, alle diese Besorgnisse zu heben. Der Marechal wandte sich über den nämlichen Gegenstand an den Abbe Dubois, der sehr erlaucht war, den aufgelaufenen Stolz dieses Großen, vor sich verschwinden zu sehen. Das Benehmen des Parlaments war noch lächerlicher. Der nämliche Law, den es vor drei Tagen wollte aufhängen lassen, verließ seinen Zufluchtsort im königlichen Pallast, kehrte wieder in sein Haus zurück, und eifrig da die zuvorkommenden Schritte des Parlaments. Der Herzog von Montmort, eben so geldgierig wie sein Freund, der erste Präsident, und der sich Law gefällig zu machen suchte, gieng zu ihm, sagte daß von Seiten des Parlaments bloß Mißverständnis obwaltete, und daß er wieder Frieden stiften wollte. Er behandelte eine Konvulsion im Staat, wie eine gesellschaftliche Träfscherei, und rühmte sich vornehmlich, ein uneigennütziger Mittelsmann zu seyn. Law, der sehr gut wußte, was er auf
die

die Uneigennützigkeit der Hofleute zu geben hatte, beschied diesen auf den 27sten, weil am 26sten alles brenndigt seyn mußte.

Der Regent sah deutlich, daß die Kabale ihren Faden verloren hatte. Er hatte lui, auf den ersten Präsumpten zuzuschlagen: aber man machte ihm begreiflich, daß es viel dienlicher wäre, ihn bey seiner Gesellschaft verständlich zu machen, indem man glauben ließe, daß er sich mit dem Hof verstände.

Der Donnerstag, als der 25ste, wurde mit Anordnung der nothwendigen Maasregeln zugebracht. Erstlich kam man überein, daß das Lit de justice bey offenen Thüren gehalten werden sollte, weil die Geschäfte also dann abgehandelt werden, wie bey den großen Audienzen, und weil der Siegelbewahrer, auf den man rechnen konnte, da er die Stimmen heimlich sammelte, sie nach seinem Willen berichten würde; zweitens, daß der Herzog von Bourbon, wenn die Frage von der Oberaufsicht seyn würde, als interessirter Theil herausgehen, und dadurch die Legitimirten ebenfalls herauszugehen zwingen würde.

Um allen Hindernissen vorzubeugen, waren alle Fälle vorausgesehen worden. Wenn das Parlament sich weigerte zu kommen, so war die Suspension bereit, und die Verweisung der Prozeßsachen an das Grand-Conseil. Wenn ein Theil nur kam, und der andere nicht, so würden die Ausgebliebenen suspendirt. Wenn das Parlament kam, aber sich weigerte zu votiren, so wurde weiter geschritten. Wenn es nicht allein nicht votirte, sondern herausgieng, so wurde das Lit de justice ohne weitere Abänderung gehalten, und es erfolgte darauf ein andres im Grand-Conseil, um das Ganze einzuregistriren. Wenn die Legitimirten, oder einige ihrer Anhänger, einen Ausbruch wagten, so würden sie während der Sitzung oder nach derselben arrestirt, den Signalen zu folge, die man mit den Offizieren von den Gardes du Corps verabreden würde.

Ende des Ersten Theils.

Nachschrift des Uebersetzers.

Der erste Theil dieser Uebersetzung wird früher geschlossen, als der erste Theil der Buffonschen Ausgabe, theils der gleicheren Vertheilung wegen, theils weil der Uebersetzer, wenn es, ohne die Leser zu lange warten zu lassen, möglich seyn sollte, auch ferner die Soulavische Ausgabe vor sich zu haben wünscht, deren erster Theil ohngefähr hier schließt. Sollten die versprochenen folgenden Theile der letzten Ausgabe also noch zeitig genug herauskommen, so wird der Uebersetzer im Stande seyn, die angekündigten Verichtigungen zu benutzen, wenn er sie wirklich für solche anerkennen kann. Es ist übrigens ein neuer Uebelstand der Soulavischen Ausgabe, daß sie den ersten Band nicht, wie hier geschieht, in, um anders halb Seiten früher schließt, und die Materie von der Eröffnung des *Lit de justice* besammeln läßt, die dort äußerst seltsam abgebrochen wird.

Carl Düclos

g e h e i m e

Memorien

zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten
und Ludwigs des Fünfzehnten.

Aus dem Französischen übersezt, mit einer Einleitung
und Anmerkungen begleitet

v o n

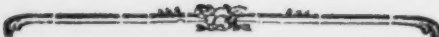
dem Verfasser des heimlichen Gerichts.

Zweiter Theil.

Berlin, 1792.

In der Wofischen Buchhandlung.





Fortsetzung des dritten Buchs.

Erst am 26ten (August 1718), um vier Uhr des Morgens, erhielten die Anführer der Leibregimenter ihre Befehle. Der Herzog vom Maine war von einer Fete zurück gekommen, wie seiner Frau zu Ehren oder von ihr selbst deren oft gegeben wurden, und er hatte sich nur eben niedergelegt, als ihm Contade gemeldet wurde. Besorgt, daß er kommen möchte, um ihn zu retten, fragte der Herzog, ob Contade allein wäre, und beruhigte sich, als er hörte, daß er da sey, um die Schweizergarde zu versammeln.

Um fünf Uhr nahmen die Truppen ihre Posten ein, und um sechs wurden dem Parlament, und allen denen, welche sich beim *lit de justice* einfänden sollten, die *lettres de cachet* und die Einladungszettel eingehändigt; durch den Lärm der Trommeln war schon alles wach gewesen, um acht Uhr fand sich das Conseil der Regentschaft bereits in den Tuilerien versammelt. Der Siegelsbewahrer ließ in einem besondern Zimmer alles, was zu den Siegeln gehörte, rufen, und so kaltblütig, als wenn es bloß auf eine Polizepaudienz ankommen würde, frühstückte er mit der größten Ruhe, um sich gegen eine langwierige Sitzung, die sein Mittagsmahl verzögern würde, zu verwahren.

Als nun alle im Versammlungsplatz des Conseil angekommen waren, erschien der Regent mit lachender und gesuchter Mine. Nicht aller Benehmen war so frey. Der Herzog vom Maine, bleich und verlegen, sah voraus, daß von etwas andern, als bloß Parlamentsverordnungen zu kassiren,

II. Theil.

A

ren,

ren, die Rede fern würde. Viele traten zusammen, beobachteten, sprachen leise, suchten zu errathen, was da kommen würde.

Der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse waren in der feyerlichen Mantelkleidung der Pairs gekommen, ob sie gleich keine Einladungszettel erhalten hatten. Man hatte ihnen mit Fleiß keine zugesandt, unter dem Vorwande, daß sie seit dem Edikt von 1717, kraft dessen das von 1714 zurückgenommen war, sich nicht mehr im Parlament einfänden wollten. Der Regent hatte sich daher geschmeichelt, daß sie vom lit de justice wegleiben würden, was ihm eine große Erleichterung gewesen wäre. Deswegen wandte er sich gegen den Grafen von Toulouse, und sagte ihm in einem freundschaftlichen Ton: „er wundre sich, ihn im Mantel zu erblicken, er habe ihm nichts melden lassen, weil er wisse, daß er nicht gern im Parlament erscheine.“ „Das ist wahr,“ erwiderte der Graf, „aber wenn es auf das Wohl des Staats ankommt, lasse ich lieber jede andre Rücksicht nachstehen.“ Den Regenten schien diese Antwort zu rühren, er gieng mit ihm auf die Seite und vertraute ihm alles. Der Graf von Toulouse suchte hierauf seinen Bruder auf, und sagte ihm so viel, daß sie beyde die Parterey ergriffen, sich zu entfernen.

Als sie der Regent herausgehen sah, fand er kein Bedenken mehr, von allem, was vor dem Conseil hatte geheim gehalten werden sollen, nunmehr doch Bericht erstatten zu lassen. Sie saßen zu zwanzig 1).

Es

- 1) Der Regent, der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, der Generalmajor d'Armenon, die Herzoge von Saint-Simon, von la Fère, von Guiche, der Marschal von Villeroi, der Herzog von Noailles, der Marschal Herzog von Villars, der Herzog von Anjou, der Marschal von Tallart, der Marschal d'Eures, der Marschal d'Huxelles, der Marschal von Bégon, der ehemalige Bischof von Troves, Gouthillier de Chavigny, der Marquis von Torcy, der Marquis de la Brulière.

So wie alle ihre Plätze eingenommen hatten, besaß der Regent, mit gebieterischem Ansehen, dem Siegelbewahrer seinen Bericht abzulesen. Der Prinz schickte jedem besondern Artikel eine summarische Rede voraus, deren Inhalt der Siegelbewahrer, je nachdem die Wichtigkeit der Materie es forderte, weitläufiger auseinander setzte.

In diesem Conseil stimmte der Regent, gegen die gewöhnliche Regel, zuerst, und sammelte die Stimmen immer von oben herunter, damit die ersten Votanten, deren er sicher war, den andern gewissermaßen den Weg vorzeichneten, der zu nehmen war.

Als man über die Kassationsverordnung stimmte, begnügten sich diejenigen, welchen die Schritte gegen das Parlament nicht willkommen seyn konnten, sich zu verbeugen, um ihre Einstimmung in die erdünzte Meinung zu erkennen zu geben. Der Marechal von Villeroi sagte bloß, bei Gelegenheit des Parlaments, mit halb erstickter Stimme: „Wird es denn auch kommen?“ „Ich zweifle nicht,“ sagte der Regent, trocken hingeworfen, aber mit erhabener Stimme, „es hat nur durch des Granges sagen lassen, daß es gehorchen würde.“

Der Regent verkündigte das Edikt, welches die legitimirten auf den Rang ihrer Pairie zurückbrachte, durch eine Rede, in der er sich noch kräftiger zum Vortheil der Pairs ausließ, als in dem Edikt selbst geschah. Der Herzog von Saint-Simon sagte, daß er als Partey nicht Richter seyn könnte, und statt zu votiren, sich begnügen müßte, E. königlichen Hoheit zu danken, daß Sie den Pairs ihr Recht wiederfahren ließen. Der Regent nahm diese Idee auf, um den übrigen Pairs ihre Stimmen nicht abzunehmen, und die nachfolgenden votirten bloß durch eine Verbeugung. Um den etwanigen Einwürfen der Herzoge von Villeroi und von Villars, im Falle sie das Wort nähmen,

A 2

vots

hier, der Marquis d'Effiat, der Marquis von Canillac, le
Bellerier de Souzy, Staatsrath.

Die beyden legitimirten hatten sich entfernt.

vorzubringen, hatte der Herzog von Saint-Simon die Dictaschrift, welche die Pairs im vorigen Jahre gegen die Legitimierten eingereicht hatten, und auf der diese beiden Herren ihre Namen mit großen Buchstaben unterschrieben lesen konnten, auf dem Tische ausgebreitet. Der Herzog von Bourbon nahm hierauf das Wort, und redete den Regenten folgendermaßen an: „Da man den Pairs ihr Recht wiederfahren ließe, so wolle er die Rechte seiner Geburt ebenfalls zurückfordern; der Herzog vom Maine könne, nun er nicht mehr Prinz vom Geblüt sey, die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs nicht behalten; ein so verdienstvoller Mann, wie der Herr Marschal von Villeroi, dürfe einem jüngern Pair als er wäre, den Vortritt nicht einräumen; er sey jetzt majorann, und verlange diese Stelle, die weder seinem Stande noch seinem Eifer für den König versagt werden könne; und er werde nichts unterlassen, um die Lehren des Herrn von Villeroi zu benutzen, und seine Freundschaft zu verdienen.“

Der Regent stimmte zuerst, das Verlangen sey gerecht, und indem er die Augen auf einen jeden heftete, befahl er die übrigen Meinungen mehr als er sie abnahm. Der Marschal von Villeroi machte einen mühsamen Versuch zu sprechen, und sagte seufzend: „Nun sind also alle Verfügungen des verstorbenen Königs umgestoßen! Ich kann es ohne Schmerz nicht sehen. Monsieur du Maine ist sehr unglücklich.“ — „Mein Herr,“ erwiderte der Regent in einem lebhaften und hohen Ton, „Monsieur du Maine ist mein Schwager; aber ein offener Feind ist mir lieber als ein heimlicher.“ Diese wenigen Worte, und einige Blicke, die er auf verschiedene Anwesende warf, erfüllten alle, die sich etwas vorzuwerfen hatten, mit Schrecken.

In diesem Augenblick wurde der Siegelbewahrer an der Thüre abgerufen. Er ging hinaus, kam sogleich zurück, und sprach heimlich mit dem Regenten. Dieser, dessen

Ruth

Nach durch die Bestürzung im Conseil immer mehr wuchs, sagte, er werde benachtheiligt, daß der Erste Präsident vorschlagen habe, sich nicht in den Tuilerien einzustellen, wo man keine Freiheit haben würde, und daß man eben darsüber in Berathschlagung begriffen sey. Er fragte den Siegelbewahrer, welches Mittel einzuschlagen wäre, wenn das Parlament es bis zu einem so entschiednen Ungehorsam triebe. Der Siegelbewahrer erwiederte, daß es kein andres gebe, als die Suspension, und ließ merken, daß alle Fälle vorsehungsweise, und alle Maasregeln in Bereitschaft wären.

Die Nachricht von dem Ungehorsam des Parlaments war falsch. Ich habe jetzt ein sehr getreues Tagebuch von allem, was dort vorging, vor Augen; es war hies die Rede davon, zu bestimmen, was der Erste Präsident bey einem *lit de justice* sagen würde, dessen Gegenstand durchaus nicht voraussehen war. Man setzte endlich fest, daß man die Urtheilung dessen, was in den Tuilerien vorge schlagen worden wäre, verlangen würde, und man begab sich auf den Weg.

Sobald man das Parlament in den Hof der Tuilerien hereintreten sah, nachdem es zu Fuß durch die Stadt gegangen war, verbot der Regent allen Anwesenden, hies auszugehen, bis die Parlamentsglieder an ihren Plätzen wären, damit man sie auf das, was im Conseil entschieden worden war, nicht vorbereiten könnte. Man begab sich sogleich zu dem König, und nachdem ihn die Deputation eingeladen hatte, wurde er auf den Thron geführt. Der Regent wollte noch alles verhüten, was der Marschal von Villeroi beim *lit de justice* vorzubringen versucht werden möchte, und was er schon im Conseil so viel Mühe gehabt hatte, zurückzuhalten; er ließ ihn daher seiner Achtung, seines Vertrauens versichern, und wußte seinen Auftrag so einzurichten, daß er gerade zureichte, um eine Furcht, die zuweilen tödtlich macht, zu vertreiben, aber nicht hinlänglich war, um ihm Muth einzuflößen.

Auch dem ersten Avocat-général, Lamoignon de Blantes mesnil, der gegenwärtig Kanzler ist, empfahl man vernünftig zu sein, und sagte ihm ins Ohr, daß sein ganzes Glück für die geringste Zweideutigkeit in seinen Beschlüssen haften würde.

So viel Vorsicht war unnütz. Die Festürzung war allgemein von dem Herzog vom Maine an bis zu dem untersten Gerichtsdienner vom Parlament. Viele Räte hatten sich während des Aufzugs weggestohlen. Der Präsident de Blamont, der in den Parlamentsversammlungen so sehr den Volks-Tribun gekieft hatte, wurde auf der Treppe der Tuilerien ohnmächtig; man trug ihn in die Kapelle, wo man den Meißwein hernahm, um ihn wieder zu sich zu bringen. Außer Stand der Sitzung bezugnahmen, ließ er sich endlich nach Hause tragen 1).

Ich werde mich bey den Formalitäten eines lit de justice nicht aufhalten, da man sie überall findet. Ich will nur bemerken, daß der Siegelbewahrer, mitten unter einem Parlament das ihn verabscheute, in seinem Betragen, seinen Reden und seinem Ton so ungezwungen war, als hätte er bloß Polizeikommissarien um sich herum gesehen.

Nach Ablegung der Kassationsverordnung begnügte sich der Erste Präsident anzutragen, daß sie, in Hinsicht auf die Wichtigkeit des Gegenstands, dem Parlament mitgetheilt würde, um darüber zu berathschlagen. Hierauf holte der Siegelbewahrer, der Form halber, den Befehl des Königs ein, und sagte: der König will daß man gehorche, und auf der Stelle gehorche. Alles übrige gieng ruhig ab: nachdem die Einregistrirungen in Gegenwart des Königs geschehen waren, standen Seine Majestät auf, begaben sich wieder auf Ihre Zimmer, und das Parlament machte sich schweigend davon.

Da man die Stimmung der Gemüther und die Charaktere aus Kleinigkeiten besser kennen lernt, als aus dem großen

1) Siehe das gedruckte Protokoll von dem lit de justice.

großen Verhandlungen; so werde ich zwei Züge anführen, welche die allgemeine Meinung, die man von dem Regenten hatte, beweisen, und einen Begriff von seiner Sorglosigkeit für die Geschäfte, wenn seine Vergnügungen dagegen in Anschlag kamen, geben können.

Als der Herzog von Saint Simon zu Fontanieu gieng, um mit ihm über das *lie de justice* Abrede zu treffen, fieng er damit an, ihm zu sagen, daß eine wichtige Sache im Werk wäre, daß es aber vor allen Dingen darauf ankäme, zu wissen ob Seine Königliche Hoheit auf ihn rechnen könnte. Fontanieu erblaste, in der Ueberzeugung, daß von irgend einer tragischen Unternehmung die Rede wäre, deren Werkzeug zu seyn er das Unglück haben würde. Er antwortete stotternd, so lange seine Pflicht es ihm erlaube würde er der Herzog von Saint Simon beruhigte ihn durch ein Lächeln, und eine halb mitleidige, halb unwillige Verwundung. Fontanieu kam wieder zu sich, und verricht durch vermehrte Entschuldigungen noch mehr, was er gefürchtet hatte, und wessen man sich zu dem Regenten versah.

Der andre Zug ist dieser: Der Regent schien sehr besorgt, zu erfahren was Saint Simon mit Fontanieu verabredet haben würde, und befahl ihm, unverzüglich das von Nachricht zu geben. Da die Konferenz bey Fontanieu sich nothwendiger Weise in die Länge gezogen hatte, war der Regent, als Saint Simon zurückkam, schon in seinen Kabinettern; und das war die Stunde der *roués*, Stunde wo alles der Ausschweifung nachstehen mußte, Saint Simon fand sich gezwungen ihm zu schreiben, und noch dazu brauchte es vieler heimlichen Umschweife, um ihm das Billet zukommen zu lassen. Indessen hatte der Herzog von Orleans doch eine sehr bestimmte Gränzlinie zwischen seinen Vertrauten in Geschäften und seinen Gesellschaftern in Vergnügungen gezogen. Daher sagte

der Herzog von Francas, einer von den roués, daß er sehr in Gunst, aber durchaus nicht in Ansehen stand. Auch hatte sich der Regent eine gewisse Zurückhaltung so zum Gesetz gemacht, daß er selbst in der Trunkenheit daz auf hielt. Die Gräfin von Sabran, eine seiner Favoritinnen, wollte einst einen Augenblick dieser Art benutzen, um ihm etwas, das die Geschäfte betraf, abzufragen; aber er führte sie vor einen Spiegel und sagte: sieh dich einmal an, und sprich, ob man gegen ein so artiges Gesichtchen von Geschäften sprechen kann.

Da ich mir einmal eine Abschweifung über den häuslichen Zirkel des Regenten erlaubt habe, so darf ich einen Mann von einer seltenen Rechtschaffenheit nicht vergessen, der sich weder für den Rang noch für die Geburt mit den roués messen konnte; aber er hatte auch keinen Verkehr mit ihnen gemacht, und verhehlte ihnen seine Verachtung nicht: Dieser Mann war d'Ybagnet, Schlossverwalter vom Palais-Royal. Seit seiner Kindheit in Diensten des Hauses Orleans, hatte er den Regenten auf die Welt kommen sehen; er sprach zu ihm mit der Gemüthsruhe eines alten Hausgenossen, mit der Geradsheit und Aufrichtigkeit eines Mannes, der seines Herren Grund zu sehr verdiente. Der Regent hatte die Art von Achtung für d'Ybagnet, zu welcher die Tugend zwingt. Er würde sich nicht getraut haben, seine Dienstleistungen zu seinen Ausschweifungen zu verlangen, er wußte sicher voraus, daß d'Ybagnet sie ihm verweigert hätte. D'Ybagnet leuchtete zuweilen seinem Herrn bis vor die Thüre des Zimmers, wo die Bacchanalien gefeiert wurden. Lachend sagte ihm einmal der Regent, er sollte mit hineinkommen. „Eindiger Herr,“ antwortete d'Ybagnet, „hier hört mein Dienst auf; ich 'gehe nicht in so „schlechte Gesellschaft, und es thut mir sehr leid Sie dars „in zu sehen.“ Ein andermal behandelte er den Ramsmerdies

merdiener des Regenten, Cauche 1), der sein geheimer Unterhändler war, als den elendesten aller Menschen, weil er ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren versührte hatte, um es seinem Herrn zu liefern.

Wir kehren zu den Folgen des *lit de justice* zurück. Es war schon vorbei, ehe die Herzogin von Orleans, welche mit Madame, der Mutter des Regenten, in Saint-Cloud war, noch wusste daß eines gehalten würde. Man erinnere sich ihrer thörichten Einbildung auf ihre Geburt, die sie der ihres Mannes wenigstens gleichschätzte; so wird man urtheilen, welcher Schlag es für sie seyn mußte, die Degradation des Herzogs vom Maine zu erfahren. Benachrichtigt mußte sie indeß davon werden, und der Regent gab diesen grausamen Auftrag dem Herzog von Saint-Simon. Dieser theilte die Sache zuerst der Mutter des Regenten mit, welche, in den Grundsätzen, oder wenn man will, in den Vorurtheilen des deutschen Familienstolzes erzogen, sehr davon erfreut war und sagte, ihr Sohn hätte dieses Mittel schon längst ergreifen sollen 2). Die Herzogin von Orleans wurde von einem finstern Gram ergriffen, kam so gleich nach Paris zurück, und zum erstenmal in ihrem Leben sich von ihrem Hochmuth herunterlassend, sagte sie zum Regenten, die außerordentliche Ehre die er ihr durch seine Hand erwiesen hätte, ersticke jedes andre Gefühl in

A 5

ihrem

1) Unter dem Namen dieses Cauche war der Abbe de Saint-Albin, Erzbischof von Cambrai, Sohn des Regenten und der Florence, einer Actrice von der Oper, getauft worden.

2) Nach dem Edikt von 1714 und der Declaration von 1716 wurden die Legitimirten in dem Staatskalender unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt, und ohne Absonderung, aufgeführt. Nach dem Widerrufungs Edikt von 1717 wurden sie durch einen Strich abgetrennt. Nach der Beschränkung der Legitimirten auf den Rang ihrer Mütter 1718 wurde der Graf von Toulouse allein in den Kalender eingeschrieben, und durch einen Strich abgetrennt. Der Herzog vom Maine blieb aus dem Kalender ganz weg, indem er auch nicht unter den Paria eingeschrieben war.

ihrer Herzen; ihr Bruder müßte sehr strafbar seyn, da er sich diese Züchtigung zugezogen hätte; und ihr wäre nichts übrig als das noch zu wünschen.

Die zwei Brüder hatten sich, nachdem sie den Ort, wo das Conseil gehalten wurde, verlassen, während des lit de justice in dem Kabinet des Herzogs vom Maine auf den Tuileries eingeschlossen. Von da begab sich der Graf von Toulouse nach seinem Hause, wohin die Herzogin vom Maine mit ihren Kindern ihm folgte. Sie hatte Vergiftungen vor Wuth, sie warf dem Grafen von Toulouse vor, daß er von seinem Bruder ausgezeichnet worden war, und behauptete, daß er es nicht anders büßen könnte, als indem er dieser unwürdigen Gnadenbeszeugung entsagte. Der Graf von Toulouse war erschüttert; aber Valincour, ein Mann von großem Verstand und der dem Prinzen sehr zugethan war, nahm ihn bey Seite, und stellte ihm die Folgen eines solchen Schritts vor. Der Marquis d'O, welcher sein Hofmeister gewesen war, führte die nämliche Sprache; und der Chevalier d'Hautesfort, sein erster Stallmeister, von lebhaften Rücksichten, als die er auf seinen Herrn zu nehmen hatte, angetrieben, ließ sich noch nachdrücklicher aus. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „werden Sie sich hinreissen lassen, die wüthenden Ausbrüche einer Närrin zu theilen? Wenn Sie drey Tage lang die Fervorung der Dummköpfe für sich gehabt haben, werden Sie in vierzig Jahren noch dem Gelächter der gescheuten Leute ausge-setzt bleiben. Was mich anbelangt, als ich mich in Ihre Dienste begab, so rechnete ich darauf bey einem wirklichen oder wenigstens scheinbaren Prinzen vom Geblüt zu seyn. Auf diesem Fuß bleibe ich Zeitlebens bey Ihnen; wollen Sie aber aufhören es zu seyn, so werde ich, so wird keiner Ihrer Diener, der etwas auf sich zu halten hat, es bey Ihnen ausdauern können.“

Die

Die Nichtigkeit, in welche er sich stürzen würde, wirkte auf seine Einbildungskraft; er ließ seinen Bruder und seine Schwägerin nach Creaur abreisen, stattete am folgenden Tage dem Regenten eine Visite ab, die für eine Dankszugung aufgenommen wurde ohne ausdrücklich eine zu fern; und den zweiten Tag stellte er sich beim Regentschafts Rath ein.

Den Sonnabend, am 27, versammelten sich die Kammern des Parlaments; es wurde mehr gewehklagt als berathschlagt; man lärmte sehr über die Einsetzung eines Siegelbewahrers, ohne daß er, der Regel gemäß, seine Eutschrift eingereicht hätte; man verwahrte sich, wie es bei solchen Veranlassungen gebräuchlich ist, mit dem gerichtlich beurkundeten Mangel an Freiheit. Aber am 29, Montags, wo die Versammlung der Kammern fertigens, entstand ein neuer Stof zur Berathschlagung. Um dres Uhr des Morgens wurden der Präsident de Blas mont, die Rätke Faydau de Calande und Saint Mars tin, in ihren Häusern, jeder durch acht Gemeine und einen Offizier, aufgehoben, und der erste nach den Inseln Hieres, der zweyte nach Belle Isle, der dritte nach der Insel Oléron gebracht.

Das Parlament fertigte sogleich eine Deputation ab, den König um die Freiheit dieser Magistratspersonen zu bitten. Der Siegelbewahrer antwortete, da das Verfahren gegen sie Staatsgeschäfte betroffen hätte, so würde das Stillschweigen dabei erfordert; das Betragen des Parlaments würde die Bestimmungen des Königs darüber bestimmen. Die Deputation setzte ihre Anreuzungen fort, und erhielt beständig die nämlichen Antworten, bis zu den Parlamentsferien. Einige schlugen vor, den Dienst zu unterlassen, und er wurde einen Tag suspendirt; andre, keine Ferien zu nehmen bis man Genugthuung hätte; aber die gescheutesten fanden rathsamers, freiwillig aus Paris wegzugehen, als in die Gefahr zu kommen, erlitt

exiliert zu werden. Das Parlament ging also auseinander, und die Dekretionskammer erhielt Auftrag, mit der Zurückforderung der Exilierten fortzufahren.

Das Parlament von Bretagne verwandte sich schriftlich für sie bey dem Regenten, der es sehr übel aufnahm. Die fremden Minister priesen ihn im Namen ihrer Herren, daß er den Trotz dieser Rechtssträmer gebeugt hätte: eine gewöhnliche Sprache der Fürsten, die ihrem Willkühr keinen Widerstand im Wege wissen wollen. Gewis ist es, daß um der Ruhe der Völker selbst willen, die königliche Gewalt immer geehrt werden muß; wenn aber keine Gesammthschaft im Staat für die Sache der Völker die Stimme erhebt, so werden sie ja dem Despotismus der Minister, und sogar ihrer Eubalternen, Preis gegeben seyn.

Es geschah während der Ferien am 3. Oktober, daß der Kardinal Noailles seine Appellation von der Konstitution an die nächstkünftige Kirchenversammlung bekannt machte. Die Universität, fast alle Pfarrer von der Diöcese, und eine Menge weltlicher und regelmäßiger Gemeinden traten der Appellation bey. Am nämlichen Tage verließ der Kardinal den Gewissensrath, der sofort aufhörte, und mit welchem zugleich die übrigen Konseile fielen. Schon seit einiger Zeit waren sie nichts gewesen als eitles Gepränge, in den Finanzen machte Law alles, und in den auswärtigen Angelegenheiten der Abbe Dubois. Dieser, der nach dem Kardinalsstuhle strebte, und sehr wohl wußte, daß er ihn nur der Meinung von seinem Ansehen in Frankreich würde verdanken können, ließ sich zum alleinigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen. Le Blanc wurde zu gleicher Zeit zum Staatssekretair im Kriegsdepartement ernannt. Allen übrigen Mitgliedern der verschiedenen Konseile wurden ihre Dienste aufgesagt, und sie behielten ihre Besoldung, die von 12000 Livres war. Der Marquis von Canillac schlug sie aus, aber er trat dafür in den Regentschaftsrath, wo die Stelle 20000 Li-

vres

übers eintrug. Alle diese vornehmen Mitglieder der Konseils glichen Leuten, die beim Räumen eines Hauses die Meublen daraus mitnehmen. Der Graf d'Evreux besorgte das Detail von der Kavallerie, Coigni das von den Dragonern, d'Usseld das Festungs- und Ingenieurwesen, der Marquis von Francas bekam die Stuttereien, der Oberstallmeister Vermaiden das Brücken- und Zollwesen. Der Erzbischof von Bordeaux (Besons) nahm die Verwaltung der geistlichen Güter, und so gieng mit den andern. Der Regent wußte nichts abzuschlagen, und was er nicht gab, das entriß man ihm. Er hatte sonderbare Inkonsequenzen. Die Veränderung im Zustande der legitimirten setzte den Bischof von Viviers (Chambonas), dessen Bruder und Schwägerin vom Hause des Herzogs von Maine waren, sehr in Verlegenheit. Als Haupt der Deputation der Stände von Languedoc fragte er den Regenten, wie er den Prinz von Dombes, der im Besitze der Anwartschaft auf die Statthalterstelle war, zu behandeln haben würde. Der Regent sagte ihm, er möchte es wie gewöhnlich halten; dem zufolge gab der Bischof dem Prinz von Dombes den Titel als Durchlaucht, auf welchen er keinen Anspruch mehr machen konnte.

Der Regent ließ sich endlich zum Vortheil der Exilierten bewegen. Sie kamen nach einander zurück, und das Parlament, geschmeidiger geworden, stattete dafür seinen Dank ab, als für eine Gnade. Es machte indessen doch Schwierigkeiten über die Einregistrirung der königlichen Bank. Man fand es sehr unanständig, den König Banquier werden zu sehen. Der Ausgang erwies, daß es noch mehr unglücklich als unanständig war.

Der gewaltsame Streich, den man bei dem Sit de Justice führte, hatte die Feinde des Regenten betäubt, aber nicht niedergeworfen. Die Wuth der Herzogin von Maine war durch den Zwang, den sie sich auflegen mußte, sie zu verbergen, nur desto heftiger, und ihre Unterhandlungen

lungen mit Spanien lebhafter. Der Prinz Cellamare, aufmerksam auf alles, was zu Paris und in Bretagne vorging, suchte dem König, seinem Herrn, Anhänger zu verschaffen, und viele Offiziere waren in Verbindung mit ihm getreten. Das Projekt war, das ganze Königreich gegen den Regenten zu empören, den König von Spanien an die Spitze der Französischen Regierung, und unter ihm den Herzog vom Maine zu setzen. Man rechnete auf die Union der Parlaunter. Dies alles war in Briefen, welche aufgefunden werden konnten, ziemlich räthselhaft abgehandelt worden; Alberoni wollte aber vor dem Ausbruch die verabredeten Pläne, und die Namen der Personen, die man brauchen wollte, vorgelegt haben. Es war sehr mißlich, diese Dinge einem Kourier anzuvertrauen, den der Abbe' Dubois wahrscheinlich anhalten lassen würde.

Cellamare glaubte, daß niemand weniger Verdacht erregen würde, als der junge Abbe' Portocarrero, Neffe des Kardinals dieses Namens. Dieser junge Mann besand sich seit einiger Zeit in Paris. Monteleon, Sohn des Spanischen Ambassadeurs in England, war ebenfalls aus Holland gekommen; diese beiden jungen Leute, die sich auf diese Weise in Paris trafen, machten da vertraute Bekanntschaft mit einander, indem sie einzelnen Vergnügungen nachjagten, und sich wenig um die Geschäfte bekümmerten; sie kamen nun auch überein, die Rückreise mit einander zu machen.

Solche Kouriere schienen vor jedem Argwohn sicher zu seyn, der Abbe' Dubois ahndete auch wirklich nichts, und doch wurde die ganze Sache entdeckt.

Es gab damals eine berühmte Kupplerin in Paris, die Gillon, welche von Amtswegen mit dem Abbe' Dubois sehr genau bekannt war. Sie erschien sogar zuweilen bey den Audienzen des Regenten, und wurde da nicht übler aufgenommen wie andre. Ein scherzhafter Ton bedeckte alle Un-

Unanständigkeiten im Palais-Royal; und dies hat sich bei der großen Welt erhalten. Ein Secrétaire von Cellamare hatte mit einem Mädchen von der Gillon, an dem nämlichen Tage, da der Abbate Portocarrero abreiste, eine Zusammenkunft. Er fand sich sehr spät ein, und gab zur Entschuldigung an, daß er Briefe zu expediren gehabt hätte, die den beiden Reisenden mitgegeben werden mußten. Die Gillon ließ das Paar beisammen allein, und eilte sogleich mit dem Bericht zum Abbe' Dubois. Auf der Stelle wurde ein Courier abgefertigt, den man mit den nöthigen Befehlen versah, um gerichtlichen Beystand zu erhalten. Er holte die Reisenden in Poitiers ein, ließ sie arretiren, und alle ihre Papiere wurden weggenommen, und am 8ten December, Donnerstags, nach Paris gebracht. Dieser Courier kam gerade um die Stunde, wo der Regent in die Oper ging, bei dem Abbe' Dubois an.

Dieser öffnete das Paket, und hatte Zeit, alles zu untersuchen, und was er wollte, auf die Seite zu schaffen; seine Gründe dazu werden wir gleich sehen. Nach geendigter Oper sprach Dubois den Regenten, und benachrichtigte ihn von dem glücklichen Gang. Jeder andre Fürst würde nichts angelegneres gehabt haben, als eine solche Sache vorzunehmen; aber es war die kostbare Stunde des Soupers, und gegen die kam nichts auf. Dubois hatte bis spät am andern Morgen Zeit seine Maadregeln zu nehmen, bevor er sich mit dem Regenten besprach, der in den ersten Frühstunden den Kopf von den Dünsten der Versammlung noch eingenommen hatte, nicht im Stande war, Geschäfte anzuhören, und was man ihm vorlegte, so gut wie mechanisch unterzeichnete.

Indem Dubois zwar nach allem strebte, fühlte er doch sehr gut, daß er durch sich selbst nichts wäre, sah die Wechsel voraus, die sich durch den Tod seines Herrn ereignen konnten, und wollte sich für alle vorkommende Fälle Stützen aufsparen,

Er beschloß, sich der Sache dergestalt zu bemächtigen, daß er diejenigen, deren Verlust nichts auf sich hätte, opfern, und andre, bey denen es ihm zum Verdienst angerechnet würde, retten könnte. Der Regent sah nichts in dieser Sache, als durch die Augen des Abbé. Der Eigelsbes wahrer und le Blanc waren die einzigen Vertrauten; und Dubois hatte mit allen Urkunden zugleich die Freysprechung oder die Verurtheilung der Schuldigen ganz in seine Gewalt bekommen.

Der Prinz Cellamare, durch einen besondern Kourier von dem, was in Poitiers vorgegangen war, unterrichtet, schmeichelte sich anfangs, die beyden Spanier möchten nur darum arretirt worden seyn, weil sie mit einem Banquier reisten, der eines Bankrotts wegen flüchtig war; er nahm daher eine feste und unbeforgte Mine an, und ging den Freytag am 7ten, gegen Mittag, zu le Blanc, um ein Paquet Briefe zurückzufordern, die er, wie er sagte, gelegentlich dem Abbate Portocarrero mitgegeben hätte. Der Abbe Dubois war schon bey le Blanc. Beyde antworteten dem Gesandten, die Briefe wären schon gelesen, und statt sie zurückzugeben, hätten sie vielmehr Befehl, in seiner Gegenwart die Papiere in seinem Kabinett durchzusuchen. Sie daten ihn also, sogleich mit ihnen in den Wagen zu steigen, damit sie alle drey zu diesem Inventarium schreiten möchten.

Cellamare hatte Grund zu vermuthen, daß auch auf den Fall seiner Gegenwehr Maasregeln getroffen wären; er machte also keine Schwierigkeit, und ließ sich nach seinem Hotel führen, dessen sich ein Detachement von der Leibwache schon bemächtigt hatte. Man öffnete die Kiste und die Chatoullen. Auf alle Papiere wurde das königliche Siegel und das Wappen des Gesandten gesetzt, so wie sie besichtigt und ausgesucht worden waren. Hierauf giengen die beyden Ministers wieder weg, und ließen den
Ges

Gesandten unter der Aufsicht eines königlichen Kammerjunktors, Dülbois.

Während daß man die Papiere untersuchte, verlor Cellamare seine Fassung nicht, und suchte dem Abbe eine kalte Berührung, Le Blanc hingegen Höflichkeit zu bezeugen. Das ging so weit, daß, wie Le Blanc eine besondere Chatsulle aufschließen wollte, der Gesandte zu ihm sagte: „Das gehört nicht in Ihr Amt, Herr Le Blanc; das sind Briefe von Weibern, lassen Sie das dem Abbe, der all sein Lebtag Kuppler war.“ Dülbois lächelte, und stellte sich, als ob er Scherz verstünde.

Am Abend wurde Rath gehalten, und dabei ein kurzer Bericht von der Verschwörung gegeben; man las Briefe von Cellamare an den Cardinal Alberoni, und der Regent hielt eine sehr gute Rechtfertigung seines Betragens gegen den Gesandten, der das Völkerrecht selbst verletzte, und dadurch die Vorrechte seines Standes verwickelt hätte. Die Briefe wurden gedruckt und überall verbreitet; keiner von den fremden Ministern nahm die Partei des Spanischen, welcher von Dülbois und zwey Rittmeistern begleitet Paris verließ. Sie hielten in Blois an, wo Cellamare bewacht wurde, bis der Herzog von Saint-Sigman, unser Botschafter am Spanischen Hof, in Frankreich ankam. Sodann ließ man ihn seine Reise freisetzen.

Donnabends, am 10ten des Morgens wurde der Marquis von Pompadour, der letzte seines Namens, Vater der schönen Courcillon, und Großvater der Prinzessin von Rohan, auf die Bastille gesetzt.

Der Graf Daidie, Vetter, Schwager des Grafen von Nom, und vom nämlichen Namen, ergriff die Flucht, und begab sich nach Spanien, wo er lange darauf, in ziemlich guten Umständen, gestorben ist. An demselben Abend, da Cellamare arretirt wurde, sah Daidie in einem Hause, wo er souperen sollte, bey einer Partie Schach zu.

II. Theil.

B

wurde

wurde erzählt, daß Cellamare arretirt wäre; Daidie, auf eine für ihn so wichtige Nachricht sehr gespannt, zeigte nicht die geringste Bewegung. Als der eine von den Spielern erklärte, daß er die Partie nicht mehr gewinnen könnte, erbot sich Daidie das Spiel zu übernehmen, wurde beim Wort genommen, spielte ruhig aus, und gewann. Wie man das Essen aufrang, ging er unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit heraus, nahm die Post und reiste fort.

Foucault de Magni, Vorführer der fremden Botschafter, und Sohn des Staatsraths, rettete sich ebenfalls; er war ein toller Kopf, der nie etwas Kluges gethan hatte, als davon zu laufen. Ein Abbe Priaault, der stark in dieser Sache verwickelt war, wurde, auf Eticks briefe, in Montargis arretirt, und auf die Bastille gebracht. Er ließ nicht lange in sich dringen, um alles, was er wußte, zu offenbaren, und setzte hinzu, die näheren Umstände davon würde man in den Papieren finden, die er dem Chevalier de Menti zurückgelassen hätte. Dieser wurde arretirt, aber er hatte die Papiere schon verbrannt, was der Regent sehr bedauerte. Es wurden nach und nach verschiedene Personen arretirt, ehe man zu dem Herzog und der Herzogin vom Maine schritt. Doch kam die Reihe auch an sie; la Villarderie, Lieutenant von den Gardes du Corps arretirte den Herzog in Ecamp, er wurde nach dem Schloß Doullens in der Picardie geführt, und unter der Aufsicht von Favancourt, Brigadier von den Mousquetairs, gelassen.

Die Herzogin wurde, in Rücksicht auf ihre Geburt, mit mehr Achtung behandelt. Der Herzog d'Anenis, Hauptmann von den Gardes du Corps, arretirte sie in einem Hause auf der Straße Saint Honoré, das sie genommen hatte, um mehr in der Nähe von den Tuileries zu seyn. Der Herzog d'Anenis verließ sie zu Essong, von wo aus ein Lieutenant und ein Gensdarm von den

Gardes; du Corps sie nach dem Schloß von Dijon geleiteten.

Der Herzog vom Maine zeigte in seinem Unglück nichts als Untermuthigkeit, und bekehrte oft seine Unschuld, seine Ergebenheit gegen den König und den Regenten. Die Herzogin beklagte sich über dieses Verfahren gegen eine Prinzessin vom königlichen Geblüt, und als sie sich in dem Schloß von Dijon sah, wo ihr Neffe, der Herzog von Bourbon Commandant war, zog sie wüthend gegen ihn los; auch das Publikum mißbilligte, daß er sich zum Kerkermeister seiner Tante hatte brauchen lassen.

Alle Hausgenossen des Herzogs und der Herzogin wurden zu gleicher Zeit mit ihnen festgesetzt, und auf die Bastille gebracht. Mademoiselle de Launay, nachmalige Frau von Etal, war darunter. Ihre Memoiren verdienen gelesen zu werden; ihre Portraits sind ziemlich treu, bis auf das vom Chevalier de Menil, den sie zu sehr liebt, um ihn recht zu beurtheilen a). Ich habe ihn zuweilen in ihrem Hause getroffen, und er schien mir unter dem Mittelmäßigen.

Während daß diese Dinge in Paris vorgingen, führte unser Gesandter in Madrid, der Herzog von Saint-Nivian, dort ein sehr unangenehmes Leben. Ohngeachtet man von dem, was in Paris vorgefallen war, noch keine Nachricht hatte, so schien der Bruch zwischen beiden Mächten so nahe bevorzustehen, und Alberonis Gewaltthätigkeiten waren so bekannt, daß sich der Herzog von Saint-Nivian nicht in Sicherheit glaubte. Er reiste heimlich mit seiner

B 2

Ge

a) Es giebt wohl manchen Fall, wo das Geantheil ailt, und die Liebe allein es am besten verrieth. Ein Weib, der man einiged Erstaunen über die Wahl ihres Liebhabers bezeugte, fragte dagegen bloß: hat er Sie geliebt? und es ist in dem Zuge verhältniß eben so viel Heil als Entfindung. Uebrigens war es Frau Etal, die viele Galanterien gehabt hatte, und als man sie fragte, wie sie es in ihren Memoiren mit diesem Theil ihres Lebens anstellen hätte, zur Antwort gab; sie hätte sich bloß an Kalle gemalt.

Gemaklin und wenigen Bedienten ab, und gelangte bis an die Pyrenäen. Ueberzeugt, daß Alberoni ihm nachsehen ließe, nahm er hier ein Paar kleine Kissen für sich und seine Frau, und nur die allernothwendigste Bedienung mit, reiste eilends über die Gebürge, und hielt erst in Saint Jean Pied de Port an. Er hatte die Vorſicht gebraucht, in ſeinem Wagen einen Kammerdiener und ein Frauenzimmer zurückzuſaſſen, die ſich unterwegs für den Geſandten und die Geſandtin ausgaben. Der Herzog war kaum eine Meile durch die Gebürge vorgerückt, als der Wagen von Leuten umringt wurde, die Alberoni beordert hatte. Die Bedienten ſpielten ihre Rolle gut, ſchmähten heftig auf die Gewalthätigkeit, und wurden zurück nach Pampeluna gebracht. Als der Herzog von Saint Nignan in Panonne angekommen war, ließ er ſeine Equipage zurückfordern und erhielt ſie; der Statthalter beſchrichtigte den Kardinalminiſter von der Verwechſelung, über welche er in die größte Wuth gerieth.

Während daß im Süden der Krieg ſich entzündete, wiederfuhr dem Norden das Glück, vom König von Schweden, Karl dem Zwölften, befreit zu werden. Eine Kugel rächte die Menſchheit an ihm den der Belagerung von Friedrichſhall. Er hatte ſchätzbare Eigenſchaften, die ihn beliebt gemacht hätten, wenn er ein Privatmann geweſen wäre; eine kriegeriſche Wuth machte ihn zur Geſſel des Menſchengeschlechts. Sein Vater, ein dunkler Tyrann, hatte ſeine Unterthanen gedrück't, den Senat und den Adel niedergeworfen, die Geſetze vernichtet. Der Sohn, ein glänzenderer Zerſtörer, wurde weniger gehaßt, weil jene Art von Ruhm an ihm prangte, durch welche die gemeinen Menſchen, thörichte Bewunderer der Helden, die ihr Unglück machen, geblendet werden. Karl war der Berserker ſeiner und der benachbarten Staaten. Tausende, die das Feuer und das Schwert hinwegraffte, bezeichnen ſeine Regierung. Die Verwüſtung, die Entvöllerung

zung Schwedens war bey seinem Tode so groß, daß man kaum etwas anders im Lande erblickte, als Kinder und Greise. Weiber und Mädchen waren allein übrig, um den Acker zu bauen, die Posten, und selbst die öffentlichen Fäden zu versehen. Man mußte ihrer zu allen den Verrichtungen sich bedienen, von welchen ihre Schwachheit und der Anstand sie auszuschließen scheint. Ich habe diese Umstände von dem Grafen Ceresse Francas, dem wahrhaftesten Manne, der unmittelbar nach dem Tode Karls des Zwölften unser Gesandte in Schweden war.

Die Schweden benutzten die Umstände, um sich wieder in das Recht, ihre Beherrscher selbst zu wählen, einzusetzen. Ohne Rücksicht auf die Ansprüche des Herzogs von Holstein, der ein Sohn der ältesten Schwester Karls des Zwölften war, erwählten sie seine jüngere Schwester, Ulrika Eleonora, zur Königin. Sie bewilligten ihr nachher, daß sie ihren Gemahl, den Prinzen von Hessen, an der Regierung Theil haben ließ, aber mit einer solchen Beschränkung der Gewalt für ihre Personen und ihre Nachkommen, daß der Despotismus lange nicht wieder entstehen konnte.

Viertes Buch.

Dieses Jahr eröffnete sich mit der Kriegserklärung gegen Spanien. Man hatte ein Manifest ¹⁾ vorausgeschickt, um die Gemüther für die Rechtmäßigkeit unsrer Motive einzunehmen. Die Feinde der Regierung ließen diese Gelegenheit nicht fallen, und verbreiteten vier aufrührerische Schriften. Die erste war ein Manifest des Königs von Spanien, an die drei Stände von Frankreich gerichtet; die zweite ein Brief von Philipp dem Fünften an den König; die dritte ein Circularschreiben an die Parlamente; die vierte eine vorgebliche Entschrift an Philipp den Fünften, im Namen der drei Stände von Frankreich. Das Parlament begnügte sich, mittelst eines Arrêts, diese Schriften zu unterdrücken, ohngeachtet sie eine schärfere Ahndung verdient hätten.

Die Offiziere, welche gegen Spanien dienen sollten, wurden ernannt, und es erregte, um das mildeste zu sagen, Erstaunen, den Marechal von Tarvis, der mit der Grandejeze und dem Blick bekleidet war, und dessen Sohn die nämlichen Vorzüge in Spanien genoß, das Kommando einer Armee gegen Philipp den Fünften annehmen zu sehen. D'Assfeld, welcher

¹⁾ Dieses Manifest wurde von Fontenelle aus den Materialien des Abbt L'abbé verfertigt. Diefelben und die vier Schriften, von welchen ich nachher spreche, sind überall gedruckt, und besonders in den *Memoires de la Régence*, einem Werke, das überdies so schlecht ist, als ich eines leane. Der Verfasser und der Herausgeber, welcher Noten hinzugesetzt hat, sind beide gleich ununterrichtet.

welcher nachmals Marschall von Frankreich wurde, machte den vollkommenen Kontrast gegen Barvik, der ihn verlangte, um ihn unter seinem Kommando zu haben. Er ging zum Regenten, und sagte: „ich bin Franzos, ich bin Ihnen alles schuldig, ich erwarte alles von Ihnen allein,“ hier aber zeigte er auf das goldne Blech, „was wollen Sie aber, daß ich damit machen soll? Ich habe es vom König von Spanien; erlassen Sie mir es, gegen einen meiner Wohlthäter zu setzen.“

Es wäre sonderbar gewesen, wenn der Regent, in allem so nachgiebig, nur gegen eine so rechtschaffne Handlung sich widerspenstig gezeigt hätte; er sprach auch nichts von den Kriegsdiensten frei, und schätzte ihn nur um desto mehr. Der König von Spanien wußte es ihm in einem hohen Grade Dank, und die Nationen äußerten ihren Beyfall.

Der Prinz von Conti erhielt das Kommando der Kavallerie, erhob starke Summen für seine Equipage, ließ sich sogar seine Postausgaben zahlen; und das war der ganze Ruhm, den er auf seinem Feldzuge ähnetete.

Die Hazardspiele waren verboten worden. Der Herzog von Tresmes behauptete, als Gouverneur von Paris berechtigt zu seyn, eine Art von privilegirter Känzberühle zu halten. Der Polizeikommandant Machault, der dieses Privilegium in den königlichen Verordnungen nicht fand, erklärte, daß er diese schändlichen Winkel alle dulden würde, wenn der eine gelten sollte.

Um niemanden vor den Kopf zu stoßen, erkaufte der Regent die Entsagung des Herzogs von Tresmes mit einer Pension von 2000 livres. Wenige Jahre darauf erhielt, unter dem Ministerium des Herzogs von Foursbon, die Prinzessin von Carignan, eine fremde Dame, die Erlaubniß, in ihrem Hotel spielen zu lassen. Sogleich brachte der Herzog von Tresmes sein Spiel wieder auf, und behielt die Pension dabei. Gauner in goldbes

bräunten Kleidern, wohl gar mit den Zeichen verschiedener Orden behangen, machten die Honneurs dieser begnadigten Würdenträger, wo die Kinder ehrlicher Bürgerleute verspielt, was sie ihren Familien stahlen. Mehrere tragische Begebenheiten ließen endlich keinen Zweifel, daß diese Orte die Pflanzschulen des Nichtplazes wären. Der Kardinal von Fleury verbot sie unter seinem Ministerium. Uebrigens dauert dieses schimpfliche Recht der Gouverneurs noch in vielen Provinzen fort. Die Beschützer erheben nicht über die schändliche Quelle der Einkünfte, die sie daraus ziehen, und denken wahrscheinlich, wie Liberius a), daß das Geld keinen Geruch hat.

Um diese Zeit war es, daß die *Philippines* erschienen, ein Gedicht gegen den Regenten, von la Grange verfertigt 1). Dieses Werk, das sehr wenig dichterische Stellen hat, ist eine Zusammenhäufung von Abscheulichkeiten, wo die zügelloseste Verläumdung sich auf einige Wahrheiten stützt 6). Abschriften davon verbreiteten sich durch ganz Frankreich. Der Regent hörte von dem Gedichte sprechen, und wollte es sehen. Der Herzog von Saint-Simon versichert, daß er es gewesen ist, der auf die dringenden Zumuthungen des Regenten ihm dieses abscheuliche Pasquill zu lesen gab. Saint-Simon erzählt weiter, als der Prinz an die Stelle gekommen wäre, wo er für den Vers

a) Der Verfasser hat, um die Sache rührender zu machen, den Liberius genannt. Aber das *lucri bonus odor ex re qualibet* gehört dem Kaiser Vespasian; und der gerechte Eifer der Rechtschaffenheit, ohneachtet dieses kleinen historischen Verschens, erwirkt unserm Verfasser.

1) La Grange war des der Prinzessin von Conti, einer Tochter Ludwig des Vierzehnten, Vaue gewesen. Er hat verschiedene Theaterstücke gemacht, in welchen man Situationen und Intersse findet, die aber alle schlecht oder matt geschrieben sind.

6) Die Revolution und ihre Folgen haben so vielen ähnlichen Werken, die in den letzten Jahren erschienen sind, eine arbeitsame und allgemeiner Wichtigkeit gegeben. Aber die Geschichte wird den Französischen Hof nicht nach diesen Altenkliden richten; sie wird sie vielmehr als Strafe, aber nicht als Belohnung ansehen.

Bergifter der königlichen Familie ausgegeben wird, hätte er erschauert, wäre einer Ohnmacht nahe gewesen, und hätte seine Thränen nicht zurückhalten können. Er rief aus: „das ist zu viel! Dieser Abscheulichkeit unterliege ich,“ und erholte sich mit Mühe von seiner Verzweiflung.

La Grange wurde arretirt und auf die Inseln Sainte Marguerite gebracht; er kam aber noch während der Regentenschaft heraus, und zeigte sich ungeschert und öffentlich in Paris. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß dies bloß geschah, um das Gerücht zu zerstören, daß ihn der Regent hätte ermorden lassen; sonst wäre es die äußerste Unverschämtheit gewesen. Ein Schriftsteller, der sich gegen einen Parlamentsrath nur halb so arg vergangen hätte, würde auf die Galeren geschickt worden seyn.

Man hat bis hieher sehen können, daß ich weder die jugellosen Sitten noch die üble Staatsverwaltung des Regenten beschönige; aber seiner natürlichen Gutherzigkeit muß ich ihr Recht wiederfahren lassen. Nimmt man bloß auf die Menschlichkeit seines Charakters Rücksicht, so kann man nicht umhin, zu beklagen, daß ihm so viele fürstliche Tugenden gefehlt haben.

Sobald der Herzog vom Maine und seine Gemahlin arretirt waren, verbreitete sich die größte Bestürzung unter ihrer Partey. Der Marechal von Villeroi verlor seine Aufgeblasenheit, Villars seine Kühnheit; d'Hupelles, Laflart, Canillac, d'Effiat, und der erste Präsident zeigten ihre Furcht durch die Mühe selbst, die sie anwandten, um sie zu verbergen. Der beste Schutz, den die Angeklagten finden konnten, war im Herzen des Regenten. Gutes und Böses, das man gegen ihn that, Dienstleistungen und Beleidigungen regten ihn nur schwach an; er schenkte, aber er belohnte nie, er vergab leicht, achtete niemals auf niemanden, und haßte noch weniger.

Außerdem fühlte der Abbe Dabois, daß man ihm es zur Last legen würde, die Strenge des Regenten ange-

feuert, oder wenigstens nicht zurückgehalten zu haben. Der Ungestüm des Herzogs von Bourbon ließ befürchten, daß er, einmal befreit von dem Gegengewicht der Legitimisten und ihrer Anhänger, sich selbst auf Kosten des Regenten erheben, und von allem, was dieser gethan hätte, um die Regierung zu besetigen, die Früchte allein einräumen möchte. Der Abbe' rechnete darauf, wenn er den Herzog vom Maine und den ersten Präsidenten rettete, sich im Nothfall einen Schutz gegen das Parlament selbst zu zusichern, das ihn einst angreifen könnte. Den Regenten überredete er leicht, daß er um seinetwillen thäte, was für seine eigene Sicherheit geschah; er machte ihn über die Gemüthsart des Herzogs von Bourbon besorgt, und gab ihm zu verstehen, daß man im Publikum die Angeklagten nicht schlecht hin für Verbrecher der beleidigten Majestät ansähe, sondern vielmehr für Menschen, die den Staat liebten, und das Leben des Königs in Sicherheit zu bringen gesucht hätten. Die Sitten des Regenten, die Gortlosigkeit, mit welcher er sich öffentlich brüstete, die alten sowol als die neueren Gerüchte begünstigten diese Gedanken nur zu sehr. Es wirkte auf den Prinzen, und da sich seine natürliche Trägheit, die Furcht in seinen Veranlassungen gefördert zu werden, zu diesen Betrachtungen gesellte, so überließ er's dem Abbe' in dieser Sache ganz allein zu walten.

Es erfolgte kein förmlicher Prozeß, auch keine Zurückweisung an das Parlament. Der Siegelbewahrer und Le Blanc vernahmen die Gefangnen, und mit jedem Tage wurden deren neue eingebracht. Man hatte aus Cellamare's Papiere gesehen, daß er verschiedene Berschwörungen unterhielt, die keinen Bezug auf die Herzogin vom Maine hatten, und sich jedoch alle auf Spanien bezogen, ohne daß die Schuldigen unter einander den geringsten Verkehr hatten. So wurden der Herzog (nachmals Marechal) von Richelieu, und der Marquis von Caillans (d'Esling) auf die Bastille gesetzt. An dem

Tage,

Tage, wo sie arretirt wurden, sagte der Regent öffentlich, was er in seiner Tasche hätte, reichte hin, um dem Herzog von Richelieu vier Köpfe, wenn er sie hätte, zu liefern. Es waren vier Briefe an den Cardinal Alberoni, vom Herzog unterzeichnet, durch welche er sich anheischig machte, den Spaniern Fannonne zu überliefern, wo sein Regiment und das von Saillans in Garnison waren. Dieser leichtsinnige junge Mann, der sich eben nicht sehr geändert hat, bildete sich ein, der Urheber einer Revolution im Staat zu werden, und das Regiment von der Garde zur Belohnung zu haben. Dieses Komplot, das der unterste Offizier von dem Platz verrathen haben würde, erweckte blos allgemeines Gelächter. Der junge Mensch aber sah sich für wichtig an, weil er als Staatsverbrecher behandelt wurde, und nahm seine Gefangenschaft mit der Leichtigkeit, die er immer in der Liebe, der Politik und dem Kriege gezeigt hat. Der Regent fand dies sehr lustig, und ließ ihm alles, was er verlangte, zukommen, einen Kammerdiener, zwei Lakaien, Spiele, musikalische Instrumente, so, daß er statt der Freyheit, die möglichste Ausgelassenheit genoß.

Während daß die Staatsgeschäfte den Regenten beschäftigten, war er noch durch häusliche Verdrießlichkeiten gequält. Die Herzogin von Berry, von dem thörichtsten Stolz hingerissen, oder zur tiefsten Niederlichkeit herabgesunken, gab in beiden Fächern öffentliche Ausstritte.

Von einer Visite, die der Venetianische Botschafter ihr abkattete, hatte sie den Einfall, ihn in einem Lehnstuhl sitzend, auf einer Erhöhung von drey Stufen, zu empfangen. Der Gesandte blieb einen Augenblick stehen, näherte sich dann langsam, wie ein Mensch, der sich auf seine Entschließung besinnt, machte eine Verbeugung, wandte sofort den Rücken, und ging heraus, ohne ein Wort zu sprechen. Er versammelte am nämlichen Tage die fremden Minister, und alle erklärten öffentlich, daß sie keinen Schritt wieder zu der Prinzessin kommen würden,

den, wenn sie nicht versichert wären, geziemend empfangen zu werden¹⁾).

Ihr Leben im Innern ihres Hauses machte einen seltsamen Abstieg gegen diese tollen Einfälle ihres Stolzes bei öffentlichen Gelegenheiten. Ich habe von der niedrigen Knechtschaft schon gesprochen, in welcher der Graf von Riom sie hielt, und er ließ um so weniger von seinem Uebermuth gegen sie nach, als er sich ein System daraus gemacht hatte, und als seine Härte, seine Launen die Beständigkeit der Prinzessin sicherten. Man wird sich auch erinnern, daß sie vor oder nach gewissen Bacchanalien auf fromme Uebungen bei den Karmeliterinnen eintehrte. Eine Nonne, welche sie zu allen Feststunden im Kloster begleitete, erkaunt, sie auf den Knien liegen zu sehen, und manchen Seufzer unter das brünstigste Gebet mischen zu hören, sagte endlich: „Guter Gott, wie ist es möglich, daß die Welt so ärgerliche Reden über Sie führt, die sogar bis zu uns gelangen? Die Menschen sind sehr arg, Sie leben hier wie eine Heilige.“ Die Prinzessin hienä darauf an zu lachen. Diese Ungleichheiten zeigten wirklich einen Grad von Tollheit an. Sonst nahm sie es mit dem heftigsten Aerger auf, daß man sich unterstand über ihre Aufführung zu richten. Sie wurde endlich schwanger, und als sie ihrer Entbindung nahe war, hielt sie sich ziemlich einaesgeschlossen, und oft im Bette, wozu sie Narainen vorschüßte. Aber die Ausschweifungen, die sie sich in Weinen und starken Getränken fortwährend erlaubte, erhitzten ihr das Blut. In ihrem Wochenbette legte sie ein heftiges Fieber in die größte Gefahr. Dieses freche, heroische Geschöpf, das sich über allen Wohlstand hinaussetzte, das laut und öffentlich mit Riom lebte, schmeichelte sich die Folgen davon der Welt zu verbergen: als ob die Handlungen der Großen je geheim

¹⁾ Keine Abnain, die nicht regierend ist, hat je eine Audienz auf einer Erzhung gegeben.

heim gehalten werden könnten! In ihr Zimmer kam niemand, als Niom, die Marquise von Mouchi, eine Hofdame der Prinzessin und ihre würdige Vertraute, und die Weiber welche der Kranken durchaus unentbehrlich waren. Der Regent selbst zeigte sich nur auf Augenblicke: so unmöglich es war vorauszusetzen, daß er den Zustand seiner Tochter nicht kannte, so stellte er sich doch vor ihr, als ob er nichts gewahr würde, entweder aus Furcht sie zu erbittern, wenn er unterrichtet schiene, oder in der Hoffnung daß sein Stillschweigen der Indiscretion andrer Einhalt thun würde. So viel Vorkehrungen verhinderten das Aergerniß nicht, und sollten es in kurzem vermehren. Die Gefahr wurde so dringend, daß der Pfarrer von Saint-Eulpice, Languet, davon Nachricht bekam. Er begab sich nach dem Luxembourg, sprach den Regenten, stellte ihm die Nothwendigkeit vor, die Prinzessin von der Gefahr, in welcher sie wäre, zu unterrichten, und setzte hinzu, Niom und die Mouchi müßten zuvörderst den Pallast verlassen. Der Regent, gleich verlegen dem Pfarrer offenbar zu widersprechen, oder seine Tochter durch den Vorschlag der heiligen Sakramente zu beunruhigen, und durch die vorläufige Bedingung des Seelenhirten vollends gar ihre Wuth zu erregen, versuchte der Pfarrer zu überreden, daß die Verjagung Nioms und der Mouchi das größte Aergerniß geben würde. Er that Vorschläge zur Güte, der Pfarrer verwarf sie alle, weil er bey einer schreienden Veranlassung, wie diese war, mitten unter den Zänkereien der Constitution, in welchen er eine Rolle spielte, bey der Gegenpartei verschrien zu werden fürchtete, wenn er sein geistliches Amt nicht mit der möglichsten Strenge hier führte. Da der Pfarrer unbesieglich blieb, so erbot sich der Regent, es auf den Kardinal Roailles ankommen zu lassen. Languet gieng dieses ein, und würde es vielleicht nicht unaern gesehen haben, wenn der Kardinal durch seine Nachgiebigkeit einen
unters

untergeordneten Priester aus der Verlegenheit gerissen, ihm die Ehre der strengen Moral gelassen, sich selbst den Anhängern der Constitution Preis gegeben, und ihnen einen schönen Stof zu Auslegungen gereicht hätte. Der Kardinal kam auf die Einladung des Regenten, lobte das Betragen des Pfarrers, auf den eignen Vortrag des Herzogs, und bestand auf die Begräbnung der beiden Steine des Anstoßes.

Die Mouchi konnte sich selbst über die Gefahr, worin sich ihre Gebieterin befand, nicht täuschen; sie glaubte aber hinlänglich vorgebaut zu haben, indem sie einen Franziskaner kommen ließ, um der Prinzessin ihre Beichte abzunehmen, und sie zweifelte keineswegs, daß der Pfarrer alsdann das heilige Sakrament bringen würde. Sie ließ sich nicht träumen daß sie selbst der vornehmste Gegenstand der Unterredung war, als der Regent sie rufen ließ. Sie öffnete die Thüre halb, und der Regent, ohne hereinzugehen oder sie herauskommen zu lassen, sagte ihr, welche Bedingungen auf die Reichung des Abendmahls gesetzt würden. Die Mouchi, bestürzt von diesem Compliment, wußte sich doch zu nehmen, gerieth in Harnisch über den Schimpf, den man einer Frau von Ehre ant hätte, versicherte, daß die Prinzessin sie heuchlerischen Kopfhängern nicht aufsefern würde, gieng hinein, und gab nach wenigen Augenblicken dem Regenten zur Antwort, daß ein so unverschämter Vorschlag die Prinzessin empörte, worauf sie die Thür wieder zuwarf. Der Kardinal, dem der Regent die Antwort hinterbrachte, wandte ein, daß man nicht der Person selbst, welche wegaethan werden sollte, den Auftrag geben müßte, das Wort zu führen; das dem Vater obläge, diese Pflicht zu erfüllen, und seine Tochter zur ihrigen zu ermahnen. Der Herzog suchte dies aus Furcht vor dem heftigen Charakter seiner Tochter von sich abzulehnen, und der Kardinal machte hierauf Anstalt, selbst hereinzugehen und

und mit der Prinzessin zu sprechen. Der Regent, besorgt, daß der Anblick des Prälaten und des Pfarrers in dem Zustande der Kranken eine tödtliche Veränderung hervorzubringen möchte, warf sich dem Kardinal in den Weg, und bat ihn zu warten, bis sie auf einen solchen Besuch vorbereitet worden wäre. Er ließ die Thür wieder öffnen, und verkündigte der Mouchi, daß der Erzbischof und der Pfarrer sie durchaus sprechen wollten; die Kranke, die ihn hörte, ließ wütende Verwünschungen sowohl gegen ihren Vater als gegen die Priester aus: diese Pfaffen, sagte sie, mißbrauchten den Zustand einer Kranken, und ihr eignes Amt, um sie zu entehren, und ihr Vater wäre schwach und albern genug, um es zu leiden, anstatt sie zum Fenster hinauszuwerfen zu lassen.

Der Regent, verlegener als jemals, berichtete dem Kardinal, daß die Kranke zu viel litte, um nicht Aufschub erwarten zu dürfen. Der Prälat wurde es müde vergebens zu dringen, und entfernte sich, nachdem er dem Pfarrer befohlen hatte, auf die Pflichten seines Amtes mit Strenge zu halten.

Die Entfernung des Kardinals war dem Herzog eine große Erleichterung, und er hätte sich gern auch noch den Pfarrer vom Halse geschafft. Dieser aber ließ sich an der Kammerthüre, so zu sagen, häuslich nieder; und zwei Tage und zwei Nächte lang verließ er seinen Posten nur auf Augenblicke, um auszuruhen oder einige Nahrung zu sich zu nehmen, da ihn dann jedesmal zwei Priester ablösten. Als endlich die Gefahr vorübergieng, wurde diese geistliche Wache aufgehoben, und die Kranke dachte auf nichts mehr als auf ihre Genesung.

Ohngeachtet ihrer wütenden Ausbrüche gegen die Pfaffen, hatte die Furcht vor der Hölle sie doch ergriffen. Der Eindruck haßte um so mehr als sich ihre Gesundheit nicht vollkommen erholte, und als ihre Leidenschaft lebhafter

lebhafter wie jemals war. Riom, von den Rathschlägen seines Onkels, des Herzogs von Lauzun unterstützt, beschloß die Stimmung seiner Gebieterin zu benutzen, um sie zu einer Heirath zu bringen, die ihrem Gewissen Versöhnung, und ihren Freuden Sicherheit geben würde. Der Herzog von Lauzun ersann den Plan, die Mittel, die Anschläge, und Riom handelte in Gemätheit.

Sie fanden bey einem Weibe, das in ihrer Leidenschaft verloren, mit dem Teufel erschreckt, und schon lange her unterjocht war, nicht viel Schwierigkeiten. Riom brauchte nur zu befehlen, und sie gehorchte; daher verstrichen kaum vier Tage zwischen der Entstehung und der Ausführung des Anschlags. Einige zusammengestellte Data werden es beweisen; und da die Herzogin von Berry sehr kurze Zeit darauf starb, so werde ich hier alles zusammennehmen, was sie betrifft.

Sie war am 26. März krank geworden; Ostern fiel den 9. April, und schon am 4ten, Dienstags in der Charwoche, war sie außer Gefahr. Es ist der Gebrauch in den Pariser Pfarreien, während der Charwoche allen Kranken das Abendmahl zu bringen, wenn sie auch nicht im Fall sind die letzten Sakramente zu brauchen, und sich nur außer Stand befinden ihre Osternandacht in den Kirchen zu halten. Es trat also bey der Prinzessin eine doppelte Veranlassung ein, ihr die Sakramente zu bringen: ihr Zustand, und der Zeitpunkt. Nun aber war diese Pflicht, zur öffentlichen Erbauung, so wenig erfüllt worden, daß man sogar im Publikum von den Ursachen, die es verhindert hatten, unterrichtet war. und es wurde für die Prinzessin sehr mißlich, die Osterwoche in Paris zuzubringen.

Ohngeachtet sie Konvalescentin war, so konnte sie doch die Ermüdung einer Reise noch in langer Zeit nicht aufhalten; sie machte sich aber, trotz allen Vorstellungen,

am Oftermonatag, auf dem Wege und ließ sich in Meudon nieder. Ihre Heirath war schon vollzogen, das heißt sie und Riom hatten von einem wenig bedenklichen und gut bezahlten Priester den Segen erhalten. Das reichte nun wohl hin, um Gewissensbisse zu tilgen oder zu verhüten, nicht aber um die Heirath einer Prinzessin vom Geblüt, einer königlichen Enkelin zu konstatiren.

Der Regent war davon unterrichtet, und hatte sich nur schwach widersezt. Wenn seine Tochter wieder in den vorigen Zustand versiele, so rechnete er darauf, dem Pfarrer die Sache anzuvertrauen, und ihn dadurch biegsamer zu machen, womit dann der öffentliche Anstoß vermieden wurde. Diese Rücksicht machte indessen die Nachgiebigkeit des Herzogs noch nicht begreiflich, und man wurde vielmehr in dem Verdachte bestärkt, daß zwischen dem Vater und der Tochter ein Umgang Statt gehabt hätte, der die Zärtlichkeit der Blutsverwandtschaft überschritt, und daß der Vater von seiner Tochter, in einem Anfall von Wuth, verrathen zu werden fürchtete. Unglücklicher Weise war von zwei Personen, die so über alle Bedenklichkeiten und Grundsätze hinaus waren, alles zu glauben; und von allen Abscheulichkeiten, welche la Grange dem Regenten zur Last gelegt hatte, schien er blos über die Vergiftungen, deren er unfähig war, wirklich empfindlich gewesen zu seyn.

Wie dem auch seyn mochte, so war diese Heirath für Rioms Gewissen kein Verdunkelungsgewesen, und seinen Ehrgeiz konnte nur die Publicität derselben befriedigen. Die glänzenden Anstellungen wurden sodann eine nothwendige Folge derselben. Er machte deshalb der Herzogin den Kopf warm, und zwang sie, ihren Vater damit zu befehligen. Dieser setzte ihr vergebens die Vernunft entgegen, sie erwiderte mit tosender Wuth.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Vater und der Tochter wurden ruchbar. Die Mutter und die Gemahlin des Herzogs erfuhren die Ursache. Der Herzogin mochte im Grunde

des Herzens die Erniedrigung ihrer Tochter, deren Hochmuth sie beständig erfahren mußte, nicht sehr leid thun. Madame fand gar keine Schwierigkeit dabei, und in ihrem erhabnen Zorn schien ihr nichts auf der Welt einfacher, als den Grafen von Nion zum Fenster hinaus oder in den Fluß werfen zu lassen, um dem Handel ein Ende zu machen.

Der Regent hatte es am schlimmsten, und er würde den Rath seiner Mutter befolgt haben, wenn er die Rache, und vielleicht gar die Gesandnisse einer jugendlichen Tochter nicht zu befahren gehabt hätte. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, sah er sie nur selten, unter dem Vorwande der Geschäfte und der Entfernung von Neudon. Er suchte überdem Zeit zu gewinnen, indem er Nion befehlen ließ, zu seinem Regiment zu gehen, das bey der Armee des Marechal von Barvik war. Alle Obersten waren schon abgereist, und die Ehre erlaubte Nion nicht zu zögern. Er gehorchte auf der Stelle, ohngeachtet der Thränen der Prinzessin. Sie war in Verzweiflung, und erklärte gegen ihren Vater, der einige Tage darauf sie besuchte, daß sie entschlossen wäre, ihre Heirath bekannt zu machen: sie wäre Wittwe, hätte über ihre Person und über ihre Güter zu disponiren, und wollte nach ihrer Willkühr damit schalten; kurz, sie wiederholte alles, was sie durch Nion Mademoiselle de Montpensier erfahren hatte. Der Regent, durch ihre Heftigkeit auf das äußerste getrieben, gab ihr Hoffnungen, bat um Frist, und verließ sie mit dem festen Entschlus, nicht wieder zu kommen.

Nach einigen Tagen wurde sie unruhig, daß ihr Vater nicht wiederkam, und besorgte, daß man diese eingestellten Besuche als eine Verminderung ihres Ansehens auslegen möchte. Sie ließ ihn also einladen, in Neudon zu soupiren, wo sie ihm eine Fete geben wollte. Es war in den ersten Tagen des Monats May. Der Herzog konnte ihre Einladung nicht abschlagen, und sie bestand

darauf, auf der Terrasse zu soupirer, ohngeachtet aller Vorstellungen, daß die Nächte zu kühl wären, und daß sie bey einer noch nicht entschiednen Genesung sich der Gefahr eines Rückfalls aussetzte. Diese Einwendungen machten ihren Willen desto hartnäckiger, indem sie sich einbildete, daß eine nächtliche Zete unter freyem Himmel dem Publikum die Meinung benehmen würde, daß sie niedergekommen wäre.

Was man ihr verkündigt hatte, geschah; sie bekam das Fieber, und verlor es nicht wieder. Da der Regent sich über die Seltenheit seiner Besuche mit den Geschäften entschuldigt hatte, so ergriff sie das Mittel, sich nach la Muette bringen zu lassen, wo die Nähe von Paris ihren Vater bewegen würde, sie öfter zu sehen.

Die Ueberfahrt von Meudon nach la Muette verschlimmerte die Zufälle ihrer Krankheit. Gegen den kalten Julius wurde sie so übel, daß man ihr den schrecklichen Namen des Todes mußte zu hören geben. Sie zeigte alle mögliche Fassung, ließ in ihrer Stube Messe lesen, und empfing das Abendmahl bey offenen Thüren, wie sie eine feyerliche Audienz gegeben haben würde. Der Stolz gab ihr diesen Muth, oder hielt ihn aufrecht; denn nach dieser vollbrachten Handlung verabschiedete sie die Anwesenden, und fragte ihre Vertrauten: Ob das nicht mit Größe sterben hieße? Am nämlichen Tage ließ sie alle Welt sich entfernen, die Mouchi ausgenommen, der sie besahl, ihr Kinguttermal zu bringen, in welchem für mehr als zweyhunderttausend Thaler an Werth war; sie machte ihr damit ein Geschenk, aber die Mouchi fürchtete, beschuldigt zu werden, daß sie es gestohlen hätte, da sie es ohne Zeugen empfing, und ihre Ruf eine solche Anklage eben nicht zerstreut haben würde. Sie hielt also für rathsam, noch bey Lebzeiten der Prinzessin es bekannt zu machen, und begab sich in dieser Absicht mit ihrem Manne zum Regenten. Dieser, statt aller Antwort, verlangte

das Futteral, nahm es, untersuchte, ob nichts daran fehlte, hob es in einer Schublade auf, und entließ sie, mit dem Verbot, sich wieder zu la Muette betreten zu lassen.

Die Sterbende schien während der zwei Tage, die sie noch lebte, die Abwesenheit der Mouchi nicht wahrzunehmen. Ganz allein mit ihrem letzten Augenblick beschäftigt, ohne Pralereien und ohne Schwachheit verlangte sie die Sacramente, und empfing sie in Gegenwart des Pfarrers von Passi, durch den Abbe' de Castries, ihren ersten Kapellan, der schon damals zum Erzbischof von Tours ernannt war, und es späterhin von Albis wurde. Da die Aerzte keine Hoffnung mehr hatten, so schlug man das Elixir von Garus vor, das damals anfang, im Schwunge zu gehen. Garus reichte es selbst, und empfahl besonders, der Kranken kein Purgiermittel zu geben, indem sein Elixir sonst sich in Gift verwandelte. In wenigen Augenblicken schien die Kranke wieder aufzuleben, und beharrte in der Fesslung bis zum andern Tag. Man behauptet, daß Chirac, aus einem medicinischen Point d'Honneur lieber die Kranken aufzuopfern, als den Ruhm der Kur einem Empiriker zu lassen, der Kranken eine Purganz nehmen ließ, worauf sie soaleich tödtlich wurde, in Raonie verfiel, und die Nacht vom 20ten zum 21ten Julius starb. Garus rief Mord gegen Chirac, der sich's weiter nicht anfechten ließ, den Empiriker mit einer kalten Verachtung ansah, und la Muette verließ, wo nichts mehr für ihn zu thun war.

So endigte in ihrem vier und zwanzigsten Jahr eine Prinzessin, die durch Wis, Schönheit, Reize, Thorheit und Laster gleich berühmt gewesen war. Ihre Mutter und ihre Großmutter erfuhren diesen Todesfall mit mehr Wohlstand als Schmerz. Der Vater war in der größten Verwirrung; aber ohne daß er vielleicht selbst darauf merkte, empfand er es bald als eine große Erleichterung, von den Tugenden, den unbändigen Einfällen einer Märcin, und

und von der Verfolgung einer ehhriaten Heurath befreit zu seyn. Sohl wurde diese Prinzessin von niemanden bedauert, weil allen ihren Hausgenossen der Gehalt und die Wohnung fortgesetzt wurden, die Kouchi ausgenommen, welche auf ihre Güter verwiesen ward.

Der Herzog von Saint-Simon behauptet, daß bey Desnung des Leichnams der Herzogin schon Zeichen neuer Schwangerschaft gefunden wurden. In jedem Fall hatte sie seit ihrer Niederkunft keine Zeit verloren. Saint-Simon mußte doch gut unterrichtet seyn, weil seine Frau, als Hofdame der Prinzessin, der Desnung beigewohnt hatte.

Das Herz wurde nach dem Ball de Grace gebracht, der Leichnam nach Saint-Denis. Es gab kein feierliches Weiswasser, das Leichenbegängniß war einfach, und bey dem Amt ließ man weislich die Leichenrede weg. Die Trauer des Königs dauerte sechs Wochen, und ohngeachtet der Hof die Haustrauern nur so lange trägt als der König, so trug man sie doch, mit dem Regenten, ein Vierteljahr; die Schauspiele blieben acht Tage verschlossen.

Noch ein kleiner Zug wird zu dem Charakter dieser Prinzessin gehören. Zu Anfang ihrer Krankheit gelobte sie für sich und für ihr Haus sechs Monate weis zu tragen. Zufolge dieses Gelübbes bestellte sie Equipage, Geschiir und Liveren in Silber, um dieser Höflichkeit Ansacht wenigstens durch Prunk einen vornehmen Anstrich zu geben.

Die Tochter der Herzogin von Ferri und des Grafen von Rom, die ich in meiner Jugend gesehen habe, ist jetzt in Ventoise Nonne, mit 300 Livres Pension.

Ein Todesfall, der weniger Lärm machte als dieser, ereignete sich an der Frau von Maintenon, deren Namen fünf und dreisig Jahr hindurch ganz Europa erfüllt hatte. Von dem Augenblick, da sie den König verloren hatte,

schloß sie sich in Saint-Evre ein, und kam nicht wieder heraus. Sie lebte in der zweideutigen Etiquette einer verwitweten Königin. Wenn die Königin von England mit ihr speiste, hatte jede einen Lehnstuhl, die jungen Mädchen, die im Hause erzogen wurden, bedienten sie, und alles kündigte die Gleichheit an. Einige alte Freunde vom Hof Ludwigs des Vierzehnten statterten Besuche bey ihr ab, aber nie, ohne es ihr vorher melden zu lassen, damit sie Tag und Stunde bestimmte. Im Hause geliebt, gefürchtet und geehrt theilte sie ihre ganze Zeit zwischen Andachtsübungen, und der Erziehung einer gewissen Anzahl von Schülerinnen, die sie auf ihrem Zimmer hatte.

Der Herzog vom Maine war der einzige, der ohne vorgängige Anfrage sie besuchen durfte. Er sprach oft bey ihr an, und wurde immer mit mütterlicher Zärtlichkeit von ihr empfangen. Sie zeigte mehr Empfindlichkeit bey der Beerdigung dieses adoptirten Sohnes, als sie bey dem Tod des Königs gezeigt hatte. Als sie erfuhr, daß er arretirt wäre, unterlag sie dem Schmerz, sie bekam das Fieber, und starb, nachdem sie drey Monate gekranket hatte, in ihrem drey und achtzigsten Jahr, am 15ten April.

Die gedruckten Memoiren und Briefe der Frau von Maintenon überheben mich, diesen Gegenstand weitläufiger abzuhandeln. Ich werde klag hinzu setzen, daß sie niemals förmlich weder geläugnet noch versichert hat, mit dem König verheirathet gewesen zu seyn; aber sie ließ es leicht abnehmen. Die schöne Prinzessin von Soubise, Mutter des Cardinal Rohan, der 1749 starb, hatte einen Brief an die Frau von Maintenon unterzeichnet: mit Ehrfurcht; diese schloß ihre Antwort mit diesen Worten: „was die Ehrfurcht betrifft, so lassen Sie davon zwischen uns die Rede nicht mehr seyn; Sie könnten sie nur meinem Alter schuldig seyn, und ich halte Sie für zu artig, um mir dies vorzuwerfen.“ Diese Antwort, die ich selbst gelesen

lesen habe, ist eine Ausflucht. Hatte sie dem König gerathet, so war ihr die Prinzessin von Soubise alle mögliche Ehrfurcht schuldig; wo nicht, so war diese berechtigt, sie von der Frau von Maintenon zu fordern. Wäre sie vor dem König gestorben, so würde es für ganz Europa eine Begebenheit gewesen seyn, und zwei Zeilen in der Zeitung berichteten jetzt ihren Tod, da man aufgehört hatte, zu wissen, ob sie noch lebte.

Die Bank, das Mississippi, die Konstitution, der Spanische Krieg beschäftigten alle Köpfe. Die Entracht zwischen Frankreich und England gieng so weit, daß der Marsquis von Senecerre, der zum Vorschifter in London ernannt war, als er seine Instruktionen verlangte, vom Abbe Dubois zur Antwort bekam, er hätte ihm keine weiter zu geben, als die, alles zu befolgen, was ihm die Minister des Königs Georg vorschreiben würden.

Stairs, der Englische Gesandte in Paris, hatte zu viel Stolz, um nicht die Gelegenheit zu neuen Eingriffen zu suchen. Er hielt einen von den prächtigsten Einzügen, die man noch gesehen hatte, und als er seine Audienz bey dem König bekam, wollte er mit einem achtspännigen Wagen in den Hof fahren. Man hielt ihn am Thore auf, und nach einem ziemlich langen Wortwechsel mußte er endlich sechs Pferde ausspannen lassen, und, Gebrauch gemäß, mit zweyen hereinfahren. Er ließ es nicht bloß dabey bewenden. Nachdem er bey den Prinzen vom Geblüt seine Visite abgelegt hatte, erwartete er mit Recht die übrige. Der Prinz von Conti, der sich zuerst in dieser Absicht zu ihm beab, sah sich aus seinem Wagen vergebens nach dem Vorschifter um, der nach der Regel ihn unten an der Treppe hätte empfangen sollen, er wartete eine Zeitlang im Wagen; als aber Stairs nicht erschien, ließ er umwenden, und fuhr sogleich zum Regenten, bey dem er sich beklagte. Die Prinzessinnen, bey

denen Stairs schon Audienz verlangt hatte, erhielten hierauf die Weisung, ihn nicht anzunehmen, bis er gegen die Prinzen seine Schuldigkeit beobachtet hätte. Es verstrichen zwei Monate in Zankereien und Unterhandlungen über diesen Punkt, und Stairs war endlich gezwungen, sich nach der Regel zu fügen.

Der Regent, dem die Streitigkeiten über die Konstitution noch immer zur Last lagen, würde ihnen durch eine gewisse Festigkeit leicht Einhalt gethan haben; er hatte Beispiele vor sich, was ein Fürst vermag, der die Sprache des Herrn zu führen weiß. Als der Erzbischof von Mecheln, de Bossü, sich mit zum Apostel der Konstitution aufwerfen wollte, ließ ihm der Kaiser verbieten, über diese Materie zu sprechen oder zu schreiben, und der Prälat blieb ruhig.

Der König von Sardinien ließ bei den ersten Bewegungen die über den nämlichen Punkt entstanden, die Superioren der Jesuiten vor sich kommen, und erklärte gegen sie, er wolle nicht, daß man es bei ihm triebe wie in Frankreich, und wenn im mindesten von Konstitution die Rede seyn sollte, so würde er sie alle fortjagen. Die ehrerbietigen Pères suchten ihn zu überzeugen, daß sie ganz und gar keinen Antheil an diesen Zwistigkeiten hätten. „Ich lasse mich,“ sagte der König, „hierüber nicht in Erklärungen ein; wenn ich aber je wieder davon sprechen höre, so jage ich Euch ohne alle Rücksicht fort.“ Er entließ sie mit einem leichten Kopfnicken, wandte ihnen den Rücken, und hörte nie wieder ein Wort von der Konstitution.

In Frankreich verhielt es sich anders, wo eine offene Fehde zwischen den Anhängern der Konstitution und den Appellirenden war. Das Parlament, das dem Kaiserhof sehr entgegen war, that allen Unternehmungen desselben Einhalt, und erließ eine Verordnung gegen

das Decret der Inquisition, welches alle Opponirenden an das heilige Amt denuncierte. Einige Zeit vorher war ein Gerichtsdiener vom Ebatelet, Namens Le Grand, nach Rom gegangen, hatte sich unter den Haufen der Leute, welche dem Pabst Bittschriften übergaben, gestellt, und ihm die Appellations Urkunde der vier Bischöfe zu eignen Händen übergeben; am Abend schlug er sie im Vastikan, auf dem Campo di Flora an, und reiste mit Extrapost zurück. Auf dem Rückwege begegnete er dem Neuvrier des Nuntius Bentivoglio, der ihn fragte, was es in Rom Neues gäbe. Wenn Sie hinkommen, antwortete Le Grand, werden Sie von mir hören. Paulucci, Secretair Clemens des Elften, war sehr verwundert, unter den Bittschriften die ihm der Pabst zusandte, eine ausreichende Andeutung an Seine Heiligkeit in eigner Person zu finden.

Unterdessen machte die Französische Armee in Navarra Fortschritte. Fontarabie und San Sebastian waren erobert, und die Spanische Armee fand sich außer Stand der unfriegen entgegen zu arbeiten. Ihre Flotte war im voriacu Jahre durch den Admiral Bing, den Anführer der Englischen, geschlagen worden, und sein Sohn, Capitain Bing brachte die Nachricht davon nach Paris. Es ist der nämliche, der nachher den Unfall, den er zu Anfang des gegenwärtigen Kriegs vor Mahon erlitt, mit seinem Kopf bezahlen mußte. Sein Blut mag mit Recht oder mit Unrecht vergossen worden seyn, so sind doch alle Siege der Engländer daraus entsprossen. Auch wir müßten uns, bey allen Widerwärtigkeiten die uns begegnet sind, doch erholen können, wenn wir von diesen Nebenspielen gelernt hätten, daß man belohnen und strafen muß.

Während daß man gegen Spanien den Krieg führte, bemühte man sich allen die mit Algeroni Verständnisse ges

habt hatten, auf die Spur zu kommen. Der Regent wollte nicht, daß dem Herzog und der Herzogin vom Maine förmlich ihr Prozeß gemacht würde, aber er fürchtete zugleich den Vorwurf, daß er sie aus persönlichem Haß hätte festsetzen lassen. Er forderte daher von der Herzogin eine Erklärung über ihr ganzes Komplott mit Cellamare und mit Alberoni. So viel Umschweife sie auch bey ihren Geständnissen gebrauchte, so erfolgte immer daraus, daß man den Plan gehabt hatte, Paris, die Provinzen, und insbesondre die Bretagne, wo die spanischen Schiffe aufgenommen werden sollten, gegen den Regenten zu empören. Um ihren Mann aus der Verantwortung zu ziehen, erklärte sie, daß er zu furchtsam wäre, als daß sie ihm je einen Anschlag mitgetheilt hätte, der ihn erschreckt haben würde, und den er zuverläßig angesehen hätte. Wenn es den Herzog vom Maine erleichterte sich gerechtfertigt zu sehen, so mußten ihm wenigstens die Gründe, die man dazu anführte, nicht sehr schmeichelhaft seyn.

Sie nannte übrigens alle Theilhaber der Verschwörung, unter denen viele Edelleute aus Bretagne waren.

Ich habe den Prozeß derer, die zu Nantes hingerichtet wurden, vor Augen gehabt. Ich habe mich oft mit einigen von den Richtern, und von denen die in Effeigie gerichtet wurden, über die Sache unterhalten; aber niemals ist mir ein ungeschickter angelegtes Komplott vorgekommen. Viele wußten nicht bestimmt wovon die Rede wäre, oder verstanden sich nicht unter einander. Die meisten glaubten bloß im Allgemeinen daß eine Revolution vor sich gehen würde; und hatten sich verbindlich gemacht sie zu unterstützen; viele hatten ihr Wort und ihre Unterschrift gegeben, ohne sich in weitere Untersuchung einzulassen. Es waren welche darunter, die einen Grad
von

von Ehrlichkeit gegen mich eingestanden haben, den ich für unmöglich gehalten hätte, wenn die Erklärung der Herzogin vom Maine nicht damit übereinstimmte: sie dachten den König auf einer Reise nach Rambouillet zu entführen, ihn nach Bretagne zu geleiten, und von da aus dem Regenten Befehle vorzuschreiben ^{a)}. Wenn man den verschiedenen Gliedern dieser Sache nachgeht, so findet man manchen Bretagner darinn verwickelt, der den Namen der Herzogin vom Maine nie hatte nennen gehört. Für gewisse Mitschuldige, die ich gekannt habe, konnte man sich des Mitleidens nicht erwehren, wenn man ihren geringen persönlichen Werth in Betrachtung zog.

Der Herzog und die Herzogin erhielten endlich ihre Freiheit, und der Regent ließ nach und nach alle die wegen dieser Sache in der Bastille waren, ebenfalls wieder auf freien Fuß setzen. Wahrscheinlich würde er gegen die Bretagnerischen Edelleute mit der nämlichen Milde gehandelt haben, wenn man ihn nicht überredet hätte, daß einige Fesseln von Strenge nöthig wären. Man ernannte demnach eine Kommission, die sich in Nantes nieders

^{a)} Noch scheint man die Veränderungen, die in diesem Jahrhundert hienuswärts bis auf unsre Zeiten mit den menschlichen Verfassungen und Handlungen vorgegangen sind, nicht erschöpft zu haben; und man dürfte sie oft bestimmter und einfacher finden, als sie in den meisten Köpfen erscheinen. - Im gegenwärtigen Augenblick verwundert man sich mehr über Tüfeln Verwundung, als über die thörichte Einbildung dieser Verschwornen; Könige werden entführt und zurückerbracht wie die Schönen in den Ritterzeiten, man kann sich sogar nicht mehr gewöhnen zu denken, daß sie ohne Arg still sitzen, man hehrt, man über, oder man träumt von nichts mehr als von entführten Königen. Uebriens frage man den französischen Adel, ob aus dem was Tüfeln nur für kindische Thorheit hält, nicht ein Tadeln herüberreichte in die Begebenheiten der dreizehnten Jahre. Nur die Erhaltung nachlassender Privilegien wollte man an die Quelle der öffentlichen Gewalt rühren, und dervierte was späterhin ordnen wurde für Rechte, die noch zu erschaffen und zu erobern waren.

niederließ, um den Prozeß der Angeklagten zu untersuchen; und so opferte man gerade die Unschuldigsten oder wenigstens diejenigen, deren Fehler am verzeihlichsten war. Die Liebe für mein Vaterland wird mich nicht parternich machen, noch mich bewegen die Wahrheit zu verzeihen; aber ich muß einer Provinz Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die dem König auf eine edle Art zugethan war, und die sich gegen die Verletzung ihrer Vorrechte auflehnte. Die Bürger die am eifrigsten auf ihre Rechte halten, sind auch immer diejenigen, die ihre Pflichten am meisten lieben; und das Mißvergnügen der Protagner war in seinem Ursprung gegründet. Die Stände hatten von ihrem Schatzmeister, Montaran, verlangt daß er Rechnung ablegen sollte; nichts war gerechter, und nichts konnte dem Staat weniger angehen, vielmehr hätte der Regent ein so ordentliches Verfahren billigen sollen. Zum Unglück für die Provinz hatte Montaran einen Bruder, der Hauptmann in der Garde war, ein großer Spieler, und der in der guten Gesellschaft sehr herumkam. Ein solcher Mensch ist für Paris ein interessantes Wesen. Er steckte sich hinter verschiedene Weiber, die scheinbar bewiesen, daß man dem Bruder eines Mannes, welcher der Gesellschaft so nützlich wäre, viel Schonung erweisen müßte; und die Stände waren gezwungen ihr Vorhaben aufzugeben. Ein gewisser Unmuth bemächtigte sich von daher der guten Bürger, und wenn sie aufhörten es zu seyn, so mußte der Regent sich's zu rechnen, die erste Ursache dazu gegeben zu haben, indem er die Gerechtigkeit und die Ordnung Weiber, Rabalen aufopferte. Wir werden die unglücklichen Folgen davon sehen; zuvor aber will ich einige frühere Ereignisse anführen, um die Zeitordnung nicht zu sehr umzustossen.

Der Herzog von Richelieu war unter den ersten, die ihre Freiheit erhielten. Er erschien nicht sogleich bey Hofe; nachdem

machend er sich aber jetzt bis drei Monate auf verschiedenen Landgütern herumgetrieben hatte, zeigte er sich mit einem glänzenden Anstrich von Wichtigkeit, den ihm eine Staatsgefangenschaft gab, und mit dem hochfährenden Ansehen eines jungen Mannes, der seine Treue der Liebe verdaut. Ich werde zuweilen Gelegenheit haben von ihm zu sprechen, wenn ich diese Memoiren so weit fortführe, als ich mir vorgelegt habe. Man wird einen ziemlich sonderbaren Menschen an ihm sehen, der immer gesucht hat Lärm zu machen, und nie hat dazu kommen können berühmt zu seyn; der, in Unterhandlungen und an der Spitze der Armee gebraucht, nie für einen Staatsmann angesehen worden ist, wohl aber für den obersten unter den Leuten nach der Mode, deren Veste er geblieben ist.

Man hat gesehen, worin sein Verbrechen bestand. Um zu begreifen, was ihm seine Freisprechung zuwege brachte, muß man wissen, daß während die Justizammer saß, Bertelot de Pleneuf, der sich bei den Lieferungen und den Lazareten der Armee bereichert hatte, nach Turin flüchtete. Da er den Geist der Intrigue nicht weniger besaß, als den der Geschäfte, so machte er sich mit den Eubs alternen in den Departements bekannt, schmeichelte sich stufenweise bei den Ministern dieses Hofes ein, und um sich ein Verdienst zu machen, daß ihm eine angenehme Rückkehr nach Frankreich verschaffen könnte, unternahm er eine Heirath zwischen Mademoiselle de Valois, einer Tochter des Regenten, und dem Prinzen von Piemont, dem Sohn des Königs Victor, zu stiften. Wie er den Vorschlag in Turin ziemlich gut aufgenommen sah, trug er seiner Frau, die er in Paris gelassen hatte, auf, dem Regenten davon Nachricht zu geben; dieser fand die Heirath sehr nach seinem Geschmack, und empfahl dem Abbe Dubois in der Sache weiter zu arbeiten. Er konnte die Sache nicht in schlimmere Hände geben. Der Abbe hatte
zur

zur Absicht, die Gunst des Kaisers zu gewinnen, durch welche er den Kardinalshut erlangen wollte, und begünstigte daher den Anschlag dieses Monarchen, dem König Victor Sicilien zu entreißen. Es war ihm also keinesweges dienslich, den Regenten in Verbindung mit dem Turiner Hof zu bringen. Er schlug den Weg ein, für den glücklichen Erfolg dieses Heirathsprojektes viel Eifer zu zeigen, um zu verhüten, daß die Unterhandlung einem andern übertragen würde, und sie doch scheitern zu machen. Er bediente sich mit vieler List der Umstände, und der Kenntniß, die er, von der Denkungsart der Mutter des Regenten hatte.

Während daß über diese Heirath negociirt wurde, hatte Mademoiselle de Valois eine Leidenschaft für den Herzog von Richelieu gefaßt; ihre Unvorsichtigkeit dabei und seine Erugethaftigkeit gaben der Sache so viel Ausbruch, daß Madame davon zu hören bekam. Sie nahm es mit eben so viel Hochmuth als Tugend, hielt ihre Enkelin so sehr sie konnte in ihrer Nähe, und ließ dem Herzog von Richelieu bedeuten, wenn er sich etwas aus seinem Leben machte, möchte er sich von den Orten, wo sie wäre, entfernt halten.

Richelieu war klug genug, sich die Warnung zu Herzen zu nehmen; überdem hatte er von dem Abenteuer die Frucht schon geärntet, die für ihn die kostbarste war: es hatte Lärm gemacht.

Der Abbe Dubois ergrif diesen Augenblick, um die Heirathsunterhandlung ruchbar werden zu lassen. Die Nachricht gelangte bis zu Madame, die eine ziemlich regelmäßige freundschaftliche Korrespondenz mit der Königin von Sicilien unterhielt. In ihrem Verdruß gegen ihre Enkelin hatte sie nichts eiligeres, als der Königin von Sicilien zu schreiben, daß sie viel zu sehr ihre Freundin wäre, um ihr ein so schlechtes Präsent zu machen, als Mademoiselle de Valois seyn würde. Einige Tage darauf, und wie der Brief

Brief schon abgegeben seyn mußte, erklärte Madame gegen den Herzog und die Herzogin von Orleans, was sie für eine Heldenthat von Offenherzigkeit gethan hatte. Die Herzogin war in Verzweiflung, Mademoiselle de Valois bekümmerte sich wenig darum, der Abbe Dubois stellte sich aufgebracht, und freute sich innerlich über seine Schurkenschliche. Der Regent lachte bloß über das deutsche Stückchen seiner Mutter, und war ziemlich gleichgültig bey dem Schmerz seiner Gemahlin.

Indessen sann er doch darauf, eine Tochter los zu werden, die in die Fußtapfen ihrer Schwester, der Herzogin von Ferri, zu treten versprach; und ob ihm gleich die Ehre seiner Familie nicht sehr am Herzen lag, so wollte er doch Ausschweifungen verhüten, die von einem unversheiratheten Mädchen auffallender gewesen wären, als von einer Wittve. Er eilte daher eine Heirath zwischen Mademoiselle de Valois und dem Sohn des Herzogs von Modena abzuschließen, der sich durch diese Verbindung sehr geehrt fand, und was ihm auch über die Prinzessin zu Ohren gekommen seyn mochte, nicht berechtigt war, so viel Umstände zu machen.

Mademoiselle de Valois entschloß sich zwar schwerver, aber sie mußte gehorchen. Zum Lohn ihres Opfers verlangte sie wenigstens die Gnade des Herzogs von Neuchâten, der von der Liebe früher erhielt, was ihm endlich von der Milde des Regenten auch geworden wäre.

Diese häuslichen Unannehmlichkeiten beunruhigten den Regenten weit weniger, als die Schwierigkeiten, die das Parlament machte. Dieses war von der Veräufung, in welche das *lit de justice* es geführt hatte, zurückgekommen; es hat den Grundsatz, nur die Einregistrirungen, welche frey und nach vorgängiger Untersuchung geschehen sind, als rechtskräftig anzusehen. Die Einregistrirung ist nach diesen Maximen keine bloße Promulgationsform, das Parlament glaubt, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, dem

dem Gesetz, daß es eingetragen, die Sanction zu geben, und hält alles, was der König aus Mächtigkeitsvollkommenheit, und ohne die Freiheit der Stimmen that, für nichtig. Ich werde mich in eine so kühne Untersuchung nicht einlassen. Immer ist es zu wünschen, daß eine absolute Gewalt ein Gegengewicht habe, das sie verhindert, willkürlich zu werden. Ich habe öfters mit Männern, die in unsern Gesetzen und unser Geschichte sehr bewandert waren, diese Sätze zu erörtern gesucht. Einer von den aufgerklärtesten und eifrigsten Parlamentsmännern, den ich einmal um die bestimmte Gränzlinie fragte, welche die Annahme von dem Recht der Parlamente unterscheidet, gab mir zur Antwort: Die ursprünglichen Grundsätze wären in dieser Sache sehr dunkel, aber in der Ausübung käme alles darauf hinaus, daß unter einem schwachen König das Parlament stark, und unter einem starken, schwach wäre. Ein Minister, der aufrichtig seyn wollte, würde vielleicht die nämliche Entscheidung geben, wenn er sich über die königliche Gewalt, in Bezug auf die Nation, zu erklären hätte a).

Der Regent hatte in seinem Verdruss über die Verantwortlichkeit des Parlaments bey Law's Operationen den Entschluß gefaßt, die Einregistrierung zu übergeben. Dennoch achtete er die Nothwendigkeit mit der öffentlichen Meinung abzurechnen, die das Parlament für vieles zählt. Law's System hatte übrigens das erwünschteste Glück. Die Bankzettel, die Aktien, alle Arten von Papier wurden dem Geld vorgezogen; das unter allen Nationen einen bestimmten Werth hat; dagegen alle Effekte in Papier einen idealischen Gehalt haben, der immer aller Zufälle der Einbildungskraft empfänglich ist. Man würde heutzutage Mühe haben, begreiflich zu machen, welche Wuth sich aller Köpfe bemächtigt hatte. Es giebt Thoren

a) Unfreiheit; aber die Frage ist ja wohl mehr, wozu der Staat sich am besten befindet? Und diese Frage scheint sehr unentschieden, obgleich vielleicht ihrer Entscheidung näher, als jemals.

keiten, die außer der Zeit, wo sie wie epidemisch herrschen, ungläublich sind. Law, der besser als irgend jemand die Katastrophe seines Stücks voraussah, hätte sich sehr gern mit der Billigung des Parlaments vor der einmaligen öffentlichen Bindung verwahrt. Aber der Regent fand beim Parlament einen fortdauernden starken Widerstand, der vielleicht der Neuheit des Systems eben so sehr galt, als der Thorheit desselben.

Wie Law endlich die Hoffnung aufgeben mußte, es beim Parlament durchzusetzen, entwarf er den Plan, das selbe zu vernichten. Von dem Abbe Dubois und dem Herzog von la Force unterstützt, überredete er den Regenten, alle obrigkeitlichen Aemter mit Papiergeld wieder einzuführen. Das Publikum, behaupteten sie, würde die Kaufbarkeit der Aemter mit Vergnügen aufheben sehen; der König würde sich dadurch zum Meister des Parlaments machen, und jede Präsidenten- oder Rathssitze würde nichts weiter als eine willkürlich zurückzunehmende Kommission sein.

Wie sehr man auch gegen die Kaufbarkeit der Aemter deklamiren mag, so begreift man nach einer reifen Untersuchung, daß es eben so gefährlich ist, gewisse Mißbräuche aufzuheben, als sie einzuführen.

Die Wiedereinführung der Aemter, von dem neuen Plan zur Staatsverwaltung, den man vorschlug, begleitet, vernichtete die Magistratur; und wie unentbehrlich ist diese nicht in Frankreich? Wenn das Parlament den Gang der Regierung in gewissen Fällen zur ungelegnen Zeit verwirrt hat, welche Dienste hat es dafür nicht geleistet? Wenn auch nicht alle Glieder desselben von dem Gift der Ligue unangefleckt blieben, so war es doch das gesammte Parlament, das sie austrittete. Selbst diejenigen, welche das Parlament der Ligue ausmachten, erklärten sich, mitten unter den Güssen und den Epantiern, für die Grundsätze der Monarchie. Also ist es das Par-

lament, daß die Krone im regierenden Haus erhalten hat. So übertrieben auch seine Ansprüche lauten mögen, so kann der König seiner Gewalt nur Furcht, das Parlament aber derselben Achtung verschaffen. Welchen Vortheil macht es nicht für den König, eine Gefanenschaft zu haben, deren immer gleichförmige Grundsätze sich den Unternehmungen des Römischen Hofes, und sogar der Französischen, weltlichen oder regelmässigen Geistlichkeit widersetzen? Welchen Vortheil macht es nicht für die Aurerkanen, daß dieselbe Gefanenschaft die äussersten Folgen des ministeriellen Einflusses doch gewissermaassen hemmen kann? Das Parlament kann der Schwäche eines furchtsamen Fürsten abhelfen, und einem mächtigen, doch aber gläubischen Monarchen gegen die Eingebungen eines fanatischen Beichtvaters die Augen öffnen. Den wie vielen Gelegenheiten kann ein König durch diesen Weg etwas Gutes geschehen lassen, das seine Klugheit ihn abhält, unmittelbar selbst zu schaffen?

Obgleich Ernennungen zu geistlichen Aemtern nicht zur Weltgeschichte gehören, so werde ich diejenigen doch anführen, den welchen etwas besonders mit eingeschlossen ist. Der Abbe de la Tour d'Auvergne wurde zum Erzbischofthum von Tours ernannt. Der Abbe de Chesul, dem der Regent die Liste diktirte, rief aus: „ach gnädiger Herr, welche Wahl! Denken Sie doch auf den Anstoß, den das geben wird.“ — „Was Teufel,“ sagte der Regent, „ich weiß es wohl, aber die Vouillons lassen mir keinen Frieden, ich will sie los werden, schreib du nur.“ Chesul schrieb. Zu derselben Zeit ernannte man zum Bischofthum Sancerre den Jesuiten Laiffiteau, der zu Rom Bischofskämmerer war, und dort das nämliche Leben führte, wie der Nuntius Ventivoglio in Paris; so daß er vor seiner Konsekration gezwungen war, statt der hergebrachten Vorbereitung im Seminario, bei einem Epheurgus

eine Quarantaine zu halten. Er war eine von den großen Schulen der Konstitution, doch war es das nicht, was ihn Bischof werden ließ. Der Abbe Dúbois hatte ihn zum Vertrauten seines Wunsches, Kardinal zu werden, gemacht, und bezahlte ihn in Rom, um die Mittel dazu vorzubereiten. Der Jesuit, der die nämlichen Absichten hatte, nahm das Geld, und wandte es für sich selbst an. Die Epigebuben errathen einander; Dúbois kam dahinter, und da er noch nicht mächtig genug war, um eine Rache zu nehmen, die seine Absichten verrathen hätte, so beschloß er ihn, unter dem Vorwande, seine Dienste zu belohnen, auf die Seite zu schaffen. Lassiteau hatte also wenigstens dieses mit den ersten Bischöfen gemein, daß er es wider seinen Willen wurde. Vom Römischen und vom Französischen Hof gleich entfernt, sah er sich zu Esirion in einer Art von ausländiger Verwerfung.

Le Blanc, Staatssekretair, machte bei der nämlichen Promotion von seinem Einfluß Gebrauch, um seinem Freund, dem Abbe le Blanc, der Pfarrer von Dammartin, ein rechtschaffner Mann und ein guter Geistlicher war, das Bisthum Avanches zu verschaffen.

Der Abbe Guerin de Tencin gieng an Lassiteaus Stelle nach Rom, damit man dessen Mangel nicht spürte. In vielen Rücksichten war er indessen besser als sein Vorgänger. Er war der Sohn eines Parlamentspräsidenten von Grenoble, hatte Figue und Verstand, vorzüglich zum Sabaltren, und da er weder durch Bedenklichkeiten noch Sitten seines Standes gefesselt wurde, gelangte er zu dem glänzendsten Glück: er starb als Kardinal und Erzbischof von Lyon. Seine Schwester, die Stiftsdame war, unterstützte ihn sehr in seiner Laufbahn; sie war ein Herz und eine Seele mit diesem Bruder, und ließ allen Ehrgeiz, den sie gehabt hätte, wenn es eine Eigenschaft ihres Geschlechts gewesen wäre, auf ihn zurückfallen. Sich bezieht sie nichts vor als die Galanterie, die sie eben so oft

als Mittel zu Erreichung ihrer Absichten, als zu Befriedigung ihres Hangs zum Vergnügen brauchte. Ich habe sie sehr gut gekannt, es ist nicht möglich mehr Herr zu haben, und sie nahm immer den der Leute, mit denen sie zu thun hatte, an. Der Bruder und die Schwester hatten sich ein zusammenhängendes System aus der Schmeichelei gemacht, und ob sie gleich die Indiscretion hatten, es selbst auszulaudern, ob sie es gleich bis zum Ekel trieben, so mißlang es ihnen doch nie. Die geschicktesten Nebenbuhlerinnen in der Kunst der Intrigue mußten der Tencin weichen. Sie war in ihrer Jugend sehr schön, und behielt in einem späteren Alter alle Reize des Verstands; sie gefiel selbst denen, die ihre ganzen Abentheuer warsten.

Ihre Aeltern machten sie wider ihren Willen zur Nonne; als sie in dem Kloster Montfleuri bey Grenoble ihr Gelübde ablegte, sann sie auf die Mittel es zu brechen; und ihr Beichtvater war das blinde Werkzeug, dessen sie sich zu dieser Absicht bediente. Es war ein ehrlicher, sehr eingeschränkter Mann, der sich in sie verliebte, ohne es selbst im mindesten inne zu werden. Seine Beichttochter aber verstand sich desto besser darauf, machte sich die Schwärze des heiligen Mannes listig zu Ruge, gebrauchte ihn als ihren eifrigen Kommissionär, lockte ihm die nöthigen Erläuterungen ab; und wie die Sachen auf den erwünschten Punkt gekommen waren, protestirte sie gegen ihre Gelübde, und setzte es durch, daß sie aus ihrem Kloster in das Stifte Neuville, bey Lyon, als Stiftsdame kam. Ich habe alle diese Umstände von ihr selbst. Sie war bald so frey, als sie nur verlangen konnte. Die Reigung, die der Abbe Dubois für sie faßte, that das Uebrige. Es ist mir erzählt worden, daß sie mit dem Regenten eine Intrigue gehabt hatte, die von keiner Dauer war; sie eilte sich etwas zu sehr an ihr Ziel zu kommen, und der Herzog wurde sie satt. Er nahm sie also nur auf dem Flüg, und sagte,

er liebte die H. ... nicht, die im Bett von Geschäften sprachen. Von dem Herrn fiel sie dem Diener zu, und des Einfluß, den sie über Dubois gewann, tröstete sie. Es war übrigens nicht ihr Probestück, sie hatte 1717 schon von Deslouches, den man gemeinlich Deslouches Canon nannte, ein Kind ¹⁾ gehabt.

Ihren Bruder, den Abbe de Tencin, liebte sie leidenschaftlich, und seine Erhöhung wurde fast der einzige Gegenstand aller ihrer Intriguen. Sie war nicht im mindesten eigennützig, sie sah das Geld nur als ein Mittel an, gewisse Absichten zu erreichen, nicht als ein Ziel das wünschenswert wäre, sie zu befriedigen. Sie hat immer nur sehr mittelmäßige Einkünfte gehabt, und verlangte bloß für ihren Bruder Reichthümer, um damit dem Ehrgeiz fortzuhelfen. Sie war übrigens sehr dienstfertig, wenn sie keine entgegengesetzten Rücksichten hatte. Sie strebte nach dem Ruf, eine eifrige Freundin oder eine erklärte Gegnerin zu seyn, ergriff mit Geschicklichkeit einige Veranlassungen, die es beweisen konnten, und zog dadurch viele Leute von Verdienst an sich.

Sie brauchte nicht ihre ganze Gewalt über den Abbe Dubois auszubieten, um ihn für ihren Bruder zu interessieren. Dubois erkannte diesen bald für den Handlanger, dessen er bedurfte. Er fieng damit an, ihm eine geistliche Arbeit aufzutragen, die nicht gar zu schwer war, und doch Lärm machen mußte; es war die Bekehrung von Law. Dieser Schwätzkünstler kannte Frankreich schon genug, um zu wissen, daß man die Schuldigen dort selten bestraft, wenn sie große Stellen bekleiden haben. Darum wollte er gern Generalkontrolleur der Finanzen werden; das konnte er aber nicht, ohne sich nationalisiren zu lassen, und nationalisirt konnte er nicht werden, ohne die katholische Reli-

D 3

gion

1) Dieses Kind ist ein berühmter Mann geworden, ein eben so tugendhafter als aufgeklärter Mann; es ist d'Alembert.

gion anzunehmen. Er bekannte sich obengefähr zur protestantischen, und der Abbe de Tencin bekam diesen Proceß hören. Nach der Zeit, die zu einer solchen Belehrung als notwendig angesehen wurde, feierte Lam seine Abschwörung zu Melun, aus Furcht, daß man in der Hauptstadt einen Scherz daraus machen möchte; und Tencin zog aus dieser frommen Arbeit eine Menge von Aktien und Bankos zetteln. Ich finde indeffen in einem seiner Briefe an seine Schwester, daß er Klage führt, weil sein Vermögen der öffentlichen Meinung nicht entspricht; und daß er sehr bedauert, diese nicht gerechtfertigt zu haben. Wie dem auch sey, so machte diese Art von Simonie ihm keine Handel; aber er wurde wegen einer andern, durch den Abbe de Vossiere vor das Parlament belangt, und bezieht in diesem Proceß eine außerordentliche Unvorsichtigkeit, als er in Paris dem Richterstage beywohnte. Wie Aubry, der Advokat des Klägers, einen Augenblick in seinen Anführungen zu weichen schien, wollte Tencins Advokat den Vortheil benutzen, erzeierte sich über eine schwankende und unermessliche Anklage, und läugnete den simonischen Handel. Aubry spielte den Verlegenen. Der Abbe glaubte nun Wunder zu thun, wenn er den Augenblick ergriff, um die Verläumdung niederzuwürgen, und erbot sich, wenn das Gericht es erlaubte, sich durch einen Eid zu reinigen. Hier hielt ihn Aubry rücklich an, sagte, daß es dessen nicht bedürfte, und wies die Urkunde des Handels im Original vor. Es war eine Theaterszene. Die Richter äußerten ihren Unwillen, die Anwesenden brachen in Zischen und Hohngelächter aus, der Abbe, aus aller Fassung gebracht, versuchte sich wegzustehlen; aber wohlmeinende Leute versperrten ihm den Weg, und zwangen ihn lange zur Scham zu stehen, eh sie ihn entlassen ließen.

Da der Abbe de Tencin nun nichts mehr hatte, das ihn bewegen konnte in Paris zu bleiben, so reiste er nach seinem Gesandtschaftspossen in Rom ab. Ich sehe aus seinen Briefen, daß

daß er diese Sache immer auf dem Herzen behalten hat. Wir werden bald finden wie er in Rom Beweise gab, daß diese Klugheitslehre, die er im Parlament empfangen hatte, bey ihm flüchtete, und wie er selbst gezeigt hat, welchen Nutzen man von einem unterzeichneten Handelskontrakt ziehen kann.

Es wie ich von einer Fesetzung der geistlichen Aemter gesprochen habe, bey welcher sich einige Anmerkungen darbieten, so werde ich aus dem nämlichen Grunde eine Ernennung von Kardinalen, die in diesem Jahre Statt hatte, nicht ganz mit Stillischweigen übergehen. Belluga, Bischof von Murcia in Spanien, fand sich mit bey dieser Promotion. Er hatte während des Successionskriegs Philipp dem Fünften die größten Dienste erwiesen. Wie dieser Jäck gezwungen war aus seiner Residenz zu flüchten, ermahnte Belluga seine Diözes zur Treue, und verband mit pathetischen Kanzelreden ein noch kräftigeres Beispiel; denn er verkaufte alles was er besaß, zahlte aus seinem Vermögen den Truppen zwey Monate von ihrem Sold, erhielt die Armee, und entflammte die ganze Nation mit einem Heldenmuth, der den König wieder auf den Thron setzte. Belluga, überzeugt, daß er bloß seine Pflicht gesethan hätte, erschien nachher nicht wieder am Hof, und beschäftigte sich in seiner Diözes ganz allein mit dem Bischoflichen Amt.

Wir haben gesehen, daß Alberoni durch Philipp dem Fünften vom Pabst ein Indult verlangen ließ, kraft dessen alle geistlichen Güter taxirt wurden, um zu den Kosten des Kriegs gegen den Kaiser beizutragen. Die Taxe wurde weit über das Indult hinausgetrieben. Belluga sah den Ueberschuß für einen Mißbrauch der Gewalt an, und weigerte sich zu zahlen. Das Beispiel eines so geehrten Prälaten wurde von der gesammten Geistlichkeit nachgeahmt. Der Pabst, der mit Philipp dem Fünften unzufrieden war,

nahm das Indult zurück, und der König unternahm es, die Erhebung der Auflage aus eigener Gewalt fortsetzen zu lassen; aber er bedrohte vergebens den Bischof von Murcia, der auf seiner Weigerung bestand.

In diesen Umständen machte der Pabst eine Promotion von zehn Kardinälen, unter welchen Belluga mit begriffen war. Dieser erklärte, daß er ohne die Erlaubniß des Königs seines Herren nicht annehmen würde. Philippp war sehr entfernt sie zu geben, er sah diese Ernennung als eine persönliche Beleidigung an, und ließ, sobald er sie erfuhr, Belluga verbieten anzunehmen; doch war seine Weigerung dem Befehl des Königs schon vorhergegangen. Der Pabst, noch unzufriedner als der König, schrieb an Belluga ein Breve, durch welches er ihm gebot, im Verfolg der heiligen Obedienz, den Purpur anzunehmen. Belluga antwortete dem heiligen Vater, daß es für die Religion gleichgültig wäre, ob er Cardinal würde oder nicht; daß es aber die Pflicht eines Unterthanen wäre, seinem Fürsten zu gehorchen. Der Pabst drohte dem Prälaten, den aber die Drohungen Seiner Heiligkeit nicht mehr erschütterten als es die des Königs, wegen der Auflage, gethan hatten. Er machte sich am Hofe auf keine Weise ein Verdienst daraus, und bestand bey'm Hut eben so fest auf seine Weigerung als bey der Taxe.

Viele Monate darauf wurde die Einigkeit zwischen den beyden Höfen hergestellt, ohne daß Belluga die Sache würdigte ihr nachzusehen. Da schickte der König seine Benennung zum Kardinalat für Belluga nach Rom, und gab dem Prälaten zugleich Befehl anzunehmen. Der Cardinal kam nach Madrid, überreichte dem König seine Kappe, empfing sie von seiner Hand und kehrte in seine Diöcese zurück.

Man würde ein solches Betragen wie einem Spanischen Prälaten zutrauen; hier ist das Gegenstück dazu an einen Französischen Cardinal von der nämlichen Promotion.

Mailly

Mailly stammte aus einem alten Geschlecht von der Picardie; er war in der Armut geboren und lange verblieben; hatte sich aber doch zum Erzbisthum von Arles, und nachmals zu dem von Rheims aufgeschwungen. Um sein Glück zu krönen, fehlte ihm nichts als der Kardinalshut; und er hatte schon zu der Zeit, wo er kaum im Stande war sich zu bekleiden, nach demselben gestrebt. Er unterhielt eine fortdauernde Korrespondenz mit allem was dem Römischen Hof anhieng, und verheimlichte diese Verhältnisse mit desto mehr Vorsicht, als er unter dem verstorbenen König in die größte Gefahr gekommen war, weil er an den Papst geschrieben hatte. Es war damals für einen Geistlichen ein Staatsverbrechen, anders als durch den Minister der auswärtigen Geschäfte, oder durch die beordneten Banquiers Briefe nach Rom abgehen zu lassen. Es bedurfte, um ihn zu retten, und ihn nachher für Rheims ernennen zu lassen, des ganzen Einflusses des Kaiser Le Tellier. Sobald aber durch die Constitution unsrer Grundsätze in Vergessenheit kamen, und der Regent alles erlaubte, that sich Mailly keinen Zwang mehr an. Eiferüchtig auf das Ansehen, in welchem der Cardinal Roailles stand, unternahm er es, sich in der entgegengesetzten Partei vorzunehmen, und er ließ in derselben die größten Fanatiker, die er lau nannte, bald hinter sich zurück. Er fand sich so geschmeichelt, als einer seiner Hirtenbriefe kraft einer Parlamentsverordnung verbrannt wurde, daß er eine Messe stifte, zum ewigen Dank, wie er sagte, daß er würdig befunden wäre, an der Schmach Christi Theil zu haben, und für die Gerechtigkeit zu leiden. Er hoffte deshalb von dem Parlament angegriffen zu werden: aber man sah so deutlich, daß er nach dem Namen eines Märtyrers strebte, dessen Krone der Kardinalshut seyn würde, daß man, um ihn zu strafen, ihn in Ruhe ließ.

Zu Rom indessen wirkten diese Unverschämtheiten wunderbar zu seinem Vortheil, und er gewann vollends

das Herz des Papsts, indem er ihn um Mittheilung seiner Homilien bat, von denen man mit Bewunderung spräche. Das war die schwache Seite am guten Klement dem Elften, er that sich viel darauf zu gut, daß er ausnehmend schön Latein schriebe, und mit der Hülfe des Jesuiten Jouvenci und anderer mochte auch etwas daran seyn. Der Papst, äußerst erfreut an Mailly zu gleicher Zeit so viel Religion und Geschmack zu finden, ernannte ihn proprio motu zum Cardinal.

Der Regent war mit dem Erzbischof schon viel zu unzufrieden, als daß er diese Ernennung nicht mit dem heftigsten Unwillen angesehen hätte. Er befahl sogleich einem Fähndrich von den Gardes, das Corps, Billeron (der nachher als Graf von Cambis Botschafter in London wurde), nach Rheims zu gehen, dem Erzbischof zu verbieten, daß er die Stadt verlasse und die Kappe trüge, oder wenn er sie an ihm fände, sie ihm wegzureißen, und wenn er ihm unterwegs begegnete, ihn umkehren zu lassen.

La Brilliere, Neffe des Erzbischofs, hatte ihn durch einen Courier von dem Zorn des Regenten benachrichtigen lassen, um wo möglich den Unvorsichtigkeiten vorzubauen, die er in der Cardinalsruhm begehren möchte. Maillyreiste demohngeachtet nach Paris ab, und war schon über Soissons gekommen, als ihn Billeron begegnete. Zum Glück hatte er die Kappe nicht auf, er wußte zu gut was ihm bevorstand; Billeron war sehr froh keine Gewaltthätigkeit nöthig zu haben, richtete seine Befehle aus, ermahnte den Erzbischof umzukehren, und brachte ihn nach langem Wortwechsel nach Soissons zurück, wo sie die Nacht zubrachten. Am andern Morgen sollte weiter gefahren werden nach Rheims. Der Erzbischof stellte Billeron vor, daß es unnöthig wäre ihn zu geleiten, daß es bloß unangenehm auffallen würde, daß der Befehl für vollstreckt anzusehen wäre, daß Billeron, während daß er seinen Weg nach Rheims fortsetzte, dem Regenten in Paris Bericht erstattete.

erstatten könnte von dem Gehorsam, mit welchem seine Befehle empfangen worden wären. Villeron gab nach; kaum aber war er fort, als der Erzbischof ihn nachsah, zwar langsam genug, um ihn nicht wieder zu treffen, aber schnell genug, um am nämlichen Tag in Paris anzukommen, wo er sich versteckt hielt.

Der Abbe de la Fare, ein thätiger, schwofhafter, intrigirender Mensch, der um nichts verlegen war, sich schwer aus der Fassung bringen ließ, und sehr dazu gemacht war den ersten Ausbruch des Abbe Dubois auszuhalten, begab sich im Namen des Erzbischofs, dessen erster Vikarius er war, zu diesem Minister. Dubois war wissend, daß zwei Französische Kardinäle ¹⁾ zugleich ernannt worden wären, weil er wohl fühlte, daß ein dritter Gut, nach welchem er strebte, ohne es noch laut geäußert zu haben, um desto schwerer zu erhalten seyn würde, und er hatte den Zorn des Regenten selbst entzündet. Man kann daraus abnehmen, wie er la Fare behandelte. Der Sturm war heftig, la Fare ließ alles über sich ergehen; dann stellte er, mit liebreichem Ton, dem Abbe Dubois vor, daß es für einen Mann von seinem Verdienst, für einen großen Minister wie er, der im Falle wäre selbst Kardinal zu seyn, nicht gut anginge, sich den Gnadenantheilungen des heiligen Vaters zu widersetzen, bat ihn unterthänigst dies in Erwägung zu ziehen, und entfernte sich.

Dubois ließ sich diese Warnung gesagt seyn, und überlegte, daß die Sache früh oder spät doch beigelegt werden müßte, und daß es besser wäre sich zu Rom daraus ein Verdienst zu machen, als es andern zu überlassen.

Uebers

1) Der Kardinal Gesuald, Erzbischof von Bourges, war der andre. Er hatte nach einander die Benennung des Königs von Vollen, August, dann die seines Onkels Gramscous, und zum zweitemale, die des Königs August, nach seiner Wiedereinsetzung, gehabt. Er begab sich nachher seines Erzbisthums zum Vortheil des Abbe de Roze, welcher der Kardinal de la Roche-Joucault geworden ist.

Ueherdem schmeichelte es ihm gar zu sehr, daß der Abbe la Fare ihn für den Purpur gemacht fand. So war also nichts natürlicher als die Pläne, die er darauf entwarf, aber freylich mußte er diesen nicht selbst Hadernisse in den Weg legen.

Er berief den Abbe de la Fare wieder zu sich, und ohne von der gestrigen Wuth zu häufig auf ungeschickte Liebflosungen überzugehen, ließ er bloß noch einen schwachen Rest von Verdruß und Verlegenheit blicken. La Fare durchschaute ihn, beschloß ihm die Hälfte des Wegs abzulörzen, und mit einer schnellen Wendung sagte er zu ihm: „Ich will aufrichtig mit Ihnen reden; Ihre harte Behandlung von gestern liegt mir gar nicht auf dem Herzen, ich sah recht wohl, daß Sie als Minister zu mir sprachen. Sie Herren von der höheren Politik können freylich nicht anders; aber gewiß wird es Ihnen lieb seyn dem Pabst etwas zu Gefallen zu thun, da Sie in kurzem seiner bedürfen werden, denn das sieht man wohl, daß Ihnen der Hut unumöglich lange mehr entgegen kann.“ La Fare ergoß sich hier in Lobsprüche, deren verstellte Freymüthigkeit den Minister bethörte. Dubois fand sich durch den Ausweg, den la Fare ihm zeigte, um aus der Verlegenheit zu kommen, sehr erleichtert, und antwortete lächelnd: „Ihr Blick ist gar zu scharf, Abbe! Ich muß Ihnen wohl gestehen, daß Sie mich errathen haben. Lassen Sie mich den Regenten bekänftigen, schreiben Sie nur Ihrem Erzbischof, daß er sich heimlich hieher begiebt, und sich verborgen hält, bis ich ihm Nachricht geben lasse; es wird nicht lange ansehn.“ Unsern beiden Epigebuben umarmten sich, lobten sich gegenseitig über ihren durchzuringenden Geist, und verließen sich, sehr mit einander zufrieden, und ein jeder voll Freude über sich selbst, wozu la Fare doch mehr Ursache hatte als Dubois.

Es wurde endlich ausgemacht, daß der Erzbischof sich heimlich zum Regenten verfügen, und ihm die ehrens
bites

bietigsten Entschuldigungen machen würde, daß er von da nach Rheims zurückgehen, aber noch weder Titel noch Zeichen von der Kardinalswürde nehmen, in allen seinen Briefen, die in das Innere von Frankreich giengen, sich bloß als Erzbischof von Rheims unterschreiben, jedoch die Erlaubniß haben würde, in den Briefen, die er in das Ausland schriebe, sich als Kardinal von Maille zu unterzeichnen.

Dies alles wurde pünktlich ausgeführt. Der Erzbischof hatte noch drey lange Monate in Rheims keinen andern Trost, als die kostbare Kappe alle Tage aus der Tasche zu ziehen, sie anzusehen, zu küssen, vor einem Spiegel anzuprobiren, und er verging vor Ungeduld bis er öffentlich damit prangen durfte.

Der Regent wünschte diese Lage zu benutzen, um in der Kirche, wo nicht den Frieden, doch wenigstens einen Waffenstillstand zu bewirken. Der Kardinal Noailles hatte kürzlich ein corpus doctrinae herausgegeben, das die Kardinale Rohan und Bissy zwar approbirt hatten, aber in der Folge doch durch einen Pfaffenstreich geschickt genug waren zu stürzen. Es kam darauf an, das Werk durch die abwesenden Prälaten unterzeichnen zu lassen. Man hüthete sich wohl den Erzbischof von Rheims zu vergessen, dessen Signatur um so mehr Eindruck auf die andern machen würde, als er ein erklärter Feind des Kardinal Noailles war; eben deswegen aber fürchtete man seine Belagerung.

Der Abbe Dubois that la Fare, der in Paris als Unterhändler seines Erzbischofs geblieben war, den Vorschlag, dieses Geschäft zu übernehmen. La Fare wandte die Schwierigkeit ein, einen Mann, den man so lange zu einer demüthigenden Lage ließe, zur Unterzeichnung zu bewegen. Er setzte hinzu, daß es hier kein Mittel gäbe, als ihm endlich die Zeichen seiner Würde zu bewilligen, und ihm zugleich irgend eine Auszeichnung zu geben, die jene Behandlung wieder gut machen könnte. Das Corpus

doctri

doctrinae wurde an andre Prälaten bloß durch Geistliche von der zweiten Klasse überbracht. La Fare schlug vor, es durch Languet, Bischof von Coiffons, ersten Suffragan von Erzstift Rheims, zu überschicken; er hatte dazu seinen Grund, den wir gleich sehen werden. Der Regent willigte ein; um aber zu gleicher Zeit die Eitelkeit des Erzbischofs zu kügeln, und auch seiner Unterzeichnung werth zu seyn, trug er Languet zwei versiegelte Briefe auf. In dem einen befahl er dem Erzbischof, auf der Stelle zu unterzeichnen, widrigenfalls er auf immer den Hut entsagen, und sein Leben in der Verbannung würde zubringen müssen. Im zweiten Brief ermahnte er ihn, mit den schmeichlichsten Ausdrücken, zu unterzeichnen, versicherte ihn aber, daß er alle mögliche Freiheit hätte, und, er möchte es thun oder lassen, kommen könnte, um seine Kappe aus den Händen des Königs zu empfangen. Der Erzbischof las beide Briefe, und war bald entschieden. Er unterzeichnete was man haben wollte, wies aller Welt den zweiten Brief, unterschlug den ersten, und eilte sich des Gegenstands seiner kränzligen Wünsche zu bemächtigen, indem er die Kappe empfing.

La Fare's Absicht, indem er Languet verschlug, war nicht allein gewesen den Cardinal Mailly zu ehren, sondern seinen Dummich noch oben drein durch die Demüthigung dieses Prälaten, der am meisten gegen die Promotion geistert hatte, zu erhöhen. War der Purpur einmal der Lohn des Hanatismus, so hatte Languet auch einige Ursache, eifersüchtig zu seyn. Ein Hirtenbrief von Mailly war von der Hand des Henkers verbrannt worden, aber Languet zählte deren zwei, welchen diese Ehre wiederfahren war, doch erkaltete sein Eifer darum nicht; er fuhr fort dem Römischen Hof zu dienen, indem er die Kirche beunruhigte, und starb endlich dreißig Jahre darauf, ohne Kappe.

Die

Die Promotion von zehn Kardinälen machte nicht so viel Lärm in Europa, als der Sturz des einzigen Alberoni.

Wir haben gesehen, wie viel Mühe er anwandte, um alle Parmesaner aus Madrid zu entfernen, die ihm theils als Zeugen seiner vormaligen Niedrigkeit, theils durch die größere Leichtigkeit, die sie haben konnten, bey der Königin Zugang zu finden, auslösig waren. Er konnte indessen diese Fürstin nicht verhindern, ihre Amme, Laura Piscatori, kommen zu lassen; und sie machte sie zu ihrer Altfatera, oder ersten Kammerfrau, eine Stelle, die in Spanien mehr Würde giebt als in Frankreich, wo doch auch aller Einfluß, der immer dem innern häuslichen Umgang folgt, damit verbunden ist.

Laura, ein Bauerweib, aber ein Weib, das eben so klug als plump war, wußte sehr gut was Alberoni alles gethan hatte, um ihre Anfunft zu verhindern, und ließ sich durch seine äußerliche Achtbarkeit nicht betören, sie erwiderte seinen Haß und vergalt ihn. Der Cardinal suchte unter der Hand der Königin zu versetzen zu geben, welchen Abstand sie in ihrer Vertraulichkeit zwischen sich und ihrer Amme beobachten mußte. Laura, ohne sich in diese feinen Unterscheidungen einzulassen, griff den Minister mit dem ganzen Gewicht ihrer Brutalität an, spitzte ihre Pfeile nicht, versetzte ihm aber betäubende Schläge.

Der Regent wollte Alberoni, als seinen persönlichen Feind, aus dem Weg räumen. DuBois, der durch seine Spione von der Gewalt, die Laura über die Königin erwarb, unterrichtet wurde, und aus der seinigen über seinen Herrn die Macht einer solchen Triebfeder kannte, entwarf den Plan sich ihrer zu bedienen, um den Minister aus dem Sattel zu heben. Er ließ der Amme so viel Geld als sie verlangen würde anbieten, denn sie konnte auf weiter nichts Anspruch machen. Der Eigennuß gestellte sich also zum Haß, um dieses Weib zu bestimmen. Auch war sie nicht schwer zu überreden, daß das Wohl des Staats mit dem

dem übrigen zusammenstimmte. So vertheilhaft auch Alberoni Ihren katholischen Majestäten seine Entwürfe vorstellen mochte, so war es doch unmbglich ihren übeln Erfolg zu verbergen: die Flotte zerstört, Pläge weggenommen, die Truppen geschlagen oder gezwungen sich zu verschanzen, ein König ohne Mürte, in einen kostspieligen und unglücklichen Krieg mit den ersten Mächten verwickelt, die Aufschläge des Ministers, wenn sie auch groß waren, doch von hinreichenden Mitteln entblößt, und sonach unvernünftig.

Laura machte von allen Ihren Vortheilen Gebrauch, und stellte der Königin, und durch diese dem König, Alberos Ehrsucht und Eherheit vor Augen. Es ist noch ein großes Glück, wenn die Fürsten, wie das Volk, ihre Minister und ihre Feldherren nach dem Erfolg ihrer Thaten richten; dies bleibt noch das Sicherste. Die Königin, empfindlich über ihre Unfälle, schämte sich ihrer Wahl, und ward ihren Minister satt. Da nun alle Manküste der Staaten, die gegen Spanien verbunden waren, nur den Cardinal Alberoni geradezu angriffen, so glaubte sie durch dessen Aufopferung die Ehre der Monarchin in Sicherheit zu bringen; und Alberoni empfing, in einem Billet Philipps des Fünften, Befehl binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt Madrid, und binnen vierzehn Tagen das Spanische Gebiet zu räumen; zugleich ward ihm untersagt irgend jemanden zu sehen, noch dem König, der Königin, oder wem es auch wäre zu schreiben. Man ließ zugleich einen Offizier von der Leibwache bey ihm, um bis an die Gränze seine Ausführung zu beobachten.

In Barcelona gab ihm der Statthalter ein Geleit von funfzig Reitern mit, die ihm sehr nützlich waren; denn zu Trenta Passos wurde er von zweyhundert Räubern aus den Pyrenäen angegriffen, die er an der Spitze dieses kleinen Korps und seiner Bedienten abwehrte und fliehen machte.

gWäh

Während, daß sich Alberoni entsetzte, ward man in Madrid gewahr, daß er Papiere von Wichtigkeit mitnahm, und unter andern das Testament Karls des Zweigten, welches Philipp den Fünften zum Erben der Monarchie einsetzte. Er hatte vermuthlich die Absicht, sich den Schutz des Kaisers zu verschaffen, indem er ihm eine so kostbare Urkunde auslieferte. Man ließ ihm nachsehen, und es mußte Gewalt gebraucht werden, um seine Sachen durchzusuchen. Da aber das nämliche Detaschement, das ihn gegen die Räuber verteidigt hatte, jetzt den Befehlen des Königs gehorchte, so ließ der anführende Offizier die Bagage abpacken, und die Koffer des Cardinals aufbrechen. Alles, seine Person mit eingeschlossen, wurde genau visitirt. Man bemächtigte sich des Testaments, und übersah haupt aller seiner Papiere; der Offizier, der bis dahin gegen den Cardinal ehrerbietig gewesen war, behandelte ihn jetzt auf militärischen Fuß, und verließ ihn, indem er ihn, mit ausdrücklichen Worten, zu allen Teufeln schickte. Die hatte ein Sieg in Spanien einen solchen Ausbruch von Freude veranlaßt, als der Fall dieses Ministers; jedermann erzählte nun von ihm, was er wußte und was er nicht wußte. Die Werke des ministeriellen Despotismus sind so häufig, daß man dabei schwerlich Gefahr läuft, etwas falsch anzugeben. Dem König allein waren sie unbekannt, die Königin mußte sie kennen, aber ihrer Ehre wegen stellte sie sich als erführe sie damit etwas neues. Die fremden Mächte wünschten Ihren katholischen Majestäten bey dieser Gelegenheit Glück; und von dem Augensblick hielt man den Frieden für ungetrübelt.

Die Art auf welche Alberoni eben visitirt worden war, und die Furcht in Spanien noch mehr üble Begegnungen zu erfahren, bewogen ihn seine Reise nach Frankreich schneller einzurichten, so daß er das Französische Gebiet erreichte, ehe er noch den Paß bekommen hatte, den er hatte befehlen lassen.

Der Chevalier de Marcieu, der vor seiner Erhebung viel Umgang mit ihm gehabt hatte, erhielt Befehl an der Gränze zu ihm zu stoßen, unter dem Vorwande einer Höflichkeit, und der Sorge für seine Sicherheit, ohne jedoch zuzugeben, daß ihm irgend eine von den gebräuchlichen Ehrenbezeugungen erwiesen würde; bey dieser Gelegenheit sollte er ihn über die Spanischen Angelegenheiten, den König, die Königin, das gegenwärtige Ministerium, und alles was uns wichtig seyn könnte, zum Sprechen bringen, und ihn nicht verlassen, bis er sich zur Uebersahrt nach Italien in Antibes eingeschiffte hätte.

Wie der Cardinal den Chevalier de Marcieu sich an ihn drängen sah, zweifelte er an seiner Absicht nicht, ihn zu beobachten und Bericht darüber zu erstatten; auch sagte er es ihm gerade heraus. Marcieu läugnete beständig, und ob der Cardinal gleich wußte woran er war, so ließ er sich darum nicht weniger frey über den König und über die Königin heraus, die er beyde undankbar schalt. Wenn die Königin sagte er, Die den Teufel im Leibe hat, einen guten Geldherrn findet, so wird sie ganz Europa besunruhigen. Es ist ihr leicht, ihren Mann zu regieren, der, so bald er mit leiser Stimme gesagt hat: ich will aber Herr seyn, endlich immer gehorcht, und dem nichts vorzuziehen ist, als ein Betstuhl und ein paar Weiberschenkel. Er selbst, sagte er hinzu, wäre weit entfernt gewesen den Krieg zu erregen, und hätte sich vielmehr immer demselben widersetzt; er hätte nicht den mindesten Antheil an der Verschwendung des Prinzen Cellamare gehabt; der Herzog vom Maine wäre gar nicht darinn vorgekommen, die Herzogin aber wäre ein böses Teufelsweib; ihre meisten Anhänger, die er indessen nie nennen würde, wären keinen Thaler auf Geld werth gewesen; die Landung in Bretagne wäre eine Thorheit gewesen, die er immer getadelt hätte; er hätte sogar der Einschiffung in Spanien Hindernisse in den Weg gelegt;

er würde sich immer für den Herren Regenten so zeigen, wie Seine Königliche Hoheit es nur wünschen könnten; die Schriften gegen die Regentschaft wären alle in Frankreich versetzt. Er behauptete, daß das Ministerium, welches er in Spanien zurückließe, bloß noch aus Janoranten besetzen würde, die zu aller möglichen Schonung gegen die Leute, welche einen schwachen König umgäßen, geneigt wären. Er war überzeugt, daß man zur Absicht gehabt hatte, ihn durch die Räuber ermorden zu lassen, indem man ihn genöthigt hatte durch Katalonien zu reisen, wo ein Aufruhr durch ihn bestraft worden war, anstatt ihn über Pampeluna gehen zu lassen, wie er es verlangt hatte.

Der Chevalier de Marcieu sandte, seinen Befehlen gemäß, an das Zollamt in Narbonne die heimliche Weisung voraus, das Gepäck des Cardinals, unter dem Vorwande nachzusehen, ob nichts acciebares darunter wäre, genau durchzusuchen. Man fand nichts als 1200 Pistolen, und keine Effekten von einigem Werth. Nach dem Staat zu urtheilen, den er nachher in Rom trieb, mußte er während seiner Staatsverwaltung, auf alle Fälle, beträchtliche Summen im Auslande untergebracht haben. Er wollte gern für arm gehalten seyn, und sagte, daß er sich wenig darum bekümmerte, weil er keine Verwandten hatte, außer einem Neffen, den er, wie er sagte, hatte kastriren (das hieß, Priester werden) lassen, und einer Nichte, die er zur Nonne machte. Diese Umstände und verschiedene andere finden sich in den Briefen des Chevalier de Marcieu, vom 6. Januar 1720 bis zum 1. Februar, da er den Cardinal auf einer Genuesischen Galeere zu Antibes sich einschiffen sah. Alberoni gab ihm noch einen Auftrag und ein Schreiben an den Regenten mit, worinn er diesem Prinzen die Mittel anbot, den Krieg gegen Spanien auf die gefährlichste Weise für dieses Reich zu führen. Der Regent beehrte ihn mit seiner Antwort. Ich habe andere

wärts angeführt, was der Cardinal auf seiner Durchreise in Sizilien über die Verjagung der Prinzessin bei Urzini sagte.

Alberoni gieng von Antibes nach Livorno, und von da nach Parma, wo alle Ehrenbezeugungen, die seiner Würde gebührten, auf Befehl des Herzogs, als dessen Unerbittlicher er geboren war, ihm erzeigt wurden. Diese eitle Eitelkeit trübte ihn nicht dafür, daß er keinen Zufluchtsort hatte als bei seinen Landsleuten, die ihn anfänglich verachtet, in seiner Erhöhung beneidet, für seinen Mißbrauch der Gewalt, den die Italiäner mit dem Wort *prepotenza* ausdrücken, gehaßt hatten, und über seine Erniedrigung frohlockten. Er verließ Parma, und irrte über ein Jahr flüchtig, und wie von der ganzen Erde verwiesen, umher. Die Achtung für den Römischen Purpur schien ihm keine hinreichende Sicherheit in Rom vor der Ahndung des Papstes, den er unverschämmt behandelt hatte. Erst 1721 begab er sich dahin zum Konklave, das auf den Tod Clemens des Fünften erfolgte.

Alberoni's lebhaftester Kummer war die Furcht für das Erzbisthum Sevilla nicht erhalten zu haben, nachdem er seine Dimission von dem Bisthum Malaga gegeben hatte; und als wäre er berechtigt gewesen den Himmel zum Zeugen zu rufen, rief er zuweilen in seiner Wuth aus: der Papst, der Kaiser, und Ihre katholischen Majestäten würden es vor Gott zu verantworten haben. Von dem Evasnischen Aberglauben unterstützt hätte er auch, wenn er im Besitz eines ansehnlichen Sitzes geblieben wäre, oft gegen die königliche Gewalt kämpfen können.

Ich werde die Geschichte dieses Jahres mit Einführung einziger Begebenheiten beschließen, mit welchen ich den Faden wichtigerer Ereignisse nicht unterbrechen wollte.

Der Regent bewilligte der Universität die unentgeltliche Erziehung: das heißt, es wurde durch ein Arrêt vom Conseil vom 14 April, das den 8 May im Parlament eingeregistriert wurde, ein Acht und Zwanzigstel von dem Pacht

Nacht der Posten und öffentlichen Boten zur Bezahlung der Professoren angewiesen, wodurch die Jugend gratis unterrichtet werden sollte. Diese Gnade hat vielleicht der Racheiferung sehr geschadet. Die Gelehrten sollen nicht Noth leiden, aber sie müssen angetrieben seyn, sich Ehre und Vortheil zu erwerben. Ich weiß, daß seit dieser Einrichtung viele Professoren merklich nachgelassen haben. Das gratis wird in den Wissenschaften die nämliche Wirkung haben, wie die Ordnung des Avancements im Militairstand.

Durch ein Edikt vom Monat Mars wurden die Ost- und Westindische Compagnien unter der Benennung der Indischen Compagnie vereinigt. Da dieses Edikt im Parlament Schwierigkeiten fand, so ließ es der Regent im Befehl der bey dem lit de justice von 1718 über die Demonstrationen und Einregistrirungen getroffenen Anordnung für eintregistrirt gelten.

Das Conseil hielt es eben so mit dem Edikt vom Monat April 1719, durch welches der König in dem Ludwigs Orden ähnliche Aemter stiftete, wie in dem Heiligen Geistes orden. Der Siegelbewahrer d'Argenson wurde Kanzler des Ordens, Le Blanc oberster Ceremonienmeister, und Fleury d'Armenonville Sekretär. Man fand es etwas sonderbar, drey Magistratspersonen einen gelbnen Stern auf ihren Kleidern tragen zu sehen, mit der Umschrift: praemium bellicae virtutis. Man sagte nicht ohne Grund, das rothe Band dürfte nur von denen getragen werden, die es mit ihrem Blute gefärbt hätten.

Man versuchte in diesem Jahre einen neuen Plan zur Erhebung der Steuer, und das Billführliche davon aufzuheben. Sey es aber, daß man die Sache übel angriff, oder sey es, daß nichts Schwerer durchzusetzen ist als das Gute, in Frankreich besonders, wo die Privatrück-

sicht das allgemeine Wohl immer überwiegt ^{a)}, so hat der Plan kein Glück gemacht, oder er ist nicht verfolgt worden.

Der berühmte Vater Quésnel, dessen Name vielleicht schon vergessen seyn würde, wenn er nicht die Veranlassung zur Bulle Unigenitus gegeben hätte, starb zu Amsterdam. Wenige Monate vor seinem Tode gab der Jesuit Tellier seine verruchte Seele auf. Nachdem er die Geißel der Tugendhaften, der Gräuel des Publikums, der Schrecken seiner Societät, die ihn verabscheute, gewesen war, unterlag er endlich, zu la Fliche verwiesen, von seinen Kollegen verachtet, der Wuth, nicht mehr Leides thun zu können.

Pecol, maître des requêtes, starb ebenfalls in diesem Jahr. Ich würde eine so geringfügige Begebenheit nicht berühren, wenn sie mich nicht an das schreckliche Ende seines Vaters erinnerte, der ein ungeheures Vermögen erworben hatte, indem er von den niedrigsten Aemtern in der Salzsteuer ausgegangen war. Er genoss seine Reichthümer nie, und hatte keinen andern Gedanken, als sie aufzuhäufen. Er hatte einen Keller bauen lassen, der mit drey Thüren zugeschlossen wurde, von welchen die letzte von Eisen war. Er gieng zuweilen hinunter, und ergozte sich am Anblick seines Schatzes. So heimlich er es auch that, so waren seine Frau und sein Sohn dessen doch gewahr geworden. Einmal war er hinunter gegangen, und man glaubte ihn aus dem Hause; wie er aber am Abend nicht wiederkam, hing die Familie an unruhig um ihn zu werden. Zwey Tage lang getrauten sich die Mutter und
der

a) Hat die Revolution die französische Nation schon von diesem Vorwurf gereinigt? Darum besaß man die Desobedians und die Feindants, die Monarchisten, die Enraacs, die Kapitalisten, die Barreaux, die Büchner und die Bauern und die Emancipirten. Denn die Formel: *seyn leben oder sterben, muß einst im Gemaße des Staats sich ausdrücken*, um viel mehr Werth zu haben als jene alte: *car tel est nous bon plaisir*.

der Sohn nicht, den Keller aufzubrechen, aus Furcht ihn wüthend zu machen, wenn er doch noch nach Hause käme. Endlich entschlossen sie sich dazu. Nachdem sie die beiden ersten Thüren aufgebrochen hatten, fanden sie sich durch die eiserne aufgehalten, die sie ohne Maurer weder eins brechen, noch ausheben konnten; und da sie die Arbeit gegen die Nacht angefangen hatten, mußten sie noch bis zum Tage warten. Dann, wie sie die Thüre hatten ausheben lassen, an welcher der Schlüssel, wie an den besondern vordersten innerlich steck, fanden sie den unglücklichen Alten todt ausgestreckt unter vielen Geldkassen, die Arme zernagt, und neben ihm eine Laterne, in welcher die Kerze heruntergebrannt war.

Was man auch für Vorsicht anwenden mochte, so hatte dieser abscheuliche Anblick zu viel Zeugen gehabt, als daß die Geschichte nicht ruchbar geworden wäre. Dies war in Lyon geschehen. Die Mutter und der Sohn verließen die Stadt, und zogen nach Paris, wo der Sohn, so gut wie so viele andre, die Stelle eines *maitre des requêtes* kaufte; er versrichtete fast keinen von den Diensten dieser Stelle, heyrathete die Tochter von le Vendre, einem rechtschafnen und vornehmen Kaufmann aus Rouen, und hinterließ eine einzige Tochter, an den Herzog von Brissac, den ältesten Bruder des jetzigen, vermählte.

Nachdem Law sich für katholisch erklärt hatte, nahm er Naturalisationsbriefe; und der Regent, welcher nun die ganze Orthodoxie, und alle Eigenschaften, die sonst zu seinen Absichten nothwendig waren, an ihm fand, ernannte ihn zum *Contrôleur-général*. Der Siegelbewahrer ersaunte schon in dem Augenblicke den künftigen Ausgang des Systems, und zog sich von der Verwaltung der Finanzen zurück.

Schon seit langer Zeit wurde Law von *Sollicitans* ten gebrängt, die nach den Gaben, deren Spende er hatte, schmachteten; sobald aber sein Stand sicher gestellt schien,

besaß er einen förmlichen Hof. Weiber von Rang zeigten sich fast im Vordergrund des Wagens, wo seine Frau und seine Tochter saßen; und die vornehmsten Männer belagerten sein Vorzimmer. Sie glaubten ihre Niederkümmertigkeit zu beschönigen, indem sie Eherz daraus zu machen suchten. Aber der scherzhafte Ton, schon abgenutzt, ist in diesen Dingen das letzte Symptom der Unheilbarkeit. Dieser nämlich Adel, der sein Leben so froh sein wie Ehre aufopfert, warf seine Ehre ohne Bedenken für Reichthümer weg. Wir werden in der Folge diese Habsucht, wie den Brand bis zu derjenigen Klasse der Gesellschaft um sich greifen sehen, welche ihrem Stande nach der Ehre gewidmet ist, das Militair. Wenn die Regentschaft eine von den Epochen der Sittenverschlechterung ist, so ist das Eßsien eine noch mehr ausgezeichnete von der geistigen Erniedrigung.

Es konnte nicht fehlen, daß von allem dem Weiße rauch, den man vor Larw brannte, der Dampf ihm zu Kopfe steigen mußte. Er verlangte, daß sein Sohn mit zu den jungen Leuten vom ersten Rang gezogen würde, die mit dem König in einem Ballet tanzen sollten, das der Marschal von Billeroi als das kostbarste Stück der Erziehung ausgesonnen hatte. Der Regent fand nichts beiens ders an Larw's Forderung, Billeroi aber war mit Recht im höchsten Grade davon empört. Der kleine Larw wurde eingezeichnet, und wollte mit den ersten Knaben des Staats auf gleichem Fuß leben. Diese jungen Herren hatten damals nur den Stolz ihrer Geburt, und noch gar nicht die Politik ihrer Väter; sie strastten also den Sohn dieses Abentheurers durch alle möglichen Schelmereien. Ihre Aeltern gaben ihnen Berweise; aber das Publikum, das gerechter und weniger artig als der Hof ist, hieß ihr Betragen gut, und so hüteten sie sich wohl, damit einzuhalten. Zum Glück für den armen Knaben, den man so eingebrängt hatte, wo er nicht hingehörte, wurde er krank, kam

das

dadurch um die Ehre mit dem König zu tanzen, fand sich aber von tausend Unannehmlichkeiten befreit.

Der Prinz von Conti spielte dem Vater einen etwas ernsthafteren Streich. Law, ermüdet, die Aktien und die Bankojetten an diesen Prinzen zu verschwenden, weigerte sich endlich, seine Habsucht länger zu füttern. Hierauf schickte der Prinz sogleich auf die Bank, und ließ die Zahlung einer so großen Menge Zettel fodern, daß man die Mäuswagen mit Geld beladen zurückbrachte. Law beklagte sich bey dem Regenten über ein Verspiel, das, wenn es Nachahmer fände, das ganze System über den Haufen stürzen würde. Der Regent fühlte es nur zu gut, gab dem Prinzen von Conti den stärksten Verweis, hielt ihn für die Zukunft in Schranken; und das Publikum, von der Habsucht und von dem Undank gleich empört, erklärte sich für Law wider den Prinzen von Conti.

Diese Art von Angriffen war es auch, die Law wirklich fürchtete. Vor dem Parlament war ihm nicht mehr sehr bang; das lit de justice hatte dieses Gericht so niedergeschlagen, daß es, anstatt sich mit Demonstrationen über die Finanzoperationen zu beschäftigen, bloß um die Zurückberufung der Exilirten, wie um eine Gnade gebeten hatte; und als der Regent den Präsidenten de Blamont wieder auf strengen Fuß stellte, war der Beschluß des Parlaments, daß man Ex. königlichen Hoheit die stärksten Dankfagungen machen sollte. Blamont urtheilte hieraus, daß seine gesammten Kollegen nur eine schwache Stütze machten, und wurde seitdem unter ihnen der Spion des Regenten. Man hat dergleichen Belehrungen wohl eher im Parlament vorgehen sehen.

Der Erste Präsident war weit entfernt, das Feuer des Parlaments zu schüren, er fürchtete vielmehr dessen Heftigkeit. Der Regent hatte über diesen Mann einen Vortheil, den niemand wußte, und der noch gegenwärtig zu den sehr wenig bekannten

Anekdoten gehöret, da höchstens fünf oder sechs Personen davon unterrichtet sind. Als der Herzog vom Maine und seine Gemahlin arreirt wurden, fühlte sich der Erste Präsident auch nicht von Verantwortung frey, und wünschte daher sehr, aufs Keine zu bringen, was dem Regenten davon bekannt seyn möchte; in dieser Absicht ließ er ihn durch Mademoiselle Chausseraie, von der ich schon gesprochen habe, um eine geheime Audienz ersuchen. Der Regent trug ihr auf, den ersten Präsidenten durch ein kleines Pförtchen auf der Straße Richelieu, eine Hintertreppe herauf, welche an die innern Kabinette stößt, zu ihm führen zu lassen, und der Schlüssel wurde zu diesem Zweck Duplessis 1) anvertraut.

Der erste Präsident fand den Regenten mit der Chausseraie, die durch die gewöhnliche Thüre hereingekommen war, in seinem Kabinet; er fieng damit an, seine Ehrfurcht, seine Dankbarkeit, seine unverlegliche Ergebenheit auszukramen, und sagte, daß er gerade zu einer Zeit, wo so viele andre von ihrer Pflicht abwichen, gewünscht hätte, die Versicherung dieser Gefühle zu erneuern.

Indem er sprach, suchte er in den Augen des Regenten zu lesen, welchen Eindruck seine Rede machte. Der Prinz machte so sorgfältig über seine Mienen, daß der Präsident seine Wolfe bemerkte, sich zu neuen Versicherungen hin-

1) Dieser Duplessis, den man gegenwärtig und schon lange der Büsch nennt, ein sehr rechtschaffner Mann, hatte damals eine angenehme Figur, war dem Regenten sehr bekannt und der Vertraute von der Chausseraie. Büsch, der jetzt in den aufwärtigen Geschäften ist, und einmahl als französischer Minister in London war, heist der Nefie jenes Büsch, von dem hier die Rede ist; und es hat den Anschein, daß er die Frucht des vertrauten Umgangs zwischen Büsch und der Chausseraie ist; überdies ist es ein verdienstvoller Mann. Ich werde später mit dem alten Büsch, und das Gespräch kam auf die Sache, von welcher ich rede. Er erzählte mir sie her, nebst vielen andern, die in den Memoiren der Chausseraie aufgeschrieben gewesen waren. Sie ließ sie vor ihrem Tode alle verkennen, auf die Anregung des Abbe Dandigne, der ihr Verwandter und ihr Beschützer war.

hinauffpannte, und im Begriff war, sehr mit sich selbst zufrieden, hinwegzugehen, als der Regent ihm ein Papier vorhielt, und mit größter Kälte hinzusetzte: erkennen Sie das? Lesen Sie! Es war ein eigenhändiger Brief des ersten Präsidenten, durch welchen er dem Spanischen Hof für das Parlament gutsagte, und sich so deutlich erklärte, daß keine Auslegung vorzuschlagen war.

Der erste Präsident, wie vom Blitz getroffen, fiel dem Regenten zu Füßen, betheuerte seine Reue und flehte um seine Gnade. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, warf der Prinz einen Blick des tiefsten Unwillens auf ihn, und begab sich in ein andres Zimmer.

Die Chausseraie, von dem Auftritt betäubt, machte dem ersten Präsidenten Vorwürfe, daß er sie verleitet hätte, um diese Audienz anzufuchen, und sie dadurch bey dem Regenten dem Verdacht aussetzte, als hätte sie um die Absichten dieses Schritts gewußt. Statt sich zu rechtfertigen beschwor sie de Mesmes, dem Prinzen nachzuweichen, und sich für seine Rettung zu verwenden. Die Chausseraie, von Mitleiden bewegt, gieng zum Regenten, der sie mit Ausrufungen über das Verbrechen und die Frechheit des Präsidenten empfieng. Er versicherte, daß er ihn festsetzen lassen würde; aber die Chausseraie, die ihren Mann kannte, antwortete lächelnd: „Sie sind zu klug dazu, gnädiger Herr, Sie werden es nicht thun, der Vorgang ist für Sie zu glücklich. Das ist ein Mensch, mit dem Sie im Parlament thun können was Sie wollen. Sie bedürfen zuweilen solcher Schurken“ — Denn um den Schuldigen zu retten, fand sie rathsam, ihn nicht zu schonen — „erhalten Sie ihn nur zwischen Hoffnung und Furcht. Ich will ihm den Kopf ein Bisgen zurecht setzen, daß er nur die Fassung hat, sich zu entfernen.“ Sie eilte sogleich wieder zu de Mesmes, beruhigte ihn, und übergab ihn an Duplessis, der ihn in diesem niedergeschlagenen Zustande so gut er konnte noch aufrecht erhielt, und ihn

ihn endlich auf die nämliche Weise herausgehen ließ, wie er ihn heringeführt hatte.

Der Erste Präsident blieb in der peinlichsten Unruhe, so lange die Gefangenschaft der Herzogin vom Maine und die Kommission in Bretagne dauerte. Sobald die Sache beendet und die Amnistie publizirt war, nahm er wieder ein zuversichtliches Betragen an, hielt sich zwischen seiner Gesellschaft und dem Regenten, ließ sich so theuer als jemals erkaufen, und zog immer aus seinen verschiedenen Intriguen alles Geld was er zu seinem prächtigen Aufwand brauchte; zu einem Aufwand, mit welchem er den Fürsten selbst blendete, der die Mittel dazu hergab. Wahrscheinlich ist es auch, daß der Abbe Dubois den Rath der Chausseraie unterstützte, in der Voraussetzung, daß er einmal für sich selbst einen besetzten Richter würde brauchen können.

Der Kardinal de la Tremoille starb zu Rom, und durch seinen Tod wurde das Erzbisthum Cambrai vakant. Dubois war schamlos genug, den Sitz für seine Ansprüche nicht zu erhaben zu finden; er beschloß den Regenten darum anzugehen, und zur Einleitung fing er an: „Gnädiger Herr, ich habe verwichene Nacht geträumt, daß ich Erzbischof von Cambrai wäre.“ Der Regent sah den Abbe mit einem verächtlichen Lächeln an, und sagte: „Du hast auch sehr abgeschmackte Träume!“ Dubois war anfangs bestürzt, faßte sich aber bald: „Aber gnädiger Herr, warum könnten Sie mich nicht so gut wie einen andern zum Erzbischof machen?“ — Du! Erzbischof von Cambrai! Du? Jetzt magst du wohl träumen. „Dubois ließ sich nicht irre machen, und zählte ihm alle schlechten, albernen, unwissenden Subjekte, alle Episkopen her, mit welchen der Regent und Tellier die Kirche angefüllt hatten; aber es war keiner darunter, der nicht durch irgend eine Rücksicht der Geburt, des Rangs, der Verwandtschaft mehr getaucht hätte als er; und in ihm allein war

war alles vereinigt, was man den übrigen zusammengenommen nur vorwerfen konnte.

Die Liste war dem Regenten lästig, und um die Verfolgungen des Abbe los zu werden, unterdrückte er ihn: „Aber du bist durchaus ein Taugenichts! a) Wo fändest du den zweiten Taugenichts, der dich konsekriren möchte?“ — „O wenn es nur auf das ankommt, so steht meine Sache gut; den habe ich schon bei der Hand“ — „Und wer zum Teufel wird das seyn? sprich!“ — „Ihr erster Kapellan, der Bischof von Nantes (Tressan); er ist in Ihrem Vorzimmer, ich will ihn hereinführen, er wird sich freuen den Vorzug zu haben, denn Sie versprechen mir das Erzbisthum —“ und hierauf überschüttet er den Prinzen mit Dankfagungen, geht hinaus in das Vorzimmer, sagt dem Bischof von Nantes welche Gnade ihm, Dúbois, jetzt wiederfahren wäre, und daß der Regent wünschte, er möchte die Konsekration übernehmen; Tressan nimmt es an, Dúbois faßt ihn bei der Hand, führt ihn zum Regenten, verdoppelt seine Dankfagungen, und Tressan hält dabei eine Lobrede auf das Subjekt. Der Prinz ist so verwundert, daß er nichts antwortet, und Dúbois geht hinweg und macht bekannt, daß er Erzbischof von Cambrai ist, um alle andern Anregungen zu hemmen. Die roués bezeugen ihren Besfall, alles was den Freigeist spielt, lacht; und die rechtschaffnen Leute, selbst die vorurtheilsfreigesten, halten ihren Unwillen nicht zurück.

Ohngeachtet der Regent Widerwillen gegen diese Ernennung zu haben schien, so war dies von seiner Seite nur Komödie. Dúbois wußte in der That sehr gewiß, daß er das Erzbisthum erhalten würde, indem der Herzog von Orleans zu der nämlichen Zeit ihm den Kardinalshut zu verschaffen suchte, zwei Monate vorher dess

halb

a) Hier ist das Wort *sacre* wieder gebraucht, (S. 1 Theil, S. 100. Note a) und dies veranlaßt ein skandalöses Wortspiel mit *sacre* und *sacrer*, das der Uebersetzer aufspornen mußte.

halb an den Papst geschrieben hatte, und die Sache zu Rom durch den Jesuiten Laffiteau betreiben ließ. Ich finde in der Korrespondenz der beyden Höfe, daß schon 1718 der Prätendent sich zu Rom, wohin er geflüchtet war, in so zerrütteten Umständen befand, daß er dem Abbe Dubois seine Ernennung anbot, wenn er ihm die starken Rückstände von dem Gehalt auszahlen ließe, den der Regent ihm versprochen hatte. Aber Dubois hätte sich wohl eine Ernennung anzunehmen, die seinem Kredit in London bey dem König Georg geschadet hätte. Er fand es vortheilhafter sich aus seiner Weigerung ein Verdienst zu machen, und diesen Monarchen dadurch zu bewegen, daß er sich selbst bey dem Regenten für einen Minister, welcher der Urheber ihres Bündnisses war, verwendete. Der König von England that auch wirklich bey dem Regenten, und sogar bey dem Kaiser, über welchen er viel vermochte, Anträge zu Dubois Vortheil. Clemens der Fülfte war nicht abgeneigt, ihm den Hut zu geben, so bald Frankreich nur zu der Absetzung des Kardinal Roailles bewirkte, dessen Raub dem Abbe Dubois alsdann zu Theil werden sollte. Es hielt schwer dem Papst hierinn zu willfahren; da indessen der heilige Vater dem Kardinal Alberoni, welcher damals aus Spanien geflüchtet war, die nämliche Behandlung zubachte, so versuchte Dubois ihn durch die Genuesser festsetzen zu lassen, um ihn als Gefangnen nach Rom zu schicken; diese schlugen es aber ab.

Während daß Laffiteau in Rom für Dubois Ernennung intriguirte 1), meinte dieser durch die Würde eines Eises wie der erzbischöfliche von Cambrai den Glanz des Purpurs besser vorbereiten, und mit mehr Anstand als Kandidat

1) In der Korrespondenz zwischen Dubois und Laffiteau wird, um den übeln Folgen verlornen Briefe vorzubauen, und um die Intrigue zu verheern, Dubois unter dem Namen einer Gräfin de Cadagne bezeichnet, und statt des wahren Gegenstands der Unterhandlung ein Prozeß genannt, der in Rom für diese Gräfin betrieben wird.

Kandidat auftreten zu können. Er schlug also, um Erzbischof zu werden, den nämlichen Weg ein, den er für den Hut schon verfolgte. Er schrieb an Mericault Des Touches, den er an seiner Stelle als Geschäftsträger in London gelassen hatte, und trug ihm auf, den König Georg zu bewegen, daß er den Regenten um das Erzbisthum Cambrai für den Minister, der die Allianz geklistet hätte, bitten möchte. Destouches, ein Mann von Verstand, dessen ganzes Glück aber von Dabois abhieng, wußte sehr gut wie pünktlich er bedient seyn wollte, und brachte dem König das Anliegen vor. Der König brach dabei in ein lautes Gelächter aus; er war aber Destouches geneigt, und erlaubte ihm eine Art von Vertraulichkeit, dieser fuhr also fort: „ich fühle die Sonderbarkeit der Bitte so gut wie Ihre Majestät, aber mir ist alles daran gelegen, daß sie erfüllt werde.“ — „Aber,“ antwortete der König und fuhr fort zu lachen, „wie soll sich ein Protestantischer Fürst wohl einfallen lassen, in Frankreich einen Erzbischof zu machen? Der Regent wird selbst darüber lachen, und es nicht thun.“ — „Verzeihen Sie, Eure; lachen wird er, aber er wird es thun, erstlich aus Ehrfurcht für Ihre Majestät, und zweitens weil er es lustig finden wird. Uebrigens stehe ich unter dem Abbe Dabois, mein Schicksal ist in seinen Händen, er wird mich unglücklich machen, wenn ich von Ihrer Majestät nicht ein dringendes Schreiben zu diesem Behuf erhalte. Hier ist es schon aufgesetzt, und die Gnade mit welcher mich Ihre Majestät beehren, läßt mich hoffen, daß Sie es unterschreiben werden.“ — „So gib dann her, wenn ich dir einen solchen Gefallen damit thue,“ sagte der König, und unterzeichnete 1).

Destouches, sehr erfreut dieses Sendschreiben zu haben, ließ es auf der Stelle abgehen. Der Regent zweifelte

1) Das Dankungsschreiben des Abbe Dabois an den König Georg ist vom 4. Februar.

zweifelte nicht, daß der Schritt von Dúbois angestellt wäre; aber die Ernennung wurde beschloffen. Desvrouches erhielt bei seiner Zurückkunft, dafür daß er so gut gesprochen hatte, eine Stelle in der Französischen Academie, die er durch seine dramatischen Talente noch mehr verdiente. Einen Theil von den angeführten Umständen habe ich von ihm selbst. Ich sprach davon mit dem Marschal de la Fare, mit welchem ich von dem Landtag in Bretagne, wo ich Deputirter war, nach Hof zurückfuhr. „Ich sehe,“ sagte er, „daß dieses wahr ist, und was es mir bestätigt, ist daß einen Tag, da der Herzog von Brancas, Roce und ich mit dem Regenten nach Saint-Cloud fuhren, Roce, der mit Dúbois unzufrieden war, um die Gesellschaft auf Kosten des Abbe zu belustigen, anhub: Monseigneur, man behauptet, daß der Schurke von Dúbois Erzbischof von Cambrai werden will. — Das ist wahr, erwiederte der Regent, und es wird wohl zum Besten meiner Angelegenheiten gereichen. Hierauf schwieg man, der Prinz schien verlegen, etwas beschämt, und ich habe immer bemerkt, daß er es nicht gern sah, wenn man über diesen Punkt mit ihm sprechen wollte.“

Wir wollten entferntere Zeitpunkte ein wenig zusammenrücken, um hier noch alles mitzunehmen, was diese Sache betrifft. Da Dúbois nichts als die Censur hatte, so mußte er fürs erste die Wahe empfangen. Er war fest überzeugt, daß der Cardinal Noailles sich um so mehr geschmeichelt finden würde, einem mächtigen Minister diese kleine Gefälligkeit zu erzeigen, als der Einfluß desselben bei dem Entschlus, den der Hof über die Konstitution nehmen würde, so überwiegend wäre. Dúbois täuschte sich. Er war in jeder Rücksicht ein des Episcopats so unwürdiges Subjekt, daß der Cardinal sich durch eine niedrige und frevelhafte Nachgiebigkeit nicht entehren wollte, und den Antrag rein von sich wies. Man ließ im Namen des Regenten mit ihm sprechen, er antwortete bescheiden und

und eheerbietig, ohne sich aber die Bewegungsgründe zu erklären, und blieb unerschütterlich. Diese demüthigende Weigerung wurde allgemein bewundert, und war eines der stärksten Argumente, die den Abbe Dubois für die Konsultation entschieden.

Es würde nicht an Bischöfen gefehlt haben, die sich um die Schande, ihm die Weihe zu ertheilen, gerissen hätten; aber er wollte sich nicht vom Hof entfernen, und auf diese Weise den Schimpf, der ihm eben widerfahren war, belegen. Er wandte sich an den Erzbischof von Rouen (Bevons), dessen Diocese sich auf vier bis fünf Lieues vor Paris erstreckt.

Dem Erzbischof war diese Wahl sehr lästig, die ihn der Schande anzunehmen, oder der Gefahr, sich zu weisern, aussetzte, und er neigte sich sehr zu dem letzten Entschluß; aber sein Bruder, der Marschal von Bevons, ein plumper Mensch und ein verschlagener Hofmann, griff ihn bey der Dankbarkeit an, die sie beyde dem Regenten schuldig wären, und riß ihn unter diesem Vorwande von Pfllichtmäßigkeit fort.

Dubois, durch ein Breve berechtigt, alle Ordines auf einmal zu empfangen ^{a)}, und mit einer Erlaubniß des Erzbischofs von Rouen versehen, begab sich in aller Frühe mit dem Bischof von Nantes auf eine Dorfpfarre vom Großvikariat von Pontoise, die nächste bey Paris, und empfing da die ganze Weihe bey einer stillen Messe.

Er kam früh genug zurück, um sich bey dem Regentschaftsrath einzufinden, ohngeachtet andre Mitglieder, die vor ihm gekommen waren, schon in Gegenwart des Regenten angekündigt hatten, man müßte auf den Abbe nicht warten, weil er in Pontoise seine erste Kommunion hielt.

Wie

a) Wo ich nicht irre, ist es der Verfasser der vie privée du Cardinal Dubois, welcher erzählt, daß während der Zeremonie gefragt wurde, ob ihm nicht die Taufe auch fehlte?

Wie man ihn hercinkommen sah, äußerte man die größte Verwunderung über seine Eifertigkeit; der Prinz von Conti machte ihm ein ironisches Kompliment wegen seiner schnellen Verrichtung dieser heiligen Geschäfte. Dúbois hörte ihn an, ohne aus der Fassung zu kommen, und antwortete ihm kaltblütig, wenn er in der Kirchengeschichte besser bewandert wäre, würde er über schleunige Priesterweihen nicht so viel Aufhebens machen, ein ähnliches Beyspiel hätte der heilige Ambrosius gegeben. Jedermann pries hierauf die Belesenheit des Abbe, und die Parallele. Er ließ sich's nicht ansechten, hielt den Scherz aus, so lange er dauerte, und wie man dessen müde war, sieng er an von Geschäften zu sprechen.

Während daß man sich in Paris und am Hof mit dem Abbe und dem heiligen Ambrosius belustigte, wurden die Bullen ausgefertigt, und die Konsekration wurde auf den 9ten Junius, Sonntage, festgesetzt. Man feierte sie in dem Val de Grace mit der größten Pracht. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen, und stellte sich ein. Die Ambassadeurs und andre Minister der Protestantischen Fürsten wohnten dem Fest in einer Leibkammer, gegenüber dem Regenten, bei; die Honneurs der Feyerlichkeit wurden von den vornehmen Herren, welche die obersten Hofämter bey dem Herzog von Orleans hatten, übernommen. Dieses geistliche Skandal war das prächtigste Schauspiel. Der Herzog von Saint Simon, der sich rühmte, der einzige Mann von Rang zu seyn, den Dúbois genug geehrt hätte, um ihn von der Einladung auszunehmen, bot dem Regenten an, sich auch einzustellen, wenn nur er sich selbst so viel Achtung erwiese nicht hinzugehen, und der Prinz hatte eingewilligt. Aber die Gräfin Parakere (la Bien ville), die regierende Maitresse, welche die Nacht vorher mit ihm zubrachte, forderte von ihm, daß er hingienge. Er stellte ihr die Unausständigkeit davon vor, sie widerstritt es nicht, aber sie sagte: „Dúbois wird wissen, daß wie diese

diese Nacht ben einander geschlafen haben, er wird es mir zur Last legen, Ihnen das ausgerebet zu haben; und bey der Gewalt, die er einmal über Sie hat, wird er uns endlich entzweyen.“ Der Regent versuchte ihr diese Furcht zu benehmen, und schalt sie eine Narrin. „Narrin,“ sagte sie, „so viel als Sie wollen! Aber Sie werden hinaus gehen, oder ich breche mit Ihnen, wär's auch nur da mit der Abbe die Ehre nicht hätte, uns zu verurtheilen.“ Der Regent gieng also aus dem Bett der Parabere zu der Konsekration des Abbe Dubois, damit sein Tagwerk sich vollkommen gleich bliebe.

Der Kardinal Rohan wollte der Konsekurator seyn; und da der Ehrgeiz, der Gaunens und der Stolz, zusammen veremigt, sonderbare Vernunftschlüsse machen, so ülters redete er sich, daß der Kardinal Noailles es als eine Demüthigung fühlen würde, einen Mann, dem er die Priesterweihe versagt hatte, von einem Kardinal und Reichsfürsten konsekriren zu sehen. Noailles hielt sich nicht für gedemüthigt, aber der Regent durch das Betragen des Kardinal Rohan sehr geschmeichelt, und Dubois, durch dasselbe sehr geehrt, machten ihm die lebhaftesten Danksagungen; das Publikum hingegen war durch einen solchen Grad von Niederträchtigkeit empört.

Unter den Assistenten war der Bischof von Nantes der erste. Er hatte die Priesterweihe ertheilt, also war es natürlich, daß er sein Bildpret weiter verfolgte. Dubois war aber durch so viele an ihn weggeworfene Ehrenbezeugungen nicht so verblendet, daß er nicht fühlte, wie viel die Feinerlichkeit noch durch die Assistenz eines wahren, fast ehrwürdigen Bischofs zu gewinnen hätte. Der Regent bat den Bischof von Clermont, Massillon, intenter Assistent zu seyn. Massillon wäre dessen gern überhoben geblieben, aber die besondre Gnade, ohne andre Ansprüche als seine Verdienste zum Bischof gemacht worden zu seyn, ließ ihn befürchten, daß man seine Belgarung für

für Unbanbarkeit aufnehmen würde. Man hatte die Bußen für ihn bezahlen, und ihm Geld vorschießen müssen, um die zu seiner neuen Würde nöthige Ausrüstung zu besreiten, indem er sonst die andern durch seine Armuth zu sehr gedemüthigt hätte, und den Bischöfe der ursprünglichen Kirche zu vollkommen ähnlich gewesen wäre. Außer dem konnte seine gelehrte Eingezogenheit ihn leicht verhin- dert haben, von der ganzen Verworfenheit des neuen Prä- laten ein recht deutliches Bild zu haben. Zu diesen Grün- den kann man noch eine Art von Schächternheit rechnen, welche die bürgerliche Tugend am Hofe selten ablegt. Er gehörte endlich der Nothwendigkeit. Die strengen Sit- tenlehrer tadelten ihn, die Vernünftigen bedauerten und entschuldigten ihn.

Die Vermählung des Prinzen von Modena mit Ma- demoiselle de Valois war nicht so glänzend gewesen, als die Konsekration des Erzbischofs von Cambrai.

Die Verlobung geschah in dem Kabinet des Königs, und es fand sich fast niemand ein, als die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt, weil keine Einladung voraus- gegangen war 1).

Am andern Tag wurde der Herzog von Chartres, kraft der Prokuration des Prinzen von Modena, in der Kapelle der Tuilerien mit Mademoiselle de Valois getraut; Mademoiselle de Montpensier, ihre Schwester, nachmalige Königin von Spanien, trug ihr die Schleppe. Der Kar- dinal Rohan segnete das Paar ein, in Präsenz der Pfar- rer von Saint-Eustache und von Saint-Germain. Nach der Messe gab der König der Braut die Hand, führte sie an ihren Wagen, und rief, wie es der Gebrauch ist, dem Kutscher zu: nach Modena.

Ob

1) Die Königl.ichen Ebbne bitten nicht, wie die bloßen Prinzen vom Geblüt, zu den Verlobungen ihrer Kinder; aber der Ke- gent war nur künigl.icher Enkel.

Ob sie gleich das nämliche Gefolge hatte, als ob sie wirklich abgereist wäre, so kehrte sie doch nach dem Palais Royal zurück, und verlängerte ihren Aufenthalt so lange sie konnte. Die Mätern, die sie bekam, und ihre Konvalescenz verschafften ihr noch Vorwände, um ihre Abreise zu verzögern. Endlich mußte sie sich doch entschließen; aber da sie sich sehr ungern entfernte, so machte sie so kleine Tagesreisen, und hielt sich unterwegs überall so lange auf als möglich; nur auf wiederholte Befehle, die sie im Versolg der Klagen des Herzogs von Modena erhielt, endigte sie zuletzt ihre Reise.

Schon damals kann sie darauf, sich die Lehre der Großherzogin von Toskana zu Nuzze zu machen, die ihr beim Abschied gesagt hatte: machen Sie's wie ich, meine Liebe. Sehen Sie zu, daß Sie ein oder zwei Kinder kriegen, und dann wieder nach Frankreich kommen. Es giebt für uns doch kein besseres Land. Unfre Prinzessinnen haben auch wirklich alle das Heimweh. So ist die Herzogin von Modena sobald als sie gekonnt hat, zurückgekommen. Sie zog die Annehmlichkeiten der Gesellschaft von Paris, wo sie gestorben ist, der Etikette ihres kleinen Hofes vor.

Sobald Alberoni verjagt worden war, hatte der Frieden keine Schwierigkeit mehr gefunden. Der König von Spanien trat der Quadrupelallianz bey, und schrieb sogar einen freundschaftlichen Brief an den Regenten. Stanhope und Dubois setzten zusammen die Artikel auf, die der Spanische Minister unterzeichnete. Philipp der Fünfte, von Alberoni befreit, nahm keinen sogenannten Premierminister mehr an, und Grimaldo bekam als Secrétaire der allgemeinen Depeschen den Vortrag der Geschäfte.

Grimaldo, ein Bischof, nahm seit seiner Erhöhung den Namen Grimaldi an. Er war ein Mann von Versstand, ursprünglich hatte er in Orry's Departement gedient, und war durch diesen der Prinzessin de Ursini bekannt

geworden, die ihn bei dem König einführte. Er stieg aufsteigend bis zum Staatssekretair vom Kriegsdepartement; denn man glaubt zuweilen in Spanien, daß ein Mann, der fähig ist eine Stelle zu versehen, sie eher als ein vornehmer Ignorant, der ohne Subalternen nicht auskäme, einnehmen kann; Beispiele davon sieht man an Grimaldo, an Patino, an l'Ensenada.

Als Alberoni sich der Spanischen Regierung bemächtigte, entfernte er alle Kreaturen der Prinzessin der Ursini. Grimaldo war darunter, und behielt zwar seinen Titel als Staatssekretair, aber ohne Verrichtung. Er hatte in seinem Glück sich die öffentliche Achtung zu erwerben gewünscht, er behielt und vernichtete sie sogar in seiner Ungnade durch die Anhänglichkeit, die er den ersten Hebern seines Glücks, der Prinzessin der Ursini und Orp, fortwährend bewies. Verschanden als er die Gunst des Königs besaß, brauchte er nach seinem Sturz nichts an seinem Vertrauen zu ändern. Philipp der Fünfte blieb ihm auch gewogen, aber er wagte es nicht, ihn gegen Alberoni und die Königin in Schutz zu nehmen; er ließ ihn indessen zuweilen in Geheim zu sich rufen, und sah ihn immer mit Vergnügen. Grimaldo kam also durch den Fall des ersten Ministers ganz natürlich wieder in die Höhe, und die Königin konnte ihm wenigstens ihre Achtung nicht versagen.

Der Regent war nun zwar auswärts des Friedens versichert, aber im Innern des Staats genoss er nicht der nämlichen Ruhe. Die Täuschung des Systems hing an zu verschwunden; man begriff nach und nach, daß alle diese Papierreichthümer nur idealisch wären, wenn sie sich nicht auf wirkliche Fonds gründeten, und daß Operationen, welche in gewissen Zeitläuften einem freien Volke anstehen können, in einer Monarchie, wo einer Mautresse, oder einem Günstling der Mißbrauch der Gewalt überlassen wird, verwerflich sind. Die Verschwendungen des Regenten erfreuten den Hof, und machten die Nation arm. Die Großen
zahlte

zahlten ihre Schulden mit Papier, welches nichts weiter als ein legaler Bankrott war. Was die Frucht der Arbeit und der Industrie eines ganzen Volks war, wurde die Beute des müßigen und habfüchtigen Hofmanns.

Das Papier verlor bald durch den Ueberfluß allein sein ganzes Ansehen, man suchte es in klingender Münze zu realisiren, in Ermangelung derselben kaufte man, um jeden Preis, Geldschmiedarbeiten, Mobilien, und übertauschte alles, was nach dem Fall der Papiere noch einen wirklichen Werth würde behalten können. Da jeder mit gleicher Begierde darnach trachtete, so wurde alles ungescheuer theuer, und die Seltenheit des Geldes machte, daß man es immer mehr zusammenhielt. Die Regierung sah nun die Begeisterung zerfließen, es blieb kein Mittel mehr zur Verführung übrig, und man brauchte nun Gewalt. Gold, Silber, Edelsteine wurden verboten. Es war nicht erlaubt, für mehr als fünfshundert Livres an barem Gelde zu haben. Selbst in Klöstern wurde Nachsuchung gehalten. Es gab Kenntnisszettel, man hegte, man belohnte die Angeber. Bediente verriethen ihren Herren, der Bürger wurde zum Spion seines Mitbürgers; daher sagte Lord Stairs, daß an Laus Katholicität nicht mehr zu zweifeln wäre, da er die Inquisition einführte, nachdem er durch die Verwandlung des Geldes in Papier schon die Transsubstantiation erwiesen hätte. Wäre das System auch an sich nicht verderblich gewesen, so würde der Mißbrauch doch alle Grundsätze desselben zerstört haben. Man hatte weder Plan noch bestimmten Gegenstand behalten; für das Uebel des Augenblicks suchte man blindlings ein Mittel, das selbst ein größeres Uebel wurde. Verordnungen, Deklarationen stürzten über einander, am nämlichen Tag erschienen deren mehrere, die sich unter einander selbst widersprachen.

Nie sah man eine so launige Regierung, einen so unsinnigen Despotismus unter einem weniger standhaften

Zürken. Das unbegreiflichste aller Wunder für die, welche Zeugen jener Zeiten gewesen sind, und sie jetzt wie einen Traum ansehen, ist, daß keine plötzliche Revolution daraus entsprungen ist, daß der Regent und Laie kein tragisches Ende genommen haben. Sie waren ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus, aber man begnügte sich zu murren, eine finstere und schüchterne Verzweiflung, eine dumpfe Verstärkung hatte alle Gemüther ergriffen; die Seelen waren zu erniedrigt, um muthiger Verbrechen ^{a)} fähig zu seyn.

Man hörte auf einmal von nichts sprechen, als von dem Ruin rechtschaffner Familien, von heimlicher Dürftigkeit, von verhaßter Bereicherung, von Reichen, die selbst erkant und unwürdig waren, es geworden zu seyn, von verächtlichen Großen, von unsinnigen Vergnügungen, von beleidigendem Luxus.

Die Leichtigkeit, die Nothwendigkeit, sogar beträchtliche Summen in Papier bei sich zu tragen, um damit zu handeln, machte die Diebstähle sehr allgemein; auch Mordthaten waren nicht selten. Eine ereignete sich besonders, deren gerechte und nöthige Bestrafung Aufsehen in einem großen Theil von Europa machte.

Anton Joseph, Graf von Horn, ein junger Mann von zwanzig und zwanzig Jahren, vormalig Hauptmann im ersten Savallerieregiment; Lorenz de Mille, ein Piemonteser, vormalig Hauptmann in einem deutschen Regiment, und ein vorgeblicher Chevalier d'Éclamps ¹⁾ komplotirten

^{a)} Noch hat es der Erfolg nicht deutlich gemacht, ob 1792 der Schwung der Seelen im Ganzen höher gewesen seyn mag. Noch sind die Begebenheiten in Frankreich unendlich größer gewesen als die Venetianen, und der Augenblick scheint nahe, wo sie die ganze Nation erdrücken. Nur würde auch dieser Augenblick nicht der letzte seyn; aber die Pädagogik des Schicksals läßt sich erst nach vollendeter Erziehung übersehen.

¹⁾ Ober Tücker, nach der Aussage der zwei Verurtheilten, die ihn nur seit kurzem kannten, und seinen Namen nicht kennen mußten. Man erfuhr nachher, daß er l'Éclair hieß, zwanzig Jahre

ten mit einander, einen reichen Agioteur zu ermorden; und sich seines Portefeuille zu bemächtigen. Sie begaben sich in die StraÙe Quincampoix, und führten, unter dem Vorwand für hunderttausend Thaler Aktien zu verhandeln, dem Agioteur auf ein Weinhaus in der Genetianischen StraÙe, wo sie ihn mit Dolchschlägen niederwarfen. Dies geschah den 22 März, am Freitag vor der Quarswoche. Der Unglückliche machte so viel Lärm, indem er sich unter den Händen seiner Mörder sträubte, daß ein Kellner, der an der Thüre vorbeiging, an welcher der Schlüssel hock, sie aufmachte, und wie er einen Menschen erblickte, der in seinem Blute schwamm, die Thüre sogleich wieder zuwarf, sie doppelt verschloß, und draussen um Hülfe rief.

Wie sich die Mörder eingeschlossen sahen, sprangen sie zum Fenster hinaus. D'Esampes, der auf der Treppe Wache hielt, hatte sich beim ersten Lärm schon gesclüchtet, und war nach einem Gasthose auf der StraÙe de Tournon, wo sie alle drey wohnten, gelaufen; er nahm alles mit, was er zu sich stecken konnte, und entkam. Wille durchschnitt den ganzen Haufen von der StraÙe Quincampoix, da ihn aber das Volk verfolgte, wurde er endlich bey den Halles angehalten. Der Graf von Horn wurde aretirt, wie er vom Fenster hinunter fiel. In der Meinung, daß seine zwey Mitschuldigen gerettet wären, hatte er so viel Besonnenheit, auszusagen, daß er sich in Gefahr befun- den hätte, ermordet zu werden, indem er sich des Namens, der eben erschossen wäre, hätte annehmen wollen. Sein Plan war aber nicht sehr geschickt angelegt, und wurde durch Wille's Ankunft fruchtlos; denn man brachte diesen in das Weinhaus, und er gestand alles. Horn

§ 5

wollte

Jahr alt, und Sohn eines holländischen Bankiers war. Er lebte unter dem Namen Grandere in verschiedenen Ländern umher, und gieng endlich nach den holländischen Besitzungen in Indien.

wollte vergebens ihn verläugnen; der Aufseher des Biers ließ ihn aus Gefängniß führen. Da das Verbrechen erwiesen war, dauerte der Prozeß nicht lange, und schon am 26 März, Dienstags in der Charwoche, wurden beide auf dem Richtplatz lebendig gerädert.

Der Graf Horn war wahrscheinlich der erste Urheber des Komplotts; denn vor der Exekution, und während daß er auf dem Rade noch athmete, hat er seinen Mitschuldigen, der zuletzt gerichtet wurde, und unter den Erdhfen starb, zu wiederholten malen um Vergebung.

Ich habe von dem Kapellan vom Gefängniß einen Umstand erfahren, welcher die Resignation und die Seelenruhe des Grafen Horn sehr beweist. Als er, bis zur Ankunft des Beichtvaters, eines Doktors von der Sorbonne, dem Kapellan übergeben wurde, sagte er zu diesem: „ich verdiene das Rad, ich hefte, daß man aus Rücksichten gegen meine Familie die Strafe verändern, und mir das Urtheil der Enthauptung sprechen würde; ich ergebe mich in alles, um Gnade für mein Verbrechen von Gott zu erhalten.“ Er setzte sofort hinzu: „leidet man viel, wenn man gerädert wird?“ Der Kapellan, besürzt über diese Frage, antwortete bloß, daß er es nicht glaubte, und sagte ihm alles Trübliche, was er ausfinden konnte.

Der Regent wurde von allen Seiten belagert, um den Verbrecher zu begnadigen, oder seine Strafe wenigstens zu verändern. Die That war so abscheulich, daß man nicht lange auf das erste drang; desto eifriger aber verwandte man sich für das andre. Man stellte vor, daß die Strafe des Rads so infamirend wäre, daß kein Mädchen vom Hause Horn bis ins dritte Glied in irgend einem Stifte aufgenommen werden könnte.

Der Regent wies alle Bitten um Begnadigung von sich. Wie man versuchte, ihn dadurch zu rühren, daß der Verbrecher die Ehre hätte, durch Madame ihm anzuwesend zu seyn; „nun!“ antwortete er, „so werde ich die Schande theil-

theilen, das muß die andern Verwandten trösten.“ Er führte bey dieser Gelegenheit dem Verc von Corneille an:

„Nicht das Schaffot, das Verbrechen macht die Strafe“ (a). Dieser Grundsatz ist moralisch wahr, aber in unsern Sitten falsch. In einem Staat, wo die öffentliche Achtung nur der Geburt, dem Rang, dem Einfluß und den Reichthümern zukommt, welches lauter Mittel zur Ungestraftheit sind, in einem solchen Staat ist eine Familie, die einen schuldigen Verwandten nicht der Bestrafung entziehen kann, überwiesen, daß sie nicht geachtet wird, und folglich der Geringschätzung ausgesetzt; das Urtheil kann also nicht verliert werden. Es hat aber nicht Statt, oder ist wenigstens schwächer unter dem reinen Despotismus, oder bey einem strengen Velle, überall, wo man sagen kann: du bist Sklav wie ich, oder ich bin frey wie du. Von dem Despoten wird an dem Verurtheilten keine andre Schuld vorausgesetzt, als die, mißfallen zu haben. In einem freyen Staat wird der Verc brecher nur der Gerechtigkeit aufgeopfert; und wenn man keine persönliche Rücksichten mehr annehmen wird, dann werden die meisten Familien Delinquenten haben, und so nach einer wechselseitigen Rücksicht, eines gleichen Mißheils bedürfen. Dann wird die Schuld bloß an der Person haften, und das Urtheil wird verschwinden; ein andres Mittel es auszurotten giebt es nicht.

Der Regent war nahe daran, die Veränderung der Strafe zu bewilligen, aber Law und D'hois stellten ihm die Nothwendigkeit vor, zu einer Zeit, wo jedermann sein ganzes Vermögen bey sich trägt, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. Sie bewiesen ihm, daß der Unterschied der Strafe bey einem so schwarzen und so öffentlichen Verbrechen für das Volk keinesweges befriedigend und vielmehr demüthigend seyn würde. Ich habe oft von dieser Hinrichtung sprechen gehört, sie wurde immer nur von Großen, die dabey

inters

a) Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud.

interessirte Partesen waren, getabelt; und ich kann sagen, daß ich meine Meynung gegen sie nicht verschwiegen habe.

Als die Verwandten alle Hoffnung verloren hatten, den Regenten zu erweichen, fanden zwei darunter, die Horn näher angienß als die übrigen, der Prinz von Nothmontmorency und der gegenwärtige Marechal d'Isenghen, Mittel in sein Gefängniß zu dringen; sie brachten ihm Gift, und ermahnten ihn, sich auf diese Art von der Schande zu retten, aber er schlug es aus. Unwillig verließen sie ihn und sagten: „Geh Elender, du verdienst nur von der Hand des Henkers zu sterben.“

Ich habe die vornehmsten Umstände über diese Sache von dem Kriminal-Advocat, der mir die Akten mitgetheilt hat.

Der Graf von Horn war vor seinem letzten Verrathen, als ein Ganner, und überhaupt als ein Taugenichts bekannt. Seine Mutter, die Tochter des Prinzen von Rane, Herzog von Aremberg, Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vlieses, und sein ältester Bruder, Maximilian Emanuel Prinz von Horn, hatten von seiner übeln Aufführung Nachricht erhalten, und schickten einen Edelmann ab, um seine Schulden zu bezahlen, ihn gutwillig zurückzubringen, oder von dem Regenten einen Befehl zu erlangen, kraft dessen er sich von Paris zu entfernen hätte. Unglücklicher Weise kam der Abgesandte erst den Tag nachdem die That geschehen war in Paris an 1).

Der

1) Das Haus Horn hat seinen Namen von der kleinen Stadt Horn in Brabant, zur alten Grafschaft von Lüttich gehörig, nicht weit von der Mündung der Maas in den Rhein. Es hat drei Aeste dieses Geschlechtes gezeuget. Die zwei ersten sind erloschen. Das Haupt des ersten vermählte sich mit Anna von Savoyen, Wittwe Josephs von Montmorency, Herrn von Richey. Da er keine Kinder mit ihr hatte, adoptirte er die beyden Montmorency, die er von ihrem ersten Mann ge-
hätt

Der Prinz von Horn schrieb, als der Regent die ihm konfiskirten Güter seines Bruders zuerkannte, wie man behauptete, folgenden Brief an denselben:

Ich beklage mich nicht, gnädiger Herr, über den Tod meines Bruders; aber ich beklage mich, daß Ew. Königl. Hoheit in seiner Person die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nation verletzt haben. (Der Vorwurf ist ungegründet, auf den vorsätzlichen Mord steht das Rad, ohne Unterschied der Geburt.) Ich danke Ihnen für die Konfiskation seiner Güter; ich würde mich für eben so unsam halten als er war, wenn ich sie die mindeste Gnade von Ihnen annähme. Ich hoffe daß Gott und der König einst eben so streng über Sie Recht halten werden, als Sie es über meinen unglücklichen Bruder gehalten haben.

Zu der nämlichen Zeit, da der Regent den Grafen von Horn der öffentlichen Rache aufopferte, ließ er in Bretagne der Ruhe seiner Regenschaft eben so blutige Opfer bringen. Die königliche Kammer, die zu Nantes niedergelegt war, ließ am nämlichen Tage, den 26 ten März, vier Bretagner Edelleuten, (de Guer Pontcalet, de Montlouis, le Moine, genannt der Chevalier von Talhouet, und du Coëdic,) als Verbrechern der beleidig-

ten

haft hatte, Philipp und Floris. Philipp war der nämliche, dem der Herzog von Alba 1568 enthauptet ließ. Seinen Bruder, Floris, traf das nämliche Schicksal 1570 in Spanien, als er Philipp dem Achten die Klagen der Niederländer über die Einführung der Inquisition überbrachte. Ihre beiden Schwägeren hienatbeten in das Haus Falken. Die zweite Bräute ist ebenfalls erlöschet. Die dritte bestand 1700, in Maximilian Emanuel Prinzen von Horn, und seinem unglücklichen Bruder. Ihr Vater, Philipp Emanuel Prinz von Horn, hatte als General-Lieutenant in Frankreich den den Belagerungen von Duxis und Landau, bey der Schlacht von Speier und bey der von Ramillies gedient. Bey der letzten empfing er sechs Wunden, und wurde gefangen genommen. Als durch den Utrechter Frieden die Niederlande an das Haus Oesterreich kamen, stellte sich das Haus Horn wieder unter die Herrschaft des Kaisers.

ten Majestät und der Felonie, den Kopf abhauen. Sechszehn wurden in Effigie hingerichtet, der Prozeß von einer Menge andrer endigte mit einer Amnestie. Ich habe schon von dieser Sache gesprochen. Diese unglücklichen Ecclésiastiques, deren meiste nicht geahndet hatten, worauf es ankam, waren so viele Opfer von Cellamare's Verführungskünsten und der Thorheiten der Herzogin vom Maine. Ich habe nur wenig Umstände hinzuzufügen.

Die ganze Stadt wurde mit Truppen besetzt, den Bürgern wurde verboten aus ihren Häusern zu gehen, die Kanonen vom Schloß waren gegen die Stadt gerichtet. Wie Montleuvs das Schaffot bestieg, sah er die Umstehenden weinen, und sagte zu ihnen: „Landsleute, wir sterben für Euch, bittet Gott für uns.“ d'Orvy der in dem Prozeß referirte, und kürzlich gestorben ist, hat oft gesagt, daß er ihre Vergnadigung erwartete, nachdem er die Herzogin vom Maine hatte in Freyheit sehen sehen; es braucht wohl keines andern Beweises, daß sie die einzige Schuldige war.

Der Regent konnte nun die Zahlung der Renten und Pensionen, deren Masse seine Verschwendung täglich vermehrte, nicht mehr bestreiten; er hatte durch ein Arrêt vom Conseil vom 6. Februar, den Erlaß aller Renten in Papier, oder ihre Herabsetzung auf zwey Procent verordnet. Durch ein Edikt vom folgenden Monat, März, wurden alle Errichtungen von Renten auf den nämlichen Fuß gesetzt, als ob der Werth des Geldes nicht ganz als klein von der Seltenheit oder dem Ueberfluß desselben abhienge. Der Fürst kann den gesetzlichen Fuß der Interessen bestimmen, aber er kann die Verleiher nicht zwingen. Das Parlament weigerte sich hende Verordnungen einzutreten, und machte Remonstranzen, durch welche bloß das Recht sie zu machen, und ihre Freywilligkeit belegt wurde. Der erste Präsident, der sich noch in
der

der Krisis seiner oben erwähnten Zusammenkunft mit dem Regenten befand, stellte sich krank, um weder mit dem Prinzen noch mit dem Parlamente in Widerspruch zu kommen. Wir werden ihn wieder auftreten sehen, sobald er die Umstände günstig finden wird, und das traf sich bald.

Alle Hesseute hatten sich mit Papier, das ihnen nichts kostete als Erniedrigungen, von ihren Schulden lassen befreit. Der wohlhabende Bürgerstand war ruiniert, und an dem niedrigen Volk wurden bey Orleans heit des Mississippi, der heutigen Louisiana, unerhörte Gewaltthätigkeiten ausgeübt. Lam fand daß man den Alstien nunmehr wenigstens einen erlognen Grund geben müßte, und setzte denselben in den vorgebliehen Reichthümern, die aus Mississippi gezogen werden würden. Es war, sagte er, ein gelobtes Land, reich an Waaren aller Art, an Gold- und Silberbergwerken. Es kam nur noch darauf an, Kolonisten hinzuschicken, die sich selbst dort bereichern, und zugleich die Urheber des Wohlstands von Frankreich seyn würden.

Da mit dieser Lockspeise nichts ausgerichtet wurde, so nahm man alle böse Buben und alle liederlichen Weibsbilder, die in den Gefängnissen und Zuchthäusern waren, und ließ sie einschiffen. Hierauf bemächtigte man sich aller Landstreicher, und da die Menschen, die man gebraucht um eine Stadt von Spitzbuben zu reinigen, selbst nicht viel besser sind, so wurden eine Menge rechtschaffner Handwerkerleute und Bürgersöhne als Vagabunden aufgehoben. Die Häfcher sperren manche ein, und lassen sich ihre Freyheit abkaufen. Diese Dinge wurden so weit getrieben, daß die Geduld des Volks endlich ermüdete. Man trieb die Häfcher zurück, einige wurden ermordet, und das Ministerium, nun selbst in Furcht gesetzt, ließ diese gehäßige Verfolgung aufhören. Man erfuhr nachher daß diese Unglücklichen, mit gewasener Hand weggeführt,

führt, für ihren Unterhalt dem guten Willen der Provinzen, durch welche man sie reisen ließ, preis gegeben, fast alle unterwegs, auf der Ueberfahrt, oder in der Kolonie, angekommen waren.

Nun hatten der Regent und Law keine Auskunft mehr, um die königlichen Effekte zu bestreiten; und am 21 May gab das Conseil jenes berühmte Arrêt, das sie alle zusammen auf die Hälfte ihres Werths herabsetzte. Das Geschrey war allgemein, denn man sah hieraus wie wenig auf die andre Hälfte zu bauen wäre.

Der erste Präsident sah jetzt den Regenten wanken, und alle Bürger in einem Paroxysmus von Wuth, er nahm also keinen Anstand wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen, und versammelte das Parlament. Aber der Regent schickte schon am 27. den Staatssekretair la Beilliére, um alle Verathschlaungen zu suspendiren, und eine neue Verordnung anzukündigen, welche den Tag dars auf bekannt gemacht wurde, und den Effekten ihren ganzen Werth wiedergab.

Der Stoß war jedoch gegeben. Stufenweise entsieht das Vertrauen, aber ein Augenblick zerstört es, und alsdann ist es fast unmöglich wiederherzustellen. Das traf auch hier ein. Der Regent war selbst vom Geschrey, von den Gerüchten, den Verwünschungen, den verdienstlichen Schmähchriften so erschreckt, daß er den öffentlichen Hof ganz auf Law zu wälzen versuchte, indem er ihm die Verwaltung der Finanzen nahm; und er versagte ihm öfters den Zutritt, als er in seinem Pallast erschien. Aber am nämlichen Abend ließ er ihn durch einen geheimen Eingang zu sich kommen, um ihm einigen Trost zu geben, und Entschuldigungen zu machen. Da die Aufführung dieses Prinzen eben so ungleich als inkonsequent war, so nahm er zwei Tage darauf Law mit sich in die Oper. Unterdeffen gab er ihm eine Schweizergarde in seinem Hause, um ihn vor der Wuth des Pöbels sicher zu stellen.

len. Die Vorkehrung war nicht unnütz, denn Laro war schon in seinem Wagen mit Steinen bestürmt worden, und sobald er sich von seiner Wohnung entfernt hätte, würde er ohnfehlbar gesteinigt worden seyn. Seine Frau und seine Tochter entkamen mit Mühe einem gleichen Schicksal auf dem öffentlichen Spaziergange, wo sie die Unvorsichtigkeit hatten sich zu zeigen, ohne zu erwägen, daß der große Haufen nicht aus Hofsleuten zusammenesetzt ist. Außerdem erhöhte die Eigenschaft fremd zu seyn, in Frankreich und wohl in jedem Staate das Unrecht eines Ministers um ein Beträchtliches. Wäre Richelieu ein Italiäner gewesen, so hätte er ohngeachtet der Lobreden der Akademie, unter uns vielleicht einen eben so übeln Ruf hinterlassen als der Cardinal Mazarin, obschon in einer andern Gattung.

Der Regent ließ sich innerlich zu viel Gerechtigkeit widerfahren, um nicht zu fühlen daß er Laro weniger Vorwürfe zu machen hatte als sich selbst. Jener flüchtete sich in das Palais-Royal, weil der Aufstand des Volks sich öfter gegen ihn erneuerte. Er schrieb den Sturz seines Systems dem Siegelbewahrer zu, der, gezwungen die Verwaltung der Finanzen abzutreten, alle Operationen gehemmt, und die Verordnung vom 21. May angerathen hatte.

Dübois, dem das System so viel Geld eingebracht hatte, und der noch mehr davon hofte, unterstützte Laro's Unwillen, und beide bestimmten den Regenten, den Kanzler d'Aguesseau zurückzurufen. Laro gieng mit dem Oberkammerherrn von Conflans, erstem Kammerjunker des Regenten, nach Fresnes um ihn abzuholen; und Dübois besaß sich unterdessen zu d'Argenson, um ihm im Namen des Regenten die Siegel abzufordern, welche dem Kanzler wieder gegeben wurden. Der Ruf des Kanzlers litt dadurch, daß er von Laro zurückgebracht wurde, einen solchen Schas

den, daß er nur mit großer Mühe seinen vormaligen Glanz wieder annahm.

Die Honneurs als Siegelbewahrer wurden d'Argenson gelassen. Aber weder diese noch das Vermögen, das er sich erworben hatte, denn er war ursprünglich sehr arm, verwahrten ihn vor der Krankheit der verunglückten Minister, einer Art von Spleen, den sie fast alle bekommen, und an welchem die meisten sterben.

Von dem Augenblick, da die allgemeine Verwaltung fortgenommen, und ihm nichts als die Bank und die Jüdische Kompagnie gelassen wurde, war Pelletier des Forts zum Generalkommissair der Finanzen ernannt, und er hatte d'Ormesson und Saumont zu Adjunkten.

Der Regent suchte anfangs die Gunst des Volks wieder zu gewinnen, oder wenigstens dessen Haß zu vermindern, indem er den Schein annahm, das Parlament bei seinen Operationen mitwirken zu lassen. Durch ein Arrêt vom Conseil vom 1 Junius wurde wieder erlaubt, so viel Geld als man wollte zu Hause zu haben: aber wenige waren im Stande, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen. Fünf Deputirte vom Parlament wurden zu Konferenzen mit den Finanzkommissären gezogen. Um die Bankzettel wieder einzuziehen, wurden 25 Millionen Renten auf die Stadt errichtet, deren Kapital zu zwei und einem halb pro Cent war, und die angewiesenen Zettel wurden öffentlich auf dem Rathhause verbrannt. Dadurch aber erhielten die Privatleute noch nicht das nöthige Geld für die dringenden und täglichen Bedürfnisse. Die gemeinsten Lebensmittel waren auf einen ungeheuern Preis gestiegen, und da alle Kaufleute sich weigerten, die Zettel anzunehmen, so mußte man auf der Bank unter die Leute, die Zettel brachten, etwas Geld austertheilen. Der Zustuß war dort so groß, daß viele Personen erstickt wurden; man trug drei Leichname vor die Thore des Palais Royal. Dieser Anblick machte so vielen Eindruck, daß ganz Paris auf dem

dem Punkt stand, sich zu empören. Le Blanc, Staatssekretär, begab sich eiligst an den Ort, berief die Schaarwache und die Wache aus den Tuilerien; aber bis sie ankamen, faßte er vorläufig einen klugen Entschluß: Er bemerkte sieben oder acht stämmige Kerls, die in einem Aufstand des Pöbels sehr gut ihre Rolle spielen, und sogar den Anfang machen konnten; diese redete er ruhig an: „Kinder, nehmt diese Körper weg, tragt sie in eine Kirche, und kommt bald wieder zu mir, daß ich Euch Eure Mühe bezahle.“ Sie faßten auf der Stelle an, und die Truppen, die nun ankamen, zerstreuten durch ihre bloße Gegenwart den Haufen, der den Eindruck der Leichname nicht mehr vor Augen hatte. Ein Theil vom Pöbel war den todten Körpern, die weggetragen wurden, schon nachgegangen; entweder aus maschinemäßiger Neugierde, oder um an der versprochenen Belohnung Theil zu nehmen. Den nämlichen Tag erschien eine Verordnung, die dem Volke bey den strengsten Strafen verbot, sich zusammenzutrotten.

Die Regierung war so verderbt, daß kein rechtschaffener Mann ihr traute. Die Zettel, die man aus dem öffentlichen Kurs zog, wurden seit einigen Tagen auf dem Rathhaus verbrannt. Trüdaine, Vorsteher der Kaufmannschaft, in dessen Gegenwart, wie vor den Augen der ganzen Municipalität, dies gethan wurde, glaubte Niemand zu bemerken, die ihm schon durch die Hände gegangen waren, und er äußerte seinen Argwohn auf eine ziemlich derbe Art. Trüdaine war ein Mann von geradem Sinn, voll von Ehre und Gerechtigkeitsliebe, von strengen Sitten, in dem Geiste und den Grundsätzen der alten Magistratur erzogen, ein Feind der neuen Maatregeln, und hauptsächlich solcher, die ihm zweydeutig schienen, daher erklärter Widersacher des Systems, keinesweges politisch, vielmehr ein wenig hart; sein Sohn hat, den mehr Einsichten, viel Ähnlichkeit mit ihm, es ist eine gute Art.

Trüdaine's Verdacht konnte ungegründet seyn, er hatte aber einen solchen Anschein von Wahrheit, und der Position des Mannes hatte so viel Einfluß auf das öffentliche Vertrauen, daß der Regent ihn absetzte, und seine Stelle an Chateauf gab. Vergebens wandte man ein, daß es gegen alle Regel wäre, einen Vortseher der Kaufmannschaft abzusetzen, ehe seine Vortseherchaft verfloßen wäre, und daß es gegen alle Municipalgesetze liefe, einen Fremden 1) an diesen Posten zu stellen; daß außerdem diese Ungerechtigkeit gegen einen tugendhaften und beim Volk beliebten Mann, das Mißtrauen vielmehr bestärken als zerstören würde. Die Regeln kümmerten den Herzog wenig; also wurde Trüdaine abgesetzt, und er blieb der einzige, den die Ungerechtigkeit nicht rührte.

Das Vgio war von der StraÙe Quincampoix, wo es zu eingeschränkt war, auf die Place Vendôme verlegt worden. Da versammelten sich die niedrigsten Schurken und die vornehmsten Giraken, alle durch Habsucht vereinnigt und einander gleichgestellt. Am Hofe führte man fast niemanden an, der sich vor der Seuche verwahrt hätte, als den Kanzler, den Marschal von Villeroi, den Marschal von Villars, die Herzoge von Saint-Simon und von la Rochefoucault. Villars, der selbst mit den Eigenschaften, die er befaß, aufzuschneiden pflegte, wollte einmal, da er mit einer Menge Vagen und Lafanen in einem prächtigen Wagen über den Platz fuhr, seine Uneigennützigkeit wenigstens seiner Eitelkeit zu gute kommen lassen. Da er durch das Gedränge aufgehalten war, steckte er den Kopf zum Schlag hinaus, und steng an gegen die Schändlichkeit des Vgio, als die Schmach der Nation, loszuziehen;
er,

1) Castagnères de Chateauf war zu Chamberen in Savoyen geboren, er war erster Präsident vom obersten Gerichtshof dieser Stadt, sodann wurde er in Frankreich naturalisirt, Ambassadeur in Portugal, in Holland, bey der Flotte, und Präsident der Abniglichen Kammer von Nantes.

er, setzte er hinzu, wäre in Aufsehung des Geldes unbesiegt. Auf einmal gieng ein allgemeines Gejuch von Leuten los, die riefen: Er und die Schutzhäpse! Und die Schutzhäpse! Billars hatte zu der Zeit, da er die Armee kommandirte, beträchtliche Vortheile daraus gezogen. Diese Worte, die von einer Ecke des Plazes zur andern wie im Echo wiederholt wurden, zwangen den Marschal, still zu schweigen, er drückte sich in den Hintergrund seines Wagens, fuhr über den Plaz so gut er konnte, und fand es nicht rathsam, hier wieder öffentliche Reden zu halten.

Der Herzog von Bourbon war einmal so treuherszig, sich der Menge Akten, die er ließ, zu rühmen. Türmenies, Aufseher des königlichen Schazes, ein Mann von Verstand, und der das Recht oder die Gewohnheit der Familiarität selbst bei den Prinzen erworben hatte, versetzte darauf: „Gnädiger Herr, zwei Handlungen Ihres Großvaters ^{a)} sind mehr werth als alle diese Akten. Der Herzog lachte, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, sich zu erzürnen. Dieser nämliche Türmenies fand sich bei der Zurückkunft des Grafen Charolois, der drey Jahre auf Reisen gewesen war, und drängte sich mit vielen andern hinzu, um seine Freude zu bezeugen. Der Prinz würdigte sie kaum eines Blicks, worauf sich Türmenies gegen die Gesellschaft wandte, und sagte: „Da, meine Herren! Wenden Sie recht viel Geld daran, Ihre Kinder reisen zu lassen, und sehen Sie wie sie zurück kommen.“

Der Graf von Charolois trat bei seiner Ankunst sofort gleich in den Regentschaftsrath, ohne jedoch denselben zu vernehmen.

Das Getümmel des Agio auf der Place Vendôme, wo die Kanzley ist, hing an, dem Kanzler zur Last zu fallen;

G 3

len;

a) Des großen Lende. Uebriens war der Win des Originals nicht zu übersehen, da wir nicht, wie im Französischen, für Handlungen oder Thaten und Akten das nämliche Wort (actions) gebrauchen können.

len; daher bot der Prinz von Carignan, mehr kükern nach Geld als bedenklich über die Quelle, woraus es fließen mochte, sein Hotel de Soissons an. Er ließ in dem Garten eine Menge kleiner Baraken aufrichten, deren jede zu fünfshundert Livres monatlich vermieethet wurde; der ganze jährliche Ertrag war fünfmal hunderttausend Livres. Um die Agioteurs zu zwingen, daß sie sich derselben bedienten, erhielt er eine Verordnung, die unter dem Vorwand, eine Art von Polizei im Agio einzuführen, und dem Verlust der Portefeuilles vorzubauen, irgendwo sonst als in diesen Baraken einen Handel abzuschließen verbot.

Seidern die Deputirten des Parlaments mit den Finanzkommissarien konferirten, schmeichelte sich dieses Gericht schon an der Verwaltung Theil zu haben: aber die Täuschung währte nicht lange. Am 17 Julius, dem nämlichen Tag, wo Leute erstickt wurden, erhielt das Parlament ein Edikt zur Einregistrirung, durch welches der Indischen Compagnie aller Handel zugesprochen wurde. Während daß man über die Sache mit Wärme berathschlagte, gieng der erste Präsident einen Augenblick hinaus, und erzählte bey seiner Zurückkunft, was bey der Bank vorgefallen war, und daß Law's Wagen vom Volk zerschmettert worden wäre. Auf einmal standen alle Rätke auf den Füßen, und riefen mit einem Freudengeschrey, das dem Ernst der Sitzung wenig angemessen war: ist Law selbst im Stricken gerissen? Der erste Präsident antwortete, er wisse die Folgen des Tumulus noch nicht. Das Edikt wurde sogleich einstimmig verworfen, die Sitzung aufgebroschen, und das ganze Parlament lief auf die Straße den Reuigferten nach.

Der Regent, durch die Ungefälligkeit des Parlaments auf's äußerste erbittert, versammelte am 18, Donnerstags ein Geheimnes Conseil, wo beschloffen wurde, das Parlament nach Blois zu verlegen. Der Kanzler stimmte wie die andern mit der Verwierung eines Mannes, der des Erliums

Nums müde ist, und wieder davon betroffen zu werden fürchtet. Nach dem Konseil erhielt er indeffen vom Regenten, das Pontoise statt Blois bestimmt wurde.

Am 21. des Sonntags bemächtigten sich unversehn, denn es hatte nichts davon verlautet, mehrere Kompagnien von der Garde der Hölse und der Aussenseiten des Palais; ein Theil von den Mousquetaires besetzte die grand'chambre, und andre das Hotel des ersten Präsidenten; zu gleicher Zeit brachten ihre Kameraden allen Parlamentsgliedern den Befehl, nach Pontoise abzugehen.

Diese Verlegung des Parlaments auf sieben Lieres von Paris machte die Regierung lächerlich, statt ihr Ansehen empor zu bringen, und durch die Umstände, welche dabey vorkamen, wurde das Ganze zu einer Komödie. Am nämlichen Abend schickte der Regent dem Procureur-général hunderttausend Livres in klingender Münze, und eben so viel in Papier, um denen auszuweichen, die es brauchen möchten. Der erste Präsident bekam eine noch stärkere Summe, um die Tafel zu bestreiten, und er zog bey der Gelegenheit in verschiedenen Terminen über fünfmal hunderttausend Livres von dem Regenten. Auf diese Weise war die Sitzung von Pontoise eine Art von Bank zur Ergöblichkeit.

Der erste Präsident hielt offene Tafel, und wer aus Unpäßlichkeit oder andern Ursachen zu Hause bleiben wollte, ließ auf der Ersten Präsidenz alles holen, was er wollte. Nachmittags gab es Spieltische in den Appartements, Kaslehen, ganz angespannt, in den Höfen für die Herren und Damen, die mehr Geschmack an der Promenade fanden. Der Erste Präsident stieg in die glänzendste, und nannte die, mitten unter der Gesellschaft, die sich um ihn herum saß, diejenigen, die ihn begleiten sollten. Messieurs vom Parlament fanden demnach, daß der Erste Präsident der größte Mann wäre, der je diesen Posten erfüllt hätte. Abends, ein prächtiges und feines Souper für die armen

Damen und die Herren von gutem Ton, welche in dieser schönen Jahreszeit täglich von Paris hinkamen, und in der Nacht wieder nach Hause fuhren. Die Feten, die Konzerte folgten beständig auf einander. Der Weg von Pontoise war so häufig besucht, als es heutzutage der von Versailles ist. Es würde vielleicht nicht unangenehm gehalten haben, den Regenten zu bewegen hinzukommen. Er gab das Geld zu den Vergnügungen dieser Exilirten her, und sie erlaubten sich Scherze darüber, die mehr unanständig als leicht waren. Kaum daß einmal nebenher über einen Prozeß Urtheil gesprochen wurde, und bey der ganzen Sache litt niemand als die Parteyen.

Die Chambre des comptes, die cour des aides, das Grand-Conseil ^{a)} und die Universität ließen das Parlament zu Pontoise durch Deputirte complimentiren. Es wurde im Protokoll eingetragen, und am 15 August, bey der von Ludwig dem Dreizehnten gelobten Prozeßion, ließen die beiden ersten Kollegia den Platz des Parlaments gesüßentlich offen.

Da für die Vakanzkammer eine Deklaration des Königs erforderlich ist, so mußte der Erste Präsident, nachdem er vierzehn Tage umsonst gewartet hatte, endlich sich zum Regenten verfügen, und ihn fragen, ob er nicht daran dächte, diese Deklaration auszustellen. Der Herzog gab zur Antwort, daß sie ganz in Ferocität läge, und am nämlichen Tage erschien ein Arret vom Conseil zur Einsetzung einer königlichen Kammer, die aus Staatsrathen und Maitres des requêtes bestand, und der die Prozesse, welche vor das Conseil gezogen worden, nebst den Civil- und Kriminalfachen des Parlaments, unter dem Namen einer Vakanzkammer, zugeeignet wurden. Hierauf nahmen

^{a)} Ich habe diese verschiednen Benennungen, die sich zum Theil selbst erklären, und bey uns in jedem Lande anders lauten, lieber gelassen wie ich sie fand. Diese Anmerkung gilt für mehrere Stellen meiner Uebersetzung.

men die Parlamentsglieder von Pontoise ihre Ferien, es blieb niemand als ein Präsident von jeder Kammer und einige Räte.

Der Regent hatte unnöthig gefunden, bei dem Parlament eine Vakanzkammer zu ernennen, die nicht mehr Sachen beendigen würde als das gesammte Gericht, welches einer Deklaration vom 4 August, in Betreff einer Uebereinkunft zwischen den Bischöfen wegen der Konfiskation, die Einregistrirung versagt hatte.

Diese Sache war dem Regenten im Grunde so gleichgültig wie vielen andern; aber der Abbe Dubois nahm einen sehr lebhaften Antheil daran. Seine neue Würde als Erzbischof von Cambrai verstärkte seine Hörmittel und seine Mittel, zum Kardinalshut zu gelangen. Er gestraute sich noch nicht öffentlich damit vorzutreten, aber er war, wie man schon gesehen hat, darum nicht weniger sicher, daß ihm die Einwilligung des Regenten, und selbst seine Verwendung nicht fehlen würde. Dieser Prinz hatte zwar zu seinen Vertrauten gesagt: „Wenn der Schurke rthörig und unverschämt genug ist, um an den Kardinal zu denken, so lasse ich ihn zum Fenster hinaus werfen.“ Er hatte sich aber über das Erzbisthum Cambrai nicht viel günstiger geäußert, und Dubois hatte es doch bekommen. Es kam also blos darauf an, von Seiten des Papsts die Wege einzuleiten.

Dubois, durch Geld, durch Einfluß, durch Intriguen mächtig, hatte in Rom eine Menge Agenten, die sich unter einander selbst nicht kannten. Der Abbe de Gas mache, unser Auditor bei der Rota ¹⁾ entdeckte die

B 3 halle.

1) Die Rota ist ein Tribunal, das aus zwölf Geistlichen besteht, drei Aömern, einem Italiener, einem Bologneser a), einem Ferrareser, einem Venetianer, einem Franzosen, zwei Spaniern und einem Deutschen. Die Akademie de la Crusca leitet die Etp.

a) Im Text ist es wahrscheinlich ein Druckfehler, das Polonois, sollte: zwei Bolognois, Bologneser, heisst.

bale. Aufgebracht, daß man das Geschäft vor ihm geheim hielt, that er sein möglichstes, um es zu hinterreiben. Er hatte überdem ein persönliches Interesse; als ein Mann von großem Verdienst, Wiß und Gelehrsamkeit, hatte er sich so ausgezeichnet, daß er an der Spitze der Nota stand. Er hatte viele Männer von dem größten Ansehen zu Freunden, und strebte selbst nach dem Hute, wozu das Beispiel der Kardinäle de la Tremouille und von Volzgnac, denen die Nota den Weg dazu gebahnt hatte, ihn noch mehr aufmunterte. Er gab sich also gänzlich dem Römischen Hofe hin, sah diesen als sein zweites Vaterland an, und beschloß, alles seinem Ehrgeiz aufzuopfern.

Dubois wurde durch seine Agenten von diesen Hinsidernissen benachrichtigt. Er gerieth in Wuth, und ließ auf der Stelle einen Zurückberufungsbeßel an Camache abgehen. Dieser entschuldigte sich anfangs, und klagte über den Mangel an Zutrauen, den man ihm bewies. Dubois verwarf die Entschuldigungen, und wiederholte den Befehl, zurückzukommen, mit größerer Härte. Jetzt hob Camache die Larve auf, und antwortete stolz, die Zurückberufung eines Auditor's von der Nota hänge keinesweges von einem Minister ab; der verordnete König habe durch seine Ernennung seine ganze Gewalt erschöpft, er sey jetzt Mitglied der ersten Tribunale der Welt, um einen Auditor abzusetzen müsse ein Verbrechen erwiesen werden, Richter bey einem solchen Prozeß würde niemand sein als der Pabst, als Souverain von Rom und von der Nota; wenn es nämlich ja möglich seyn sollte, einen Mann einzusetzen, der von Seiten der Lehre, der Ausfühung und der Sitten nicht die mindeste Blöße gäbe.

Bev der Ankunft dieses Briefes sprang Dubois vor Wuth in die Höhe, und überließ sich allen seinen tollen Thaten.

Ermelkunge des Wort's Nota davon her, daß die Richter darin wechseln. D'acange findet den Ursprung des Namens in dem Umstand, daß der Boden des Zimmers aus Stüden Porphyre in Gestalt von Nüßern gebaut ist.

Ausbrüchen; dies war bey ihm eine Art von Ansturm, um seinen Verdruss zu fühlen, sodann wurde er ruhig, und er war wieder fähig zu überlegen, und sogar klug zu handeln.

Die Art, wie sich Gamache betrug, war die äußerste Thorheit und Insolenz gegen Frankreich, aber sie wurde ihm in Rom zum Verdienst angerechnet. Jeder Minister, der nicht nach dem Hut gestrebt hätte, würde ihn gezwungen haben, zurückzukommen, würde ihn bestrafen, oder wenigstens durch Einziehung seiner Güter auf das Loos eines Verbannten heruntergebracht haben. Aber Dubois hütete sich sehr, als der Verteidiger der Maximen des Königsreichs gegen die ultramontanischen Hirngespinnste, in einem Augenblick, wo er diese zu ehren scheinen mußte, aufzutreten. Er fürchtete zugleich seine Ansprüche ruhmbar werden zu lassen; er wußte, daß Gamache in dem heiligen Kollegium und unter den innern Hausbedienten des Papstes Freunde hatte. Daher ergriff er das Mittel, ihn für sein Interesse zu gewinnen, und schrieb ihm auf der Stelle, daß er ihn in keiner andern Absicht hätte zurückrufen lassen, als um ihn seiner Geburt und seinem Verdienst gemäß anzustellen, und daß er ihm deshalb das Erzbisthum von Embrun bestimmt hätte. Gamache, der es nun so weit gebracht hatte, von Dubois gefürchtet zu werden, hatte demnach nicht übel Lust, sich ihn zum Freunde zu machen; er antwortete also mit vieler Erkenntlichkeit, schlug aber das Erzbisthum aus, indem er, wie er schrieb, zufrieden wäre, Auditor von der Nota zu bleiben; zugleich bot er seine Dienste zu Dubois Absichten an. Von diesem Augenblick verstanden sich die beiden Ehrgeizigen trefflich zusammen. Gamache war dem Minister zu Erlangung des Huts sehr nützlich, und würde sich selbst bis das hin geschwungen haben, wenn ihn der Tod nicht in seinem Laufe gehemmt hätte.

Dubois hatte beschlossen, um dem Papst zu gefallen, und sich durch einen ausgezeichneten Dienst hervorzutun,

die

die Annahme der Konstitution durchzusetzen. Dem Parlament fand er zur Einregistrierung der Deklaration nicht so viel Leichtigkeit als er wünschte; er glaubte aber daß das Grand conseil die Stelle des Parlaments ersetzen würde, und überredete den Regenten, daß es die nämliche Wirkung haben müßte.

Man kann nicht militärischer zu Werke gehen, als es in dieser Sache geschah. Auf Dubois Rath ließ der Regent die Deklaration im Conseil ablesen, und ohne die Stimmen zu sammeln, sah er sie für approbirt an.

Man verfuhr beim Grand conseil ohngefähr auf die nämliche Weise. Da der Regent sich nicht scheuen konnte, daß die Magistrats Personen dieses Tribunals eine reine und unbedingte Einregistrierung eingehe würden; so ließ er sich von den Prinzen, den Herzogen und Pairs, den Marschällen von Frankreich begleiten. Diese letzten haben als Kronbedienten Stimme bei diesem Gericht, wenn sie den Kanzler dahin begleiten, da sie himgegen beim Parlament nur vermöge der Gegenwart des Königs, dem sie dahin folgen, Stimmen haben. Viele Magistrats Personen stimmten auch wirklich mit Nachdruck gegen die Deklaration. Einer von ihnen, Namens Perelle, wurde, als er die Grundsätze anführte, worauf er seine Meinung stützte, von dem Kanzler gefragt, wo er solche Maximen gefunden hätte? Perelle antwortete sehr kalt: „in den gerichtlichen Reden des seligen Kanzlers d'Aguesseau.“ Da aber das Gefolge des Regenten zahlreicher war als die Gesammtheit der Magistratspersonen, so wurde die Deklaration einregistriert, und es gab niemanden, der diese Einregistrierung nicht als eine erzwungene Handlung ansah, die keinen Bestand haben würde; der Papst selbst war damit nicht zufrieden. Der Römische Hof, der fester als irgend ein anderer an seinen Maximen hängt, wußte wieviel Macht eine nationale Meinung hat;

hat; das Salische Gesetz hat in Frankreich keinen sichern Grund. Eine freye Einregistrierung, durch das Parlament verübt, scheint bey uns die Sanction des Gesetzes, und dieser Gerichtshof ist allein im Besitze oder im Besiz, seine Entscheidungen den untern Tribunalen als Richtschnur anzuweisen.

Dübois ward früh genug gewahr, daß er weder für Nom noch für sich selbst etwas ausgerichtet, und seinen Herrn obendrein kompromittirt hätte: aber es hielt seine diese Schritte zurückzuthun. Er hatte sich mit Law verbunden um den Regenten zu überreden, daß die Parlamente, weit entfernt von einigem Nutzen zu seyn, vielmehr ein beständiges Hinderniß bey den Operationen der Regierung abgäben; daß man sie abstellen, und alle Meuter in Bankrotteln einlösen, das hieß, Bankrott gegen sie werden müßte; und daß alsdann nur der König sich der freyen Gewalt wirklich erfreuen würde: als ob die willkührliche Macht nicht jede Monarchie zerstörte!

Dieses Projekt war schon vorgeschlagen, und man stand auf dem Punkt es auszuführen, als Dübois eignes Interesse es scheitern machte. Dies geschah auf folgende Art.

Der Kardinal Noailles hatte sich verbindlich gemacht, die Acceptation der Bulle, mit Erklärungen, durch einen Hirtenbrief bekannt zu machen, sobald die Deklaration über die gütliche Uebereinkunft zwischen den Bischöfen einregistriert seyn würde. Der Abbe Mengon, Parlamentsrath, ein Mann von vorzüglichen Verdiensten, und vertrauter Freund des Kardinals, erhielt Nachricht von den Plänen, mit denen man gegen das Parlament umging. Er machte seinem Freund begreiflich, daß er dem Staat den größten Dienst leisten könnte, wenn er sich weigerte den Hirtenbrief herauszugeben, bis die Deklaration beim Parlament einregistriert wäre; er gab ihm zugleich alle Gründe

Gründe an die Hand, auf welche er sich gegen den Regenten stützen könnte, den man überredet hatte, daß der Frieden der Kirche von der Bekanntmachung dieses Hirtens briefs abhänge. Der Kardinal nahm diese Maßregeln an, und wandte dem Regenten alles ein, was gegen die Einregistrierung beim Grand conseil aufgestellt werden konnte.

Auf einer andern Seite leistete der Staatssekretär Le Blanc dem Parlament sehr große Dienste, die ihm in der Folge, unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbons, vergolten wurden. Le Blanc überzeugte den Minister, wie viel dem Römischen Hof daran gelegen wäre, daß die Uebereinkunft zwischen den Bischöfen von dem Parlament garantirt würde. Nach diesem Plan suchte nun Dúbois den Regenten günstiger für das Parlament zu stimmen, und er bedurfte hiezu der ganzen Gewalt, die er sich über den Geist dieses Prinzen erworben hatte. Der Regent, der an keines Menschen Rechtschaffenheit glaubte, und der von Dúbois Tüheren Beweise hatte, hatte ihm demohngeachtet sein ganzes Vertrauen geschenkt. Durch Heucheln hatte es Dúbois nicht gewonnen, der Herzog, der ihn von Grund aus kannte, würde es nicht gelitten haben, wenn er sich unterstanden hätte von Tugend zu sprechen. Aber er hatte seinen Herren zu überzeugen gewußt, daß er durch ein unzertrennliches Interesse an ihn gebunden wäre, indem er keine Existenz als durch ihn hätte; „Die Abnahme Ihres Ansehens,“ setzte er oft hinzu, „würde mein eignes Verderben sein.“ So überreichte er ihm einmal eine Schrift zum Unterzeichnen, über welche der Regent eine Erklärung forderte; „unterzeichnen Sie das nur,“ sagte er, „Sie wissen daß ich einen Instinkt habe der bloß für Sie ist, und der Sie sicher machen muß, daß es etwas Gutes ist was ich Ihnen hier überreiche.“

Der Kardinal Noailles, indem er dem Regenten bescheiden widerstand, Dúbois, indem er diesem Prinzen schmeichelte, der heiligste also und der verworfenste unter den Prälaten arbeiteten auf den nämlichen Zweck los, ohne sich mit einander zu verabreden, denn sie waren nicht dazu gemacht in irgend etwas zusammen zu kommen.

Dúbois war zu fein, um auf einmal eine zweite Einregistrierung, oder gar die Zurückberufung des Parlaments vorzuschlagen, nachdem er die Zulänglichkeit des Grand conseil in Schutz genommen, und mit denen, die das Parlament vernichten wollten, gemeine Sache gemacht hatte. Er hing damit an dem Regenten zu sagen, daß der von dem Kardinal Noailles verbrochne Hirtenbrief zur Ertung des Friedens in der Kirche unumgänglich nöthig wäre. Der Regent ließ den Kardinal kommen, und mahnte ihn an sein Wort. Noailles wehrte sich mit der Einregistrierung der Deklaration, die nicht anders als von dem Parlament gültig seyn könnte. Der Herzog von Orleans, der sich zu der Zeit gerade mit den Mitleid, dieses Bericht abzustellen, beschäftigte, ereiferte sich gegen den Kardinal; dieser bestand auf seiner Weigerung, ohne die Gränzen der Ehrerbietung zu übertreten, und er äußerte daß er lieber seine Demission als den Hirtenbrief geben würde, und daß er, nach einer vierzigjährigen Führung des Bischöflichen Amtes, sich glücklich finden würde eine Welt zu verlassen, die in Sünden versunken wäre.

Der Regent hatte den Kardinal in Verdacht, diese Schritte mit dem Parlament verabredet zu haben; er beschloß also es gegen eine Gesellschaft, welche, wie er sagte, ihn meistern wollte, auf das äußerste zu treiben. Der Herzog von Bourbon, Lam, und alle Apostel des Systems erbizten ihn immer mehr. Es gab sogar Mitglieder des Parlaments, wie zum Beispiel der Präsident de Blamont (eben der, welcher sich als Patriot hatte exiliren lassen,

und

und als Spion des Regenten zurückgekommen war), die Materialien hergaben über die Form die man der Justiz würde geben können, wenn man das Parlament abhätte. Indessen waren die Sachen noch nicht so in Ordnung, daß man das Project schon hätte ausführen können, und die Zeit war nahe, wo sich das Parlament in Pontoise wieder versammeln sollte.

Am 11. November bekamen alle Parlamentsglieder eine lettre de cachet, mit dem Befehl nach Blois abzugehen, um die Sitzung des Parlaments den 2. December daselbst zu eröffnen. Hierauf begab sich der Kanzler, den die Französische Uebereilung der Schwäche beschuldigte, sogleich zum Regenten, sagte ihm daß es nicht mehr Zeit wäre das Unglück des Staats zu verhehlen, daß er sich gleich unfähig fühlte das Gute zu thun oder dem Bösen abzuwehren, und daher die Siegel zurückzugeben käme. Der Regent ersaupte, weigerte sich die Demission anzunehmen, und bat ihn wenigstens einige Tage abzuwarten bis er sich entschiede.

Der Cardinal, welcher die glänzendste Rolle hätte spielen können, wenn er vom Stolz, Haupt einer Partey zu seyn, geblendet worden wäre, gab am andern Tag seinen Hirtenbrief, damit sein Widerstand nicht dem Parlament zur Schuld gelegt würde, und um dem Regenten keinen Vorwand zur Verlegung nach Blois übrig zu lassen. Noailles verließ eben den Prinzen, dem er seinen Hirtenbrief übergeben hatte, als der Kanzler ankam, um die Bekräftigung seiner Demission zu erhalten. Der Regent war sowohl von dem Betragen des Cardinals als von der ehrerbietigen Standhaftigkeit des Kanzlers gerührt, und bat diesen noch zu warten, indem die Sachen vielleicht noch beigelegt werden könnten.

Am dem nämlichen Tag ließen la Vrilliere, le Blanc und Dubois, der sie unterstützte ohne öffentlich aufzutreten,

ten, dem ersten Präsidenten anrathen dem Regenten, unter dem Vorwand vor seiner Abreise nach Blois Abschied zu nehmen, seine Aufwartung zu machen.

Der erste Präsident begab sich in Begleitung von zwey und zwanzig Präsidenten oder Rätthen nach dem Palais-Royal, wo er den Regenten von den Feinden des Parlaments umgeben fand. Diese ahndeten die Folgen dieses Schritts, und benahmen sich, jeder wie es zu seinem Charakter paßte. Der Herzog von Bourbon war in der größten Verlegenheit, sich zugleich als den Freund des Parlaments, und als Larois Freund zu zeigen. Der Herzog de la Force, der zu bekannt war um sich zu schmeicheln, daß er jemanden betrügen könnte, verschwieg seine Besorgnisse nicht. Larois bestrehte sich mehr Uebermuth zu zeigen als jemals, um sich von keiner Schwäche hinreißen zu lassen. Dieser Mann war dabey zu einem glänzenden Glück oder zu einer schlimmen Katastrophe geboren, und er schien auf alle Ereignisse vorbereitet.

Der erste Präsident hienü mit Versicherungen von der Unterwürfigkeit des Parlaments gegen die Befehle des Königs an; hierauf stellte er vor, wie viele Familien jetzt durch die Entfernung des Parlaments leiden würden, und ließ sich über diesen Punkt in einige Umstände ein, die den Regenten veranlaßten zu antworten, daß er diese Ungemächlichkeiten nicht vorausgesehen hätte. Kurz nach einigen schwankenden Klagen über das Betragen der Parlamentsglieder, wobey er jedoch die anwesenden immer ausnahm, trug er la Brülliere auf, neue Befehle für Pontoise, anstatt Blois, auszufertigen.

Was einzelne Glieder auch zum Vortheile einer ganzen Gesellschaft für Schritte thun mögen, so finden sie doch nie einen allgemeinen Beifall. Diejenigen, die nicht mit im Palais-Royal gewesen waren, schalteten diesen Besuch eine Niederträchtigkeit, und behaupteten daß man dadurch auf Kosten der Abwesenden seinen Hof ge-

macht hätte, und daß eine solche Deputation nur auf Befehl des gesammten Parlaments hätte geschehen können. Der erste Präsident und die ihn begleitet hatten, antworteten, jedem einzelnen stünde es frey, einen Höflichkeits- oder Ehrerbietungsbefuch zu machen, sie hätten nicht im Namen des Parlaments das Wort geführt, denn sie hätten den Regenten Monseigneur genannt, ein Titel, den ihm das gesammte Parlament nie gäbe; übrigens aber käme die Frucht eines einzelnen Schritts dem gesammten Parlament zu gute, da der Regent, indem er ihnen die Deklaration zurückschickte, ein authentisches Gesändniß ablegte, daß er seine Rechte übertreten, indem er sich an das Grand Conseil gewandt hätte.

Was indessen nur noch Verdruß war, konnte ein Schisma in der Gesammtschaft hervorbringen. Der Abbe Mengon hatte viel Antheil an der Versöhnung gehabt; der Abbe Pécelle, sein Freund durch Achtung, aber sein Nebenbuhler im öffentlichen Ruf, konnte eine entgegengesetzte Meinung ergreifen.

Das Parlament trat am 25 November in Pontoise wieder zusammen. Eh die Deklaration vorgetragen wurde, bemühte man sich mehrere Tage hindurch den Abbe Pécelle zu gewinnen; und alle Hindernisse waren gehoben, als man die Einschränkungen mit ihm verabredet hatte, die er bey der Einregisirung verlangte, um die Appellirenden vor aller Gewaltthätigkeit sicher zu stellen.

In den zahlreichsten Gesammtschaften giebt es fast nur zwey oder drey einzelne Mitglieder, auf welche alles ankomme; ein Beweis, daß es keinen Staatskörper giebt, der sich nicht nach der monarchischen Verfassung hinlenkt. Das Parlament registrirte die Deklaration vom 4 Decembris ein, wurde am 16 zurückberufen, und nahm am 20. seine Verrichtungen in Paris wieder vor.

Das Parlament war in Pontoise so wenig fleißig gewesen, daß sich die Geschäfte außerordentlich gehäuft hatten; noch nach der Zurückkunft des Parlaments fuhr daher die bey den Augustinern sitzende Kammer fort, mehrere Prozesse zu richten, und hatte dabey die größte Ehre von ihrer Schnelligkeit und von ihrer untadelhaften Führung des richterlichen Amtes.

Die Zurückberufung des Parlaments entschied Law's Vertreibung; er reiste auch klüglich zwei Tage vor der Ankunft des Parlaments ab, er nahm eine Chaise mit dem Wappen des Herzogs von Bourbon, ließ sich von ersten Inwendbedienten dieses Prinzen begleiten, die ihm statt einer Art von Sauergarde dienten, und war auch noch auf den Nothfall mit Pässen vom Regenten versehen. Demungeachtet ließ ihn d'Argenson der ältere, Intendant von Mauthouge, auf seiner Durchreise in Valenciennes festhalten, und schickte einen Courier ab, um den Hof davon zu benachrichtigen. Der Courier wurde ihm aber auf der Stelle zurückgesandt, und brachte ihm den lebhaftesten Verweis, daß er die Pässe nicht geachtet hätte.

Law war ein Schottländer, und gab sich, mit oder ohne Grund, für einen Edelmann aus, wie alle Fremde thun. Groß, schön gebaut, von angenehmer und edler Gestalt, viel Witz, eine ausgezeichnete Höflichkeit, ein hoher Anstand ohne Insolenz, das ist ohnfähr sein Portrait. In seinem Hause war mehr Ordnung und Keuschheit als Pracht. Seine Frau, oder die vielmehr dafür ausgegeben wurde, denn man hat nachher erfahren, daß sie nicht vermählt waren, war eine vornehme Engländerin, von hochfahrendem Charakter, die durch die Niederträchtigkeiten unserer kleinen und großen Damen bald zur Impertinenz gewöhnt wurde. Nachdem er in Deutschland und in Italien herumgereist war, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er gestorben ist. Sein System war für Frankreich verderblich, und mußte es seyn. Law kannte weder den Charakter der Nation,

nach den des Fürsten, mit welchem er zu thun hatte. Die Umkehrung der Glücksumstände unter den Bürgern war nicht die unglücklichste Wirkung des Systems und der Regentschaft. Eine weise Verwaltung hätte die Finanzen wieder aufbringen können. Wenn aber die Euten einmal verdorben sind, so stellt sie nichts wieder her als die Revolution eines Staats a); und ich habe sie merklich falschen sehen. Im vorigen Jahrhundert war die Ehre die einzige Triebfeder des Adels und des Militairstandes; der Richter suchte die öffentliche Achtung; der Gelehrte, der Mann von Talenten strebte nach Ruhm; der Handelsmann rühmte sich seines Vermögens als eines Beweises von Einsicht, Wachsamkeit, Fleiß und Ordnung. Geistliche, die nicht tugendhaft waren, mußten es doch wenigstens scheinen. Heutzutage haben alle Klassen des Staats nur einen Zweck, das ist reich zu seyn, und niemand stellt die Grenzen des Vermögens, nach welchem er trachtet.

Vor der Regentschaft war es der Ehrgeiz eines Generaltracters, seinen Sohn zum Parlamentsrath zu machen; und hierzu mußten persönliche Rücksichten für den Vater noch mit bewirken. Wir hingegen haben ganz kürzlich einen geistlichen Parlamentsrath, der sogar Subsidiar

a) Die Erfahrung lehrt uns, daß auch eine solche Revolution die verfallenen Euten nicht wieder herstellt; und der Grund davon liegt am Tage. Ein aus nichts entstehender Aberglaube, wie das alte Nem, braucht Euten und Tugend wie Lust und Nahrung; eine Handvoll von Unterdrückten, die sich gegen mächtige Unterdrücker wehren, wie die Schweizer und die Holländer, kann nur entweder zerstört werden, oder in concentrirter Kraft bestehen und tausendfachen Uebeln zum Trost machen. Aber eine Revolution, die auf dem letzten Grad der Verderbenheit entsteht, wird den Euten der Generation, die sie betroffen hat nicht zu Gute kommen: sie ist nichts andres als eine schnelle und allgemeine Auflösung, ein Fuß des Todes! Und es sind noch die schadhaften und faulen Theile, die sich zu einer neuen Masse wieder sammeln, das Bild reicht nicht bis zu einer Auferstehung der Seelen. Die andre, gesunde und frische Theile an ihre Stelle gekommen sind, darf man schwerlich hoffen, an einer sogenannten Degeneration Freude zu ersehen.

Blasonus war (Le Gendre de Villemorien), sein Amt ver-
lassen sehen, um die Finanz zu ergreifen. Sicherlich hat
es zu allen Zeiten Magistratspersonen gegeben, die niedrig
genug dachten, um den nämlichen Geiz zu haben; aber
sie würden sich nicht getraut haben es zu äußern, und
wenn sie's gethan hätten, so würde man beschließen haben,
die Nachkommen dieser verächtlichen Ueberläufer auf ewig
vom Parlament auszuschließen. Unter uns hat diese Ins-
samie sehr wenig Aufsehen gemacht; ich habe sie sogar ents-
schuldigen gehört.

In meiner Jugend sah ich die niedrigen Stellen in
den Finanzen als Belohnungen für Lokalen austheilen.
Gegenwärtig findet man sie häufiger von Edelleuten als
von Bürgerlichen besetzt. In Bretagne ist noch ein graus-
sames Denkmal von der Verachtung, die man für die Fi-
nanz hatte, übrig. Das untergeordnetste Amt in der
Gesellschaft beraubt einen Edelmann des Zutritts beym
Landtag nicht; dahingegen der stolzeste Finanzier davon
ausgeschlossen ist, und in die Rechte seiner Geburt, wenn
er welche hat, nicht wieder eintritt, bis er seinen Stand
abgeschworen hat.

Unsre Befehle sind immer die nämlichen; nur unsre
Sitten sind verändert, und verfallen mit jedem Tagemehr.
Über die Sitten machen und bezeichnen eine Nation mehr
als die Befehle.

Wir wollen die Geschichte dieses Jahres mit einigen
abgeforderten Begebenheiten beschließen. Zwischen dem
König von England und dem Prinzen von Wallis herrsch-
te noch immer die nämliche Feindschaft, und die Nation
theilte sich zwischen dem Vater und dem Sohn. Dieser
war gezwungen, London zu verlassen, und hatte kaum
das Nothdürftige zu seinem Unterhalt. Das Parlament
half dem ab, indem es ihm eine ansehnliche Pension aus-
warf, und es stand auf dem Punkt, das Ministerium des

Vaters deshalb in Anspruch zu nehmen. Aus Zucht vor diesem Schritt bewogen die Minister den König zu einer wahren oder scheinbaren Versöhnung die Hände zu bieten. Sie wurde endlich bewürkt, durch die Vermittelung der Prinzessin von Wallis, deren Verdienste die Herzen aller Engländer gewonnen hatten. Wenn auch nicht alle Feindseligkeit erlosch war, so wurde der Hochstand doch beobachtet; und die auswärtigen Mächte nahmen, nach ihrem verschiedenen Interesse, Theil an diesem Ereigniß.

Dubois glaubte hierbei seine Anhänglichkeit für den König Georg durch eine feyerliche Ambassade kundmachen zu müssen, und ließ den Herzog de la Force dazu ernennen. Der König Georg urtheilte aber, daß ein solcher Schritt einen Beweis mehr von jenen Händeln, die er erlösen wollte, abgeben und sie verlängern würde; er verlangte daher vom Regenten, diese Ambassade zurückzunehmen. Außerdem war auch das Subject übel gewählt. Der Herzog de la Force war ein gekannter Protestant, und hatte die katholische Religion aus den nämlichen Bewegungsgründen angenommen, die alle unsre vornehmen Protestanten bekehrt haben; seine Mutter lebte noch in London, wohin sie sich der Religion wegen begeben hatte. Der neue Protestant wurde also für das Volk einen schlimmen Mißthätigen gegen eine eifrige Protestantin, wie seine Mutter war, gemacht haben.

Der Rutilius Masset kam in diesem Jahre an Tassoglio's Stelle nach Frankreich; man konnte niemanden wählen, der seinem Vorgänger weniger ähnlich gewesen wäre. Masset, Sohn eines Trompeters aus Florenz, hatte sich von der niedrigsten Dienbarkeit zur Prälatur aufgeschwungen. Viel Verstand, eine anerkannte Rechtschaffenheit, regelmäßige Sitten, etwas einnehmendes bei vieler Offenheit, angenehme Eigenschaften für die Gesellschaft, das alles hatte ihn die Wege zum Glück gebahnt.

Er

Er bewies bey uns sehr gut, daß ein geistlicher Minister seine Pflichten ohne Fanatismus erfüllen kann. Die Arzney, welche diejenigen, die ihr Stand verbindet, im Schooße des Luxus zu leben, nur zu oft erweckt, war an ihm ein eignes Verdienst. Der Römische Hof giebt seinen Nuntien nur sehr geringe Besoldungen, und Rassei hatte kein eignes Vermögen zuzusetzen. Er hielt seinen Rang mit Anstand, und verließ Paris, nachdem er zehn Jahre die Nuntiatur gehabt hatte, ohne das mindeste schuldig zu seyn. Seine Abreise war ihm eben so schmerzlich, als denen, die er hinterließ. Er bekam den Kardinalshut, sobald Clemens der Zwölfte, (Cesari) den Römischen Stuhl bestiegen hatte. Benedikt der Dreizehnte (Orani) hatte ihn keinen Nuntien geben wollen, weil sie, wie er sagte, nichts als Neugeltsträger wären.

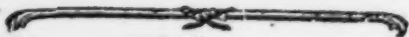
Durch den Frieden, der in diesem Jahre geschlossen wurde, trat der Kaiser wieder in den Besitz von Sicilien, wo der Römische Hof sich wohl hütete, ihm über den Tribunal der Monarchie, von dem ich oben gesprochen habe, Schwierigkeiten zu machen. Auch die Jesuiten schätzten sich sehr glücklich, in aller Demuth wieder den Euklasischen Boden betreten zu dürfen. Victor bekam Sardinien zum Ersatz, um den königlichen Titel beizubehalten.

Die Freiheit, die Law dem Hafen von Marseille ließ, zog von allen Seiten her Schiffe dahin; und die wenige Besatzung, die man bey den aus der Levante anwandte, machte das Unglück dieser Stadt. Eine grausame und langwierige Pest raffte fast alle Einwohner derselben weg, und verbreitete sich auf die benachbarten Dörfer.

Der berühmte Heinsius, Pensionarius von Holland, und der furchtbare Feind, den Frankreich gehabt hat, starb in diesem Jahr. Er war eine Kreatur und ein Werkzeug des Königs Wilhelm, der Haß dieses Fürsten gegen Ludwig, den Vierzehnten war auf ihn übergegangen, er

beharrete darinn nach dem Tod des Statthalters, und erbtte seinen ganzen Einfluß in der Republik. Er wiederlegte sich fortwährend dem Frieden, und er hatte, mit dem Prinzen Eugen und mit Marlborough die Eroberung und die Zerstückelung von Frankreich geschworen. Seine eigne Republik opferte er dieser Leidenschaft auf; er hat ihr mehr Unheil gebracht als uns. Er erschöpfte ihre baaren Reichthümer, steckte sie in Schulden, und setzte sie dadurch in die Abhängigkeit von England, aus welcher sie sich vielleicht nie befreien wird. Zu seinem Haß gegen Ludwig den Vierzehnten gesellte sich der Stolz, einen Monarchen zu demüthigen, vor welchem Europa gezittert hatte. Das Centrum der Kriegsflamme war im Haag. Heinsius fand sich geschmeichelt, die zwei größten Feldherren, die seine Befehle zu vernehmen kamen, in seinem Vorzimmer warten zu lassen.

Als aber nach der Unterzeichnung des Friedens die wahren Patrioten die Unermeßlichkeit ihrer Schulden erkannten, und ihren Mitbürgern über ihren Vortheil die Augen geöffnet hatten, da verschwand endlich der Raub. Der Pensionarius behielt zwar eine Stelle, die sein hohes Alter ihm bald zugleich mit dem Leben rauben mußte, er verlor aber das ganze damit verknüpfte Ansehen. Von Vorwürfen, von täglichen Widerwärtigkeiten niedergedrückt, erlag er endlich dem Kummer und der Demüthigung, die auf dem Mißbrauch der Gewalt so bitter schmeckt.



Fünftes Buch.

Law's Vertreibung war nur ein geringes Opfer, das man dem Volk brachte, und machte für die Uebel des Staats nicht die mindeste Erleichterung. Er war am Ende nichts weiter, als ein Werkzeug des Regenten gewesen, und dieser sah sich, als den größeren Verbrecher, von allen wahren Patrioten verflucht. Er schmeichelte sich den öffentlichen Beifall für die nun nothwendig gewordenen Operationen zu erhalten, oder, wenn sie übel ausfielen, den Vorwurf wenigstens nicht allein zu tragen. In dieser Absicht ließ er den Regentschaftsrath zusammenkommen, und den König dabei gegenwärtig seyn. Schon längst war der Regentschaftsrath nichts als eitles Gerede, und die Stellen darin waren so gut wie *Sine cura's* mit 2000 *livres* Pension. Der Regent entschied alles mit dem, der im Augenblick gerade sein Vertrauen hatte, wie J. B. d'Argenson, Law, Dubois u. s. w.

Pelletier de la Houssaie, der eben an Desfort's Stelle die allgemeine Verwaltung der Finanzen übernommen hatte, legte vor diesem Conseil über den Zustand der Finanzen Bericht ab; und man sah nun den Abgrund, in welchen Frankreich gestürzt war. Die Mitglieder des Conseils hatten bis dahin nur eine unvollkommene Kenntniß davon gehabt.

Als die Rede auf die Indische Compagnie kommen sollte, erklärte der Herzog von Bourbon vorläufig, daß

er fünfzehnhundert Aktien hätte, die er den folgenden Tag zur Disposition des Königs anshändigen würde; er würde sich auf diese Weise alles eignen Interesse entschlagen, und frey über den Gegenstand der Indischen Kompagnie stimmen.

Der Prinz von Conti wollte auch den Uneigennütigen spielen, und sagte: er hätte keine Aktien abzugeben. Er schwieg aber von den Küswagen voll Geld, die er, für sein Papier, von der Bank gezogen hatte, wodurch das Signal zum Verfall des Kredits gegeben worden war.

Ich werde mich über einen Gegenstand, der den Stoff zu einer besondern Geschichte machen könnte, nicht weiter ausbreiten; aber es ergab sich klar, daß Bankzettel für zweytausend siebenhundert Millionen Livres circulirten, und es war unmöglich zu erweisen, daß diese ungeheure Menge verordnet worden wäre. Der Regent, aufs äußerste getrieben, mußte endlich bekennen, daß Law für einen Ueberschuß von zweihundert Millionen an Bankzetteln fabricirt hätte, um daß er, der Regent, da die Sache einmal geschehen, ihn durch antwortende Aretes vom Conseil, welche diese Vermehrung verordneten, gedeckt hätte.

Der Herzog von Bourbon stellte den Regenten zur Noth, wie er von einem solchen Fervor Wissenschaft haben, und Law aus dem Königreich hätte lassen können. Sie wissen, antwortete der Regent, daß ich ihn auf die Bastille setzen lassen wollte, Sie haben mich davon abgehalten, und ihm die Pässe geschickt. — Ich glaubte freylich nicht, erwiederte der Herzog, daß es gut für Sie seyn würde, einen Menschen festsetzen zu lassen, dessen Sie sich bedient hatten. Aber ich wußte nichts von der unberufenen Fabrication von Bankzetteln, die wir eben von ihnen erfahren haben, und ich habe weder seine freye Entlassung noch die Pässe, die Sie mir für ihn eingehändigt haben,

bei

begehrt. Ich erkläre also vor dem König und vor dem Conseil, daß ich der Meinung gewesen seyn würde, ihn fest zuhalten.

Die Wendung, die der Herzog von Bourbon machte, setzte den Regenten in Verlegenheit, und er brachte bloß folgendes heraus: „Ich habe Lam nicht gefangen nehmen lassen, weil Sie mir davon abriethen, und ich habe ihn reisen lassen, weil ich befürchtete, daß seine Gegenwart dem öffentlichen Kredit Schaden würde.“

Alle Anwesenden verwunderten sich über das was sie hörten. Sie sahen deutlich, daß beide, der Regent und der Herzog von Bourbon, sich gefürchtet hätten, Lam den Händen der Gerechtigkeit zu überlassen, weil er sie zu Unhebern oder Mithuldigen alles dessen, was er gethan hatte, hätte machen können. Beide spielten vor dem Conseil eine sehr schlechte Rolle; der Herzog von Bourbon weniger, weil das Gefühl seines Vortheils, ohngeachtet seines äußerst eingeschränkten Verstandes, ihn gut leitete; seine natürliche Wildheit diente ihm statt Würde, er hatte mehr Charakter als der Regent, welcher bei seinem vorzüglichen Verstand, der Lebhaftigkeit seiner Imagination, und seiner persönlichen Tapferkeit, hier nichts als Schwäche zeigte. Ein Oberer, der bloß um den gleichen Antheil an einer Schuld rechte, findet sich nothwendiger Weise erniedrigt.

Das Resultat von la Houffai's Bericht war die Ernennung von Commissarien, zur Liquidation der königlichen Effekte, durch Untersuchung ihres Ursprungs. Der Regent wandte sich hierauf gegen den zehnjährigen König, um feyerlich zu bekräftigen, daß er sich auf keine Weise in das Verfahren der Commissarien einmischen würde. Worauf jedoch der Marechal von Villeroi sich nicht zurücks halten konnte, mit einem bitteren Lächeln zu sagen: „Was zu diese Protestation, gnädiger Herr? Haben Sie denn nicht die ganze Gewalt des Königs?“

Das

Das Conseil brach auf; von der emphatischen Ausrufung der 1500 Aktien des Herzogs von Bourbon war nicht mehr die Rede. Er, die Herzogin seine Mutter, ihr Liebhaber Lasse, die Gräfin von Verue, der Herzog von Anin und alle Subalternen behielten ihre Aktien. Der skandalöse Austritt im Conseil brachte in dem Umlauf zwischen dem Regenten und dem Herzog von Bourbon nicht die geringste Veränderung hervor; sie fuhr fort nach ihrer Gewohnheit mit einander zu leben, ohne Freundschaft, ohne Achtung, und ohne Groll. Den Prinzen von Conti hingegen überhäufte bey jeder Gelegenheit mit Schmach; sie konnten ihm nicht vergeben, daß er dem Credit der Bank den ersten Stoß gegeben hatte, und nachher noch mit seiner Uneigennützigkeit prahlen wollte. Den dem Publikum aber war das System so allgemein verabscheut, daß man ihm bennähe ein Verdienst daraus machte. Dies wurde vorzüglich bey der Aufnahme des Herzogs von Brissac im Parlament sichtbar. Der Herzog von Bourbon und der Prinz von Conti erschienen mit einer so großen Anzahl von vornehmen Begleitern, als beyde bewegen konnten, ihren Zug zu verstärken: aber der Prinz von Conti hatte deren viermal mehr als der andre. Der Prozeß des Herzogs de la Force schien sie mit einander zu vereinigen, beyde wollten sich dem Parlament gefällig machen, und bey jedem kam noch ein besondres Interesse hinzu.

Der Herzog von Bourbon suchte den öffentlichen Ruf seiner Unabhängigkeit an das System und an die Handlungen desselben zu zerstreuen oder zu schwächen. Der Prinz von Conti wollte seinen vorgeblichen patriotischen Eifer immer mehr zu Tage legen, und die Schande, die er sehr zu theilen verdiente, ganz allein auf die Actionnaires werfen. Außers dem erbißte ihn noch ein persönlicher Groll. Zu der nämlichen Zeit, wo er die Kasse der Bank an baarem Geld erschöpfte, gab er sich nebenher auch Mühe, sein Papiergeld durch

durch den Ankauf von Mobilien und Landgütern zu realisiren. Er erfuhr, daß der Herzog de la Force um ein sehr beträchtliches Gut im Handel begriffen war, er suchte vorzukommen, fand aber die Sache schon abgeschlossen, und drang vergebens in den Herzog, ihm das Gut abzutreten; von diesem Augenblick wurde er sein abgesagter Feind.

Der Einfluß und die Erbitterung des Prinzen von Conti würden dem Herzog de la Force nicht viel Schaden gethan haben, wenn er nicht gegen das Parlament ein sehr erhebliches Unrecht gehabt hätte. Er hatte mit am eifrigsten für die Ansprüche der Pairie gestritten, war Law's Freund und Mitschuldiger gewesen, und stand sehr stark im Verdacht, für die Abstellung des Parlaments gestimmt zu haben.

Da er eine große Menge von Bankozetteln in Speerereien, Porcellan und andern Waaren realisirt hatte, auch außerdem bey dem Publikum wenig beliebt war, so ergriff das Parlament die Gelegenheit, ihn als Monopolisten in Anspruch zu nehmen. Der Herzog von Bourbon, sein Bruder der Graf von Charolois, der Prinz von Conti, und neunzehn Pairs gestellten sich als Richter hinzu, mit so vieler Leidenschaft als wären sie Parteyen gewesen.

Nicht alle Pairs folgten diesem Beispiel. Der Erzbischof von Rheims (Mailly), der Bischof von Rozon, Nogethene, und sieben weltliche Pairs ¹⁾ überreichten dem König eine Eitschrift, worin sie als Grundsatz aufstellten, daß die Pairs keinen andern Richter hätten als den König; daß in Kriminalsachen in keinem Prozeß gegen einen Pair erkannt werden könnte, als kraft eines besondern Auftrags an ein Tribunal, das der König nach Gefallen wählte; und daß dieses Tribunal alsdann in Gemeinschaft mit den Pairs richtete.

Eine

1) Die Herzoge von Lunet, von Saint-Simon, von Montemart, von Saint-Rignan, von Charost, von Eschaulnes und von Armin.

Eine so ungewohnte Vereinigung zwischen den Prinzen, dem größten Theil der Pairs, und dem Parlament, kenneuigte den Regenten, der einst zum Ziel derselben zu werden fürchtete. Er zog die Sache vor das Conseil. Sogleich machte das Parlament Remonstranzen; und der Regent wollte die Frage nicht entscheiden, bis sie durch Pairs von beiden Parteien im Conseil abgehandelt werden wäre. Der Herzog von Saint-Simon, ein heftiger Widersacher des Parlaments, vertheidigte den Herzog de la Force mit der größten Lebhaftigkeit, in Ansehung der Inkompetenz des Tribunals. Der Herzog von Noailles, der einsichtsvollste von dem entgegengesetzten Theil, gestraute sich doch nicht gegen einen solchen Gegner aufzutreten, führte zur Entschuldigung an, daß er über den Gegenstand nicht vorbereitet genug wäre, und verlangte Frist, um sich mit seinen Kollegen darüber zu besprechen. Der Prinz von Conti, der mit aller Gewalt in dieser Sache vorstehen wollte, unternahm es, den Herzog von Saint-Simon zu widerlegen; es war aber unmöglich etwas anders von seiner Rede zu verstehen, als daß er von dem Anspruch des Parlaments durchaus nicht abgehen würde. Da indessen die meisten Pairs gegen den Regenten erklärten, daß sie statt aller Antwort auf die Gründe des Herzogs von Saint-Simon, sich lediglich auf die Remonstranzen des Parlaments beriefen, so entschied sich der Herzog von Orleans endlich für den zahlreichsten Theil. Er hatte die Evolution der Sache aus Furcht verordnet, und aus dem nämlichen Grund gab er jetzt eine Deklaration, welche den Prozeß wieder dem Parlament übergab.

Die verschiedenen Zufälle verzögerten die Sache bis zum 12 Julius, wo darüber gesprochen wurde. Die Handedgenossen und Namensleiber des Herzogs de la Force wurden, der eine blamirt, der andre admonirt a). Das

Urs
a) Das Blamiren geschah öffentlich mit der Formel: la Cour Vous blâme, und es war eine infamirende Strafe. Admonétrer
mar

Urtheil über den Herzog selbst wurde mit den Pairs verabredet, und lautete folgendermaßen: er sollte gehalten seyn, sich vorsichtiger zu betragen, und inskünftige eine tadellose Ausführung anzunehmen, wie sie seiner Geburt und seiner Würde als Pair von Frankreich geziemte.

Ueber die respektiven Ansprüche des Parlaments und der Pairs ist es schwer zu entscheiden. Wer die Kompetenz des Parlaments läugnet, glaubt die edlere Partey zu ergreifen, wer sie anerkennt, meynt sich an die sichere zu halten.

Es ist auch nicht leicht, den Begriff des Monopoliums, als eines Verbrechens, genau zu bestimmen, und richtig anzuwenden. Wenn man dem Parlament zugemuthet hätte, und wenn man es ihm noch jetzt zumuthete, eine gute Definition vom Monopolium zu geben, so würde es sehr in Verlegenheit seyn. Ich habe den besten Richtern des Herzogs de la Force zuweilen meine Zweifel vorgelegt; sie gaben mir so deutlich als sie nur immer konnten zu verstehen, daß man den Beklagten, wenn er weniger verhaßt, und bey dem Publikum besser angesehen gewesen wäre, auch weniger schuldig befunden haben würde.

Die gute Jagd machte das Parlament hitziger, und nachdem es über einen Herzog Recht gehalten hatte, fand es sich aufgelegt, einen Marschall von Frankreich anzugreifen; aber der Regent urtheilte, daß es damit genug wäre, gebot Stillschweigen und rettete den Marschal d'Estrées.

Dubois ließ sich in dieser Sache nicht sehen; er war mit andern Dingen beschäftigt, die ihn näher angien. Der Jesuit Laffiteau, Bischof von Sisteron, und der Abbe Lencin negotzirten für ihn in Rom um den Kardinalshut. Um der Bemerkung mehr Gewicht zu geben, schlug er dem

Kar

vor eine geringere Art von geistlichem Verweis, der nicht infamirendes hatte, und *privatum* gegeben wurde.

Kardinal Nohan vor, hinzugehen, und die Promotion zu betreiben, wogegen er ihm bey seiner Zurückkunft die Stelle als erster Minister versprach. Der Kardinal, überzeugt, daß seine Geburt, die Würden, mit denen er bekleidet wäre, die Fähigkeiten, die er sich selbst zutraute, und Dubois Intriguen eine solche Zusage erfüllen müßten, rüßete sich zur Abreise, als man den Tod des Pabsts erfuhr. Diese Begebenheit beschleunigte seine Reise, und er kam in Rom an, mit so viel Geld versehen, als nöthig war, um das mangelnde Verdienst des Kandidaten zu ersetzen.

Der Kardinal nahm Tencin zu seinem Konklavisten, und ließ Lassiteau draussen, um Dubois Prieße in Empfang zu nehmen, die er ihnen regelmäßig mittheilte. Ohngeachtet der vorgeblichen Undurchdringlichkeit des Konklaves, schrieb er unterm 5 May an Dubois, daß er mittheilte eines nachgemachten Schlüssels alle Nächte hineinläufe, indem er durch fünf Wachstuben gienge.

Das Gold und die Juwelen wurden nicht gespart, aber Tencin verließ sich nicht allein auf diese schwachen Versuchungsmittel, und nahm noch alle Maasregeln, die seiner und seines Patrons würdig waren. Er erbet sich gegen den Kardinal Conti, ihm durch die Französische Faktion und durch andre reichlich bezahlte Anhänger die dreifache Krone zu verschaffen, wenn er sich schriftlich verbinden wollte, nach seiner Erhöhung dem Abbe Dubois den Hut zu geben. Nach abgeschlossenem und unterzeichnetem Handel kabalirte Tencin so wirksam, daß Conti (am 8 May) zum Pabst erwählt wurde; vielleicht würde er es auch ohne diesen Unterschleif durch seine Geburt und die Achtung, in welcher er stand, geworden seyn.

Nach den Feyerlichkeiten der Erhöhung des neuen Pabstes, mahnte ihn Tencin an sein Versprechen. Der Pabst, der von Natur tugendhaft war, und sich die unglückliche Verschreibung in einem Anfall von Ehrgeiz hatte ablocken lassen, antwortete, daß er sich es ewig vorwerfen

sen würde, durch eine Art von Simonie nach der höchsten geistlichen Würde gestrebt zu haben; daß er aber seinen Fehler nicht durch die schändliche Wegwerfung des Kardinalats an ein so unwürdiges Subjekt vergrößern wollte. Tencin, der diese gewissenhaften Bedenlichkeiten nicht recht begriff, drang mit Hitze in den heiligen Vater. Dieser widerstand muthig. Wenn er von seinem Gewissen sprach, wandte Tencin seine und Dúbois Ehre ein. Diese beiden vereinigt schienen Innocenz dem Dreizehnten das um nicht stärker. Der Kampf war langwierig, und erneuerte sich zu verschiedenenmalen.

Endlich, da Tencin den Papst durch Gründe zu überzeugen verzweifelte, drohte er ihm die Verschreibung öffentlich bekannt zu machen. Der heilige Vater erschrocken, und hielt es für besser, der Kirche dieses Uergerniß zu ersparen, als hartnäckig auf die Verweigerung des Huts zu bestehen, von dessen Entweihung doch schon Beispiele vorsehen waren. Indessen zögerte er noch, als Scaglione, sein Sekretair, den Unterhändlern Nachricht gab, daß sein Herr große Lust zu einer Bibliothek hätte, für welche man zwölftausend Studi forderte, die er nicht in seinem Vermögen hätte. Die Summe wurde sogleich aufgezehrt, und diese Großmuth zog die Wage vollends nieder; am 16 Julius ernannte der Papst den Abbe Dúbois zum Kardinal, um die unselige Verschreibung zu vertilgen. Er war aber damit nicht am Ziel seiner Leiden. Tencin wollte nicht umsonst das Werkzeug einer Infamie gewesen seyn, er beschloß davon Nutzen zu ziehen, um selbst Kardinal zu werden, er hatte die Unverschämtheit, den Papst den Vorschlag zu thun, und erklärte, daß er nur unter dieser Bedingung die Verschreibung wieder herausgeben würde. Der Papst sah sich nun in einen Abgrund von Scandalen gestürzt. Ueber Dúbois Ernennung konnte er sich wenigstens mit der Verwendung Frankreichs, mit der Empfehlung des Kaisers, den man in Rom fürchtete, mit Dúbois

eigenem Einfluß und seinem Ministerium entschuldigen, durch welches er dem Römischen Hof nützlich seyn könnte. Welcher Vorwand war aber der Ernennung eines Menschen wie Tencin zu geben, der ohne äußerlichen Glanz, ohne Stütze, durch den Prozeß den er kürzlich verloren hatte, durch sein Vermögen selbst gebrandmarkt war, der fast eben so verrufen war als Dubois, ohne durch Würden gewissermaßen rehabilitirt zu seyn, welche gemeinlich einen Theil der Vergangenheit bedecken, in Frankreich zumal wo man alles vergißt, wo man nur von der Gegenwart erschüttert wird? Diesem Menschen den Hut geben, hieß, wo nicht den wahren Bewegungsgrund verrathen, doch wenigstens ein schändliches Geheimniß andeuten.

Der Papst konnte sich nicht entschließen, dem Abbe Tencin die Frucht seiner Treulosigkeit zu gönnen; er wurde krank, und kam nicht wieder zu Kräften. Eine schwarze Melancholie, durch Verdruß und Gewissensbisse entstanden, durch die Gegenwart Tencin's, der als französischer Minister in Rom blieb, genährt, führte endlich Innocenz den Dreizehnten in das Grab.

Hätte Tencin mit einem Julius dem Zweiten oder Sixtus dem Fünften zu thun gehabt, er würde sich nicht so glücklich daraus gezogen haben. Wir werden ihn einst zu dem erwünschten Hut gelangen sehen.

Ein Umstand dieses Konflave der nicht vergessen werden darf, weil er den Geist des Römischen Hofes bezeichnet, betrifft noch den Cardinal Alberoni. Verfolgt vom Spanischen Hof, von allen Mächten der Abndung des Papstes Preis gegeben, flüchtig herumirrend oder gezwungen sich verborgen zu halten, aufgerufen vor einer Kongregation zu erscheinen, welcher Klemens der Elite aufgetragen hatte, ihm den Prozeß bis zur Degradation zu machen, fand er noch seine Rettung in dem persönlis
chen

hen Interesse seiner eignen Richter, die seine Kollegen waren.

Das heilige Kollegium war von Alberoni's Ernennung empört gewesen; nachdem er aber einmal zu ihnen gehörte, kümmerten sich die Kardinäle nur allein um ihr gemeinschaftliches Interesse. Ihr fester Grundsatz ist, daß der Hut aus keinerley Ursache verloren werden kann; daß er nie von der Feindschaft der Könige noch sogar des Papstes abhängen darf; daß, wenn die Nothwendigkeit das Opfer eines Kardinals forderte, man ihn eher des Lebens berauben als des Purpurs entkleiden darf. Ein Kardinal der ein geborner Fürst ist, kann den Purpur ablegen um zu regieren, oder um sich, wenn es der Vortheil seines Hauses fordert, zu vermahlen; aber das heilige Kollegium würde nicht zugeben, daß ein Kardinal dem Hut entsagte, weil es sein Gewissen beschwerte durch unrechte Mittel dazu gekommen zu seyn, aus reumüthigen Gesinnungen. So wurde zum Beispiel die Demission des Kardinal Reg nicht angenommen.

Die Kongregation, welche ernannt wurde um über Alberoni zu richten, zog den Prozeß in die Länge bis zum Tode Klemens des Filsien, und würde ihn nie beendigt haben.

Da die Stimme beim Konklave die wichtigste Eigenschaft der Kardinalswürde ist, und was die Größe derselben am meisten auszeichnet, so ermangelte das Kollegium nicht den Kardinal Alberoni dazu zu berufen, er erschien nur bey der zweyten Einladung, und wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen als die andern Kardinäle. Nach der Wahl war vom Prozeß nicht mehr die Rede. Er mietete in Rom einen Pallast, that sich durch seinen Aufwand hervor, wurde nach einiger Zeit als Legat nach Ferrara gesandt, und kam nach Rom zurück, wo er in Ruhe blieb und starb, 1752.

Dübois gieng als Cardinal mit immer stärkeren Schritten auf den ersten Minister los. Wenn man seine Gewalt über den Geist des Regenten sah, konnte man nicht mehr daran zweifeln. Zwanzigmal hatte der Herzog von Orleans erklärt, wenn der Schurke sich unterthünde ihm vom Cardinalsstuhle etwas zu sagen, würde er ihn zum Fenster hinauswerfen lassen. Er hatte sich kaum acht Tage vorher in Torcy's Gegenwart so geäußert, als er nach geendigter Arbeit zu ihm sagte: *Propos*, und dieses *Propos* war durch nichts eingeleitet, vergessen Sie nicht wegen des Hutes für den Erzbischof von Cambrai nach Rom zu schreiben; es ist jetzt Zeit.

Der Herzog von Saint-Simon, für welchen der Regent eine besondre Freundschaft und Achtung hatte, konnte, wie er in seinen Memoiren sagt, diese Art von Widersprüchen nicht zusammen reimen; aber er wußte nicht daß der Regent selbst für Dübois an den Papst geschrieben hatte. Ich sehe in seinem Betragen weiter nichts, als die scheinbaren Inkonsequenzen schwacher Geistes, die keinem Entschlusse widerstehen, alles bewilligen, innerlich sich schämen, und nur auf dem äußersten Punkte sich erklären, gegen Menschen zumal, deren Rechtsschaffenheit sie scheuen. Es giebt gewisse Beweise von Vertrauen, welche die Achtung selbst verhindert.

Dübois war wirklich seiner Ernennung so gewiß, daß als der Papst sechs Wochen nach seiner Erhöhung, seinem Bruder, einem Benedictiner vom Monte Cassino, und Bischof von Terracina, den Hut ertheilte, Dübois die Insolenz hatte sich zu beklagen, daß er nicht den nämlichen Tag ernannt worden wäre. Er wurde es einen Monat darauf, mit Alexander Albani, einem Nepoten Clemens des Elften. Ich erwähne diesen, weil ich Gelegenheit haben werde von ihm zu sprechen, wenn von dem Cardinal Verma's die Rede seyn wird.

Da ich mir's zum Gesetz gemacht habe die Wahrheit zu sagen, und die Veranlassungen nicht zu verschweigen, in welchen diejenigen, die sich gewöhnlich am schlechtesten betrugten, ein gutes Vencnmen gezeigt haben, so werde ich hinzusetzen daß der Kardinal Dúbois, als er die Nachricht von seiner Ernennung empfing, sich so klug und so weise als möglich betrug. Er vermied bey seinen feyerlichen Visiten den Eigensinn sowohl als die Verlegenheit. Den Tag wo er die Kappe aus den Händen des Königs empfing, machte er nach abgestatteter Dankfagung sein Bischofliches Kreuz los, und überreichte es dem Bischof von Frejus, Fleury, mit der Bitte es anzunehmen, weil es, wie er sagte, Glück brächte. Fleury erdthete, indem er es vor den Augen des Königs und des Hofes empfing, und er mußte sich, als Hofmann, sogar damit schmücken; was ihm zu einer Zeit, wo man nicht ahnden konnte, daß man für die Zukunft die mindeste Gefahr liefe, einige Spöts trezen zuzog.

Sobald der Abbate Passerini, Cameriere des Pabstes, das Barett gebracht hatte, empfing es der Kardinal Dúbois aus den Händen des Königs, und wurde sodann zu den hergebrachten Audienzen geführt, bey Madame, der Mutter des Regenten, und damals der ersten Dame von Frankreich, wo er das Tabouret nahm, und bey Ihrer Königlichen Hoheit, der Gemahlin des Herzogs von Orleans, wo er den Lehnstuhl bekam. Bey den Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt haben die Kardinäle keine förmlichen Audienzen, sondern sie machen bloße Visiten.

Auf die Audienz bey Madame war die Neugierde des Hofes am meisten gespannt. Jedermann kannte ihre tiefe Verachtung gegen Dúbois, deren sie nie ein Hehl gehabt hatte. Er zeigte sich ihr wie ein Mann, der nicht verlegen, aber von Ehrfurcht und Dankbarkeit durchdrungen ist. Er sprach von seinem eignen Erkaunen über sein

nen neuen Zustand, von der Niedrigkeit seiner Geburt, von der Nichtigkeit aus welcher der Regent ihn herausgerissen hätte. Alles was der Haß und der Neid ihm hätten vorwerfen können, sagte er selbst mit Würde, setzte sich einen Augenblick auf das Tabouret das ihm präsentirt wurde, bedeckte sich um bloß die Etikette zu bezeichnen, stand fast im nämlichen Augenblick mit entblößtem Kopf wieder auf, und bückte sich vor Madame bis zur Erde, als sie vortrat um ihn zu begrüßen. Als er weggegangen war, konnte sie nicht umhin zu bekennen, daß sie mit dem Benehmen und der Rede dieses Menschen, dessen Erhebung sie verabscheute, zufrieden wäre.

In Dubois Dankagungsschreiben, das ich gelesen habe, befaßigte er sich vorzüglich dem heiligen Vater damit zu schmeicheln, daß die Geistlichen in den Französischen Staatsrath eintreten können, und er setzt hinzu, daß ein Kardinal Staatssekretair seyn kann, seitdem diese Minister nicht mehr in die Hände des Kanzlers schwören. Wirklich behielt auch Dubois als Kardinal und Erster Minister die Verrichtungen als Staatssekretair der auswärtigen Geschäfte, und erst bey der Majorität des Königs trat er dem Grafen von Morville dieses Departement ab.

Die Krankheit des Königs war eine Begebenheit, die ganz Europa interessirte, und von Paris aus in wenigen Tagen über ganz Frankreich Bestürzung verbreitete. Am 31. Julius bekam er einen heftigen Anfall von Fieber, mit den beunruhigendsten Symptomen, der Kopf fing an eingenommen zu werden, und die erschrocknen Aerzte verloren selbst den ihrigen. Helvetius, der jüngste von ihnen, den wir nachher als ersten Leibarzt bey der Königin gesehen haben, und dem sie die Ehre erwies ihn (sogar als ihren Freund zu betrachten 1), Helvetius allein befehlt

1) Sie hätte dessen mehr eingebedenk seyn können, als von der Schrift des Sohnes a) die Rede war.

a) Von der in Frankreich so verfolgten als verbotenen, auch in deutscher Sprache bekannten Schrift de l'esprit.

behielt seine ganze Fassung; er schlug eine Aderlaß am Fuß vor; alle konsultirenden Aerzte verwarfen sie. Am meisten lehnte sich der Erste Chirurgus, Morechal, dessen Stimme vorzüglich galt, gegen Helvetius Vorschlag auf; er sagte sogar, wenn es nur eine Lanzette in Frankreich gäbe, so würde er sie zerbrechen, damit diese Aderlaß nicht Statt hätte.

Der Regent, der Herzog von Bourbon, der Marschal von Villeroi, die Herzogin von Ventadour, die Herzogin de la Ferte, ihre Schwester und Pathe des Königs, und einige vertraute Hausbedienten waren bei der Konsultation gegenwärtig, und die Uneinigkeit der Aerzte ängstigte sie sehr. Man berief einige Aerzte aus der Stadt dazu, als Dümoulin, Silva, Camille, Falconet. Diese überzeugte Helvetius zuerst von seiner Meinung, die er mit großem Muth behauptete und aus einander setzte. Zuletzt sagte er: „wenn man dem König nicht zur Ader läßt, so ist er todt; es ist das einzige entscheidende und sogar dringende Mittel. Ich weiß wohl daß in einer solchen Sache die Gewissheit des Erfolgs nicht zu demonstrieren ist, ich weiß, welche Gefahr ich laufe, wenn er meiner Meinung nicht entspricht; aber hier darf ich nach meinen Einsichten, bloß nach meinem Gewissen und für die Rettung des Königs sprechen.“

Die Aderlaß gieng endlich vor sich. Eine Stunde darauf nahm das Fieber ab, die Gefahr verschwand, und am fünften Tage war der König im Stande auf zu sehn, und die Komplimente der Gesammtschaften und der fremden Minister anzunehmen.

Der ganze Ruhm der Kur kam bei Hof und beim Publikum auf Helvetius; es war ein Beweis daß in vielen Gelegenheiten die Redlichkeit und das Ehrgefühl nicht die kleinsten Eigenschaften an einem Arzte sind.

Es giebt keine Farben um das freudige Entzücken zu schildern, das in ganz Frankreich über die Genesung des Königs ausbrach, und auf die allgemeine Betrübniß ers folgte. Was wir 1744 gesehen haben, als Ludwig der Funfzehnte zu Metz in so großer Gefahr war, gab nur einen schwachen Begriff von dem, was bey einer ähnlichen Veranlassung, 1721 geschehen war. Ich war Zeuge von beyden Epochen, 1744 sah ich alles was die Liebe der Franzosen einflößen kann, aber 1721 waren die Herzen, außer der zärtlichsten Liebe, noch von einer entgegen gesetzten und sehr heftigen Leidenschaft angetrieben, von dem allgemeinen Haß gegen den Regenten, den man zum Herren zu haben fürchtete. Alle Kirchen, wo man fünf Tage hindurch das Geschrey des Schmerzes gehört hatte, erschallten nun von Te Deum's; es stieg kein Gebet gen Himmel, das nicht eben so sehr wider den Regenten als für den König war.

Die Verordnung wegen der öffentlichen Feten war nichts weiter als eine Vergünstigung, um sie anzufangen, eine Aufmerksamkeit der Polizen zur Erhaltung der Ordnung. Jene Androhung einer Geldbuße kam darin nicht vor, die bey einer Verordnung über öffentliche Freudenbeg zeugungen so lächerlich, so schimpflich, so abgeschmackt wiederprechend ist.

Es war ohnehin nicht nöthig, die Liebe des Volks anzufeuern. Man sah nichts als Länze und Gastgebote auf den Straßen, die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor ihren Hausthüren auftragen, und ludeten die Vorübergehenden ein, dabey Platz zu nehmen. Ganz Paris schien an jedem Tage ein Familiengastmahl zu geben. Dieser freudige Tumult dauerte über acht Wochen durch die Schönheit der Jahreszeit, das lang anhaltende heitre Wetter, und die Feste endigten erst mit den herbölichen Frösten.

Unsre Freude wurde auch auswärts getheilt; der Kaiser sagte öffentlich, daß Ludwig der Funfzehnte das Kind
von

von Europa wäre. Man konnte wieder in die Gräuel des allgemeinen Kriegs verwickelt werden, wenn man das Unglück gehabt hätte ihn zu verlieren. Durch einen geheimen Artikel des Friedensstraktats, der zu Kasladt unterzeichnet wurde, hatte der Kaiser Ludwig dem Vierzehnten sein Ehrenwort gegeben, nie während der Minorität an einem Kriege gegen Frankreich unmittelbar noch mittelbar Theil zu nehmen. Der Regent erhielt erst sehr spät von diesem Geheimniß einige Wissenschaft, und er konnte es seitdem dem Marschal von Villars nie vergeben, daß er es ihm verborgen gehalten hatte. Wäre der Regent früher davon unterrichtet gewesen, so hätte er sich vielleicht weniger um die Engländer beworben; anstatt sich ihnen Preis zu geben, wie er es that, konnte er vielmehr während der Unruhen, die in England herrschten, seine Freundschaft erkaufen lassen; die Allianz zwischen den beiden Kronen würde ebenmäßig statt gehabt haben, aber mit mehreren Vortheilen für uns, und der Friede würde darum doch gehalten haben.

Bei den ersten Zufällen der Krankheit schrieb sie die öffentliche Meinung dem Gifte zu, und beschuldigte den Regenten des Verbrechens. Der Pöbel vom Hof, der mehr Pöbel ist, als irgend ein anderer, begünstigte den Verdacht. Diejenigen selbst, die es nicht glaubten, aber dabei Feinde des Regenten waren, nährten diese Gerüchte aus allen ihren Kräften. Die Herzogin de la Ferté, die von der Kabale war, pflegte zu sagen: „ach! alles was man thut ist vergeblich, das arme Kind ist vergiftet.“ Das sonderbarste ist, daß nachdem die Symptome, die Behandlung und die Kur der Krankheit ihre Beschaffenheit an den Tag gelegt hatten, diese Gerüchte doch fort dauerten, und noch jetzt nicht einmal ganz vertilgt sind. Was damals am meisten dazu bestrug sie zu verstärken, war, daß der Regent für seinen Sohn, den Herzog von Chartres, die Stelle eines Generalobersten der Infanterie wieder erneuert

hatte, eine Stelle, die so übermäßige Vorrechte giebt, daß man sie als gefährlich ansehe hatte, und die es in den Händen eines ersten Prinzen vom Geblüt noch unendlich mehr wurde. Man beschuldigte den Marechal von Villeroi, daß er dem Regenten diesen Anschlag eingegeben hatte, um ihn immer mehr in den Verdacht zu bringen, daß er nach der Krone strebte, und sich die Wege dazu bahnte. Wenn das war, so konnte nichts der Albernheit des Marechal würdiger seyn als diese spinnfollende Falle; denn wenn er den Regenten dadurch verdächtig machte, etwas Großes im Sinne zu haben, so verschafte er ihm zugleich die Mittel, es glücklich auszuführen.

Der Regent schien während der Krankheit so gerührt, als irgend jemand, und er theilte die Freude über die Genesung des Königs mit aufrichtigem Herzen. Der Marechal von Villeroi fühlte mit Recht das Glück, diesen Wünschen wiedergegeben zu sehen; aber er trug seine Freude auf eine Weise zur Schau, mit welcher er den Herzog von Orleans zu beschämpfen glaubte, und dessen Schande auf ihn selbst zurückfiel ^{a)}. Während der Feste, die täglich auf einander folgten, wurden die Höfe und die Gärten von den Tuilerien keinen Augenblick leer; der Marechal führte dabei den König unaufhörlich von einem Fenster zum andern, so daß es dem Kinde äußerst lästig wurde; „Sehen Sie,“ sagte er, „sehen Sie, mein Gebieter; dieses ganze Volk gehört Ihnen, das alles ist Ihr Eigenthum, Sie sind Herr über alles was En da sehen,“ und andre Albernheiten mehr. Die Montausiers, die Beauvilliers, die Jencelon wurden über die lebhaftesten

^{a)} Une ostentation qu'il croyoit injurieuse au regent, et qui le devoit par là. Ich mußte mich sehr irren, wenn dies kein Druckfehler wäre, und nicht, wie ich es auch überliest habe, pour lui heißen mußte. Die Wiederholungen aus Versehenheit, die in diesen Memoiren nicht selten sind, und wovon auch hier ein Beispiel vorliegt, (vergl. I. Bd. S. 263.) hätten wenigstens als ein Beweis von Authenticität nachgesehen werden.

und biedte Freude eines Volks, das in seine Könige verliebt ist, andre Dinge zu sagen gewußt haben; und welches Volk verdient es mehr, seinen Fürsten theuer zu sehn?

Der Bischof von Trevis, Fleurn, betrug sich mit viel mehr Klugheit, was wenigstens ihr selbst betraf. Er befehligte sich sehr, dem Hochmuth des Marschals zu schmeicheln, um seine Eifersucht nicht rege zu machen; zugleich aber voll Ehrerbietung gegen den Regenten gab er sich die vorzüglichste Mühe, das Vertrauen seines Königs zu gewinnen. Alles was sich dem König näherte, nahm sehr gut wahr, daß der Knabe im Herzen dem Präceptor viel gewogener war als dem Hofmeister.

Der Regent bemerkte es, und eifrig auf alle Gelegenheiten den Neigungen des Königs zu schmeicheln, schenkte er ihm das Erzbischofthum Rheims, das eben erledigt war, für Fleurn vor. Zugleich dachte er darauf, sich einen Mentzen zu verbanden, den er merklüche Fortschritte in der Kunst des Königs machen sah, er wollte aber dem Kinde die Freude lassen, seinem Präceptor eine so angesehene Würde selbst zu erteilen. Der König ließ Fleurn holen, und sagte ihm, welches Geschenk er ihm machte. Fleurn ergoß sich in ehrfurchtsvolle und zärtliche Danksayungen, weigerte sich aber, erster Herzog und Pair von Frankreich zu seyn.

Der König schien betrübt über die Weigerung, und äußerte es auf eine Art, die sehr gut bewies, wie theuer ihm der Mann schon war. Der Regent süßte dieses, und drang lebhafter in den Bischof ein; dieser bestand auf seiner abschläglichen Antwort, und gab zum Bewegungsgrund an, da er schon eine Ditzes verlassen hätte, weil ihm sein Alter nicht mehr erlaubte, die Hirtenpflichten zu erfüllen, so würde es ihm um so weniger anstehen, eine noch größere Last zu übernehmen, als die erste gewesen wäre. Der Regent wandte ihm ein, daß sein Amt bey dem König ihn von der Residenz in Rheims dispensirte, daß er dort einem Bischof in partibus die bischöfliche Amtsgeschäfte

führung überlassen konnte; daß es mehrere Prälaten so hielten, die keine so vollständige Pflicht, wie die Erziehung des Königs, dazu berechnete. Fleury erwiderte mit bescheidenem Ton, daß er niemandes Einführung tadelte, daß ein Jesuit nur sein eigener Richter sein dürfte, daß er aber seinerseits nicht mit ruhigem Gewissen sich entschließen könnte, Bischof ohne Residenz zu seyn. Er war nicht immer so bedenklich gewesen. Seine vorgebliche Residenz zu Paris war bloß eine Abwesenheit vom Hof gewesen. Er hatte während der Zeit seines Episcopats verschiedene Städte von Languedoc und von Dauphine besucht, wo es mehr Gesellschaft gab als in Paris: an diesem Ort hielt er sich wenig auf, und sah sich da immer als Exilant an, so daß seine Niederlegung dieses Bisthums weiter nichts gewesen war, als ein Vorzug, den er dem Aufenthalt und der Gesellschaft vom Hof denen von der Provinz gegeben hatte.

Der Meant befaß sich wohl, daß der fromme Bischof nach vollbrachter Erziehung unter irgend einem Vorwand nach Rheims verwiesen zu werden besorgte, und daß ers für das sicherste hielt, bei seinem Posten den dem König, dessen Vertrauen durch die Gewohnheit verstärkt werden würde, unverrückt zu verbleiben. Er hörte also auf, ihm über das Erzbisthum zu schreiben, und bat ihn zuletzt nur, wenigstens die Äbten Sankt Stephan zu Laon, welche ebenfalls durch den Tod des Kardinal Mailh das Amt war, anzunehmen. Um nicht zu scheinen, als ob er dem Regenten keine Verbindlichkeit haben wollte, nahm Fleury dieses sine cura von 70000 Livres jährlicher Einkünfte an, und gewiß war das sein einziger Beweggrund. Er hat, als er allmächtig geworden ist, wohl bewiesen, daß die Prachtliebe und der Eigennutz wenig Gewalt über ihn hatten. Er hat in seinem Ministerium die Sparsamkeit bis auf niedrige Details ausgedehnt, aber er eignete sich nie zu, was er ändern abzog, und war bloß für den Staat grüßig. Was auch habgierige Heflinge
dars

darüber gewisset haben, die nie etwas bekommen hätten, wenn sie es erst hätten verdienen sollen, so wäre es doch sehr zu wünschen, daß er seinen Nachfolgern zum Muster gedient hätte. Man hat seeliglich erhebliche Klagen gegen ihn zu führen, und ich werde sie nicht verschweigen: aber man hat seinen Verlust empfunden, und seine Nachfolger haben diese Empfindung gerechtfertigt.

Der bescheidne Fleury gab zu oder veranstaltete, daß seine Beisetzung in den Zeitungen und Journalen bekannt gemacht wurde: ein jeder legte sie seinen Begriffen oder seinem Interesse gemäß aus.

Fleury ließ damals eine schöne Gelegenheit vorbeys gehen, einer Familie, gegen welche er die größten Verbindlichkeiten hatte, seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Der Abbe de Castries, Erzbischof von Albi, wünschte den Sitz von Rheims, wo er gleich weniger eintrau. Die herannahende Königsweib gab diesem Sitz einen vorzüglichen Glanz. Da der Regent ihn Fleury angeboten hatte, so verlangte er wenigstens seine Mitwirkung bey der Ernennung. Fleury verdankte dem Kardinal Vossy, Oheim des Erzbischofs von Albi, seine erste Existenz, die ganze Familie der Castries hatte ihm wesentliche Dienste geleistet. Er war lange der Freund, oder vielmehr der Klient dieses Hauses gewesen; aber ein gegenwärtiges Interesse stand seiner Dankbarkeit im Wege, und dieses war jederszeit die Richtschnur seines Betragens.

Er dachte schon an den Kardinalshut, diese Krankheit ist bey jedem Geistlichen, der die Gunst eines Hofes hat, unvermeidlich. Der Kardinal Rohan war in dem Augenblick Französischer Minister in Rom, sein Haus war mächtig, der Erzbischof von Albi hingegen war ein erklärter Freund des Kardinal Noailles, die Konstitution hing an bey der Geistlichkeit die Oberhand zu gewinnen und Fleury nahm sich vor, sie zu seinem Vortheil zu benutzen; darum ließ

ließ er den Abbe von Nohan:Guemene zum Erzbisthum Rheims vorziehen.

Der Regent gab zu gleicher Zeit dem Abbe Saints Aldin, einem nicht anerkannten Pastard, den er von der Florence geholt hatte, das Bisthum Laon; er war bey den Jesuiten erzogen, und einer der eifrigsten Ignoranten, die je aus ihrer Schule gekommen sind. Er wohnte das Jahr darauf, als geistlicher Herzog und Pair, der Königs weise bey. Als er sich nachher den im Parlament wollte aufnehmen lassen, kam ihm das Hinderniß in den Weg, daß er weder Vater noch Mutter angeben, und folglich seinen Namen aufstellen konnte. Dieses Hinderniß trug ihm das Erzbisthum Cambrai ein, das er nach dem Tod des Kardinal Dúbois überkam, indem er zugleich die Honneurs als Herzog und Pair bebehielt. In dem Bisthum Laon folgte ihm der Abbe de la Hare nach, eine Art von kleiner Mißgebur, am Leib sowohl als noch mehr an der Seele.

Der Kardinal Dúbois hatte jetzt eine Unterhandlung anordnet, die dem Regenten äußerst wichtig war: Die Doppelheirath nämlich zwischen dem König und der Infantin von Spanien auf der einen, und zwischen dem Prinzen von Asturien und Mademoiselle de Montpensier, der Tochter des Regenten, auf der andern Seite. Philipp der Fünfte war außer sich vor Freude gewesen, den König von Frankreich zum Schwiegersohn zu bekommen; und da die zweyte Heirath zur nothwendigen Bedingung der ersten gemacht war, so hatte er den Stoll aufgeopfert, den er noch gegen den Regenten haben konnte. Es blieb zwar keine politische Schwierigkeit, aber noch ein häusliches Hinderniß übrig, die Sache nämlich dem König bekannt zu machen, dessen förmlich ausgesprochne Einwilligung nothwendig war. Ludwig, damals noch in der Kindheit, und von scheuer Gemüthsart, konnte den Vorschlag vielleicht nicht völlig nach Wunsch aufnehmen. Der Marschal

marechal von Villeroi, fast erklärter Feind des Regenten, konnte ihn dawider einnehmen, konnte durch die Kabale austreuen lassen, daß der Regent eine dem Alter nach ungleiche Heirath stiftete, um, so viel er konnte, die Hoffnung zur Sicherstellung der geraden Erbfolge hinauszuschieben, und daß er sodann auf die möglichen Zufälle rechnete; die Infantin war nicht viel über drey Jahre, und der König war in seinem zwölften.

Um eine Stütze mehr bey dem König zu haben, eröffnete der Regent die Sache dem Herzog von Bourbon, der als Oberaufseher der Erziehung nicht erst mit dem Publikum die Neuigkeit erfahren durfte. Er nahm dieses Vertrauen sehr wohl auf, und billigte die Allianz; vollkommen. Hierauf sprach der Regent davon mit dem Bischof von Frejus, indem er ihm zu erkennen gab, daß er ihn hierin dem Marechal von Villeroi vorgezogen hätte, gegen welchen er ihm die größte Verschwiegenheit anempföhlte. Fleury wandte erstlich das Alter der Infantin ein, erwiderte die zuvorkommende Art, durch welche der Regent ihn zu gewinnen suchte, mit ziemlicher Kälte, sagte indessen, er glaube nicht, daß der König widersprechen werde, und versprach, sich bey dem König zu befinden, wenn man ihm den Vorschlag thun würde. Es kann sehr bezweifelt werden, ob er dem Geheimniß treu gewesen ist, und sich nicht bey Villeroi ein Verdienst daraus gemacht hat; denn er hatte viel Rücksichten gegen diesen Mann, der ihm Dienste geleistet hatte, der ihm noch nützlich war, und an welchem es noch nicht Zeit war, undankbar zu werden.

Wie dem auch sey, so schien er es anfangs vermeiden zu wollen, bey dem Vorschlag gegenwärtig zu seyn. Die Zeit dazu war unmittelbar vor der Zusammenkunft des Regentschaftsraths angesetzt, der König sollte sich hiers auf sogleich dahin begeben, um die Einwilligung, das Ja, das er im Kabinet ausgesprochen haben würde, ungesäumt

stümt zu befätigen, womit dann die Sache abgethan seyn sollte.

Als der Regent zum König hineingien, erkundigte er sich, wer eben bey ihm wäre, und da er hörte, daß der Bischof von Grejus nicht mit darunter war, so ließ er ihn rufen, und gieng nicht hinein, bis er ihn mit dem eiligen Ansehen eines Menschen, der sich in der Stunde geirrt hätte, ankommen sah. Es war nun niemand im Cabinet bey dem König als der Regent, der Herzog von Bourbon, der Marechal von Villeroi, der Bischof von Grejus, und der Cardinal Dubois.

Der Regent nahm eine fröhliche Mine, und einen Ton voll ehrerbietiger Leichtigkeit an, um dem König die Sache vorzulegen, er setzte die Vortheile der Allianz in das Licht, und bat ihn, seine Einwilligung kund zu thun. Der König, erschauet, schwieg still, das Herz schien ihm aber schwer zu seyn, und seine Augen wurden naß. Der Bischof von Grejus, der sich nun gezwungen sah, eine Partie zu ergreifen, und entweder dem Regenten zu Gefallen zu reden, oder sich ihn zum Feind zu machen, unterstügte den Sinn der vorigen Rede. Der Marechal, durch das Beispiel des Bischofs bestimmt, sagte zum König: „nun, mein Gebieter, die Sache muß mit guter Art gethan werden.“ Der Regent sehr verlegen, der Herzog von Bourbon sehr still, und Dubois seine Mine im Falten gelegt, warteten gegen eine halbe Viertelstunde, daß der König sein Stillschweigen bräche. Unterdeß sprach der Bischof uns aufheblich leise mit dem König, und ermahnte ihn pärtlich, in das Conseil zu gehen, und seine Einwilligung bekannt zu machen. Da aber das Stillschweigen fortwährte, und da die Versammlung des ganzen Conseils, wo sich der König gleich darauf einfinden sollte, seine Pöblichkeit nur vermehren konnte, so wandte sich der Bischof gegen den Regenten, und sagte: „Seine Majestät werden zum Conseil kommen, Sie brauchen aber etwas Zeit, um sich dazu an-

zuschicken.“ Der Regent antwortete, es wäre seine Pflicht die Bequemlichkeit des Königs abzuwarten, grüßte ihn mit Ehrerbietung und Innigkeit, gieng heraus, und gab den andern ein Zeichen, ihn zu folgen. Der Herzog von Bourbon, der Marechal und der Bischof blieben bei dem König. Dubois, der, sendem er Kardinal war, nicht mehr zum Conseil kam, weil man ihm den Vorsitz versagte, bezog sich in ein andres Gemach.

Der Regent fand das ganze Conseil schon versammelt, und voller Spannung über die heimliche Konferenz im Cabinet des Königs. Man sah sich schon eine Viertelstunde einer den andern an, ohne niederzusetzen, als der König erschien, von den dreien, die bei ihm geblieben waren, umgeben.

Sobald das Conseil saß, wandten sich alle Blicke auf den König, dessen Augen noch roth waren. Der Regent redete ihn mit der Frage an, ob er es gütliche, daß seine Henrath dem Conseil mitgetheilt würde. Der König antwortete mit einem sehr kurzen und ziemlich leisen Ja, das indessen doch gehört wurde, und für den Regenten gerade hinreichte. Dieser nahm darauf das Wort, um die Vortheile der Allianz aus einander zu setzen. Nach dem alle Anwesenden günstig eingenommen schienen, sammelte er die Vota, die nicht ermangeln konnten, einflussmig zu seyn; ein jeder fügte zu seinem Votum noch ein Paar Worte hinzu, um seinen Beyfall zu bezeugen. Auch der Marechal von Billeroi stimmte den übrigen bei, sagte aber dabei mit bekümmelter Mine, es wäre nur sehr schade, daß die Infantin so jung wäre. Die Bemerkung war an sich richtig, aber hier sehr übel angebracht; er mußte selbst den Rath befolgen, den er vorher dem König gegeben hatte, die Sache mit guter Art zu thun, da sie einmal entschieden wäre. Diese Glosse konnte nur die finstere Laune des Königs vermehren, der Regent ließ ihm aber nicht die Zeit nachzudenken, sondern stattete ihm sein

II. Theil.

P

nen

nen Glückwunsch ab, stützte sich auf den einstimmigen Beschlus des Conicils, das für den Verfall der ganzen Nation bürgte; und ließ auf der Stelle, um Diversien zu machen, über ein Geschäft berichten.

Am nämlichen Tag wurden alle Couricre versandt. Der König blieb diesen Tag sehr ernsthaft, am folgenden zerstreuten ihn die Glückwünsche, die er empfing, und er unterhielt sich bald, so gut wie die andern, von den Festen, die für die Ankunft der Infantin bereitet wurden.

Der Regent war gut genug berathen, um nicht auf einmal von den beiden Herrathen zu sprechen, die Eifersucht über die zweite würde verschiedene Leute gegen die erste eingenommen haben; aber vierzehn Tage darauf, nachdem man mit dieser hinlänglich vertraut geworden war, begab sich der Regent zum König, erklärte sich in Gegenwart des Herzogs von Bourbon, des Bischofs von Senus, die er vorher vorläufig unterrichtet hatte, des Marschal von Villeroi, und des Kardinal Dubois über die Ehre, die ihm der König von Spanien zubachte, und bat den König um die Erlaubniß, es anzunehmen. Der König gab seine Genehmigung mit der Lustigkeit eines Kindes, das seit vierzehn Tagen von nichts sprechen hörte als von Herrath und von Spanien. Diese Allianz mit Spanien war ein Kolbenstoß für den Ueberreiß des alten Hofs. Die Marschälle von Villeroi, von Villars, d'Harcourt, von Tallart, thaten wie die andern ihren Glückwunsch ab, und bemühten sich ihren Nerzer zu verbergen, ohne ihre Bemühungen verbergen zu können.

Diese Leute, die Spanien beständig im Munde führten, so lange sie sich schmeickelten, den Regenten damit in Schrecken zu setzen, hatten jetzt nichts mehr, woran sie sich halten konnten; und sie konnten sich von ihrem Erschrecken nicht erholen, die Tochter eines Prinzen, dessen Kopf Philipp der Fünfte unter der vorigen Regierung verlor, der seitdem selbst Spanien mit Krieg heimgesucht hatte,

hatte, zum Spanischen Thron bestimmt zu sehn. Die Wahl eines Kindes, durch welche die Heirath des Königs um mehrere Jahre hinausgeschoben würde, schien ihnen das Meisternüß der Politik. Es scheint jedoch, daß der Regent sich aus dieser Wahl weniger gemacht haben würde, wenn er ohne diese Bedingung seine Tochter mit dem Prinzen von Asturien hätte vermählen können.

Der Herzog von Saint-Simon wurde zum außerordentlichen Ambassadeur ernannt, um die Infantin zu werben. Der Prinz von Nohan, Großvater des gegenwärtigen Marechal von Soubise, und Schwiegersohn der Herzogin von Ventadour, wurde zur Auswechslung der Prinzeßinnen an der Gränze ernannt. Der Herzog von Orléans kam als außerordentlicher Ambassadeur, um Mademoiselle de Montpensier zu werben, nach Paris.

Unser ordentlicher Ambassadeur in Madrid war damals der Marquis von Roulevrier-Langeron. Lausiez^{a)}, ein Isländer und Major von der Leibwache des Königs von Spanien war in der nämlichen Eigenschaft am Französischen Hof.

Obgleich die Vereinigung, welche die doppelte Heirath zwischen den zwey Branchen des Französischen Hauses stiftete, mußten sich unsre Gesandten in Madrid doch mit einiger Vorsicht betragen. Zwischen Frankreich, Spanien und England bestand zwar ein Defensivbündniß, das auf die Uetrechter Traktate und auf die Tripelallianz gegründet war. Man hatte darin eine gegenseitige Garantie der Staaten, welche die drey Mächte besaßen, festgesetzt, und sie bestätigten, wenigstens stillschweigend, die Verzichtleistungen und den Uebergang der Englischen Krone auf das Protestantische Haus Hanover. Diese Artikel standen dem Regenten sehr an, aber sie gefielen keinesweges dem König und der Königin von Spanien, welche die Hoffnung nicht fahren ließen,

R 2

nach

a) Wenn anders der Name recht geschrieben ist; ich habe ihn vergeblich in andern Memoiren gesucht.

nach Frankreich zurückzugehen, wenn man das Unglück hätte, den jungen König zu verlieren. Außerdem hatte Frankreich und England ihre Dienstleistungen versprochen, um die noch übrigen Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und Spanien beizulegen. Nun gab es in diesem Augenblick eben einen neuen Keim zu Mißbeligkeiten.

Der Kaiser, welcher von den Oesterreichischen Einrichtungen nicht abgieng, hatte eine Promotion von Spanischen Granden gemacht. Philipp der Jünste führte bey den allirten Mächten darüber Klage. Erkennlich gegen die Vortheile, die es von Spanien gezogen hatte, legte England die Sache bey, und bewog den Kaiser, eine Erklärung zu geben, durch welche er verkündigte, daß er keine Spanischen Granden zu ernennen im Sinn gehabt hätte, daß dieser bestimmte Titel sich nicht unter den Titeln der Großen befände, denen er bloß Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen ertheilt hätte, wie jeder Fürveraim an seinem Hof dazu berechtigt wäre. Die Nachricht von diesem Vergleich kam zwey Tage nach der Unterzeichnung des Kontrakts in Madrid an, und war Philipp dem Jünsten eine große Beruhigung.

Man wird bemerkt haben, daß ich mich bey den Relationen von Jeten, womit die Zeitungen und Journale angefüllt sind, wenig aufhalte; ich schränke mich auf einzelne Umstände ein, die man nicht darin finden würde, und die von einigem Nutzen seyn können. Der Regent gab dem Herzog von Saint Simon zwey Schreiben für den Prinzen von Asturien mit; in dem einen nannte er ihn Neveu, in dem andern Bruder und Neveu. Sonst waren sie beyde gleich, aber es kam darauf an, das zweyte durchgehen zu lassen. Man mußte es dem Regenten eingegeben haben, darauf Anspruch zu machen, denn er setzte sich sonst sehr über das Ceremoniel hinaus, und hatte kein Recht, die Gleichheit mit dem Prinzen von Asturien zu verlangen. Weder waren königliche Enkel von Frankreich, aber der Prinz von Asturien hatte

hatte das Vorrecht der Erstgeburt, und war überdem natürlichster Erbe der Spanischen Krone. Der zweite Brief gieng ins dessen durch; Grimaldo, der Spanische Minister, dem er in Abschrift mitgetheilt wurde, gab entweder nicht darauf Acht, oder nahm den Titel Bruder für einen ächtlichen Ausdruck. Von der mindesten Schwierigkeit hatte der Ambassadeur Befehl, das andere Schreiben an die Stelle zu setzen.

Es ist der Gebrauch in Spanien, daß der König den Heirathskontrakt nicht selbst unterzeichnet, sondern durch Kommissarien unterzeichnen läßt. Dies war bei den Heirathskontrakten unsrer beiden letzten Königinnen so gehalten worden, ohngeachtet bei der Vermählung von Maria Theresia sich Ludwigs der Vierzehnte und Philipp der Fünfte in Person an der Gränze befanden. Der Herzog von Saint-Simon wünschte die eigenhändige Unterzeichnung des Königs. Grimaldo berief sich auf das Herkommen. Der König und die Königin gaben nach und unterzeichneten, um ihre Zufriedenheit über die Verbindung zu bezeugen.

Während des ganzen Laufs dieser Sache zeigte Philipp der Fünfte mehr Anhänglichkeit als jemals für sein Französisches Vaterland. Es war nicht die abgemessene Freude eines Königs, dem eine Unterhandlung gelingt, es war die eines zufriednen Vaters, eines edelmüthigen Mannes, der sich auslehnt. Als er erfuhr, daß die Stadt Paris den Herzog von Orléans komplementirt hatte, ließ er den Französischen Ambassadeur ebenfalls durch die Stadt Madrid komplementiren, eine Ehre, die noch keinem Ambassadeur, wenigstens in Paris ^{a)}, widerfahren war.

Eine andre Sache ohne Beispiel wiederfuhr damals dem Herzog von Orléans, und hat in der Folge selbst öfters zum Beispiel gedient. Der Regent wollte ihm den heiligen Geistsorden geben, und glaubte, daß der König,

K 3

weil

a) Es ist etwas schief in diesen Perioden, daß ich einem Versehen des Herausgebers benutzigen mußte.

lich ein Siegel, auf welchem die Unterschrift des Königs mit der täuschendsten Ähnlichkeit nachgemacht ist; man bedient sich derselben in Spanien, um dem König die Mühe zu ersparen, selbst zu unterzeichnen: eine so bequeme als gefährliche Erfindung, eine Asiatische Trägheit, die viel leicht einst auf die Minister selbst übergehen wird. Die Verwahrung der Escampilla ist keine Würde, aber als ein vertraulicher Auftrag desto ehrenvoller, und la Roche war in diesem Betraht Cabinetssekretair. Unter den Franzosen von Ansehen, welche in Madrid lebten, darf ich Sartine um so weniger vergessen, als wir jetzt seinen Sohn in Paris auf dem Weg sehen, ein beträchtlicher Mann zu werden. Sartine war in Lyon geboren, wo er den Wechselhandel getrieben hatte; die Umstände hatten ihn bewegen, sich in Spanien niederzulassen. Er war ein verständiger und rechtschaffener Mann, thätig, ein fleißiger Arbeiter, und fruchtbar an Auswegen. Er hatte die allgemeine Direction des Proviants für die Armeen in Spanien gehabt, die Minister, die Feldherren und der König selbst holten oft bei ihm Rath, er hatte daher viele Freunde, und verdiente sie. Er war Generalintendant der Marine, als zu Anfang von Alberoni's Ministerium, der Sturz des Staatssekretair Tinaguan, seines Freundes, ihn mit fortriss. Der heftige und despotische Minister machte ihm seine Verbindungen mit dem Herzog von Saint-Mignan, unserm Botschafter in Madrid, zum Verbrechen; und als dieser gezwungen war, eilig Spanien zu verlassen, kam Sartine ins Gefängniß, und wurde erst nach Alberoni's Fall auf freien Fuß gesetzt. Er heirathete nachher eine Kammerfrau der Königin von Spanien, welche seitdem Senora de honor bei ihr wurde; er selbst wurde Intendant von Barcelona, wo er gestorben ist. Sein wahrer Name war des Cardines, sein Vater war Specereenhändler in Lyon gewesen; er trug in Spanien das Sanct Michaelskreuz, ich glaube indeffen nicht, daß er jemals förmlich zum Ritter aufges

nommen wurde, er steht auf keiner Liste. Ich wünsche, daß der Sohn mir Gelegenheit gäbe, von ihm zu sprechen, wie von seinem Vater a); übrigens ist das seine Sache, die meinige ist, gerecht zu seyn.

Ein Hauptstück von der Instruktion des Herzogs von Saint-Simon bestand darinn, den Jesuiten d'Aubenton zu sehen und seinen näheren Umgang zu suchen; d'Aubenton hatten, wie man weiß, die Stelle als Beichtvater, die so wichtig ist, sobald sie mehr ist als ein bloßer Name. Gleich bey der ersten Visite ergoß sich der gute Pater in Verheurungen von seiner Anhänglichkeit für den Regenten und für Frankreich, und von seiner innigsten Achtung für den Herzog von Saint-Simon, dessen Freundschaft für die Jesuiten ihm, wie er sagte, bekannt wäre. Hierauf kam er auf den lebhaften Wunsch des Königs von Spanien, daß die Infantin in die Hände eines ihrer Vaters kommen möchte, da diese allein im Stande wären, der Prinzessin die wahren Grundsätze der Religion früh einzuprägen.

D'Aubenton sagte die Wahrheit, was den Wunsch des Königs betraf. Von der ersten Privataudienz, die Philipp der Fünfte dem Herzog gegeben hatte, war er mitten in einer Geschäftsverhandlung mit dem Auftrag eingefallen, den Regenten zu bitten, daß die Infantin von einem Jesuiten unterrichtet werden möchte; und er war zu wiederholtenmalen auf diesen Punkt zurückgekommen.

Der Herzog von Saint-Simon war also vom Wunsche des Königs schon hinlänglich unterrichtet, und konnte auf d'Aubenton's Vorschlag nicht anders als günstig antworten. Der eifrige Pater, höchlich über die Aussicht erfreut, wurde

a) Carrine hat als Volsenlieutenant, und späterhin noch mehr als Minister von der Marine, viele Tadeln gehabt, und insofern Dacles freilich nicht ganz harmlosen Wunsch nicht erfüllt. Es fehlte aber an dem Amt, das er zuerst verwaltete, so viel Verhates, daß hier wenigstens nicht die Stelle seyn kann, zu entscheiden, wie viel auf seine eigene Rechnung kam.

wurde strahlend, lieblosend, und nach einigen glatten Wendungen, abgebrochenen Worten, und heildunkeln Phrasen, „das ist nicht alles,“ sagte er, „der König erwartet noch mehr von Ew. Erzellenz von ihrer Anhänglichkeit für ihn, von Ihrer Liebe für die Religion, von Ihrer Freundschaft für unsre Societät.“ Wirklich war die letzte Seite, welche der Jesuit an ihm pries, nicht die bekannteste an dem Herzog von Saint-Simon, aber es ist eine rhetorische Figur bey den Mönchen, den Eifer für ihre Sache einzustößen, indem sie voraussetzen, daß man ihn schon hat. „Der König,“ fuhr d'Aubenton fort, „hat das sehnlichste Verlangen, Sie zu bitten, daß Sie in seinem Namen den König, seinen Neffen dahin bringen, einen Jesuiten zum Beichtvater zu nehmen, und den Regenten zu bewegen, daß er Sie darin unterstützet. Die schwächliche Gesundheit des Abbe Fleury bedroht ihn mit einem nahen Tod, es würde also rathsam seyn, einen Vorsprung zu gewinnen, und daß Sie in der nämlichen Despesche, wo Sie für die Infantin einen Jesuiten verlangen werden, auch vorschlägen, daß man dem König einen gäbe.“

D'Aubenton endigte seine Rede mit tausend Anerbietungen, dem Herzog in seinem Verlangen nach der Gramdezza Vorschub zu thun, und bat ihn schließlich, ihm seine freundschaftliche Meynung über die Sache zu sagen.

Die Halle war ganz gut gelegt, und die Lockspeise geschickt dargeboten. Saint-Simon zog sich indessen heraus. Er zeugte dem Jesuiten die größte Achtung für seine Societät, und räumte ihm ein, daß nichts schicklicher seyn würde, als der Infantin einen Jesuiten zu geben, da der König, ihr Vater, es wünschte; was aber den Beichtstuhl des Königs von Frankreich und das Innere seines Hauses beträfe, so würde der Vorschlag vielleicht in Frankreich nicht besser aufgenommen werden, als es in Spanien gefallen würde, Philipp dem Fünften eine Veränderung seines Beichtvaters oder seiner Minister zuzumuthen; ein großer Schritt

würde es ja schon fern, wenn man für die Infantin einen Jesuiten annehmen ließe; die Achtung für die Societät würde das weitere thun, und man würde es um so eher durchsetzen, je weniger man es zu verlangen schiene.

D'Aubenton war mit der Antwort nicht sehr zufrieden, und er hatte etwas besseres erwartet; aber er verlor nichts von seinem heitern Betragen, und um keine Ermüdung wahrnehmen zu lassen, verdoppelte er seine Freundschaftsbetheuerungen, und seine Dienstverbietungen gegen den Gesandten, und billigte seine Gründe, die ihm im Herten sehr verhaßt waren.

Hatte der König seinem Beichtvater aufgetragen, dem Vorschlag zu thun, daß dem jungen König ein Jesuit zum Beichtvater gegeben werden möchte, oder hatte er es nicht, genug dieser Monarch sprach nie mit dem Gesandten darsüber. Um begreifen zu behalten, was diese Sache befrucht, so werde ich hier noch anführen, was drey Monate später geschah. Man beredete den Abbe Fleury, sich zu entfernen, und der Pater Taschereau de Limeres wurde an seiner Stelle ernannt. Er war schon Beichtvater von Madame, der Mutter des Regenten; denn der Cardinal Noailles hatte kein Bedenken dabei gefunden, diesem Jesuiten Fakultäten zu ertheilen, um Madame Beichte zu hören. Der Pater de Limeres war ein guter Mann, frey von Rabalen, und hätte, wenn er auch ganz anders gewesen wäre von der Andacht, die im Palais-Royal herrschte, keinen Nutzen ziehen können. Madame, sein einziges Beichtkind, war katholisch, weil sie es hatte seyn müssen, um Monsieur zu heirathen; übrigens voller Tugend, Seelengüte und deutschen Stolzes, der in einem Beichtvater nichts weiter sah als einen Hausbedienten mehr.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Beichtstuhl eines Königs, der als Kind noch für die ersten Eindrücke offen war. Der Cardinal Noailles betrachtete die Wahl des Beichtvaters als eine äußerst wichtige Sache, und versagte

Luires

Linieres die Fakultäten. Wie auch der persönliche Charakter eines Jesuiten beschaffen seyn mochte, so mußte der Cardinal, daß der Beichtvater eines Königs von Amtsweg das Werkzeug der Societät und ihres Generals ist; und ohne selbst einen Beichtvater vorzuschlagen, begnügte er sich die Jesuiten auszuschließen. Der Marechal von Villeroy schlug drey Subjekte zur Wahl vor, den Kanzler von H. L. F., den Pfarrer von Saint-Germain en Layn, Desnoit, und den Abbe de Bauron, der das Bisthum Perpignan ausgeschlagen hatte. Der Bischof von Frejus bot die Wahl an zwischen Paulet, Superior vom Seminarium des Bons-Enfants, und Champignon, Thesaurarius der heiligen Kapelle. Der Cardinal Rohan stellte, in Ermangelung der Jesuiten, die er vorgezogen hätte, den Doctor Bwant vor, Pfarrer von Saint-Merri, und satanischer Anhänger der Konstitution. Noailles, Willeroi und der Bischof von Frejus widersetzten sich mit allen ihren Kräften der Wahl eines Jesuiten 1); aber der Einfluß des Cardinal Dubois half dem Pater de Linieres doch durch. Es hielt schwer, irgend einen andern Bewegungsgrund bey ihm voraussetzen, als seinen Groll gegen den Cardinal Noailles, der ihm bey seiner Ernennung zum Erzbisthum Cambrai die Weihe nicht hatte erteilen wollen. Er hatte seinen Hut keineswegs den Jesuiten zu verdanken, man erinnert sich, wie er ihn davon getragen hatte. Uebri gens machte die Verweigerung der Fakultäten die Ernennung noch fruchtlos. Der Cardinal Noailles blieb gegen alle Anregungen unerbittlich. Den Rechten und der Ehre des bischöflichen Amts zum Trog wandte sich Dubois an den Pabst, welcher dem König eine Vergünstigung gab, nach seinem Belieben einen Beichtvater zu wählen.

Ulm bey denjenigen seiner Kollegen, die mehr als er auf die bischöfliche Würde hielten, die Schuld von sich abzu-

1) Ich habe diesen Artikel aus einem Brief des Cardinal Dubois an den Pater d'Aubenton vom 2 März 1772 gezogen.

zulehnen, verbreitete Dúbois, daß die Ernennung eines Jesuiten zum Beichtvater des Königs ein von Spanien bedungener Artikel im Friedenstraktat mit Frankreich gewesen wäre. Um indessen alle Schwierigkeiten zu heben, verlegte man den Hof von Paris nach Versailles, von wo aus der König nach Saint-Evr beichten gieng, in der Dübjes Chartres, wo die Jesuiten Fakultäten hatten.

Was die Bedingung anbetrifft, durch welche Spanien, wie man sagt, verlangt und erhalten hatte, daß der Beichtstuhl des Königs den Jesuiten wiedergesgeben wurde, so ist es eine vollkommene Erfindung. Diese vorgebliche Anekdote vom Traktat ist so sehr angenommen worden, daß sie bey den Leuten, welche in die Geheimnisse der Politik eingedrungen zu seyn glauben, für ausgemacht gilt. Hier ist der Beweis, daß nichts falscher seyn kann.

In der ersten Konferenz des Herzogs von Saint-Simon mit dem Regenten und dem Kardinal Dúbois nach seiner Zurückkunft von Spanien sagte Dúbois zum Herzog, indem er die verschiedenen Punkte der Negotiation mit ihm durchgienge: „nun mein Herr, wir haben das Verlangen des Königs von Spanien erfüllt.“ — „Welches?“ fragte der Herzog. — „Wir haben dem König einen Jesuiten zum Beichtvater gegeben.“ — „Wie?“ erwiderte der Herzog, „davon hat mir der König von Spanien nie ein Wort gesagt.“ — „Ich meine doch,“ sagte der Kardinal, „daß der König von den Jesuiten mit Ihnen gesprochen hat, und daß Sie uns davon geschrieben haben.“ — „Sie verwechseln gewiß,“ fiel Saint-Simon ein, „ich habe Ihnen von dem Wunsch des Königs geschrieben, einen Jesuiten für die Infantin zu haben, aber er hat in Ansehung des Königs gegen mich auch nicht das mindeste geäußert. Sie haben meine Briefe, lesen Sie diese noch einmal. Der Vater d'Aubenton hat mir freylich den Vorschlag hiezu gethan, aber ich verwarf ihn, und ich würde es weder vor dem König noch

vor

vor dem Herrn Regenten verantworten zu können geglaubt haben, wenn ich einen Auftrag übernommen hätte, durch welchen eine fremde Macht sich in die innere Verwaltung von Frankreich eingemischt haben würde. Sie hätten mich selbst darüber mißbilligen müssen.“

Bei einem so ungeschicklichen und geraden Widerspruch fieng Dubois an zu stottern; denn er gieng zuweilen von der Frechheit eines entschiednen Töbels zur Verwirrung eines gemeinen Gauners über. Der Regent fieng an zu lachen; „nun,“ sagte er, „alles was wir von Ihnen verlangen, ist, daß Sie uns nicht Lügen strafen; denn wir haben zu aller Welt gesagt, daß wir auf die dringens den Bitten des Königs von Spanien dem unsrigen einen Jesuiten zum Beichtvater gegeben haben.“ — „Alles was ich kann, gnädiger Herr,“ erwiderte Saint-Simon, „ist den Geheimnißvollen zu spielen, wenn mit mir davon gesprochen wird; denn bis zum Lügen werde ich die Gefälligkeit nicht treiben.“

Sie mußten sich mit der Diskretion begnügen, die er versprach. Wirklich sagte er nicht mehr von der Sache, als seine Ehre forderte. Aber er vertraute sie dem Cardinal Noailles, dessen Achtung ihm zu kostbar war, dem Marechal von Villeroi, und dem Bischof von Frejus, die sich allein der Aufsehung der Jesuiten widersetzt hatten; und dem Grafen von Cereste konnte er die Folge einer Intrigue nicht verbergen, von deren Ursprung dieser Zeuge gewesen war. Ich glaube nicht, daß andre das mindeste davon durch ihn erfahren haben. Von dem letzteren habe ich die ersten Nachrichten hierüber gehabt, ehe mir die Originalakten in die Hände gefallen waren.

Der Graf von Cereste-Brancas, Bruder des Marschal, hatte den Herzog von Saint-Simon als Freund nach Madrid begleitet, und war einer von den Zeugen bei der Heirath der Infantin gewesen. Da ich nicht weiß, wie weit ich diese Memoiren fortsetzen werde, so ergreife ich

ich diese Gelegenheit, um ihm einen Theil von der Gerechtigkeit, die ihm gebührt, wiederfahren zu lassen. Ich habe keinen Menschen gekannt, bey welchem der Verstand und die Tugend in so vollkommenem Gleichgewicht gewesen wären; er ist es, von dem ich in den Betrachtungen über die Sitten dieses Zeitalters gesagt habe, daß er vielleicht nicht überall der erste, aber gewiß nirgends der zweyte seyn konnte; und ich habe niemanden gefunden, der sein Verdienst streitig gemacht hätte. Er ist als Conseiller d'état d'épée, und Ritter der königlichen Orden gestorben, nachdem er ausgeschlagen hatte, Ehrenritter der Königin zu seyn.

Wir kehren zurück zu dem, was in Spanien bey der doppelten Heirath vorgieng, eh wir die Französischen An gelegenheiten wieder vornehmen.

Die Königin, Italienerin von Geburt und im Herzen, haßte die Spanier, wie sie von ihnen gehaßt wurde, und die täglichen Ausbrüche dieser gegenseitigen Leidenschaft gaben ihr immer mehr Nahrung. Die Königin enthielt sich nicht einmal es öffentlich zu gestehen, und das Volk auf seiner Seite rief unaufgehalt auf der Straße und aus den Häusern, wenn der König und die Königin vorbeeggingen: *viva el Rey y la Suroyana*, die vorige Königin, welche die Spanier angebetet hatten, und deren Andenken noch heilig gehalten wird. Die regierende Königin bestrich sich vergebens, dieses Geföhren des Volks zu verachten, sie war darüber in Verzweiflung; aber das Volk und sie kämpften nicht mit gleichen Kräften gegen einander. Sie hatte durch ein ziemlich natürliches Mittel die unumschränkte Gewalt. Das Temperament des Königs machte ihm eine Frau zum Bedürfnis, und seine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Untreue. Die Königin war häßlich, aber nicht ohne Würde in ihrem Neukern, und der König war immer in einem Zustand, der sie ihm sehr finden, und als solche behandeln ließ. Sie wandte ihrerseits alle möglichen Künste

der

der Kofetterie bey ihrem Gemahl an, lobte ihn öffentlich und ins Gesicht über seine Schönheit; und ob er gleich in seiner Jugend schön gewesen war, so war seine Gestalt doch jetzt so zerrüttet, daß wenn die Fürsten nicht gegen die eitelhaftesten Schmeicheleren deponiert wären, er diese für Verhöhnung hätte aufnehmen können.

Der König und die Königin schiefen, krank oder gesund, immer in einem gemeinschaftlichen Bett. Selbst wenn seine Gemahlin in Wochen kam, bettete er sich nicht von ihr; und er hatte erst drey Tage vor dem Tod seiner ersten Gemahlin eine abgesonderte Schlafstelle genommen, ohngeachtet sie schon seit langer Zeit die Stropheln im höchsten Grade hatte.

Beide äußerst eifersüchtig über alles, was jedem einzeln gesagt werden konnte, verließen sich weder Tag noch Nacht. Alle Tage bey ihrem Erwachen erschien die Affaseta ¹⁾, um ihnen Bettmäntel umzuhängen, sie hielten ihr Gebet, und hierauf trat Grimaldo herein, dem die andern Staatssekretaire die Geschichte ihrer Departements übergaben, und legte darüber Bericht ab. Nachdem Grimaldo entlassen war, nahm der König seinen Schlafrock, gieng in ein Nebengewach, um sich anzukleiden, und die Königin begab sich zu ihrer Toilette. Der König war bald angekleidet, und ließ sodann seinen Beichtvater hereinkommen, mit welchem er eine Viertelstunde beichtete oder sonst sich allein unterhielt, worauf er sich zu der Königin begab; die Infanten trafen ebenfalls dort eine Einige von den vornehmsten Bedienten, die Damen und die Kammerfrauen, die den Dienst hatten, machten den ganzen Zirkel; das Gespräch handelte von der Jagd, von der Andacht, oder andern Dingen von gleicher Wichtigkeit. Die Toilette

Daus

¹⁾ Erste Kammerfrau. Diese Stelle ist in Spanien mehr geachtet als in Frankreich, aus keiner andern Ursache vielleicht, als weil der Spanier seinen Bedienten einen Vorzug über alle andern zuschreibt, sich allem mittheilt, was der sich ihnen nähert. Laura Vives, Ämte der Königin, war damals Affaseta.

dauerte gegen drey Viertelstunden. Der König und die Königin giengen alsdann in ein Zimmer, wo den fremden Ministern, oder den Großen vom Hof, die welche verlangt hatten, besondre Audienzen gegeben wurden.

Wenn man jemanden einführte, zog sich die Königin geflüstertlich in ein Fenster zurück; wer aber mit dem König zu sprechen hatte, wußte, daß er der Königin alles widerfagen, daß sie über die beabsichtigte Verheimlichung empfindlich seyn, und ihren Gemahl gegen das Gesuch einzunehmen würde. Man erlangte also nicht sie zu bitten, daß sie sich nähern möchte, oder sprach laut genug, um von ihr gehört zu werden, wenn sie auf ihrer erlognen Discretion bestand.

Sie wußte also genau, was mit dem König gesprochen wurde, und hatte überdem in jeder Woche eine Stunde, wo sie ohne Wissen des Königs sich mit jedem, den sie heimlich zu sich lassen wollte, unterreden konnte; das war an dem Tag, wo der König öffentliche Audienz gab.

Der König saß bedeckt vor einem Tisch, die Granden standen in Reihe an der Wand und bedeckt, und jeder einzelne, der seinen Namen gegeben hatte, wurde nach der Ordnung, in welcher er aufgeschrieben war, gerufen. Er kniete vor dem König, brachte seine Sache in sehr kurzen Worten vor, ließ gemeinlich ein Memorial auf dem Tisch, stand wieder auf, und entfernte sich, nachdem er dem König die Hand geküßt hatte. Die Genillschen waren von den Laien dadurch unterschieden, daß ihnen der König bey der Kniebeugung aufzustehen gebot. Wenn jemand von denen, welche zu dieser Audienz kamen, von den übrigen nicht gehört seyn wollte, und er sehr bekannt war, so sagte er es; alsdann wandte sich der die Kiste hatte gegen die Granden, und sagte laut: es ist eine geheime Audienz. Sie giengen hierauf alle hinaus, und kamen nicht wieder herein, bis sich jener entfernte.

Der

Der einzige Hauptmann von der Garde hielt draussen die Thüre halb offen, und den Kopf hineinstreckend konnte er zwar nichts hören, verlor aber den König und den, der mit ihm sprach, nicht aus den Augen.

Wenn die Königin diese Audienz benutzte, um sich mit jemanden zu unterhalten, so mußte das sehr insgesheim geschehen; denn der König war immer ängstlich, ob man der Königin etwas besonders zu sagen haben möchte, und das gienä so weit, daß wenn sie berichtete, und die Berichte sich mehr wie gewöhnlich in die Länge zog, er in das Zimmer trat, und die Königin rief.

Sie gingen alle acht Tage zusammen zur Kommunion, und die Damen der Königin würden ihr mißfallen haben, wenn sie es anders gehalten hätten.

Die einzige Ergöcklichkeit des Königs war die Jagd, und auch diese war nicht minder traurig als seine ganze übrige Lebensweise. Die Bauern machten einen Fegzirk zum Anschlag, und ließen Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Füchse, u. s. w. an dem König und der Königin vorbeysziehen, die, in einer Laube eingeperert, auf die Thiere schossen.

Was man von dem Leben der Frau von Maintenon weiß, und was man hier von dem Betragen der Königin von Spanien sieht, beweist genug, welche Marter die Weiber auszuhalten haben, die über die unterwürfigsten Könige herrschen wollen. Wenn man das innere Leben der Favoritinnen aufdeckt, so wird man mit einem so besneideten Zustande Mitleiden haben.

Tey aller ihrer Gewalt über den Geist des Königs mußte die Königin ihn doch in jedem Moment studieren, die Gelegenheiten hervorbringen oder ergreifen, zu Auzensblicken nachgeben, und zuweilen sich der Vortheile bedienen, die das Temperament des Königs ihr gab. Die Weiserungen der Königin reizten ihren Gemahl, erbigten ihn immer mehr, veranlaßten zuweilen heftige Auftritte, und schlossen immer, damit, daß die Königin ihre Wünsche ers

reichte. Die Unbändigkeit der Triebe des Königs machte die ganze Stärke der Königin.

Philipp der Fünfte hatte von Natur einen gesunden, obgleich eingeschränkten Verstand, er war still, zurückhaltend, sogar furchtsam, und ohne Selbstvertrauen. Seine Erziehung in Frankreich und seine Lebensart in Spanien hatten diesen Charakter vollends verstärkt, von dem ich Gelegenheit haben werde, mehr Proben zu geben. Seine Frömmigkeit bestand in geringfügigen Übungen. Ungeskräftigt, und schon dadurch geschickter zur aufmerksamen Beobachtung derer, die ihm nahe waren, bemerkte er ihre lächerlichen Seiten sehr gut, und machte mitunter im Innern seiner Einsamkeit lustige Anmerkungen darüber.

Er war sehr über seine Gesundheit besorgt; wenn sein Arzt Lust zur Intrigue gehabt hätte, würde er eine große Rolle gespielt haben. Inghins, ein Irländer, der diese erste Stelle bekleidete, war vom Kavalieren und von der Habacht sehr entfernt, er hatte Verdienste in seiner Kunst und beschäftigte sich ausschließlich mit dieser. Nach seinem Tode ließ die Königin ihrem eignen Arzt, Cervi, die Stelle geben.

Philipp hatte den Krieg geliebt, ob er ihn gleich auf eine eigne Weise getrieben hatte. Er entwarf nie einen Plan zu einem Feldzug, sondern überließ die kriegerischen Operationen seinen Generalen, und trug bloß durch seine Gegenwart dazu bei. Wenn sie ihn in gerührender Entfernung von der Gefahr hinstellten, so blieb er an seinem Posten, und glaubte seinen Ruhm nicht dabei interessiert, sich derselben zu nähern. Wenn der zufällige Fortgang einer Schlacht ihn dahin trieb, wo das Feuer am stärksten war, so blieb er mit der nämlichen Ruhe stehen, und machte sich die Freude, diejenigen zu beobachten, welche sich furchtsam zeigten.

Leicht zu bedienen, gutmüthig, vertraut in seinem innern Haushalt, im Herzen ganz für Frankreich eingenommen, hatte sein Betragen gegen die Spanier keinen andern

dem Grund als die Erkenntlichkeit für ihre Treue. Er liebte den König seinen Neffen zärtlich, behielt aber stets im Sinne nach Frankreich zurückzukehren, wenn wir das Unglück hätten, diesen einzigen Zweig des königlichen Hauses zu verlieren. Er würde indessen noch seinen seperslichen Verzichtleistungen auf die französische Krone, nicht ohne einige Bedenklichkeit den Thron seiner Väter befestigen haben. Aus dem nämlichen Grunde konnte er die Verzichtleistungen der Königin Maria Theresia von Oesterreich auf die Spanische Krone, bei ihrer Vermählung mit Ludwig dem Vierzehnten, nicht wohl für wichtig ansehen. Er würde auf keinem von den beiden Thronen ein ruhiges Gewissen gehabt haben. Tiefe Skrupel, die ihm Bestrafter zu verhören Muth hatte, zeugen von keinem sehr starken Geist, und sind, wenn man will, eines Helden unwürdig; aber sie lassen auf ein reines Herz schließen. Die Gewissensbisse, welche mehr unterdrückt als anstarrt werden, sind die vernünftige Ursache gewesen, warum er seine Krone niederlegte, und nach dem Tode seines Sohnes, Ludwig des Ersten, sich so schwer aufschloß, sie wieder anzunehmen. Nach eben dieser Gewissenhaftigkeit hätte freilich die Uebergabe des Throns an seinen Sohn ihm für keine geringere Usurpation, wenn überhaupt eine war, gelten sollen; indessen war es für ihn genug, die einzige Aufopferung zu machen, die in seiner Macht stand. Ueberrumpelt sind gewissenhafte Seelen weder in dem, was sie quält, noch in ihren Verübungsmitteln, eben sehr konsequent.

Die Königin war von einem sehr entgegengesetzten Charakter. Herrschen galt bei ihr alles. Der unrechtmäßige Besitz würde in ihren Augen ein Recht geschenkt haben. An dem kleinen Hof ihres Vaters erzogen, hatte sie nicht die richtigsten Begriffe von den Europäischen Höfen bekommen. Dennoch geachtet glaubte sie sich von dem ersten Augenblick an, da sie auf dem Throne war, ges

schaffen, um wohl oder übel zu herrschen. Wir haben gesehen, auf welche Weise das Schicksal ihr diesen Plag verschafft hatte.

Sie setzte sich gleich anfangs zwei Sachen vor, die sie in keinem Augenblick aus den Augen verlor: Die erste war, ihre Gewalt über den König dergestalt zu gründen, daß sie unter dem Namen dieses Fürsten regierte; die zweite, sich gegen den traurigen Stand der Wittwe eines Königs von Spanien, der einen Sohn von einer andern Mutter zum Nachfolger haben würde, zu verwahren.

Sie beschloß also, einem ihrer Söhne eine *Souveraineté* zu verschaffen, damit sie sich einst zu ihm begeben, und wiederum herrschen könnte, oder wenigstens sich nicht als Unterthanin fühlte.

Man kann leicht errachten, wie vieler Mühe sie sich bedienen mußte, um diesen zweiten Voratz zu verfolgen, und ihn zugleich dem Blick eines argwöhnischen Königs zu entziehen. Albrecht hatte, in der Verzweiflung über seinen Sturz, die Absichten offenbart, welche diese Fürstin zu verbergen sich so mühsam beistrebte. Sie schmeichelte sich umsonst, daß Albrecht durch seinen Groll zu verdächtig sein würde, um Glauben zu finden. Der bekannte Charakter der Königin ließ an ihren geheimen Wünschen nicht zweifeln. Ihre tollten und erzwungenen Liebsheirathen gegen die Infanten von der ersten Ehe, die Hinterleuten die ihr zuweilen entführten, verrathen ihren Plan hinlänglich; und dieser Plan ist während der ganzen Regierung Philipps des Fünften, die Grundlage oder die Hinderniß aller Unterhandlungen gewesen.

Der Spanische Hof war in zwei Kabinets getheilt und fuhr in dieser Spaltung fort; die Italiänische, die schwächste an der Zahl war durch die Kunst der Königin die herrschende. Die Spanische, mit welcher die Wünsche der Nation übereinstimmten, senkte über den Einfluß der Italiäner, und haßte sie herzlich. Fast alle großen Stellen waren zwar von den Spaniern besetzt, aber sie

war

waren auf die Titel dieser Stellen eingeschränkt, da durch die Einsamkeit, in welcher die Königin ihren Gemahl beständig hielt, fast alle Verrichtungen derselben wegfielen. Der Chirurgus, der Apotheker, und fast die ganze innere Bedienung waren Franzosen.

Die zwei Prinzessinnen, deren Kontrakte unterzeichnet worden waren, kamen am nämlichen Tage auf der Gaspane Insel des Häfens Tadaïon an, wo die Auswechsellung geschah, und wo 1654 die Zusammenkunft Ludwigs des Vierzehnten, der Königin seiner Mutter, und ihres Bruders, Philipps des Dritten, vor sich gegangen war.

Es gab anfangs einige Schwierigkeiten über die Auswechsellungs Akte, zwischen dem Prinzen von Koban und dem Marquis von Santacruz. Der erste hatte in der Französischen Akte den Titel Altesse genommen. Santacruz, majordomo, major der Königin von Spanien, dem die Infantin zum Geleit anvertraut war, erklärte daß er in der Französischen Akte alles was man wollte würde durchgehen lassen, indem Spanien über die Titel und Qualitäten der Franzosen nichts vorzuschreiben hätte; in der Spanischen Urkunde würde man aber einem so gut wie dem andern nur die Excellenz 1) geben. Da der

§ 3

Prinz

- 1) Man giebt in Spanien die Excellenz allen Granden, den unmittelbaren Erben einer Grandeya, den Bischofen, Statthaltern von Provinzen, Generallieutenanten, Erbschatzern (es ist der Titel der Kinder), den Ritters vom goldenen Vließ, dem Gouverneur des Rath von Castilien, und den Weibern aller dieser Personen. Unter den Geistlichen hat keiner die Excellenz, als der Erzbischof von Toledo. Selbst dem Papst, dem ersten von den Ambassadeurs, die sie doch alle haben, giebt man sie nicht. Der Titel der Bischöfe ist *Signoris illustrissimi*.

Die Bezeichnung des Spaniers war ein Zug von Hochmuth. Die Granden adien den Titel aus Eitelkeit, indem sie rechnen, daß ihre Grandeya überall so bekannt ist als ihr Name. Da sie sich übrigens des antiken Altitudins rühmen, so würden sie beklagen daß man die Zeit ihrer Grandeya von den Urkunden der rechnen, in denen man sie findet. Wenn sie von einigen Granden in Urkunden aufgestellt worden ist, so ist das erst seit Philip dem Fünften geschehen, zur Nachahmung der Granden die in Frankreich sind. Durch eine Fol-

Prinz von Koban fand das Santaeruz in dieser Art nicht einmal seine Eigenschaft als Grande aufstellte, so ließ er auch die seinige als Herzog und Vair weg, und begnügte sich die Auswechslung ohne Zusatz von Qualitäten zu unterzeichnen.

Nach gechehener Auswechslung nahm die Infantin den Weg von Paris, und Mademoiselle de Montpensier den von Madrid. Niemand von ihrer Nation folgte den beiden Prinzessinnen, außer einer Untergouvernantin, de Ribes, Señora de honor, die man der Infantin ihres jungen Alters wegen ließ.

Ich werde mich bei keiner der Ketten aufhalten, von welchen die Journale voll sind, aber ich fahre fort unter den besondern Umständen diejenigen auszuheben, die Erwähnung verdienen.

Die Spanische Gravidität und Schamhaftigkeit erlaubt nicht ein Brautpaar zu Bett gehen zu sehen. Unser Gesandter wünschte indessen um so mehr die Heirath der Prinzessin von Sicilien zu konstatiren, als sie, wegen der schwächlichen Gesundheit des Prinzen, erst in einem Jahre vollzogen werden sollte. Er erhielt auch von Ihren katholischen Majestäten, daß diesmal von der Spanischen Etikette abgegangen würde, und betraf sich, um sie zu überreden, auf die Art wie man es bei der Vermählung des Herzogs von Bourgoigne gehalten hatte. Ein französisches Beispiel vermochte sehr viel über Philipp den Fünften. Man gebrauchte hierauf die Vorsicht, ein

ist

ge dieses Grundfanz beobachtet so unter einander selbst keinen Rang. Da das Alles nicht erlich ist, so beobachten die Kaiser einen unter einander, nämlich nach dem Datum ihrer Aufnahme.

Nur für die geistlichen Fürsten und für die Infanten wird von Philipp dem Fünften, der bey den versammelten Königen darauf antrug, hierin eine Ausnahme gemacht. Die Kaiserin verneinte die nicht Könige sind, werden in dieser Aufnahme nicht regieren. Die Prinzen vom Gebirg und unsere Königin hatten das nämliche Vorrecht verlangt; da sie aber Widerstand gefunden haben, so werden sie ohne Feierlichkeit aufgenommen, und bleiben von den Ordenskapiteln weg.

ge Personen von Gewicht zu gewinnen, deren Beifall die andern verhinderte sich dagegen aufzulehnen. Die Neuvermählten wurden in ein Bett gebracht, und bey offenen Vorhängen ließ man jedem, der sich zeigte, in das Zimmer kommen. Eine Viertelstunde darauf machte man die Vorhänge zu. Der Herzog von Popoli, Hofmeister des Prinzen, blieb hinter dem einen Vorhang, und die Herzogen von Montellano, Hofmeisterin der Prinzessin, hinter dem andern. Nach einigen Minuten entließ man die Anwesenden, und die Vermählten wurden getrennt.

Die Prinzessin von Aürrien gab gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft am Spanischen Hof Beweise einer finstern und widrigen Laune. Man mußte ihr fast Gewalt anthun, damit sie dem König und der Königin Visite machte. Man hatte die prächtigsten Anstalten zu einem Ball gemacht, aus welchem der ganze Hof und Ihre Katholischen Majestäten selbst sich ein Zeit machten. Die Prinzessin weigerte sich behändig darauf zu erscheinen, nicht etwa aus irgend einem Verdruss, sondern ganz allein aus dem Eigensinn eines albern und dummen Kindes. Entweder erwiederte sie nichts auf die Vorstellungen die man ihr that, oder ihre Antwort war, daß der König und die Königin nach ihrem Gefallen leben könnten, und daß sie nach dem ihrigen leben wollte. Es würde auch nur in solchen Memoiren, wie ich sie hier schreibe, ekelhaft seyn, diese traurig lächerlichen Auftritte umständlich her auszumahlen. Um mit wenig Worten diesen Gegenstand abzutun, ist es genug zu sagen, daß sie in Madrid fortwahr eben so albern, so einfältig, so widrig zu seyn, als wir sie seitdem in Paris gesehen haben, wo sie von 1725 bis 1742, da sie im Luxembourg starb, als verwitwete Königin von Spanien vegetirte.

Die Infantin kam in Paris an, wo sie als Königin empfangen wurde; man gab ihr sogar in allen Relationen den Titel als solche. Der Ausgang hat bewies

sen, daß man hierinn zu eilig zu Werke gieng. Es wäre an sich gleichgültig, und mehr in der Regel gewesen, das mit zu warten, indem, ihre Bestimmung abgerechnet, ihre Geburt allein ihr schon den Vorrang über Madame gab. Man hatte zwar der Herzogin von Bourgoigne, gleich bei ihrer Ankunft in Frankreich, im Voraus den Titel als Dauphine gegeben; aber das war nothwendig um ihr den Vortritt zu geben, den keine Prinzessin vom Geblüt ihr außerdem hätte lassen können, indem ihr Vater, der Herzog von Savoyen, der damals noch nicht König war, den Churfürsten weichen mußte 1).

Sobald Saint-Simon seinen Verant in Spanien erfüllt hatte, eilte er um so mehr zurückzukommen, als der

Kais

- 1) Es sieht in den verschiedenen Urtheilen so wenig Bestimmtes, daß man bloß die Fakta ansetzen kann, ohne etwas daraus zu schließen. Der König von Oesterreich, Großvater des nachherigen, als in Ungarn und zu Wien hies den Churfürsten vor. Indessen erhielt der Churfürst von Bayern, der einer von diesen geachtet war, vom König die Erlaubnis, insomnit zu Wien den Ludwig der Verzeichnisse demilitate ihm sogar eine besondere Audienz, wo sie beide standen, abgeschiedet der König von England, Wilhelm der Dritte, eine ähnliche Audienz, auf einem Kennstuhl sitzend, und den Kaiser dieser nämliche Churfürst auf einem Laubstisch sah, gegeben hatte. Der Churfürst benutzte aber mitbedachte die Güte des Königs, um den dem ersten Dauphin den Vortritt zu verweigern. Ludwig der Verzeichnisse hatte die Gerechtigkeit in einem mezzo terminis zugunsten, daß nämlich der Churfürst den Dauphin in den Thron von Bourbon sah, und so die d. zusammen in die nämliche Familie, jeder zu seinem Glück, einzufügen. Sonderbar und widerwärtig ist es, daß der Churfürst von Elsa. Bruder des Churfürsten von Böhmen, ebenfalls insomnit, vor dem König stand, der in einem Kennstuhl sah. Er sprach verschiedentlich zu Ludwig und zu Abend in Dresden bei dem Dauphin, und hatte da nichts als einen Zeidstuhl an der rechten Ecke der Tafel mit den übrigen Personen. Dem Churfürst kam zuweilen die Lust an, vor der Herzogin von Bourgoigne Knechten lesen, und erwieß ihr die nämlichen Honneurs, wie der letzte von den Kapellänen. Es ist der nämliche, der in Valenciennes ankündigt, daß er den ersten April predigen würde. Es war zum Erdrücken voll in der Kirche. Der Churfürst bedien die Kanzel, begrüßte gratulisch die Gesellschaft, schloß das Item, rief: der erste April! und stieg von der Kanzel herunter, während daß ein Orchester von Trompeten, Posaunen und Pauken einen Sturm machte, der dieses ständliche Possenspiel würdig genug schloß.

Kardinal Dubois Lust bezeugte ihn unter verschiedenen Vorwänden dort aufzuhalten. Die Bewegungsgründe des Kardinals führen uns wieder auf die Intriquen des französischen Hofes.

Man erinnert sich daß Dubois, um sich des Kardinal Rohan in Rom zu bedienen, ihm die Ertheilung der Stelle als erster Minister bey seiner Zurückkunft vorgespiegelt hatte. Rohan setzte nicht den mindesten Zweifel in dies Versprechen, hatte die Thorheit es in Rom zu sagen, wo er der einzige war, der daran glaubte, und kehrte sobald er konnte nach Paris zurück, um seinen theuern Kollegen an sein Wort zu mahnen.

Seitdem Dubois Kardinal war, fand er sich des Vorzuges wegen nicht mehr dem Regent'schafts Rath ein. Um auf eine Art, die sich für den Purpur geiente, wieder hineinzukommen, wollte er dem Kardinal, der sein Vorgesetzter war, in das Conseil verhelfen, und sich also dann hinten nach wieder hineinschleichen. Er nahm ihn mit der größten Innigkeit auf, wiederholte sein Versprechen, und sagte ihm, um zum ersten Ministerium zu gelangen, müßte er erst den Eintritt in das Conseil haben; nach den guten Diensten die er dem König geleistet hätte, wäre er vollkommen begründet dies zu verlangen; und er, Dubois, wäre ihm viel zu ergeben um sein Verlangen nicht bey dem Regenten zu unterstützen.

Der leichtgläubige Kardinal Rohan, von dieser Herzlichkeit gerührt, bezeugte seinem Kollegen die zärtlichste Dankbarkeit, versprach ihm das Bewußt einer Stelle die er ihm verdankte redlich mit ihm zu theilen, und hat wenige Tage darauf den Regenten um den Eintritt im Conseil. Die Schnelligkeit und die überanändige Art mit welcher der Regent ihm dies Gesuch bewilligte, hätte ihn können abnehmen lassen, daß entweder alles im Voraus abgemacht wäre, oder daß man ihm kein großes Geschenk machte.

Der Kanzler und die Herzoge verließen sogleich das Conseil, als sie die Kardinäle hineinkommen sahen. Der Marschal von Villeroi erschien dabei bloß in seiner Eigenschaft als Hofmeister auf einem Tabouret hinter dem König sitzend, ohne ein Wort über die Geschäfte zu sprechen.

Dübois hatte das vorausgesehen, aber er hatte schon viel gewonnen, indem er mit einem Mann von der Geburt des Cardinal Rohan, den er vor sich hingeschoben hatte, gemeine Sache machte. Ein Umstand, der die Unannehmlichkeit hätte krönen sollen, war Dübois sehr willkommen, und that ihm treffliche Dienste. Die Marschälle von Frankreich folgten dem Beispiel der Herzoge. Dübois gieng hiervon aus, um den Regenten zu überreden, daß es eine gegen ihn persönlich gerichtete Kabale wäre, da die Marschälle von Frankreich, welche sonst nie den Kardinälen etwas streitig gemacht hätten, Parten in der Sache nähmen. Dübois schrieb in diesem Sinn darüber an den Herzog von Saint-Simon, der die Verehrung der herzoglichen Würde bis zum Fanatismus trieb, dabei aber dem Regenten aufrichtig ergeben war. Dübois gieng über die Frage vom Vorhug leicht hinweg, und legte in seinem Brief desto mehr Gewicht auf die vorgebliche Kabale, zu deren Anführer er den Herzog von Noailles machte, den Saint-Simon außerordentlich haßte; schließlich trug er ihm auf, den König von Spanien zu bewegen, daß er in dieser Sache Parten nähme, und sich öffentlich für eine Regierung erklärte, die gegenwärtig die beiden Branchen des Hauses Frankreich gleich nahe anginge.

Der Herzog von Saint-Simon ließ sich mit dieser vorgeblichen Kabale nicht befhören; er mußte indessen doch wenigstens den Schein annehmen, als ob er Philipp dem Fünften das Anliegen vorgetragen hätte. Er gab aber der Sache eine solche Wendung, daß Philipp sie als eine häusliche Zänkerey ansah, in welche er sich nicht mischen

ſchen wollte noch durfte. Um jeden Vorwand in Spanien aufgehalten zu werden abzuſchneiden, berichtete Saint-Simon dem Cardinal Dubois die Antwort des Königs, nahm ſofort den Hofe Abſchied, und machte ſich auf die Reiſe. Beg ſeiner Ankunft in Vauonne bekam er eine Depeſche, in welcher der Cardinal ihm die größten Lobſprüche über die Art gab, wie er ſeinen Auftrag ausgeſendet hatte, und tauſend Betheurungen ſeiner Freundschaft und ſeiner Ungeduld, ihn wieder zu ſehen, hinzugefügte. Dubois hatte ihm eine andre Depeſche geſchrieben, durch welche er ihm bedeutete, in Madrid zu bleiben, biß er Chavigni, der gegenwärtig in der Schweiz Ambaſſadeur iſt, dorthin akkreditirt hätte. Jede Depeſche war für den Ort eingerichtet, wo der Courier den Geſandten treffen würde: Die erſte ſollte ihm übergeben werden, wenn er ihn ſchon auf franzöſiſchem Boden trafe, die andre, wenn der Herzog noch in Spanien geweſen wäre, wo Dubois ihn viel lieber gewuſt hätte als am franzöſiſchen Hof.

Im Grunde fürchtete der Cardinal den Herzog von Saint-Simon, für welchen der Regent Freundschaft hatte, und der ſich den Anmaßungen des Miniſteriums ſowohl als des Purpurs ſehr widerſetzte; indeſſen ſparte er keine freundschaftlichen Betheurungen gegen ihn. Da aber ſeine Heftigkeit zuweilen ſeine Verſtellungskunſt überwog, ſo bewies er ſeinen Verdruß wider den Herzog von Saint-Simon nur zu ſehr, durch die Art, wie er einen Kapitain empfing, den Saint-Simon mit dem Heirathskontrakt des Königs nach Frankreich geſchickt hatte. Man hatte dieſem Offizier das Ludwigskreuz und ein Avancement verſprochen. Der Cardinal ſagte ihm auffahrend, man würde ſchon ſehen. Der junge Mann zeigte ſich zwei Monate hindurch beg ihm, ohne nur ſeinen Blick auf ſich ziehen zu können. Er wandte ſich an den Staatsſekretair vom Kriegsdepartement, der ihm zur Antwort gab

gab, er wäre selbst vom Kardinal über diesen Punkt so übel aufgenommen worden, daß er sich nicht getraute, wieder davon zu sprechen. Der Offizier fuhr also fort, in aller Demuth vor ihm zu erscheinen. An einem Audienztage, wo sich die fremden Gesandten und eine Menge vornehmer Leute fanden, traf es sich, daß jemand den Kardinal ungeduldig machte, der ihn in Dragonertrous drücken zum Teufel schickte, und noch hinterdrein fluchte und wetterte. Der Runtius, der gegenwärtig war, schien darüber wenigstens sehr verwundert; aber der junge Offizier fand den Kontrast zwischen der Kleidung und der Sprache des Kardinals so sonderbar, daß er laut auslachte. Dubois dreht sich plötzlich herum, wird den Lacher gewahr, und indem er ihm einen Schlag auf die Schulter giebt, als wollte er ihn in den Boden hinein schlagen, wenn er ihm nicht soaleich wieder Muth gemacht hätte: „Du bist eben nicht dumm,“ sagt er, „ich werde Le Blanc sagen, daß er deine Sache abfertigt;“ und am nämlichen Tag war sie richtig.

Dubois suchte sich nach und nach die ehrlichen Leute, die ihm am meisten im Wege waren, vom Halse zu schaffen; er fing mit dem Kanzler d'Aguesseau an, der zum zweitenmal nach Genes verwiesen wurden. Die Siegel wurden zuerst Pelletier de la Houffaye angeboten, der sie ausschlug, weil er nicht mehr Lust hatte als d'Aguesseau, den Kardinalen den Vorzug zu lassen. D'Armenonville (Fleuriau) war weniger schwierig, nahm sie an, und es hielt obendrein die Uebertragung seiner Stelle als Staatssekretair auf seinen Sohn, den Grafen von Morville. Der Marquis von Châtelus, (Beauvoir der vor kurzem die Tochter des Kanzlers geheirathet hatte, fand in der Ungnade seines Schwiegervaters einen Grund, der Familie, in welche er getreten war, desto mehr Achtung und Freunde schaff zu erweisen. Diese Beauvoir sind eine gute Fas-

milie aus Bourgogne, ein Geschlecht von braven und rechtschaffnen Leuten.

Da es das größte Augenmerk des Cardinals war, alle Vertraute des Regenten von ihm zu entfernen, so ließ er den Marquis von Rocé' exiliren, einen von den Urhebern seines Glücks, und der dadurch seinen Unfall verdiente. Er war der Sohn von Jontenai, der als Unterhofmeister des Herzogs von Orleans zu der nämlichen Zeit, wo Dubois ihn zur Ausübung aller Laster erzog, gesucht hatte, ihm tugendhafte Grundsätze einzuprägen. Der Regent ehrete das Andenken des Vaters, und ergötzte sich sehr an der beißenden und lustigen Laune des Sohnes. Aber durch diese mußte er eben dem Cardinal, der seit ihrer Uneinigkeit (denn sie waren sehr genau mit einander umgegangen), der Gegenstand seines Mißes geworden war, und der an einem Hof, wo Einsälle soviel als Vernunftgründe galten, die Wirkung davon fürchtete. Rocé' konnte leicht bemerken, daß ihn der Regent ungern dem Cardinal aufopferte. Da ihn jemand, um ihn zu trösten, sagte, daß die Ungnade nicht lange währen würde, erwiderte Rocé': „Was wissen Sie das von?“ — „Ich weiß es vom Regenten selbst,“ antwortete der andre. — „Und was weiß er davon?“ sagte Rocé', um zu verstehen zu geben, daß der Regent nichts mehr aus sich selbst thäte.

Der Graf von Broglio, einer von den ronds des Regenten, wurde auch exilirt. Er war dem Cardinal verdächtig geworden, weil er die Bacchanalien des Palais Royal hatte benutzen wollen, um in dem Geschäften festen Fuß zu gewinnen.

Eines von den besten Mitteln, deren sich der Cardinal bediente, um Herr des ganzen Terrens zu werden, und den Hof des Regenten einzuschränken, war, den Aufhalt des Königs nach Versailles zu verlegen. In Paris war der Hof natürlicher Weise immer zahlreich,
da

da hingegen die meisten sich in Versailles nicht niederlassen konnten, und daher selten hinkommen mußten, bis sie allmählig die Gewohnheit ganz verliören. Die Minister haben immer den König zu isoliren gesucht, und keiner würde ihn gern die Hauptstadt bewohnen sehen. Sie bereden ihn, daß er durch sie von allem, was vorgeht, unterrichtet ist, ohne durch eine lästige Menge gedrängt zu werden. Wie viel Dinge kann aber ein König nicht erfahren, bemerken und fühlen a), wenn er mitten unter seinen Unterthanen lebt! Auf den Straßen sieht er in allen Augen die Leidenschaft die in den Herzen wohnt, das Mißvergnügen oder die Zufriedenheit, die Grade der Liebe oder des Haßes. Die Minister selbst sind nur durch niedrige oder eigennützige Subalternen unterrichtet, und es ist ihr Interesse, dem Fürsten zu verbergen, was sie erfahren.

Der König wurde also in Versailles etablirt, und ist seitdem nicht wieder nach Paris gekommen, außer um unnütze oder geschäftige *lits de justice* zu halten, oder auf ein Paar Tage, wenn er von einem Feldzug zurückkam. Die Langeweile folgte dem Regenten bald nach Versailles. Der eigentlich sogenannte Hof ist nur für Leute, die mit

Ges

a) Diese Stelle ließe sich heutzutage sehr gut im aristokratischen Sinne parodiren. Man sagt uns oft, und findet damit, weil man einen Theil der Wahrheit für sich hat, oft Einmal, daß Ludwig der Sechzehnte die Grindel und die Schwach des sien und den Oktobers unmöglich verlassen kann. Aber eben so wenig könnte Victor Abbe, der ein guter Mensch ist, alsdann auch die Versailles Lügen und Verleumdungen verlassen, womit man bis zur unabwehrlichen Größe des 14. Julius die Lügen vor ihm verbar, die man veranlaßt, und zu unterdrücken jede Art von Schuld verlieren hatte. Beschränktes Eigenthum, und künstliche sowohl als natürliche Einschränkung des Parteieigens haben den Despotismus harter und rauder gemacht als er jemals war. Er, der sonst nur Härterer machte, schmückt sich mit dem Wohlgefallen der tiefen Nachbeirde, selbst die Wonne des Wärsprethums. Wenn aber seine Ungelehrigkeit Frankreichs Unstuck zielerleicht noch auf lange Zeit gegründet, so dürfen ihre Folgen, selbst in seinen Siegen, seinen Gegnern der Freipheit zu gute kommen.

Geschäften oder Intrigue umgehen, erträglich. Nun aber war der Regent durch seinen Rang über die Intrigue erhaben, und für die Geschäfte wurde er mit jedem Tage untüchtiger.

Ob er gleich in seinen besten Jahren war, so hatte die ununterbrochne Reihe der Ausschweifungen seines Privatlebens ihn stumpf gemacht. Eine starke Betäubung von den Bacchanalien der vorigen Nacht hielt ihn den Morgen seine Sinne gefangen, und ob er gleich nach und nach ihren Gebrauch wieder fand, so verloren die Kräfte seines Geistes doch ihre Triebfedern; die Lebhaftigkeit seines Verstandes schlummerte nach und nach ein; er vertrug keine starke oder anhaltende Anstrengung mehr, er brauchte rauschende Vergnügungen, um wieder zu sich selbst zu kommen. Seine Soupees, wo die Gesellschaft so gemischt, an Ständen so verschieden und in den Euten so übereinstimmend war, seine kleine Loge in der Oper, aus welcher er seine Gäste ausuchte, das alles gieng ihm in Versailles ab. Auch mit dem schamlosesten Troge konnte er die Bedürfnisse seines Vergnügens nicht an den Hof schaffen. Alles hatte er bis auf die Hesen erschöpft, und gestand selbst zuweilen, daß er den Wein nicht mehr schmeckte, und für die Weiber null geworden wäre. Zwei oder drei seiner Diener giengen von diesen Beständen aus, um ihn zu bereben, in den Pflichten seines Standes die Zerstreuung, die Erholung zu finden, die er in der Ausschweifung nicht mehr fand. Vergebliche Rathschläge! Die meisten Menschen trennen sich von den Vergnügungen, wenn die Vergnügungen sich von ihnen trennen; aber aus dem Schlamm der Böllerey reißt man sich nie heraus. Die Lust zur Arbeit entspringt aus der Übung, die man annimmt und behält, aber in einem gewissen Alter nicht mehr erwirbt. Es giebt zwei sehr entgegengesetzte Lebensarten, deren Gewohnheit zum Bedürfnis wird: Die Böllerey und die Arbeit.

Der

Der Cardinal Dubois hatte den Ueberdruß des Regenten an Versailles, und seine häufigen Reisen nach Paris, sehr wohl vorhergesehen; er ergriff daher listig die Gelegenheiten, seine Reigungen zu durchkreuzen, indem er die Augenblicke wählte, um ihm Geschäfte vorzutragen, wo sie ihm am unerträglichsten wurden. Um sich die Last vom Halse zu schaffen, überließ sie der Regent seinem Minister, der sich hierdurch der Korrespondenz von allen Departements ausschließlich bemächtigte, indem die Oberintendenz, zugleich mit dem geheimen Fach der Posten a), deren er den Marquis von Torci beraubt hatte, um sie sich bezulegen, ihm die Kenntniß aller äußeren und inneren Geschäfte verschaffte.

Die Geschäfte mußten bey der Ueberladung des Cardinals und bey den Hindernissen, die er mit Fleiß hineinlegte, nothwendiger Weise leiden. Man klagte, man schrie um Abfertigung. Der Cardinal kam den Vorwürfen seines Herrn zuvor, indem er ihm selbst welche machte. Der Regent, vom Geschrey und von den Klagen ermüdet, wandte sich an den Cardinal, um aus der Verlegenheit zu kommen. Da war es eben, wo ihn dieser erwartete. Die Maschine der Staatsverwaltung kann, sagte er, durchs aus nicht treiben, wenn nicht alle Triebfedern von einer einzigen Hand geleitet werden. Die Republiken selbst würden nicht bestehen, wenn sich alle besondern Modifikationen des Willens nicht in einen gemeinschaftlichen und wirksamen Willen sammelten. Der Sammelpunkt, setzte

Du

a) Das war mit andern Worten das Departement des Briefschreibens, über dessen Errichtung und absolute Folgen unter Ludwig dem Vierzehnten, man die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon nachlesen kann. Die einzelnen Inkonsequenzen, die man in andern Ländern in diesem Fach bemerkt hat, sind gegen dieses vollständige System der französischen Hoheverehrung nichts ansehnlich, als was eine ungeschickte Feuerlöcher-erey gegen das künstliche Gewebe von Carrougens Ränder andeuten mag. Woher mag es wohl kommen, daß, obgleich dieser Affinements, der französische Despotismus doch bis zu den der Revolution erfahren hat?

Dubois hinzu, kann kein anderer seyn als Sie oder ich, ohne das wird nichts gehen, und Ihre Regentschaft wird der öffentlichen Verachtung Preis gegeben seyn.

Die Wahrheit des Satzes a) konnte der Regent nicht läugnen; „lasse ich dir denn nicht alle Gewalt? Was fehlt dir noch um zu handeln?“ — „Nein,“ antwortete dieser, „der Titel macht hauptsächlich die Gewalt eines Ministers. Alsdann gehorcht man ihm ohne Murren. Ohne Titel scheint jede Ausübung der Macht eine Anmaßung, empdet und findet Widerstand.“

Der Regent, über das Joch, das er sich aufgelegt hatte, selbst erstaunt und zuweilen unwillig, wünschte es abzuschütteln, und konnte sich nicht verbergen, welche Schande es für einen Regenten wäre, ein solches Mittel, wie ein erster Minister, ergreifen zu müssen. Ein König, der sich der Regierung nicht gewachsen fühlt, kann und muß sich einem Manne anvertrauen, der es verdient, und hat bloß für die Wahl zu stehen. Aber ein Fürst, der bloß mit einer zeitlichen Gewalt bekleidet ist, und einen einzigen Minister annimmt, erklärt sich selbst öffentlich für unfähig, und verdient die Schande eines feigen Ehrgeizigen

- a) So wie man den Teufel selbst zum Organ der reinsten Moral machen kann, eben so dürfen wir uns hier dem Kardinal Dubois anvertrauen, um auf den Weg der Gesundheit, auf alle Seiten anwendbaren Politik zu kommen. Frankreich war nie von diesem einzigen, gemeinschaftlichen und würfamen Willen so entfernt, als jetzt in der praktischen Anwendung seiner neuen Konstitution; und man braucht nicht aus dem Kreis der französischen Demokratie selbst herauszuweichen, um überzeugt zu seyn, daß in dem alten Verhältnis zwischen dem Despotismus und der slavischen Unterwürfigkeit, alle Inkonsequenzen, die dasselbe auftrien, mit eingerechnet, der Staat mehr Einheit und folglich mehr Kraft hatte, als jetzt in seinem wilden, unsichern und ungleichen Mechanismus. Wenn das Bestreben, die Freiheit eines Staats zu erhalten und zu schützen, jede politische Exerzition desselben verschlingt oder tödtet, so gleich die Freiheit der Existenz des Hypochondrischen, der im Kampfe gegen die Krankheiten alle Kruden und alle Kraft des Lebens verliert.

II. Theil.

M

gen, der sich einem Gewichte unterzogen hat, daß er nicht zu tragen vermag.

Ohngeachtet dieser Betrachtungen konnte sich der Regent nicht aus seiner Schlassucht reißen, so lange diejenigen, die der Cardinal durch Hofnung oder durch Furcht an sich gezogen hatte, nicht aufhörten, den Prinzen durch sich selbst und durch ihre Freunde, mit Lobeserhebungen der vorzüglichsten Einsichten des Ministers, seines Eifers für seinen Herrn, zu bestürmen und von allen Seiten umzingeln zu lassen. Zugleich hatte der Cardinal Sorge getragen, alle diejenigen, die bey dem Regenten diese aufleimenden Gedanken hätten ersticken können, zu entfernen. Der Herzog von Noailles und der Marquis von Camillac waren vor kurzem exilirt worden, unter keinem andern Vorwand, als daß sie Beschützer und Anführer einer erdichteten Kabale gegen die Regierung wären. Der erste hatte laut gesagt, daß die Infantin einst fortgeschickt worden, und daß die Heirath einerley Schicksal mit dem System haben würde. Camillac hatte gegen den Cardinal, dessen Patron er ehemals gewesen war, ein Betragen und einen Ton von Ueberlegenheit bezubehalten wollen, die jetzt nicht mehr angebracht waren. Die Minister mögen kaum Freunde dulden, sie wollen nichts um sich haben, als Leute, die sich alles gefallen lassen.

Die Rôlés des Regenten, und die würdigen Theilhaberinnen ihrer Abendstunden, fürchteten den Minister oder standen in seinem Geld. Zwey Männer nur hielten ihn noch auf, der Marechal von Villeroi und der Herzog von Saint-Simon.

Villeroi, dem seine Stelle Wichtigkeit gab, verachtete den Cardinal eben so sehr als er den Regenten haßte, und goß über den Diener die ganze Galle aus, die er gegen den Herrn zurückhalten mußte.

Saint-Simon hatte seit seiner Kindheit die Liebe und die Achtung des Regenten, er war ihm in den bedenklichen

sein Zeitpunkten treu geblieben, hatte Theil an den Geschäften, zeichnete sich durch regelmäßigen Fleiß aus, und behandelte alles wie ein Mann, der sich von den übrigen Gesellschaftern des Regenten unterschied, von deren Ausschweifungen er sich durch ziemlich strenge Sitten immer sehr entfernt hielt.

Der Kardinal hatte öfters die Erfahrung gemacht, daß der Regent dem Herzog von Saint-Simon Dinge anvertraute, über welche er eine unbedingte Verschwiegenheit versprochen hatte; er zweifelte also nicht, daß zwischen ihnen von dem gegenwärtigen Projekt, ihn zum ersten Minister zu machen, die Rede seyn würde, wo Saint-Simon nicht vielleicht gar darüber um Rath gefragt würde. Er suchte diese beiden Hauptpersonen zu gewinnen. Unerdessen vernachlässigte er keine Gelegenheit, dem Regenten seine Dienste anpreisen zu lassen. Der Jesuit Laffiteau, Bischof von Sisteron, der von Rom ankam, war eines von den Werkzeugen, die der Kardinal mit Nutzen gebrauchte. Er kannte ihn wohl für einen Epiguben, aber er schätzte ihn darum nicht weniger, und suchte dem Uebel vorzubeugen, wenn er es gewahr wurde. So hatte er ihn zum Bischof gemacht, um ihn aus Rom zu entfernen, wo Laffiteau, wie er erfahren hatte, seine Maitressen und seine andern Vergnügungen mit dem Gelde bezahlte, das er erhalten hatte, als von Dabois Hut die Rede war, um es unter der Familie des Papstes auszutheilen.

Laffiteau hatte den ganzen Charakter eines Bedienten in der Komödie, schurkisch, schamlos, lüderlich, nichts weniger als Heuchler, aber im höchsten Grad anstößig, und übrigens ein großer Anhänger der Konstitution. Ueber einen Prälaten, der noch lebt, dürfte man sich ohne Besorgnis nicht so ausdrücken; hier ist zum Beispiel etwas, das ich in einem Brief von Dabois an den Kardinal Nohan lese: indem ich dem Wege nachgegangen bin, den der Bischof von Sisteron, wie er mir sagt, gewis-

sen Uhren und Brillanten hat nehmen lassen, habe ich sehr dunkle Nebenstiege gefunden, und andre, die nur zu deutlich waren. In einem Brief des Abbe Tencin an seine Schwester steht: Der Bischof von Sisteron ist mit den Fr. . . von hier abgegangen, auf's Land geht er wahrscheinlich, um sich kuriren zu lassen.

Laffiteau hatte nicht das ganze Geld, das ihm für Dûbois Promotion zugekommen war, für seine Vergnügungen angewandt; einen Theil davon hatte er unter den Hausbedienten des Papstes ausgestreut, aber die Frucht dachte er für sich selbst zu ärgern. Der Abbe Tencin schrieb seiner Schwester: es ist gewiß, daß der Bischof von Sisteron damit umgieng, sich zum Cardinal zu machen; ich weiß es vom Cardinal Camerlingo.

Ich könnte noch andre, viel beweisende Briefe anführen; was man aber gesehen hat, scheint mir hinreichend, um einen so wenig wichtigen Menschen als Laffiteau bekannt zu machen, der in diesen Memoiren nur gelegentlich und als Werkzeug eines andern erscheint a).

Der Cardinal Dûbois wollte ihn bei einer Veranlassung, wo weder Geld noch Juwelen ins Spiel kamen, benutzen; er nahm ihn also bei seiner Zurückkunft von Rom mit der größten Freundschaft auf, dankte ihm für seine Dienste, ohne ihn merken zu lassen, daß er von sei-

nen

a) Die verschiedenen Wendungen, mit welchen Dûbois von dem Bischof von Sisteron spricht, scheinen anzuzeigen, daß er etwas persönliches gegen ihn hatte; und wenn es auch nur persönliche Verachtung gewesen wäre, so dürfte ihre Verfertigung nicht so individuell fern, um der Würde des Schriftstellers angemessen zu bleiben. Die Eitration, womit Laffiteaus Krankheit belegt wird, achbet zu den kleinlichen Details, welche vielleicht nur ein gewisser Grad von Leidenschaft des Aufwehens werth machen konnte. Der nämliche Fall scheint dem Verfasser in die Augen zu kommen auch mit andern Personen begeben zu sein; und daß es Memoiren sind, entschuldigt diese Flecken nicht an einem Mann, der sie weder als Hofmann noch als Anhänger einer Partei, sondern als Patriot, als Denker, als Mann von Geiß und von Geschmack, als Geschichtsschreiber sammelte.

nen Veruntreuungen unterrichtet wäre, und versprach ihm eine Menge Pründen; wenn er in der besondern Audienz, die er beim Regenten haben würde, diesem Prinzen sagte, wie zufrieden der Römische Hof mit dem Verragen und den hohen Talenten des Kardinals wäre, wenn er zu verstanden gäbe, daß man gewärtig wäre, ihn bald erster Minister werden zu sehen, und daß der Herzog für seine persönliche Ruhe sowohl als für das Wohl des Staats keine schicklichere Wahl treffen könnte.

Das Netz war eben nicht fein gestrickt, aber Dubois konnte den Augenblick, wo er herrschen würde, nicht erswarten, er trug einem jeden, den er bei dem Regenten vorstellte, die nämliche Rolle auf; und wenn er ihn nicht überzeugte, so wollte er ihn doch wenigstens ermüden.

Kaum hatte Laffiteau den Gegenstand berührt, so sah der Regent schon, wo er hinaus wollte, und unterbrach ihn: „Was zum Teufel will denn dein Kardinal? Ich lasse ihm die ganze Gewalt eines ersten Ministers; er ist nicht zufrieden, wenn er nicht den Titel bekommt. Und was wird er damit anfangen? Wie lange wird er's genießen? Die Fe... haben ihn so mitgenommen, daß er bei lebendigem Leibe fault; Chirac, der ihn visitirt hat, versichert mir, daß er keine sechs Monate zu leben hat.“ —

„Sollte das wohl wahr seyn, gnädiger Herr?“ —

„Ganz zuverlässig, du sollst es selbst vernehmen.“ —

„Wenn das ist,“ fuhr der Bischof fort, „so rathe ich Ihnen, ihn je eher je lieber zum ersten Minister zu erklären.“ — Wie so?“ — „warten Sie, gnädiger Herr.“

Wir nähern uns der Majorität des Königs. Sie werden ohne Zweifel sein Vertrauen behalten, das Ihre Dienste, Ihre vorzüglichen Talente verdienen; demohingeachtet aber werden Sie keine eigene Gewalt mehr haben. In Ihrem erhabenen Stande fehlt es nie an Feinden und an Nebenbarn; sie werden suchen, Ihnen den König abwendig zu machen; die ihn zunächst umgeben, sind nicht Ihre eifrigen

sien Anhänger; Sie können nach vollendeter Regentschaft nicht sich zum ersten Minister ernennen lassen, das ist ohne Beispiel; schaffen Sie das Beispiel an einem andern. Der Cardinal wird erster Minister seyn, wie es die Cardinäle Richelieu und Mazarin waren. Nach seinem Tod, werden Sie in einen Titel eintreten, der nicht für Sie wiederhergestellt worden ist, an den das Publikum gewöhnt seyn wird, den Sie das Ansehn haben werden, aus Bescheidenheit anzunehmen, und aus Anhänglichkeit für den König; und zu gleicher Zeit wird Ihnen das ganze Wesen der Gewalt nicht entgehen."

Diese Vorstellungen wirkten auf den Regenten, den freylich der Ueberdruß an den Geschäften noch mehr besog. Er sah niemanden als Dúbois, dem er sie anvertrauen konnte. Von persönlichen Stügen entblößt, würde der Cardinal nur durch den, der ihn erschaffen hatte, existiren. Nach gefaßtem Entschlus hielt nur die Beschlusung, es öffentlich zu erklären, den Regenten noch zurück.

Nun sich der Cardinal seiner Ernennung sicher sah, suchte er dem allgemeinen Geschrey, zu welchem der Marschal von Villeroi das Signal geben würde, und den Vorwürfen, die der Herzog von Saint-Simon dem Regenten machen könnte, vorzubauen.

Jede Art von Ehrfurchtsbezeugung verschwendete er an Villeroi, der sie für Pflicht ansah, und bloß mit Verehrung erwiderte. Der Cardinal verdoppelte seine Untertwürfigkeit, und der Marschal seinen Hochmuth.

Als letztes Hülfsmittel wandte sich der Minister an den Cardinal Bissi, der ein Freund von Villeroi war, und bat ihn, die Vermittelung zwischen ihnen zu übernehmen. Bissi war sehr geneigt, dem Minister etwas zu Gefallen zu thun, indem er den Eintritt in das Conseil so gut wie der Cardinal Rohan dadurch zu erlangen hofte; und Dúbois unterhielt immer die Hoffnungen eines jeden, den er brauchte.

brauchte. Er hatte den Cardinal Rohan in das Confeil eingeführt, um sich selbst den Weg dazu zu bahnen, und seine Wahl war auf denjenigen unter den Cardinälen gefallen, der durch seine Geburt ein vornehmer Mann war; aber um Bissi kümmerte er sich sehr wenig.

Dieser, der durch den Eifer für die Konstitution und den vormaligen gesellschaftlichen Zirkel der Frau von Maintenon mit dem Marechal von Villaroi in genauern Verhältnissen stand, gieng zu ihm, schilderte ihm den Schmerz des Cardinal Dubois, daß er das Wohlwollen des Mannes nicht erhalten könnte, den er am meisten hochschätzte, dessen erhabne Einsichten er bewunderte, und der zur Staatsverwaltung so nothwendig seyn würde, sobald er erlauben wollte, daß der Cardinal-Minister sich bey ihm Rathsholte, ihm sein Portefeuille öffnete, kurz sich ganz nach seinen Eingebungen richtete.

Der Marechal war von seinem Verdienst selbst zu sehr überzeugt, um einen Augenblick an der Aufrichtigkeit der Lobsprüche, die er empfing, zu zweifeln. In seinem Innern stritt zwar seine Antipathie gegen den Minister; er glaubte sie aber dem Wohl des Staats aufopfern zu müssen, für welches er so unentbehrlich wäre, und erlaubte dem Unterhändler seinem Kommittenten Friedensworte zu bringen.

Bissi, sehr zufrieden mit dem Erfolg seiner Sendung, stattete dem Minister darüber Bericht ab; dieser, außer sich vor Freude, bat ihn sogleich, den Marechal wieder aufzusuchen, ihm die lebhafteste Dankbarkeit für seine Güte zu bezeugen, und eine Audienz von ihm für den Minister, der ihm am ergebensten wäre, zu erhalten.

Eine solche Unterwürfigkeit, die bis zur Niedertrachtigkeit gieng, rührte den Marechal, und er glaubte die Großmuth, mit welcher er handelte, zu lobnen, indem er dem Minister antworten ließ, er verböte ihm, zu ihm zu kommen, indem er ihn in seinem eignen Hause erwarten sollte. Dubois gehorchte, und erquickte sich im vors

auf an der glänzenden Ehre, die eine Visite von dem Marschal ihm bringen mußte; er hatte nicht lange zu warten.

Am folgenden Tag, einem Audienztage der fremden Minister, begab sich Villeroi, von dem Vermittler Bispi begleitet, zum Kardinal Dubois. Das Zimmer vor dem Cabinet war mit den fremden Ministern und mit den vornehmsten Personen vom Hof angefüllt. Villeroi's Ankunft erregte die größte Verwunderung in der Versammlung, wo niemand war, dem die Verachtung, mit welcher er den Kardinal beständig behandelt hatte, unbekannt gewesen wäre. Dieser war eben mit dem Russischen Minister allein, und es ist die Regel, daß besondre Konferenzen nie unterbrochen werden ¹⁾.

Demhingeachtet wollten die Kammerdiener, wahrscheinlich auf eignen Befehl ihres Herrn, den Marschal anmelden, der es nicht zugab.

Als der Kardinal den Russischen Gesandten heraus begleitete, und den Marschal gewahrt ward, stürzte er sich ihm entgegen und fast zu seinen Füßen, und beklagte sich, daß er ihm zuvergekommen wäre, indem er nur auf die Erlaubniß gewartet hätte, bei ihm zu erscheinen. Er wies den Marschal und den Kardinal Bispi in sein Cabinet, und folgte ihnen nach, indem er sich bei den Ministern mit der Wichtigkeit der immerwährenden Verrichtungen des Marschals bei dem König entschuldigte.

Das Gespräch wurde mit einer Menge Komplimente, Ehrfurchtsversicherungen, Versicherungen der unverleglichen Ergebenheit von Seiten des Kardinal Dubois eröffnet, für welche sein Kollege sich zum Bürgen stellte. Der Marschal antwortete anfangs darauf mit würdevollen Höflichkeiten; um sodann die Aufschichtigkeit seiner Gefinnungen durch

1) Die fremden Minister werden von dem Staatssekretair von diesem Departement nach einander eingeführt, und zwar nach der Größe ihrer Anfunft, um alle Konkurrenz des Ranges zwischen ihnen zu vermeiden.

durch die Freymüthigkeit seiner Rathschläge zu beweisen, führte er dem Minister einige begangene Unbedachtsamkeiten zu Gemüthe. Dubois, etwas verwundert, empfing diese Zeichen von Theilnehmung, die nach und nach ein wenig lebhaft wurden, mit unbestimmten und allgemeinen Dankfagungen. Villeroi wollte in dem nämlichen Ton fortfahren, ließ sich aber, ohne es selbst gewahr zu werden, von dem alten Widerwillen, der in seinem Herzen wieder aufwachte, hincreifen, und gieng in harte Wahrheiten über. Der Cardinal Bissi suchte seiner Heftigkeit vorzubauen oder sie aufzuhalten; es war schon zu spät. Der Zorn, der einzige Jugendfehler, der bey alten Leuten in der Erbschung aller übrigen wieder auflebe, riß den Marechal hin. Er maß seine Ausdrücke nicht mehr ab, behandelte den Cardinal wie den Verworfensten aller Menschen, gieng endlich, so laut daß man es aus dem letzten Vorzimmer hörte, bis zu Drohungen, und sagte ihm, daß er früh oder spät ihn stürzen würde. „Es bleibt Ihnen,“ sagte er höhniß, „nur ein Rettungsmittel, Sie sind allmächtig, lassen Sie mich arretiren, wenn Sie das Herz haben.“ Dubois, bleich und bestürzt, hatte die Kraft nicht mehr zu antworten, und blickte Bissi an, der, nachdem er vergebens diesen Strom von Schmähungen aufzuhalten gesucht hatte, höchst aufgebracht über einen für ihn so beleidigenden Austritt, den Marechal beym Arm nahm, und ihn gleichsam mit Gewalt nach der Thüre schleppte.

Vergebens suchten sie eine ruhige Fassung anzunehmen, als sie an der Versammlung vorüber giengen; der Austritt war zu heftig gewesen. Auch hatte man die Stimmen gehört, und der Marechal that sich noch obendrein auf seine Heldenthat etwas zu gute, und rühmte sich das mit gegen jeden, der ihn anhören wollte.

Außer Stand, die Audienz fortzusetzen, ließ der Cardinal in voller Wuth, schnaubend und stotternd vor Zorn,

zum Regenten, sagte ihm, er müßte durchaus zwischen Billeroi und ihm wählen, und erzählte ihm, so wie die Buch ihm noch zu sprechen erlaubte, was vorgegangen war; die Wahl zwischen dem Marechal und ihm kam übers dritte Wort immer wieder vor. Der Regent wollte Umstände wissen, der Cardinal war seiner nicht mächtig genug, um ihm welche zu sagen, und berief sich deshalb auf Bissi, endigte aber beständig damit, daß er seinen Abschied, oder Billeroi's Verbannung forderte. Um seinen Minister etwas zu beruhigen, versprach ihm der Regent Gerechtigkeit, und ließ Bissi kommen, der sich fast eben so beleidigt fand als sein Kollege, und den Marechal keinesweges schonte. Es war auch in der That unmöglich, ihn zu entschuldigen, und er häufte an diesem und den folgenden Tagen noch Bramarbasirenen auf seine alberne Thorheit.

Der Regent hatte dem Marechal immer mit einer Achtung begegnet, die dieser nur mit dem ungeschickten Stolz eines schwer zurückgehaltenen Hasses erwiderte. Diesen Haß offenbarte er auch oft genug durch seine geflüßelten Vortehrungen für die Erhaltung des Königs gegen erdichtete Anschläge des Regenten, womit er sich zum Mittelpunkt der Mißvergünsten, zum Spott der vernünftigen Leute, und zum Bösen des Pöbels gemacht hatte. Er ließ keine Gelegenheit vorbegehen, sich dem Volke mit dem König zu zeigen, und trieb diese Aufmerksamkeit bis zum Lächerlichen. Als zum Beispiel der König am Fronleichnamstag die Prozession von Saint-Germain begleitete, ritt Billeroi, der mit Mühe gieng, neben seinem Cleven, welcher zu Fuße war, wodurch freylich mehr Anlaß zu Gelächter als zur Erbauung gegeben wurde.

Ob aller Verachtung des Regenten gegen diese Künste des Marechals brachten sie ihn doch zuweilen auf, und er war ein paarmal nahe daran gewesen, ihn zu exiliren; der letzte Streich machte das Maas voll. Er fühlte eine solche Beschimpfung seines Ministers als einen Angriff auf sich selbst.

selbst. Möchte Villeroi die bestimmte Absicht haben, die Regierung zu beunruhigen, oder mochte es bloß albernes Geschwätz eines kindischen Alten seyn, so war er in beyden Fällen bey dem König sehr wenig an seiner Stelle, und hatte niemals andre Eigenschaften eines Hofmeisters gehabt, als das äußerliche Geprång. Zuweilen besorgte er in Ungnade zu fallen, und gieng alsdann von der Tollsüßheit zur Freiheit über. Seine Albernheiten hatten ihm aber so lange geglückt, daß er sich endlich für unbeswinglich hielt. Wenn irgend ein Freund ihm vorstellte, daß er sich der Abndung des Regenten aussetzte, so gab er zur Antwort, ein Hofmeister, wie er, sey von seinem Eleven unzertrennlich, und wenn man ihn gefangen setzte, müßte man den König selbst einsperren; kurz er sprach eben so thöricht als er handelte.

Da der Regent sich nunmehr zur Verbannung des Marschals entschlossen hatte, so suchte er vor der Ausföhrung sich der Unterstützung des Herzogs von Bourbon zu versichern, indem er ihn zu Rathe zog. Er nahm auch den Herzog von Saint-Simon dazu, dem er die Stelle des Marschals zubachte; dieser hatte aber die Klugheit, sie auszuslagen, seine anerkannte Anhänglichkeit für den Regenten hätte ihn dem Theil des Publikums, der den Marschal bewunderte, verhaßt gemacht.

Alle drey kamen über die Nothwendigkeit überein, den Hofmeister zwar zu entfernen, aber noch ein Paar Wochen abzuwarten, und ihm die Veranlassung zu einem persönlichen Vergehen gegen den Regenten in den Weg zu legen, damit er nicht ganz allein dem Kardinal aufgesperrt schiene.

Villeroi wurde von niemanden in Schutz genommen; aber der Minister war so verhaßt, daß die Verbannung des Hofmeisters für eine unverhältnismäßige Züchtigung angesehen worden wäre. Villeroi ließ dem Regenten nicht die Zeit ungeduldig zu werden.

Der

Der Herzog kam regelmäßig genug zum König, und gab ihm Rechenschaft über die Ernennung zu geistlichen und weltlichen Aemtern, um den Knaben zu überreden, daß er Theil an der Regierung hätte. Diese Arbeit wurde in Gegenwart des Hofmeisters, und oft des Präceptors, vorgenommen. Zuweilen hatte der Regent mit dem König heimlich sprechen wollen, sogleich stieß Villeroi den Kopf zwischen beide, und behauptete, daß nichts gesagt werden dürfte, was er nicht hören müßte. Der Regent war darsüber empfindlich, hatte aber seinen Nerzer unterdrückt. Jetzt beschloß er, den Marechal wiederum in den Fall einer ähnlichen Indiscretion zu setzen, und sie bis zur Beleidigung treiben zu lassen.

Er gieng zum König, und bat ihn, sich mit ihm in ein Nebenzimmer zu begeben, indem er ihm ein Wort insgeheim zu sagen hätte. Der Hofmeister setzte sich, wie man vorausgesehen hatte, dawider. Der Regent stellte ihm vor, mit einer noch ausgezeichneteren Höflichkeit und Milde als gewöhnlich, es wäre nun doch Zeit, daß der König von Staatsgeschäften, die keine Zeugen zuließen, unterrichtet würde, und er bat, daß der Verwahrer der Gewalt des Königs sich einen Augenblick allein mit ihm unterhalten dürfte.

Villeroi suchte auf diese Schonungen, deren Uebereidung einem jeden andern verdächtig gewesen wäre, und antwortete, er kenne die Pflichten seiner Stelle, und der König könne kein Geheimniß für seinen Hofmeister haben; er würde ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht lassen, und müßte für seine Person stehen. Der Regent nahm hierauf den Ton der Ueberlegenheit, und sagte zum Marechal: „Sie vergessen sich, mein Herr, Sie fühlen die Stärke Ihrer Ausdrücke nicht; nur die Gegenwart des Königs hält mich ab, Sie zu behandeln, wie Sie es verdienem.“ Der Prinz verbeugte sich nach dieser Rede sehr tief gegen den König, und gieng hinand. Villeroi, aus der

der Fassung gebracht, folgte ihm bis an die Thüre, und wollte sich in Rechtfertigungen einlassen, aber der Herzog fuhr fort, sich zu entfernen, ohne ihm zu antworten, und indem er nur einen verächtlichen Blick auf ihn warf. Der Bischof von Frejus, und einige Personen von der inneren Dienerschaft, die gegenwärtig waren, legten ihre Köpfe im Falten, um nicht merken zu lassen, was sie dachten, und der König blieb äußerst verwundert.

Als nun der Marechal seine Ausführung und seine Reden gegen die, welche Zeugen des Austritts gewesen waren, oder mit denen er davon sprach, rechtfertigen wollte, konnte er leicht abnehmen, daß sie ein neutrales Stillschweigen beobachteten, welches für ihn sehr beunruhigend war. Schon am nämlichen Tag ergriff er jede Gelegenheit zu sagen und zu wiederholen, daß er nichts vor Augen gehabt hätte als seine Pflicht; daß er sehr unglücklich seyn würde, wenn der Regent einen alten Diener so niedrig glaubte, den Willen sich an ihm zu verständigen gehabt zu haben; daß er morgenden Tags hingehen würde, um ihm sein Betragen und seine Bewegungsgründe zu erklären; und daß der Prinz sie sicherlich billigen würde. Alle Reden, die er den ganzen Tag über führte, waren ein Gemisch von Admirsstolz und höfischer Niedertrachtigkeit.

Er begab sich am folgenden Tag, gegen Mittag, zum Regenten; da war es eben, wo man ihn erwartete. Die Maafregeln, um ihn festzuhalten, waren bey dem Kardinal Dubois zwischen dem Marechal Berwick, dem Prinzen und dem Kardinal von Rohan, dem Grafen von Belles Isle und dem Staatssekretair Le Blanc verabredet worden. Le Blanc war die einzige nothwendige Person hierbei; die Dazwischenkunft aller andern war zum mindesten unanständig. Berwick verdankte sein Glück hauptsächlich dem Marechal von Villeroi, und hatte stets den Gönner so sehr wie den Freund an ihm zu erhalten gehabt; aber es war ihm sehr willkommen, sich von der Sklaverey befreit

zu sehen, welche Villeroi jedem, dem er Dienste geleistet hatte, auflegte; was freylich ein Unrecht an diesem, aber eine Infamie am andern war.

Die beiden Rohans berechneten ganz einfach, von wem sie hinführo am meisten zu erwarten haben dürften, von dem Hofmeister oder vom Minister; und nach dem Ausschlag entschieden sie sich. Ueberdem war der Kardinal Rohan von der Hoffnung, durch den Kardinal Dubois die Stelle des ersten Ministers zu erlangen, noch nicht zurück gekommen. Man wird hieraus keine besondre Meinung von seiner Menschenkenntniß fassen. Von der angenehmsten Figur und vielem Reiz im gesellschaftlichen Leben schickte er sich auch in der That zum Ministerium eben so gut, als Villeroi zur Erziehung eines Fürsten.

Der Graf von Belle-Isle, ein Freund von Le Blanc, suchte schon damals sich in die öffentlichen Geschäfte zu mischen, und es ist ihm endlich, ohngeachtet tausendfacher Widerwärtigkeiten, auch gelungen, eine ziemlich große Rolle zu spielen. Von einem thätigen, und obzöhen lebhaften, doch ausdauernden Geist, verlor er sein Ziel nie aus den Augen, und behielt so viel Grundsätze und Rechtschaffenheit als einem Ehrgeizigen davon übrig bleiben kann.

Wenn die Eitelkeit des Mareschals ihn nicht verblende hätte, so würden alle Maasregeln, die man zu seinem Arrest nahm, vergeblich gewesen seyn. Er brauchte nur beständig bey dem König zu bleiben; der Zwang wäre nicht groß gewesen, da er seinen Eleven überall, wo er selbst Fuß hatte hinzugehen, mitnehmen konnte, und im Zimmer des Königs schlief. Niemals würde der Regent eine solche Gewaltthätigkeit unter den Augen des Königs vorzunehmen gewagt haben.

Aber Villeroi bildete sich in voller Sicherheit ein, daß er sich zum Regenten begeben könnte, wie zu einer Erklärungs zwischen Gleichem und Gleichem. In der Mitte des ganzen Hofes durchkreuzt er mit seinem hochfahrenden Wesen

Wesen die Zimmer vor dem Cabinet des Herzogs; die Menge öfnet sich, und macht ihm ehrerbietig Platz. Er fragt mit lauter Stimme, wo der Herzog von Orleans ist, man sagt ihm, daß er beschäftigt ist. „Ich muß ihn aber doch sehen,“ erwiedert er, „man melde mich.“ Sofort schreitet er weiter auf die Thüre zu, die, wie er überzeugt ist, sich vor ihm öfnen muß. Der Marquis de la Fare, Capitain von der Garde des Herzogs, zeigt sich zwischen der Thüre und dem Regenten, arretirt ihn, fordert ihm den Degen ab, Le Blanc übergiebt ihm den Befehl des Königs, und im nämlichen Augenblick drängt sich der Graf d'Artagnan, Kommandant von den Mousquetaires gris, von der andern Seite an ihn. Der Marechal schreit und sträube sich, man wirft ihn in eine Sänfte, man speert ihn darin ein, und trägt ihn zu einem Fenster heraus, das sich nach der Weise einer Thüre nach dem Garten hin öfnet. Die Sänfte, von den Mousquetaires umgeben, wird durch den Garten und die Treppe der Orangerie heruntergetragen, wo ein sechsspänniger Wagen, von vier und zwanzig Mousquetaires umringt, anhält. Villeroi schäumt, stürmt und droht, man trägt ihn in den Wagen, d'Artagnan setzt sich neben ihn, ein Officier nimmt mit Dülbois, Gentilhomme ordinaire des Königs, den vorderen Platz ein, der Wagen fährt ab, und in weniger als drei Stunden ist der Marechal in Villeroi, acht oder neun Stunden von Versailles. Er hörte unterwegs nicht auf, über die Gewaltthätigkeit, über die Insolenz des schurkischen Dülbois, über die Kühnheit des Regenten, über die Unwürdigkeit des Grafen d'Artagnan, sich mit einer so abscheulichen Kommission befaßt zu haben, über Dülbois' Infamie zu schreien. Man ließ ihn reden, ohne ihm zu antworten. Er gieng sodann zu Lobeserhebungen seines Werths, zu der Herabsetzung seiner Dienste über, worunter er wahrscheinlich seine Feldzüge nicht mit begriff. Ganz Europa, rief er aus, würde von dieser Begebenheit empört seyn; Was

ris würde sich bey der ersten Nachricht auslehnen. Diese Hoffnung linderte in etwas die Bitterkeit seiner Seele a). Der Vorfall hatte indessen keine andre Folge, als Murren unter dem Volk, Furcht und Stillschweigen am Hof.

Was den Regenten am vorlegensten machte, war, den König davon zu benachrichtigen, eh er es durch den öffentlichen Ruf erführe; er mußte also hingehen. Kaum hätte er gesagt, daß der Marschal so eben fort wäre, so fieng der König an zu weinen, ohne auf die Gründe, welche der Regent summarisch darstellte, im mindesten Acht zu geben, und ohne ein Wort vorzubringen. Der Regent fand es nicht rathsam, eine Unterhaltung, die für beyde zwangvoll war, mehr zu verlängern, und entfernte sich.

Der König blieb den ganzen Tag äußerst traurig; als er aber am folgenden Morgen den Bischof von Frejus nicht erscheinen sah, da gab es Thränen, Geschrey, und alle Zeichen der Verzweiflung. Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man wissen wird, daß ihn der Marschal überredet hatte, die Sicherheit seines Lebens hänge ganz allein von der Wachsamkeit seines Hofmeisters ab. Ein Kind, dem man diese abscheulichen Gedanken eingeprägt hatte, glaubte lauter Feinde um sich zu erblicken, als er die beyden Männer nicht mehr sah, die er als die Schutz-

a) Diese Erzählung von der Zerkürung des Marschal von Villeroi ist beynahe wörtlich, ebaleich sehr abgekürzt, aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon gezogen. Die einzelnen komischen Züge von Villeroi's Charakter sind dort sehr anschaulich geschildert, und in den aufgezichneten Erinnerungen eines alten Hofmanns sehr an ihrer Stelle. Von dem Verfasser der gegenwärtigen Memoiren hinacch wäre vielleicht zu erwarten gewesen, daß er Villeroi's Unfall nicht bloß von der lächerlichen Seite seiner Kerkohheit und seiner Eitelkeit vorstellte, und den feigen Despotismus, mit welchem gegen ihn verfahren wurde, der um so verabscheuungswürdiger wird, je geringer dessen Opfer ist, nicht obliß zu übersehen geschiessen hätte. Weder Saint-Simon noch Duclos hätten die Infamie, die darin lag, die furchtsamen Vorlesungen einer militairischen Expedition anzuwenden, um sich eines thörichten Weises zu bedecken. Wie verächtlich Villeroi auch seyn mochte, so bediente man an ihm auf Sandienweise ein Banonenstück.

wehren seines Lebens betrachtete. Der Prälat war verschwunden, ohne daß man wußte, wo er hingegangen war. Der Regent, in der grausamsten Verlegenheit, schickte überall nach ihm aus; man glaubte ihn anfangs in Villeroi, man erfuhr, daß er nicht da war. Dubois hatte den ziemlich lächerlichen Einfall, daß er in la Trappe sein möchte, und man wollte eben einen Kourier dahin abfertigen, als man erfuhr, daß er den Tag zuvor nach Basville zum Präsidenten von Lamoignon gegangen wäre.

Der Regent lief augenblicklich zum König, und sagte ihm, daß der Bischof den nämlichen Tag zurückkommen würde. Diese Nachricht war ein kleiner Trost für Ludwig. Der Kourier, welcher für la Trappe bestimmt war, wurde nach Basville abgesandt, und der Präceptor kam wieder, sehr erfreut über die Beweise von Zärtlichkeit, die durch seine Abwesenheit bey dem König ausgebrochen waren. Ueber den Schmerz, den Bischof verloren zu haben, hatte er den Marechal beynahe schon vergessen; und das Vergnügen, denjenigen von den beyden wiederzufinden, der ihm der liebste war, hinderte ihn, zu seinem ersten Kummer zurückzukehren. Er hieng an seinem Hofmeister nur durch die Gewohnheit der Kindheit. Der Marechal war seinem Eleven sehr ergeben; aber sein Eifer, seine Bewerbungen, seine Liebkosungen waren immer so ungeschickt, daß der König nur die Beschwerlichkeit davon empfand.

Der Bischof, als ein Mann von Verstand, und der besonders äußerst einschmeichelnd war, hatte sich mit mehr Klugheit betragen. Er verstand die Kunst, den jungen König an sich zu locken, ohne den Schein zu haben, als ob er ihm entgegen gieng, und dadurch hatte er sich nothwendig gemacht.

Der Regent begriff, daß es sehr nöthig seyn würde, sehr viele Rücksichten gegen den Bischof zu beobachten, daß er sich aber zugleich seiner mit Nutzen würde bedienen könn-

nen, wozu der gegenwärtige Fall schon die erste Veranlassung gäbe. Weit entfernt also, ihm über seine Flucht bittre Vorwürfe zu machen, machte er ihm lauter verbindliche, liebte ihn sehr, und suchte ihn zu überreden, daß man bloß um ihm die Verlegenheit zu ersparen, in welcher er sich gegen den Marechal befunden haben würde, ihn von dem was vorgefallen wäre nicht zuvor unterrichtet hätte. Man erklärte ihm die Gründe zu der Verbannung des Marechals, man bewog ihn sie dem König annehmlich zu machen, und selbst den Herzog von Charost als Hofmeister vorzustellen, der ihm mehr Achtung und mehr Nachgiebigkeit gegen seine Rathschläge erweisen würde als der Marechal.

Der Bischof ließ sich leicht überzeugen; im Herzen war er froh sich von einem Kollegen befreit zu sehen, dessen Hochmuth und Eifersucht er oft erfahren hatte.

Als der Marechal Fleury's Zurückkunft und die Ernennung des Herzogs von Charost erfuhr, verlor er kühn alle Fassung; er zog gegen die Unwürdigkeit des Herzogs los, diese Stelle anzunehmen zu haben, aber unbeschreiblich war seine Wuth auf Fleury. Er nannte ihn einen Schurken, einen Verräther, einen Fuchs, eine elende Schlange die er in seinem Busen genährt hätte; und die Eratskunaen seines Zorns gaben den Aufschluß über die wahren Gründe, welche den Bischof bewogen hatten sich zu entfernen.

Man erfuhr daß sie schon zu Anfang der Regentschaft einander das Wort gegeben hatten, daß sobald einer von ihnen abgesetzt werden sollte, der andre sich ausgenblicklich entfernen, und in keinem Fall ohne seinen Kollegen zurückkommen würde. Fleury gab vor, durch seine Flucht die eine Hälfte des Schwurs gehalten zu haben; von der andern aber spräche ihn den Befehl des Königs frey. Da auf diese Weise sein Gewissen unbeschwert

schwert blieb, so überließ er sich der Zufriedenheit, nunmehr ohne Widerspruch einen Erziehungsplan verfolgen zu können. Vom Marchal, der von Villeroi nach Lyon geschickt wurde, war nicht weiter die Rede.

Der Kardinal Dubois, sicher daß der Regent einwilligte und sogar wünschte, die Last der Geschäfte auf einen ersten Minister zu wälzen, hatte nun die Schreier des Marchals nicht mehr zu fürchten. Noch stand ihm aber der Einfluß des Herzogs von Saint-Simon bei dem Regenten im Wege; er wollte ihm auf den Zahn fühlen lassen, und gab den Auftrag dazu dem Grafen von Velle-Isle, dem nichts erwünschter war als eine Gelegenheit thätig zu seyn, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mochte. Sein Leben ist auch in einer besändigen Thätigkeit hingegangen. Ich habe ihn selbst sagen gehört, daß er vier und dreißig Jahr hindurch nicht über vier Stunden auf die Nacht geschlafen hätte.

Velle-Isle verkündigte ohne Umschweife dem Herzog von Saint-Simon daß die Sache entschieden wäre, daß der Kardinal ihm einen Beweis von Achtung gäbe, indem er sich um seinen Befall bewürbe, und ihm die Wahl ließe, sich bei einer so wichtigen Gelegenheit als Freund oder als Feind zu zeigen.

Der Herzog war selbst sehr überzeugt, daß sein Widerstand vergeblich seyn würde; er bekennt auch aufrichtig in seinen Memoiren, daß seine Antwort gegen den Grafen von Velle-Isle, ohne falsch zu seyn, doch voll Achtung für den Kardinal war; er versichert aber, zum Regenten mit dem größten Nachdruck gegen dieses Projekt gesprochen zu haben. Wenn er die Rede gegen ihn gehalten hat, die ich von seiner Hand geschrieben gelesen habe, so läßt sich schwerlich etwas stärkeres denken, noch etwas das die Schwachheit des Herzogs von Orleans mehr beweise,

Uebrigens wurde der Kardinal zum ersten Minister erklärt. Das Parlament verstand sich aus Gefügigkeit zur Einregistrierung seines Diploms; die Journale wurden mit faden Gedichten angefüllt, die Höflinge priesen die Wahl, ganz Frankreich schrie davor, und die Französische Akademie, nach ihrer edlen Gewohnheit, nahm ihn unter ihre erlauchten Mitglieder auf.

Der Kardinal Rohan wurde endlich gewahr, daß er von Dubois betrogen war. Er fühlte sich dadurch etwas gedemüthigt, aber er demüthigte sich selbst noch vielmehr, indem er die vorzüglichen Talente seines Kollegen, und die Nothwendigkeit der Wahl erhob. Er schmeichelte sich, daß eine so weit getriebene Resignation seinem Hause einen Entschädigung von Seiten des Ministers verschaffen würde; der Prinz von Rohan wurde auch wirklich zwei Monate darauf, als die Königsweihe vor sich gieng, erwählt um das Amt des Oberhofmeisters des Königs zu verrichten, an der Stelle des Herzogs von Bourbon, welcher den Herzog von Aquitanien vorstellte.

Die Relationen von der Königsweihe sind so verbreitet gewesen, daß ich mich wiederum auf einige Bemerkungen einschränken werde, welche die Journalisten entweder nicht gewußt, oder gesüßentlich übergangen haben.

Die Stelle des Bischofs, Herzogs von Langres, (Clermont Tonnerre) den sein Alter und seine Kränklichkeit verhinderten sich in Rheims einzufinden, nahm derselbe ein, welcher in der Reihe der Pairs auf ihn folgte; so daß der Bischof, Graf von Nogon, (Chateauxneuf de Rochebonne) der als sechster Pair den fünften vorstellte, selbst von dem Bischof von Frejus, Fleury, vorgestellt wurde, der auch nachher die Honores dieses Ranges bebehielt.

Der Regent und fünf Prinzen vom Geblüt stellten die sechs weltlichen Pairs vor. Die Herzöge und Pairs hatten gegen solche Repräsentanten nichts

nichts einzuwenden; aber sie machten, und vielleicht mit Recht, darauf Anspruch, unmittelbar hinter ihnen zu folgen. Der Kardinal Dúbois, welcher seine Absichten zum Vortheil der Kardinäle hatte, antwortete den Herzogen und Pairs auf eine so zweideutige Art, daß außer denen, welche besondere Verrichtungen bei der Cérémonie hatten, keiner dabei erscheinen wollte.

Der Herzog vom Maine, seit dem *lit de justice* von 1718 auf den Rang seiner Pairie herabgesetzt, stellte sich noch weit weniger ein; und der Graf von Toulouse, der, obgleich man ihm den Besitz der Honneurs als Prinz vom Geblüt gelassen hatte, doch kompromittirt zu werden fürchtete, blieb ebenfalls weg. Der Kardinal Noailles, der Herzog und Pair war, wollte seiner Würde weder als Kardinal noch als Pair etwas vergeben, und blieb in Paris.

Der Kardinal Dúbois erfand einen Ausweg um den Römischen Purpur zu verherrlichen. Da er die Kardinäle nicht vor die geistlichen Pairs stellen durfte, und sie nicht hinter ihnen erscheinen lassen wollte, so ließ er eine Bank, etwas seit ab hinter dem Sitz der Pairs, aber weiter vor gegen den Altar für die Kardinäle aufschlagen, so daß der letzte Kardinal nicht von dem ersten Pair ausgeschlossen würde. Auf die Weise konnten die Kardinäle den ersten Rang zu haben, oder wenigstens nicht im zweyten zu seyn, scheinen.

Von dem Adelsstand wurde niemand, als bloßer Assistent eingeladen, außer denen welche Verrichtungen hatten, und zwey Marschällen von Frankreich die keine hatten. Das war um so weniger in der Regel, als viele Prälaten ohne Verrichtungen, und selbst Geistliche vom zweyten Rang eingeladen wurden.

Zu einer andern Unregelmäßigkeit gab eine kindische Neugierde Anlaß. Die vier Geißeln der heiligen Del-

flasche a), denen die Regel und die Observanz vorschrieb in der Abten Saint-Nemi zu bleiben bis die heilige Flasche wieder hingetragen würde, wollten sich das Schauspiel der Weihe nicht verlagern; und man begnügte sich mit ihrem Eidschwur die Flasche zurückzubringen. Diese Geiseln sind freilich nichts weiter als eine Formalität; aber die Verachtung der Formen zieht bey uns die Geringschätzung des Wesentlichen bald nach sich. Wir bedienen uns so oft der Kautel: ohne daß es zur Konsequenz gereiche, daß endlich alles ohne Konsequenz seyn wird b).

Unter den Formen die man vernachlässigte, gab es eine welche für die Gesamtschafft der Nation ehrenvoll war, und die man bis zur Weihe Ludwigs des Vierzehnten, diese mitgerechnet, immer beobachtet hatte. Man ließ nämlich das Volk, Bürger und Handwerker, in das Schiff der Kirche hereintreten, wo sie mit der Geistlichkeit und dem Adel ihr Jauchzen vernehmen ließen, wenn vor der Salbung des Königs die Versammlung, welche die Nation repräsentiert, mit lauter Stimme um ihre Einwilligung befragt wird. Bey der Weihe Ludwigs des Fünfzehnten

a) La Sainte ampoule, in welcher das heilige Oel aufbewahrt wird, womit die französischen Könige gesalbt werden. Dieses geweihte Oel hat durch die französische Konstitution das Schicksal alles dessen was unheilbar war erfahren, aber freilich nur erst in sich; denn wer weiß wo auch dieses bessere Zeiten harrt?

b) Ich zweifle nicht daß der Verfasser dieser Memoiren erfahren würde, wenn er physisch wieder aufstehe und fände wie wahr er gesagt hat. Andre gravitätischen Moralisten können sich hieraus auch erklären, warum die Ideale von Freiheit, Bürgertum und politischer Tugend, welche die französische Revolution auf dem Papier in 67 Jahren gerufen zu haben schien, sich täglich dunkler mit Poligonarien aller Art vermischen. Aber dieses Bemerkung ist durch die neueren Erfahrungen noch eines andern praktischen Zwanges fähig geworden. Nach dem das Wesentliche, sey es relativ oder absolut übel, oder gut gemessen, auf diesem natürlichen Wege verloren gegangen schien, da lehte es mit heftigerem Widerstand wieder auf, als in der Zerstörung und Verfehlung der Formen auch ihre Vernachlässigung aufhörte.

gehnten wurden die Thore erst nach der Intronisation dem Volke geöffnet. Unter einem Minister, welcher selbst aus dem untersten Pöbel entsprungen war, hätte der alte Gebrauch nicht abgeschafft werden sollen.

Den Tag nach der Weihe empfing der König das Halsband vom Orden des heiligen Geists aus den Händen des Erzbischofs von Rheims; und er gab es sodann als Großmeister des Ordens, dem Herzog von Chartres und dem Grafen von Charolois.

Bei der Cérémonie bedeckten sich die Verwalter der vier Oberämter so gut wie die Ritter, ohngeachtet der Kanzler des Ordens allein dazu berechtigt ist.

Bei der Kavalkade hatten die Prinzen vom Geschüt einen von ihren vornehmsten Hofbedienten neben sich; ein Vorrecht das bis dahin den königlichen Söhnen und Enkeln vorbehalten war, und das also der Regent allein hätte haben sollen.

Nach seiner Zurückkunft von Rheims, beendigte er das Heirathsgeschäft zwischen Mademoiselle de Beaujolais, seiner Tochter, und Don Carlos, Infant von Spanien. Acht Tage darauf starb seine Mutter 1), Madame, allgemein geschätzt, und von allen die ihr nahe kamen besonders geliebt. Die Mißvergnügten machten eine Grabschrift auf sie, die sehr schimpflich für ihren Sohn war, und wenig Widerspruch fand: Hier liegt der Müßiggang 2).

Als am 16. Februar der König seine Volljährigkeit angetreten hatte, empfing er die Glückwünsche des Hofes, und hielt am 22. sein lit de justice deshalb im Palais

B 4

ment,

- 1) Die Spektakel waren acht Tage geschlossen, weil sie Wittme eines königlichen Sohnes war. Der König drapirte, und empfing die Beileidscomplimente der Gesandtschaften. Die Trauer währte vier und einen halben Monat.
- 2) Der Müßiggang ist im französischen weiblichen Geschlecht, und nicht wie bey uns des Teufels Ruhebank oder aller Laster Anfang, sondern aller Laster Mutter.

ment, wober er drei Herzoge und Pairs, Biron, Levi und la Valliere, ernannte. Die Familie des ersteren besief sich in ihren Bewerbungen ganz freymüthig auf den durch das Verdammungs Urtheil über Karl von Biron, als Majestätsverbrecher, erlittenen Verlust des Herzogthums. Andre wollten gerade hieraus einen Grund gegen sie herleiten; indessen kann man sich nicht genug bemühen, die Fehltritte persönlich zu machen. Es ist gerecht, und für den Vortheil des Staats sogar weise, daß ein Haus, das sich durch Vergehungen zu Grunde gerichtet hat, sich durch Dienste wieder erheben könne.

Der Regenschafis Rath hörte bey der Majorität auf, und die Confeils nahmen die Form wieder, welche sie unter dem vorigen König gehabt hatten 1), ausgesnommen daß zwei Prinzen vom Geblüt, der Herzog von Chartres und der Herzog von Bourbon, im Gefolge des Herzogs von Orleans, Zutritt im Staatsrath erhielten. Der Kardinal Dubois gehörte von Rechtswegen dazu, und verschafte dem Grafen von Torville den Eintritt, indem er ihm das Departement der auswärtigen Geschäfte abgab.

Obngeachtet seiner Macht fürchtete Dubois doch als les was sich dem König näherte. Um den inneren Hof so viel wie möglich einzuschränken, ließ er die kleinen und großen Entreen, welche Ludwig der Vierzehnte bewilligt hatte, abstellen, und erfand andre, sogenannte sarmiliäre Entreen, die er blos sich, den Prinzen vom Geblüt und dem Grafen von Toulouse, der Herzogin von Ventadour, dem Herzog von Charost, und nachmals, als sie wieder in die Honneurs als Prinzen vom Geblüt eingesetzt waren, dem Herzog vom Maine und seinen beiden Edknen vorbehielt. Er bewilligte sie anfangs nicht dem Bischof von Trejus; als er sich aber bald besonnen hatte,

1) Ludwig der Vierzehnte hatte bey seinen Confeils keine Prinzen vom Geblüt zugelassen.

hatte, daß es unvorsichtig seyn würde sie einem Mann zu versagen den der König liebte, und der sie endlich doch von dem Monarchen selbst erhalten würde, so setzte er ihn wenige Tage hernach auf die Liste, als ob er nur durch Irrthum weggelassen worden wäre.

Die Unruhe des Kardinals nahm mit jedem Tage zu. Er konnte sehr gut bemerken, daß der König nicht den mindesten Geschmac an ihm fände. Außer der persönlichen Widrigkeit seiner Figur, und einem natürlichen Stottern, das die Gewohnheit der Falschheit und seiner urfprünglichen Dienstbarkeit noch vermehrt hatte, war sein Benehmen nie ungeschickter und unangenehmer, als wenn er zu gefallen suchte. Ihm fehlte das Aeufere, das die Erziehung giebt und in einem gewissen Alter nicht mehr angenommen wird; da er also die Artigkeit nicht erreichen konnte, wenn sie ihm von nöthen war, so schien er alsdann niedrig und kriechend; und seine gewöhnliche Plumpheit hatte für einen jungen Fürsten, der die Ehrfurchtsbezeugungen und den feinen Anstand des Regenten immer vor Augen hatte, das Ansehen der Insolenz.

Um soviel an ihm war den Widerwillen des Königs zu besiegen, überreichte ihm der Cardinal öfters Kostbars Leiden von der Gattung, die seinem Alter angemessen war. Destouches, Französischer Resident in London, hatte diese Aufträge zu besorgen; und der Cardinal empfahl besonders, sie nur nach und nach abzusenden, um die Gelegenheiten, sich dem König gefällig zu machen, zu vervielfältigen, und seine Dankbarkeit zu unterhalten.

Dubois wünschte sehr, daß der Herzog von Chartres, erster Prinz vom Geblüt und Colonel-Général von der Infanterie, bey ihm arbeiten möchte. Er getraute sich nicht, den Vorschlag geradezu zu thun, sondern wandte sich an den Abbe Mongault, ehemaligen Préceptor dieses

Prinzen, der sehr viel Einfluß bey ihm behalten hatte. Mongault, ein Mann voll Ehre und Geist, und sehr wenig biegsam, hatte weder Liebe noch Achtung für den Kardinal, und that sich eben keinen Zwang an, um seine Denkart zu verbergen. Er antwortete trocken, daß er das Vertrauen des Prinzen nie mißbrauchen würde, indem er ihn berebete, sich zu erniedrigen. Der Kardinal sah nun wohl, daß er mit keinem vornehmen Mann zu thun hätte, und hielt es nicht für rathsam, die geringste Empfindlichkeit zu zeigen. Die meisten Minister lieben die Gelehrten nicht, aber sie behandeln sie mit gewissen Rücksichten, und fürchten sich, Leute zurückzutreiben, die wenig zu verlieren haben, die sehen, fühlen, sprechen und schreiben. Als der Kardinal wenig Tage darauf Mongault begegnete, sagte er zu ihm: „Abbe, der König hat erfahren, daß Sie angefangen haben, ein Landhaus zuzurichten, und daß der Aufwand Ihre Finanzen in Unordnung gebracht hat; er hat mir deßhalb aufgetragen, Ihnen eine Gratifikation von zehntausend Thalern zu geben.“ Mongault fühlte den Bewegungsgrund dieser Großmuth auf den ersten Augenblick, und begriß, daß der Kardinal, nachdem er ihn nicht hatte überreden können, ihn nunmehr beschenken wollte. Er ließ sich nichts davon merken, und bat den Minister, ihn beim König vorzustellen, um seine Dankfagung zu machen. Als der Kardinal zurückkam, wollte er das alte Geschäft wieder in Erwähnung bringen, aber Mongault begnügte sich mit etwas mehr Schonung als das erstemal zu antworten, ohne sich übrigens nachgiebiger zu zeigen.

Da Dubois Entwurf bey dem Herzog von Chartres mißlungen war, so rührte ihn die Ehre nicht sehr, den Grafen d'Evreux, Colonel-Général der Kavallerie, und den Grafen von Coigny, der es von den Dragonern war, bey sich arbeiten zu sehen. Er entschloß sich also, das Detail der Infanterie, der Kavallerie und der Dragoner dem

dem Staatssekretair vom Kriegsdepartement abzugeben. Die Marine blieb dem Grafen von Toulouse zugewiesen. Der Herzog vom Maine behielt die Schweizer und die Artillerie auf dem Fuß, wie er sie unter dem vorigen König gehabt hatte, er mußte sich aber bequemen, bey dem Kardinal zu arbeiten.

Le Blanc, Staatssekretair für den Krieg, und der Graf von Belle-Isle schienen ganz dem Minister ergeben, dessen Geheimen Rath sie sogar ausmachten. Aber der Herzog von Bourbon hatte unternommen, sie beyde zu stürzen, und der Kardinal war nicht aufgelegt, sie gegen einen Prinzen vom Geblüt, den einzigen, den er fürchtete, zu schützen.

Der Herzog von Bourbon war sehr eingeschränkt, halsstarrig, von harter oder vielmehr wilder Gemüthsart, und obgleich ein geborner Fürst, übermüthig wie ein gesadelter Bürger. Er hatte keinen Verstand weiter, als um zu fühlen, wie weit er sich seines Rangs überheben konnte. Ohne den geringsten persönlichen Grund zu der Verfolgung, die er gegen Le Blanc und Belle-Isle aufregte, war er bloß das Werkzeug seiner Maitresse, der Marquise von Prie. Dieses Weib hat unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbon so despotisch geherrscht, daß es schädlich ist, einen Begriff von ihr zu geben.

Die Marquise von Prie war mehr als schön, ihre ganze Figur war verführerisch. Ihr Geist hatte eben so viel Armuth als ihre Gestalt, und sie verbarg unter dem Schleyer der Naivetät die gefährlichste Falschheit. Ohne den geringsten Begriff von Tugend, für sie ein Wort ohne Sinn, war sie einfach im Laster, heftig mit der Mine der Sanftheit, ausschweifend aus Temperament; sie täuschte ungestraft ihren Liebhaber, der ihren Worten gegen das Zeugniß seiner eignen Sinne traute. Ich könnte ziemlich lustige Züge davon anführen, wenn sie nicht zu frey wären. Es wird genug seyn, zu sagen, daß sie einmal die

List

Es hatte, ihn zu überreden, daß er an einer Folge der Ausschweifung Schuld wäre, deren Opfer er nur war.

Ihr Vater war Bertelot de Pleneuf, ein reicher Finanzier, der als einer von den ersten Untergeordneten des Kanzlers und Kriegsministers Voisin, ein unermessliches Vermögen bei den Proviandlieferungen erworben hatte, und ein stattliches Haus hielt, wovon seine Frau die Housneure machte. Sie besaß Verstand und Schönheit, und mit einem edeln Anstand hatte sie eine Art von Hof um sich herum gebildet, der ihr ehrerbietig huldigte. Von Anbetern umgeben, die sich um die Bette beeiferten, ihr zu gefallen, hatte sie viele wichtige Freunde, die ihr auch in ihren Unfällen nie fehlten. Während der Kindheit ihrer Tochter beschäftigte sie sich mit der größten Sorgfalt mit ihrer Erziehung, und freute sich ihres Erfolgs. Kaum aber hing die Tochter an, die Blicke auf sich zu ziehen, so mißfiel sie ihrer Mutter. Ihr Verdruss erweckte den Spott der andern; ein gegenseitiger Haß entspann sich zwischen beiden, und wurde bald zur entscheidendsten Antipathie. Pleneuf verheirathete, um des Hausfriedens willen, seine Tochter an den Marquis de Prié, einen Pächter des Königs, der zur Ambassade in Turin ernannt wurde, und seine Frau mit dahin nahm. Bei ihrer Zurückkunft überhob sich die Tochter ihres Standes, behandelte ihre Mutter wie eine Bürgerliche, und wollte aus dem alten Zirkel niemanden sehen, als wer ihre Mutter gänzlich verließ. Viele traten zu ihr über, und da sie keine Theilung leiden wollte, so erstreckte sie ihre Feindseligkeit gegen ihre Mutter auch auf diejenigen, die ihr zugehörig blieben; unter den letzten war Le Blanc. Die Marquise ergriff um ihn zu kürzen, die Veranlassung vom Bankrott des Schatzmeisters von der außerordentlichen Kriegskasse, la Jonchère, der auf die Bastille gesetzt wurde. Da dieser von Le Blanc unterstützt gewesen war, so behauptete man, dieser Minister hätte selbst die Kasse angegriffen, und

und zu dem Palliment des Schatzmeisters hergetragen. Der Herzog von Bourbon, durch die Marquise angetrieben, wandte sich an den Herzog von Orleans und an den ersten Minister, verlangte, daß man gegen alle, die an la Jonchère's Unordnung Theil gehabt hätten, verführe, und bestand hauptsächlich auf Le Blanc.

Der Herzog von Orleans hätte gewünscht, einen Mann zu retten, den er liebte, und der ihm immer gut gedient hatte; aber es war schon lange her, daß sein Willen sich gänzlich dem Willen des Cardinals fügen mußte, und dieser verließ Le Blanc aus Gefälligkeit für den Herzog von Bourbon. Ueberdem war es ihm sehr willkommen, einen Minister los zu werden, der ihn nichts zu verdanken hatte, und einen Menschen an die Stelle zu setzen, der ganz allein ihm angehörte. Le Blanc war also gezwungen, seine Dimission zu geben, wurde bald hernach auf die Bastille gesetzt, und die Kammer vom Arsenal erhielt Befehl, seine Sache zu untersuchen.

Das Kriegsdepartement wurde dem Intendanten von Limoges, Breteuil, gegeben. Man erstaunte, einen vollkommenen, thätigen Minister, dessen Geist sich immer fruchtbar an Hülfsmitteln gezeigt hatte, den das Publikum schätzte und die Truppen liebten, der standhaft und ohne Hochmuth war, durch den geringsten Intendanten des Königreichs, der bis dahin mehr mit seinem Vergnügen als mit den Geschäften sich abzugeben geschienen hatte, ersetzt zu sehen. Man wußte nicht, daß diese Wahl ihren Grund in der Dantbarkeit des Cardinals hatte, und der Preis von Breteuil's Verschwiegenheit war.

Dubois hatte in seiner frühen Jugend in einem Dorf Limosin ein hübsches Bauermädchen geheirathet. Die Dürftigkeit zwang sie zu einer freiwilligen Trennung, und sie kamen überein, daß die Frau einen andern Wohnort wählen, und so gut als sie könnte für ihren Unterhalt sorgen, der Mann hingegen sein Glück in Paris versuchen sollte;

sollte; ihre Dunkelheit erleichterte eine solche Einrichtung. Sobald Dubois anfangen durchzudringen, so schickte er seiner Frau so viel als sie brauchte, um bequem zu leben, und ihr gemeinschaftliches Interesse hütete das Geheimniß. Als er zur erzbischöflichen Würde gelangt war, fürchtete er sich mehr als jemals vor der Offenbarung einer Verbindung, welche die Freiheiten der Gallikanischen Kirche überschritt. Er vertraute sich Breteuil an, der es gern auf sich nahm, einen so mächtigen Minister von der Angst zu befreien; dieser gieng nach Limoges ab, und gieng bald an, bloß von zwei Bedienten begleitet, in der Provinz herumzureisen. Einmal richtete er es so ein, daß er um ein Uhr in der Nacht in dem Dorf anlangte, wo die Heirath vor sich gegangen war, und bey dem Pfarrer abstieg, den er freundschaftlich um die Gastfreundschaft bat. Der Pfarrer, außer sich vor Freude, Seine Excellenz, den Herrn Intendanten zu empfangen, würde ihm den ganzen Hühnerhof und den Meßwein gern gesopfert haben. Die Magd bereitete mit den Bedienten das Abendessen, das Breteuil vortreflich zu finden schien, und indem er den Pfarrer mit einer Vertraulichkeit behandelte, die diesen entzückte, schickte er beym Nachtsich die Bedienten hinaus, um mit der Magd zu essen. Nun er allein mit dem Pfarrer war, ließ er im Gespräch mit einfließen, er zweifle nicht, daß das Kirchenbuch in besser Ordnung wäre. Der Pfarrer beschwerte es, und um ihn zu überzeugen, langte er das Kirchenbuch aus einem Schrank, und legte es auf den Tisch. Breteuil blätterte es nachlässig durch, und als er ah dem wichtigen Jahrgang war, warf er es mit scheinbarer Gleichgültigkeit wieder zu, und neben sich auf einen Stuhl. Hierauf fuhr er fort sich lustig mit seinem Wirth zu unterhalten, dem er selbst oft einschenkte, um reichlicher zu messen, und um sich selbst zu schonen. Ueberhaupt vertraug Breteuil mit dem ich oft gespeißt habe, den Wein sehr gut.

Es wurde so fleißig zugesprochen, daß dem ehelichen Pfarrer der Kopf zu schwindeln anfieng, und er bald einschlummerte. Breteuil benutzte den Augenblick, trennte das nöthige Blatt sorgfältig heraus, und nachdem alles wieder in Stand war, gieng er aus dem Zimmer. Es war im Sommer, und der Tag brach schon an. Breteuil gab der Magd einige Louis'd'or, trug ihr Dankbegrüßungen für den Pfarrer auf, mit dem er einmal wieder zusammenkommen gedächte, und reiste fort. Kurz darauf kam der Pfarrer zum gnädigen Herrn, um sich für die Ehre zu bedanken, die er ihm erwiesen hätte; Breteuil nahm ihn vortreflich auf, und bemerkte nicht, daß er den geringsten Argwohn über die Verräuthung seines Kirchenbuchs gehabt hätte.

Damit war aber noch nicht alles gethan. Es existirte ein Heirathskontrakt, der Gerichtsschreiber, der ihn aufgesetzt hatte, war länger als zwanzig Jahr todt. Breteuil war so glücklich, den Nachfolger zu entdecken, ließ ihn zu sich kommen, und schlug ihm die Wahl vor, zwischen einer ziemlich beträchtlichen Geldsumme oder dem Gesänaniß, für die Uebergabe oder die Verweigerung des Auftrages. Der Gerichtsschreiber war bald entschieden, der Kontrakt und die Trauungsurkunde wurden Dubois zugesandt, der sie vernichtete.

Um die Sache vollends abzuthun, ließ Breteuil die Frau holen, und redete ihr über die Geheimhaltung der Ehe mit der nämlichen Feredsamkeit zu, welche auf den Gerichtsschreiber so mächtig gewürkt hatte. Sie hatte keine Mühe, für die Zukunft eben so viel Verschwiegenheit zu versprechen, als sie bis dahin immer gehabt hatte. Nach dem Tod ihres Mannes kam sie nach Paris, wo sie ihn in unbekannter Wohlhabenheit gegen fünf und zwanzig Jahre überlebt hat. Sie sah ihren Schwager ziemlich oft, und diese beide waren jederzeit sehr enig.

Die

Die Geistlichkeit, welche seit 1715 nicht versammelt gewesen war, wurde es im May dieses Jahres 1723, und sie erwählte einstimmig den Cardinal Dubois zum Präsesidenten, damit keine von den Ehrenbezeugungen, auf welche er irgend Anspruch machen konnte, ihm abginge, und damit keine Gesammtheit im Staate wäre, die sich nicht weggeworfen hätte. Der Cardinal fand sich außerordentlich geschmeichelt, und um sich öfter seiner Präsidenz erfreuen zu können, verlegte er den Hof von Versailles nach Meudon, unter dem Vorwand, dem König das Vergnügen der Abwechslung zu verschaffen.

Die Nähe von Meudon, welche die Reisen des Hofes nach Paris um die Hälfte abkürzte, ersparte dadurch dem Cardinal einen Theil der Schmerzen, die er von der Bewegung des Wagens litt. Seit langer Zeit mit Geschwüren in der Blase, Früchte seiner ehemaligen Ausschweifungen, heimgesucht, sah er die geschicktesten Mediciner und Wundärzte, und zwar in'sgeheim, nicht als ob der Grund seiner Krankheit ihn beschämt hätte, sondern aus der allen Ministern geheimen Furcht sich krank zu bekennen.

Als der König die Musterung seiner Leibregimenter hielt, wollte der Cardinal dabei die Honneurs seiner Stelle als erster Minister genießen, die denen ziemlich gleich sind, welche der Person des Königs gehören. Er setzte sich eine Viertelstunde vor der Ankunft des Königs zu Pferd, und ritt an den Truppen vorbei, die ihn mit dem Deutschen salutirten. Ich habe einige Jahre später die Leibregimenter dem Cardinal Fleury auf die nämliche Art begegnen sehen, ohngeachtet er den Titel eines ersten Ministers nicht angenommen hatte, aber im Besiz der Allmacht war. Ein Beweis indeß, daß man ihm diese Ehre von freyen Stücken erwieß, ist der Umstand, daß der Herzog von Harcourt, Capitain einer Compagnie von den Gardesdu-Corps, der mit dem Cardinal Fleury nicht zufrieden war, ihn vor
bergs

befehl, ohne im mindesten zu salutiren, und die Compagnie blieb eben so still als ihr Capitain.

Dübois mußte diese kleine Freude theuer bezahlen. Die Bewegung des Reiters machte ein Geschwür aufbrechen, und die Aerzte urtheilten, daß der Brand sich bald an der Wunde einstellen würde. Sie erklärten gegen ihn, daß er, ohne eine schnelle Operation, nicht vier Tage zu leben haben würde. Er gerieth in die schrecklichste Wuth gegen sie. Der Herzog von Orleans, vor dem Zustand des Kranken bewacht, hatte die größte Mühe, ihn etwas zu beruhigen, und ihn zu überreden, daß er sich nach Versailles bringen liesse, wo es wieder einen neuen Ausbruch gab. Als ihm die Fakultät vorschlug, vor der Operation die Sakramente zu empfangen, war seine Wuth ohne Grenzen, und er hielt die rasendsten Reden gegen jeden, der sich ihm näherte. Endlich unterlag er vor Müdigkeit nach so unbändigen Ausbrüchen, und ließ einen Barsüßer Rönch holen, mit welchem er eine halbe Viertelstunde allein blieb. Nachher sprach man davon, ihm das heilige Abendmahl reichen zu lassen. „Das Abendmahl!“ rief er, „das ist bald gesagt. Für die Kardinäle giebt es ein großes Ceremoniel, man gehe nach Paris und erkundige sich bey Bischof darnach“. Die Wundärzte erkannten die Gefahr der geringsten Verzögerung, und sagten, man könnte unterdessen immer die Operation machen. Bey jedem Vorschlag gebedete er sich von neuem wie rasend. Der Herzog von Orleans bestimmte ihn endlich durch wiederholte Bitten, und la Peironnie machte die Operation; aber die Beschaffenheit der Wunde und der Materie ließ abnehmen, daß es der Kranke nicht weit bringen würde. So lange er seiner bewußt blieb, hörte er nicht auf, mit Zähneknirschen auf die Fakultät zu schimpfen. Die Zuckungen des Todes gefellten sich zu denen der Verzweiflung, und als er außer Stand war zu sehen, zu hören und zu lästern, reichte man ihm

II. Theil

D

die

die letzte Delung, die mit die Stelle des Abendmahls ersetzte. Er starb den Tag nach der Operation.

So endigte dieses Phänomen des Glücks mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft. Er besaß, außer dem Erzbisthum Cambrai, sieben beträchtliche Abteyen ¹⁾, und als er starb, suchte er sich der Cistercienser und Prémonstratenser Abtey, so wie noch anderer, die Ordenshäupter waren, zu bemächtigen. Ich sehe in einem Brief vom 19 May 1722, den der Cardinal an Chavigni, einen seiner Agenten in Madrid schrieb, daß er, mit dem ersten Ministerium noch nicht zufrieden, die alte Souveraineté von Cambrai zu seinem Vortheil wieder aufleben lassen wollte. Er trägt Chavigni auf, sich in Spanien nach den diesfälligen Urkunden umzusehen. Wenn der König von Spanien, sagt er in seinem Brief, sich diese Souveraineté ungerecht angemacht hat, wie es aus den Protestationen scheint, welche die Erzbischöfe immer gemacht haben, so ist der König von Frankreich im Fall des eben so ungerechten Behlens. Chavigni konnte nichts anfindig machen.

Die Stelle als erster Minister trug dem Cardinal 150000 Livres ein, und die Oberaufsicht der Posten 100000 Livres. Was aber an einem Minister schändlich ist, und es an jedem Franzosen seyn würde, er empfing von England ein Gehalt von 40000 Pfund Sterling, also gegen eine Million Französischer Livres, zum unumstößlichen Beweis, daß er sein Vaterland an die Engländer verrieth. Er that für sie noch etwas, das in seiner Stelle sehr unwürdig war. Der König Georg hatte auf die Englischen Katholiken eine außerordentliche Taxe von 100000 Pfund Sterling gelegt. Bey der ersten Nachricht nahm unser ganzer Staatsrath für die Katholiken Partei, und trug dem Cardinal Dubois auf, die lebhaftesten

¹⁾ Nogent sous Couci, Saint-Jul, Hirvaux, Bourguell, Verry, Saint-Vinox, Saint-Bertin und Escamp.

teffen Klagen darüber zu führen, und den Widerruf der Taze zu verlangen. Schon die Würde des Kardinals ließ ihm hier keine Ausflucht zu. Er schrieb ihm nachdrücklichsten Brief, las ihn im Conſeil vor, wo er gebilligt wurde, und ſchickte ihn ab. Die Engliſchen Miniſter waren in ſolcher Verlegenheit, daß ſie nicht wußten, was ſie anſaſſen ſollten, und im Begrif waren, die Taze zurückzunehmen; aber die Beruhigung blieb nicht lange aus. Unmittelbar nach dem Abgang des Couriers hatte Dabois einen andern an Destouches, unſern Agenten in London, abgefertigt, mit einem Brief im Chiffre vom 19 Novembris 1722, durch welchen er ihm auftrug, die Engliſchen Miniſter zu beruhigen, und ſie verſicherte, daß wir die Taze nicht verfolgen würden.

Er hatte über zwei Millionen jährlicher Einkünfte, ohne eine Menge baaren Geldes und ein ungeheures Vermögen an Meublen, Equipagen, Geſchirre und Juwelen aller Art mitzurechnen. Mehr habſüchtig als geizig, hielt er ein prächtiges Haus und eine reiche Tafel, von welcher er die Honneurs ſehr gut machte, ohngeachtet er ſür ſeine eigne Perſon mäßig war.

Der älteſte Bruder des Kardinals, der, ſeit der Ernennung ſeines Bruders zum Staatsſekretair, Kabinetsſekretair geworden war, erbt ſein unermehliches Mobiliarsvermögen.

Dieſer Dabois praktizierte als Arzt in Brive, eh es nach Paris kam. Er war ein ſehr rechtſchafner Mann. Er hatte nur einen Sohn, Kanonikus zu Saint-Honore, einen würdigen Geiſtlichen, der in der Eingezogenheit ſeines Standes lebte, ohne je andre Penſionen oder Benefizien haben zu wollen als ſein Kanonikat.

Der Bruder und der Neffe ließen dem Kardinal in der Kirche Saint-Honore, wo er beerdigt iſt, ein prächtiges Denkmal ſetzen. Statt aller Grabſchrift ließ man

D a

dars

darauf seine Titel, und hinterdrein eine moralische und christliche Betrachtung.

Die Versammlung der Geistlichkeit, von welcher der Cardinal Präsident war, hielt ihn ein feyerliches Amt. Auch in dem Dom wurde eines gehalten, dem die obersten Gerichtshöfe bewohnten: eine Ehre, welche den ersten Ministern immer erzeigt wird. Nirgends aber wagte man eine Leichenrede. Sein Bruder und sein Kesse wurden von einer so reichen Erbschaft nicht verblendet. Sie verwandten sie fast ganz in guten Werken, und haben ihre Bescheidenheit bis zu ihrem Ende nicht verlassen.

Ich habe mir es nicht zum Geses gemacht, von den Helden, die in meinen Memoiren vorkommen, förmliche Portraits zu geben. Meine Absicht war, sie durch die Begebenheiten selbst zu schildern, und ich habe mir keine andern Betrachtungen erlaubt, als die unmittelbar aus diesen entspringen. Ich werde hier noch einige über den Cardinal Dubois befügen, und gewisse Personalitäten anführen, die als Fellege dazu dienen werden.

Dubois hatte unstreitig Verstand, aber er war kein nehmendes seinem Amte gewachsen. Er hatte mehr Talent zur Intrigue als zur Staatsverwaltung, und verfolgte einen Geschäftstand mit vieler Thätigkeit, ohne alle Verhältnisse desselben zu umfassen. Das Geschäft, was gerade im Augenblick seine Aufmerksamkeit auf sich zog, machte ihn aller übrigen unfähig. Er hatte weder den Umfang noch die Fleßigkeit des Geistes, die einem Minister unentbehrlich sind, welcher mit verschiedenenactien, aber oft auf einen Zweck zusammenlaufenden Operationen sich beschäftigen muß. Da er sich nichts entgehen lassen wollte, und doch nicht alles verrichten konnte, so sah man ihn oft ganze Haufen unerbrodener Briefe in das Feuer werfen, um, wie er sagte, wieder in Gana zu kommen. Was seiner Staatsverwaltung am meisten schadete, war das Mißtrauen, das er einflößte, die Meinung, die man von seinem Herr

gem. hatte. Er verachtete die Tugend mit so vieler Frey-
müthigkeit, daß er es nicht der Mühe werth halten konnte
zu hemseln, ob er gleich voll Halschheit war. Er hatte
mehr Laster als Fehler; frey von Kleinlichkeit, war er es
nicht von Thorheit. Seiner Geburt hat er sich nie ge-
schämt, und er wählte das geistliche Kleid nicht als einen
Schleier, der jeden Ursprung bedeckt, sondern als das erste
Mittel sich zu erheben für einen Ehrgeizigen ohne Namen.
Wenn er auf alle Ehrenbezeugungen der Etikette hielt, so
hatte keine kindische Eitelkeit daran Theil, sondern es war
Uebersetzung, daß alle mit gewissen Titeln und Wür-
den verbundenen Vorrechte, ohne Unterschied der Geburt,
jedem, der sich jener bemächtigt, zukommen, und daß es
eben so sehr Pflicht als Befugnis ist, sie zu fordern.

Indem er so genau auf alles hielt, was seinem Rang
gehörte, machte er darum nicht sorgfältiger über seine
persönliche Würde. Er drückte selten durch Hochmuth,
aber desto mehr durch plumpe Härte. Der geringste Wis-
derstand machte ihn wüthend, und in seiner Unbändigkeit
sah man ihn zuweilen auf den Sesseln und Tischen seiner
Zimmer herumspringen.

Am Oftertag, der nach seiner Promotion zum Kar-
dinalat folgte, war er etwas später aufgewacht als ge-
wöhnlich, und suchte auf alle seine Bedienten daß sie ihn
so lange hätten schlafen lassen, und gerade an einem Tage,
wo sie wissen mußten, daß er Messe lesen wollte. Man
eilte sich ihm anzukleiden, indem er immerfort suchte. End-
lich fiel ihm ein Geschäft ein, er ließ einen Secrétaire kom-
men, und vergaß die Messe zu lesen, und sogar zu hören.

Er aß alle Wende gewöhnlich einen Hühnerfügel.
Einmal gerieth zu der Stunde, wo aufgetragen werden sollte,
ein Hund über das Huhn, und nahm den Brat'n weg.
Die Leute wußten kein andres Mittel, als ein zweytes an
den Tisch zu stellen. Der Cardinal verlangte unverzüglich
sein Huhn; der Haushofmeister sieht sein Wuth

voraus, wenn er ihm die Wahrheit sagt, oder ihm etwas über die gewöhnliche Stunde zu warten vorschlägt; er nimmt seine Partie, und sagt ganz falschblütig: „Sie haben schon gespeist, gnädiger Herr.“ — „Ich gespeist?“ antwortet der Kardinal. — „Gerathlich, gnädiger Herr. Sie haben zwar wenig gegessen, Sie scheinen den Kopf sehr voll zu haben. Wenn Sie aber befehlen, so wird mich ein andres Huhn austragen. Das wird nicht lange dauern.“ Der Herr Ehirac, der ihn alle Abende besuchte, kam jetzt dazu. Die Bedienten nahmen ihn erst beiseite, und bitteten ihn sie nicht stecken zu lassen. „Das ist etwas sonderbares,“ sagt der Kardinal, „meine Leute wollen mich überreden daß ich schon gespeist habe. Ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen, und was noch mehr ist, ich fühle einen starken Appetit.“ — „Also befehlen,“ antwortet Ehirac, „die Arbeit hat Sie erschöpft, die ersten Dissen haben bloß Ihren Hunger gereizt. Sie könnten ohne Gefahr noch einmal essen, aber wenig. Tragt auf,“ sagte er zu den Leuten, „ich will den Herrn noch vollends speisen sehen.“ Das Huhn wurde aufgetragen. Der Kardinal hielt es für ein entschiedenes Zeichen von Gesundheit, daß er auf Ehirac's Verordnung, der immer die Abkümme verdigte, zweimal soupierte, und war beim Essen von der besten Laune von der Welt.

Er that sich für niemanden Feind an. Als ihn die Prinzessin von Montauban; Souverain einmal ungeduldig machte, was eben nicht schwer hielte, schickte er sie im kräftigen Ausdrücken zum Henker. Sie beklagte sich darüber beim Regenten, und erhielt keine andre Antwort als daß der Kardinal etwas lebhaft, aber sonst ein trefflicher Rathgeber wäre. a) Dubois behandelte den Kardinal

da

a) Dieses leichtfertige Komma des Regenten ist unübersehbare. Wer es nicht weiß, daß die Franzosen von solchen Gelegenheiten viel zu artig sind, um eine Dame zum Henker zu schicken; sag

de Sevres, einen ernsten und strengen Mann, um nichts besser. Da die Satisfactionen des Regenten mit den Beleidigungen des Ministers ziemlich von gleichem Schlag waren, so gewöhnte man sich diesen Nebensachen weiter keine Konsequenz bezumessen.

Man brauchte ihn nicht einmal ungeduldig zu machen, um dergleichen Bezeugungen von ihm zu erfahren. Die Marquise von Conflans, Gouvernante des Regenten, war bloß zu ihm gegangen, um ihm eine Höflichkeit zu machen, war aber von ihm nicht gekannt, und traf ihn gerade in einem Augenblick von übler Laune. Sie hatte ihn kaum angeredet: Monseigneur, so unterbrach sie der Cardinal: „was Monseigneur? das geht gar nicht an.“ — „Aber Monseigneur!“ — „Aber, aber! Hier ist kein aber, es geht einmal nicht an.“ — Die Marquise wollte ihm vergebens ansprechen, daß sie irgend ein Anliegen hätte. Ohne ihr die Zeit zu lassen sich zu erklären, drehte sie der Cardinal bey den Schultern herum, um sie herauszuführen. Die Marquise, erschrocken, glaubte ihn in einem Paroxysmus von Tollheit, woran sie wohl nicht ganz irrte, und lief davon, indem sie laut rief, man müßte ihn einsperren.

Zuweilen besänftigte man ihn, wenn man seinen eignen Ton gegen ihn annahm. Er hatte unter seinen vertrauten Secretairen einen abtrünnigen Benedictiner, Namens Venier, der ein sehr kecker Mensch war. Wie er einmal mit dem Cardinal in der Arbeit begriffen war,

D 4

brauchte

daß sie ein viel passenderes Gewerbe für sie haben; daß sie für die eigentlichen fräulichen Worte, deren Sinn in den wenigen Fällen, wo sie nicht zum Ruchre abgebraucht werden, eine reichhaltige Quelle von Witz für sie ist) nur per euphemismum das envoyer promener substituiren; und daß die Entschuldigung des Regenten bey einer Probe wenigstens den öffentlichen Augen haben mußte, alle fernere Klage zu hemmen: dem ward diese Note keinen Aufschuß weiter geben, als daß eine Zwepdenzigkeit, die erklärt werden muß, wenig zu segn aufhöret.

brauchte dieser ein Papier, das sich nicht gleich im Augenblick fand. Da fing er an zu toben, zu fluchen, zu schreien: mit dreißig Commis würde er nicht bedient, er könnte ihrer hundert annehmen, ohne daß es um ein Haar besser ginge. Venier sieht ihn ruhig an, ohne ihm zu antworten, und läßt ihn austoben. Seine Kaltblütigkeit und sein Stillschweigen erregen den Cardinal noch mehr, der ihn beim Arm ergreift, ihn schüttelt, und schreit: „Wo: so antworte doch, Schurke! Ist's davon nicht wahr?“ — „Gnädiger Herr,“ sagte Venier mit dem nämlichen Phlegma, „nehmen Sie nur einen einzigen Menschen mehr an, der für Sie flucht, so werden Sie Zeit überley haben, und alles wird gut gehen.“ Der Cardinal besänftigte sich, und lachte endlich selbst.

Der Regent war über den Tod seines Ministers sehr erfreut. Am Tag der Operation war die Luft sehr schwül und es kam ein Gewitter; bey den ersten Donnerschlägen konnte sich der Prinz nicht enthalten zu sagen: „das Wetter soll, hoffe ich, meinen Schurken mitnehmen.“ In der That behandelte Dubois seinen alten Herren mit eben so wenig Rücksicht als jeden andern; der Herzog getraute sich kaum ihm jemanden zu empfehlen. Er hatte sich die Vertheilung der geistlichen Aemter und der Gnadenbezeugungen zu seiner Arbeit mit dem König vorbehalten; aber er unterwarf sich, die Liste vorher dem Cardinal mitzutheilen, der die Namen derer, die ihm nicht anstünden, mit der größten Frechheit ausstrich. Nie gab es eine schimpflichere Knechtschaft als diese, die sich der Herzog selbst aufgelegt hatte, die er schimpflich empfand, die er einzustellen sich schämte, und von der, er die Stärke nicht hatte sich zu befreien.

So bald der Cardinal todt war, fuhr der Regent von Versailles nach Meudon, um es dem König zu melden, welcher, durch den Bischof von Frejus schon vorsehender, den Herzog bat, die Regierung zu übernehmen,
und

und ihn am folgenden Tag öffentlich zum ersten Minister erklärte.

Da der König nur für die Bequemlichkeit des Cardinals nach Meudon gebracht worden war, so kehrte er zwei Tage darauf nach Versailles zurück.

Der Herzog von Orleans schien sich anfangs den Geschäften widmen zu wollen; aber seine Trägheit und die Zerstreuungen brachten ihn bald wieder davon ab. Er überließ die Geschäfte den Staatssekretären, und stürzte sich immer mehr in seine geliebten Bacchanalien. Seine Gesundheit litt merklich darunter, und er war den größten Theil des Vormittags in einer Betäubung, die ihn aller Anstrengung unfähig machte. Man sah voraus, daß er keinen Augenblick vor einem Schlagfluß sicher seyn würde. Seine wahren Diener suchten ihn zur Diät zu bewegen, oder wenigstens von den Ausschweifungen abzubringen, die ihn in einem Augenblick tödten könnten. Er sagte, einer eiteln Besorgniß wegen wächte er sich seiner Vergnügungen nicht berauben. Abgestumpft für alles, überließ er sich denselben doch mehr aus Gewohnheit als aus Geschmack. Noch setzte er hinzu, daß er weit entfernt einen plötzlichen Tod zu fürchten, diesen vielmehr wählen würde.

Epirac, der eine inflammirte Gesichtsfarbe und mit Blut unterlaufne Augen an dem Prinzen bemerkte, redete ihm schon lange zu, daß er zur Ader lassen sollte. Den Donnerstag früh, am 2. December, drang er so lebhaft in ihn, daß der Herzog, um sich von der Beschwerlichkeit des Arztes loszumachen, dringende Geschäfte vorgab, die keinen Aufschub ließen, zugleich aber versprach, sich den nächsten Montag gänzlich der Fakultät zu überlassen, und bis dahin die strengste Diät zu halten. Er erinnerte sich aber seines Wortes so wenig, daß er an dem nämlichen Tag gegen seine Gewohnheit, bloß zu soupiren, zu Mittag speiste, und wie er immer pflegte, sehr viel aß.

Den Nachmittag brachte er mit der Herzogin von Phalaris 1), einer von seinen gefälligen Damen, bis zur Arbeit bey dem König ein Stündchen zu. Sie saßen beyde neben einander am Feuer, als der Herzog auf einmal in die Arme der Phalaris sank; diese, erschrocken ihn ohne Bewußtseyn zu finden, steht auf, und ruft nach Hülfe, ohne irgend jemanden in den Zimmern zu finden. Seine Leute hatten sich alle entfernt, weil sie wußten, daß er durch eine Hintertreppe zum König hinaufzugehen pflegte, und daß um diese Stunde niemand kam. Ein ähnliches Beispiel, wo bey dem König die ganze Dienerschaft aus einander gegangen war, ereignete sich den Damiens Frevelthat am 5. Januar 1757, weil Ludwig der Funfzehnte an dem Tage nicht wieder in Versailles erwartet wurde.

Die Phalaris mußte also bis in die Höfe hinunters laufen, um jemanden herbey zu schaffen. Die Zimmer waren bald gedrängt voll, aber es verging wieder eine halbe Stunde, bis man einen Chirurgen fand. Endlich kam einer, der Prinz wurde zur Ader gelassen; er war todt.

So starb in einem Alter von 49 Jahren und etlichen Monaten einer von den liebenswürdigsten Männern für die Gesellschaft; er war v. l. Verstand, Talenten, kriegerischem Muth, Güte, Menschlichkeit, und einer von den schlechtesten Fürsten, das heißt von den unfähigsten zur Regierung.

La Voisinere ging sogleich zum König und zum Bischof von Frejus, ihnen den Tod des Herzogs von Orleans zu melden. Hierauf suchte er den Herzog von Bourbon auf, und ermahnte ihn die Stelle als erster Minister

a) George d'Antague, den der Takt zum Herzog von Phalaris gemacht hatte, war ein Sohn von dem Finanzier Co ge, der in Voltaire's erster Satire vorkommt. In den spätern Ausgaben hat man George statt Gorge gesetzt.

Minister zu verlangen; er ließ von da sofort in seinem Departement die nöthigen Patente, nach dem Muster dersjenigen, welche der Herzog von Orleans gehabt hatte, auf alle Fälle aufsetzen. Mit diesem Stück und mit der Eidesformel versehen, ging es wieder zum König, wo der Herzog von Bourbon, von einer Menge Hospitate begleitet, sich schon eingestellt hatte.

Der König, welcher bitterlich weinte, hatte den Bischof von Frejus den sich, der die ersten Augenblicke der Betrübniß vorüber ließ, und ihm dann sagte: daß Beste was er thun könnte, um den erlittenen Verlust zu ersetzen, wäre den Herzog von Bourbon zu bitten, daß er die Stelle als erster Minister annähme. Der König sah den Bischof an, ohne zu antworten, und bezeugte seine Einwilligung durch ein bloßes Kopfnicken. Sogleich machte der Herzog von Bourbon seine Dankagung. La Beilliere zog die Eidesformel aus der Tasche, und fragte den Bischof, ob es nicht schicklich wäre den Herzog jetzt gleich in Eid zu nehmen. Fleury billigte es sehr, und schlug es dem König vor, der folglich auch damit einverstanden war. Der Herzog von Bourbon leistete den Eid, und eine Stunde nach dem Tod des Herzogs von Orleans war alles schon vollzogen.

Der Bischof von Frejus hätte sich schon damals des Ministeriums eben so leicht für sich bemächtigen können, als er es dem Herzog von Bourbon zuwandte. Seine Freunde riefen es ihm an; aber der Prälat, dessen Ehrgeiz das Wesen der Gewalt vorzüglich betraf, glaubte seine Absichten nicht so geradezu offenbaren zu dürfen, und schmeichelte sich, unter dem Namen eines Prinzen, dessen Untüchtigkeit er kannte, im Grunde doch zu herrschen. Hatte er sich verrechnet, so wußte er, und hat es nachher auch bewiesen, daß er im Stande war, sein eignes Werk zu zerstören, sobald es ihn gereute.

Der Tod des Herzogs von Orleans wurde nach dem verschiedenen Interesse eines jeden verschieden empfunden. Seine Vertrauten sagten, daß Frankreich einen großen Mann verlore, weil er die Gnaden an sie verschwendete, und sie angenehme Abendstunden mit ihm zu brachten.

Die Undächtler ergößten sich an dieser Todesart, als einer sichtbaren Strafe Gottes. Die frommen Seelen seufzten darüber. Beide Parteien der Kirche bedauerten seinen Verlust nicht. Die Jansenisten sahen sich, nach einem Schimmer von Hoffnung, wieder ihren Feinden ausgesperrt. Die Anhänger der Konstitution sahen den ihren Sieg noch nicht vollkommen.

Das Militär, und hauptsächlich die Subalternen, welche den Leib und die Seele der Truppen machen, unwillig alle Auszeichnungen, alle höheren Grade an die Prostitution, an die Kadale vergeben, oder durch Höflinge und Weiber verhandelt zu sehen, gedemüthigt durch die Nothwendigkeit einem Untergebenen in den Departements mehr Ehrerbietung bezeugen zu müssen, als einem Marechal von Frankreich, seufzten nach einer Veränderung in der Regierung, welche nicht erschien.

Die Mittelklasse der Bürger, welche dem Staat und den öffentlichen Sitten am treuesten ergeben ist, sah die Frucht ihrer Oekonomie zerstört, die Patrimonialbesitzungen umgestürzt, das Eigenthum unsicher, das Laster schamlos, den Eiskand verachtet, das Skandal geehrt. Dies alles war so weit gegangen, daß man sogar die Heuchelen des vorigen Hofes zurückgewünscht hätte. Man kann nicht läugnen, daß die Regentschaft die Epoke, und die vornehmste Ursache von einer unverschleierten allgemeinen Verderbnis gewesen ist, zu welcher sie das Signal und das Beispiel gegeben hat.

Und verdient diese Regentschaft den Lobspruch, ruhig gewesen zu seyn, dafür daß sie den äußern Frieden erhal-

ten oder erkaufte hat, indessen sie das Innere in Unordnung und Flammen setzte? Die Engländer allein würden über den Verlust des Herzogs von Orleans zu trauern gehabt haben, wenn sie unter dem folgenden Ministerium nicht die nämlichen Gefälligkeiten gefunden hätten.

Als der Herzog von Chartres den Tod seines Vaters erfuhr, war er in Paris bey einer Maitresse, die er der Mode zu Gefallen unterhielt, und bald aus Neue verließ. Er begab sich sogleich nach Versailles, ließ sich's nicht einfallen, dem Herzog von Bourton das mindeste streitig zu machen, und nahm wenig Tage darauf den Titel als Herzog von Orleans an. Ich werde nicht viel mehr von ihm zu sagen haben. Dieser Prinz, der in seiner kleinen vorübergehenden Ausschweifung immer noch fromme Empfindungen behalten hatte, wurde von dem plötzlichen Tode seines Vaters so ergriffen, daß er sich auf der Stelle in das andre Extrem stürzte, und sich einer mäßigen Andacht widmete, in welcher er bis an seinen Tod beharrte. Sein Préceptor war der Abbe Mons gault gewesen, ein geistvoller und gelehrter Mann, ein Theolog, der über religiöse Gegenstände frey dachte. Er mochte aber seinen Eleven einer aufgesklärten Moral nicht gewachsen finden, oder er mochte glauben, daß es keine zu starken Bande geben kann, um einen Prinzen im Zaum zu halten, kurz er hatte sich bemüht, seinem Zögling diejenigen Religionsgrundsätze einzuprägen, die am meisten dazu gemacht waren, ihn zu schrecken.

Sechstes Buch.

Ministerium des Herzogs von Bourbon.

Der Herzog von Bourbon, gemeinlich Monsieur le Duc genannt, bedauerte den Verlust seines Vorgängers wahrscheinlich nicht, war aber gerade der Mann, ihn der Nation am empfindlichsten zu machen. Sein Ministerium war die Regierung der Marquise von Prié, seiner Wittve und der zügellosen Creatur. Er fing damit an, die Stellen, die er bey seinem Eintritt des Ministeriums vakant fand, zu besetzen. Darunter gehörte die des ersten Präsidenten des Mesmes, welcher im August gestorben war. Novion bekam sie, er war der älteste unter den Präsidenten à mortier ^{a)} und ein Enkel des Novion, der 1689 wegen Uebelschaltens sich der Stelle als erster Präsident hatte begeben müssen.

Der Enkel hatte nichts mit dem Großvater gemein. Er hatte weniger Einsichten, aber sehr viel Nechtshaffheit, er wußte viel von der Prozedur und wenig von der Jurisprudenz, er würde daher, bey weniger Trägheit, einen trefflichen Procurator abgegeben haben; er machte einen sehr schlechten Ersten Präsidenten. Hart, schein, unzugänglich rettete er sich vor dem Palais und vor den Geschäften, um in seinem alten Quartier in dem Laden eines

^{a)} Die Präsidenten à mortier haben oder hatten das Vorrecht an gewissen feyerlichen Tagen eine Mütze, die man mortier nannte, zu tragen.

eines Wagners, der sein Nachbar und sein besondrer Freund gewesen war, die Zeit zu verplaudern.

Robion war längst so bekannt, daß man ihn keine Stelle hätte geben sollen, die Fleiß, Wachsamkeit und Würde erforderte; aber er war der Älteste unter den Präsidenten à mortier, und man folgte jener Ordnung des Avancements, die in Frankreich so geehrt und so schädlich ist. Ueberdem hatte er das Verdienst, daß seine Frau eine Tante der Marquise von Frie war; konnte der Herzog von Bourbon wohl einen Unverwandten seiner Maitresse abweisen? Diese kleinen Rücksichten sind den uns die wichtigsten Angelegenheiten, und entscheiden über die großen Stellen. Damit die Begünstigung vollkommen wäre, wurde die Präsidentenstelle seinem Enkel, der fünfzehn Jahre alt war, gegeben, und Lamoignon de Blancmenil, der gegenwärtige Kanzler, bekam die zeitliche Verwahrung und Verwaltung der Stelle für den Knaben.

Zum Glück für das Publikum waren dem Ersten Präsidenten seine Amtsverrichtungen eben so lästig als es den Partelen war; um sich von diesem Zwange zu befreien gab er seine Dimission, nachdem er seine Stelle neun Monate bekleidet hatte, wenn man anders sich über die Art, wie er sich darinn benahm, so ausdrücken darf.

Ich habe seinen Enkel, der Präsident à mortier war, sehr gekannt. Er hat mehr Redlichkeit als Talente, er hat sich aber auch wie ein ehrlicher Mann selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und seine Stelle ebens falls abgegeben, um auf seinem Landgute zu leben.

Der Herzog von Bourbon gab die Stelle des ersten Stallmeisters dem Chevalier de Beringhen, dem nämlich der noch lebt, einem Bruder des vorigen Titularen, der am ersten December, einen Tag früher als der Herzog von Orleans, starb. Wenn dieser Prinz gelebt hätte, so würde er einem Manne, der sein glücklicher Nebenbuhler
gewes

gewesen war und ihm die Gräfin von Parabere gerant hatte, diese Gnade nicht erwiesen haben. Freilich wäre dieser Umstand kein billiger Bewegungsgrund gewesen ihn zurückzuweisen; aber der König würde sich zuverlässig in ökonomischer Rücksicht besser dabei befunden haben. Der Marquis von Rangis, nachmaliger Marschall von Frankreich, hatte große Lust zu dieser Stelle, der Herzog von Bourbon entschädigte ihn, indem er ihn im Voraus zum Chevalier d'honneur der künftigen Königin ernannte; so gab er dem Marschall von Tesse auch im Voraus die Stelle als Oberstallmeister der Königin. Da der Marschall als Ambassadeur nach Spanien gehen sollte, so erhielt er für seinen Sohn den eventuellen Eintritt in seine Anwartschaft.

Zwei Tage nach dem Tode des Herzogs von Orleans trat der Marschall von Villars in den Staatsrath. Am nämlichen Tag verkündigte der Graf von Toulouse seine Heirath mit der Marquise von Gondrin, Schwester des Herzogs von Noailles 1).

Als der Bischof von Frejus dem Herzog von Bourbons das erste Ministerium verschaffte, war er sich sehr wohl bewußt, es ihm nur als Pfand anzuvertrauen; und die Dankbarkeit war in seinen eignen Augen von zu geringem Gewicht, als daß er bey einem Prinzen sehr darauf hätte

1) Obacht der Graf von Toulouse im Bethe der Honneur als Prinz dem Geblüt war, so traf er hier doch keine Mitbeirath. Die wahren Prinzen haben Gemahlinnen genommen, die für die Geburt den Noailles nicht überleben waren. Es sind wenige am Hof die man ihnen entgegen stellen, und noch weniger die man ihnen vorziehen konnte. Sie haben ihren Namen von einem Zuleh, das sie seit uralten Zeiten bekamen, und sie erscheinen schon am Ende des sechsten Jahrhunderts mit Glanz in ihrer Provinz. Die Gräfin von Toulouse konnte immer auf die nämlichen Ehrendenkmäler Anspruch machen als die Herzogin von Verneuil, (Egmont) die bey der Vermählung des Herzogs von Bourbons zum königlichen Bethin gezogen wurde.

hätte rechnen sollen. Er wollte aber unter einem gekehrten Phantom den Hof an seinen Einfluß gewöhnen, und auf seine Macht vorbereiten. Das Schwerste war schon gewonnen, indem er auf den Punkt gelangt war, wo er stand. Er war der Sohn eines Zolleinnehmers von Lodeve, und hatte eine Stelle als Kapellan des Königs durch den Einfluß der frommen Damen vom Hof erhalten, den andre, die nicht eben so fromm waren, zu seinem Vortheil gelenkt hatten. Ohngeachtet des Widerwillens des vorigen Königs wurde er nachmals zum Bischof, und hierauf, ohngeachtet der Gegenkämpfe der Jesuiten, zum Präceptor Ludwigs des Zanzehnten ernannt, dessen innigstes Vertrauen er besaß. Dieses Wunder des Glücks erregte nicht wie Dabois den Haß und die Verachtung, und es gelang ihm den Neid zahn zu machen.

Der Herzog von Bourbon nahm sogleich das ganze Aeußere als erster Minister an, wohnte sich in den Zimmern ein, wo der Herzog von Orleans gestorben war, und ließ an der Thüre seines Kabinetts die Tage und die Stunden anschlagen, welche jedem Minister zu seiner Arbeit bestimmt waren. Der Haufen der Hofleute überschwemmte sein Appartement; diejenigen die nicht bis in das Kabinet dringen konnten, füllten die Vorzimmer, worauf sie dann die Marquise von Prié in den ihrigen belagerten.

Auf der andern Seite blieb der bescheidne Bischof von Frejus auf eine kleine schlecht möblirte Wohnung eingeschränkt, und schien sich auch nicht um einen Zoll höher aufzurichten. Nachdem er aber in das Conseil eingetreten war, fand er sich bey dem König, wenn der Herzog von Bourbon, wie ehemals der Regent, dem jungen König seine Aufwartung machte und das Spiel trieb, als ob er die Geschäfte mit ihm abhandelte.

Der Bischof wich auch nicht auf eine Minute von der Stelle die er hierbey als dritter einnahm; um aber

II. Theil

P

einen

einen Prinzen vom Geblüt, der von Natur leicht Argwohn schöpfe, nicht aufzuschrecken, ließ er es an keiner Ehrfurchtsbezeugung, an keiner Aufmerksamkeit gegen ihn fehlen, und setzte ihn gleich in den ersten Tagen auf den Fuß nichts vorzuschlagen, als im Einverständniß mit ihm.

Die Gewalt, die der alte Bischof über den Herzog durch List, und über den König durch Vertrauen erwarb, entging keinesweges dem scharfen Blick der untern Minister. Sie bewarben sich um seine Protektion, brachten ihm heimlich ihre Portefeuilles, und er war, mit eben so viel Heimlichkeit, gefällig genug sich dieselben mittheilen zu lassen, und sie zum Dank für die Höflichkeit, die sie ihm damit erwiesen, zu lenken.

Bald gab der Prälat, mit einem eben so frommen als bescheiden Ton und Ansehen, dem Herzog zu verstehen, so unbedingt er auch über die weltlichen Geschäfte sich seinen Einsichten unterwürfe, so erlaube ihm sein Gewissen nicht die geistlichen Sachen einem Prinzen zu überlassen, der schon so sehr mit Arbeiten überladen wäre und sich durch diese Ausnahme sehr erleichtert finden würde; die Angelegenheiten der Kirche erforderten einen Mann, der sich ganz allein mit denselben abgäbe. Ob nun der Herzog von Bourbon die Wichtigkeit dieses Sach's nicht kannte, oder ob er sich nicht getraute einen Mann, der dem König theuer war, vor den Kopf zu stoßen; genug er ließ den Bischof die Vertheilung der geistlichen Aemter an sich reißen, und Fleuri war unumschränkter Herr über diesen Theil der Regierung, ohne sich darum weniger in alle andern einzumischen. So wurde er, und so zeigte er sich mehr der Kollege des Ersten Ministers, als sein Gehülfe.

Die Marquise von Prie war höchst aufgebracht, die Vertheilung der geistlichen Güter sich entreissen zu sehen, denn sie hatte sehr darauf gerechnet unter dem Namen ih-
res

red' Liebhabers den Staat und die Kirche zu verwalten. Sie war auch, den letzten Artikel ausgenommen, in den drittehalb Jahren dieses Ministeriums unumchränkte Herrscherin des Königreichs. Von ihrer Zurückkunft von der Turiner Gesandtschaft, wohin sie ihren Mann begleitet hatte, war sie mit dem Projekt umgegangen, den Regenten zu erobern, oder wenigstens sonst jemanden durch welchen sie eine Rolle spielen konnte. Auch wäre der Regent dagegen nicht unempfindlich gewesen: er war aber flatterhaft, und indem er keine Galanterien und keine Gnaden sparte, ließ er doch seinen Maitressen keinen Theil an den Staatsgeschäften nehmen. Selbst die Trunkenheit verleistete ihn hierinn nie zu einer Unbedonnenheit; ich habe ein Beispiel davon angeführt. Die Marquise von Prië ließ also ihre Nege über den Herzog von Bourbon fallen.

Seine Mutter hätte sich gern der Herrschaft über ihn bemächtigt, sie war aber selbst zu gut mit der Liebe bekannt, als daß sie sich geschmeichelt hätte mit dem muthwilligen Ansehen gegen diese Leidenschaft aufzukommen. Sie begnügte sich also, mit der Maitresse ihres Sohns auf einen politischen Fuß zu leben, um nicht ganz von ihm verlassen zu werden; und zugleich behandelte sie den Bischof von Frejus mit vielen Rücksichten.

Die Marquise hatte zu viel Verstand, um die Unfähigkeit ihres Liebhabers nicht zu erkennen, und um sich einzubilden daß sie selbst alles besäße, was in der Staatsverwaltung den geringen Einsichten des Ministers nachhelfen könnte. Sie entschloß sich, Wegweiser zu wählen, die nur durch sie bestehen könnten, und die Bruder Paris schienen ihr hierzu am tauglichsten. Sie machten den Geheimen Rath der Marquise aus, und wurden durch sie bey dem Herzog eingeführt. Obgleich dieser Prinz schon die größten Begriffe von dem Verdienst seiner Geliebten hatte,

hatte, so trug doch der Ausschuß der Brüder Paris 1) noch sehr dazu bey, ihn darinn zu bestärken.

Jedes

- 1) Diese vier Brüder hatten unter der Neanttschaft anefangen sich einen Weg zu bahnen, und ihr Einfluß auf die Finanzen war schon wichtig genug, um sie Kay verdächtig zu machen, dessen Operationen sie nicht diktierten. Er ließ sie erlösen: als er aber das Admireich verlassen hatte, wollte man ihre Talente benutzen und rief sie zurück. In Betracht der Rolle, die sie unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbon spielten, und der Achtung in welcher die beiden noch lebenden steben, wird es gut seyn hiermit ihren Ursprung bekannt zu machen.

Ihr Vater hielt ein Wirthshaus am Fuß der Alen, wo seine Söhne, große und wohlgewachsene Burichen, ihm die Passagiere bedienen halfen. Es traf sich im Jahr 1712, daß ein Proviantlieferant, welcher in dem Gebürge einen Weg suchte, um der Femeer des Herzogs von Vendome in Italien Lebensmittel schnell zukommen zu lassen, um welche ne sehr verlegen war, zufällig in das Wirthshaus der Paris kam, und ihnen sein Anliegen eröfnete. Der Wirth versprach ihm durch seine Söhne, die alle Wege in dem Gebürge kannten, seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Sie hielten Wort, und brachten den Transport glücklich an Ort und Stelle. Der Mann stellte sie dem Herzog von Vendome vor, pries ihre Dienste sehr an, und bediente sich ihrer ferner in Proviantangelegenheiten. Von diesem Augenblick war die Hofste des Glücks für sie offen. Bey vielem natürlichen Genie, einer ausgezeichneten Figur, einer vollkommenen Eisrigkeit, einer großen Spargkeit, und einer gemeinschaftlichen Handlungsweise nach einem bestimmten Plan, mußten sie notwendig weit kommen. Sie hatten auch noch den Vortheil, im Anfang die Herzogin von Bourgane für sich zu haben. Eine von ihren Frauen war auf der Reise der Prinzessin nach Frankreich krank geworden, und mußte in dem Wirthshaus der Paris zum Berge (was ihr Wahrzeichen war, und woben einer von den Brüdern seinen Namen entlehnte) liegen bleiben. Sie wurde da so gut behandelt, daß sie bey ihrer Ankunft am Hofe mit Erleichterung davon gegen die Prinzessin sprach, und ihnen ihre Protection verschaffte. Ihr Glück war 1722 schon so gut gegründet, daß für Paris den ältesten eine dritte Stelle als Wächter des königlichen Schatzes errichtet wurde. Der Einzug des Herzogs von Bourbon 1726 riß die Paris mit fort. Aber sie kamen 1730 wieder in die Hbhe, und Paris von Montmartel, der jüngste von den vier Brüdern, erhielt die Stelle als Wächter des königlichen Schatzes, die er noch bekleidet. Indem er Postamtler geworden ist, hat er so viel Einfluß auf die Finanzen des Reichs bekommen, daß man keinen Generalfinanzrevisor einzusetzen absetzen würde, ohne ihn zu befragen.

Jedes Projekt wurde mit ihr verabredet, eß man es dem Herzog von Bourbon darlegte. Man unterließ nicht, Gelegenheit zu Verhörungen dabei zu lassen, welche die Fassungskraft des Herzogs von Bourbon überstiegen, und die von der vorher abgerichteten Dame immer bemerkt wurden. Die Paris spielten das größte Erstaunen, bewunderten ihre Beurtheilung, und verbesserten den Plan nach ihren Anmerkungen; der Prinz, treuerziger in seiner Bewunderung wünschte sich Glück, in einer angebeteten Geliebten zugleich eine so nützliche Gehülfin beim Ministerium zu finden.

Die Marquise bewog ihren Liebhaber eine Promotion von Rittern des heiligen Geists vorzunehmen, in der Absicht sich Secunde oder Kreaturen zu verschaffen, und sie präsidirte bey der Liste. Es waren damals ein und sechs zig Ordensbänder vakant. Der Regent hatte sich nie getraut, sie auszutheilen. Da er niemanden in's Gesicht etwas versagen konnte, so hatte er deren viermal mehr versprochen als wirklich da waren; und dadurch außer Stand gesetzt allen sein Wort zu halten, hielt er es keinem.

Im Ordenskapitel vom 2. Februar ernannte der Herzog von Bourbon acht und funfzig sowohl Ritter als Geistliche Comthure; unter den ersten waren einige von ziemlich schlechtem Gehalt.

Vor Bekanntmachung der Promotion, theilte der Herzog dem Bischof von Trejus die Liste mit. Dieser, den seine Geburt davon ausschließen mußte, und dessen Ehrgeiz die Bescheidenheit als ein Mittel brauchte, strich seinen Namen aus, den er unter den Prälaten und Comthuren fand, und schrieb den Erzbischof von Lyon, Willeroi, an die Stelle.

Am nämlichen Tag wurden sieben Marschälle von Frankreich ernannt 1).

P 3

Bis

1) Broglie, Roquelaure, Rehau, du Bourg, d'Aligre, la Feuillade und Grammont.

Als die Brandschagungen einliefen, welche die Marquise zu erheben hatte, demächtigte sie sich vorläufig immer der Pension von 40000 Pfund Sterling, welche der Englische Hof dem Cardinal Dubois gegeben hatte, zur Belohnung der Opfer, die wir dieser Krone brachten. Der Cardinal Fleury war während seines Ministeriums den Engländern nicht weniger gütig, er ließ sich aber nicht dafür bezahlen.

Gleich zu Anfang dieses Jahres begaben sich die Minister der meisten Europäischen Mächte nach dem Kongreß von Cambrai, welcher seit 1720 angelegt war. Zuerst übergaben die Bevollmächtigten des Kaisers den Spanischen das Belehungsdekret über die Staaten von Toscana, Parma und Piacenza, welches durch den Traktat der Quadrupel Allianz zum Vortheil des Infanten Don Carlos, des jetzigen Königs von Spanien, stipulirt war. Man eröffnete sodann den Kongreß, man fing damit an, das Ceremonial festzusetzen, und dieser wichtige Artikel war alles, was aus fünfzehn monatlichen Konferenzen herauskam.

Der Herzog von Bourbon ließ sich die innere Verwaltung angelegen seyn, und thatte große Einsichten zu zeigen, indem er gegen die Protektionen eine Deklaration ausgeben ließ, durch welche die ganze Strenge der Verordnungen Ludwigs des Vierzehnten wenigstens erneuert wurde, da es nicht möglich war darüber hinaus zu gehen. Man wird sich erinnern, daß die Verordnung vom 10. Decembris 1686 den Aerzten, Wundärzten und Apothekern alle Praxis untersagte, so daß man eher von der Hand eines Nichtgläubigen sterben mußte, als dem Verstand eines Ketzers sein Leben verdanken durfte. Diese religiösen Gräueltaten kommen nur zu oft von Fürsten, die keine Eitelkeit und nicht einmal den Anstand kennen. Die Marquise hatte dieses fromme Projekt gewiß gut geheißsen; und dieses rhabdresche Weib hielt ungeschert die frenes

Ren

nen Neben über die Gegenstände, welche dem Volk die ehrwürdigsten waren. Als man im Jahr 1725, wo der Regen die Aernte verbad, die Reliquien der heiligen Genovefa in einer Procession herumtrug, sagte sie: ist das Volk nicht klug? Es weiß ja doch, daß ich es bin, die Regen macht und Sonnenschein? a)

Auf die Vorstellungen der Generalstaaten machte man Einschränkungen zum Vortheil der fremden, in Frankreich niedergelassenen Kaufleute und der Elsasischen Protestanten, deren Vorrechte auf Friedensschlüsse gegründet sind, die es mißlich seyn würde zu verlegen. Der Fanatismus ist zuweilen geneigt mit der Politik abzurechnen. Die Schweden benutzten diese Gelegenheit, um durch ein Manifest die Protestanten in Frankreich einzuladen, daß sie ihre Industrie nach Schweden brächten; und das Ausland fand wiederum seinen Vortheil in der Intoleranz unserer Regierung.

Zwei Monate nach der Deklaration gegen die Protestanten, erschien eine gegen die Bettler, die eben so fruchtlos blieb als alle vorhergegangnen edernachgefolgten. So lange man der Bettelley nicht hinlängliche Hülfsmittel an Arbeit und Arbeitslohn reichen wird, so lange wird es eben so grausam und unmöglich als gefährlich seyn, Proscriptionen gegen die Bettler zu verordnen, deren Anzahl täglich so zunimmt, daß man sie nach mäßigen Berechnungen in der Hauptstadt allein auf acht und zwanzig bis dreißig tausend schätzt b).

P 4

Zu

a) Faire la pluie et le beau temps ist unter und nicht so sehr als sprichwörtlich, bildlicher Ausdruck angenommen, wie im Französischen. Die heilige Genovefa hatte übrigens im Himmel das Departement, Frankreich zur rechten Zeit mit Regen und mit Sonnenschein zu versorgen, und sie macht es im Paradies wenigstens eben so gut als die irdischen Verwalter der übrigen Departements. Ich glaube aber dennoch, daß sie gegenwärtig mit unter die ci-devant's gekommen ist.

b) Ich habe in diesem Augenblick keine Quelle, in welcher ich aufsuchen könnte, um wie vieles diese Anzahl seit der Zeit in welcher

Zu der nämlichen Zeit wo in dem Französischen Ministerium eine Veränderung vorging, ereignete sich eine beträchtlichere in der Spanischen Regierung. Philipp der Fünfte, der seine Krone mit Muth erobert und vertheidigt hatte, war ihres Besizes bald überdrüssig geworden. Er beschloß also sie abzulegen, und übertrug sie durch eine authentische Urkunde seinem Sohn, dem Prinzen von Asturien, welcher unter dem Namen Ludwigs des Ersten den Thron bestieg. Philipp begab sich nach San Isidro, um sich da lediglich mit dem Heil seiner Seele zu beschäftigen; er nahm zugleich seinen Minister Grimaldo mit in das Kloster, und seine Amtsverrichtungen wurden unter seine ersten Unterthanen vertheilt. Diese Erbherrschaften sind in Spanien nicht selten, indem man dort noch im Glauben steht, die erste Bedingung, um eine Stelle zu erhalten, sey, daß man die Fähigkeiten dazu habe. Drei Grimaldo, Patino, und viele andre Minister waren ursprünglich Subalternen gewesen. Außerdem giebt es in Spanien keine feilen Venter.

Ludwig der Erste regierte nur sieben und einen halben Monat, er starb den 31. August an den Blattern, und sein Vater nahm die Krone wieder an. Jedoch gingen sechs Tage vorüber, eh Philipp der Fünfte sich dazu entschloß; er widerstand diese ganze Zeit den Bitten der Königin, seiner Minister und seiner vornehmsten Beamten, und

der Dürst schrieb, geflogen seyn mag. Arbeit und Arbeitslohn haben aber die Bettler in der Revolution gekostet, die Sanssouci spielen eine Rolle in der französischen Geschichte, und die halbarigen Menschen, die sie in Bewegung zu setzen mußten, haben das kostbare und unentbehrliche Geheimniß verloren, es nicht noch zu erlangen, ob die Sache der Freiheit, der Vernunft, der Aufklärung, der Tugend, sich von dem Mühsal, der Mühsal, dem Reichthum, der Leidenschaft, der Infamie, der Obsequenz, oder durch diese zur Güte der Politik, der Dürst, der Obsequenz werden wird. Doch scheint Grund genug in dem Prognostikon vorhanden zu seyn: das die arbeitsamen Kompositionen im Grunde seyn werden zu reinigen, aber nicht zu zerstören.

und alle Stellen der Regierung blieben unterdessen unthätig. Grimaldo trat zugleich mit dem König von neuem in sein Amt; und die Königin, welcher die Krone durch die kurze Trennung noch theurer geworden war, befließ sich den neuen Unannehmlichkeiten vorzubauen, welche ihr Gemahl davon haben konnte, und hatte in diesem Kampf selbst oft die schrecklichsten zu ertragen.

Obgleich die auswärtigen Geschäfte nicht den vornehmsten Gegenstand dieser Memoiren ausmachen, so darf ich Begebenheiten, welche ganz Europa interessirten, wie die pragmatische Sanktion des Kaisers Karl des Sechsten, nicht mit Stillschweigen übergehen. Schon seit dem Jahr 1713 hatte er die Nachfolge zu allen seinen erblichen Staaten in seinem Hause sichern wollen. Er hatte damals keine Kinder, er konnte aber welche bekommen, und ließ in seinem Staatsrath ein Gesetz entwerfen, durch welches seine männlichen Kinder, und in Ermangelung dieser seine Söhne, beide nach der Ordnung der Erstgeburt, seine Güter, Staaten und Fürstenthümer, ganz ohne Trennung noch Theilung, besitzen sollten. Diese untheilbare Erbfolge sollte, in Ermangelung des von ihm entsprossenen Carolinischen Stammes, auf den von seinem Bruder Joseph entsprossenen Josephinischen Stamm, und in Ermangelung beider, auf die Schwestern Seiner Majestät übergehen. Seit diesem Successionsplan hatte Karl einen Sohn gehabt, der im Jahre seiner Geburt gestorben war, und drei Töchter, denen er das Recht zu seiner untheilbaren Erbfolge, nach der Ordnung der Geburt, zusichern wollte. Er fing damit an, sich der Verzichtleistungen seiner beyden Nichten, der Churfürstlichen Prinzessinnen von Sachsen und von Baiern zu versichern, und publicirte sodann das Successionsgesetz unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion. Man wird in der Folge die Begebenheiten sehen, zu welchen dieses Gesetz Anlaß gab.

Die politischen Verabredungen, die Thätigkeit der Kabinette, deren Wirkungen nur eventuell oder entfernt seyn sollen, haben für den größten Theil einer Nation wie die unsrige wenig Interesse. Worauf sie vorzüglich ihre Aufmerksamkeit wandte, das war der Zustand der Finanzen. Es waren noch für zwentausend Millionen königliche Papiere vertheilt, obgleich zuletzt für fünf bis sechs hundert Millionen ungültig erklärt worden waren. Um die liquidirten Papiere aus der Circulation zu ziehen, hatte die Regierung keine andern Mittel gefunden, als immerwährende oder Leibrenten und Renten, welche bald wieder einstellten wurden, zu errichten. Jede Finanzoperation wurde als ein Heilmittel erdacht, und bald für ein neues Uebel erkannt. Man glaubte auch in der Verminderung der Münzen, die man umzuwechseln vermehrt oder vermindert hatte, eine Art von Hülfe zu finden; und man bedachte nicht daß diese Wechsel, so gleichgültig wie sie im auswärtigen Handel sind, im innern Verkehr jedesmal Konvulsionen hervordringen. Man scheint seitdem hiervon zurückgekommen zu seyn. Verbote, das baare Geld aus dem Königreich zu lassen, hatten natürlicher Weise eben so wenig Erfolg.

Wenn sich der Herzog von Bourbon nach seinem Vermögen um die Geschäfte des Staats bekümmerte, so war er auf seine eignen noch ungleich mehr bedacht. So sicher er sich auch in seinem Posten wußte, so fürchtete er doch, daß seine Macht von dem Leben des Königs, der kaum sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, abhängt; und da die Infantin erst in ihrem achten war, so sah er voraus, daß viele Jahre vergehen würden, eh Ludwig Kinder haben konnte. Hatte man nun bis dahin das Unglück ihn zu verlieren, so kam die Krone an den König von Spanien oder in das Haus Orleans, und in beiden Fällen führte die Gewalt des Herzogs von Bourbon auf. Er zitterte.

zitterte daher bey der geringsten Unpäßlichkeit des Königs. Ludwig wurde in einem Fieber, das von miltlichen Symptomen begleitet schien, zweymal zur Ader gelassen. Die Krankheit dauerte nur kurze Zeit; aber so lange sie währete, war der Herzog in der schrecklichsten Unruhe. Er schlief gerade unter den Zimmern des Königs, und glaubte einmal in der Nacht mehr Lärm und Bewegung zu hören als gewöhnlich. Er sprang aus dem Bett, und ging in vollem Schrecken, im Schlafrock hinauf. Der erste Chirurgus, Marechal, welcher im Vorzimmer schlief, verwundete ihn zu einer solchen Stunde erscheinen zu sehen. Er stand auf, ging ihm entgegen, und fragte ihn um die Ursache seiner Verärgerung. Der Herzog, noch ganz außer sich, antwortete bios in einseitigen Tönen: „Ich habe Lärm gehört — der König ist krank — was wird aus mir werden?“ Marechal hatte Mühe ihn zu beruhigen, und beredete ihn endlich sich wieder niederzulegen; aber indem er ihn heraus begleitete, hörte er ihn wie einen Menschen, der allein zu seyn glaubt, zu sich selbst sprechen: „das soll mir nicht wieder bezeugen — kommt er auf, so muß er vermahlt werden.“

Von diesem Augenblick war die Zurücksendung der Infanten beschlossen. Der Herzog ließ nicht mehr Zeit hingehen als nöthig war, um den Spanischen Hof von dem im Frankreich genommenen Entschlus zu benachrichtigen; denn drey Wochen darauf ließ Philipp der Fünfte die Königin Wittve Ludwigs des Ersten, und ihre Schwester, Mademoiselle de Beaujolois, welche dem Infanten Don Carlos, dem jetzigen König von Spanien, bestimmt gewesen war, wieder nach Frankreich zurückgehen. Die Infantin verließ Paris vor ihrer Ankunft, und kehrte wieder nach Madrid.

Der König von Spanien und die Königin besonders empfanden den lebhaftesten Verdruß über die Zurücksendung

ding der Infantin. Der Marschal von Tesse, unser Ausgesandter am Spanischen Hof, hatte es vorausgesehen, und sich nicht getraut, die ersten Ausdrücke der Königin auszuhalten, wenn er ihr eine so widerwärtige Nachricht verkündigte; er reiste daher von Madrid weg, und gab dem Abbe de Livri, den er als Geschäftsträger hinterließ, den unangenehmen Auftrag zu besorgen.

Der Herzog von Bourbon hatte den Entschluß die Infantin zurückzuschicken noch früher gefaßt, als er sich über die Wahl der Prinzessin, der er die Krone zubachte, bestimmt hatte. Er warf sein Augenmerk zuerst auf seine Schwester, Mademoiselle de Bermandois, die gegenwärtig Liebhaberin von Beaumont; les Tours ist. Indem er auf diese Art Schwager des Königs geworden wäre, würde er seine Macht noch fester gegründet haben; und die Marquise von Prié war mit der Heirath sehr zufrieden. Da jedermann wußte, daß der Herzog nichts ohne den Rath oder das Gutheißen der Marquise that, so konnte Mademoiselle de Bermandois nicht zweifeln, daß sie ihr dieses glänzende Glück zu verdanken hätte; und die Marquise glaubte sich dagegen berechtigt, von der Erkenntlichkeit einer Königin, die sie dazu gemacht hätte, alles zu erwarten. Bevor sie sich jedoch ganz bestimmte, wollte sie sich hierüber der Gesinnungen der Prinzessin versichern, und die vorläufigen Bedingungen mit ihr abreden. Die erste darunter war, daß Mademoiselle de Bermandois gegen ihre Mutter bloß die Rücksichten des Anstandes beobachten, und ihr nicht das mindeste Gewicht einräumen sollte. Die Marquise, welche ihre eigne Mutter nicht leiden konnte, war eben so verwundert als unzufrieden ganz verschiedene Gesinnungen an der Prinzessin zu finden; und gewohnt, wie sie es war, ihren Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, beleidigte es sie, daß seine Schwester nicht eben so unterwürfig gegen sie war. Mehr war für sie nicht nöthig, um ihrem Plan fahren zu lassen, und eine

eine gefälligere Prinzessin zu suchen. Es fiel ihr nicht schwer den Herzog zu überreden, daß die Verschöwägerung mit dem König, weit entfernt ihn sicherer zu stellen, ihn vielmehr in die Abhängigkeit seiner Schwester und seiner Mutter setzen würde. Es kam nun auf nichts mehr an, als eine schickliche Partie für den König zu finden, was bei dem ungleichen Alter der meisten Europäischen Prinzessinnen, von denen die einen zu jung und die andern zu alt waren, nicht ganz leichte wurde.

Auf die erste Nachricht von der Zurückkunft der Infantin, meldete es der Prinz Mourakin, Russischer Ambassadeur in Frankreich, der Zarin, die ihrem Gemahl Peter dem Ersten nachgefolgt war, und welche so gleich, nach getroffener Verabredung mit Cambray, unserm Ambassadeur in Rußland, die Prinzessin Elisabeth ihre zweite Tochter, welche in gleichem Alter mit Ludwig dem Funfzehnten war und nachher regiert hat, für den König vorschlug; sie bot zugleich dem Herzog von Bourbon an, ihn nach dem Tode Augusts zum König von Polen zu machen. Der Herzog, welcher bei Lebzeiten des Zars, mit Rücksicht auf die Polnische Krone, um die Prinzessin Elisabeth geworben hatte, antwortete der Zarin, er glaube sich ihrer Verwendung noch gewisser, wenn er ihre Schwiegersohn würde, als wenn er die Prinzessin Elisabeth zur Königin von Frankreich machte.

Man erschöpfte sich eine Zeitlang in Muthmaßungen über die Wahl, die man treffen würde. Niemand dachte an die Prinzessin Leszinska, Tochter des ehemaligen Königs von Polen Stanislaus, welcher damals als ein geachteter Flüchtling umher irrte. Aber eben dies war es, was die Marquise, und folglich den Herzog bestimmte. Sie konnten an der Erkennlichkeit einer Prinzessin nicht zweifeln, die sie aus der unglücklichsten Lage rissen, um sie auf den ersten Thron von Europa zu setzen. Stanislaus war, nachdem er sich mit seiner Frau
und

und seiner Tochter vor den Verfolgungen des Königs August gerettet hatte, geachtet worden, und ein Dekret des Polnischen Reichstags hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Er hatte sich erst nach Schweden, dann nach der Türkei, und nachher nach Zempelbrücken geflüchtet. So lange Karl der Zwölfte lebte, sorgte er ohngeachtet seiner eignen Unfälle für den Unterhalt des vertriebenen Königs von Polen. Aber nach Karls Tod fand sich Stanislaus immer verfolgt, aller Stütze beraubt, ohne Verborgenen und ohne Sicherheit seines Lebens; er stellte seine unglückliche Lage dem Regenten vor, welcher, von Mitleiden gerührt, ihm einen heimlichen Zufluchtsort in einem Dorfe bei Landau gewährte, und ihn dort mit dem nöthigen Geld unterstützte. Sein Aufenthalt wurde bald entdeckt, und er erfuhr, daß seine Feinde Maasregeln nähmen, um ihn aufzuheben zu lassen. Er flüchtete sich sogleich zum Kommandanten von Landau, und erhielt vom Regenten die Erlaubniß, seine Sicherheit da zu suchen, bis man Einrichtungen getroffen hätte, um ihn zu Weisenburg in einer alten Kommanderie, an welcher die halbe Mauer verfallen war und nicht wieder aufgebaut wurde, einzusperren.

Hier war es, wo er durch einen Brief des Herzogs von Bourbon das unverhoffte Glück erfuhr, das ihm besagnete. Er eilte in das Zimmer wo seine Frau und seine Tochter waren, und sagte gleich beim Eintritt: „Werft Euch mit mir auf die Knie, und danket Gott! — „Ach mein Vater“ rief die Tochter aus, „Sie sind wieder zum Polnischen Thron berufen? — „O meine Tochter,“ antwortete Stanislaus, „der Himmel ist uns noch viel günstiger. Du bist Königin von Frankreich!“

Kaum konnten sie sich überzeugen daß es kein Traum wäre. Es ist unmöglich das Entzücken der Mutter und die Empfindung der Tochter zu schildern, die sich vorher glücklich geschätzt haben würde, einen von denen zu heirathen,

rathen,

rathen, welche nunmehr zu ihren vornehmsten Hofbedienungen gehören sollten. Sie sah ein lebendiges Bespiel das von an der Herzogin von Bouillon, Enkelin des Königs Sobieski, welcher auf dem Thron gestanden war; sie selbst war kürzlich abgewiesen worden. Als die Prinzessin von Baden den Herzog von Orleans heirathete, schlug Stanislaus seine Tochter für den Bruder dieser Prinzessin vor, und sein Anerbieten wurde verworfen. Die Mutter der Herzogin von Orleans zog nachher in Erwägung, daß ihre Tochter jetzt die Unterthanin eben der Prinzessin wurde, welche sie nicht zur Schwiegertochter hatte annehmen wollen, und schrieb einen Brief, worin sie sich in unterwürfigen Komplimenten verlor, um die Gnade und das Wohlwollen der Königin für ihre Tochter anzurufen. Da alles so weit in Ordnung war, begab sich Stanislaus mit seiner Familie nach Straßburg, wo das fernliche Ansehen durch Ambassadeurs mit nichter wurde vergewissern werden konnte, als in dem verfallenen Schicksal zu Weissemburg.

Der Herzog von Antin und der Marschall von Beauvau erhielten diesen Auftrag, und mit ihnen sandte man zugleich die Hofhaltung der künftigen Königin ihr entgegen. Der Herzog von Antin, obgleich ein Mann von Berstand und der feinste Hofmann, sagte ziemlich ungeschickt in seiner Rede: Der Herzog von Bourbon hätte zwar eine seiner Schwestern vorgehen können, es wäre ihm aber hauptsächlich nur um die Tugend zu thun gewesen. Worauf Mademoiselle de Clermont, eine dieser Schwestern, welche zur Oberhofmeisterin der Königin ernannt, und bei diesem Kompliment gegenwärtig war, sagte: „Antin liebt uns, meine Schwestern und mich, also wohl für Huren an.“ Auf die Vorwürfe, mit welchen man gegen die Königin von der Gestalt und den Reizen ihres Gemahls sprach, antwortete sie: „Ich das verdoppelt nur meine Tugend!“ Der Herzog

von Orléans, mit der Vollmacht des Königs versehen, heirathete sie in der Straßburger Domkirche, wo der Cardinal Nohan ihnen den ehelichen Segen gab. Wen zehn Tage darauf kam die Königin in Fontainebleau an, wo der nämliche Prälat am 4. September die Hochzeit Ihrer Majestäten feierte. Diese Ceremonie änderte übrigens nichts an der Regierung. Die Königin bestieg den Thron, und die Marquise von Prié fuhr fort zu herrschen. Alles hing von ihr ab, öffentliche sowohl als Privats Angelegenheiten. Der Herzog besitz sich nicht allein, allen ihren Launen oder Gelüsten zuweilen zu kommen, er mußte auch ihrer Wuth dienlich seyn. Wir haben gesehen, daß Le Blanc auf die Bastille gesetzt, und daß die Kammer des Arsenal's bevollmächtigt worden war, seine Sache zu untersuchen. Der Graf und der Ritter von Belle Isle, und Moreau de Sehelles, welcher nachher Finanzminister gewesen ist, fanden sich in der nämlichen Sache verwickelt, und wurden zu Anfang dieses Ministeriums arrestirt. Ob sie in Ansehung des Staats unschuldig waren oder nicht, das war keinesweges hier die Frage. Ihr unergreifliches Verbrechen in den Augen der Marquise war ihr freundschaftliches Verhältniß mit ihrer Mutter. Sie wünschte durch eine Kommission über sie erkennen zu lassen, weil der regierende Minister immer sicher ist das Urtheil anzugeben. Aber der Marschal Herzog de la Feuillade, welcher sich mit seinem Einfluß im Parlament kränken wollte, überredete den Herzog von Bourbon, die Sache diesem Tribunal zu übergeben, und stand ihm dafür, daß die Beklagten nicht durchkommen würden, dahingegen, wie er sagte, die Gemeinen in Kriminalfachen dem Volk immer so verhaßt sind, daß selbst ein Schuldiger, den sie verurtheilen, für ein Schlachtopfer der Leidenschaft angesehen wird. Der Prinz ließ sich zureden, und die Sache wurde dem Parlament überlassen. La Feuillade setzte sich sogleich in Be-
reits

treuehaft sein Wort zu erfüllen, und machte sich beynahe zur Partey der Beklagten; da er aber die Magistratspersonen nicht in der nämlichen Stimmung, wie er als Solicitant und als heimlicher Gegner aufzutreten, fand, so erhob er sich ungesäumt zum Richter. Er nahm also, sobald die Sache in Gang kam, im Parlament seinen Sitz als Pair ein, und zog noch zwei andere mit sich, die so gut wie er der Marquise damit ihren Hof machen wollten. Aber der öffentliche Unwille war darüber so laut, daß der Herzog von Bourbon schloß, ein Theil davon möchte auf ihn zurückfallen, und ihnen schon bei der zweiten Sitzung verbot, sich wieder im Parlament zu zeigen. Das Urtheil welches erfolgte, war für Le Blanc so günstig, und der Fesall so allgemein, daß es für eine Art von Erlaubniß gelten konnte. Der Herzog von Bourbon und die Marquise waren außer sich, aber sie mußten ihre Wuth zurückhalten. Es giebt Zälle, wo die Stimme des Volks die Despoten im Zaum hält.

Durch Mangel an Oekonomie nahmen die Bedürfnisse der Regierung immer zu, und der Herzog ließ ein Edikt ergehen, welches alle Güter des Königreichs der Abgabe des funfzigsten in natura auf zwölf Jahre unterwarf: ein Ziel das weit genug hinausgesetzt ist, um in Frankreich erst die Dauer einer Auflage zu verläudigen. Da sie so gut wie der Zehnte, ohne Rücksicht auf die Kosten des Baues und andre, erhoben werden sollte, so war das Gesetz allgemein. Alle Parlamente machten Remonstranzen, welche den Minister zwangen, ein lit de justice zur Einregistrierung vom König halten zu lassen. Es war das erste dieser Art unter der gegenwärtigen Regierung und hatte den nämlichen Erfolg, wie so viele andre von der nämlichen Art, zu welchen die Minister gezwungen worden sind. Sie hören nicht auf zu schreien, daß die königliche Macht nicht auf Spiel gesetzt werden

II Theil. D darf,

darf, und sie hören nicht auf sie auf's Spiel zu setzen; man wird oft Pespiele davon sehen.

Zu der schlechten Staatsverwaltung gesellten sich wirklich Unfälle, die eine Regierung ohne Grundsätze noch verschlimmerte. Das Korn und der Wein wurden durch Regen 1) verhindert zu reifen.

Der Zustand der Felder ließ eine Hungerernoth besorgen; diese Furcht selbst brachte sie beynahe hervor, und veranlaßte wenigstens eine solche Theurung, daß in Paris das Brod bis 9 Sol's das Pfund stieg, und verhältnismäßig in den Provinzen. Die Monopolisten suchten die Besorgniß zu vermehren, um ihre Räubereien zu treiben. Magistratpersonen, denen es an Einsichten fehlte, und die es kugelte als Väter des Volks zu erscheinen, bespärkten das Monopolium durch den Widerstand, den sie demselben entgegensetzten. Die Nachsuchungen in den Kornböden bewegten diejenigen, die sich davor sichern konnten, ihren Vorrath noch sorgfamer zu verwahren, in der Hoffnung, die Preise noch mehr steigen zu machen. Leute von Nasehen, welche weniger unschuldig waren als die Magistratpersonen, sprachen mit Uebertreibung von Besorgnissen die sie nicht hatten, und errichteten, unter dem Vorwand dem Volke zu dienen, Magazine die ihnen unausgesehene Summen eintrugen. Die Marquise von Prié, und die Paris, ihre Rathgeber, wurden dessen laut besüchtigt. Vielleicht war der Vorwurf angegründet; aber wenn das Volk leidet, hält es sich immer an diejenigen, die an der Spitze der Regierung stehen; und sie würden es vermieden haben, wenn sie sich begnügt hätten, eine

um

1) Das Wasser, das in diesem Jahre fiel, betrug zwar nicht mehr als in andern Jahren, es war sogar kleiner als in manchen, indem es nur 17 bis 18 Zoll gewesen ist, dagegen 1750 bis 1757 es Jahr aus Jahr ein auf 20 Zoll gelanden hat. Aber im Jahr 1725 fieng der feine und anhaltende Regen im April an, und endigte erst im Oktober.

uneingeschränkte und fortwährende Freiheit in dem Kornhandel einzuführen. Ohne Zweifel wird man dahin gelangen, wenn die Nation Einsichten genug haben wird, um sich von eigennützigen Leuten nicht mehr hintergehen zu lassen.

Die Theuerung war nicht von langer Dauer, die Aërnte fand Statt und war so gar reichlich; und da das Korn zu sehr mit Wasser getränkt war, um es aufheben zu können, so fiel das Getraide bald zum niedrigsten Preis herunter.

Zur Geschichte dieser Plage gehört noch ein Faktum, das an sich unrichtig ist, das aber, nach meinem vornehmsten Zweck die Menschenkenntniß zu erweitern, zum Beweis dient, wie sehr die Minister, und die unwissendsten am allermeisten, sich scheuen in den Verdacht zu kommen, als ob sie aufgeklärt zu werden brauchten.

Es hatte in Paris des Brodes wegen so heftige Bewegungen gegeben, daß sogar Blut dabei vergossen worden war, und daß die Regierung sich gezwungen sah, drei von den schuldigsten oder von den ungünstlichsten Hinrichten zu lassen. Aber diese Strenge stellte die Ruhe in den Gemüthern nicht wieder her, weil sie dem Elend nicht abhalf, und der Hunger unumschränkter gebietet als die Könige. Jannet, der jetzige General-Intendant von den Posten, war damals schon mit den Ministern in Verbindung, und sah den Herzog von Bourbon auf einem ziemlich vertraulichen Fuß. Er brachte durch einige Stadtwierth, Commissarien in Erfahrung, daß sie für den folgenden Tag, welches ein Markttag war, einen heftigen Aufruhr besorgten, und selbst von dem Pöbel zerissen zu werden fürchteten. Er gab hierüber dem Herzog von Bourbon ungesäumt Nachricht. Der Prinz gerieth in den größten Schrecken, verbarg es nicht, und stellte sogleich Befehle aus, damit Korn und Mehl um jeden Preis herbeigeschaft würde. Diesen Markttag und

die folgenden gab es Ueberfluß; da dies Getraide etwas unter dem Ankauf abgelassen wurde, so fiel durch die Konkurrenz der laufende Preis. Die Monopolisten zitterten, ihrem System gemäß oder aus Furcht, vor dem Ueberfluß, und öffneten ihre Vorräthe, so daß von Tag zu Tag das Gleichgewicht wieder aufkam.

Da der Herzog nun vollkommen beruhigt war, schämte er sich furchtsam gewesen zu seyn, und noch mehr daß er es hatte merken lassen. Seine Vertrauten wußten ihre vorherigen schlechten Operationen bemänteln und sich für den Gewinn, der ihnen entgangen war, entschädigen; sie machten ihm das übertriebene Bild von der geringen und durch die Umstände nothwendigen Einbuße, die man beim Ankauf des Getraides erlitten hatte. In seinem Zorn gegen Jannel, den er zum Zeugen seiner Veränsligung gehabt hatte, ließ der Herzog eine lettre de cachet ausfertigen, um ihn, als die Veranlassung eines panischen Schreckens, auf die Bastille zu setzen. Der Bischof von Frejus bekam davon Nachricht, fühlte die Ungerechtigkeit, stellte sie vor, ließ den Befehl zurücknehmen, und gab Jannel die Warnung in Zukunft lieber weniger nützlich, und vorsichtiger zu seyn. Ich habe alle diese Umstände von Jannel selbst.

Ob wir gleich zu der Zeit, von welcher die Rede ist, mit Rußland wenig politische Verührungspunkte hatten, so machte doch der Tod des Zar Peter I in Europa ein zu wichtiges Ereigniß, um hier nicht davon Erwähnung zu thun.

Ich habe bey Gelegenheit seiner Reise nach Frankreich einige Züge seines Charakters gegeben; aber über einen so außerordentlichen Mann, dem man den Zunamen des Großen gegeben, und der ihn in vielen Rücksichten verdient hat, muß ich noch einige bestimmtere Nachrichten anführen. Es ist um so mehr der Mühe werth sich dabey aufzuhalten,

als

als die zwei vornehmsten Geschichtschreiber 1) dieses Monarchen, aus eigennützigen Rücksichten, viele wichtige oder merkwürdige Umstände verfälscht oder weggelassen haben. Ich werde sogar hier einen Vor sprung machen, um ein zusammengedrängtes Gemälde von den Staatsveränderungen zu geben, die sich bis an den gegenwärtigen Augenblick in Rußland ereignet haben.

Man weiß daß Michael Romanow, Großvater Peters des Ersten, im Jahr 1613 den Thron bestieg, und der erste Zar seines Stammes war. Er war der Sohn eines Erzbischofs von Moskow, und durch die Weiber mit den alten Zaren verwandt; aber die Krone verdankte er bloß der Versammlung der Bojaren, die ihm dieselbe durch Wahl übertrugen. Er machte seinen Vater zum Patriarchen von Rußland, und vertraute ihm die ganze Gewalt an. Er hatte 1645 seinen Sohn Alexis zum Nachfolger. Dieser hatte von seiner ersten Gemahlin,

D 3

Maria

1) Der Deutsche Verfasser der *Mémoires*, die unter dem Namen Iwan Nestchurawow herauskamen, der Baron von Hausen, war vom Rußischen Hof besoldet, und schrieb nach den Eingebungen des Herzogs von Holstein.

Voltaire hatte von der Zarin Elisabeth den Auftrag, die Geschichte Peters des Großen zu schreiben, und empfing für 40000 Livres goldne Münzen, die ihm Iwan Schumalof schickte, und von dem Ritter d'Éou gebracht wurden, der sie in Straßburg den Banquiers Hermann und Dietrich übergab. Seitdem bekam der Graf Vousktsin auch noch 4000 Dukaten für Voltaire, er verthet sie aber, machte noch Schulden dazu, und wurde auf das Fort l'Évêque gesetzt. Ich weiß nicht, wie und wann er wieder herabgenommen ist.

Voltaire hat so gut gefühlt was man ihm über seine Beschlüssen vorwerfen würde, daß er sich in seiner Vorrede sehr gegen die Schriftsteller ereifert, welche die Schwachheiten des kaiserlichen verräthen. Ich wüßte doch nicht, wie man einen richtigen Begriff von ihnen haben könnte 2).

2) Ich werde im Anfang Belegstellen finden, wo Voltaire's Korrekten als schlechter Geschichtschreiber einige Bemerkungen zu sammeln, deren Zusammenstellung und Verlesung mit den annehmbar so sehr aufbelebten Standarten der französischen Geschichte, nur nicht ganz unpassend scheint. Ichken aber da hier durch bestochene Köpfe auf die Gefahr stößt, so möchte ich wenigstens, daß wir Deutsche schon der Mühe werth wären, und durch Voraussetzungen hindern bestrafen zu lassen, wozu denn doch nicht aller Verstand ist. Es wäre zu demüthigend für uns, dem Konflikt zwischen Voltaire's *Siècle de Louis XIV* und der Wiener Zeitlichkeit weiter nachzugehen!

Maria Milaslawski, vier Söhne, Simon und Alexis, die jung gestorben, Feodor und Iwan, welche regierten, und vier Töchter, Theodosia, Maria, Sophia, welche Mitregentin wurde, und Katharina. Von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Narischkin, hatte er Peter, den Zaren von welchem ich sprechen werde, und die Prinzessin Natalia.

Nach Alexis Tod 1676 folgte ihm Feodor, sein ältester Sohn, nach, und starb den 27. August 1682, ohne von seinen beiden Gemahlinnen, Euphemia Brogeska, einer Polin, (gestorben 1681) und Martha Maschowna Apraxin, (gestorben 1716), Kinder zu hinterlassen.

Feodor hatte seinen jüngsten Bruder Peter, der erst zehn Jahr alt war, in welchem er aber schon den Mann ahndete, zu seinem Nachfolger ernannt, und den älteren, Johann, welcher dreizehn Jahre alt, aber an Leib und an Seele gleich schwach war, übergangen. Die Prinzessin Sophia fürchtete jedoch, daß die beiden Narischkins, Brüder der jungen verwitweten Zarin, und Peters Oheim, unter dem Namen ihres Neffen die Regierung an sich reißen möchten; und da sie selbst unter Johans Namen zu herrschen strebte, wiegelte sie die Strelizen 1) zu einer Empörung auf, ließ die beiden Narischkins und die vornehmsten Großen, die ihr verdächtig waren, ermorden, den ältesten Bruder Johann dem jüngeren zugesellen, und sich endlich selbst zur Mitregentin ernennen, in welcher Eigenschaft sie einige Jahre lang die Alleinherrschaft besaß. Sie suchte dabei mehr die Unruhe der Unsicherheit als Gewissensangst. Peter verkündigte in seinem siebzehnten Jahre alles, was er zu werden bestimmt war, und Johans schwächliche Umstände bedrohten ihn mit einem nahen Tod. Er war seit 1684 mit Paraschowa Solitof vermählt, hatte aber nur drei Töchter, Katharina, Anna und Paraschowa.

Eos

1) Die Strelizen waren in Rußland, was die Prätorianische Guardie unter den Römischen Kaisern war und was die Janissaren im Osmanischen Reich sind: Truppen, die immer bereit sind der Wut ihrer Fürsten zu folgen, oder sie vom Thron zu stürzen.

Sophia sah die Frucht ihrer Verbrechen verloren gehen, wenn sie ihre Zahl nicht noch um eines vermehrte, und sie beschloß Peters umzubringen, welcher noch nicht verheirathet war. Man hat behauptet, daß sie zuerü Gift gebraucht hätte, daß aber schnelle Bequemittel, mit dem starken Temperament des jungen Fürsten verbunden, die Todesgefahr abgewehrt hätten, und daß die convulsivischen Bewegungen, die oft an seinen Gesichtsmuskeln sichtbar waren, Folgen der heftigen Wirkung dieses Gifts gewesen wären. Welchen Grund diese Behauptung auch haben mag, so war es wenigstens nicht Sophiens Charakter, der sie zerstören konnte; denn sie trachtete nachher diesen Bruder durch die Strelizen ermorden zu lassen, und er war geneigt sich in das Schloß der Dreineinigkeit zu flüchten. Die Bojaren, ihre Vasallen oder Sklaven, die Deutschen welche in Rußland lebten, eilten ihm zu Hülfe, zogen durch ihr Beispiel die Strelizen von Sophiens Partei ab, und brachten den jungen Fürsten nach Moskau zurück, wo man die Mitschuldigen der Prinzessin hingerichten ließ; sie wurde in ein Kloster gesperrt.

Von diesem Augenblick hing Peters Regierung an, denn Iwan hatte bis zu seinem Tod (am 19. Januar 1696) kein andres Vorrecht der Herrschaft als das, den Titel als Zar zu theilen. Damals beschloß Peter, verschiedene Länder zu bereisen, und bey fremden Nationen die Kenntnisse zu holen, die er zu Hause nicht finden konnte. Er hatte vor seiner Abreise alle Maaregeln genommen oder zu nehmen geglaubt, um während seiner Abwesenheit die Ruhe seines Reichs zu sichern. Aber die Geistlichkeit erschrock vor der zunehmenden Aufklärung dieses Fürsten und vor dem ersten Anbruch eines neuen Tageslichtes; ihre Furcht, den Aberglauben zerstört zu sehen, mochte vielleicht, so wie sie anderwärts aus Eignung entspringt, hier sogar in aufrichtiger Dummheit ihren Grund haben;

kurz sie theilte sie dem Volk mit. Alle Bojaren, die an den herkömmlichen Gebräuchen hingen, machten mit den Priestern gemeine Sache. Bei einem knechtischen, aber gläubigen und wilden Volk ist eine Revolution das Werk des Augenblicks. Aber es bedarf auch nur eines Augenblicks zu einer entgegengesetzten Revolution. Rußland hat während dieses Jahrhunderts in wenigen Jahren mehrere Beispiele davon geliefert. Die Rebellen waren im Begriff, Sophien wieder auf den Thron zu setzen, und sie nahmen sich vor, dem Zaren den Eingang seiner Staaten zu verschließen. Aber auf das erste Gerücht von dem Aufstande reiste Peter von Wien ab, und zeigte sich bald in Moskau. Noch vor seiner Ankunft hatten die fremden Truppen, die er hier zurückgelassen, den Strelizen, welche um Sophiens willen von den Götzen des Reichs herbeskamen, die Spitze geboten. Die Gegenwart des Zaren unterwarf vollends alles. Er gebot sogleich die schrecklichsten Hinrichtungen, und da er nicht hoffen konnte, den Geist des Aufstandes in den Strelizen zu erstickern, beschloß er sie zu vernichten. Er ließ sie durch die fremden Truppen, und durch die übrigen, die ihm treu geblieben waren, umzingeln und entwaschen. In einem Tage wurden zwanzigtausend gehängt, und gegen fünftausend enthauptet. Der Zar eröffnete selbst das Hochgericht, indem er ein Dutzend und gegen hundert Köpfe abhieb; zugleich befahl er seinen Hofsleuten, seinem Tesorier zu folgen, und den Kopf überließ er gemeinern Heutern. Alle diese Köpfe wurden um die Mauern von Moskau auf eisernen Pfälen gepflanzt, ein großer Theil den Fenstern des Gefängnisses der Prinzessin Sophia gegenüber, wo sie an sechs Jahre, bis zu ihrem Tode, 1704, zur Schau ausgestellt blieben.

Die Strelizen waren aber nur die Werkzeuge des Aufstandes gewesen, und der Zar wollte nun diejenigen unterjochen, welche die Seele desselben gewesen waren. In den

den Provinzen wurden an der Stelle der Wojarenregierung Stadtgerechtigkeiten eingeführt. Ein noch wichtiger Gegenstand war die Macht der Geistlichkeit. Die Patriarchen von Rußland waren in den öffentlichen Angelegenheiten oftmals neben den Zaren aufgetreten, und obgleich diese Art von Gleichstellung nichts weiter als eine Ehrfurchtsbezeugung gegen die Religion war, so vergaß doch Peter nicht, daß seine Familie ihre Erhöhung zum Theil der Geistlichkeit verdankte hatte. Er wollte nicht, daß ein anderes Geschlecht den Priestern, deren Gewalt über ein abergläubisches Volk er wohl kannte, die nämliche Verbindlichkeit haben dürfte. Er schaffte also das Patriarchat ab, bestimmte die Einkünfte desselben zu den Bedürfnissen des Staats, und hauptsächlich zu der Löhnung der Truppen, deren Vortheil sich auf diese Weise mit dem Erfolg seiner politischen Operation in Verbindung fand. Er schränkte die Klostergebäude auf fünfzig Jahre ein. Diese Verordnung, welche andern Fürsten hätte zum Muster dienen können, setzte der Anzahl der Mönche solche Grenzen, daß sie dadurch fast so gut wie zerstreut wurden. Die Geistlichkeit brachte er endlich auf ihre bloßen Amtesverrichtungen herunter, und forderte überdem von derselben einen neuen Eid, dessen Formel ihm die geistliche Suprematie zuerkannte. Der Zar fühlte die Größe seiner Unterehnung und das Verdienst sie durchgesetzt zu haben so gut, daß er einmal als er eine Parallele zwischen Ludwig dem Vierzehnten und ihm, von Steele, gelesen hatte, zwar dadurch geschmeichelt schien, aber hinzusetzte: ich habe indessen meine Geistlichkeit unterjocht, und er gehorcht der seinigen.

Peter hatte sich 1689 zum zweytenmal mit Eudoxia Theodora Lapoukin, von dem ersten Adel des Herzogthums Nowogorod, vermählt. Die Heirath war nach dem alten Gebrauch gemacht worden. Alle jungen und schönen Mädchen, adelichen Geschlechts, aus allen Theilen des

Reich, wurden durch einen allgemeinen Ausruf benachrichtigt, daß der Zar unter ihnen eine Gemahlin wählen wollte, und kamen zu diesem Wettkampf herbei. Der Zar ließ sie in dem größten Saal seines Palastes versammeln, und nachdem er sie alle in Augenschein genommen, entschied er sich für Eudoria. Eine solche Wahl konnte allein auf die Schönheit fallen. Unter dieser Menge von Nebenbuhlerinnen äußerte sich von so vielen verschiedenen Charakteren nichts weiter, als der Wunsch zu gefallen, oder der ehrgeizige Trieb die Vorgezogene zu seyn. Eudoria besaß die Eigenschaften nicht, welche Petern an sie fesseln konnten. Ihr Gemahl hatte das brausende Temperament, welches einen Liebhaber nicht treu seyn läßt, selbst wenn er beständig bleibt; sie hingegen, stolz und eifersüchtig, wollte ungetheilt über das Herz ihres Gemahls, und mit ihm über das Reich herrschen. Sie vergaß daß dieser Gemahl ein Despot war, jüggelos in seinen Begierden, uns fähig den geringsten Zwang zu erdulden, und durch den Genuß schon erkaltet. In weniger als zwei Jahren hatte er zwei Eöhne von ihr; der älteste, Alexander, starb früh, der zweite war der unglückliche Alexis.

Der Charakter der Zarin wurde Petern mit jedem Tage lästiger, und sie wurde bald ein Gegenstand seines Abscheus. Er verliebte sich sterblich in Anna Roufen, eine geberne Moskauerin, deren Aeltern in der Vorstadt der Deutschen Straboda lebten. Dieses junge, schöne und geistreiche Mädchen stößte ihm eine Leidenschaft ein, die desto heftiger wurde, je größer die Entfernung und selbst der Widerwillen war, mit welchem Anna ihm begegnete. Die Zarin, außer sich vor Wuth, überhäufte ihn mit Borswürfen, und nahm zu tausend Ränken ihre Zuflucht, um ihre Nebenbuhlerin zu stürzen, welche weit entfernt ihre Feindschaft zu erwidern, sich bemühte einen verhassten Liebhaber von sich zu weisen, und deswegen ihn mit Eudoria zu versöhnen suchte. Der Abscheu der jungen Deuts

(S. 11)

schen gegen den Zaren hatte seinen Grund in ihrer Liebe für Kaiserling, den Preussischen Gesandten.

Der Zar, durch Eudoriens bittre Vorwürfe und durch Annens Kalkül gleich aufgebracht, beschloß sich an der ersten zu rächen, indem er sie verließ, und hofte also denn die andre durch Ehrgeiz zu verführen, wenn er ihre Hand und seine Krone anböte. Er befragte die Russischen Theologen über die Mittel die zu finden wären, um seine Ehe für ungültig zu erklären; ihre Antwort war seinen Wünschen nicht günstig, er hatte damals seine Geistlichkeit noch nicht unterworfen. Der Geiser Le Fort, sein Günstling, sein Minister, kurz alles was ein Mann mit einem festen und umfassenden Geist, mit einem entschiednen und fruchtbaren Verstand bey einem Fürsten, wie Peter seyn konnte, warf sich zum Kasuisten über diese Gewissensfrage auf, und beredete den Zaren, daß er allein hierin zu richten hätte. Le Fort fand seinen eignen Vortheil dabei; denn Eudoria, statt ihn zu schonen, suchte ihn beständig zu durchkreuzen. Eine ehrgeizige Fürstin, die des Einflusses beraubt ist, nach welchem sie strebt, und gegen den Herrn selbst ihren Verdruss nicht laut werden lassen darf, ist natürlicherweise die Feindin der Minister, die sie nicht in ihr Interesse ziehen kann.

Der Zar sprach das Urtheil der Verfluchung selbst aus, und um Eudorien alle Hoffnung zur Rückkehr abzuschneiden, ließ er sie in einem Kloster einsperren, und zwang sie das Gelübde abzulegen 1). Dieser Fürst war zu mächtig, um Verstellung zu brauchen, und es scheint, daß er wirklich die Absicht hatte seine Geliebte auf den Thron

zu

1) Moleire sagt, daß sie in ein Kloster von Suzdal, im Jahr 1696 kam. Ich finde in sehr genauen Memoiren das Jahr 1693 angesetzt, und ein Kloster in Koslow, das für adeliche Mädchen gestiftet war. Die Intriguen welche Eudoria in der Folge, durch die Vermittelung des Erzbischofs von Koslow, mit dessen Bruder, Glebow, spielte, scheinen meine Meinung zu bewähren. Niebriens ist das ziemlich gleichgültig, und ich schreibe diese Note bloß der historischen Genauigkeit wegen.

zu lesen, wenn sie selbst den Bausch gehabt hätte; denn von Eifen der Sinne hatte er schon alle Befriedigung. Anna Roufen war als Sklavin in das Bett dieses furchtbaren und unumschränkten Liebhabers gestiegen, aber sie konnte sich nicht enthalten ihren Abscheu blicken zu lassen, das Geständniß entfuhr ihr zuweilen wider ihren Willen. Wenn sie den eigentlichen Grund verbarg, so geschah es bloß um Kaiserling der Wuth eines eifersüchtigen, stolzen und despotischen Fürsten nicht bloßzustellen, dessen Nachsucht den Titel, mit welchem sein Nebenbuhler bekleidet war, nicht gespart haben würde. Ananens beständige Weigerung die Hand des Zaren anzunehmen, war allein hinreichend einen Fürsten von dieser Gemüthsart in dem Vorsatz sie ihr zu geben, zu bestärken. Aber nach den gewaltigsten Ausdrücken von Liebe und von Wuth, nach unzähligen Kämpfen zwischen der Leidenschaft und dem Verdruss, fand sich der Zar völlig zurückgezogen, und suchte endlich seine Heilung in den Ausschweifungen, zu welchen sein Temperament ihm schon vielen Hang gab. Er hatte seitdem keine bestimmte Leidenschaft mehr; denn was er in der Folge für Katharinen that, war weniger die Folge der Liebe, als der Dankbarkeit gegen dieses ausserordentliche Weib.

Sobald Anna Roufen von ihrer glänzenden Sinechschafft erlöst und in Freiheit war, über ihre Hand zu schalten, eilte sie sich mit ihrem wahren Liebhaber zu verbinden.

Peter hatte noch vor seinen ersten Reisen, die er 1697 nach dem Tode seines Bruders anfang, Eudoxien geheirathet und sie auch wieder verstoßen. Er unterbrach diese Reisen, um die Empörung der Streligen zu züchtigen, und fing sie erst 1716 wieder an. In der Zwischenzeit fielen hauptsächlich seine Kriege vor, deren Geschichte zu bekannt ist, um sie hier zu wiederholen. Was die zweyte Heirath des Zaren, und insbesondre den Anfang vom Schicksal der Zarin Katharina betrifft, ist wenig

weniger bekannt. Bisher sind in allen gedruckten Werken, ohne Ausnahme, die merkwürdigsten Umstände ausgelassen, verfälscht oder bemäntelt worden. Ich werde diese Lücken nach sehr sichern Urkunden ergänzen.

Katharina von Alfendiel ward 1686 geboren, in dem Dorf Ringen vom Distrikt Dorpt in Liefland, bey katholischen Polnischen Bauern. Man hat behauptet, daß sie die uneheliche Tochter eines Edelmanns, Namens Rosen war, welcher als Besitzer dieses Dorfes die Mutter und das Kind ernährte. Andre, wie Hübner, geben ihr einen andern Edelmann, Alfendiel oder Alfendiel, einen Nachbar und Freund von Rosen, zum Vater. Der Mann der Bäuerin war so wenig bekannt, und diese Genealogie damals noch so unwichtig, daß das Kind im Kirchentuch als Findling eingetragen wurde. Uebrigens ist in Vergleichung mit der Höhe, die sie erreichte, an dem größeren oder kleineren Grad der Niedrigkeit ihres Ursprungs wenig gelegen; sie hatte dem Glück und ihrem persönlichen Verdienst alles zu verdanken. Schon im dritten Jahr verlor sie ihre Mutter und Rosen, und der Bisarius von Ringen, ihr Pathe, nahm die kleine Waise aus Mitleid zu sich. Sie war dreizehn Jahr alt, als der Superintendent von Riga, Gluk, sie auf seiner Kirchenvisitation beim Bisarius fand, der ihn bat, da er selbst arm wäre, die Sorge für die Waise zu übernehmen. Gluk nahm sie mit, und übergab sie seiner Frau, die sie als eine Art von Magd brauchte. Wie sie heranwuchs, entwickelten sich ihre Tugenden und ihre Gestalt, ihre Schönheit fing an bemerkt zu werden, und Gluk sah, daß sie auf das Herz seines Sohnes etwas zu viel Eindruck machte. Um den Folgen vorzubauen, verheirathete er sie an einen Schwedischen Trabanten von der Wache Karls des Zwölften, oder wie andere sagen, an einen Soldaten von dem Regiment Schwenbach; vielleicht hatte er erst in diesem Regiment gedient, und übrigens wäre

wäre ein Streit über den eigentlichen Stand des Mannes eben so unwichtig, als über die rechtmäßige Geburt der Frau, da es in allen Fällen bey der Dunkelheit ihres Ursprungs bleibt. Die Heirath wurde in Marienburg getroffen, wo der Mann in Garnison stand, und drey Tage darauf erhielt er Befehl zur Armee zu stoßen. Er war mit unter den Schwedischen Gefangnen bey der Schlacht von Pultawa, und wurde nach Sibirien geschickt, wo er 1721 starb.

In Rücksicht auf die kurze Zeit, welche dieses Ehepaar bey einander zubachte, hat man nachher angenommen, daß die Heirath nicht vollzogen worden wäre und für nichtig angesehen werden könnte: was von einem jungen und verliebten Soldaten gegen ein ebenfalls junges und schönes Mädchen schwer zu glauben ist. Diese Schwierigkeit hat einen wichtigern Gegenstand gehabt als die vorherigen, weil es dabey auf die Rechtmäßigkeit der Kinder von der zweyten Ehe ankam, welche alle bey Lebzeiten des ersten Mannes geboren waren. Das Für und das Wider ist von den nämlichen Personen, aber zu verschiedenen Zeiten, und nach verschiedenen Rücksichten, behauptet worden. Als übrigens der Feld-Marschall Eheremetof 1702 Marienburg eroberte, fand er Katharinen, nahm sie unter seine Sklaven, und behandelte sie wie die andern, als Russischer Sieger.

Wie Menzikof, der zu erst Gefelle bey einem Pastorenbecker gewesen war, und nach de Jors Tod Günstling und Minister des Zaren wurde, an Eheremetofs Stelle das Kommando übernahm, trat ihm dieser Katharinen ab, die nun wieder in eine Art von Zensur gerieth. Der Zar speiste einmal, indem er die Quartiere in seiner Armee besuchte, bey Menzikof zu Abend, sah Katharinen, 1) fand sie nach seinem Geschmack, befahl ihr, als

1) Was die Geburt, die erste Ehe Katharinen, und überhaupt alles

als er vom Tisch aufstand, die Fackel zu nehmen und ihm in sein Zimmer zu leuchten, und ließ sie bey sich schlafen. Den andern Tag, wie er wegging, gab er ihr einen Dukaten, und glaubte noch großmüthig für seine Nacht bezahlt zu haben; nicht daß er geizig gewesen wäre, aber er behauptete, daß die Freuden der Liebe wie alle andern Bedürfnisse des Lebens angesehen werden, und eine Laxe haben müßten. Nach derjenigen, die er festgesetzt hatte, war ein Soldat nicht mehr als einen Sou von seiner Ebhnung für drey Umrundungen schuldig. In Rücksicht auf die Wohlfeilheit dieser Waare hatte er bey den Leuten die Sodomie streng verboten. Gegen die Mönche war er in diesem Punkt nachsichtiger. Ein Mönch, der einen jungen Sklaven genothzüchtigt hatte, wurde bloß verurtheilt, ihn wegzuthun. Es sollte hieraus scheinen, als ob bloß in der Gewaltthätigkeit das Strafbare gelegen hätte. Auch beweist dieses, daß die äußerste Verderbniß der Sitten mehr in der Barbarey als bey politischeren Nationen zu finden ist. In den Anfällen seiner Ver-

liebs

alles betrifft, was dem Zeitpunkt vorherging, wo der Zar sie bey Menikof traf, ist so dunkel, daß Männer die gleich glaubwürdig sind, doch ziemlich verschiedene Umstände darüber anführen. Campredon zum Beispiel, welcher von 1723 bis 1728 französischer Minister in Rußland war, sagt in seiner Korrespondenz, daß Karparina einen Bruder hatte, der vom Zaren umgebracht wurde, und eine Schwester, die sie mit einer Pension von 300 Rubeln in Keval unterhielt, und endlich wegen ihrer Ausschweifungen einsperren ließ. Campredon behauptet auch, ein Schwedischer Hauptmann, Liefenhausen, hätte Karparinen, da sie noch bey Blut war, ein Kind gemacht; ihr Handherr hätte sie fortjagt, weil sie schwanger gewesen wäre, und der Hauptmann hätte sie an einen Reiter von seiner Compagnie verheirathet; mit diesem hätte sie drey Jahre gelebt, bis zur Einnahme von Narva, da sie beyde zu Gefangenen gemacht und nach Moskau geschickt worden wären, nachdem der Zar Karparinen von Menikof weggenommen hätte, wäre sie heimlich mit ihrem Mann zusammengekommen; der Zar hätte sie aber einmal überfallen, mit Stockschlägen gestraft, und den Mann nach Sibirie geschickt.

lichten Wuth, seines glühenden Temperaments galt dem Zaren ein Geschlecht so viel wie das andere.

Kurz nach seiner ersten Zusammenkunft mit Katharinen, besuchte sie der Zar wieder, unterbielt sich mit ihr, und fand sie zu einem besseren Gebrauche gemacht, als bloß eine vorübergehende Regung zu beiriedigen. Ohne jemals lesen oder schreiben gelernt zu haben, sprach sie vier Sprachen und verstand die Französische. Viel natürlicher Verstand, ein thätiger, richtiger und diebsamer Geist, eine muthige Seele, mit den äußerlichen Reizen verbunden, mußten natürlicher Weise einem Fürsten gefallen, der in der nämlichen Person eine liebenswürdige Maitresse und für den Nothfall eine Art von Minister fand. Er befahl Menzilos sie ihm abzurufen, und bemächtigte sich ihrer. Von dieser Zeit an folgte sie überall ihrem neuen Herren, theilte alle seine Strapazen, stand ihm mit ihrem Rathe bey, und wurde endlich seine Gemahlin und Kaiserin.

Der Erzbischof von Nowogorod, welcher die Heirathsceremonie verrichtete, wollte diesen Umstand benutzen, um den Patriarchentitel zu erhalten, und stellte dem Zaren vor, daß dieses Amt nur einem Patriarchen zühme. Statt aller Antwort gab ihm der Zar einige Stockschläge, und der Erzbischof segnete das Ehepaar ein.

Der Zar feierte seine Heirath mit Festlichkeiten, nachdem er seinen Sohn Alexis an die Prinzessin Charlotte von Braunschweig, Kurfürstin von Hannover, Schwester der Kaiserin, Gemahlin Karls des Sechsten, vermählt hatte 1).

Es

1) Der Verfasser der Nordischen Geschichte sagt im Ersten Theil, S. 532, beim Jahr 1712, daß der Zar, von Bewunderung d. hohen Eigenschaften Katharinen durchdrungen, da er ihr am Rath sogar seine Thronnahe verdankte, sie zum No. 2 seiner Gemahlin erhaben habe. Hieraus müßte man schließen, daß die Prinzessinnen Anna und Elisabeth erst durch eine nach ihrer Geburt erfolgte Ehe legitimirt worden wären.

Er hatte damals schon zwei Töchter von ihr gehabt, Anna im Jahr 1708, und Elisabeth im Jahr 1710. Er bekam nachher 1715 einen Sohn, welcher 1719 starb, einen zweiten 1717, welcher zu Wesel am Tage seiner Geburt starb, und 1718 eine dritte Tochter, die 1725 starb. Katharina war in der römisch-katholischen Religion geboren, in der lutherischen erzogen, und hatte die letztere bei ihrer Thronbesteigung abgeschworen, um die Griechische anzunehmen. So wie sie einen Sohn bekam, machte die Hoffnung in ihr auf, ihn nach seinem Vater regieren zu sehen, und sie arbeitete auf diesen Entwurf los. Dieser Ehrgeiz war der Gerechtigkeit und den Gesetzen der Blutsverwandtschaft zuwider, aber für den Staat konnte er nützlich seyn. Indem sich die Zarin schmeichelte, ihren Sohn zu behalten, hoffte sie auch selbst lange genug zu leben, um ihn zu einem würdigen Nachfolger seines Vaters zu bilden.

Der Czarowitz Alexis hingegen schien keinesweges dazu gemacht, die Entwürfe des Zaren zu verfolgen und zu vervollkommen. Ein finstlicher Charakter, plumpe Sitten, Unmäßigkeit, ein eingeschränkter und allen religiösen sowohl als politischen Vorurtheilen unterjochter Geist droht

III

Volsaire hingegen behauptet, daß Peter schon 1707 Katharinen geheirathet, am 17. März 1711, dem nämlichen Tag, wo er im Krieg gegen die Türken ausgezogen wäre, die Ehe bekannt, und 1712 bloß die schon vollbrachte und anerkannte Heirath mit mehr Gepränge gefeiert hätte. Voltaire nimmt das Jahr 1707 an, um die regelmäßige Geburt der Prinzessinen zu gründen. Außerdem aber, daß eine heimliche Heirath einem Fürsten, der seine erste Gemahlin verstorben hatte, nicht sehr ähnlich seyn würde, so bliebe die größte Schwierigkeit doch noch zurück, indem Katharinen Mann noch lebte, und vor 1731 nicht gestorben ist.

Die Prinzessin Anna wurde 1726 an den Herzog von Holstein-Gottorp vermählt, den Sohn dessen, welcher die Zarin, er Karls XII. geheirathet hatte. Er starb regierend in der Folge vom 6. December 1741 bis zum 3. Julius 1762, da sie starb.

ten das Reich wieder in die alte Barbaren zu stützen. Eudoxiens Rabalen, und hauptsächlich die Eingebungen dummer und fanatischer Priester, nach welchen Mutter und Sohn handelten, beschleunigten beider Untergang.

Kaum hatten der Zar und die Zarin Rußland verlassen, so fingen die Mißvergnügten an sich zu regen. Auf den ersten Verdacht den der Zar hierüber faßte, befohl er dem Egorowiz zu ihm zu kommen. Aber anstatt zu gehorchen, entfloß dieser nach Wien, zu seinem Schwager Karl VI, und begab sich von da nach Neapel, wo ihn der Zar anhalten und nach Moskau zurückbringen ließ.

Peter erfuhr auch, daß Eudoria in ihrem Kleide die Nonnenkleidung abgelegt, und sich mit dem kaiserlichen Ernste geschmückt hatte; daß ein Offizier, Namens Glebow, einen strafbaren Umgang mit ihr hatte, woben der Erzbischof von Moskow Unterhändler war, und daß jener bey den Truppen, und der Prälat bey der Geistlichkeit Anführer einer Verschwörung zum Vortheil Eudoxiens und ihres Sohnes waren.

Der Zar reiste unverzüglich ab; alle Schuldigen, alle auch nur verdächtigen wurden festgesetzt und seiner Rache aufgegeben. Eudoxiens Bruder, Abraham Lapewkin, wurde enthauptet, der Erzbischof lebendig gerädert. Eudoxien schreckten die Vorbereitungen zur Tortur so sehr, daß sie alles, was man wollte, gestand; wie man sagte, waren ihre eigenhändigen Briefe allein hinreichend, sie des Ehebruchs zu überführen. Glebow aber behauptete unter den Qualen der schrecklichsten Folter immerfort Eudoxiens Unschuld, und schob ihr Geständniß auf die Furcht vor den Martern. Er wurde nachher gepfählt, und fuhr bis zu seinem Tod fort, die Tugend dieser unglücklichen Prinzessin zu betheuern. Der Zar war bey der Tortur gegenwärtig gewesen und wollte es auch bey der letzten Hinrichtung seyn, welche mißten auf dem großen Platz von Moskau vor sich ging; Glebow athmete noch, als der Zar

Jar auf ihn zutrat, und ihn, bey allem was heilig war, beschwor, seine Verbrechen und Eudorians Mithuldigskeit zu bekennen. Glebow raste noch alle seine Kräfte zusammen, und antwortete mit einem unwillig verächtlichen Blick: du mußt so dumm als grausam seyn, um zu wähnen daß ich, der unter den ungeheuern Martern, die du mir auszusiechen gabst, sich nicht bewegen ließ, Eudorians Tugend zu bestechen, jetzt da ich keine Hoffnung mehr habe zu leben, gegen die Unschuld und die Ehre eines tugendhaften Werks klagen werde; ich kannte keinen Flecken an ihr, als den, dich selbst zu haben. Och Ungeheuer, und hier wie er ihm ins Gesicht, hebe dich weg, und laß mich in Ruhe sterben. Eine Viertelstunde darauf gab er seinem Volk auf, der Jar ließ ihm nachher den Kopf abhauen, den er von den Haaren auf hob, und dem Volke wies: woben er sich so weit vergaß, in Flüchen gegen ihn auszufahren.

Wie sehr er auch wünschte, Eudorien zu verurtheilen, so wollte er es doch nicht selbst auf sich nehmen, und beschied deshalb eine Versammlung von Bischöfen und Priestern, deren Sprach bloß dahin ausfiel, daß sie von zwey Namen geächtet werden sollte, welches bey vollem Kapitel ins Werk gesetzt wurde. Hierauf wurde sie in ein Kloster am See Ladoga gebracht. Die Prinzessin Maria, Schwester des Jaren, wurde als ihre Mithuldige verurtheilt, hundert Ruthenstücke zu bekommen, die ihr in Gegenwart des Jaren und des ganzen dazu entbotenen Hofes auf die Hüften zugemessen wurden. Sodann sperrte man sie in das Schloß von Schlüsselburg ein, wo sie kurz darauf starb. Die Bräutwerter und Bräutanten der beiden Prinzessinen wurden öffentlich vom Henker geschnitten, er schlugte ihnen dann die Hüften auf und schnitzte ihnen die Zungenstücken ab, worauf sie nach Sibirien geschickt wurden.

• Nun schritt der Zar zur Verurtheilung seines Sohnes. Man weiß daß der Tod über ihn erkannt wurde, und daß sein Urtheil und seine Begnadigung, die ihm fast zu gleicher Zeit verkündigt wurden, eine so heftige Revolution in ihm hervorbrachten, daß er den Tag darauf starb. Der Zar meldete den Ministern, die er an den fremden Höfen hatte ¹⁾, daß sein Sohn am Schlag gestorben wäre, von der Folge des heftigen Schreckens, der ihn betroffen hätte. Personen die gut unterrichtet scheinen, behaupten, daß der Zar zu dem Chirurgen, welcher berufen wurde, um dem unglücklichen Prinzen zur Ader zu lassen, diese Worte gesagt habe: da die Revolution schrecklich gewesen ist, so öfnet die vier Adern. So wäre das Mittel zu seiner Rettung die Vollstreckung des Urtheils geworden. Der Körper des Czarowiz wurde vier Tage hindurch mit unverhülltem Gesicht öffentlich ausgestellt, und dann, in Gegenwart des Zaren und der Zarin, in der Citadelle beerdigt. Die Zarin hatte ihrem Gemahl gebeten, seinen Sohn zu begnadigen, ihn das Urtheil nicht einmal zu verkünden, und ihn bloß die Königsstute anlegen zu lassen. Diese Bitte ist keinesweges mit dem Wunsch und der Gewißheit abgewiesen zu werden unvereinbar.

Die Jesuiten, die sich in Rußland eingenistet hatten und dort festen Fuß zu gewinnen suchten, wurden bey dieser Gelegenheit fortgejagt.

Eudopia lebte sechs Jahre, das heißt die übrige Lebenszeit des Zaren, auf einem Zimmer, bey Wasser und Brod, nebst einigen Liqueurs. Nach Peters Tod ließ sie die Zarin Katharina in einen Kasten auf der Zerstüßung

1) Das Schreiben des Zaren an den Prinzen Kourakin, seinen Minister in Frankreich, über das Todesurtheil und seine Abreise, welches in Betreff der Vollstreckung, ist vom 5. Julius 1723, und das wo er den Tod des Czarowiz meldet, vom 2. des folgenden Monats.

Schlüsselburg bringen, wo sie allein mit einer andern Zwergen zu ihrer Bedienung blieb, und diese oft selbst zu bedienen hatte, je nachdem eine oder die andre von Krankheiten befallen wurde.

Nachdem Peter seinen ältesten Sohn geopfert hatte, traf ihn der Schmerz den zu verlieren, den er von Katharinen gehabt hatte, und der als Erbe des Reichs anerkannt war. Er wurde in den Armen seiner Amme vom Blig erschlagen. Zu dem Kummer den der Zar darüber empfand, kam auch noch die verdrüßliche Laune hinzu, die durch zerstörte Gesundheit in Männern, welche an Thätigkeit und an steten Genuß aller ihrer Kräfte gewöhnt waren, meistens entsteht. Die Zarin mußte oft stürmische Anfälle dieser Laune erdulden, der heftigste am dem Tode des Zaren kurz vorher. Er glaubte zwischen Katharinen und einem seiner Kammerherren, Namens Moëns ¹⁾, einem schönen wohlgezackten Menschen, sehr viel Vertraulichkeit zu bemerken. Ob er nun seine Eifersucht zu äußern sich nicht getraute, oder ob er sein Geschlecht nicht entehren wollte, kurz er bediente sich zu Moëns Untergang eines Vorwands, der unter einer gerechten Regierung ein Gesetz seyn sollte. Nur zu häufig trifft man an den Höfen eine Art von Leuten, die durch eine niedrige und heimliche Brandstiftung ihren Einfluß verkaufen, wo darum angesucht wird. Peter hatte die Lebensstrafe verboten, in irgend einer Anstellung Geschenke anzunehmen. Es ist nicht schwer Schuldige dieser Art zu finden, und wahrscheinlich war das Gesetz unbefolgt geblieben, da es öfter wieder erneuert wurde. Der Zar fand für gut, gegen den Kammerherren Gebrauch davon zu

X 3

machen,

1) Ich weiß nicht ob Moëns oder Moosen ein Bruder oder Verwandter von Anna Moosen war, die der Zar liebte, oder nicht. Er hatte aber eine Schwester, welche P. Name von der Zarin war.

machen, und um den wahren Grund dieser Strenge leiser zu verbergen, wurde die Schwester des Schuldigen, welche mit in die Sache verwickelt war, bloß zu etlichen Circen mit dem Knout verurtheilt; ihr Bruder aber wurde enthauptet, und sein Kopf blieb bis zum Tode des Zaren auf einem Pfahl. Nach der Hinrichtung fand man das Bildniß der Zarin in den Kleidern des Unglücklichen. Einige Tage darauf fuhr der Zor mit Katharinen in einer neuen Chaise, und brachte sie zu mehrerenmalen gerade an Moens Haupt vorleg, indem er mit einem grausamen Blick den Eindruck ausspähte, den dieser Gegenstand auf die Mine der Zarin machte, welche die Augen beständig niedergeschlagen hielt.

Seine Eifersucht betraf bloß die Empfindungen seiner Gemahlin; alles übrige mußte ihm ziemlich gleichgültig seyn, wenn man wenigstens nach seinem Benehmen bei ihrem Uebertheuer mit Willebois urtheilen darf. Willebois war ein Edelmann aus Fretagne, der bey wenigem Vermögen und vieler Herzhaftigkeit gesucht hatte, sich etwas Wohlstand zu verschaffen, indem er auf einem kleinen Fahrzeug, das er selbst gegen die Generalräuber commandirte und vertheidigte, Kentrebände trieb. Die Verfolgungen der Juangantiz zwangen ihn, aus seinem Vaterland zu wandern. Er hatte alle Wechsel des guten und des schlechten Glücks erfahren, als ihn der Zufall auf ein neu kleines holländisches Schiff mit dem Zaren zusammen brachte. Es erhob sich ein so heftiger Sturm, daß der Steueremann und die ganze Equipage ihre Fassung verlorren. Willebois, der als bloßer Passagier da war, bemächtigte sich des Steuerruders, theilte von da alle Gefahren aus, und brachte das Schiff glücklich aus der Gefahr. Seine Einsicht und seine Unerschrockenheit fielen dem Zaren auf, der diese Eigenschaften vorzüglich zu schätzen mußte; und er schlug ihm vor, in Rußland Dienste zu nehmen. Willebois, der das Leben eines Abenteuerers führte

führte, und seinen Beruf meistens vom Zufall erhielt, schlug willig ein, und folgte einem Fürsten, der eben so für ihn gemacht war, als er für diesen Fürsten. Der Zar gebrauchte ihn in der Marine, vertraute ihm das Kommando über einige Galerien, und gab ihm hiers einzelne Aufträge zu besorgen.

Kurz nach seiner zweiten Heirath schickte ihn der Zar einmal nach Strelna Wisa, einem Lustschloß wo sich die Zarin aufhielt, um ihr eine Angelegenheit mitzutheilen, von welcher sie allein unterrichtet seyn sollte. Der Abgesandte trank gern, der Rausch machte ihn heftig, und die Kälte war so stark, daß er unterwegs eine Menge Branntwein trank, um sich dagegen zu schützen. Die Zarin war im Bett als er ankam, er wartete vor einem Ofen, bis man ihn gemeldet hatte. Der schnelle Uebergang von der Kälte zur Hitze entwickelte die Dünste des Branntweins, und er war so gut wie betrunken als man ihn hereinführte. Die Zarin entsenkte ihre Frauen, und Willebois hing an seinem Auftrag auszurichten. Aber beim Anblick eines jungen und schönen Weibes, das in einem mehr als nachlässigen Zustand vor ihm lag, bemächtigte sich eine neue Trunkenheit seiner Sinne, seine Gedanken verwirrten sich, er vergaß seine Botenschaft, den Ort, den Rang der Person, und stürzte über sie her. Erschrocken fing sie an zu schreien, nach Hülfe zu rufen; aber eh diese kommen konnte, war alles, was man hätte hindern wollen, schon geschehen. Willebois ward ergriffen und in einen Kerker geworfen, wo er eben so ruhig einschlief, als ob er seinen Auftrag vollkommen ausgerichtet, und nichts sich vorzuwerfen oder zu fürchten hätte. Die Strafe entsprach auch in der That dem Frevel nicht. Der Zar war nur fünf Stunden von dem Ort entfernt, und hatte bald Nachricht von dem Vorfall. Er kam, und um seine Gemahlin zu trösten, welche Willebois in seiner Gewaltthätigkeit so verlegt hatte, daß sie verbunden war den

mußte, sagte er ihr, er kenne den Verbrecher schon von lange her, und er müsse zuverlässig betrunken gewesen seyn. Er ruft ihn vor sich, und fragt ihn wie er seine Vorsicht erfüllt habe. Billebois, noch halb betrunken, antwortet daß er seine Befehle gewiß ausgeführt habe, aber wo, wenn und wie er es gethan, wisse er nicht mehr. Da es nun gleich schwer zu glauben war, daß er alles Bes mußte von dem Vergangnen verloren hätte, so fand der Zar rathfamer, seine Aussage für wahr anzunehmen, weil er sich oft mit Rügen seiner bedient hatte, und ihn noch ferner zu gebrauchten Gelegenheiten voraussetzte. Aber aus einer Art von Poligen-Rücksicht, und um eine Vermuthung nicht ganz unbestraft zu lassen, die an einer Frau vom niedrigsten Stand, und unter der mildesten Regierung ausgeübt, den Tod verdienen würde, schickte er den Frevler als Kuder-Sklaven auf die Galeren, die er vorher kommandirte, und nach sechs Monaten setzte er ihn wieder in seinen Posten ein.

Die Zarin vergab ihm ohne Zweifel auch, denn in der Folge verheirathete sie ihn mit der Tochter des Generalintendanten Graf von Aga, vom dem sie in ihrer Jugend Verloblichkeiten gehabt hatte. Wie sie auf dem Thron war, beehrte sie überhaupt allen ihren vorigen Wohlthätern ihre Dankbarkeit, und reicherte Graf und seine Familie, die sie an den Hof zog, besonders aus. Der Billebois, dessen Namen man zu finden in den Zeitungen unter dem Artikel Rußland liest, ist vielleicht der Sohn oder der Enkel desjenigen, von welchem ich hier gesprochen habe.

Auf einen bloßen Verdacht war der Zar gegen Moens weiter gegangen, als er hier des Billebois offenkundigen Frevler that. Da sein Tod kurz auf die Hinrichtung jenes Unglücklichen erfolgte, kam die Zarin in den Verdacht, die Tage eines Genahls egekürzt zu haben, dessen Kräfte täglich mehr abnehmen, der dadurch immer schwächer wurde, und dessen wütende Anfälle ihr selbst furchtbar

bar werden könnten. Auch der Fürk Menzikof, der ehemals Günstling des Zaren gewesen war, und noch die Ministerstelle bey ihm bekleidete, aber Katharinen, unter deren erste Herren er gehört hatte, besonders ergeben war, hatte Befehl gelaufen, mehreren nur zu gegründeten Klagen über ministerielle Unterschleife und willkühliche Handlungen unterzuliegen. Seine Stelle war ihm noch geblieben, aber die Liebe des Zaren hatte er verloren, und mußte jeden Augenblick seinen Sturz fürchten. Der Vortheil, den Katharina und er bey dem Tod des Zaren finden konnten, war die einzige Ursache, um welche sie dessen verdächtig wurden ¹⁾. Gewiß ist es, daß er an einer Folge seiner Anschweifungen, einem Geschwür in der Blase starb. Die Bacchanalien bei seinem letzten Konklave machten das Uebel vollends unheilbar, und es tödtete ihn in wenig Tagen.

So endete Peter der Erste, dessen Ruhm sich mehr auf große Eigenschaften als auf Tugenden gründet. Sein Geist und seine Kenntnisse machten ihn seiner Nation überlegen, aber in seinen Sitten behielt er ihre ganze Barbarey. Wild, selbst in seinen Vergnügungen, hatte er nicht den geringsten Begriff von der Achtung, die ein Fürk sich selbst schuldig ist. Sein Abenteuer mit Farbasza Ursenlow, der Schwester von Menzikofs Frau, kam

K 5

zum

1) Voltaire behauptet, die Zarin habe vielmehr das größte Interesse gehabt, ihren Gemahl am Leben zu behalten; aber die Bemerkung, die er davon zu oeden glaubt, verhärtet den Verdacht statt ihn zu widerlegen. Katharina, sagt er, war der Nachfolger noch nicht verheiratet. Man glaubte sogar, daß der Zar seinen Enkel, Peter, Alexis Sohn, dazu ernennen würde, oder seine älteste Tochter, Anna Petrovna, mit ihrem Gemahl dem Herzog von Holstein. Oben bey diesen Umständen scheint mir der Tod des Zaren, ob er über die Nachfolge etwas bestimmte hatte, das Vortheilhafteste für Katharinen gewesen zu seyn, zumal da es noch keinen ernannten oder anerkannten Erben gab, und sie daher, wie sie auch acthen hat, durch Menzikofs Ansehen bey dem Truppen unantastbar nach dem Tod des Zaren sich in den Besitz des Thrones setzen konnte.

zum Beweis davon dienen. Du bist so häßlich, sagte einst der Zar zu ihr, daß dich noch niemand um eine Günsti ausgesprochen hat; ich will dich dafür trösten, und außerdem liebe ich das Außerordentliche. Er hielt Wort, und alle Anwesenden blieben Zeugen dieser brutalen Galanterie, die von Reden von gleichem Schlag begleitet wurde. Man soll sich, sagte er hierauf, seiner Liebeshändel nicht rühmen; aber diese Geschichte muß bekannt gemacht werden, wäre es auch nur um gegen alle, die der armen Barbara gleichen, eine ähnliche Großmuth einzusößen. Dies war der Reformator des Russischen Reichs, von dem man behauptet, er habe seine Nation gestützt gemacht.

Kein Despotismus war jemals so grausam als der seinige. Der bloße Verdacht einer Schuld galt bei ihm oft für einen Beweis, und die Verbrecher selbst schienen weniger der Gerechtigkeit überlassen, als seiner Rache ausgesetzt. Er wendete seine Augen an ihren Martern, und war zuweilen selbst der Vollstrecker seiner Urtheile. Er gestand daß er seinen Charakter nicht zu besiegen vermocht hätte: hatte er ihn aber bekämpft? Einige seiner Entwürfe waren ungeheuer, aber unvollkommen angelegt, und seinen Fähigkeiten überlegen. Er wollte zu gleicher Zeit seine Unterthanen aufklären und das Joch des Despotismus schwerer über sie werfen, das glücklicher Weise den aufgeklärten Tölkern sich früh oder spät verliert, und einer gesetzmäßigen Regierung Platz macht, welche den Fürsten so vortheilhaft ist als den Unterthanen. Aber das war nicht der Zweck Peters des Ersten. Er hat die Imagination der Menschen ergriffen, was strenglich einem gemeinen Geist nicht gelingen würde; aber die Imagination und das Vorurtheil können nicht so wie die Vernunft das wahre Verdienst eines Fürsten abwägen. Wenn man ihn indessen auch nicht unter die großen Menschen zählt, so muß man ihm doch einen ausgezeichneten Rang in sei-

nem Zeitalter zugeföhren, den er dafür verdient, daß er einer Nation, deren Schöpfer er seyn wollte, nachdem er sein eigner gewesen war; in Europa Raum gemacht hat. Bis zu seiner Regierung hatten die Russen keinen Theil von dem politischen System von Europa ausgemacht, und der Name des Zaren erscheint 1716 zum erstenmal in der Liste von Souverainen, die in Frankreich gedruckt wird.

Das Konklave, das er am Dreißigstag, der auch zur Weihung des Wassers bestimmte war, in einem lustigen Gelage feierte, war eine ziemlich plumpe Verspottung des Römischen Hofes, und gerade darum desto geschickter auf ein plumptes Volk zu wirken, dem er den Papst und die lateinische Kirche verächtlich machen wollte. Er hatte ehemals, wie ich schon an einem andern Ort gesagt habe, die entfernte Absicht gehabt die Griechische mit derselben zu vereinigen; aber der Päpstliche Despotismus hatte ihn empört, und er suchte seitdem ihn in Rußland verhasst zu machen, um die Scheidewand mehr zu sichern. Darum erfand er sein possenhafte Konklave. Einer seiner Hofnarren wurde zum Papst gewählt, die andern wurden zu Kardinälen ernannt, und das ganze Fest bestand in Thorheiten und Trunk.

Am nämlichen Tag geschah die Wasserweihe, und der schale besoldete Schriftsteller, der Baron Hausen, der sich unter dem Namen Nestechuranos verborgen hat, nimmt daher Anlaß zu sagen, daß Peter an einem Kathars starb, den er sich durch die übermäßige Kälte zuzog, die er bey dieser Feyerlichkeit litt: bey welcher er, sagt der Verfasser, mit seiner gewöhnlichen Frömmigkeit zugegen war. Und wer wollte daran zweifeln, zumal da er sich auf seine Bacchanalien vorzubereiten hatte?

Während der letzten Augenblicke des Zaren versammelten sich die Senatoren, um über die Nachfolge zu berathschlagen; aber Menzikof ließ den Pallast durch die Truppen umringen, deren Kommando er als Feldmarschall hatte,

hatte, und sobald der Zar seinen Geist aufgegeben hatte, trat er in die Versammlung, und schlug vor, der Zarin die Krone zu übergeben. Menzjiks Gegner, welche voraussehen, wie viel Einfluß er unter Katharinen haben würde, suchten die Ansprüche des Sohnes vom Czarowitz Alexis geltend zu machen, thaten den Vorschlag, wenigstens das Volk zu befragen, das auf dem Platz versammelt war, und setzten sich in Bereitschaft die Fenster in dieser Absicht zu öffnen, als Menzjisk, welcher den Werth des Augenblicks fühlte, rief, daß es zu kalt wäre um Fenster zu öffnen, und es verbot. In diesem Augenblick traten die Offiziere an der Spitze der Garden in den Saal, und unterstützten die Meinung des Feldmarschalls; der Erzbischof von Nowogorod war bestochen, und der von Pleskow versicherte, am Tage vor der Krönung der Zarin hätte der Zar erklärt, daß diese Feierlichkeit keinen andern Zweck hätte, als ihr nach seinem Tode die Regierung zuzusichern. Die Ehrfurcht gegen den Prälaten, und hauptsächlich der Anblick der Truppen ließen dagegen keinen Zweifel aufkommen. Alle traten zu Menzjiks Meinung über, oder getrauten sich nicht sie zu bestreiten, und Katharina wurde am nämlichen Tag, da der Zar starb, dem 28. Januar 1725, zur Kaiserin ausgerufen.

Katharina bewies in ihrer Regierung, die fünfzehn bis sechzehn Monate währte, daß sie es verdiente, ihrem Gemahl nachzufolgen. Sie setzte die Regierungspläne und die Einrichtungen, die er angefangen hatte, fort, und fand dabey noch Zeit, sich die Geschäfte durch einige Vergnügungen zu vertüßeln. Sie nahm erst den Grafen von Löwenwolfsen, und dann den Grafen Sapiëha 1) zum Liebhaber; an den letzteren verheirathete sie ihre Nichte. Aber den vornehmsten Einfluß hatte Menzjisk unter ihrer Regies

1) Er war ein Vetter des Königs Stanislaus und seiner Gemahlin.

Regierung. Sie war ihm Verbindlichkeiten schuldig; in dessen wird die Erkenntlichkeit den Großen leicht drückend, Menzikos glaubte zu bemerken, daß dies bey der Zarin der Fall war, und außerdem konnte sie sterben, und jemanden zum Nachfolger bestimmen, der ihm nichts zu verdanken hatte, folglich ihn einem andern nachsetzen könnte. Das Reich dazu hatte Katharina durch ein Reichsgrundgesetz Peters des Ersten vom 16. Februar 1722, dessen Befolgung von allen Rußischen Unterthanen beschworen wurde, und welches den Souverainen von Rußland die Vollmacht ertheilte, nach eigenem Gutdünken ihre Nachfolger zu ernennen. Menzikos beschloß also auf allen Fall sich eine Stütze zu bereiten, indem er ordnungsmäßigere Maasregeln träte, als die er zu Katharinens Vortheil angewandt hatte. Er trat in geheime Unterhandlung mit dem Wiener Hof, um dem Sohn des Czarowiz Alexis, der durch seine Mutter ein Neffe der Kaiserin, Karls des Sechsten Gemahlin war, die Krone zu versichern. Er trug Sorge die Verbindung festzusetzen, daß der künftige Zar sein Schwiegersohn werden, und seine Tochter heirathen würde. Kaum war dieser Vertrag abgeschlossen und unterzeichnet, so starb Katharina, und im nämlichen Augenblick, am 17. May 1727, wurde der Czarowiz unter dem Namen Peters des Zweyten ausgerufen und anerkannt.

Alle diejenigen, welche für den Herzog und die Herzogin von Holstein, Peters des Ersten Tochter, hätten aufstreten können, hatte Menzikos wohlbedächtig schon im Voraus exilirt, entfernt, oder sonst auf andre Art schon gemacht. Begde begaben sich in ihre Deutschen Staaten, wo die Herzogin im folgenden Jahre starb.

Katharinens Tod war so passend für Menzikoffs Entwürfe eingetroffen, daß man ihn sehr stark im Verdacht hatte, sie vergiftet zu haben; und die Präsumtionen waren so überwiegend, daß sie sich in der Folge immer mehr verstärkten. Niemand aber hätte sich getraut ihn öffentlich

ffentlich dessen zu zeihen, so furchtbar wurde seine Macht. Seine erste Sorge war die Großmutter des neuen Zaren, Eudoxia, aus ihrem Gefängniß zu ziehen, er schickte ihr standesmäßige Kleidung und ein eben so anständiges Gefolge, und bat sie um ihre Einwilligung in die Heirath ihres Enkels mit seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Menzjikof. Er hatte sich zum Generalsvikarius des Reichs ernennen lassen. Seine Tochter wurde mit dem Zaren verlobt, in Erwartung der Zeit wo die Heirath vollzogen werden könnte. Weil er übrigens Eudoxiens unruhigen Geist, ihren Hang zur Kabale, und die Gewalt fürchtete, die sie sich über ihren Enkel anmaßen konnte, so war er geschickt und mächtig genug, um sie zu bewegen, daß sie den Schleier behielt, und sich begnügte Abtissin eines adelichen Klosters, mit 60000 Rubeln Pension, zu seyn. Er herrschte über Rußland und über seinen Fürsten selbst, den er mit drückendem Hochmuth behandelte, ihm seine Uebungen und Erholungen vorschrieb, und nicht die geringste Abweichung von seinen Befehlen zuließ. Was für einen Unterthanen das gefährlichste ist, er machte sich seinem Herrn furchtbar; überdem haßte ihn der ganze Hof, und seine ungeheuern Reichthümer erweckten die Habgucht aller derer, die bei seinem Sturz sich in seine Beute zu theilen hofen. Unter den zwei vorhergehenden Regierungen hatte eine thörichte Eitelkeit ihn irre geleitet; um die Niedrigkeit seiner Geburt vergessen zu machen, hatte er Mittel ergriffen, deren zu greller Abßich nur noch mehr daran erinnerte. Er hatte sich mit den Ritterorden der Fürsten, die seiner nöthig gehabt hatten, schmücken lassen. Er strebte auch sehr nach dem Orden des heiligen Geists, und aus Schonung gründete man die Weigerung auf die Verschiedenheit der Religion, statt seine Geburt anzuführen. Die nahe Gefahr, in welcher er sich unter Peter dem Ersten befunden, hatte ihn nicht weiser gemacht. Sobald er sich vor allen Ansehnungen sicher geglaubt hatte, war ein wil-

der

der Uebermuth an die Stelle seiner vorigen Eitelkeit getreten. Er behandelte die Bojaren und Minister mit Verachtung und Härte; dem Grafen Ostermann drohte er einst mit dem Rade, weil er im Staatsrath gewagt hatte, anders zu meynen als er zu sehn. Eine Macht die meistens früher verschwindet als die rechtmäßige, ist zugleich auch empfindender; und trotz aller Vorkehrungen, welche die Tyrannen treffen, entgehen ihre Nachfolger doch immer ihren Verfolgungen.

Die Prinzessin Elisabeth, welche in der Folge regiert hat, und der junge Prinz Dolgoruki, den ich in seiner Jugend gekannt habe, waren die einzigen, denen Menzilos erlaubte an dem Erholungen des Zaren Theil zu nehmen, weil ihr Alter sie am wenigsten verdächtig machte. Ueber sie dienten der Partei die sie leitete, zu Werkzeugen. Dolgoruki schlief gewöhnlich im Zimmer des Zaren, und unterhielt den Verdruß des jungen Monarchen gegen seinen Minister. Dieser war mit dem Hof nach Petterhof, einem Lustschloß unfern Petersburg, gezogen. Auf Dolgoruk's Rath entwichen hier der Zar mit ihm Nachts aus dem Fenster; von den Wachen unbemerkt kamen sie durch den Garten, fanden eine Bedeckung um sie in Empfang zu nehmen, und langten mit dieser in Petersburg an, unter dem lauten Zuruf aller Mißvergnügten, das heißt aller Unterthanen des Zaren. Die Wachen wurden sogleich verändert, oder traten zu den Einwohnern über; und als Menzilos dem Zaren nachgesetzt kam, sah er beim ersten Eintritt in die Stadt, daß keine Hoffnung mehr für ihn war. Er wurde sogleich angehalten, mit dem Befehl sich auf eines seiner Güter, Kanneburg, zu begeben. Ich habe große Verbrechen beangahn, sagte er als er arretirt wurde, war es aber am Zaren nicht dafür zu bestrafen? Diese Worte bestätigten den Verdacht, den man von Katharinen's Vergiftung gehabt hatte.

Mens

Menzikof verließ Petersburg mit seiner Familie, in seiner prächtigsten Equipage, von seiner ganzen Haushaltung begleitet, und mit seinen kostbarsten Effekten. Aber dieser Prunk beleidigte seine Feinde, und er wurde zwey Stunden von der Stadt durch einen Offizier an der Spitze eines Detachements eingeholt, der ihn aus dem Wagen zu steigen zwang, ihn, seine Frau und seine Kinder, jedes in einen besondern Karren setzte, und die Equipagen den Rückweg nach Petersburg nehmen ließ. Je weiter sich Menzikof von dieser Stadt entfernte, desto mehr Erniedrigungen suchte man auf ihn zu häufen. Man zog ihm und seiner Familie ihre mitgenommenen Kleider aus, und kleidete sie dafür in grobes Tuch. So kam er mit seinem Sohn und seinen zwey Töchtern, deren älteste mit dem Zaren verlobt gewesen war, nach Jakutsk im äussersten Sibirien. Seine Frau, die während ihres Glücks eben so viel Freundschaft und Wohlthätigkeit gezeigt hatte, als er Härte und Eitelkeit, war der Müdigkeit und dem Schmerz über den Zustand ihrer Kinder unterlegen, und auf der Reise gestorben. Menzikof selbst fing erst im Unglück an, groß zu seyn oder wenigstens zu scheinen, denn die Verwerfung eines starken Geistes kann leicht dem standhaftesten Muth gleichen. Ihm entfuhr keine Klage; in Ansehung seiner erkannte er die Gerechtigkeit des Himmels, nur seine Kinder rührten ihn, und er suchte ihnen die Gefühle einzusäen, die für ihr gegenwärtiges Schicksal paßten. In der Hütte, die sie mitten in ihrer Wüste zu ihrer Wohnung aufgebaut hatten, theilte jeder die Arbeit zur gemeinschaftlichen Nahrung. Menzikofs Standhaftigkeit wurde von neuem geprüft, als diesjenige von seinen Töchtern, die zur Kaiserin bestimmt gewesen war, in seinen Armen starb. Endlich erlag er unter dem Gewicht seines Unglücks, unter der Arbeit selbst, die er anwandte um es zu ertragen, und in welcher er die Kräfte seines Geistes aufsehb. Er starb an der Krank-

heit

heit der verungnadeten Minister, und hinterließ denen die ihm glichen eine fruchtlose Lehre, weil sie diese niemals von andern als sich selbst, und wenn sie keinen Gebrauch mehr davon machen können, empfangen.

Das nämliche Schicksal traf wirklich auch die Dolgorukis, die Menzikow gestürzt hatten und ihn nachgefolgt waren. Die Schwester des jungen Gänstlings wurde mit dem Zaren verlobt, aber die Heirath hatte nicht Statt. Peter II. starb den 29. Januar 1730 an dem Blattern, im dritten Jahre seiner Regierung, und dem fünfzehnten seines Lebens.

Anna Ivanowna, Tochter des Zaren Johann III, Peters I ältesten Bruders, Wittve des Herzogs von Kurland, und Gräfinne Peters II, folgte diesem nach. Die Dolgeruß's, Vater, Mutter und Kinder wurden nach Sibirien verbannt, mit der nämlichen Strenge behandelt als vorher die Menzikoffs, und hatten den Verdruß, den Sohn und die Tochter die von diesen übrig blieben, zurückschauen zu sehen. Diese aber fühlten sich durch das Unglück mit den Dolgeruß's, ihren ehemaligen Feinden und den Urhebern ihres Falls, versöhnt, hinterließen ihnen ihre Wohnung in besserem Stand als sie dieselbe gefunden hatten, besagten sie, und versprachen sich so weit für sie zu verwenden, als man es am Hofe für Unglückliche thun darf.

Die Begnadigung Menzjofsk und seiner Schwester war von Seiten der Regierung nicht ganz uneigennützig, man trachtete damit nach den ungeheuern Summen, die ihr Vater in der Genetianischen und Amsterdamer Bank niedergelegt hatte, und welche die Direktoren niemanden als ihm oder seinen in Freiheit gesetzten Kindern überantworten wollten. Die Zarin überließ ihnen den fünften Theil.

Sie fuhr fort, Eudorien die Ehrenbezeugungen wie
verfahren zu lassen, die der Wittve und Großmutter von
II. Theil 5 3as

Jaren gebührten, und auch die Pension von 60000 Rubeln wurde ihr ferner ausgezahlt. Aber sie überlebte ihren Enkel nicht lange, und starb am 8. September 1731 an einer ausgebreiteten Krankheit.

Annas Regierung dauerte über zehn Jahre. Von ihrem Tode, am 27 October 1740, hinterließ sie die Krone dem Prinzen Iwan, dessen Großtante sie war, einem Sohn Anton Ulrichs, Herzogs von Braunschweig-Bevern, und Elisabeths von Mecklenburg, der Tochter von Katharina Iwanowna, ältesten Schwester der Zarin Anna. Dieses Kind, das durch sein tragisches Ende so berühmt wurde, war den 22 des vorigen Augustmonats geboren, und nur zwei Monate alt, als es unter dem Namen Johann IV gekrönt wurde.

Einige Tage zuvor hatte ihn die Zarin, seine Großtante, kraft des oben erwähnten Reichsgrundgesetzes Peters I, zu ihrem Nachfolger ernannt. Dem zu Folge wurde er zum Großherzog von Moskowien ausgerufen, und die Minister, die Geldherren, die obersten Kronbedienten leisteten ihm den Eid der Treue. Der Herzog von Kurland, Biron, war zum Regenten ernannt; aber drei Wochen nach dem Tod der Zarin Anna ließen der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, Völkern des neuen Jaren, den Herzog von Kurland einsperren, bemächtigten sich der Regentschaft, und übertrugen unter ihrem Namen die Verwaltung des Reichs dem Großkanzler Grafen von Ostermann.

Diese Art von Regierung dauerte nur vierzehn Monate. In der Nacht, vom 5. zum 6. December 1741, erhob sich Elisabeth Petrowna, auf den Rath ihres französischen Chirurgen, Lestoc, und an der Spitze von acht Grenadieren, nach den Kasernen der Garden, beredete sie, ihr zu folgen, kehrte nach dem Pallast zurück, ließ den Herzog und die Herzogin von Bevern, die Grafen von Osterman und von Münnich fesseln, stieg in das
Zims

Zimmer des kleinen Zaren, schloß ihn in die Arme, küßte ihn; und übergab ihn ihren Vertrauten, mit dem Bescheiden, die größte Sorge für ihn zu tragen, und ihn vor jedem andern Unglück, außer dem Verlust der Krone, zu verwahren. Um sechs Uhr des Morgens war die Revolution geendigt, ohne daß ein Tropfen Bluts dabei vergossen war, und Elisabeth wurde von allen Ständen einstimmig als Kaiserin erkannt.

Ihr Unternehmen war um so gerechter, als Peter I durch ein Testament verordnet hatte, - das wenn der Zar sein Enkel ohne Kinder stirbe, die Prinzessin Elisabeth Petrowna ihm nachfolgen sollte. Der Großkanzler, Graf Osterman, hatte dies Testament untergeschlagen. Da sich aber eine Abschrift davon fand, bekannte Osterman sein Verbrechen, und wurde verurtheilt den Kopf zu verlieren. Elisabeth schenkte ihm das Leben, und begnügte sich ihn nach Sibirien zu schicken, wo er gestorben ist. Wie groß auch sein Vergehen gegen sie war, so wollte sie doch ihr Gelübde nicht übertreten, unter ihrer Regierung keine einzige Hinrichtung zu gestatten. Wenn sie sich aber gegen Osterman mild bezeugte, so war sie gegen Lestoc, der mehr Antheil als jemand an der Revolution gehabt hatte, desto undankbarer. Er wurde durch die Intriguen des Kanzlers Verbannt und des Präsidenten vom Kriegeskollegium, Apraxin, nach Sibirien verbannt, und diese beiden theilten sich in die Geschäfte, die man um so leichter an sich reißen konnte, als Elisabeth nur in der Absicht den Thron bestiegen hatte, sich ihren Vergnügungen ohne Zwang überlassen zu können 1).

S 2

Sie

- 1) Man hatte sich Gewalt anwenden, das heißt ihre Furcht einzujagen müssen, um sie auf den Thron zu setzen. In der nämlichen Nacht wo die Revolution angeführt wurde, besiegte Lestoc die Furcht der Prinzessin vor den Folgen des Unternehmens nur dadurch, daß er eine größere Furcht in ihr erweckte. Er brachte ihr eine Zeichnung vor Augen, wo man auf der einen Seite Elisabeth auf dem Thron und Lestoc zu ihren Füßen kniend

Sie hatte während einer Regierung von mehr als ein und zwanzig Jahren keine andre Beschäftigung; und ihre Günstlinge, mit denen sie oft abwechselte, und die ihr lieber waren als ihre Minister, machten alle das größte Glück. So gieng es den zwey Brüdern Rasoumowski; sie waren Kosaken von niedriger Geburt, aber jung, schön, und wohlgewachsen, Eigenschaften welche bey Elisabeth viel galten. In der nämlichen Rücksicht wurde Sierers, der Sohn eines Kasaien des verstorbenen Herzogs von Kurland, Biron, zum Grafen gemacht, und bey glänzenden Veranlassungen nach Wien gesandt. Peter Schuwalow, und sein Vetter Iwan Schuwalow, gelangten ebenfalls, dieser durch seine Gestalt, jener durch seine Gewandtheit, zu der höchsten Gunst. Der erste sieng durch eine Heirath mit einer Favoritin der Kaiserin zuerst an seinen Weg zu machen; nachher brachte er seinen Vetter als Page bey ihr unter, und war dabey des Erfolgs gewiß. Iwan wurde Kammerherr und Günstling seiner Gebieterin in jedem Betracht; er bekam einen großen Antheil an der Staatsverwaltung, und zog seinen Vetter mit dazu. Peter entwarf die Pläne, und Iwan sorgte dafür daß sie bey der Zarin durchgiengen. Die beiden neuen Grafen wurden bald Bestuchef und Apraxin als Kollegen aufgedrungen, und da diese sich nicht getrauten es mit ihrem Einfluß aufzunehmen, mußten sie sich's gefallen lassen. Iwan Schuwalow hatte einen Secrétaire, der dem Französischen Hof sehr behülflich hätte seyn können, um Rußland von England abzugiehen; denn außer dem

gehend sah, auf der andern aber diese Prinzessin auf dem Schafot, im Begrif enthauptet zu werden, und Lesloc auf dem Rasbe. So machte er ihr begreiflich, daß die Wahl ihr nur für den Augenblick frey blinde; morgen, sagte er, ist der Thron versterkt, und das Schafot sicher.

Elisabeth hat acht natürliche Kinder gehabt, von denen keines anerkannt worden ist, und die eine Italienische Vertraute, Namens Juanna, auf ihre Rechnung nahm.

dem Vertrauen das sein Herr auf ihn setzte, konnte der Haß der Gemahlin von Peter Schumalof gegen Bestuchef, welcher den Engländern ganz ergeben war, hier benützt werden. Dieser Sekretair war ein Franzose, der Sohn eines Parlamentsraths von Metz, Namens Eschoudi. Wegen seiner unordentlichen Aufführung war er gezwungen gewesen, sein Vaterland zu verlassen, und hatte den Namen Chevalier de Lussi angenommen. Nachdem er als Avanturier in einem Theil von Europa herumgezogen war, fand er sich genöthigt unter die Französischen Schauspieler der Zarin Elisabeth zu gehen. Er schrieb auch einige Romane, und ein Journal unter dem Titel: le Parnasse François. Seine Talente, und die Leichtigkeit mit welcher er verschiedene Sprachen sprach, empfahlen ihn dem Favoriten, Ivan Schumalof, der ihn vom Theaters wegnahm, ihm die Stelle als Sekretair der Akademie geben ließ, und ihn zugleich, unter dem Namen eines Grafen von Putelange, zum seinigen annahm. Wenn er jetzt (1764) noch lebt, kann er höchstens vierzig Jahre alt seyn.

Elisabeth hatte den Herzog von Holstein Gottorp, den einzigen Sohn ihrer ältern Schwester, Anna Petronovna, welcher mit Katharina von Anhalt Zerbst vermählt war, als ihren Nachfolger anerkennen lassen. Aber sie ließ beyden nicht den mindesten Antheil an der Regierung. Sie wurden genau beobachtet, und Spionen waren zur Aufsicht über sie gesetzt. Kein Fremder durfte ihnen zu nahe kommen. Aus der Abneigung, welche Elisabeth gegen sie blicken ließ, muthmaßte man daß sie ihren noch unerwachsenen Sohn, oder in dessen Ermangelung den Prinzen Ivan, welcher in einem Schlosse bey Archangel gefangen lebte, ihnen vorzuziehen Willens war. Welche Beschaffenheit es nun mit den geheimen Absichten dieser Zärsin gehabt haben mag, so starb sie den 5 Januar 1762, und der Herzog von Holstein wurde am nämlichen Tag unter dem Namen Peters III zum Kaiser ausgerufen.

Seine Regierung war von kurzer Dauer. Jedermann weiß daß im Monat Julius des nämlichen Jahres seine Gemahlin ihn festsetzen ließ, daß er wenige Tage darauf in seinem Gefängniß an einer angeblichen Hemorrhoidalschleim starb, und das Katharina II sich hierauf, den Rechten ihres Sohnes zum Nachtheil, als Kaiserin ausrufen ließ. Da ich von den Ursachen und den Umständen dieser Revolution nicht so gut unterrichtet bin, als von den Begebenheiten die ich bis jetzt angeführt habe, so beschließe ich hier diesen Artikel von Rußland. Vielleicht werde ich in der Folge, aus sehr sichern Quellen, den gegenwärtigen Zustand dieses Reichs beschreiben; und ich muß voraus erinnern, daß meine Darstellung, wenn sie auch nicht ganz mit dem, was hierüber schon bekannt ist, übereinstimmt, darum nicht weniger wahr seyn wird.

Der Herzog von Bourbon und die Marquise von Breteuil hatten an der Königin alle Erkenntlichkeit und alle Gefälligkeit gefunden, die sie sich von ihr versprochen hatten. Weder mit dem Wunsche dem König zu gefallen beschäftigt, dachte sie ganz und gar nicht an die Staatsgeschäfte; und dem König, welcher durch die Jagd, die Feten und die Reisen von Chantilly, Rambouillet und Marly zerstreut wurde, wären die Angelegenheiten der innern Regierung und der Politik sehr beschwerlich gewesen. Der Herzog von Bourbon hatte also mit seiner Maitresse und den Paris als Subalternen die unumschränkte Herrschaft. Er gieng täglich, nach dem Beispiel des Regenten, zu dem König um ihm seine Aufwartung zu machen, und gewisse Geschäfte summarisch mit ihm abzuhandeln, gleichsam in der Absicht mit ihm, oder vielmehr in seiner Gegenwart, daran zu arbeiten. Aber der Bischof von Frejus ermangelte nie sich als Dritter dabey einzufinden. Dieser ewige Dritte war dem Herzog lästig, und mißfiel der Marquise sehr, welcher die Vergebung der geistlichen Aemter noch auf dem Herzen lag. Sie nahm sich

sich vor, dieses Jach unter dem Namen ihres Liebhabers an sich zu reifen, und um den alten Bischof abzuschütteln, erfindet sie ein Mittel, das sie selbst an seine Stelle setzte, und ihr fast den offenbaren Zutritt im Staatsrath verschaffte. Sie ließ den König durch den Herzog überreden, jene Arbeit in dem Zimmer der Königin abzutun, die er damals noch liebte, oder für welche er wenigstens die Art von Trieb empfand, die jedem jungen Mann bei dem ersten Weib, dessen Genuß er hat, natürlich ist. Da der Präceptor dort keine Stunden zu geben hatte, so konnte er dem König nicht zeigen, und ohne gar zu plump gestossen zu werden, mußte er auf diese Art so zu sagen von seiner Stelle gleiten, und ganz natürlich auf den Boden kommen. Dann nahm die Marante, von der Gloride der Königin unterstützt, den vierten Platz ein, und führte das Ruder des Staats. So bewundernswürdig wie ihr der Anschlag vorkam, so entsprach doch der Erfolg nicht ihrer Erwartung.

Nachdem also der Herzog eines Tags den König besprochen hatte einmal bei der Königin zu arbeiten, begab sich der Bischof von Genes, der nichts davon wußte, um die gewöhnliche Stunde in das Cabinet des Königs, welcher noch nicht weggegangen war. Da nach einigen Augenblicken der Herzog nicht kam, gieng der König, ohne dem Bischof ein Wort zu sagen, heraus, und kam zu der Königin, wo er den Herzog traf. Der Bischof blieb allein und wartete; nachdem aber die Stunde der Arbeit schon längst verfloßen war, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß man ihn hatte ausschließen wollen. Er kehrte zurück in seine Wohnung, und schrieb dem König einen Brief, worinn er von dem Vorgang betrübt, auch wohl gar piquet schien, zugleich aber sich so zärtlich als ehrentätig ausdrückte, von Seiner Majestät Abschied nahm, und ankündigte daß er seine Tage in der Entfernung vom Hof beschließen würde. Er trug dem ersten Kams

merdienter, Niert, den Brief zur Befellung auf, und reiste sogleich nach Issi zu den Eulpicianern, wo er zuweilen zur Erholung sich aufhielt.

Bei seiner Zurückkunft fand der König den Brief, und glaubte sich verlassen als er ihn las. Die Thränen fielen ihm aus den Augen, und um seinen Schmerz vor den Bedienten zu verbergen, rettete er sich in seine Garsderobe. Niert suchte sogleich den Herzog von Mortemart, ersten Kammerjunker, auf, und erzählte ihm was vorging. Dieser eilte zum König, fand ihn untröstlich, und hatte die größte Mühe ihn so weit zu bringen, daß er die Ursache seiner Betrübniß gestand. Mortemart nahm hierzu auf den Ton des Eifers und des Verdrusses an: „Was Sire?“ sagte er, „sind Sie nicht Herr? lassen Sie doch dem Herzog von Bourbon sagen, daß er sogleich nach dem Bischof von Grejus schickt, und Sie sehen ihn sicher wieder.“ Da er den König noch verlegen sah, den Befehl auszustellen, erbot er sich ihn zu übernehmen. Ludwig, sehr erleichtert, nahm das Gebieten an, und Mortemart verkündigte dem Herzog von Bourbon diesen Befehl der ihn sehr niederschlug. Er wollte Schwierigkeiten machen, aber Mortemart fühlte seine eigne Gefahr, wenn ihm das Geschäft mißlänge, für dessen Ueberder der Herzog ihn bald erkennen würde, so gut wie für den Ueberbringer des Befehls. Er sprach also in einem so ständehaften Ton, daß nichts wie Gehorsam übrig blieb.

Sobald man den Expreß abgeschickt hatte, hielten der Herzog, die Marquise, und ihre Vertrauten Berathschlagung über ihre Lage. Einer stimmte, daß man den Bischof auf dem Weg von Issi nach Versailles anhalten und ihn sofort den Weg einer entfernten Provinz, wie etwa die seinige, nehmen lassen sollte, wo eine lettre de cachet ihn in der Verweisung zurückhalten würde. Der Schlag war kühn, aber wahrscheinlich würde er geglückt haben. Man hätte dem König vorgespiegelt, daß der Bischof

Bischof sich zurückzukommen geweigert und freiwillig entfernt hätte. Niemand würde es gewagt haben einem Prinzen, der erster Minister war, zu widersprechen, und bey der großen Jugend des Königs, der überdies damals mehr mit seiner Gemahlin als mit einem alten Präceptor beschäftigt war, würde der Abwesende bald vergessen worden seyn. Zum Glück für den Staat, der einem zügellosen Weib zur Beute gedient hätte, kam der Bischof bey dem König an, während daß die Korte noch berathschlugte, und Ludwig empfing ihn wie einen Vater.

Horace Walpole, der Englische Gesandte, und Bräuer des Staatsministers, Robert, unterhielt sorgfältig die Freundschaft des Bischofs von Frejus, dessen Macht er vorher sah, und, dessen verborgnen aber sichern Einfluß er schon erkannte. Er war der einzige, welcher auf die erste Nachricht nach Jpsi eilte, und dem Bischof Unterstützungsbetheuerungen machte. Da dieß vor der Entwicklung der Sache geschehen war, so behielt der alte Prälat, bey allem Mißtrauen das ihm durch Charakter und durch Erfahrung natürlich war, seitdem für Walpole eine Abhängigkeit, welche dieser, zum Nachtheil unsers Seewerthens und unsers Handels sehr anzuwenden gewußt hat.

Man kann leicht urtheilen, was für Gesinnungen der Herzog von Bourbon und der Bischof von Frejus nach einem solchen Austritt gegen einander hegten. Der erste sah indessen, daß man einen Mann der dem König so theuer war, forthin für etwas rechnen müßte, und hieng an ihm die größte Achtung zu erweisen; Gleichwohl, welcher seinerseits nur um das Wesentliche des Einflusses besorgt war, vermied alles was ein Frohlocken über seinen Triumph anzeigen konnte, und behandelte den Herzog mit der Ehrerbietung die seiner Geburt zukam. Die Marquise von Prié, die sehr an dem Glück des Prinzen, aber keinesweges an seiner Person hieng, beschloß sich nun daß sie auf die Vertheilung der Benefizien Verzicht

leisten, und noch verschiedene andre Ansehnliche einschränken mußte. Sie schmeichelte dem Prälaten, und unterließ nichts um bey ihm nicht mit dem Herzog vermengt zu werden, den man, sagte sie, für ihren Liebhaber ansehen könne, obgleich sie nie etwas anders als seine Freundin gewesen wäre, und jetzt auch das zu seyn aufhörte, da aller gute Rath, den sie ihm gäbe, nichts fruchtete. Den besten Beweis daß sie den Herzog nicht liebte, den sie hätte anführen können, hätten unfreilich die vielen Untreuen gemacht, die sie an ihm begieng; aber der alte Bischof war nicht so leicht zu hintergehen als ein junger Prinz. Glenzi war völlig entschlossen, den Staat von allen die seit der Regentschaft an dessen Verwaltung Theil genommen hatten, zu befreien; und er stand nicht lange an dieß ins Werk zu richten. Es scheint daß der Herzog vor seinem Sturz nicht das mindeste davon ahndete; denn wenn er sich freiwillig zurückgezogen hätte, würde er der Verhannung entgangen seyn, und die Demüthigungen vielleicht zum Theil verhindert haben, welche den Sturz der Marquise begleiteten.

Der König gieng voraus nach Rambouillet ab, wohin der Herzog von Bourbon ihm folgen sollte, und sagte vor seiner Abreise zu ihm: er möchte nicht zu lange auf sich warten lassen. Dieß war vielleicht überflüssig, aber wahrscheinlich hatte der Bischof von Frejus den ganzen Plan angelegt, und dem König sogar die Worte bestimmt.

Kaum hatte der König Versailles verlassen, so verständigte ein Capitän von der Garde dem Herzog den Befehl, sich nach Chantilly zu begeben; und zur nämlichen Zeit bekam die Marquise einen, durch welchen sie auf ihr Gut Courbepine in Normandie verwiesen wurde. Ich werde hier, was sie betrifft, vollends mitnehmen, um nicht wieder auf den Gegenstand zu kommen. Sie sah diese Ungnade anfangs für eine vorübergehende Wolk an; ein-
 ner ihrer besondern Freunde, der am Tage ihrer Abreise mit

mit ihr speiste, hat mir erzählt, daß sie ihn gefragt hätte, ob er glaube daß ihre Entfernung von langer Dauer seyn würde. Er kannte den Hof zu gut um daran zu zweifeln, aber er gab ihr eine tröstliche Antwort. Durch die Hoffnung aufrecht erhalten, oder wenigstens nicht so dem Schmerz angegriffen, daß jedes andre Gefühl in ihr erstickt gewesen wäre, ließ sie eine Stunde vor ihrer Abreise einen verborgnen Liebhaber zu sich in ein Cabinet kommen, und nahm von ihm Abschied. Sie waren zu sehr mit einander beschäftigt, oder zu eilig um darauf zu denken die Fenster zu verschließen, so daß aus einem benachbarten Hause verschiedene Personen diesen häßlichen Abschied mit ansahen. Sie hielten es nicht geheim, und da sie nicht nahe genug waren, um den begünstigten Nebenbuhler des Herzogs von Bourbon zu erkennen, sich auch nicht trauen zu lassen das es der Sekretair ihres Mannes wäre, so schrieben sie es auf die Rechnung des und zogen ihn damit auf, weil er der einzige war, von welchem man wußte daß er an dem Tage bey ihr gespeist hatte. Dies hat mir's erzählt a).

Die

- a) Auch bey dieser Anekdote muß die Bemerkung wiederholt werden, daß Dacier sich zuweilen den Zügen aufhält, welche des ernsthaften und denkenden Mannes, selbst wenn er nur Wesen sammeln, nicht würdig genug sind. Bey Stellen dieser Art scheint der Geist der Keckheit und der Kleinlichkeit aus dem gesellschaftlichen Leben das Gedächtniß des Verfassers angedeckt zu haben; aber von größerer Wichtigkeit ist der von ohngefähr hier so nah zusammengestellte Kontrast zwischen den Russischen und den Französischen Hof-Revolutionen. Es kann wenigstens von keinem Nutzen seyn die Probe anzustellen, ob man nicht in dem größeren und milderen Charakter jener Ausrüttel die Unwürdigkeit und die bey ihren wichtigen Folgen so traurige Beschränktheit der Verfaller Ehorheiten, in dem milderen und feineren Anstrich aber der Französischen Hofkavalen nicht die Falschheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenslichkeit der Russischen Gräuelt, wesentlich wiederfindet. Es wird immer mehr Zeit, diese herrlichen Züge zu dem Gemälde der politischen Desaden von Europa im Stillen zu sammeln, und damit der großen Sendung künftiger Montaigne's und Gibbon's zu arbeiten.

Die Standhaftigkeit der Marquise hielt nicht lange an. Kaum war sie in Courbepine, so erfuhr sie, daß ihre Stelle bey der Königin ihr genommen, und an die Marquise d'Alincour vergeben war. Sie sah nun deutlich, daß sie vom Hofe weggesagt war, und ohne Hoffnung jemals wieder aufzukommen. Verzweiflung ergriff sie, und der Kummer zehrte sie ab, ohne daß sie nur den Trost hatte, den Arzt den sie kommen ließ, und Silva, den Arzt des Herzogs, von welchem sie Konsultationen einholte, zu überzeugen, daß sie wirklich krank wäre. Sie blieben dabey, daß sie nichts als Vapeurs oder Nervenzusfälle hätte; die letzte Krankheit hing damals an Mode zu werden, sie hat seitdem die Vapeurs verdrängt, und gehört mit zu den Namen, womit die Aerzte ihre Unwissenheit bemänteln. Ohne Zweifel haben sie das Prognostikon des Todes aus Verzweiflung nicht; denn an dem Tage wo die Marquise von Prie, in ihrem neun und zwanzigsten Jahre, starb, nachdem sie fünfzehn Monate lang in ihrer Verbannung eingegangen war, hatten sie noch ihre Krankheit für Einbildung erklärt.

Von dem Kardinal Fleuri.

Der Bischof von Frejus, der von jeher im Besitz des königlichen Vertrauens gewesen war, und nunmehr öffentlich damit beehrt wurde, hätte sich zum ersten Minister können ernennen lassen; er begnügte sich aber mit der ganzen Gewalt dieser Stelle, und ließ den Titel und die äußerlichen Verrichtungen derselben eingehen. Wahrscheinlich rieth er auch dem König an, sie nie wieder ankommen zu lassen, wie der Kardinal Mazarin auf seinem Todbett es schon Ludwig XIV. angerathen hatte. Le Blanc bekam wieder das Kriegsdepartement, Pelletier des Ports bekam die General Aufsicht über die Finanzen, und Berthelot de Montcheu, Bruder der Marquise von Prie, für welchen sie eine sechste Intendantenstelle in den Finanzen hatte errichten lassen, wurde gezwungen diese abzugeben. Die ganze Verwaltung des Herzogs von Bourbons wurde verändert, und unter dem Vorwand um ihre Entlassung gebeten zu haben, mußten alle seine Diener sich entfernen. Ueberhaupt wird in den öffentlichen Nachrichten die offenbare und oft gerechteste Verjagung von Staatsbeamten immer auf diese Weise beschönigt. Wer die Geschichte nur aus den zeitlichen Druckschriften kennt, sieht kaum das Gerippe derselben.

Die wichtigste Operation für das gemeine Volk war die Abschaffung des Zunftsystems. Ohne den Plan der Regierung zu verändern, den er eingeführt fand, und der im Fach der Finanzen einer neuen Gestalt bedurfte, grünte
dette

dete der Bischof von Frejus wenigstens eine ökonomische Verwaltung, der er, so lange sein Ministerium dauerte, das heißt bis an seinen Tod, getreu blieb. Man kann ihm zu viel Vertrauen auf die Financiers verwerfen. Er mußte wissen daß ihr vorgeblicher Kredit, den sie dem König zu leihen scheinen, von dem König selbst herrührt. Aber er unterstützte sie, entweder weil er kein Mittel konnte sie zu entbehren, oder aus Furcht, in seinem Alter eine Reform zu unternehmen, die er nicht Zeit haben würde zu vollenden oder fest zu gründen. Er half ins dessen durch die Ordnung und die Sparsamkeit nach, welche bey jeder Regierungsform die Grundlage der Verwaltung seyn müssen, und was für die Regel das wesentlichste ist; er gab selbst das Beispiel davon. Sein Minister war je so uneigennützig. In Pfründen nahm er nichts, als was er nothdürftig brauchte, ohne dem Staat etwas abzulassen, um ein bescheidenes Haus und eine spärliche Tafel zu halten. Das Vermögen das er hinterließ, war auch kaum das eines mittelmäßigen Bürger, und nicht der zehnte Theil der Kosten des Begrabsmals das ihm der König erwidern ließ, wäre damit zu bestreiten gewesen. Sein Tod konnte an jene uralten Zeiten erinnern, wo Fürger die ihrem Vaterland gedient hatten, so arm starben, daß sie auf öffentliche Kosten zur Erde bestattet werden mußten. Auch hätten die Finanzverwalter, für welche er so viel Gefälligkeit hatte, nicht mit dem üppigen Aufwand prangen dürfen, den wir seit dem von Leuten, die sich aus dem Staube der Kanzleyen empor schwingen, haben auskramen sehen. Unter diesem Minister war die Erhebung der Auflagen weniger hart, und die Zahlungen waren richtiger. In wenigen Jahren stellte er die Auslage der Einnahme gleich, indem er diese durch die Oekonomie allein erhöhte.

Da meine Absicht bloß ist, Nichts wiederfahren zu lassen, und nicht Lobreden zu halten, so werde ich den
gei

gegründeten Vorwurf nicht verschweigen, den man diesem Minister macht, daß er die Marine hat in Verfall gerathen lassen. Der Geist der Defonomie führte ihn in diesem Punkt irre. Sein Vertrauen auf Walpole ließ ihn glauben, daß er mit den Engländern einen unwandelbaren Frieden erhalten, und also den Aufwand für die Marine würde ersparen können. Er hätte fühlen sollen, daß die Dauer des Friedens von der Sorge abhienge, die er nahm, um ihn zu erhalten, daß sie mit seinem Charakter in Verbindung stand, und daß unvermuthete, gezwungene Umstände den Krieg zwischen uns und den Engländern, unsern natürlichen Feinden, immer wieder entzünden konnten. Durch einen seltsamen Widerspruch fürchtete er Verbesserungen zu unternehmen, die sein hohes Alter ihm nicht hoffen ließ zu vollenden, und bey andern Gelegenheiten handelte er, als ob er sich für unsterblich gehalten hätte.

Wenn er zuweilen die Defonomie zu weit trieb, so murrten diejenigen am meisten, die dadurch im Zaum gehalten wurden; und sie suchten ihn in den Ruf zu bringen, daß er die Dinge nicht im Großen sähe, worauf denn tausend von den Dummköpfen, die nichts weder im Großen noch im Kleinen sehen, diese Formel wiederholten. Aber das Volk und der Bürger, also der zahlreichste, der nützlichste Theil des Staats, der die Grundlage und die Kraft desselben ausmacht, konnte sich eines Ministers ers freuen, der das Königreich wie eine Haushaltung verwaltete. Was man ihm auch für Vorwürfe machen mag, so wäre es wünschenswerth für den Staat, daß er Nachfolger gehabt hätte, die bey einer eben so unbeschränkten Macht als die seinige, ihm in der Denkungsart geglichen hätten. So viel ist ausgemacht, daß man die Regentschaft ohne Bedauern hat endigen sehen, daß man das Ministerium des Herzogs von Bourbon verflucht hat, daß man seinen Nachfolger gern wieder vom Tode auferwecken möchte,

möchte, und über das was wir seitdem sahen, wissen wir sehr gut woran wir uns zu halten haben. Ich werde davon sprechen.

Der Bischof von Frejus beschäftigte sich unstreitig zu viel mit der Konstitution, die er beiseite legen, und zugleich mit den Opponenten ausstrecken lassen konnte. Aber es wäre fast widernatürlich gewesen, daß ein Prälat, mit seiner Lage zufrieden, groß genug gedacht hätte, um nicht nach dem Kardinalat zu streben, und das sicherste Mittel dazu zu vernachlässigen. Er hatte den Namen als erster Minister nicht angenommen; er wollte indeffen sich wenigstens den äußeren Glanz verschaffen, den seine geistlichen Vorgänger in seiner Stelle gehabt hatten. Man kann leicht denken, daß er keine Schwierigkeiten fand. Die erste Promotion von Kardinälen welche bevorstand, war die der Kronen, und der König gab seine Ernennung dem Bischof von Frejus. Aber die Promotion war noch entfernt, und der alte Prälat etwas eilig in den Feig zu kommen; es mußte also bewürkt werden, daß er im Voraus, außer der Krone, ernannt wurde. Da die Genehmigung des Kaisers und des Königs von Spanien hierzu nothwendig war, so erklärte der König gegen sie, daß er die französische Ernennung kühn um eine kurze Zeit zu anticipiren verlangte, und daß sie demnach bey der Promotion der Kronen sich schon erfüllt finden würde. Die beiden Höfe, welche nichts dabei verloren, gaben ihre Einwilligung, und würden wahrscheinlich dem Papst erlaubt haben, einem mächtigen Minister, auf dessen Erkenntlichkeit sie sich ein Recht erwarben, den Hut proprio motu zu geben. Aber der Bischof, dem wenig daran gelegen war, ob es in Frankreich einen Kardinal mehr gäbe, machte darauf keinen Anspruch, und begnügte sich mit einer Auszeichnung, die nichts auffallendes hatte 1).

Das

1) Der Kardinal Fleury wurde den 11 September 1726 ernannt, und die Promotion der Krone geschah im November 1727.

Das lag überhaupt in seiner Denkungsart. Er hatte den Orden des heiligen Geistes und das Erzbisthum Rheims ausgeschlagen, zu einer Zeit, wo ein jeder anderer davon geblendet gewesen wäre.

Ohne Prunk, mit einer bescheidenen Außenseite, zog er das Wesen der Macht dem Gepränge derselben vor; und er hatte wirklich eine unumschränkere, weniger wie derisprochene Gewalt als Mazarin durch seine Ränke, oder Richelieu durch seine Henker.

Dies Ministerium, das gegen siebenzehn Jahre dauerte, konnte man als ein glückliches Interregnum betrachten; was darauf folgte war nichts wie Anarchie, und die ganze Zeit des Kardinal Fleuri wird mir weniger Geschichtsbegebenheiten im Innern des Reichs darbieten, als ein einziges Jahr der Regenthschaft. Die Gewalt war beständig in den Händen des Kardinals, und der Wille, welcher sich so oft zugleich mit der Macht unter mehrere Minister vertheilt, und dadurch dem Staat so verderblich wird, war hier zu einem einzigen vereinigt. Alles schritt auf Einer geraden Linie fort; kein Vermunftiger getraute sich jemals bey dem König etwas gegen seinen Minister zu unternehmen. Die Königin selbst sah die Nothwendigkeit davon ein. So unzufrieden sie auch mit dem Sturz des Herzogs von Bourbon und der Veränderung des Ministeriums seyn konnte, so suchte sie keinen Einfluß in die Regierung zu erlangen, und schränkte sich von diesem Augenblick auf die Pflichten ein, aus denen man sie seitdem bey keiner Gelegenheit hat herausgehen sehen.

Das Betragen der Königin, der Gehorsam der untern Staatsbeamten, und die Unterwürfigkeit der Hofleute erinnern mich an die Thorheit einiger jungen Schwärmer.

Schwindelbörse vom Hof, die sich's einmal einfallen ließen, eine Rolle spielen zu wollen. Der Kardinal hatte sie zu den Belustigungen des Königs, und zu einer Art von Familiarität mit dem jungen Monarchen ziehen lassen. Sie nahmen dies treuherrig für Vertrauen von Seiten dieses Fürsten, und bildeten sich ein, daß sie die Regierung an sich reißen könnten. Der Kardinal bekam Nachricht davon, und wahrscheinlich durch den König selbst. Unter Richelieu, welcher den geringsten Angriff auf seine Macht so gut zum Verbreiten zu machen, und Richter zu finden wußte, deren Art nie ausgeht, hätte die Thorheit dieser jungen Leute schlimme Folgen haben können. Der Kardinal Fleuri, welcher die Dinge nicht so tragisch aufnahm, lachte mitleidig; behandelte sie als Kinder, ließ einige von ihnen eine Zeitlang auf ihren Gütern reif werden, oder bey ihren Aeltern zu Verstand kommen, und achtete ein Paar andre so gering, daß er sie am Hof den Spötterepen zum Ziel dienen ließ, mit welchen man sie nicht verschonte. Es ist unnöthig ihre Namen jetzt aufzuzischen, sie haben sich seitdem in keinem Fach welche gemacht, und sind vollkommen vergessen. Man nannte das damals die Verschwörung der kleinen Duben.

Man könnte den Charakter dieses Ministeriums mit einer einzigen Bemerkung im Voraus bezeichnen: wenn man nämlich nur einen Monat seiner Staatsverwaltung umständlich darlegte, würde man das vollständige Gemälde eines Zeitraums von mehr als sechszehn Jahren geben a). Die Kriege von 1733 und von 1741 muß man

a) Fleuri's Ministerium giebt unter andern auch einen auffallenden Beweis, mit wie wenigen Mitteln die Wohlthat eines Staats bewürkt werden kann. Alles was diese natürliche Anlage des Volks, durch Ruhe, Ordnung und Einfachheit in der Regierung zufrieden gestellt zu werden, so gewaltsam zerstört hat

man jedoch hiervon ausnehmen: dies waren gezwungne Lagen, in welche er mehr gestoßen wurde, als daß er sich freiwillig hinein begeben hätte.

Nachdem er das Varet aus den Händen des Königs empfangen hatte, und ihm deshalb seine Dankagung abkattete, erwies ihm Ludwig die Ehre, ihn vor den Augen des ganzen Hofes zu umarmen; und der König bezeugte so viel Freude, als der neue Kardinal nur in seinem Herzen verschließen konnte.

Jedermann glaubte auf Fleuri's Dankbarkeit Ansprüche zu haben, und suchte sie geltend zu machen. Der Papst bediente sich seiner, um seine wankende Konstitution wieder vorzunehmen. Der Reichsvicekanzler Singendorf hatte bald Ursache sich zu freuen, daß ihn der Kaiser zu der Unterhandlung über den Hut gebraucht hatte, und der Herzog von Richelieu, unser Ambassador in Wien, ebenfalls, daß er diese Korrespondenz zu besorgen gehabt hatte. Beide hatten den Kardinal in einem Abenteuer nöthig, das sie persönlich betraf, und das der Geschichte nicht würdig seyn würde, wenn es nicht über die Men-

L 3

schen,

bat, wird einst von der unparteiischen Geschichte, nicht mit der glimpflichen Formel der beleidigten Volksmacht, sondern mit dem schrecklichen Namen: Verbrechen des verachteten Menschenglücks gebrandmarkt werden. In jenen engen Kreis sehnst sich, wissentlich oder nicht, alles zurück; und wie lange man sich auch draußen schlägt, eh der Kreis wieder gebildet wird, so werden weder die wortreichen Evarianer in Frankreich, noch die antiphilosophischen Diener der Ehre und des Königs, jemals in dem Innern des Bürgers eines andern wahren Reichthum kennen. Aber es kehrt nur zu den merkwürdigen Folgen dessen was geschehen ist, daß dieser Trieb selbst nicht mehr hinreicht sich zu befriedigen; allein und unbewehrt wird er das Opfer der streitenden Parteien, wenn er nicht, früh oder spät, mit einer Entschiedenheit, die sein Wesen verändert, dem nackten Begriff des Zurvorigen das Gewand des einen oder des andern Glaubens anlegt.

schen, welche eine Rolle in den öffentlichen Geschäften spielten, eine Art von Ruch verbreiteten.

Der Sohn des Reichsvicekanzlers, welcher im geistlichen Stande erzogen war, der Graf von Westerloos, Hauptmann von der kaiserlichen Hofschiervache, und der Herzog von Richelieu lebten in Wien durch einen gleichen Hang zum Vergnügen mit einander verbunden. Einer von jenen Betrügern, welche von der Leichtgläubigkeit gewisser starker Geister leben, die nicht so selten sind als man meint, die an die Magie und andre ähnliche Absurditäten glauben, überredete diese drei Herren, daß er durch die Vermittelung des Teufels jedem die Sache verschaffen würde, die er am meisten zu besitzen wünschte. Richelieu soll, wie man sagt, den Schlüssel zum Herzen der Fürsten verlangt haben, denn der Weber hielt er sich schon für gewiß. Der angewiesene Ort zur Teufelsbeschwörung war an einem Steinbruch, nahe bei Wien. Sie begaben sich des Nachts dahin. Es war im Sommer, und die Beschwörungen dauerten so lang, daß der Tag schon anbrach, als die Werkleute, die zu ihrer Arbeit kamen, von einem dringenden Geschrei herbeigeloct wurden, und die drei Männer um einen Mann in armenischer Kleidung a) versammelt fanden, der in seinem Blute schwamm und eben seinen Geist aufgab.

Der Unglückliche war ohne Zweifel der vorgebliche Magnus, den diese Herren, so grausam als leichtgläubig, und beschämt getäuscht worden zu sehn, ihrem Verderb auf-

a) Ich glaube versichern zu können, daß dieser Armenier mit dem unter uns durch den Geisterseher so bekannten nichts gemein hat, und daß man sich also irren würde, wenn man den Armen, welcher so viel Erwartung erregt hat, hier zufällig geistig zu finden glaubte.

aufgeopfert hatten. Die Arbeiter liefen sogleich davon, in der Furcht für Mitschuldige angesehen zu werden, und machten ihre Anzeige bey der Polizen. Als die Wache kam und den Namen der Verbrecher erfuhr, gab sie dem Vater des einen, dem Reichsvicekanzler, davon Nachricht. Dieser wandte alles an um den Handel zu schleichen, der für alle drey ernsthaft genug, aber für Einzendorf am wichtigsten war, da er die Ernennung zum Kardinalat hatte und die Promotion herannahete.

Der Reichsvicekanzler hatte diese Ernennung für seinen Sohn von einem Abbe Strickland gekauft, einem Engländer, der einer von den listigsten Abentheurern war, und das Mittel gefunden hatte sich die Polnische Ernennung zu verschaffen. Bey aller seiner Geschicklichkeit entging Strickland nicht dem gemeinen Loos dieser Art von Menschen; sein Ruf war zweydeutig, und eine unregelmäßige, zu öffentlich bekannte Lebensart ließ ihn befürchten, daß seine Hoffnungen in Rom, wo die Konkurrenten ein erstaunliches Talent haben sich unter einander zu durchkreuzen, nicht erfüllt werden möchten. Er fand also rathsam, um nicht alles zu verlieren, seine Rechte oder Ansprüche bey dem Reichsvicekanzler gegen klingende Münze auszutauschen; und Einzendorf welcher das Departement der auswärtigen Geschäfte hatte, fand nicht die mindeste Schwierigkeit dabey, seinen Sohn an Stricklands Stelle unterzuschieben. Aber dies letzte Abentheuer gab dem Vater und dem Sohn sehr gegründete Besorgnisse. Der Antheil an einem Verbrechen der Magie wurde in Rom größeres Aergerniß gegeben haben, als Stricklands Sittenlosigkeit und der Mord des Armes niers. Die Verbrechen gegen das Vorurtheil mögen so sinnlos seyn als sie wollen; sie werden immer höher aufgenommen, als die welche nur die Sittlichkeit verletzen oder die Natur schänden.

Einzendorf erklarte die Sache in Wien so gut er konnte, schrieb deshalb an den Kardinal Fleuri, und bat ihn bei dieser Gelegenheit gemeine Sache mit ihm zu machen, nämlich seinerseits den Herzog von Richelieu zu unterstützen, und die Gerüchte, welche bis nach Frankfurt bringen konnten, als Verläumdungen zu bekämpfen. Fleuri, für welchen sich der Reichsvicekanzler kurz vorher des Hutes wegen verwandt hatte, und den Richelieu überredet hatte, daß er ihm auch dabei sehr nützlich gewesen wäre, ließ sich gern zu dem, was von ihm verlangt wurde, gebrauchen.

Damit war indessen noch nicht alles gethan; es kam hauptsächlich darauf an zu verhindern, daß die Sache nicht in Rom zu Einzendorfs Nachtheil ruhmbar würde. Das bloß präsumirte Verbrechen der Meute zieht schon die Exkommunikation nach sich. Der Reichsvicekanzler ergriff das Mittel, dem Pabst ein Memorial zu schicken, worinn die Begebenheit bloß unter dem Licht einer jugendlichen Unvorsichtigkeit vorgestellt wurde, die von der Verläumdung gemißbraucht werden könnte, und für welche doch eine Absolution ad cautelam erbeten würde. Man erhält eine Absolution ziemlich leicht in Rom, wenn man das Recht sie zu geben anerkennt, und wenn sie von einem mächtigen Minister verlangt wird. Sie wurde insgeheim dem künftigen Kardinal und dem Herzog von Richelieu gegeben. Kurz darauf erhielt der junge Einzendorf den Purpur, und um allen Verdacht zu vertilgen, wurde Richelieu unter der ersten Promotion von Rittern des heiligen Geistes begriffen, mit der Erlaubnis, die Ordenszeichen vor seiner Aufnahme zu tragen. Nur der arme Westerlo, welcher keinen Minister zum Vater und kein persönliches Ansehen hatte, blieb der Sündenbock bei dieser Geschichte; er lief von Wien fort, verlor seinen Posten, und kehrte in sein Vaterland,

land, Flandern, zurück, wo er in der Dunkelheit lebte und starb.

Nachdem sich der Herzog von Richelieu einige Zeit in seinem Hotel verborgen gehalten hatte, trat er, mit seiner geheimen Absolution versehen und seinem Ordensband geschmückt, glänzender als jemals wieder in Wien auf, und förderte einen Theil des Argwohns durch die Stürze mit welcher er demselben trugte. Er eilte indessen doch sich zu beurlauben, und durchkreiste Italien, ohne aber Rom zu berühren, wo er eben nicht Lust hatte seine Absolution vom Papst bestärken zu lassen. Noch weniger getraute er sich das Herzogthum Modena zu betreten. Von dem vertrauten Umgang den er mit der Herzogin gehabt hatte, als sie noch Mademoiselle de Valois war, befürchtete er von ihrem Gemahl einen Anfall und einen Streich von Italiänischer Eifersucht. Er kehrte nach Frankreich zurück, wo er von dem Kardinal sehr gut empfangen, und in die innere Gesellschaft des Königs eingeführt wurde. Ludwig hat ihn auch immer ziemlich günstig aufgenommen, und mit ausgezeichneten Gnaden beehrt, aber nie mit einem gewissen Vertrauen. Wir werden ihn wichtige Posten bekleiden und sie oft glänzend erfüllen sehen; aber sein Blick ist immer nur der eines Mannes nach der Mode geblieben.

Der Kardinal, der während seines ganzen Ministeriums nicht aufgehört hat, an der Erhaltung oder Wiederherstellung der innern Ruhe des Königreichs zu arbeiten, befließigte sich bey allen andern Europäischen Mächten den Frieden zu erhalten. Er wußte, wie es auch allgemein anerkannt ist, daß sie niemals gegen einander in Krieg gerathen, ohne daß Frankreich durch irgend einen Umstand hineingezogen werden müßte. Er suchte daher, und es gelang ihm, das verschiedene Intresse

des Kaiserlichen, Englischen, Spanischen Hofes, und ihrer Alerten zu vereinigen. Sein vorzügliches Augenmerk war, die Empfindlichkeit des Madrider Hofes über die Zurücksendung der Infantin aus dem Weg zu räumen. Die Niederkunft der Königin von Spanien gab die Veranlassung sich einer Versöhnung anzunähern. Der König schrieb sogleich über die Geburt des Infanten einen freundschaftlichen Glückwunsch an seinen Onkel, der Philipp V so rührte, daß er sich auf der Stelle versöhnte erklärte. Die Königin war nicht so leicht zurückgebracht, und ob sie gleich gendhigt war ihren Gesinnungen einigen Zwang anzuthun, so mußte sich doch der Graf von Nothenburg, der mit dem Auftrag abgesandt wurde, dem Infanten den Orden des heiligen Geistes zu überreichen, einiger Formalitäten unterwerfen, die erniedrigend gewesen wären, wenn man sie nicht als thörig angesehen und die Königin wie ein Kind betrachtet hätte, die man als ein solches zufrieden stellen mußte. Sie forderte daß Nothenburg in einer Privataudienz, die sie und der König ihm geben würden, beim Hereintreten vor ihnen auf die Knie fiel, und sie bâte die Bes leidigungen unsers vorigen Ministeriums zu vergessen. Die Königin, neben ihrem Gemahl sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, erhob ihre Augen nicht einmal auf den Gesandten als er hereintrat, und schien ihn nicht zu bemerken; aber der König ließ ihn wieder aufstehen und stellte ihn der Königin vor, mit der Bitte hinfort den König von Frankreich bloß als ihren Neffen zu betrachten, und die Einigkeit, die zwischen den beyden Kronen seyn mußte, vor Augen zu haben.

Philipps Versöhnung war so aufrichtig als seine stete Anhänglichkeit für sein Haus; die Königin aber schien nur stufenweise ihren Groll schwinden zu lassen, und behielt immer genug davon in Vorbehalt, um saß
len

len zu lassen, wie viel man gegen sie gut zu machen hätte, und um Frankreich zu den größten Dienstleistungen gegen die Infanten zu bewegen.

Es ist hier der Ort von der schlimmen Veran-
derung zu sprechen, die mit dem Verstand des Königs von
Spanien vorging. Ob man gleich im Allgemeinen von
der Melancholie des Königs einige verwirrte Nachrichten
hatte, so sind doch die besondern Zufälle dieser Krankheits-
ten nur wenigen bekannt geworden. Die besondern En-
treten, welche die Königin unsern Ministern, als Gesand-
ten eines verwandten Hofes, zu bewilligen nicht immer
vermeiden konnte, setzte sie in den Stand unserm Hof von
dem Zustand des Königs bestimmte Rechenschaft zu ge-
ben. Außerdem wollte sie Philipp zuweilen sehen, wo die
Königin gewünscht hätte sie entfernt zu halten, und es
gab wiederum Veranlassungen wo sie nöthigt war, sich
an sie zu wenden und ihnen alles zu gestehen. Die De-
pöschten unsrer Ambassadeurs, des Grafen von Norhens-
burg, und des Marquis, nachmaligen Marechals von
Francas, geben das traurige Gemälde des Innern vom
Spanischen Hof.

Man weiß, daß Philipp in einer furchtsamen
Ehrerbietung gegen den König und in der Unterwürfigkeit
gegen einen Bruder, dessen Unterthan er werden konnte,
auferzogen, eine Gewohnheit zu gehorchen angenommen
hatte, die jedem zu gute kam, der es unternahm ihn zu
beherrschen. Die Prinzessin dei Ursini hatte dies benutzt,
und als die Königin sie vertrieb, hatte sie keine Mühe
weiter, als dem vorgezeichneten Plan zu folgen. Die
Einsamkeit, in welcher man ihn beständig hielt, versetzte
ihn endlich in eine Art von Melancholie, die bis zur Toll-
heit ging. Ohne irgend eine sichtbare Unpäßlichkeit blieb
er zuweilen sechs Monate ohne das Bett verlassen zu wol-
len,

len, ohne sich rasiren zu lassen, ohne sich die Nägel abzuschneiden, oder seine Wäsche zu wechseln. Wenn ihm sein Hemd nun am Leibe verfault war, nahm er sein feisches bis es die Königin getragen hatte, aus Furcht, wie er sagte, damit veräusset zu werden. Er aß, herdaute und schlief gut, obgleich nie zu gleichen Stunden. Auch für die Messe, die er auf seinem Zimmer hörte, hielt er nicht mehr auf regelmäßige Zeiten, manchmal ließ er sie früh, manchmal um sieben Uhr des Abends lesen. Den Winter ließ er im ungeheizten Zimmer alle Fenster öfnen, und in der brennendsten Sommerhize ließ er sie zumachen, so daß die Anwesenden vor Frost erstarbten oder vor Hitze erstickten, ohne daß er das geringste Gefühl zeigte. Er konnte in den heißesten Tagen den Dufsten von Gianell ertragen, warf in der strengsten Kälte die leichteste von sich ab, und entblößte sich auf eine ziemlich unanständige Art. So lang er das Bett hütete, beachtete er nie, aber man hörte ihn zuweilen Gebete hers murmeln.

Wenn er aufstand, hätte er ohne Stütze gehen können, wenn der Schmerz, den ihm die langgewachsenen Nägel an seinen Fußchen unter der Kleidung machten, ihn nicht gehindert hätte. Mit seinen langen, schneidenden und harten Nägeln zerriß er sich selbst im Schlafe, und behauptete nachher, daß man die Zeit, wo er schlief, wahrnähme um ihn zu verwunden, oder daß er Scorpionen um sich herum hätte, die ihn stächen. Es gab Augenblicke, wo er sich todt glaubte, und fragte warum man ihn nicht begräbe. Er konnte viele Tage in einem finstern Stillschweigen beharren, und diese düstere Stimmung endigte sich oft mit den wüthendsten Ausbrüchen, wo er um sich schlug, die Königin, den Beichtvater, den Arzt und alle die ihm nahe stunden zertraste, und sich mit gräßlichem Geschrei in die Arme biß. Man fragte ihn, was

er hätte. Nichts, sagte er, und den Augenblick darauf fing er an zu singen oder versank wieder in seine Träumerei. Er stand manchmal plötzlich in der Nacht auf, und wollte im Hemd, mit bloßen Füßen, ausgehen. Die Königin lief, um ihn zurückzubringen, und dann schlug er so arg auf sie los, daß sie oft ganz zerblaut war.

Nachdem er ganze Monate in der scheußlichsten Unreinlichkeit zu Bett zugebracht hatte, verging eben so viel Zeit wo er sich gar nicht niederlegen wollte, und auf einem Lehnstuhl schlief, so daß seine Beine vom Herunters hängen answollen. Ob er gleich wenig Bewegung machte, waren seine gewöhnlichen Mahlzeiten doch sehr stark, er verlangte die nahrhaftesten Speisen, das kräftigste Fleisch; um zehn Uhr des Morgens nahm er eine Kraftebrühe, um zwölf speiste er zu Mittag, womit er zwei Stunden zubrachte, schlief alsdann auf fünf bis sechs Stunden ein ohne von der Tafel aufzustehen, als beim Aufwachen sechs bis sieben Zwiebäcke und nahm um elf wieder eine starke Kraftebrühe.

Er verwechselte unaufhörlich die Verrichtungen des Tags und der Nacht, legte sich zuweilen um zehn Uhr des Morgens nieder, speiste im Bett, arbeitete da mit einigen Ministern, und stand um fünf der Messe wegen auf. Er schlief manchmal zwölf bis vierzehn Stunden, und den folgenden Tag schlummerte er nur wenige Minuten. Er ließ sich verschiedene Breviarien aufs Bett bringen, und die Königin mußte die Psalmen oder Gebete hersagen die er ihr angab, und wechselweise aus dem einen oder dem andern wählte. Mitten unter diesen frommen Beschäftigungen bemerkte er einmal daß seine Hündin läufig war, ließ einen Hund holen, und als sie sich vor einer Gesellschaft von fünfzig Personen bequämeten, hielt er über dieses Geschäft der Natur eine Menge Reden,

den, die mehr schmutzig als gelehrt waren. Bey andern Gelegenheiten hinderte ihn seine Erdmüdigkeit nicht, sehr nachwillige Einfälle zu haben. Ich werde mich bey diesen Abwechselungen von Tollheit und Vernunft nicht aufhalten. Ich verschweige mehrere Umstände, die für mich eben so ermüdend seyn würden, als es die Auszüge aus den Depeschen ¹⁾ für die Leser wären, wenn diese Memoiren jemals erscheinen sollten.

Philipp der Fünfte mußte mit dem stärksten Temperament begabt seyn, um seiner Art zu leben, und den Gesundheitsmutheln, auf welche er fiel, nicht unterzuliegen. Er nahm viele Tage hinter einander eine Büchse voll Theriak auf einmal, und sagte seine Aerzte wären Schurken, die nicht zugeben wollten daß er krank wäre, da er doch sein Ende herannahen fühlte.

Obgleich dieser Verirrungen seiner Vernunft beschloß er für die Geschäfte den richtigsten Verstand und das untrüglichsste Gedächtniß. Es wurde ihm einmal ein Vorschlag gethan, den er nicht annahm, weil er sich des sann ihn ein Jahr vorher schon verworfen zu haben. Ohne Zweifel verlor sich diese Krankheit späterhin, denn ich finde diese Umstände bloß in den Briefen des Grafen von Rothenburg und des Marquis von Brancas, die in der Spanischen Ambassade auf einander folgten.

Ich merke noch an daß durch die Abnahme von Philipps heftigem Temperament in Ansehung der Weiber, die Königin eines ihrer ardsten Mittel ihn zu beherrschen verlor; und da die Natur ihr nicht mehr so gut zu Hatten kam, so nahm sie, wie man sagte, ihre Zuflucht zu

¹⁾ Insbesondere aus denen vom 1. 8. 17. März, vom 3. April 1728, vom 24. May 1729, vom Julius 1736 u. f. m.

stimulirenden Mitteln, welche selten ihrem Zweck entsprechen. Sie schlugen ihr bei einer Gelegenheit 1) fehl, wo ihr viel daran gelegen war, Begierden zu erwecken, die sie entschlossen war nicht zu befriedigen, bis sie ihren Willen erlangt hätte. Es kam darauf an den König zu bewegen, daß er mit Patino arbeitete, gegen den er einen Abscheu gefaßt hatte. Damals schlug er die Königin sehr heftig, und schalt sie eine Elende, die noch nicht zu Frieden sein Reich ins Verderben gestürzt zu haben, auch seine Ehre und seinen Ruhm angreifen wollte. Um sich ohne Zweifel zu überzeugen, daß er in diesen gewalthätigen Auftritten noch Recht hätte, zwang er sie einmal, nachdem er sie geschlagen hatte, ihn um Verzeihung zu bitten. Ich will, sagte er zu seinen Bedienten, daß sie sich ihrer vier Evancelisten erkläre. So nannte er Patino, den Marquis Scotti, den Erzbischof von Amida, Beichtvater der Königin, und die Kamersistin Pellegrine. Dieser Gegenstand brachte ihn immer in Wuth. Auf diese heftigen Auftritte folgten oft gewisse empfindliche Reden, die mehr noch als Gewaltthätigkeiten von einem wunden Herzen, von einem erbitterten Gemüth zeugten. Aus dem innern Verhältniß zwischen dem König und der Königin schloß man, daß sie bloß den glühenden Sinnen ihres Gemahls, den die Febramigkeit allein treu erhielt, den Einfluß zu verdanken gehabt hatte, der nachher durch die Wache der Gewohnheit fortdauerte. Philipp befand sich in der Art von Sklaverei, wo man aus Verdruss die Ketten schüttelt, ohne sie ganz zerbrechen zu können, oder auch nur zu wollen.

Ob er gleich alle seine Kinder liebte, so pflegte er doch in Gegenwart der Königin oft zu sagen, daß Terdis nand,

1) Der Kardinal Fleuri behauptet in einem seiner Briefe, vom August 1740, daß Philipp der Fünfte damals vollkommen null war.

nand, der Sohn seiner ersten Gemahlin, der beste darun-
 ter wäre. Als dieser Prinz einmal von einer Krankheit
 genas, bezeugte ihm die Königin vor seinem Vater die
 zärtlichste Theilnehmung darüber; aber der König schien
 durch einen Blick und ein bittres Lächeln seinem Sohn
 einen Wink zu geben, daß sie ihn hinterginge. Sie ist
 unerhört falsch, sagte er zuweilen von ihr. Sie haßte
 auch wirklich den Prinzen Ferdinand, ohngeachtet sie
 ihm mit der größten Unterwürfigkeit begegnete; aber sein
 Muth gegen sie war seine Existenz und seine Bestimmung,
 ihr und ihrer Kinder König zu werden; was sich jedem Aus-
 genblick ereignen konnte. Seit dem Tod Ludwigs des Ersten,
 dem Philipp seine Krone übertragen hatte, nährte er immer,
 zur größten Angst der Königin, den Wunsch zum zweytenmal
 vom Thron zu steigen. Im Mai 1729 schrieb er an den
 Präsidenten von Castilien, das Conseil zu versammeln,
 seine Abdankung bekannt zu machen und den Prinzen von
 Asturien, Ferdinand als König vorzustellen. Die Königin
 bekam davon Nachricht, warf sich zu seinen Füßen,
 und bewog ihn endlich durch die bittersten Thränen, we-
 niestens den Marquis von Brancas, unsern damaligen
 Gesandten, um Rath zu fragen. Der Marquis ermahnte
 ihn, im Namen des Königs von Frankreich, die Krone
 zu behalten; und Philver, über welchen dieser Name,
 den das Haupte seines Hauses führte, alles vermochte,
 ließ sich überreden, forderte das Schreiben zurück, und
 gerieth es. Der Marschal von Tesse hatte gleich nach dem
 Tod Ludwigs des Ersten der Königin den nämlichen
 Dienst erwiesen, indem er den König im Namen Frank-
 reichs berebet hatte, die Krone wieder anzunehmen. Seis-
 ne Liebe, seine Ehrfurcht sogar gegen den älteren Zweig
 seines Hauses ging so weit, daß er bey der Nachricht von
 der Geburt des Dauphins, ohngeachtet sie in der schlimms-
 ten Zeit seiner Krankheit eintraf, sogleich vom Bett auf-
 stand, wo er seit vielen Monaten lag, sich rasiren, käu-
 bern,

bern, prächtig ankleiden ließ, und sich äußerst lustig zeigte.

Seit dem Sturm den der Marquis von Brancas bengelegt hatte, ließ die Königin ihrem Gemahl weder Dinte noch Feder mehr; und um ihn zu zerstreuen, schaffte sie ihm kleine Pinsel von gerolltem Papier und den Dacht von Wachelichtern in Wasser aufgelöst; diese Werkzeuge dienten ihm sich mit Zeichnen zu belustigen. Wenn ihn aber die Königin auch hinderte, die Krone wirklich niederzulegen, so konnte sie ihm doch den Gedanken nicht nehmen, und daraus erfolgte ein beständiger Kampf.

Indem Philipp aufhören wollte zu regieren und eigentlich auch nicht regierte, blieb er darum nicht weniger eifersüchtig auf seine Macht. Wie alle schwache Fürsten, die sich unfähig fühlen, sie in wichtigen Dingen zu üben, und sich in Kleinigkeiten damit brüsten, so sagte auch Philipp zuweilen, er wäre Herr, und bewies es durch irgend eine Anekdote. Er stand zum Beispiel einmal in dem Hafen Santa Maria auf seiner Galeere, im Begriff abzufegeln, und sah den Anker lichten, fragte warum dies ohne seinen Befehl geschehe, ließ ihn wieder werfen, und den Augenblick darauf von neuem lichten.

Er fühlte daß keiner von seinen Ministern eigentlich seine Wahl war, und bezeugte ihnen darum öfters üble Laune. Wenn er die Expeditionen unterzeichnete, und sie in Verdacht hatte, eine darunter vorzugsweise abgehan zu wünschen, so mischte er sie vorher alle unter einander, oder steckte diejenigen unter, die er oben fand, und verschob sie auf ein andermal. Männer, wie Marino, den denen er Fähigkeiten erkannte, die sie mißbrauchen könnten, behandelte er oft auffahrend. Die eingeschränkten hielt er für ephemer, und ging viel besser mit ihnen

II Theil.

II

ihnen

ihnen um. Es ist ein Dummkopf, sagte er von einem solchen, aber dabey ein guter Mensch. Diese Meinung ist ziemlich gemein, oft sehr falsch, und der Dummheit äußerst zuträglich.

Die Königin hatte natürlichen Verstand, aber ohne die geringste Kultur; auch war ihr Urtheil oft falsch, und die Leidenschaft führte sie noch obendrein irre. Indem sie immer ihren persönlichen Nutzen suchte, gab es viele Gelegenheiten wo sie selbst diesen nicht recht kannte, und verkehrte Mittel nahm um dahin zu gelangen. Sie hatte einen ehrgeizigen, aber keinen hohen Geist. Aus Mangel an Kenntnissen zu den Geschäften untüchtig, besaß ihre ganze Klugheit bloß aus Mißtrauen und Argwohn. Sie hatte die Feinheit und die Ränke des Pöbels. Sie war von Natur heftig, mußte sich aber aus Eigennutz im Zaum zu halten. Auch wo Aufrichtigkeit ihr zuträglich gewesen wäre, gebrauchte sie die List, und setzte immer voraus, daß man sie betrügen wollte, weil sie dieser Absicht sich immer bewußt war. Sie liebte die Klatschereien: eine Stimmung bey Großen, die sie immer mit Angebern umringe. Bis zum Augenblick ihrer Vermählung war sie im Herzen immer Oesterreichisch gewesen. Die Veränderung ihrer Lage mußte nothwendig eine in ihren Gefinnungen hervorbringen; aber dafür kam jetzt eine Eifersucht auf Frankreich bey ihr auf, die uns in Spanien nachtheiliger war als ein ohnmächtiger Haß in Parma. Sie bewarb sich um Frankreich aus Nothwendigkeit, aber in dem Bündniß der beyden Kronen war ihre Idee, daß alle Bemühungen gemeinschaftlich oder auf unsrer Seite überwiegend seyn sollten, das Interesse aber getrennt bliebe.

Ende des Zweyten Theils.

Nach.

Nachschrift des Uebersetzers.

In dieser letzten Hälfte von Düclos Memoiren ist es vorzüglich, daß Herr Soularie den ersten Herausgeber beschuldigt, vieles untergeschlagen zu haben. Auch vermischt der Leser hier wirklich verschiedene Gegenstände, die Düclos bearbeitet zu haben schien, und auf welche er sich sogar im Vorhergehenden einmal beruft. Indessen scheint der Eingang des folgenden Abschnitts, in welchem sogleich auf die Geschichte des siebenjährigen Kriegs übergangen wird, diese große Lücke so gut zu erklären, daß er sogar, wenn sie sich nicht im Original vorgefunden hätte, von dem ersten Herausgeber interpolirt seyn müßte, was nichts weniger als wahrscheinlich ist. Ueberdem sieht man nicht wohl ein, wem zu Liebe Herr Büßson gerade hier seinen Autor beschnitten hätte, da gerade in dem Abschnitt, welcher seine Ausgabe schließt, die vorletzte Epoche der Französischen Regierung am wenigsten gespart ist, und da es gerade der Theil dieser Memoiren ist, über welchen gegenwärtig lebende Personen sich zu beklagen haben könnten. In jedem Fall ist Herr Soularie zu saumfelig sein Versprechen zu erfüllen, und hiernach durch dem Publikum den einzigen Beweis seiner Anklage zu geben, da seit der Erscheinung des ersten Theils

11 2

dieser

dieser Uebersetzung seine Sammlung von Memoiren nicht fortgesetzt worden ist. Ich werde daher den kleinen Rest des Büssonischen Textes und den verbrochenen Anhang nunmehr, ohne weiter anzusehen, bearbeiten und liefern.

Meine Entfernung vom Druckort hat in dem ersten Theil eine große Menge von Druckfehlern veranlaßt, von denen verschiedene so erheblich und dem Sinn so nachtheilig sind, daß ich ausdrücklich bitten muß, das folgende Blatt, wo ich einen Theil derselben aufgezeichnet habe, nicht zu übersetzen.

Druckfehler des Ersten Theils.

- E. XX. 3. 9. *Narr schicken* lies *schien*.
 — 7. 3. 5. *fl. anplausen* l. *anplausen*.
 — 3. 3. 9. u. *fl. : n* l. *der*.
 — 9. 1. 9. u. *fl. hören* l. *hören*.
 — 52. 2. 9. u. *fl. waren* l. *war*.
 — 5. 8. u. *fl. mußten* l. *mußte*.
 — 53. 2. 9. u. *fl. anrissen* l. *angriffen*.
 — 102. 12. 9. u. *fl. weichen* l. *welchem*.
 — 112. 14. *fl. Auffiarungen* l. *Erklärungen*.
 — 112. 3. 1. *fl. croyent* l. *croyoient*.
 — 112. 3. 1. u. *fl. Tillerin* l. *Sillert*.
 — 112. 3. 1. *fl. Wortipfel* l. *Wortipfel*.
 — 114. 3. 1. *fl. zufrieden* l. *zufriedner*.
 — 113. 4. 2. u. *fl. Digne* l. *Dandigne*.
 — 113. 4. *fl. Kammer* l. *Kennern*.
 — 143. 7. u. u. *fl. Valeret* l. *Villeroi*.
 — 149. 15. *fl. Kleinigkeit* l. *Unreinigkeit*.
 — 186. 13. 9. u. *fl. zubracht*, l. *zugebracht*.
 — 186. 12. *fl. und angebaute* l. *unangebaute*.
 — 186. 13. *fl. Gattungen eine* l. *Gattungen, eine*.
 — 187. 6. *fl. aber* l. *oder*.
 — 7. 2. u. u. *fl. zwischen dem Herzog, dem Parlament l. zwischen dem Parlament*.
 — 153. 2. *fl. Gesandtschaften* l. *Gesandtschaften*.
 — 153. 2. u. u. *fl. Herzog* l. *Herzogin*.
 — 153. 1. *fl. von Luxembour* l. *vom Luxembour*.
 — 153. 10. *fl. in Luxembour* l. *im Luxembour*.
 — 150. 19. *fl. Jonjac und d'Aubeterre* l. *Jonjac d'Aubeterre*.
 — 197. 12. u. u. *fl. eine* l. *einer*.
 — 195. 3. *fl. Lignon* l. *Vignon*.
 — 9. 9. u. *fl. ihre* l. *ihre*.
 — 199. 11. *fl. Lebenswandel* — und l. *Lebenswandel, und*.
 — 200. 17. *fl. wurde* l. *wurde*.
 — 203. 3. *fl. dem* l. *den*.
 — 204. 17. u. u. *fl. gelassen* l. *gelassen*.
 — 204. 15. u. u. *fl. die Trevour* l. *du Trevour*.
 — 220. 13. u. u. *fl. sicher* l. *sehr*.
 — 223. 3. u. u. *fl. sah* l. *sah*.
 — 229. 5. u. u. *fl. beändigen* l. *beendige*.
 — 3. 6. u. u. *fl. Leben* l. *Leben war*.
 — 236. 3. 10. u. u. *fl. den Parlamentern von* l. *den Parlamentern, von*.
 — 237. 13. *fl. der Partei* l. *an der Partei*.
 — 238. 15. *fl. Gesandtschaften* l. *Gesandtschaften*.
 — 238. 10. u. u. *fl. Konstitutionen* l. *Konstitution*.
 — 239. 13. u. u. *fl. Gesandtschaft* l. *Gesandtschaft*.
 — 241. 4. u. u. *fl. wenden müssen* l. *haben wenden müssen*.
 — 251. 3. 2. *fl. hatte* l. *hatten*.

251. 5. *Katt* *schickte* lies *schickten*.
 — 252. 2. *fl. mußte* i. *mußten*.
 — 253. 10. *fl. ansah* i. *ansah*.
 — 254. 1. *fl. Muße* i. *Muße*.
 — 2. *fl. besah* i. *besah*.
 — 263. 13. *fl. davon* i. *darau*.
 — 266. 7. *fl. Anordnung* i. *Unordnung*.
 — 18. *fl. den Purpur selbst*. an i. *den Purpur, selbst an*.
 — 270. 10. *fl. besetzt* i. *gesetzt*.
 — 271. 17. *fl. gerührt* i. *gerührt*.
 — 274. 9. *fl. anstanden* i. *anstand*.
 — 13. *fl. als* i. *das*.
 — 13. *fl. ausmacht* i. *ausmachte*.
 — 276. 3. *fl. die Kede* i. *die Kede*.
 — 276. 1. v. u. *fl. Thätigkeit* i. *Thätigkeit*.
 — 4. v. u. *fl. untrüglicher* i. *untrüglicher*.
 — 12. v. u. *fl. diesen* i. *diesem*.
 — 4. v. u. *fl. den* i. *der*.
 — 281. 10. *fl. blies* i. *blies*.
 — 287. 3. *fl. im Augenblick* i. *ein Augenblick*.
 — 289. 5. *fl. um* i. *nur*.
 — 298. 5. *fl. abweiche* i. *abweiche*.
 — 299. 5. v. u. *fl. Ludwigsfest* i. *dem Ludwigsfest*.
 — 301. 4. v. u. *fl. Material* i. *Material*.
 — 303. 9. 1. *fl. Jade* i. *Jaden*.

Carl Düclos

geheim

Memorien

zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten
und Ludwigs des Fünfzehnten.

Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung
und Anmerkungen begleitet

von

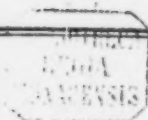
dem Verfasser des heimlichen Gerichts.

Dritter Theil.

Berlin, 1793.

In der Wollischen Buchhandlung.

DIAMICHTIA
REGIA
VAGENSIS



Geschichte der Ursachen des Kriegs von 1756.

Da ich nicht sowohl eine förmliche Geschichte zu schreiben, als vielmehr künftigen Geschichtschreibern brauchbare Materialien zu hinterlassen vorhabe, so unterbreche ich hier auf einige Zeit die Memoiren, die ich angefangen habe, und wende mich zu der größten, der unglücklichsten und der erniedrigendsten Begebenheit der gegenwärtigen Regierung: dem Krieg, welchen die Seeräuber des Engländer 1755 entzündet hat, und der im laufenden Jahr durch einen Frieden geendigt worden ist, dessen Befehle sie vorgeschrieben haben.

Ich will die Kenntnisse, die ich Gelegenheit gehabt habe mir zu verschaffen, nicht aus dem Gedächtniß verlieren. Sollten diese Jahrbücher frühzeitig erscheinen, so weiß ich sehr wohl, daß sie dem gemeinen Vocurtheil zu anständig seyn werden, um gleich anfangs das Vertrauen zu erhalten, das sie verdienen. Gewissen habselnden Personen liegt es zu nahe mir zu widersprechen, als daß sie es nicht mit desto mehr Eifer und Bitterkeit thun sollten, je inniger sie selbst von der Wahrheit meiner Erzählung überzeugt seyn werden. Aber noch sicherer weiß ich, daß einstens, wenn die Zeit den Schleier gehoben haben wird, der jetzt so viele Intriguen bedeckt, wenn die geheimen Aktenstücke und Urkunden ihre gefährliche Wichtigkeit verloren haben werden, die Nachwelt ihr Urtheil in dem meinigen gleichsam antieipirt finden muß. Wie viele Meinungen werden von einer Generation als wahr angenommen, deren Falschheit in der folgenden an den Tag kömmt?

III. Theil.

II

Die

Die Königin von Ungarn empfand es noch als die tiefste Kränkung, daß sie nur durch die Abtretung Schlesiens mit dem König von Preussen hatte Frieden schließen können, und sie sah diesen Frieden selbst nur als einen Waffenstillstand an, dessen sie sich bedienen wollte, um sich mit größerem Vortheil zu einem neuen Kriege zu rüsten.

Von nun an hörte sie auf, Frankreich als eine rivalisirende Macht anzusehen oder zu behandeln. Sie ließ sich in ihrer biegsamen Politik das Bündniß mit dieser Krone angelegen seyn. Blondel war damals französischer Geschäftsträger in Wien. Die Königin suchte ihn für's erste durch allgemeine Aeußerungen auf den Unterschied aufmerksam zu machen, zwischen der gegenwärtigen Lage der beiden Mächte und jenem Verhältniß, das sie vor zweyhundert Jahren gegen einander bewafnet hätte. Nunmehr, fügte sie hinzu, wäre das Gleichgewicht zwischen ihnen so vollkommen, daß sie nicht mehr streben dürften es zu stören, und daß ihre Einigkeit die Ruhe von Europa sichern würde: sollte aber eine Macht von der zweyten Größe versuchen, sie zu unterbrechen, so würden sie, als die beiden vornehmsten Höfe, das Recht sowohl als die Mittel haben diese zu bezwingen.

Blondel fand sich geschmeichelt, bey einem solchen Plan als Unterhändler gebraucht zu werden, und zögerte nicht, dem Marquis von Pârisieu, Minister der auswärtigen Geschäfte, davon Nachricht zu geben; dieser hielt es aber nicht für rathsam, mit dem König hierüber zu sprechen, und verbot Blondeln, sich weiter damit einzulassen. Die Königin verfolgte vor der Hand eine Unterhandlung nicht, der unser Ministerium nicht günstig war, aber sie verlor sie darum nicht aus den Augen; und als der Marquis d'Hautefort in der Eigenschaft eines französischen Ambassadeurs nach Wien kam, ließ sie sich ges-
gen

gen ihn noch weiter heraus als sie gegen Blondel gethan hatte: in der Hoffnung, daß ein Mann von Stande mehr Gewicht bey unsern Ministern haben würde als ein bloßer Agent. Außer den politischen Gründen, welche für beide Hölse geltend gemacht werden konnten, verschwieg sie auch ihren Groll gegen den König von Preussen nicht. Ich habe, sagte sie, der Ruhe von Europa durch die Abtretung Schlesiens mein theuerstes Interesse aufgeopfert; wenn der Krieg aber jemals zwischen mir und dem König von Preussen wieder losbräche, so würde ich wieder in alle meine Rechte treten, oder ich würde mit dem letzten meines Hauses dabey umkommen.

Die Intraktionen des Grafen Kaunig, welcher in der nämlichen Eigenschaft und zur nämlichen Zeit nach Paris kam, als der Marquis d'Hautefort nach Wien, waren diesen Absichten seiner Monarchin ganz angemessen. Er bemühte sich gleich anfangs, die Minister zu überreden, und bewarb sich hauptsächlich um die Frau von Pompadour, deren Einfluß ihm der wichtigste schien. Sie gefiel sich in der Idee, eine edlere Rolle wie bisher zu spielen, und auf der Schaubühne der Kabinette zu glänzen. Sobald sie sich in die Politik einließ, glaubte sie alle Talente eines Staatsmannes zu besitzen. Sie nahm sich also des österreichischen Projektes an, und schmelzte sich unsere Minister zu bekehren; aber sie fand sie alle dem neuen System so abgünstig, daß sie es nicht auf sich zu nehmen wagte, dem König einen Plan vorzulegen, den das ganze Conseil bekämpft haben würde. Sie versüßte daher den österreichischen Gesandten auf eine geschicktere Zeit, indem die Französische Allianz mit Preussen noch zu neu wäre, um davon abzugehen.

Der Graf von Kaunig brach nunmehr die Untere Handlung ab, suchte sehr vielen äußerlichen Prunk zu zeigen, entschädigte sich dafür durch eine große häusliche

Oekonomie, und begnügte sich zu seinem gewöhnlichen Umgang mit der reichsten Klasse aus der Finanz, wo ich ihn sehr viel gesehen haben.

Als er nach Wien zurückkehrte, kam der Graf von Staremberg an seine Stelle; dieser war mit den nämlichen Instruktionen versehen, und hatte den Auftrag, am nämlichen Faden fortzugehen und auf der Lauer der Umstände zu bleiben. Bald boten sich die günstigsten dar. Ohne vorgängige Kriegserklärung, ohne irgend eine Ankündigung des geringsten Risikovergnügens gegen Frankreich, nahm im Junius 1755 ein Englisches Geschwader zwei von unsern Schiffen, den *Meibes* und die *Ilisie*, weg.

Unser damaliger Gesandter in London war der Marschal von Mirepoix, ein Mann voll Ehre und Muth, ein wahrer Ritter aus den Fehden und Turnierzeiten Franz des Ersten, aber ein eingeschränkter Kopf; er forderte Gerechtigkeit von dem Englischen Ministerium. Aber sein offener Charakter begünstigte die List und die Doppeltzungigkeit derer, mit welchen er zu thun hatte. Der König Georg scheute sich nicht, die Majestät zu erniedrigen, indem er die Ränke seiner Minister theilte und ihre Antworten bekräftigte. Sie behaupteten ihren Wunsch den Frieden zu erhalten; sie begriffen, sagten sie, die Ursachen jenes Ereignisses nicht; sie gaben vor, daß unsre Streitigkeiten mit ihnen über die Gränzen von Kanada, in Amerika Folgen gehabt haben könnten, welche den Angriff, von dem die Rede wäre, vielleicht veranlaßt hätten; sie erwarteten aber darüber Aufklärung, durch welche ohne Zweifel der Frieden befestigt werden würde. Der Marschal schloß von seiner eignen Redlichkeit auf die der Minister, und ließ sich noch weniger einfallen an der Aufrichtigkeit eines Königs zu zweifeln. Er verbürgte sich dafür bey unsrer Regierung, die sich selbst fast eben so leicht täuschen ließ.

Die

Die Absichten der Engländer waren indessen nicht schwer zu durchschauen. Wir wußten ja, wie eifersüchtig diese Macht, unsre natürliche Feindin, deren ganzer Wohlstand aus dem Handel entspringt, auf den unsrigen war, und wie neidisch sie uns hierin das Gleichgewicht gegen sie halten sah. Ihr ununterbrochener Plan war unsre Marine zu zerstören, und sich die Herrschaft zur See ausschließlich zuzueignen. Es ist nicht ganz entschieden, ob die ersten Friedensbrüche in Amerika von den Engländern oder den Franzosen herrührten; aber sehr gewiß ist es, daß die Engländer den Krieg wünschten, und um ihn mit Vortheil zu führen, entschlossen waren, mit unvergesehenen und wiederholten Feindseligkeiten anzufangen, durch welche unsre Kräfte geschwächt, die ihrigen gelübt würden, und sie sich der Ueberlegenheit versicherten, ehe wir uns in Verteidigungsstand gesetzt hätten. Während man sich also in Frankreich begnügte, den Engländern um Genugthuung anzusuchen, ließen diese unser Ministerium von dem ihrigen mit zweideutigen Antworten hinhalten, und bemächtigten sich unterdessen aller Französischen Schiffe, die sie auf der See trafen. Diese Seeräuberei dauerte ein halbes Jahr, ehe wir Nosprellien gebrauchten. Der Marschal von Mirepoix, befehdt bis zur Dummheit, fuhr immer fort sich für die friedfertigen Gesinnungen des Königs von England zu verbürgen; und unser Ministerium, eben so blind als der Gesandte, erwartete die Genugthuung in aller Demuth. Wir wollten, sagte man, ganz Europa zum Zeugen unsrer Mäßigung haben und damit den allgemeinen Unwillen gegen England und den allgemeinen Beifall für die Gerechtigkeit unsrer Sache auffordern. Diese Gesinnungen konnten vor Gott sehr verdienstlich seyn; wenn sie aber nicht bald durch eine glückliche Rache gerechtfertigt werden, so setzen sie einen Staat in den Augen der Nationen herab, deren Beifall nur den Sieger bes

lohn. Der niedrige Frieden, durch welchen wir jetzt einen schändlichen Krieg geendigt haben, hat unserm Ansehen in Europa einen Stoß gegeben, und Frankreich hat vielleicht seinen Rang unter den Staaten dabei verloren. Die Engländer hatten uns schon zehntausend Matrosen weggenommen, eh wir's uns einfallen ließen, sie zu bekämpfen; und da die meisten von diesen Matrosen durch Noth oder Gewaltthätigkeit gezwungen wurden auf den Englischen Schiffen zu dienen, so nahmen die Kräfte der Engländer in gedoppeltem Verhältniß gegen unsern Verlust zu. Dies war die erste und die Hauptquelle unsrer Unfälle. Wenn wir, ohne den Weg der Unterhandlung zu verlassen, uns nicht anders darin eingelassen hätten, als mit den Waffen in der Hand bey der ersten Feindseligkeit, so würde das Loos des Kriegs zwischen beider Nationen vertheilt gewesen seyn, und es hätte in der Untersuchung der Rechte und der Ansprüche mehr Gleichheit geherrscht.

Es kann zwischen zwey großen Mächten nicht leicht zum Kriege kommen, ohne daß die übrigen daran Theil nehmen. Außerdem war es sichtbar, daß die Engländer uns durch einen Landkrieg von Seiten ihrer Allirten eine Diversion zu machen suchen würden, die uns zwänge unsre Kräfte zu theilen. Unse Allianz mit dem König von Preussen sollte noch ein Jahr dauern, und zwar bis zum Junius 1756, wenn sie nicht erneuert würde. Der Freyherr von Knipphausen, sein Minister in Frankreich, bot sogleich die Hülfe seines Herrn an. Er gab vor, daß die Engländer sich schon der Königin von Ungarn versichert hätten, daß wir aber ihre Maßregeln zerstören könnten, indem der König von Preussen mit hunderttausend Mann in Böhmen einkrechen würde, wenn Frankreich die Niederlande angreifen wollte. Auf der andern Seite ergriff Staremberg diese Gelegenheit, die Allianz mit der Königin

nigin anzubieten; hierdurch wurde der Verdacht gehoben, in welchen man den Wiener Hof bey uns bringen wollte, und wir schienen des Friedens auf dem festen Lande sicher zu werden.

Unser Staatsrath, dessen vornehmste Mitglieder ihre besondres Interesse hatten, war sehr getheilt. Der Kriegsminister d'Argenson wünschte sehr eifrig den Landkrieg, und stimmte dafür, daß man den Vorschlag des Königs von Preussen annähme. Machault, Minister von der Marine, behauptete, daß man sich auf den Seekrieg einschränken müsse; unsre Finanzen würden nicht zu dem Aufwand hinreichen, den der doppelte Krieg erforderte; bisher wären die Engländer unsre einzigen Feinde; wenn man aber den Bewerbungen des Königs von Preussen nachgäbe, so würde die Königin von Ungarn sich für England erklären; wenn man sich hingegen mit dieser in ein Bündniß einließ, so würde der König von Preussen dies als einen Eingriff in den Traktat, der ihn mit uns verbände, ansehen; wir hätten also kein andres Mittel, als unser Bündniß mit Preussen zu unterhalten, mit der Königin eine Unterhandlung anzuspinnen, durch welche ihre Verbindung mit England verhindert oder wenigstens verzögert würde, und wir Zeit gewinnen, alle unsre Kräfte gegen unsern wahren Feind zu richten. Der Graf d'Argenson wandte dagegen ein, alle unsre Vorkehrungen würden den Krieg auf dem festen Lande nicht abwenden; wir müßten also darauf bedacht seyn, ihn mit Vortheil anzufangen, nach dem Plan des Königs von Preussen agiren, durch die Oesterreichische Langsamkeit einen Strich machen, und die Königin von Ungarn außer Stand setzen den Engländern zu nügen.

Wie die politischen Gründe des Grafen d'Argenson auch beschaffen seyn mochten, so war es immer sein persönliches Interesse, den Landkrieg zu erregen, der alles

was den Hof bewohnt oder ihm anhängt in Bewegung setzt, und also seinem Departement das Ubergewicht über die Marine geben mußte, deren Verwalter, Machault, mit ihm an Einfluß wetteiferte.

Man hat der Marine von jeher weniger Aufmerksamkeit gegönnt als dem Departement des Landkriegs. Wenn die Hauptstadt ein Seehafen wäre, so würde die Marine die Oberhand haben: so sehr hängt das Moralisches und Politische von den physischen und Lokalk Umständen ab. Püisieur, Saint-Severin und der Marschal von Noailles traten Machaults Meinung bez. Rouille und der Abbe Graf von Vernis stellten sich auf d'Argenson's Seite. Der Graf von Vernis war noch nicht im Staatsrath, aber die Geschäfte wurden ihm alle durch die Frau von Pompadour mitgetheilt, und durch die Minister, welche der Gunst schmeicheln wollten, in der sie ihn bey dieser Dame stehen sahen. Er war von dem Gesandtschaftspossen in Venedig zurückgekommen, man sah voraus, daß er nicht wieder hingehen würde, sondern bestimmt wäre in kurzem die größte Rolle am Hofe zu spielen. Da ihm die Preussischen Anerbietungen einleuchteten, so schlug er vor, wenn man sie auch nicht annähme, dem König wenigstens einen Mann von Gewicht zu schicken, der nach seinem Geschmac wäre, ihn günstig erhalten und seine Absichten durchschauen könnte. Er lenkte die Wahl auf den Herzog von Rivernois, und es konnte keine bessere getroffen werden; aber man ließ ihn erst im December 1755 abgehen. Diese Verzögerung, die von seiner Seite unwillkürlich war, schadete seiner Unterhandlung. Außerdem waren die seltensten Talente von geringem Einfluß bey einem Fürsten, der sich zwar sehr gut auf wahres Verdienst, aber noch mehr auf seinen Vortheil verstand; und der Herzog von Rivernois kam nur eben nach Berlin, um Zeuge von der Unterzeichnung des Traktats

Traktats zwischen England und Preussen zu seyn, im Januar 1756. Man hatte bey uns, ohne die Anerbietungen der Königin von Ungarn anzunehmen, dem König von Preussen freundschaftlich für die seinigen gedankt, und man wollte bey dem Seekrieg stehen bleiben. Aber der König, welcher überzeugt war, daß der Fortgang der Begebenheiten auch auf dem festen Lande einen Krieg entzünden würde, besorgte das Opfer davon zu werden. Er kannte die Schritte der Kaiserin, um sich mit Frankreich zu verbinden und das bisherige System umzuändern. Wenn sie es durchsetzte, so kehrte sie uns ausbleiblich ihre Waffen gegen ihn, und eroberte Schlesien wieder. blieb sie auch nur zwischen Frankreich und England neutral, so kam sie schon dadurch in den Stand einen Fürsten mit Ueberlegenheit anzugreifen, der sich in Schlesien noch nicht festgesetzt hatte, der mit den Engländern sehr übel stünde, und zu dessen Vortheil Frankreich keine Diversion machte. Die Russen, welche von den Engländern herbezogen wurden, vermehrten die Unruhe des Königs, und seine Furcht, zwischen so vielen Mächten erdrückt zu werden, war gegründet genug a).

Der König von Preussen war also nicht zu tadeln, daß er durch eine Allianz mit England für seine eigne Sicherheit sorgte. Er unterzeichnete sie, während daß man in unserm Staatsrath überlegte, ob wir seine Anerbietungen annehmen oder abweisen würden. Es hielt für ihn nicht schwer, von unsern Debatten unterrichtet zu seyn. Die Maitresses, die Freunde, die Klienten

U 5

der

a) Für den deutschen Leser bedarf es bey Begebenheiten, die uns so nahe sind, kaum der Bemerkung, daß in diesen Memoiren, soviel sie fremde Hieße betreffen, nur allgemeine Angaben zu erwarten sind. Die Details und das, was die Franzosen *deslous des cartes* nennen, kannte der Verfasser nur an seinem Vaterland, das dann freilich um so mehr Stof dieser Art darbietet, je weniger wahre Politik in der Französischen Regierung zum Grunde lag.

der Minister waren, nach unsrer Gewohnheit, in allen Geheimnissen der Berathschlagungen eingeweiht; und an den glänzenden Soupers von Compiègne, wo der Hof war, versammelte sich während des ganzen Aufenthalts der würdige Ausschuss, wo die politischen Gegenstände nach französischer Art unter den artigen Weibern, den verlockten Intriguen und den witzigen Einfällen behandelt, für den Staatsrath vorbereitet wurden. Während daß der König von Preussen den Handel mit England abschloß, verbreitete Knipphausen, um dem Verdacht vorzubauen und nach geendigter Sache seinen Herren zu rechtfertigen, gestifftlich die Vorschläge, die er unserm Ministerium insgeheim gethan hatte. Diese Indiscretion war zu stark, um nicht verdächtig zu seyn, und der Graf von Bernis zweifelte von dem Augenblick nicht mehr an dem Verständniß zwischen Preussen und England. Er machte die andern Minister aufmerksam, aber vergebens; sie waren noch nicht recht überzeugt, daß die Engländer den Krieg ernstlich wollten, und sie verließen sich bei der wichtigsten Angelegenheit des Staats auf eine Unterhandlung von Banquiers, die das Ganze wie ein bloßes Mißverständniß und wie eine Zänkerey zwischen Handelsleuten ansahen.

Nach der Eröffnung des Parlaments war es nicht länger möglich, sich über die Absichten Englands zu täuschen; die Rede des Königs enthielt eine Kriegserklärung und ein Manifest. Der Graf von Bernis, dessen Verdacht durch den Ausgang bestätigt wurde, erhielt von nun an mehr Ubergewicht bei dem Ausschuss. Er schlug also vor, daß man den König von England um die Zurückgabe unsrer Schiffe requiriren, auf eine schnelle und bündige Antwort dringen, im Verweigerungsfalle augenblicklich alle Unterhandlung abbrechen und Minorka angreifen sollte.

Staremberg unterließ indessen nichts, um uns zur Allianz mit der Kaiserin zu bewegen; er gab uns öftere Nachrichten von der Unterhandlung des Königs von Preussen mit England, die durch die Vermittelung des Herzogs von Braunschweig geschlossen wurde, und wir fiengen an die Erbsnungen des Wiener Hofes günstiger aufzunehmen. Die Kaiserin war willens gewesen, sich an den Prinzen von Conti zu wenden, dessen Einfluß durch die regelmäßigen Arbeitsstunden, die er bey dem König hatte, von der Frau von Pompadour unabhängig schien. Er stand außerdem in Verbindung mit Frau von Coislin, welche die Favoritin zu verdrängen suchte. Der Geschmack des Königs an der Frau von Pompadour war abgenutzt, sie hatte schon zu Feten, Ballets, Comédien, wo sie die Hauptrollen spielte, ihre Zuflucht nehmen müssen. Diese Ergötzlichkeiten, woran der König niemals besonderen Gefallen gefunden hatte, waren nun erschöpft, und die Langeweile hatte die Oberhand. Die koketten Angriffe der Frau von Coislin zogen den König aus diesem Zustande der Abspannung, und sie hätte ihren Weg machen können. Anstatt aber ihren Liebhaber stufenweise zu einer glänzenden Huldigung zu bringen, wodurch sie ihre Nebenbuhlerin entfernt hätte; anstatt seine Wünsche lange zu reizen und das durch zu stärken, ergab sie sich so schnell daß sie ihm keine mehr übrig ließ. Sie gab sich preis wie ein Freudenmädchen, und wurde wie ein solches genommen und verlassen. Sie machte indessen der Frau von Pompadour viel Verdruß und Kummer, weil diese wohl begriff, daß eben das was einer ungeschickten Nebenbuhlerin misslungen war, von einer andern besser ausgeführt werden konnte. Sie zog daraus den Schluß, daß sie sich als Maitresse nicht lange erhalten würde, und nahm ihre Zuflucht zur Ministerrolle, zu welcher sie denn auch gelangt ist. Die Staatsgeschäfte haben ihrer Existenz ein

ne festere Dauer gegeben, und die vorübergehenden Galanterien des Königs haben bloß die Frau von Pompadour in dem Posten einer unentbehrlichen Freundin gesichert.

Sie stand damals noch nicht auf dem Punkt, wo wir sie seit vielen Jahren sehen; aber sie zielte schon das hin. Der Zufall und die Umstände haben sie, ohne vorauszuentwerfen oder beharrlich verfolgten Plan, so weit gebracht. Der Graf von Kauniz, der ein treues Gemälde von unserm Hof hatte, wozu man freilich nichts als Augen, und nicht einmal einen scharfen Blick braucht, urtheilte daß die Frau von Pompadour, so schwankend ihre Gunst auch schien, noch immer die sicherste Mittelsperson wäre um auf den König zu wirken; und indem er sie in die Politik verwickelte, machte er sie zum Herren von Frankreich, was er freilich wünschte, sie aber zu verlangen sich noch nicht getraut hätte.

Der Kaiserin machte es einigen Widerwillen, eine Korrespondenz einzugehen, die zugleich ihrer Würde, ihrer Tugend, und dem österreichischen Hochmuth kostete; aber der Graf von Kauniz wußte diese Vorurtheile durch den großen Bewegungsgrund des Interesses, das bei den Fürsten so mächtig ist, wegzuräumen. Er erschied von ihr ein schmeichelhaftes Villet für die Frau von Pompadour, der es der Graf von Staremberg mit dem gehörigen Eifer zustellte.

Frau von Pompadour war so entzückt über diese unmittelbare Vererbung der Kaiserin um sie, daß sie von nun an Maria Theresia wo nicht wie Ihresgleichen, doch wie eine Freundin ansah, deren Projekte sie zu unterstützen beschloß, es möchte kosten was es wollte. Sie kannte die Widerseßlichkeit des Ministeriums zu gut, um sich an das zu wenden. Der Graf von Bernis, der ihr

ihr den Ursprung seines Glücks verdankte, und dessen Erhöhung durch diese Sache vollendet werden konnte, schien ihr der beste Rathgeber und Führer zu seyn; aber sie erfuhr von ihm noch mehr Widersprüche als von jedem andern. Zu den politischen Gründen zog er noch die Theilnehmung der Freundschaft. Er suchte ihr begreiflich zu machen, daß hier von keinem Traktat über geringfügige Gegenstände die Rede wäre, sondern von der gänzlichen Umstürzung eines seit Philipp II. bestehenden Systems, das die Grundlage aller Politik ausmachte; er bemerkte, wie gefährlich es wäre der öffentlichen Meinung, wäre es auch in einem Vorurtheil, Trost zu bieten; ein Bündniß zwischen den zwei ersten Mächten von Europa würde die Unterjochung der andern verkünden; Frankreich würde sich von dem Augenblick an dem deutschen Reich verdächtig machen, da es bisher immer von demselben für die Schutzwehre seiner Freiheit angesehen worden wäre. Unter welchem Vorwand würde es sich jetzt als Garanten des Westphälischen Friedens aufstellen? Die Kaiserin hätte keine andre Absicht als den König von Preussen mit Sicherheit anzugreifen, und in ihre Sache zu verwickeln, und die Kosten des Kriegs, welche ohnehin immer durch Frankreich und durch England herbeigeschossen werden, auf uns zu wälzen. Der König würde sich also zu dem Landkrieg genöthigt finden, den er zu vermeiden suchte. Wenn das Loos dieses Kriegs übel ausschläge, wie viele Vorwürfe würde sie, als Französin, sich selbst zu machen, und von dem König auszuhalten haben? Der Graf von Vernis ermahnte sie schädlich, lieber darauf bedacht zu seyn, daß sie ihrem königlichen Liebhaber immer gefiele, ihn belustigte, ihm keine Launen zeigte, und hauptsächlich sich vor den Staatsgeschäften zu hüten, durch welche sie sich der Nation verhaßt machen und ihren Untergang finden könnte.

Frau

Frau von Pompadour schien mit dem Grafen von Bernis nicht unzufrieden; aber sie ließ darum ihre Idee nicht fahren, und beschloß bey dem König einen Versuch zu wagen, den sie sogleich aufgeben konnte, wenn sie zu vielen Widerstand fände. Dazu kam es nicht einmal; Ludwig der Fünfzehnte hatte viel Achtung für die Königin von Ungarn, gegen welche wir einen ziemlich ungescheuten Krieg geführt hatten; und dem König von Preussen war er, als Keger, als schönem Geist, und weil er sich seiner Vorzüge zu gern überhob, nicht besonders gewogen. Man hatte dem König von Frankreich gewisse Spdtereien aus Berlin zugetragen; noch mehr empörte ihn die Gottlosigkeit, zu welcher Friedrich sich, um es gelind zu sagen, mit Indiscretion bekannte, und vielleicht war er auch neidisch auf den Ruhm, den ein kleinerer Fürst erworben hatte. Der König von Frankreich wünschte schon längst ein katholisches Bündniß, durch welches das Gleichgewicht in Europa gegen die protestantische Partei wieder hergestellt werden könnte. Er rechnete darauf daß die Verbindung zwischen Frankreich und dem Haus Oesterreich alle andern Mächte in Zaum halten, den Krieg auf immer abwenden, und den Engländern ihren natürlichen Bundesgenossen entziehen würde. Bevor er sich entschloß, wollte indessen der König durch die Frau von Pompadour dem Grafen von Bernis auftragen lassen, sich mit Starzemberg über die Sache zu besprechen. Da Frau von Pompadour die Gesinnungen des Grafen von Bernis kannte, und ihn nicht in die Verlegenheit setzen wollte ein Epossem zu bekämpfen, dem der König gütig war und das sie so eifrig wünschte, so stellte sie vor daß Bernis, der nicht Minister wäre, sich weniger dazu schicken würde als jedes andre Mitglied vom Staatsrath. Aber der König bestand darauf, und sie unterließ nicht gegen Bernis zu erinnern, und ihn zu bitten es nicht zu vergessen,

griffen, daß sie ihn nicht vorgeschlagen hätte, und daß die Wahl lediglich von Seiner Majestät käme.

Den folgenden Tag, (am 22. September, 1755.) begaben sich die Frau von Pompadour, Vernis und Staremberg nach Badiola, einem Landhaus unter Velleneuve.

Man kann nicht mit mehr Offenheit zu Werke gehen, als es der Graf Staremberg von der ersten Konferenz an that. Die Kaiserin hielt es der Würde der beiden ersten Kronen von Europa angemessen, ohne die geringsten Winkelzüge zu handeln. Alle Absichten, Ansichten, Vorschläge des Wiener Hofes wurden auseinandergelegt, und sie waren so beschaffen, daß es schwer gehalten hätte, dagegen unempfindlich zu bleiben. Wie werden sie bald anführen; aber dieses neue System war von einer solchen Wichtigkeit, daß der Graf von Bernis ohne Zuziehung des Staatsraths nicht darüber zu entscheiden wagte; und während des ganzen Gangs dieser Sache gebrauchte er die Vorsicht, alle Befehle die er vom König empfing, von ihm unterzeichnen zu lassen.

Um den Plan aufzusetzen, welcher dem Staatsrath vorgelegt werden sollte, und um ihn nicht im voraus rathbar werden zu lassen, hielten die Grafen von Vernis und von Staremberg einige Zusammenkünfte in einem Logis das ich im Luxemburg hatte und nicht bewohnte, der eine begab sich durch die rue de Tournon dahin, der andre durch die rue d'Enfer.

Der Plan den die Kaiserin vorgeschlagen hatte, war so verführerisch daß der König an dem Beifall des Staatsraths kaum zweifelte. Indessen konnten einige Rücksichten die einzelnen Mitgliedern persönlich waren, längere Weitläufigkeiten veranlassen. Püisieux und Saint Severin würden einen Plan nicht ohne Verdruss ansehen, der ihren Nacher Friedenschluß berichtigte.

Der

Der Graf d'Argenson würde einem Werk nicht günstig seyn, daß der Frau von Pompadour am Herzen lag. Um diesen Widersprüchen vorzubauen, ließ der König diese Sache nicht vor dem versammelten Staatsrath, sondern in einem Ausschuss vortragen, der aus Machault, Nouillé, Sechelles, und dem Grafen von Saint-Florentin bestand. Hierdurch erhielt man auch ein Mittheil den Grafen von Bernis, welcher noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, zu den Konferenzen zu ziehen. Am 20. Octobr. 1755. wurde die erste gehalten, und in dieser geschah die Vorlegung eines Plans, der jeden Keim zu einem Krieg zwischen Frankreich und dem Haus Oesterreich zu zerstören schien. Der Infant verließ Italien für die Niederlande. Die Kaiserin trennte sich auf immer von England, und die Häfen welche Frankreich gleichsam an den Thoren von Holland erhielt, verhinderten diese Republik sich gegen uns für die Engländer zu erklären. Mons wurde uns abgetreten, und Luxembourg geschleift. Die Polnische Krone wurde erblich gemacht, und die Freiheit der Republik zugleich erhalten, um die Pforte nicht aufzubringen. Schweden erhielt Pommern. Die Einrichtung des nördlichen und südlichen Europa machte einen Theil von dem allgemeinen Plan, und das Gewicht der contrahirenden Mächte schien die Ausführung unzweifelhaft zu machen. Die Vortheile welche man uns anbot, waren so auffallend, daß uns nichts zurückhalten konnte als die Achtung für herkömmliche Grundsätze. Ist es wahr, sagten einige, ein System aufzugeben, daß beynahe zwey Jahrhunderte steht, das Heinrich der Vierte, Richelieu, Mazarin, d'Avaux, Servien befolgt haben, und das ein Axiom der Nationalpolitik geworden ist? Kann Frankreich auf die Treue des Wiener Hofes rechnen, nachdem es selbst bezogen haben wird seine Macht zu vermehren? Wir machen uns alle Reichesstände abspenslig, die wir in die Abhängigkeit vom

Türken, und das sichert die Neutralität der Pforte zwischen Frankreich und England. Außerdem mußte aus dem Seekrieg nothwendig auch ein Landkrieg entspringen; die Engländer würden nicht ermangeln die Kaiserin gegen uns zu bewafnen. Also hatten wir nur zwischen den Feinden zu wählen, und sollten wir denn die Allianz mit Preussen der Oesterreichischen vorziehen, bey welcher man uns die größten Vortheile einräumte?

Die verschiedenen Allianzen, welche in das neue System einschlugen, waren so verwickelt, daß durch den Abgang einer einzigen das Ganze zusammenbrechen konnte; aber dieser Nachtheil ist allen Kriegen gemein, die durch eine Ligue zwischen mehreren Mächten geführt werden, und bey dieser waren sie alle interessirt. Die Kaiserin entsagte auf ewig der Verbindung mit England, der Erfolg des Kriegs schien dadurch vollkommen gesichert, und in der That haben auch nur unsre Feldherren diese Rechnung durchzuführen. a)

Dhns

a) Frankreich hat in Ansehung der Oesterreichischen Allianz das vorstellte Unstük gehabt, weder ihren Vortheil noch ihren Schaden erweisen zu können. Wir sehen hier daß ihre übeln Folgen größtentheils auf die Rechnung der französischen Regierung zuehren; und als Bräutigam auf der Rednerbühne gegen den Allianztraktat von 1756 denerte, war Frankreich gegen die fremden Mächte gar nicht mehr in dem Verhältnis, eine Meinung über einen Vertrag aufsern zu können, in welchem es keine Stelle mehr einnahm. Aber es war freilich leichter einen Zeitpunkt zu bemerken, wo man als Vorkerpräsident freies Spiel hatte so kühn zu deklariren wie man wollte, als die Nation die man repräsentirte auf den Fuß zu setzen, daß andern Mächten an ihrer Allianz etwas gelegen seyn mußte. a)

a) Diese Note war vor der Erklärung des Feldzugs von 1793 geschrieben; seit dieser Zeit bis zur gegenwärtigen (im Jahr 1793) haben sich Verabredungen zusammengebracht, die das Obige ziemlich zu Schwächen machen. Den so besondern Umständen wäre es zwar das Rechte gewesen, die vorläufige Note auszuweichen; ich hielt es aber nicht für wünschlich als ein warnendes Denkmal der Vertheidiger stehen zu lassen, in welche man verfiel, wenn man dem fortwährenden Druck der Zeit zum Trotz, aus der Vergangenheit Resultate wie Dämme bauen zu lassen.

Obgleich man auf alle Einwendungen zu antworten schien, so blieb doch der Ausschuss so unentschieden, daß man bey der Erklärung stehen blieb: man wolle, bevor man sich entschliesse, die Schritte des Englischen und des Preussischen Hofes beobachten. Die Kaiserin war darüber ziemlich mißvergnügt, und forderte uns auf, selbst einen Plan vorzuschlagen, da wir den andern nicht annähmen. Der Graf von Vernis schlug nunmehr einen Union und Garantievertrag zwischen beyden Mächten über ihre beiderseitigen Staaten in Europa vor; aber auch die Preussischen Staaten sollten in die Garantie begriffen, und England allein, der angefangnen Feindseligkeiten wegen, ausgeschlossen seyn; in Ansehung des letzteren Punkt sollte die Kaiserin die Neutralität beobachten.

Der Wiener Hof zeigte sich über die Garantie der Preussischen Staaten sehr schwierig. Der König selbst, welcher eine engere Allianz wünschte, besorgte daß die Unterhandlung abgebrochen würde, und äusserte einigen Schmerz darüber. Endlich aber schien die Kaiserin einzusehen, daß der Unionstraktat sie wenigstens vor den Feindseligkeiten Frankreichs sicher stellte, und daß der König von Preussen wohl bald durch eigne Angriffe Veranlassung zum Krieg geben würde.

Man war im Begriff den Traktat zu unterzeichnen, als die Nachricht einging, daß die Allianz zwischen England

B 2

nen möchte. Daß ich selbst einigen Nutzen aus der Sache gezogen habe, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich mich anhalte im gegenwärtigen Punkt der Zeit andre eben so haltbare Reflexe aufzustellen. Zum Theil drey, die seit ein Paar Jahren auch wohl über das Unglück erleben mußten sich geirrt zu haben, kann es übrigens dienen daß sie wahrscheinlich weniger Anstand hatten als das Geschick: so es kann nicht leicht ein schickliches Ansehnemerk so albern seyn, daß es nicht vorzunehmen wäre als die Weltgeschichte. Ob aber dieser, wie mich dünkt, unlagbare Satz, dem Schicksal oder der Vernunft zur Schande gereicht, das ist eine andre Frage, deren Erörterung schwerer und weitläufiger werden dürfte.

land und Preussen den 16 Januar 1756 zu London abgeschlossen worden war. Der Wiener Hof erklärte hierauf, daß Frankreich unter diesen Umständen nicht auf die Garantie der Preussischen Staaten dringen könnte, ohne ein sehr gegründetes Mißtrauen gegen sich zu erregen; und wenigstens müßten die Niederlande durch eine Neutralitätsconvention gedeckt werden. Der Graf von Bernis fand die Forderung billig; Mazarault schämte sich nicht, dawider zu stimmen, indem wir, wie er sagte, im Fall wir gegen England den kürzeren jögen, uns an den Niederlanden entschädigen könnten. Das Sonderbarste dabei war daß ein Rath, der den König so augenscheinlich beschimpfte, vielen Gliedern des Ausschusses, die anfangs dafür waren, daß man offensiv gegen den König von Preussen agiren sollte, ein Zug der höchsten Politik schien.

Auf die Klagen die der Herzog von Nivernois gegen diesen Fürsten über seinen Traktat mit England führte, antwortete er daß sein Bündniß mit Frankreich darunter gar nicht litte, daß er vielmehr bereit wäre dieses zu erneuern, und daß er es nicht übel empfinden würde, wenn sich Frankreich seinerseits mit dem Wiener Hof verbände. Der Herzog von Nivernois erhielt Befehl wiederzukommen, und der Marquis von Valory ging an seinen Posten, mit der einzigen Anweisung das Petragen eines Fürsten zu bewachen, den wir bereits als einen Feind ansehen müßten, mit welchem wir aber noch nicht in offenem Kriege ständen. Von einer andern Seite versuchte der Herzog von Duras, bei der ersten Nachricht der Englischen Feindseligkeiten und ohne Auftrag von unserer Regierung, den Madrider Hof, an welchem er Gesandter war, zu bewegen daß er sich gegen England erklärte. Sein Vorschlag wurde sehr übel aufgenommen, und um zu verhindern daß er uns nicht leichtsinnigerweise in falsche Maßregeln verwickelte, erhielt er Befehl zurückzukommen.

kommen. Der Graf von Bernis wurde an seiner Stelle ernannt, indessen ließ ihn der Fortgang der Begebenheiten bald darauf zum Wiener Posten bestimmen; da aber seine Gegenwart in Frankreich selbst noch notwendiger war, um die Unterhandlung, die mit jedem Augenblick thätiger wurde, in allen ihren Zweigen fortzuführen, so reiste er nicht ab. Der Graf d'Arbuthnot reiste von Wien nach Madrid an die Stelle des Herzogs von Duras, und der Marquis von Stainville, jetziger Herzog von Choiseul, wurde nach Wien gesandt.

Kaum hatte der König von Preussen den Londoner Traktat ratifizirt, so forderte die Kaiserin einen von uns über die Neutralität der Niederlande, der im Fall preussischer Feindseligkeiten für defensiv gelten sollte. Bernis, dem der König ausruhm, diesen Traktat aufzulegen, wollte in einer so wichtigen Sache nichts auf sich nehmen, und verlangte die Vereinigung des Staatraths zu einem Auspruch.

Ludwig der Funfzehnte, empfindlich über das Verschweigen des Königs von Preussen, und Frau von Pompadour, von der Kaiserin aufgeregt und von ihren Schmeicheleuten berauscht, wünschte, daß der Traktat offensiv wäre. Der Graf von Bernis war fast der einzige, der sich dawider setzte. Er fühlte, daß sobald der Krieg nur einigermaßen ernstlich würde, die ganze Last desselben auf uns zurückfallen müßte, daß wir keine Feldherren hätten, auf welche die Armee Vertrauen setzte, und daß unsre Finanzen in dem schlechtesten Zustand wären. Er stellte vor, daß wir noch immer Zeit haben würden, offensive Massregeln zu ergreifen; daß es aber gefährlich wäre, sich mit dem Wiener Hof noch weiter einzulassen als er es selbst verlangte. Es gelang ihm endlich, die Empfindlichkeit des Königs aufzuhalten, den Eifer der Frau von Pompadour für die Kaiserin zu mäßigen, der Hitze, mit welcher alles, was zur Armee gehörte, für den Krieg

stimmte, zu widerstehen. Der Traktat wurde also abgeschlossen, so wie er gedruckt nachzusehen ist.

Der Graf von Bernis drang auf die Geheimhaltung des Traktats, weil er überzeugt war, daß der König von Preussen den Zeitpunkt voraussuchen würde, wo die Allianz nicht mehr defensiv bleiben könnte, und daß er zu gut ausgerüstet wäre, um sich nicht seines Vortheils zu bedienen und die Königin von Ungarn anzugreifen. Zugleich verlangte er, als eine nothwendige Vorkehrung, daß man den König von Polen, Churfürsten von Sachsen, in Verteidigungsstand gegen Preussen setzte. Der ganze Staatsrath behauptete mit großem Eifer, die Geheimhaltung wäre der Würde des Königs nicht angemessen, der König von Preussen würde viel zu bestürzt seyn, um jemals die Waffen zu ergreifen, und die Vorkehrungen zur Beschüßung der Sächsischen Länder würden einen sehr unnützen Aufwand machen. Der Graf d'Argenson war der einzige, welcher Bernis Meinung, daß man auf Sachsen ein Augenmerk haben sollte, nicht mißbilligte, weil dabei Truppen in Bewegung kamen, was einem Kriegsminister immer recht ist; aber den Vorschlag der Geheimhaltung unterstützte er nicht, weil die Publicität den Ausbruch fördern konnte. Sobald der Traktat bekannt wurde, war der Fesfall allgemein, und ging bis zur Trunkenheit, zumal als die Engländer ihren Verdruß darüber nicht verbargen. Jedermann erwartete, daß die Vereinigung der beiden ersten Mächte ganz Europa im Zügel halten würde. Man schlug sogar in der Akademie vor, den Traktat zwischen dem Kaiserlichen und dem Französischen Hof zum Gegenstand der Preisgedichte zu machen; und ich verhinderte es nur durch die Vorstellung, daß man wenigstens bey einer Sache, welche mit der Politik zusammenhänge, vorher das Ministerium befragen müßte; hierauf wählte man denn einen andern Stoff.

Von

Von den Ministern bis zu den letzten Subalternen wollte jeder seinen Theil am Traktat beigetragen haben. Rouillé, der bloß Besieger gewesen war, schlug ganz treuherzig vor, ihn Traktat von Joui zu nennen, weil auf seinem Landhaus Joui die Präliminarien festgesetzt worden waren, was denn auch seinen ganzen Antheil daran ausmachte. Man lachte über die Präension, und brachte ihn wieder zu sich selbst. Er meinte aber auch, daß man nicht weniger thun könnte, als seinen Schwiegersohn, den kleinen Beauvron, zum Herzog zu machen. Der König dachte indessen anders; und Rouillé mußte sich mit einer Pension von sechs- oder tausend Livres in seiner Familie zufrieden stellen.

Ich weiß, daß man seitdem ganz anderer Meinung geworden ist; aber man bedenkt die Verschiedenheit der Zeitpunkte nicht. Ohne über den Traktat selbst urtheilen zu wollen, führe ich die That an, und behaupte, daß bis zur Rossbacher Schlacht die Allianz sich in ihrer Gunst erhalten hat. Nunmehr wollen wir betrachten, wie und warum sich die Dinge so sehr geändert haben.

Anfänglich schien uns alles zu gelingen. Der Marschal von Richelieu erobert Minorca, la Galissonnière schlägt und zerstreut die Englische Flotte unter dem Kommando des Admiral Byng. Man hat behauptet, daß der Angriff des Fort Saint-Philippe zu Mahon eine thörichte Unternehmung war. Man würde sich auch vielleicht nicht darinn eingelassen haben, wenn man eine genauere Kenntniß von der Sache gehabt hätte. Man hatte sich auf einen Plan, den Spanien an die Hand gab, dazu entschlossen; aber man kannte den Zustand des Plazes nicht, seitdem die Engländer ihn im Besitz hatten; und die Unerfrohenheit der Französischen Soldaten war es allein, was den Mängeln der Unternehmung abhalf. Indessen wirkte diese Eroberung so sehr auf die Engländer, daß sie eine Landung in ihrer Insel befürchteten, und die Franzosen in London zu sehen besorgten. Auch wür-

da es nicht bey dem eiteln Schrecken geblieben seyn, wenn wir den Marechal von Sachsen und Dugue-Trouin noch gehabt hätten; aber diese Männer sind von der Erde verschwunden, ohne Nachfolger zu hinterlassen. Die Engländer zogen von ihren Unfällen einen Nutzen, der uns unbesonnen geblieben ist. Ding, der bloß unglücklich war, wurde als schuldig verurtheilt, und es wurde Kriegskrecht über ihn gehalten. Dieses Beispiel von Strenge gab der Nation wieder Muth, machte sie glauben, daß sie bloß schlecht bedient worden wäre, und unterrichtete ihre Feldherren von der Nothwendigkeit, und vielleicht gerade dadurch, von den Mitteln glücklich zu seyn:

Was uns betrifft, so waren ein Paar Lieder die angenehmste Frucht unsers Siegs; der Anfang unsers Glücks war auch das Ziel desselben, und es folgte wenig mehr darauf als Unfälle und Demüthigungen.

Geldgierige, unerfahrene oder einbildnerische Kabinettsfeldherren; unwissende, eifersüchtige, oder übelgesinnte Minister; Subalternen, die auf dem Schlachtfeld ihr Blut verschwendeten, und am Hof vor den Auspendern der Gnaden krochen: das waren die Werkzeuge, deren wir uns bedienten.

Der einzige, welcher die Fähigkeit hatte, im Geist eines Solleus zu handeln, in das er wider Willen eingegangen war, aber dabei doch der einzige, der im Stande war es zu verfolgen, weil er alle Triebfedern desselben geordnet hatte, wurde in die Unmöglichkeit gesetzt, sie zu bewegen; der Graf von Fernis hatte mehr Gunst als Einfluß, und man ließ es ihm an der thätigen Gewalt abgehen. Konillé, neidisch auf einen Mitarbeiter, den er sich nicht entbrechen kann als seinen Meister anzusehen, entzieht ihm die Kenntniß dessen was auswärts vorgeht, und — so unglaublich wie dies scheint — fährt sogar
fort,

fort, an allen Höfen im Geist des alten Systems zu handeln, ohngeachtet er ein Werkzeug des neuen gewesen war und sogar den Ehrgeiz hatte, seinen Ruhm darin zu setzen.

Der König fühlte den Nachtheil dieser Verstimmung, und wollte den Grafen von Vernis in den Staatsrath ein treten lassen, damit er sich mit allem was in seinen Plan einschlug, bekannt machen konnte. Dem kleinen Rouillé wird darüber Angst, und der Monarch behält noch sechs ganzer Monate, zum Schaden der Geschäfte, einen Läs tendüßer vom Minister, dessen ganzes Verdienst war, sich zum Gegenstand des Mitleidens gemacht zu haben.

Der Graf von Vernis wünschte aus der Begegnung von Minorca den Vortheil zu ziehen, daß der Seekrieg geendigt und der Landkrieg verhindert würde; er schlug daher vor, England wiederum zur Restitution der Pris sen, zugleich mit der Freilassung von Dänischen, anzubieten, und dagegen die Zurückgabe von Minorca anzubieten. Die Engländer hätten ohne Zweifel den Vorschlag angenommen; aber er wurde einstimmig in unserm Staatsrath verworfen. Die Meinung des Grafen von Vernis war, nur im Fall eines Angriffs von Seiten des Königs von Preussen offensiv gegen ihn zu handeln; aber Friedrich sah sehr wohl ein, daß die Königin von Ungarn aus kei ner andern Ursache sich um Frankreich beworben hatte, als um in ihren Absichten auf Schlessien nicht gestört zu werden. Er kannte den persönlichen Haß der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, und ihre Zuneigung für die Kö nigin von Ungarn. Es ließ sich voraussehen, daß diese beiden Fürstinnen sich vereinigen würden, und daß als dann der Groll, den der Churfürst von Sachsen noch vom letzten Krieg her gegen ihn hegte, ausbrechen würde. Er beschloß seinen Feinden zuvorzukommen; er hatte hun dert und funfzigtausend Mann auf den Beinen, alle wohl

wohl betrauet und wohl disciplinirt; der König August hingegen hatte die Schätze, womit er seinen erlittenen Unfällen abhelfen und sich in Achtung hätte setzen sollen, in Feten und unschmackhaften Ergötzlichkeiten verprast. In dieser Lage ließ der König von Preussen der Königin von Ungarn verkündigen, daß die Kriegsrüstungen, die man im Reich vornähme, ihn beunruhigten, und forderte sie auf, öffentlich zu erklären, daß sie, wenigstens in diesem und dem folgenden Jahre, die Absicht nicht hätte, ihn anzugreifen. Die Königin ließ zur Antwort geben, daß eine solche Erklärung zu unregelmäßig seyn würde, indem sie einen bestehenden Frieden zum Waffenstillstand umwandelte.

Auf eine so wenig bündige Antwort faßt der König einen schnellen Entschluß. Sechzigtausend Preussen rücken unter der Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig in Sachsen ein und bemestern sich der Stadt Leipzig; der König selbst geht auf Dresden zu. Der König von Polen gibt ihm seine Hauptstadt preis, und verschließt sich mit siebenzehntausend Mann in dem Lager von Pirna, wo er sogleich blockirt wird. Der König von Preussen, der hierauf zum Feind des Reichs erklärt worden ist, wendet sich zur Antwort gegen Böhmern, liefert dem Grafen von Trowen ben Lowositz eine Schlacht, gewinnt sie, und kehrt ohne Verlust zu dem Lager bei Pirna zurück. Der König von Polen ergibt sich mit dem Kronprinzen auf die Festung Königstein und verläßt seine Armee, die sich als Kriegsgefangene ergibt, und, bis auf die Officiere, unter die Preussischen Truppen inkorporirt und vertheilt wird. August macht Friedensvorschläge, die verworfen werden. Er bittet den Sieger, die Bedingungen vorzuschreiben, Friedrich schlägt es aus, weil er nicht als Feind in Sachsen eingedrungen wäre, sondern es bloß in Verwahrung genommen hätte. August

bittet

bittet ihn, wenigstens seine Gardes wieder auszuliefern, Friedrich schlägt es ab, indem er die Mühe nicht haben wollte sie wieder wegzunehmen. Alle Antworten des Königs von Preussen sind höhnisch oder verächtlich, und Augusts ganzes Betragen scheint den Sieger zu entschuldigen. Der unglückliche Fürst begnügte sich endlich um Pässe zu seiner Abreise anzusuchen, und dies war die einzige Bitte, die Friedrich ihm bewilligte; er bot ihm sogar Postpferde an.

August, aus seinen Erbstaaten verwiesen, flüchtete sich nach Polen, wo ihm die Republik ein demüthigendes Mitleiden bezeugte, ohne ihm den geringsten Beistand anzubieten. Die Königin von Polen hingegen zeigte alle Standhaftigkeit, die mit ihrer Lage vereinbar war. Sie ließ sich nie betören, Dresden zu verlassen, endlich aber erlag sie dem Kummer und der Härte, die sie zu erdulden hatte, und starb.

Bis dahin hatten wir die Vollstreckung des Traktats von Versailles verzögert; da aber der Preussische Angriff uns keinen Grund mehr zum Aufschub ließ, so wurden die vier und zwanzigtausend Mann, achtzehntausend Infanterie und sechstausend Cavallerie, welche im Traktat bedungen waren, beordert zu marschiren. Der Graf von Fernis wollte, daß man genau dabei bliebe; das war aber nicht der Vortheil des Grafen d'Argenson, welcher lieber alle Französische Truppen in Bewegung gesetzt hätte, um sein Departement zu erweitern. Unterstützt von den Thränen der Dauphine, welche für ihren Vater um Rache schrie, suchte er den König zu überreden, daß eine Hülfe von vier und zwanzigtausend Mann nicht hinreichend wäre, und daß man sie also bloß ohne Nutzen aufsperrn würde; daß sie immer die größten Gefahren laufen würden; daß man sie beständig würde rekrutiren müssen, und daß man, ohne etwas vortheilhaftes für die Kaiserin
oder

oder rühmliches für und zu bewirken, durch mehrere Feldzüge Frankreich an Geld und Menschen erschöpfen würde; dahingegen, wenn man gleich damit anfangs große Hülfsmittel anzuwenden, man die Fortschritte des Königs von Preussen aufhalten, und ihn zwingen würde, die Bedingungen, die man ihm auflegte, anzunehmen. Zwen Feldzüge wurde behauptet, wären hinreichend, um den Frieden auf dem festen Lande wieder herzustellen, und um Frankreich sowohl als der Königin von Ungarn die gesegensreichen Vortheile ihrer Verbindung zu genießen zu geben.

Dem König gefiel ein Plan, der seinen persönlichen Gefinnungen gegen die Kaiserin und den König von Preussen angemessen war. Zuvor aber wollte er die Sache im Staatsrath untersuchen lassen. Dies geschah im November 1756. Machault war d'Argenson's Meinung sehr zuwider. Er wußte, daß eine Landarmee die Aufmerksamkeit und die Sorge des Hofes immer viel mehr anzieht als die Marine. Die Hofleute selbst dienen fast alle zu Land, dahingegen die Seecofficiere sich wenig am Hof sehen lassen, und damals noch mehr taugten, als sie noch weniger dort erschienen. Machault, der als Finanzminister dem Grafen von Maurepas für die Marine nichts hatte bewilligen wollen, fürchtete nunmehr ein schlimmes Beispiel gegen sich selbst gegeben zu haben. Er suchte zu beweisen, wie gefährlich es seyn würde, sich nicht hauptsächlich mit dem Krieg gegen die Engländer, unsre eigentlichen Feinde, zu beschäftigen, und versicherte, daß er wenigstens sechzig Millionen brauchte, um die Marine zu erhalten.

Der Graf d'Argenson, mit Sechelles dem Finanzminister einverstanden, bot fünf und sechzig an. Machault's Besorgnisse wurden dadurch nicht gehoben, aber seine Einwendungen waren beantwortet, und die Preisung

nung des Grafen d'Argenson fing an die Oberhand zu gewinnen. Noch wurde indeß nichts entschieden, sondern die politische Frage gelangte erst an den Ausschuss, damit der Graf von Bernis, der noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, darüber stimmen konnte. Er war nicht von d'Argenson's Meinung, und sah den Nachtheil voraus, der aus diesem Plan erwachsen konnte; aber die Neigung des Königs für die Kaiserin, der leidenschaftliche Eifer der Frau von Pompadour für diese Hürin, die sie treuherziger Weise als ihre Freundin ansah, und deren Gönnerin zu seyn sie sich fast einbildete; die Zudringlichkeiten des Prinzen von Soubise, des Grafen und nachherigen Marschalls d'Estrees, des Herzogs von Richelieu, und aller derer, welche mehr Ehrgeiz als Selbstgefühl hatten: dies alles überzeugte den Grafen von Bernis, daß wenn er die Vermehrung des Heerlandes nicht zugäbe und dadurch die einzige Möglichkeit ergreife, ihr noch einige Schranken zu setzen, man sie viel weiter treiben würde als der Zustand unsrer Finanzen es liete. Er suchte vergebens darauf aufmerksam zu machen, wie wenig Zutrauen die Nation auf unsre Generale hätte; endlich gab er zu, daß man die Hülfe auf 45000 Mann hinauf triebe, unter der Bedingung, daß man es bey fremden Truppen bewenden ließe, deren Aufwand um die Hälfte geringer seyn würde als der einer Französischen Armee. Die Kaiserin wäre mit dieser Vermehrung sehr zufrieden gewesen; aber dem Grafen d'Argenson war es daran noch nicht genug, die fremden Truppen standen ihm nicht an, er wollte seine Klienten, seine Kreaturen unter den Hofleuten anstellen, und sein vorzüglichstes Augenmerk ging auf die Klasse von subalternen Klienten, aus welcher er ein ganzes Heer von Lieferanten zog, dessen Last der Staat noch lange nachfühlen wird.

So kufenweise und durch solche Rabalen gelangten wir dahin, dem Traktat diese unnatürliche Wendung zu

geben, und dem Privatinteresse einiger Personen die Kräfte und die Finanzen des Königreichs aufzuopfern.

Das Oesterreichische Ministerium war in seinem Plan nicht getäuscht wie wir, denn es hatte nichts anders gewollt, als uns unter dem bloßen Namen von Allirten zu Hauptpersonen des Kriegs machen. Man muß eingestehen, daß seit Philipp dem Zweyten kein Hof seinem Ziel getreuer geblieben ist. Wenn er von seinem Plan abzuweichen scheint, so geschieht es nur, um durch einen Umweg wieder hineinzukommen. Der nämliche Geist und ein beharrliches System, das sich den Umständen anzupassen, sie herbeizuführen und zu ergreifen weiß, sind immer im Oesterreichischen Kabinet sichtbar gewesen.

Mit vielem Rechte konnte also der Cardinal Fleury sagen, was ich eben in einem seiner Briefe aus der Zeit unsers Kriegs mit den Oesterreichern (Junius 1741, lese: „Die Königin von Ungarn ist im Fall eines Handelsverklagens, wo der Tod des Meisters keine Veränderung macht, wenn die Gesellen die Arbeit fortsetzen; sie handelt nach den nämlichen Eingebungen, und gerade wie ihre Vorfahren. In einem andern Brief sagt er: Der Kaiser ist falsch, und haßt uns von Herzen. Er hat von dem Stempel des verstorbenen Kaisers Gebrauch gemacht, um nach seinem Tode verschiedene Geschäfte abzu thun; und das ist erwiesen.

Während daß man sich zum Krieg rüstete, negotierte der Graf von Bernis, — denn Rouillé war nur dem Titel nach Minister — mit allen Europäischen Mächten. Rußland trat dem Traktat von Versailles bey, ohngeachtet aller Gegenbemühungen Pestkuchers, der ganz dem Englischen Hof angediente, wo er als Page des Königs Georg des Zweiten erzogen worden war. Schwerden
ber

bewaffnete sich für die nämliche Sache. Man legte den Grund zu einer Waffenunion mit Dänemark. Man negocierte mit Baiern, Pfalz und Würtemberg. Der Reichstag verhinderte den König von Preussen, diesen Krieg als einen Religionskrieg vorzustellen. Holland bekräftigte seine Neutralität. Diese Unterhandlungen wurden mit einer solchen Schnelligkeit und Geschicklichkeit fortgesetzt, daß sie im April 1757 alle vollendet waren; und der üble Ausschlag des Kriegs zog auch in der Folge, bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, keine der contrahirenden Mächte von dem Bunde ab.

Nunmehr reiste der Graf d' Sirees nach Wien, um den Plan der Kriegsverrichtungen zu verabreden. Hierbey fielen noch einige Schwierigkeiten vor; wir forderten von der Kaiserin eine unbegrenzte Entfagung auf die Englische Allianz; und ihre Abneigung dies zu thun, bestärkte uns in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unsrer Forderung. Endlich willigte sie ein, unter der Bedingung, daß sich Frankreich ebenfalls auf immer von Preussen lossagte, was denn auf beiden Seiten beliebt ward. Hierauf kam die Frage von der Handverischen Neutralität. Der Graf von Bernis schlug sie vor, und der König von England wäre um so weniger davon entfernt gewesen, als unsre Fortschritte in Amerika ihn besorgen ließen, daß die Engländer, zufolge ihres Rechts die Anwendung ihrer Finanzen zu bestimmen, die Vertheidigung ihrer Kolonien der Sorge für seine deutschen Staaten vorziehen würden. In der That hatte der Ausgang ihren Entwürfen auf Kanada nicht entsprochen.

Braddock hatte, in Verfolg schon seit 1754 aus London erhaltener Befehle, sich Rechnung darauf gemacht, unsre Festungen einzunehmen. Boicaven war durch ähnliche Befehle vom April 1754 beordert, uns zur See anzuziehen. Diese Thatfachen, und viele andre
aus

auf den vorübergehenden Jahren, bewiesen hinlänglich, daß die Engländer den Einbruch in Kanada schon längst im Sinne führten; daß sie entschlossen waren und den Krieg zu erklären; und daß sie das Loos desselben, gegen die Treue der Verträge, durch kombinierte Feindseligkeiten in der alten und der neuen Welt sichern wollten. Die ersten Würfungen dieses Verfahrens waren folgende.

Jumonville, ein Französischer Officier, bringt in Kanada den Engländern, mitten unter den Wilden, ihren Allirten, gütliche Vorschläge und Friedensworte. Er wird von den Engländern schändlich ermordet, im Angesicht der Wilden, die über einen solchen Frevel gegen die Menschheit und das Völkerecht entrüstet, größtentheils die Engländer verlassen. Einige von ihnen, wärend über die Barbaren, die man gehabt hatte, sie zu ächten und einen Preis auf ihre Häupter zu setzen, brachen mit Feuer und Schwert in die Englischen Besatzungen.

Der General Braddock fiel in dem Gefecht vom 5ten Julius; und die Papiere, die man bei ihm fand, enthüllten den Zusammenhang der Englischen Projekte, die von verständigeren oder aufmerksameren Ministern als die unsrigen vorausgesehen worden wären. Der Marquis von Vaudreuil und der Marquis von Montcalm waren in den ersten Zeiten dieses Kriegs in Kanada mit dem ausgezeichnetsten Glück gekrönt. Damals war es also sehr wahrscheinlich, daß sich die Engländer zur Handelsischen Neutralität verstehen würden, um sich bloß auf ihre eigne Vertheidigung einzuschränken; aber unsere Regierung bildete sich ein, daß der König, der nach der Englischen Verfassung Herr über Krieg und Frieden wäre, den letzteren erwählen würde, sobald er sich seines Churfürstenthums beraubt sähe; und dies hielt man für die Sache eines einzigen Feldzugs.

Dem

Dem Adel, welcher Dienste suchte, und dem Kriegsminister, der nichts wollte als Krieg, schienen diese Schlüsse untrüglich. Auch hätten sie einigen Grund gehabt, wenn man anstatt die Kräfte zu betrachten, auf diejenigen, die sie treiben sollten, mehr Acht gegeben hätte; wenn man anstatt die Truppen zu zählen, ihre Anführer genau gegen einander gewogen hätte.

Der Einfluß, der dem Grafen von Bernis in den politischen Geschäften gebührte, wurde weniger gestört, nach dem er den 2ten Januar 1757 in dem Staatsrath Sitz und Stimme genommen hatte. Die kleinen unterirdischen Kabalen von Rouillé waren dem König endlich lästig geworden, und einige Monate nach Bernis Eintritt in den Staatsrath gab Rouillé das Departement der auswärtigen Geschäfte ab, von dem er sich wohl bewußt war, nur den Namen zu führen. Damiens Unternehmung gegen das Leben des Königs begab sich drei Tage nach dem Eintritt des Grafen von Bernis im Staatsrath. Ich werde mich aber hier nicht bey diesem abscheulichen Vorfall aufhalten, indem ich ihn einzeln behandelt habe a).

Die Uneinigkeiten zwischen dem Parlement und dem Ministerium hatten damals ihren höchsten Gipfel erreicht.

Uns

a) Dieser Theil von Duclos Memoiren fehlt in den Ausgaben, die wir bisher von denselben haben. Herr Soularie hat behauptet, daß ihn Herr Buisson untergeschlagen hat, und er versprach ihn in seiner Ausgabe zu liefern. Aber aus den neuerlich bey Herrn Buisson erschienenen Ausgaben der Memoiren von Maffillon und von dem Herzog von Mauillon, an welchen Herr Soularie selbst einigen Antheil genommen hat, ergibt es sich, daß die beyden Herausgeber sich wieder vertrauen haben, Herr Soularie gibt sogar seine Memoiren von Richelieu wieder im Buissonischen Verlag heraus, und so scheinen denn alle seine vorhergegangenen Beschuldigungen und Versprechungen gänzlich in Vergessenheit gerathen zu seyn. Oekonomische Abtheilung wie Herr Soularie, die mit der Waage des Eifers nur irgend eine Partey wuchern, sind auch in unsrer Literatur nicht selten.

Unmittelbar nach dem *lit de justice* vom 13ten Decem-
ber hatten die *Chambres des Enquêtes* und des *Re-
quêtes* und ein Theil von der *Grand'Chambre* die *Des-
mission* ihrer Aemter eingegeben. Der *Frelval* vom 3ten
Januar würde wahrscheinlich alle Gemüther wieder ge-
nährt haben, wenn der erste Präsident *Maupeou* und
die vornehmsten Minister, d'Argenson und Machault
es ernstlich gewollt hätten; aber diese drei Männer be-
folgten den Grundsatz des *Liberius*: *divide et impera*.
Drei Wochen darauf (den 2ten Februar) wurden die
zwei Minister durch Hofkavalen entfernt. Niemals
sah man den Zeitpunkt so ungeschickt ab, um zwei er-
fahrene Minister abzubauen: zumal wenn erwogen wird,
wie ihre Nachfolger beschaffen waren. Moras kam an
Machaults Stelle, und der Marquis von Paulmy folgte
seinem Onkel d'Argenson. Das waren die vornehmsten
Werkzeuge des Geschäfts, an welches man zu gehen hatte.

Nachdem alle Einrichtungen gemacht, die Pläne
verabredet und die Operationen festgesetzt waren, ließ
man (1757) eine Armee nach Deutschland abgehen; sie
stand unter den Befehlen des *Marechal d'Estrees* und
der Prinz von *Soubise* kommandierte darin eine Division.
Der *Marechal* rückte auf die *Handoverischen* Lande zu,
durchschnitt ganz *Westphalen*, benachtigte sich der Stadt
Emden, unterwarf *Heffen* und ging über die *Reifer* ohne
zu schlagen. Der Herzog von *Lumberland*, welcher die
Englische Armee von der *Braunschweigischen* und der
Hessischen verstärkte, anführte, zog sich immer vor dem
Marechal zurück, und verschanzte sich endlich in einem
vortheilhaften Lager bei *Hastenbeck*. Vielleicht würde
ihn der *Marechal* da nicht angegriffen haben, wenn die
Klagen des Hofes, die Spöttereien der *Pariser* Circel,
und die Warnungen, die er erhielt, daß man daran ar-
beitete, ihn zurückberufen zu lassen, seiner Unentschlossen-
heit

helt nicht ein Ende gemacht hätten. Die Partey des Prinzen von Soubise, von den Rabalen seiner Schwes-
ter, der Gräfin von Marsan, unterstützt, schrie unauf-
hörlich gegen die Langsamkeit des Marechals, und for-
derte einen unternehmendern Feldherrn. Die wichtigs-
ten Entschlüsse werden gewöhnlich am Hof durch die
nichtigsten Albernheiten bestimmt. Frau von Pompadour
war sehr unzufrieden, daß es der Marechal d'Estrees
über nahm, daß der Prinz von Soubise, welcher nur eine
Division kommandirte, seine Briefe stempeln ließ: armée
de Soubise. Außer diesem wichtigen Grund, hatte
auch d'Estrees den albernen Stolz gehabt, über seine
Operationen mit Düvernay keine Abrede nehmen zu wol-
len. Düvernay war Generallieferant, ein unentbehrli-
cher Mann, dessen Geist sehr fruchtbar an Auswege war,
und der den Krieg besser verstand als die meisten unter
Generale. Düvernay war gegen diese lächerlichen Neu-
sungen von Geringschätzung empfindlich. Er stand in
Achtung bey dem König, und war bey der Frau von Pom-
padour sehr gut aufgenommen, indem er ihr zu einer Zeit
Dienste geleistet hatte, wo sie in der Lage war, von sehr
vielen Leuten welche empfangen zu können. Der Mare-
chal von Richelieu säumte nicht, diese Gelegenheit zu er-
greifen, und sprang sogleich hervor, um sich anzubieten.
Frau von Pompadour getraute sich noch nicht, dem Prin-
zen von Soubise das Generalkommando zu geben und
ihn an die Stelle des Marechal d'Estrees zu setzen; sie
würde alle Marschälle von Frankreich und alle andern
Generale, die älter im Dienst waren als ihr Freund,
vor den Kopf gestossen haben; aber unter allen widers-
tand ihr gerade am meisten, der sich jetzt vorschlug.
Sie war dem Marechal von Richelieu nie gewogen, weil
er, ohne ihr gerade offenbar die Spitze zu bieten, immer
auf eine gewisse leichte Art von ihr gegen den König gekros-
sen und gesucht hatte, sie auf dem Fuß eines bürgerlichen

Geschöpf, das nicht an seiner Stelle war, einer vorübergehenden Galanterie, eines bloßen Zeitvertreibs, kurz einer Frau, die nicht dazu gemacht war, mit Anstand am Hofe zu leben, von ihm betrachten zu lassen. Das wundersbarste ist, daß diese Vorstellungsart des Marechal von Richelieu ihm nicht eigen war, sondern daß der ganze Hof lange Zeit keine andre kannte. Es schien als ob die Stelle der Maitresse des Königs Geburt und Glanz erforderte. Die Männer beeiferten sich um die Ehre, diese Stelle zu besetzen, und wo möglich durch eine Vers wandte; die Weiber stritten sich um den Vorzug.

Es fehlte wenig, daß sie sich nicht laut über die Ungerechtheit einer Wahl, die auf eine Bürgerliche gefallen war, beklagt hätten. Ich habe viele von den Damen im Anfang zweifeln gesehen, ob sie anständiger Weise mit ihr umgehen könnten. Sie wählte sich aber bald selbst ihren gesellschaftlichen Zirkel, und zog nicht alle dazu, die sich darum bewarben.

Der Marechal von Richelieu war nun auch in Ansehung der Frau von Pompadour behutsamer geworden; jetzt suchte er sich durch Düvernans Einfluß zu heben, bewarb sich eifrig um seine Gunst, überhäufte ihn mit Liebesungen und Lobsprüchen, versicherte ihm, daß er sich ganz nach seinen Rathschlägen richten wollte; und Düvernans, vielleicht eben so sehr von Eigenliebe als von seiner Empfindlichkeit gegen d'Entrées geleitet, unternahm es, dem Marechal von Richelieu das Kommando zu verschaffen. Er bat den Grafen von Bernis, ihm bei der Frau von Pompadour eine besondere Audienz auszuwirken, und setzte hinzu, daß er sein Projekt nicht lange gegen ihn geheim halten wollte, daß er es aber für den gegenwärtigen Augenblick verschweigen zu dürfen wünschte. Der Graf von Bernis drang nicht weiter mit Fragen in ihn ein, und verschaffte ihm die Audienz. Bernis war
pers

persönlich hierbey wohl unverdächtig, aber sein Verhältniß mit dem Marechal von Belle-Isle ließ befürchten, daß er ihm mittheilen würde, was im Werke wäre, worauf dann Belle-Isle, als ein Freund von d'Estrees, diesem davon Nachricht geben würde. Man wird bald sehen, wie alle diese kleinen Vorkehrungen nicht verhinderten, daß die Intrigue ruchbar wurde.

Düvernay legte dem König, in Gegenwart der Frau von Pompadour und des Marquis von Paulmy, seinen Plan vor. Paulmy, ein kleiner Schatten von Minister, war nicht im Stand gegen Düvernay zu streiten, noch vielleicht gar ihn zu verstehen. Mehr gemacht, um in nächsten Saufgelagen eine Stelle einzunehmen, als in einem Staaterath, war er hier nichts als Besieger. Das Ziel war, den König von Preussen von der Oders und Elbseite anzugreifen. Die Franzosen und die Kaiserlichen sollten gegen Magdeburg, die Schweden und Russen gegen Stettin rücken. Die Probiantirungen geschähen auf der Maas, dem Rhein und der Weser. Man nahm all: Maßregeln gegen die Unfälle der Kriege, welche in der Ferne geführt werden.

Der Plan wurde gut auseinander gesetzt, und versprach die glücklichsten und sichersten Folgen; der König billigte ihn sehr. Für die Ausführung war Düvernays Zuziehung nothwendig, und da der Marechal d'Estrees nicht mit ihm sympathisirte, so mußte durchaus ein anderer General ernannt werden. Düvernay überzeugte den König davon, und schlug sogleich Richelieu vor. Er machte das Vertrauen geltend, daß der Sieger von Minorka den Truppen einflößen würde, deren Eifer unter dem Zauderer d'Estrees erkaltete. Um die Frau von Pompadour zu gewinnen, setzte er hinzu, daß der Prinz von Soubise 35000 Mann unter seinen Befehlen haben müßte, mit welchen er in Sachsen einfallen, den König von Preuss

sen daraus verjagen, und sich den glänzendsten Ruhm erwerben würde. Der Marschal d'Estrees, der persönlich sehr tapfer, aber unruhig ist, hat immer furchtsam geschienen, sobald er ein chef kommandirt hat. Weniger von dem Wunsch zu siegen begeistert als mit der Sorge für den Rückzug im Fall einer Niederlage beschäftigt, fürchtete er immer, sich zu weit einzulassen. Außerdem hielt ihn noch ein anderer Grund zurück. Der Marquis von Püiseux, sein Schwiegervater, und Saints Ezerin waren seine Drakel für die Politik, und sie hatten ihm ihre Vorurtheile gegen das neue System eingesflößt; nun taugt man freilich nicht für die Ausführung eines Plans, dem man nicht gewogen ist. Er hätte aber handeln sollen, oder sich nicht um das Kommando bewerben. Der König, über Düvernays Entwurf fast schon bestimmt, theilte ihn dem Dauphin mit, und forderte ihn auf, darüber nachzudenken, und ihm seine Meinung schriftlich einzugeben. Der Dauphin untersuchte den Plan mit vielem Scharfsinn, und auf seinen Bericht darüber ließ der König den Staatsrath zusammenkommen; um aber alle Debatten über einen gefassten Entschluß zu vermeiden, brachte er die Sache nicht in Berathschlagung, sondern befahl, sogleich zur Ausführung des vorgelegten Plans zu schreiten.

Der Marschal von Richelieu, welcher der Frau von Pompadour zum Vortheil des Prinzen von Soubise alles was sie nur verlangte versprochen hatte, wurde sogleich ernannt, um die Stelle des Marschal d'Estrees zu besetzen, und erhielt Befehl, das Kommando der Armee zu übernehmen. Wie geheim man aber bis dahin auch die Sache vor dem Marschal von Belle-Isle gehalten hatte, so hatte er, wo nicht alles, doch wenigstens genug davon abgenommen, aus den geheimen Zusammenkünften, aus den Bewegungen des Marschal von Richelieu, aus den

bitt-

bittern Deffamationen der Gräfin von Marsan, und aus so vielen andern Indiscretionen im Thun, die so viel und noch mehr verrathen als Worte. Diese Entdeckungen waren hinreichend, um ihn zu bewegen an seinen Freund d'Estrees zu schreiben, daß er nicht säumen dürfte, wenn er die Ehre des Feldzugs noch einärnten wollte, indem sonst ein anderer sie ihm entziehen würde. Dadurch wurde d'Estrees veranlaßt, am 26. Julius die Schlacht bei Hastenbeck zu liefern, die er hauptsächlich durch die Tapferkeit des Marquis von Brehan, des Grafen von Chevert und einiger andern Officiere von Rang gewann. Die Folgen dieses Siegs waren so beschaffen, daß die feindliche Armee, in einem seit vier Wochen verschanzten Lager bezwungen, sich zwanzig Stunden weit vom Schlachtfelde zurückzog. Hameln, das mit allem Mund- und Kriegsvorrath ausgerühet war, ergab sich bei der ersten Aufforderung. Minden verlangte zu capituliren, und Hanover schickte seine Magistratspersonen, um die Kontributionen richtig zu machen.

Nichellen kam wenige Tage nach der Schlacht an, und er würde die Ehre davon gehabt haben, wenn er sich nicht in Strassburg aufgehalten hätte, um dort ganz anders die Herzogin von Lauraguais (Maille) eine seiner Liebchaften, die von einem Bad zurückkam, zu erwarten. Ich will hier eine edle Handlung aufbewahren, die zwar nur einen Privatmann betrifft; aber ich werde leider nicht so viel sonderbare Züge dieser Art haben, daß ich befürchten könnte, den Leser damit zu ermüden.

Brehan, Oberster vom Regiment Picardie, trug durch sein Beispiel so viel zum Siege zu Hastenbeck bei, daß der Hof, welcher bis dahin seine Dienste wenig erkannt hatte, ihm das Diplom zu einer Pension von 3000 Livres schickte. Brehan antwortete, daß er nie

Belohnungen in Geld verlange hätte, und daß er dem König bäte, diese Pension unter einige Officiere von seinem Regiment, die dessen bedürftiger wären, zu vertheilen. Man wollte von ihm die Namen derer wissen, die sich am meisten ausgezeichnet hätten. Seine Antwort, die ich gelesen habe, lautet: „Keiner von uns hat sich vor dem andern ausgezeichnet, sie haben alle tapfer gefochten, und sind alle bereit wieder anzufangen. Ich kann also bloß ihre Liste nach der Ordnung der Anciennetät eingeben. Was mich betrifft, da alles, was ich bisher verlangt habe, mir abgeschlagen worden ist, so sind meine Dienste vom 26sten (dem Tage der Schlacht) zu gering, als daß ich mir schmeicheln soll e, um dementwillen etwas zu erlangen. Mein Glück besteht in der Achtung und der Freundschaft der Soldaten, die niemand im Stande ist mir zu rauben, und ich werde hinführo kein andres mehr suchen.“

Der neue General zeigte sich in Ansehung des Geldes weniger schwierig. Da man seine Stiezigkeit in diesem Punkt kannte, und bey den Truppen die niedrige Eu... nach Beute, die aus Soldaten Räuber macht, zerstreuen wollte, so durfte der Feldherr nicht selbst das schändliche Beispiel davon geben. Der Graf von Fersen hatte Auftrag gehabt, dem Marechal von Richelieu vor seiner Abreise vorzuschlagen, daß er selbst seinen Gehalt bestimmen, und ihn so hoch als er wollte, ansetzen möchte. Richelieu verworf durchaus jede Bestimmung, und behauptete, um seinen Geiz mit einem Ansehen von Würde zu übertünchen, daß er auf keines von den Rechten der Feldherren, wie die Kontributionen, die Sausagearden, u. s. w. Verzicht thun dürfte, und daß er sich nicht wollte nachsagen lassen, als ob er den Vorjungen seiner Stelle etwas vergeben hätte. In dieser Stimmung

mung reiste er ab, und sein General hat je so fest darin beharrt. Nachdem er sich die Ehre des Siegs hatte entsgehen lassen, beschloß er, sich wenigstens durch die Kosten reichlich zu entschädigen, durch alle ersinnlichen Wege bezog er ungeheure Summen aus Westphalen und dem Handverischen. Die Soldaten, durch das Beispiel ange trieben, und durch die Ungestraftheit frech gemacht, plündern überall, und nannten ihren General unter sich nicht anders als Papa Maraudeur, (le pere la maraude). Weit entfernt, sich dieser Räuberey zu schämen oder sie nur zu verbergen, trug er bey seiner Zurücksunft in Paris die ausschweifendste Pracht zur Schau. Er glaubte einer von den Triumphatoren zu seyn, welche ehemals mit der Feute der Ueberwundnen prangten. Er ließ vor den Augen des Publikums das köstliche Landhaus bauen, welches vom Volk noch bis diese Stunde das Handverische Pavillon genannt wird.

Nachdem der Marechal d'Estrees seinem Nachfolger das Kommando der Armee übergeben hatte, kam er zurück ohne abgerufen zu seyn, und erschien am Hofe, mit jener edlen Bescheidenheit, die dem gekrönten und siegreichen Verdienst so schön ansteht.

Die Truppen, welche während der Feldzüge zur Wache des Königs zurückbleiben, gingen zusammen hinaus, um den Marechal zu salutiren und zu bewillkommen. Seine Gegenwart brachte die feindliche Kabale aus der Fassung. Aber er machte davon keinen Gebrauch. Er legte dem König über den Zustand der Armee seine Rechnung ab, und bat um die Gnade, auf seine Güter gehen zu dürfen, ohne den Kriegsminister zu sehen, den er den Auswurf von Paulmy nannte. Der König ließ ihm in allem seinen freyen Willen.

Indessen benutzte der Marechal von Richelieu den Sieg seines Vorgängers, und drang in das Handverische

sche ein, dessen Hauptstadt er durch den Herzog von Ebreuse einnehmen ließ. So lange als dieser in Hannover gewesen ist, haben alle Einwohner sich seines edeln Betragens zu erfreuen gehabt, und sie haben noch nach seiner Abreise fortgefahren, ihm die größten Lobsprüche zu geben. Die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel unterwarfen sich. Der Herzog von Cumberland, welcher immer vor dem Marechal floh, ließ ihm verschiedene Vorschläge thun, auf welche dieser anfangs antwortete, daß er nicht als Unterhändler, sondern als Feldherr abgeschickt worden wäre. Seine Antwort wurde vom König gut geheißen, und ihm ausdrücklicher Befehl bezeugt. Es wäre zu wünschen, daß er in diesen Gefinnungen bestarrt hätte.

Kaum erfuhr er, daß sein Betragen gebilligt wurde, so fing er an es zu ändern. Der Herzog von Cumberland, der sich mit seinen erschrocknen Truppen nach Stade gesüchtet hatte, und sich auf dem Punkt sah, vernichtet zu werden, ließ durch den Grafen von Lynar, Dänischen Minister, der aber in Englischem Solde stand, mit dem Marechal eine Unterhandlung anspinnen. Lynar bot die Vermittelung des Königs von Dänemark an, und gab dem Marechal die größten Lobsprüche über den Ruhm, der seiner wartete, den Krieg ohne Blutvergießen zu endigen. Man brachte ihm die glänzenden Namen des Friedensstifters in Genua, des Erhalters dieser Stadt, des Siegers von Minorca in's Andenken zurück. Der König von Preussen berauschte ihn mit den nämlichen Schmeicheleien in einem Brief, dessen Original ich gelesen habe.

Damals schrieb der Marechal an den Grafen von Bernis, daß er Willens wäre, die Hanoverische Armee in Bremen, Verden und Stade einzuschließen; und er setzte hinzu, daß er dem Präsidenten Ogier, unserm Minister in Dänemark, bereits davon Nachricht gegeben hätte.

hätte. Dieser hatte, in der Ueberzeugung, daß Richelieu von unserm Hof autorisirt werden würde, bey dem König von Dänemark in Verfolg dieser Mittheilung gehandelt.

Wenige Tage nach dem Abgang dieses Briefs an den Grafen von Bernis, (den 8. September) und ohne die Antwort abzuwarten, schloß Richelieu die besüchtigte Konvention von Kloster Seven, durch welche die Franzosen Meißner vom Handverischen, Bremischen und Verdischen blieben; die Braunschweigischen, Hessischen, Sächsen Gotha'schen Truppen hingegen, und udershaupt alle Allirten von Hannover sich jede in ihre Länder zurückzichen, bis an das Ende des Kriegs in der vollkommnen Neutralität beharren, und die Hannoveraner über die Elbe ziehen sollten.

Hierbey ist zu bemerken, daß weder der Herzog von Cumberland noch der Marechal von ihren Herren bevollmächtigt waren; daher brachte der Fortgang der Begebenheit auch bald diese Konvention auf ihren wahren Werth herunter, und machte sie zu einem bloßen Spiel. Es ist der größte Fehler, den man in diesem Krieg begangen hat, und die Quelle aller unsrer Unfälle. Der Wiener Hof und Schweden gaben ihr Mißfallen laut zu erkennen. Dies hätten wir selbst auch thun sollen, den Marechal abberufen, der bey den Engländern nicht einmal so gut weggekommen seyn würde, und einen wahren Feldherren an seine Stelle schicken. Der Graf von Maillebois, welcher unter Richelieu diente, befolgte stillschweigend alle seine Befehle und hütete sich wohl einen Fehler zu verhindern, der nach dem natürlichen Lauf seinen Obern stürzen mußte, in dessen Stelle er alsdann eingetreten wäre. So haben es überhaupt unsre kommandirenden Officiere während dieses ganzen Kriegs gegen einander gehalten. Sie haben sich alle entweder

als Ignoranten oder als schlechte Bürger gezeigt. Dies jenigen aber, die voraussetzten, daß die Konvention von Kloster Seven Richelieus Fall nach sich ziehen müßte, erwiesen unsrer Regierung zu viel Ehre. Der Graf von Bernis sah deutlich, daß der Marechal sich in eine Falle hatte locken lassen; aber am Ende eines Feldzugs schien es kein andres Mittel zu geben, als das Verfahren des Generals zu bekräftigen, indem man, wenn dasselbe nicht anerkannt wurde, den Feinden einen Vorwand verschaffte, bey der ersten günstigen Veranlassung die Konvention zu übertreten. Man schickte ihm also ungefäulmt die Vollmachten zur Ratifikation, und empfahl ihm dabey besonders die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, um die Vollstreckung eines Vertrags zu sichern, der nichts weiter als eine militairische Kapitulation hätte seyn sollen, und der durch seine Thorheit eine politische Konvention geworden war, deren Ausführung von der Ehrlichkeit der Engländer abhing, da sie ihrer Ratifikation bedurfte.

Als die Folgen dieser Konvention so unglücklich wurden, daß man sie dem Marechal zum Vorwurf machte, gab er vor, man hätte ihn zu lange auf unsre Ratifikation warten lassen, und dadurch wäre man um alle Vortheile der Konvention gekommen. Wahr ist es, daß in der Vergleichung zwischen dem Verfahren Frankreichs und Englands, welche unser Ministerium einige Monate darauf herausgab, dem Marechal von Richelieu wenig oder nichts zur Last gelegt wird; aber damals hatte man ein Interesse dabey, die Gültigkeit einer Konvention aufzustellen, deren Uebertretung man den Engländern vorwerfen wollte. Auch war die Schrift von Puffey aufgesetzt, einer Kreatur des Marechals, dessen Sekretair er ehemals gewesen war.

Uebrigens kennt man ja das schonende Verfahren unsers Hofes gegen große Fehdler. Diejenigen, welche
ihm

ihm Bestrafung bewürken könnten, sind sich bewusst, daß sie einer gleichen Rücksicht bedürfen, oder einseus bedürfen werden.

Der Herzog von Duras, durch welchen Richelieu dies schöne Werk nach Hof schickte, fand die beste Aufnahme. Er bewarb sich schon lange um die Stelle als erster gentilhomme de la Chambre: sollte man glauben, daß er in Rücksicht auf diese glorreiche Sendung den Vorzug vor seinem Konkurrenten, dem Herzog von Noivernois, erhielt, vor welchem er vielleicht aus Erkenntlichkeit für sein Verrathen gegen ihn bey andern Gelegenheiten hätte zurücktreten sollen, und der nachher den schwersten Frieden zu Stande gebracht hat, ohne einen andern Lohn dafür zu haben als die öffentliche Achtung?

Während daß wir in Deutschland die Vortheile unsrer Siege aus den Händen ließen, suchten die Engländer der ihre Unfälle wieder gut zu machen. Der Tod des Admiral Peng, welcher den 14. März vor den Augen des Volks hingerichtet wurde, überzeugte dasselbe, daß die Niederlage von Minorca nur die Schuld eines einzelnen Dieners gewesen war.

Eine furchtbare Flotte, unter der Anführung des Admiral Hawke, die zwanzigtausend Mann Landungstruppen unter den Befehlen des General Wordaunt trug, zeigte sich dem 21. September an den Küsten von Tunis, und warf die Anker am 23. bey der Insel Ay, an der Mündung der Charente. Der alte Du Barail, einer unsers Viceadmirale, der seinem Vaterlande nur noch durch seinen guten Rath dienen konnte, lag schon lange unserm Ministerium an, diese Insel in Vertheidigungsstand zu setzen. Er schlug Plane dazu vor, die nichts weniger als festspielig gewesen wären; aber entweder achtete man nicht auf ihn, oder das Geld, was dazu erfordert wurde,

wurde, schien vielleicht bey irgend einer galanten Dame vom Hof besser angewandt. Wir haben die Folgen dieser Vernachlässigung empfunden, und werden beim nächsten Krieg gewiß nicht daran denken, ihnen vorzubügen. Die Engländer nahmen sich vor, die Magazine von Newfort zu zerstören, la Rochelle einzunehmen, und die ganze Küste mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Sie hätten einen Theil ihrer Pläne ausführen können; aber die Jassung der wenigen Truppen, welche längs der Küsten zusammengebracht wurden, hielt sie entfernt. Sie getrauten sich nicht zu landen, und kehrten den 1. Oktobers nach England zurück, nachdem sie einige verlorne Bomben geworfen hatten. Ich habe seitdem in London mit dem Lord Holderness, der lange Minister war, dars über gesprochen; und er hat mir gesagt, daß von allen Unternehmungen auf unsre Küsten diese die einzige wäre, die er gebilligt hätte, und daß sie hätte gelingen müssen, wenn sie besser geleitet worden wäre.

● Auch in Kanada waren die Engländer nicht glücklich. Der Marquis von Vaudreuil zerstörte ihre Besen am Ohio, und verbrannte viele Gebäude und Magazine, wo sie für 15000 Mann Munition hatten. Er trug dem Marquis von Montcalm auf, das Fort Saint Georges zu belagern, das mit allem versehen war und von 3000 Mann vertheidigt wurde, die theils in der Besse, theils in einem verschanzten Lager an der Besse postirt waren. Montcalm eroberte sie fünf Tage nach Eroßnung der Laufgräben, und schleifte sie sogleich. Der Admiral Holbourne unternahm die Belagerung von Louisbourg, er wurde aber von einem so wüthenden Sturm empfangen, daß eines von seinen Schiffen von 70 Kanonen gegen die Felsen zerstückelt wurde. Was von seiner Flotte am übelsten mitgenommen war, rettete sich in den Kolonien; das übrige kehrte nach England zurück.

Die

Vieles dahin hatten wir Fehler begangen und unser Glück zu benutzen versäumt, wirkliche Unfälle hatten wir noch nicht erfahren. Die Lage der Sachen veränderte sich bald. Der König von Preussen ließ ein Korps von Truppen zurück, um Sachsen zu bewachen, und rückte schon im Monat April gegen Böhmen. Den 5. May fand er sich der Oesterreichischen Armee gegenüber, sie stand unter dem Commando des Prinzen Karl von Lothringen, des Schwagers der Kaiserin, welcher den Feldmarschall, Grafen von Brown unter sich hatte. Den andern Tag, am 6., griff er an der Spitze von 10000 Mann den Prinzen Karl an, der nur 5000 hatte. Der Zug erklärte sich für die Preussen, aber sie konnten nicht verhindern, daß der Rest der geschlagenen Armee, 35 bis 4000 Mann an der Zahl, sich in Prag hineinflüchtete, das ziemlich mit Munition versehen war. Eine so zahlreiche Besatzung schreckte den König nicht ab, und er belagerte die Stadt. Brown, ob er gleich in der letzten Schlacht tödtlich verwundet worden war, gab mit der größten Seelenruhe die Befehle zur Vertheidigung der Stadt; aber mit desto mehr Thätigkeit trieb Friedrich die Belagerung. Er ließ eine ungeheure Menge von Bomben hineinwerfen, und so viel mit glühenden Kugeln schießen, daß alles in der Stadt entweder in Flammen stand oder umgestürzt wurde. Die Belagerung dauerte sechs Wochen, als der Feldmarschall, Graf von Daun, mit einer Armee, die er zusammengetrieben hatte, zum Entsatz von Prag heranzückte. Als er im Angesicht der Preussen stand, marschirte er zurück, um einigen Truppen Zeit zu geben, zu ihm zu stoßen, und um nur einen Theil der Feinde gegen sich zu locken. Friedrich nahm diese Manöver für ein Zeichen von Furchtsamkeit, und rückte mit dem Prinzen von Bayern dem Grafen von Daun entgegen, indem er dem Feldmarschall Keith die Fortsetzung der Belagerung überließ. Daun, welcher

zu Ehemig vortheilhaft posirt war, erwartete unbeweglich den Anmarsch der Feinde. Sie griffen ihn zu vier verschiedenenmalen mit Ungeßüm an, und wurden viermal mit Verlust zurückgeschlagen. Als Daun beim fünften Angriff gewahr wurde, daß die Feinde erschlagen und Terrain verloren, ergrif er den Augenblick, um selbst auszufallen. Das that er mit solcher Gewalt, daß er sie über einander stürzte, und gänzlich zerstreute. Der König, außer Stand, seine Truppen wieder zu sammeln, zog sich eilig zurück.

Auf diese Nachricht geht der Prinz Karl heraus, greift den Feldmarschall Keith in seinen Linien an, bricht in die Verschanzungen, (den 20. Junius) tödtet mehr als 2000 Mann, und treibt das übrige in die Flucht. Sechs Tage darauf starb Brown in Prag an den Wunden, die er beim Gefecht vom 6. May bekommen hatte, mit dem Trost, seine Niederlage noch gerächt zu sehen. Der König, welcher nun das Feld nicht mehr behaupten konnte, vertheilte seine Armee in Schlessen und in Sachsen, und räumte Böhmen. Auf diesen Unfall folgten noch viele andre. Die Russen überzogen Ostpreussen. Der General Haddil drang an der Spitze eines Korps von Oesterreichern im Brandenburgischen bis Berlin vor, das er brandschatzte. Der Schrecken war so groß bey seiner Annäherung, daß die königliche Familie sich in Gefahr glaubte, weggeführt zu werden und nach Spanien flüchtete; aber auch da fand sie sich noch nicht sicher genug, und verschloß sich in Magdeburg.

Die Reichsstände, welche die schnellen Fortschritte des Königs anfänglich so bestürzt hatten, daß sie nicht waarten, Partey zu nehmen, beiseiterten sich jetzt ihr Contingent zu liefern. Diese kombinierte Armee, unter dem Kommando des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen,

fließ

ließ in Sachsen zu der, welche der Prinz von Soubise anführte.

Auf einer andern Seite waren die Schweden in Preussisch-Pommern eingerückt, wo sie verschiedene Plätze besetzten.

Alles schien den Untergang des Königs von Preussen zu verkünden. Die verschiedenen Armeen, zwischen welchen er gedrängt wurde, und die nichts unternahmten, was ihm Gelegenheit geben konnte, seine militairischen Talente auszuüben, hätten ihn gezwungen, den Frieden unter jeder Bedingung, die man ihm aufgelegt hätte, zu erbitten. In dieser schlimmen Lage war er, als er durch seine Schmeichler den Marschal von Richelieu zur Conventien von Kloster Seezen zu verleiten. Kein Fürst kennt die Menschen so gut wie er, keiner versteht sich so sehr auf die Kunst sie zu verderben, oder aus ihrer Verderbniß Vortheil zu ziehen a). Uebrigens bin

a) Das letzte war wohl eher Friedrichs des Großen Foll, als jene satanische Griffe, die wir mehr in den Idealen der Dichter als in der menschlichen Natur finden. Man wird im Anfang einige Umstände über die Verhandlung des Königs mit dem Marschal von Richelieu finden; es mochte dem innern Bewußtseyn eines Friedrich wohl etwas fohlen, sich gegen einen Richelieu zu Schmeichleren herabzulassen, aber das achtzehnte Jahrhundert war nicht mehr die Zeit jener kahlen und einseligen Griffe, die wir an manchen Helden des Alterthums bewundern, und der König hielt sich nicht lange bey der Beschränkung auf, wo es darauf ankam, die Eitelkeit eines Richelieu zum Werkzeug seiner Rettung zu machen. In dem Herzen Friedrichs des Großen war überhaupt manches, das den ausländischen Beurtheilern seiner Thaten und seines Charakters entgangen ist; und dies war wohl am Ende auch das Eigenthümliche seiner Griffe, oder wenn man will das nothwendige Kennzeichen des größten Mannes unserer Zeiten: das sein öffentliches Leben eine Reihe von Ueberrückungen zwischen seinem Geist und seinem Herzen war. Heinrich der Vierte kostete so groß seyn als Friedrich der Zweyte, und argloser und freuer schmeicheln. Erworbene Laune, deren Grund Menschenverachtung war, und das Bewußtseyn sowohl als hauptsächlich

bin ich unsern Feinden eben so viel unparteiische Gerechtigkeit schuldig als uns, und ich muß hier anmerken, daß der König von Preussen in den bedrängten Umständen, worin er sich gefunden, niemals den Muth noch die Gegenwart der Seele, die dem Muth seine beste Richtung gibt, verloren hat. Mitten in seinen Unfällen behielt er eine scherzhafte Laune, die einen Mann bewies, welcher nie aufhörte, sich seines eignen Geistes zu erfreuen. Wenn ich von allem beraubt werde, sagte er, so schmeichle ich mir wenigstens, daß es keinen Souverain gibt, der mich nicht gern zum General seiner Armee nähme.

Er erfuhr, daß der König von England, bestürzt über das Glück unsrer Waffen, einige Neigung zum Frieden zeigte, und er schrieb damals jenen stolzen Brief an ihn, den er selbst öffentlich verbreiten ließ, worin er ihm ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten zurückruft, und von seiner Höhe herunter zu ihm spricht. Ich wünschte seiner Moralität die nämlichen Lobsprüche geben zu können wie seinen glänzenden Eigenschaften. Diese haben auf die Französische Imagination einen solchen Eindruck gemacht, daß die meisten unsrer Officiere, indem sie gegen ihn zu Felde zogen, in ihren Reden nichts untters ließen, was den Muth ihrer Soldaten erkalten konnte. Als Friedrich das Uebergewicht wieder gewonnen hatte, traf man in den Gesellschaften, in den Zirkeln, auf den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preussen als Franzosen an. Die wenigen, die noch am Französischen Interesse Theil nahmen, durften sich

der Anfsicht der Ueberlegenheit brachten eine wunderbare Einsicht in alle Inkonsequenzen des Königs hinein; aber um Friedrichs Charakter richtig zu schätzen, muß man sehr viele Eigenschaften als zusammenfassend denken, die man sonst unter verschiedenen Charakteren zu vertheilen und als specifische Bestimmungen derselben anzusehen pflegt.

sich kaum getrauen damit laut zu werden. Aber freysich waren in dem vorhergehenden Krieg gegen die Königin von Ungarn diese Anhänger Friedrichs ebenfalls Deslers reichlich gewesen; dahingegen während der Unfälle Ludwigs des Vierzehnten wir zwar unsre Leiden empfanden, aber alle unsre Wünsche für unser Vaterland waren. Man hörte nicht in Paris die Namen Eugens und Marlboroughs lobpreisen. Vielleicht muß die Regierung sich diese Veränderung selbst zurechnen. Wenn ein Volk seine Achtung für einen Feind, so sehr er sie auch verdienen mag, zu laut äußert, so ist es immer ein Zeichen vom Mißvergnügen der Nation. Das Ministerium kann sich allein darum anklagen; wenn es die Herzen der Unterthanen entfremdet, hat es das größte aller Verbrechen begangen.

Wenn sich auch der König von Preussen nicht zu sehr schmeichelte, mit so vielen mächtigen Feinden fertig zu werden, so unterließ er wenigstens nichts, was ihm dazu verhelfen konnte. Er suchte die Protestanten zu überreden, daß dieser Krieg ihre Religion sehr nahe anginge. Ohngeachtet seiner Gleichgültigkeit, oder vielmehr seiner offenbaren Verachtung gegen alle Religionen, stellte er sich doch als den Beschützer des Protestantismus auf. Die Protestanten konnten sich auch nicht gewöhnen, den Churfürsten von Sachsen dafür anzusehen, seit dem der König August und nach ihm sein Sohn ihren Glauben abgeschworen hatten, um den vergänglichen Königstitel in Polen zu erlangen, den ihre Nachkommenschaft nicht behalten wird.

Die Protestanten von der Reichsarmee zogen ungern gegen den König von Preussen zu Felde. Dieser, noch immer im Besiz von Sachsen, hatte seiner Armeer wieder Muth eingebläst, und hielt sich im Vertheidigungsstand, bis eine Gelegenheit erschien, anzugreifen, wozu es denn bald kam.

Der Prinz von Soubise war bey dieser Kampagne angewiesen, die Preussen bloß durch kleine Anfälle zu benruhigen und zu schwächen, ohne sich in ein ordentliches Gefecht mit ihnen einzulassen; und er war nicht sehr geneigt, seine Befehle zu überschreiten. Seit der Eröffnung des Feldzugs forderte er die Verstärkung, die der Marschal von Richellen versprochen hatte ihm zu liefern. Dieser eilte sich aber damit nicht, und er trug, ohngeachtet der Wuth der Frau von Pompadour, alle mögliche Maasregeln, um den Prinzen von Soubise scheitern zu machen. Nachdem er die Konvention vom Kloster Ceven so ungeschickt abgeschlossen hatte, sorgte er noch schlechter für ihre Vollstreckung. Anstatt seine Kräfte zu diesem Behuf beisammen zu behalten, ließ er sechs Bataillons und sechs Escadrons unter Bismarck Anführung zurück, um 45000 Mann im Zaum zu halten, die gewiß auf die nächste Gelegenheit lauerten, den Vertrag zu übertreten. Unter dem Vorwand, selbst dem Prinzen von Soubise zu Hülfe zu kommen, marschirte er vierzehn Tage bis Halberstadt, und blieb sechs Wochen dort. Ein Beweis, daß bey seinem Betragen eben so viel Unfähigkeit als List zum Grunde lag, ist, daß er diese ganze Zeit sechs Meilen von Magdeburg, wo er wußte, daß nur zweytausend Mann Rekruten zur Besatzung waren, müßig blieb. Endlich entschloß er sich, dem Prinzen von Soubise dreyßig Bataillons zu schicken, behielt deren funfzig mit einem Korps von Kavallerie, und trennte das übrige, das er am Rhein einquartirte, unter dem Vorwand des mangelnden Proviantes, den er verkauft oder verschwendet hatte.

Seitdem der Prinz von Soubise mit seinen Truppen zur Reichsarmee gestoßen war, wurden jene als bloße Hülfsruppen angesehen, und er fand sich dem General der Reichsarmee, dem Prinzen von Sachsen-Weimarsburg.

Burghausen, untergeordnet. Einmal wäre er bald von einer streifenden Preussischen Parthey aufgehoben worden, und sie verfolgte ihn nur um eine Viertelstunde. Es sollte Frankreich nicht so gut werden; aber an dem Prinzen von Soubise hätte es allein zu entdecken, daß er von dem Borhaischen Hof und von dem Prinzen von Hildburghausen verrathen wurde, indem letzterer im Hergen dem König von Preussen anhing, und vielleicht an ihn verkauft war.

Friedrich, dem nichts entging, theilte, daß er von der Reichsarmee, die aus disharmonisirenden Theilen bestand, so leicht organisiert und der gemeinen Sache wenig zugethan war, nicht viel zu befürchten hätte. Er rückte vor, indem er sich immerfort vortheilhaft postirte. Indessen schrien Paris und der Hof gegen das furchtsame Verhalten des Prinzen von Soubise. Seine Schwester, die Gräfin von Marsan, hatte Mühe ihn in Schutz zu nehmen.

Der Ruf des Französischen Feldherrn schreckte den König eben so wenig ab, als er unsern eigenen Truppen Vertrauen einspöhte. Nach so vielen Siegen über die Oesterreicher wünschte Friedrich auch über die Franzosen einen Vortheil zu gewinnen; aber eben deswegen wollte er es nicht zu leichtsin auf den Zufall ankommen lassen: er mußte wie vielen Einfluß der erste Ausschlag des Glücks, und ob er für oder wider uns falle, bey und auf die Folge eines Kriegs hat. In dieser Stimmung lagerte er sich der Reichsarmee gegenüber, nachdem er die besten Maasregeln genommen und den vortheilhaftesten Posten ausgesucht hatte.

Sei es Unvorsichtigkeit oder hohe Einbildung oder Verstandniß mit dem König gewesen, kurz der Prinz von Hildburghausen wollte ihn angreifen. Man hielt stets

darüber Rath, und der Prinz von Soubise, seinen Anweisungen getreu, war sehr abgeneigt, das Loos der Waffen zu versuchen. Rebel, jüngerer Bruder des Herzogs von Broglie, hingestrichen durch die seiner Familie angeborne Tapferkeit, unterstützte mit großem Eifer die Meinung des Prinzen von Hildburghausen. Soubise widerstand noch. Was ihn entschied war ein Billet, das er von dem Marquis von Stainville, nachmaligen Herzog von Choiseul, unserm Gesandten in Wien erhielt, und durch welches ihm dieser dringend zur Schlacht anrieth. Ich weiß dieses von einem Minister, dem es Stainville in einem der Augenblicke von Indiscretion, die ihm natürlicher sind als die Aufrichtigkeit und durch welche er sich zuweilen verräth, selbst gesagt hat.

Der Prinz von Soubise ließ sich also zur Kockbacher Schlacht bereiten, und verlor sie mit allen den Umständen, von welchen man so viele Berichte hat. Rebel ließ sich todt schlagen, wie er es unmöglich fand zu siegen. Ich werde mich bey dieser unglücklichen Begebenheit nicht aufhalten, noch die Verlegenheit der Höslinge, die Beschämung der Günstlinge, das Geschrey des Publikums, den Unwillen der Patrioten schildern. Warum, so sprachen noch die nachsichtigen, warum schränkt sich der Prinz von Soubise nicht auf den Ruf ein, in welchem er steht, ein rechtschaffner Mann zu seyn, beim König beliebt zu seyn, um welchen er es durch seine aufrichtige Ehrfurcht verdient, zugänglich, verbindlich, von aller Habsucht frey zu seyn; warum muß er den unseligen Ehrgeiz haben, ein Kommando zu suchen, dessen er unfähig ist? Der einzige Trost war, daß dieser erste Feldzug auch sein letzter seyn, und daß er sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. Man erinnerte sich, daß nach der Niederlage von Ramillies Ludwig der Vierzehnte der Nation noch so viel Achtung erwiesen hätte, den Marschall

rechal von Willeroi zurück zu berufen, ohngeachtet er ihn persönlich liebte, und die Frau von Maintenon ihn unterstützte. Aber Frau von Pompadour hatte nicht die nämliche Discretion; sie wollte durchaus ihren Freund bis zum Connetable erheben: indessen wurde hierzu wenigstens ein einziger kleiner Sieg erfordert; und die Günst allein verschafft keinen, außer am Hof. Man schämte sich nicht, die Armee zu verläumdern, um den Feldherrn zu retten. Die erwiesene Untüchtigkeit des Prinzen von Soubise verhinderte nicht, daß er im folgenden Jahr Marechal von Frankreich wurde, und fortsetzte zu commandiren. Uebrigens verlor der König von Preussen Schlessien, während daß er zu Kossbach siegte. Der General Radaski hatte Schweidnitz eingenommen, und der Prinz Karl, von Radaski unterstützt, griff am 22. November den Prinzen von Bevern an, brach in sein verschanztes Lager bey Breslau, machte eine Menge von Gefangenen, und zog zwey Tage darauf in Breslau selbst ein.

Der König bricht mit einer unglaublichen Schnelligkeit an der Spitze seiner Armee auf, kommt in Schlessien an, stößt zum Prinzen von Bevern, greift am 5. December den Prinz Karl bey Lissa an, und gewinnt den vollständigen Sieg. Das Gefecht dauerte nicht lange, aber gegen 40000 Mann wurden gefangen genommen oder auseinander getrieben, und Friedrich zog wieder in Breslau ein. Von diesem Augenblick nahm der König die Sprache des Siegers an, und verkündigte Rache gegen die Reichsstände, welche ihr Contingent geliefert hatten. Insbesondere nahm er sich vor die geistlichen Churfürstenthümer zu verwüsten, oder wie er es nannte, einen Gang auf der Pfaffenstraße zu machen. Diese drey Staaten, die auf dem Reichstag mit zählen, können auf dem Felde nicht für einen gerechnet werden. Der Graf d'Argenson, dem sein Neffe Paulmi in seiner Verweisung alles

was vorging, berichtete, ergriff diesen Augenblick, um einen Aufsat gegen den Traktat von Versailles in Paris verbreiten zu lassen. Der Aufsatz war ziemlich gut geschrieben, und erhielt noch mehr Verdienst durch die Umstände, die man gewählt hatte, um ihn bekannt zu machen. Die kleine Anzahl derer, welche den Traktat nicht gebilligt hatten, zogen laut gegen diejenigen los, die ihn als ein Meisterstück der Politik betrachtet hatten^{a)}; andre vergaßen oder verläugneten ihre ehemaligen Lobeserhebungen; und der große Theil des Publikums, der nur nach dem Ausgang urtheilen kann, sah ihn für die Quelle unsrer Unfälle an.

Der Graf von Fernis war, wie wir gesehen haben, nie einer von den lebhaftesten Anhängern des Traktats gewesen, ohngeachtet er ihn unterzeichnet hatte; als die erste Nachricht von der Niederlage bey Rossbach ankam, urtheilte er, daß bey der Unreinigkeit im Staatsrath und der Unfähigkeit der Feldherren nichts gelingen könnte; und er erklärte ohne Umschweife gegen den König selbst, daß wir uns nicht schmeicheln dürften, den Krieg glücklich her zu führen als wir angefangen hätten, daß weder Frankreich noch Oesterreich Anführer hätten, die sie dem König von Preussen und dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig entgegensetzen könnten, daß man also nicht säumen dürfte, den Frieden zu schließen, und günstigere Umstände abwarten müßte, um den Freundschaftsvertrag, der demohngeachtet immer bestehen könnte, wirksam zu machen.

Frau von Pompadour, welche den Traktat als ihr Werk und die Kaiserin als ihre Freundin auf, widersprach

^{a)} Ich gebe diesen Perioden, so wie er wahrscheinlich heißen muß. Im Original ist er unvollständig und ohne Sinn: überhaupt scheint der ganze Abschnitt vom siebenjährigen Krieg ziemlich nachlässig, und nach einem fehlerhaften Manuscript abgedruckt zu seyn.

sprach dem Vorschlag des Grafen von Bernis, gegen welchen sie von diesem Augenblick anfang kälter zu werden, Sie machte das größte Aufheben von der Schande und der Gefahr, die Kaiserin zu verlassen, welche eben jetzt Schlessien fast ganz wieder in ihre Gewalt bekommen hätte; denn die Schlacht bey Lissa war damals noch nicht gelieft. Sie setzte hinzu, daß Maria Theresia in ihrer Empfindlichkeit sich mit dem König von Preussen in Unterhandlungen einlassen, und mit den Engländern gegen eine gemeine Sache machen könnte. Der König, den die Schlacht bey Rossbach mehr erbittert als niedergeschlagen hatte, war zum Frieden nicht geneigt, und hatte dem Prinzen von Coburg einen Trostbrief geschrieben. Außer dem fühlte er, wie schwer es seyn würde, die Kaiserin zum Frieden zu bewegen, oder ihr auch nur den ersten Vorschlag zu thun.

Unter diesen Umständen erfuhr man die Niederlage der Oesterreicher bey Lissa. Der Graf von Bernis nahm davon Anlaß, dem König vorzustellen, daß der Wiener Hof, in der Verfürzung, worin er sich jetzt befinden müßte, sich vielleicht zum Frieden geneigter finden lassen würde. Die Hanoveraner, die Hessen und ihre Allirten, durch unsre Unfälle und die Preussischen Siege aufgemuntert, brachten jetzt die Konvention von Kloster Seven, und gaben dem Grafen von Bernis neue Gründe, auf den Frieden zu dringen. Da der Staatsrath ebenfalls dafür stimmte, so gab der König zu, daß man die Unterhandlung mit der Kaiserin einging. Wir werden die Folgen davon sehen.

Der Marschal von Richelieu, welcher nunmehr die Folgen seiner Konvention einsah, und noch schlimmere besorgte, ging auf einmal von der Hoffnung zur Kleinmüthigkeit über. Er ließ durch Dumesnil, seinen Klienten, dem Prinzen Ferdinand eine Neutralität zwischen den

Preussen und Franzosen für den ganzen Winter vorschlagen. Die Kaiserin nahm es sehr hoch auf, schrieb darüber an den König, und es wurde dem Marechal untersagt weiter zu gehen. Der König von Preussen unterließ indeffen nicht, sich des bloßen Vorschlags zu bedienen, um ein Mißtrauen gegen uns einzusäen, das unsre Ausöhnungspläne noch vermehren konnten.

Nichelleu ging nun mit den Truppen, die er bey sich hatte, nach Halberstadt ab, und rief diejenigen zurück, die er am Rhein in Winterquartiere vertheilt hatte. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Theil davon um, der die Länge der Marsche, und die Härte der Jahreszeit, im Monat December, nicht hatte aushalten können. Nach dem sie besaamen waren, hielt Nichelleu Kriegsrath, um zu überlegen, was nun zu thun wäre. Alle Officiere wünschten sich Frankreich zu nähern und stimmten für die Räumung des Churfürstenthums; Nichelleu widersetzte sich allein, und marschirte den 25. December gegen den Prinzen Ferdinand, der sich zurückzog.

Die beyden Armeen rückten jetzt wieder in ihre Quartiere ein. Der Marechal berichtete mit seinem gewöhnlichen Vertrauen auf sich selbst, daß die seinigen unangreifbar wären, und kehrte wieder an den Hof zurück, wo die Furcht vor seiner Partey, deren Stärke die Weiber vorzüglich ausmachten, ihm eine bessere Aufnahme verschaffte als man erwartet hatte. Indessen wurde er bald gewahr, daß er die nächste Kampagne nicht mehr kommandiren würde, und er konnte, trotz der Artigkeiten die man ihm erwies, doch bemerken, daß man nicht zum Besten gegen ihn gestimmt war. Aber das öffentliche Gerede über seine Erpressungen gab ihm weder Reue noch Beschämung; er reiste nach seiner Statthalterschaft von Wägenne, und verschuldete noch diese Provinz durch die Kosten und den Aufwand von Pracht, wovon er sie zu

feis

seinem Empfang und Aufenthalt brandschaftete. In Ermangelung der Siege verschaffte er sich Triumphe.

Als er nach Westphalen abging, hätte er gewünscht, daß ich ihm gefolgt wäre; aber der Graf von Bernis rieth mir davon ab, und ersparte ihm die Lächerlichkeit, einen Geschichtschreiber mitgenommen zu haben, der nichts als Ungehelichkeiten aufzuzeichnen gehabt hätte.

Während daß man sich bemühte, die Kaiserin zu einer Ausöhnung zu bringen, arbeitete der Graf von Bernis, auf den Fall, daß der Wiener Hof nicht zu überreden wäre, an der Stiftung einer Waffenunion mit Dänemark. Sie wurde durch den Präsidenten Ogier von Cabinet zu Cabinet, und ohne Zuziehung des Dänischen Gesandten an unserm Hof, betrieben. Die Bedingungen waren, daß wir dieser Macht Ostfriedland einräumten, nebst sechs Millionen Vorschuß, die von den gewöhnlichen Subsidien abzugiehen waren. Als es zum Zahlen kam, ward der Generalkontroleur der Finanzen vollkommen wortbrüchig. Wir erlangten zwar dadurch den Vortheil, daß Dänemark verhindert wurde, die Anerbietungen der Engländer anzunehmen; aber die Sache machte unsrer Regierung keine Ehre.

Wir bewogen auch den Herzog von Mecklenburg, uns einen Durchzug über die Elbe und eine Kommunikation mit den Schweden zu gestatten.

Schlechter als das unsrige konnte kein Ministerium in Ansehung der Finanzen und des Kriegs besetzt seyn; Moras war eine vollkommene Null, Paulmy ganz untüchtig und noch etwas schlimmeres. Sie ließen sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren, und zogen sich zurück. Man hat mehrere Ministers durch Kavalen oder durch den allgemeinen H. S. vertrieben gesehen; diese wurden es durch die Verachtung, was sie dann der Ehre des Erklums beraubte.

raubte. Das Volk macht die Minister nicht, aber es stützt sie zuweilen. Die öffentlichen Beamten sollten, anstatt Angeber zu besolden, treue Diener unterhalten, die ihnen von den Urtheilen des gesamten Volks a) Respekt gäben, ohne Einzelne zu verdamnen.

Deulogne bekam die Generalkontrolle, und der Marschal von Belle-Isle das Kriegsdepartement. Letzterer nahm den Generalleutnant Cremille zum Beihelfer: einen rechtschaffenen und unterrichteten Mann, Bruder von La Boissiere, dem Schatzmeister der Stände von Bretagne, wo man seinen Verlust noch lange empfinden wird.

Um den Staatsrath in seinen verschiedenen Theilen zu stärken, schlug der Graf von Vernis vor, den ehemaligen Siegelbewahrer Chauvelin und den Grafen von Maures aus ihrer Verweisung zurückzurufen; aber den ersten verwarf der König, den zweiten Frau von Pompadour. Der Graf von Vernis suchte es wenigstens dahin zu bringen, daß Gilbert zu den Parlamentssachen, in welchen er damals eine große Rolle spielte, zugezogen würde; Frau von Pompadour ließ Dreyer adjungiren, aus welchem sie ihren Verwalter machen wollte. Gewiß ist es, daß er ihre Geschäfte auch viel besser besorgte als die des Staats; späterhin machte sie ihn zum Minister von der Marine. In diesem Posten brachte er es durch laus

ter

a) Hier und weiter oben steht *publik*, wo ich *Volk* ansetzt habe. Die rechnerischen Franzosen sagen *peuple*; aber der allgemeine Sinn einer öffentlichen Stimme, die sich irren kann aber nie lügen, und der alle Staatsmänner die größte Achtung schulden, scheint mir von den Schattierungen in den Ausdrücken, welche nach den verschiedenen Zeiten wechseln, unabhängig zu sein; und ich habe daher das Wort, welches jenem allgemeinen Sinn entspricht, um so mehr vorgezogen, als ich eine uns Deutschen eigene Schattirung der Sache sowohl als des Wortes nicht kenne. Der Name *Volk* muß es nicht enthalten, daß es gegenwärtig ein *public* gibt, welches über das *peuple* richtet und oft sehr damit unzufrieden ist.

ter Grobheit dahin, daß er verabscheuet wurde, ohne uns die Ehre zu haben, daß man ihn fürchtete. Endlich wurde er Siegelbewahrer, zum Skandal der höheren Magistratur, zum Spott des Hofes, und ohne das mindeste Verdienst, um den Fehler seiner Geburt gut zu machen. Er ist im Besitz der Gunst gestorben, und war auch nicht dazu gemacht, sie zu verlieren. Frau von Pompadour hatte ihn aus der Pariser Polizei hervorgezogen, um ihn an den Hof zu verpflanzen, wo er immer fremd schien. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Stelle als Polizeilieutenant einen großen Anspruch zur Gunst der Frau von Pompadour gibt, der Geheimnisse wegen, die man dadurch in Stand gesetzt wird, ihr zukommen zu lassen. Ich glaube indessen, daß ein Polizeilieutenant durch die Dinge, die er ihr im Betref ihrer selbst verbirgt, eben so viel Glück bey ihr macht, als durch alles, was er ihr sonst anvertrauen mag. Man behauptet, daß Terrer viel zur Ungnade des Grafen d'Argenson beigetragen hat, durch Auffangung eines Briefes an die Gräfin d'Estades, wo die Frau von Pompadour übel mitgenommen und der König nicht geschont war.

Der Graf von Vernis gab sich vergebliche Mühe, dem Herzog von Nivernois eine Stelle im Staatsrath zu verschaffen; die gegründete Meinung, die man von seinen Fähigkeiten hatte, vermochte nichts über den fortwährens den Widerwillen der Frau von Pompadour gegen alles was durch Verwandtschaft oder Freundschaft mit dem Grafen von Maurepas in einiger Verbindung stand; und der Herzog von Nivernois war mit diesem doppelten Flecken behaftet.

Obgleich der Graf von Vernis Befehl erhalten hatte, zwischen den Höfen von Wien und von Berlin den Frieden zu betreiben, oder uns wenigstens von diesem Kriege zu befreien, so schloß er doch, daß dieser Befehl nichts
weiter

weiter als eine im Staatsrath erpreßte Erlaubniß war. Der Staatsrath und insbesondre der Dauphin wünschten den Frieden, aber der König war nicht sehr dazu geneigt, und Frau von Pompadour war ganz dawider. Sie bestand noch immer, gegen den öffentlichen Wunsch, darauf, daß ihr theurer Soubise kommandiren sollte, und er glaubte noch die Schande von Rossbach zu tilgen.

Man hatte beschlossen, ihn mit einem Korps von 24000 Mann zum General Daun stoßen zu lassen.

Der Graf von Clermont wurde bestimmt, die Stelle des Marechal von Richelieu zu besetzen. Man glaubte, daß ein Prinz vom Geblüt, dessen Geburt man ehrte und der für seine Tapferkeit geschätzt wurde, den Truppen Zutrauen einflößen, oder wenigstens die Kriegszucht wieder herstellen, und jenes Gepräge von Räuberey, das von dem Geldherren auf die Soldaten übergegangen war, auslöschen würde. Mit dem Anfang vom Februar besab er sich nach Hanover, aber außer Stand mit Truppen, die durch Krankheiten niedergeworfen waren, dem Prinzen Ferdinand die Spitze zu bieten, räumte er schon am 28sten das Hanoverische, um sich dem Rhein und dem Proviand zu nähern.

Der Prinz Ferdinand führte die Hanoveraner an, mit welchen seit dem Bruch der Konvention von Kloster Ebern die Hessen und Braunschweiger vereinigt waren.

Der König von England hatte dem Vertrag des Herzogs von Cumberland, seines Sohnes, seine Genehmigung versagt, ohnerachtet der König von Dänemark die wechselseitigen Versprechen in Verwahrung genommen hatte. Der Herzog von Braunschweig, dem seinigen gestreu, ertheilte seinem Sohn Befehl, seine Truppen zurückzubringen, und gab dadurch sein Mißfallen an dem Bruch der Konvention laut zu erkennen. Aber der Prinz Ferdinand

binand nahm keine Rücksicht auf die Befehle seines Vaters, und zwang die Braunschweiger, sich mit den andern zu vereinigen. Seine erste That war die Einnahme von Harburg gewesen, wo Percuse sich vortreflich vertheidigte, und entschlossen sich unter den Ruinen zu begraben, von dem Prinzen die ehrenvollste Kapitulation erhielt.

Indem die Franzosen nach und nach so viele Plätze räumten, wuchs das Zutrauen der Feinde immer mehr. Der Prinz Ferdinand trieb den Grafen von Clermont bis über den Rhein, grif ihn bey Crevelt den 23. Junius an, und blieb Meister vom Schlachtfeld. Diese Schlacht war um so unglücklicher, als die Feinde selbst das Feld geräumt haben würden, wenn sich der Graf von Clermont nicht früher zurückgezogen hätte. Der Graf von Bisser, Sohn des Marschals von Belle-Isle, wurde bey Crevelt in seinem 25ten Jahre getödtet. Es war ein Verlust für die Nation; dieser junge Mann wurde in einem Alter, wo die Besten nur Hoffnungen geben, schon für einen erfahrenen Krieger und für einen Staatsmann angesehen.

Die vornehmsten Kriegsvorfälle, von welchen die Schriftsteller der verschiedenen Nationen und die besondern Memoiren schon genug Umstände liefern werden, will ich hier nur flüchtig darstellen, und mich dafür über die Hoftabalen mehr ausbreiten, welche die wahren Triebfedern der größten Begebenheiten sind, und von denen ich Gelegenheit gehabt habe, verschiedenes zu erfahren.

Der Prinz von Soubise wollte den Prinzen Ferdinand nöthigen, wieder über den Rhein zu gehen und seinem Lande zu Hülfe zu kommen; er rückte daher in Hessen ein, und schlug (am 23. Julius) ein Korps von Truppen, das der Prinz von Hsenburg anführte.

Er erfocht am 10. October bei Lauterburg einen andern Vortheil, und man nahm davon Anlaß, ihm den Marschallstab zu geben. Diesen Sieg hatte er hauptsächlich dem Generalleutnant Echevert zu verdanken, einem Officier, dessen Abkunft ihn gezwungen hatte, sein Glück selbst zu machen, und dem die nämliche Ehre gebührt hätte, wenn diejenigen unter seinen Mitwerbern, die keinen andern Anspruch als die Geburt haben, es nicht dahin gebracht hätten, daß man ihr den Vorzug über das Verdienst zuerkennt. Wenigstens muß ihn die Geschichte entschädigen, indem sie ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Graf von Clermont war von seiner Niederlage so bestürzt, daß er immer seine Armee zurückführen, und den Preussen die Niederlande preis geben wollte. Der König verbote es, und rief ihn von der Armee ab, unter dem Vorwand, ihm die Rückreise seiner Gesundheit wegen zu erlauben. Contades nahm seine Stelle, und um sein Ansehen zu erhöhen, wurde ihm die Marschallswürde gegeben.

Während dieses ganzen Kriegs gab jeder Feldherr Anlaß, einen andern an seine Stelle zu wünschen, ohne daß man wußte, wo ihn hernehmen. Wir waren auch zur See nicht glücklicher als zu Lande. La Clue, der kein anders Verdienst hatte als daß er Hofmeister des Herzogs von Penthièvre, Admirals von Frankreich, gewesen war, erhielt das Kommando über ein mit allem Proviant versehenes Geschwader. Nachdem er sich gegen sechs Monate in Karthagena hatte blockiren lassen, kehrte er mit der Hälfte seines Geschwaders in Verwirrung wieder zu Toulon ein; was freilich nicht vorgefallen wäre, wenn sich der Anführer und die meisten seiner Officiere so tapfer betragen hätten als der Graf von Sabran. Ich habe den König, bei der Zurückkunft dieses Officiers nach Versailles, ihn dem ganzen Hof mit
den

den Worten vorstellen sehen: hier ist einer der ersten und der tapfersten Edelknechte meines Reichs. Diese Aufnahme ist unstreitig eine kostbare, und eines Franzosen würdige Belohnung; aber keinem von den übrigen Officieren wurde das geringste Zeichen von Rücksicht gegeben. Die Könige von England und von Preussen, die am 11. April dieses Jahres ihr Bündniß wieder erneuert hatten, spannten alle ihre Kräfte, um Frankreich und Oesterreich zugleich und von allen Seiten anzugreifen. Louisbourg, das im vorigen Jahr durch einen Meeres Sturm vor den Engländern geschützt worden war, fiel in diesem in ihre Gewalt. Dieser Platz, für welchen ungeheure Summen verwandt oder wenigstens ausgegeben worden waren, war so wenig besetzt, daß die Belagerten durch die Breichen in den Mauern so leicht hineinkamen als durch die Thore.

In Europa erschien der Admiral Anson an den Küsten von Frankreich mit einer Flotte von 26 Linien Schiffen, zwölf Fregatten, einer Menge Brander und Bombengalioten, und hundert Transportschiffen, die 16000 Mann unter der Anführung des Lords Marlborough trugen. Anson blockirte mit zwanzig Schiffen den Hafen von Brest, und Marlborough landete (den 7. Junius) in Cancale, rückte gegen Saint Malo vor, und bemächtigte sich der Vorstadt von Saint-Servan, die nur durch den Hafen von der Stadt abgesondert ist. Er verbrannte die Vorräthe von Stricken und Tauen, die Magazine ne und ungefähr achtzig Kaufartheyen und Kaperschiffe; aber die Stadt getraute er sich nicht anzugreifen, und auf die Nachricht, daß die Truppen aus der Provinz zur Hülfe kämen, schifte er sich (den 10. Janus) wieder an, wurde bis zum 22. durch den Wind in Cancale aufgehalten, und kehrte nach England zurück.

Die nämliche Flotte segelte kurz darauf wieder aus England ab, (am 30. Julius). Anson blockirte den

Hafen von Vrest zum zweitenmal, und der Admiral Howe warf die Anker (am 6. August) vor Eberbourg, fing damit an, daß er die Stadt bombardirte, und ließ den folgenden Tag seine Truppen unter der Anführung von Bligh, der dem Lord Marlborough in diesem Posten geselzt war, an das Land steigen. Bligh kam ohne Hinderniß in eine offene Stadt herein, nahm weg was er an Kanonen fand, verbrannte fünf und zwanzig bis dreißig Kauffahrtsschiffe, zwang die Stadt, sich durch eine starke Brandschätzung vor der Plünderung zu retten, verwüstete die umliegenden Felder, und schifte sich den 4. September zu Saint-Lunaire wieder ein, zwei Meilen von der Stadt, von welcher sie durch den Fluß Nance getrennt waren. Die vorliegenden Forts verhinderten die Engländer gegen die Stadt etwas zu unternehmen; aber dafür plünderten und verwüsteten sie die Felder mit der größten Grausamkeit. Marlborough hatte nur die Strenge ausgeübt, zu welcher der Krieg berechtigt; aber Bligh betrug sich als Räuber, und diesem Charakter blieb er auch durch seine Flucht getreu. Obgleich er eine starke Armee, und in dieser die Auswahl der Englischen Truppen hatte, unter andern ein Korps von Volontairs vom ersten Stand, in welchem der Prinz Eduard, Bruder des gegenwärtigen Königs, Georg des Dritten, selbst diente; so schreckte ihn doch die Annäherung einiger Regimenter und der Milizen, die aus Küstenbewohnern, und in der größten Eile zusammengerafften Bauern bestanden und von Bretagner Edelleute angeführt wurden. Er dachte an nichts, als sich eiligst wieder einzuschiffen; und wenn der Herzog von Aiguillon, oberster Befehlshaber in der Provinz, dem Eifer der Einwohner entsprochen hätte, so würde kein Engländer wieder auf die Schiffe gekommen seyn. Er fürchtete zu viel zu wagen, bei einer Gelegenheit, wo ein leicht zu erwerbender Ruhm sich von selbst darbot. Ich habe mich seiner immer zu loben gehalten,

habt, ich wünschte, daß die Gerechtigkeit, die ich ihm wiederfahren ließe, mehr zu seinem Vortheil gereichte; aber ich habe größere Pflichten gegen die Wahrheit und das Vaterland. Als er nahe genug zum Gefechte stand, wollte er von dem Schrecken des Feindes keinen andern Nutzen ziehen, als ihn zum schnellsten Rückzug zu zwingen. Er wußte nicht, wie sehr ein kühner Angriff die Furcht eines Feindes vermehren kann, der in seinen Schiffen eine Zuflucht zu finden glaubt, um davon zu gehen, sich in Verwirrung dahinstürzt, und sein Heil nicht in der Verzweiflung sucht.

Die Engländer eilten auf ihre Schiffe, und die Bretagner knirschten, daß ihnen die Rache entging, die sie an ihren Feinden nehmen konnten. Herr d'Abigny, welcher unter dem Herzog von Anguillon diente, müde, den Befehl zum Angriff zu erwarten, und ungeduldig, daß er ihn nicht erhielt, ließ endlich das Regiment Bouslonnois vorrücken, um ins Handgemeng zu kommen. Die Bretagner Edelleute, welche ein Corps von Volontaires ausmachten, stießen zur ersten Reihe von den Grenadiere.

Als der Ritter de la Tour d'Arvergne, Obrister vom Regiment Boulonnois, die Manoeuvre der Edelleute gewahr wurde, verließ er seinen Posten in der Mitte, und bat sie um die Erlaubniß, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Regimenter Brie, Marbeuf, das Bataillon Miliz ließen herben. Die Franzosen griffen die Engländer in ihren Verschanzungen an, vertrieben sie, ohngeachtet des Musketenfeuers und des schweren Geschüßes, das aus der Flotte feuerte, aus ihren Posten, jagten sie bis in das Meer, warfen sich bis an den Gürtel hinein, und hier wurde Mann gegen Mann gekämpft. Die Niederlage war blutig, mehr als 2000 Engländer wurden getödtet oder ertränkt, eine gleiche Anzahl, welche

Flotte nicht mehr erreichen konnte, suchte zu entfliehen, indem sie an den Felsen hinaufflammte, aber sie wurden nach dem Gefecht gefangen genommen.

Man sah bey dieser Gelegenheit was auch die leichteste Täuschung als ob sie ein Vaterland hätten, über die Menschen vermag.

Bey ihrem Einfall in Normandie, eine Provinz, die so gut, wie irgend eine andre treffliche Soldaten gibt, fanden die Engländer von Seiten der Einwohner nicht die mindeste Gegenwehr. In Bretagne hingegen versammeln sich die Bauern; fünf und vierzig hinter Hecken gelagert, halten ein Korps von Englischen Truppen bey einer Passage auf, schneiden ihren Rückzug ab oder verzögern ihn, geben dadurch den unsrigen Zeit herbeizukommen, und tragen zum Siege bey. Die Juristen auf der Universität von Rennes bilden eine Kompagnie von Volontaires, bereiten einen alten Officier, der die Kriegsdienste verlassen hat, sie anzuführen, und geben auf den Feind zu. Bürger, Magistratspersonen lassen sich im Kampfe todt schlagen. Wenn der nämliche Geist überall, und zumal unter unsern Truppen geherrscht hätte, so würde dieser Krieg für die Nation rühmlich gewesen seyn, anstatt daß sie durch denselben in der Meinung der Ausländer von ihrem Glanz verloren hat. Als die Kaiserin unsere Niederlagen erfuhr, rief sie aus: also nur gegen mich sind die Franzosen unüberwindlich! Die meisten unserer Officiere schlugen den Muth der Soldaten nieder, indem sie ihnen den König von Preussen und den Prinzen Ferdinand unaufhörlich vorpriesen. Anstatt sich um ein gleiches Lob zu bewerben, anstatt an ihnen nichts als Feinde und ehrwürdige Muster zu sehen, überließen sie sich einer schändlichen Schwelgerey, die jene Fürsten sich wohl hüteten nachzuahmen; dafür litten aber ihre Soldaten den Mangel nicht, der die unsrigen zuweilen drückte.

Der

Der Graf von Bernis, welcher dem Frieden nie aus den Augen verlor, wollte wenigstens, wenn er es nicht durchsetzte, aus dem Zustand unsrer Finanzen die Mittel ermeßeln, die wir hätten, um die Kosten des Kriegs zu bestreiten. Der König befahl dem Generalkontroleur Boulengne, diesen Zustand mitzutheilen, der den Vernaltern der Finanzen selbst oft unbekannt ist. So wie er war, erschrack er den Grafen von Bernis. Er betrieb also und erhielt von der Kaiserin die Einschränkung der Subsidien auf die Hälfte, und die Quittung über das was von den alten rückständig war.

Zugleich unternahm er eine schwerere Operation, an welcher die Minister immer gescheitert sind: nämlich die Einschränkung der Ausgaben vom königlichen Haus, (im Junius 1758.). Es gibt keine Art von Unordnung, die mehr Beschützer findet. Jeder Knecht hat das Recht zu scheuen, und die Gewißheit, daß irgend ein Großer, der eben so sehr Knecht ist als er und mehr Ansehen hat, ihn unterstützen wird. Ein Mißbrauch, oder gerade heraus, eine häußliche Räuberei, die durch die lange Dauer nur strafbarer seyn sollte, wird zum göltlichen Anspruch. Der König, ermüdet vom jüdringlichen Geschrey, hatte die Gefälligkeit, gegen seinen eignen Vortheil um Nachsicht zu bitten; es blieb den nichtigen Einschränkungen, über welche sich die Hßlinge lustig machen, und die auch wirklich die Armuth mehr verkünden als ihr abhelfen. Der Graf von Bernis, der seit Nouille's Abgang Minister der auswärtigen Geschäfte war, fand an dem Wiener Hof mehr Leichtigkeit für seine ökonomischen Plane als am Französischen. Durch seine Bemühungen ließ man sich dort eine zweyte Verminderung der Subsidien gefallen, deren Ehre sich der Herzog von Choiseul, sobald er in seinem Poßen saß, um so ungeschwelter anmaßte, als man die Gärigkeit hatte, sie ihm zu lassen.

Alle Einschränkungen setzten noch nicht in den Stand, den Aufwand zu bestreiten, und sie brachten auch keine Feldherren hervor. Der Graf von Vermeil beschloß also, mit allen seinen Kräften an der Stiftung des Friedens zu arbeiten. Um aber die Frau von Pompadour nicht zu beleidigen, und um sich sogar ihres eigenen Verstandes zu versichern, wenn es darauf ankommen würde, den König zu bereeden, bewies er ihr, aber ohne sie überzeugen zu können, in einer besonderen Konferenz die völlige Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen. Die Unterredung wurde lebhaft, er fand hier mehr Widerstand als nachher bei der Kaiserin selbst. Vergebens stellte er ihr vor, daß alle Unfälle Frankreichs ihnen beyden allein zur Last gelegt würden. Dessenlich wußte man nicht, daß er sich dem ersten Vorschlag des Traktats mit dem Wiener Hof widersezt hätte; dessenlich wußte man nichts von den Einwendungen, die er gemacht, den Vorlesungen, die er getroffen, den vorläufigen Bedingungen, die er gefordert hätte, die ihm versprochen und nicht gehalten worden wären: lauter Dinge, die der Unterzeichnung vorauszugehen wären. Dessenlich wußte man nichts von den geheimen Artikeln des Traktats, die für Frankreich so vortheilhaft waren, und deren Erfolg bey andern Feldherren als die unsrigen nicht hätte trügen können. Die Minister, welche den Traktat am meisten gebilligt hatten, läugneten es ab, sondern der Ausgang ihren Gesandten nicht mehr entweichend. Ohne wie sie sich selbst zu versprechen, mußte man dem Strome nachgeben. Er stellte vor, alles was man dessenlich wußte, wäre, daß er einen Traktat unterzeichnet hätte, dessen Folgen so unglücklich ausschlugen; er würde für dessen einzigen Urheber angesehen, und sie, mit mehrerem Recht, würde beschuldigt, ihn angegeben zu haben und den Krieg fortzuführen zu wollen, um dem Prinzen von Conti das Kommando zu erhalten. Frau von Pompadour war so ernst,

fernt, diesen Gründen nachzugeben, daß sie nicht einmal ohne Empfindlichkeit sie anhörte; und als der Graf von Vernis zum Schluß noch äußerte, daß er entschlossen wäre abzugehen, wenn er den König nicht zum Frieden bereeden könnte, indem er dem Vorwurfe, daß er den Krieg fortsetzen wollte, nicht ausgesetzt bleiben möchte; antwortete die Frau von Pompadour, er würde dadurch gegen die Dankbarkeit fehlen, und nach allen Gnaden, mit welchen er überhäuft worden wäre, seiner Ehre nicht einmal ein großes Opfer bringen. Der König, erwiderte er, und die Welt werden günstiger davon urtheilen als Sie denken, sobald sie mich meine Abtrennung und die Unvertraulichkeit auf den Cardinalsstuhle aufgeben und auf so behaltend sehen, als das Priorat de la Chaise, auf welches ich als Genüßlicher durch meine blöthe Geburt, ohne mich der geringsten Dienste rühmen zu können, Ansprüche haben würde.

Nachdem der Graf von Vernis gegen die Frau von Pompadour alles gethan hatte, was er ihr schuldig war, sprach er auch vor dem versammelten Staatsrath mit derselben Offenherzigkeit. Er zeigte, daß im gegenwärtigen Augenblick der Traktat nicht erfüllt werden könnte; daß indessen zwischen dem Französischen und dem Wiener Hof das gute Verständniß immer noch fort dauern würde; daß aber durch den Bruch der Konvention von Kloster Seeben; durch die Verschiedenheit der Generale, durch die Vernichtung der Marine die Sache auf beiden Seiten verwickelt wäre. Er setzte hinzu, daß die Venetianer unschickbar hinter den Rhein zurückgehen würde; daß die Kaiserin, bey dem Abgang der gewöhnlichen Subsidien, nicht anders als schwach würde agiren können, und daß es kein Mittel mehr habe, als Spanien zur bewaffneten Vermittelung zu bewegen. Ohngeachtet der Königin geheimer Rath, den Krieg fortzuführen, so stimmte doch

der gesammte Staatrath und insbesondere der Dauphin für den Frieden. Demnach gab der König dem Grafen von Bernis Vollmacht, diesem Plan gemäß mit dem Wiener Hof zu negociiren.

Die Kaiserin schmerzte es sehr, ihren rachsüchtigen Gesinnungen gegen den König von Preussen ein Ziel setzen zu müssen; da sie aber unsre Gründe nicht bestreiten konnte, so gab sie ihre Einwilligung zu den Friedensunterhandlungen. Der Marquis von Stainville, unser Ambassadeur in Wien, durch welchen die Sache bey der Kaiserin betrieben wurde, hatte die Befehle des Grafen von Bernis gewissenhaft befolgt, so lange er ihm als den auserwählten Minister der Frau von Pompadour angesehen hatte, und ihm nicht eingefallen war, daß sie und der Graf von Bernis verschieden denken könnten. Er hatte daher die Einwilligung der Kaiserin erlangt und abgeschickt; als er aber aus den Briefen der Frau von Pompadour abnahm, wie leid es ihr um die anfangs eingegangenen Verbindlichkeiten war, so begriff er, da ihm seine Lage zumal auch Gelegenheit gab zu sehen, wie viel Zwang sich die Kaiserin zu dieser Einwilligung anthat, daß die Gunst des Grafen von Bernis anfangen mußte abzunehmen. Er wußte, mit welcher Leichtigkeit sich bey der Frau von Pompadour eine leidenschaftliche Zuneigung in Ueberdruß verwandelte. Er benutzte den Augenblick, und entwarf den Plan, den Grafen von Bernis, dessen biegsames Werkzeug er bis dahin gewesen war, zu stürzen, und sich selbst auf seinen Trümmern emporzuheben.

Er sagte zur Kaiserin, und schrieb es an die Frau von Pompadour, daß der Graf von Bernis den Ruch zu leicht fallen ließe, daß die Lage noch nicht verzweifelt wäre, und daß wir keine Mühe haben würden, und uns mit Vortheil heranzureißen. Diese Ideen entsprachen den

den Wünschen beider so sehr, daß sie den schnellsten Eingang fanden. Frau von Pompadour fand keine Schwierigkeit dabey, den König wieder zu einem Entschluß zu bringen, den er ungern aufgegeben hatte. Es wurde also beschloffen, den Krieg fortzusetzen.

Der Graf von Bernis, überzeugt, daß man unsere Uebel nur verschlimmern konnte, stellte dies vergebens vor. Da er nun nicht mehr mit Ehren das Werkzeug eines Souveräns, das er mißbilligte, bleiben zu können glaubte, so erbot er sich, sein Departement abzugeben, das in den Händen des Marquis von Stainville besser aufgehoben seyn würde: da er es so leicht hielte, den Dingen wieder eine gute Wendung zu geben, so wußte er ohne Zweifel auch die Mittel, es dahin zu bringen.

Nach allen den kleinen am Hofe gebräuchlichen Falschheiten, durch welche man diejenigen, die man entfernen will, zu bereben sucht, daß man sie behalten möchte, wurde festgesetzt, daß der Marquis von Stainville das Departement der auswärtigen Geschäfte übernehmen, der Cardinal Bernis hingegen — denn er hatte eben den Hut bekommen — mit dem neuen Minister gemeinschaftlich handeln, und überdem die Parlamentssachen insbesondre zu besorgen haben würde, indem die Streitigkeiten der Parlamente mit dem Hof beynahe ein eignes Departement nöthig machten. Der Cardinal Bernis fühlte wohl, daß selbst der Schein der Einigkeit zwischen ihm, seinem Kollegen und der Frau von Pompadour nicht lange dauern würde. Er bemerkte, daß er ihnen im Wege war, und um ihnen die Sache leicht zu machen, suchte er sich auf eine offene und freymüthige Art mit ihnen zu erklären; er sprach von dem Zwang, in welchen er sie setzte, erklärte, daß er, bey der Verschiedenheit seiner Gesinnungen von den übrigen, immer scheinen würde, sie zu durchkreuzen, wenn er im Staatsrathe stimmte,

und schlug vor, als das beste Mittel, um Freunde zu bleiben, sich auf eine Zeitlang von einander zu trennen, weswegen er, unter dem Vorwand seiner Gesundheit, die es auch in der That bedürfte, den König auf einige Monate um Urlaub bitten würde.

Frau von Pompadour und Etainville, der gleich von seinem Eintritt im Staatsrath an Herzog von Choiseul geworden war, verschwanden die innigsten Freundschaftsbezeugungen, drangen in ihn bey ihnen zu bleiben; und wenige Tage darauf ließen sie ihn exiliren.

Man sollte denken, daß diese Treulosigkeit übrsflüssig gewesen wäre, und daß es ihnen an einer freyswilligen Entfernung hätte genügen können, aber dabey beruhigten sie sich nicht. Frau von Pompadour hatte oft gesagt, daß sie den König niemals an einem Menschen so lebhaften Geschmack hätte finden sehen, wie an dem Grafen von Vernis. Dies machte den Herzog von Choiseul für die Folgen besorgt. Die Marquise und er fanden also nichts rathsamer, um diesen vorzubauen, als den Cardinal durch einen Brief vom König, den sie zusammen entwarfen, exiliren zu lassen. Sie waren überzeugt, daß der König einen Menschen, den er gemißhandelt hätte, nie wieder würde aufnehmen wollen; wenigstens hat man davon kein Beispiel erlebt. Der Cardinal war mehrere Monate vor seiner Verweisung, und selbst vor Empfang des Huts, schon in petto in Ungnade gefallen; da er aber dem König schon öffentlich Dankfagungen über seine Bewilligung des vom Papst Benedikt dem Vierzehnten gethanen Vorschlages abgelegt hatte, so war es den Feinden des designirten Cardinals nicht mehr möglich, die Bewilligung zurücknehmen zu lassen, noch Clemens den Drenzehnten (Nepomuceno) zu verhindern, daß er das Wort seines Vorgängers erfüllte, ohngeachtet alle priesterliche Schändlichkeiten dazu angewandt

wandt wurden. Herr Girard, welcher unter dem Kardinal Fleury die Liste der Benefizien hielt, und die Collatanten empfing, hat mir gesagt, daß man sich von den Abscheulichkeiten, welche die Konkurrenten gegen einander erfänden, durchaus keinen Begriff machen könnte. Von den andern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft findet man, was den Punkt der Rivalität betrifft, nur Eins der in Vergleichung mit der geistlichen. Einige andre Ursachen trugen noch zur Verzögerung dieses Schlages gegen den Kardinal Bernis bey. Die Geistlichkeit hielt über ein neues don gratuit eine außerordentliche Versammlung, in welcher der Kardinal dem König sehr viel Nutzen schaffte; und die Geistlichkeit selbst war so mit ihm zufrieden, daß sie ein Erzbisthum für ihn verlangt haben würde, wenn er sich nicht dawider gesetzt hätte. Außerdem war das Ministerium willens, ein Edikt beim Parlament durchzusetzen, durch welches ein neuer Zuschuß herbeigeschafft werden sollte *); und da der Kardinal bey dem Parlament sehr beliebt war, so besorgte man durch die Verweisung des einzigen Mannes, dem es die Wiedervereinigung seiner Mitglieder verdankte, ihm üble Laune zu machen.

Nach der Entfernung des Kardinals gab die Frau von Pompadour dem Herzog von Choiseul ihr ganzes Vertrauen. Dieser neue Minister, welcher die Geschäfte wiederherstellen und die Ehre unsrer Waffen aufrichten sollte, that nichts weiter als den Krieg noch vier Jahre verlängern, um uns in neue Uebel zu stürzen, und mit einem schändlichen Frieden zu enden. Wenn er so viel Politik und Scharfsinn gehabt hätte als Ehrgeiz, so würde er die Maßregeln benutzt haben, die der Kardinal bereits des Friedens wegen getroffen hatte, er würde unter erträglichen Bedingungen diesen Frieden geschlossen haben,

*) Edic. burſal.

haben, und wäre aus dem nämlichen Grund für unsern Erretter angesehen worden, aus welchem man den von seinem Vorgänger unterzeichneten Traktat für die Quelle unsers Unglücks hielt.

Der Herzog von Choiseul hätte freylich alsdann die Versprechungen, welche er der Kaiserin und der Frau von Pompadour gethan hatte, zu verläugnen geschienen; aber er hätte anführen können, daß er die Dinge besser beurtheilte, seitdem er sie mehr in der Nähe erblickte; und er würde damit obendrein den Ruf eines guten Vaters, der keine Ehen trägt, für das Wohl des Staats seine eigne Meinung aufzugeben; an sich gerissen haben. In der Welt wußte man damals noch nicht, daß der Kardinal kein andres Verbrechen begangen hatte als den Frieden zu wollen. Seine Ungnade war zu frisch, als daß sie um seiner Rechtfertigung willen hätte zurückgenommen werden können; und diese Rechtfertigung selbst hätte man nicht anerkannt, geschweige denn eingestanden. Der Herzog von Choiseul hielt die Frau von Pompadour in einer solchen Verzauberung, daß es nichts auf der Welt gab, wovon er sie nicht hätte überreden können: hatte er sie doch überzeugt, daß er die schönste Seele wäre, die sie je gekannt hätte! denn so drückte sie sich über ihn aus, und man wird gleich sehen, worauf sich das gründete a). Ich habe schon erklärt, daß ich mich bey den kriegerischen Unternehmungen nicht aufhalten würde. An diesen großen, traurigen und einßernigen Begebenheiten, mit welchen die Werke unsrer Geschichte'schreiber erfüllt sind, nehmen die Leser nicht so vielen Antheil als die unglücklichen Opfer derselben. Wir sollen sie bloß als Epochen dienen, um gewisse Triebfedern zu entwickeln, welche in die Geschichte der Menschheit einschlas-

a) Hier ist wieder ein kleines Versehen im Text, dem ich durch den bloßen Zusatz eines Punktes, wie ich glaube, am besten abzuheffen habe.

schlagen. In dieser Hoffnung werde ich jetzt das Verhältniß, den verschiedenen Standpunkt und den Charakter der vornehmsten handelnden Personen darstellen.

Die Marquise von Pompadour hatte sich durch Zeten, durch Zerstreuungen und durch das, was man insgemein Vergnügungen nennt, gegen den Ueberdruß des Königs gehalten, und schmeichelte sich, durch die Staatsgeschäfte zu regieren. Sie hatte wirklich an dem vorrührenden Frieden einigen Antheil gehabt. Der König zog damals mit zu Felde, seine langen Abwesenheiten bestimmten die Favoritin; sie hatte also ihren eignen wichtigen Grund, den Frieden zu wünschen. Aber in dem gegenwärtigen Krieg ließ der König seine Generale allein handeln, und Frau von Pompadour fand viel Vergnügen daran, bei der Wahl der Minister und Feldherren ihren Einfluß wirken zu lassen, kurz aus einer Maitresse zum Zeitvertreib eine Staatsperson zu werden. Ueberdem war dieser Krieg ihr Werk, sie hielt sich für die Freundin der Kaiserin, und es gehörte ein stärkerer Kopf als der ihrige dazu, diesem Rausch zu widerstehen.

Der Herzog von Choiseul erkannte die schwache Seite der Frau von Pompadour, und wußte sie gut zu benutzen. Er war aus einem vorzüglich bekannten Geschlecht, seine Figur war klein und wideig, er hatte aber Tapferkeit, Verstand und noch mehr Kühnheit. Als er in die große Welt eintrat, suchte er durch glückliche Abenteurer in der Liebe zu glänzen: ein Beweis, daß es niemanden gibt, der nicht Anspruch darauf machen könnte. Zu gleicher Zeit strebte er nach einem gewissen Ruf von Weisheit, zu welcher er treffliche Anlagen hatte, und auf die er sich viel einbildete. Damit hält man die Dummköpfe noch immer in Respekt und macht sich ihnen fürchtbar. Indessen dienten ihm seine Handlungen hierbey noch mehr als seine Einsätze; über jene beklagte man sich

sich, diese wurden nicht weiter nachgesagt. Ich habe ihn von seiner Jugend an bis zu der Zeit, da er in das Ministerium kam, gekannt und bin ziemlich viel mit ihm umgegangen. Er er anfang eine Rolle zu spielen; habe ich ihn aus mehreren Häusern entfernen sehen; es fehlte wenig, so hätte man bezweifelt, ob er überhaupt dazu gemacht wäre, in der guten Gesellschaft aufzutreten, ich habe ihn einmal darüber vertheidigen hören, ohngeachtet er einer solchen Vertheidigung gewiß nicht bedurfte; aber es war immer sehr demüthigend für ihn, daß das von nur die Frage seyn konnte. Seine erste Verbindung mit der Frau von Pompadour rührte von einer Verrätheren her, die er an der Gräfin von Choiseul (Noms) beging, welche mit dem König eine vorübergehende Intrigue hatte. Sie hatte ihn bei diesem Geschäft zum Vertrauten und zum Führer genommen; und da er zu dieser Art von Unterhandlungen mit einem besondern Scharfsinn begabt war, so sah er voraus, daß die Regierung seiner Kousine nicht von langer Dauer seyn würde: daher er sie denn der Frau von Pompadour aufzuopfern beschloß. Dieser gab er von allem Nachricht, theilte ihr die Briefe mit, welche zwischen dem König und der Gräfin von Choiseul gewechselt wurden, und schaffte durch diese List Mittel, das Zwischenreich abzukürzen. Dieß war der Ursprung seiner Gunst bei der Frau von Pompadour. Der Graf von Bernis stand aber damals in so entschiedenem Ansehen bei ihr, daß der Herzog von Choiseul, der noch die Zeit nicht ab sah ihn anzugreifen, sich um seine Freundschaft bewarb.

Der Graf von Bernis ist aus einem alten Geschlechte, das eben so gut und so berühmt ist als die Familie der Choiseuls. Er war seit seiner Kindheit zum geistlichen Stand bestimmt, und er fing seine Laufbahn mit dem geistlichen Kanonikat von Brioude an.

Nach

Nachdem er einige Jahre seiner Jugend, bey den beschränkten Vermögensumständen aller jüngern Söhne aus vornehmen Häusern, die auf die bischöfliche Würde losgehen, in dem Seminarium zu Sanct Sulpicius zugebracht hatte, trat er in das Kapitel von Lyon, blieb aber dort nur so lange als er brauchte, um aufgenommen zu werden, und kehrte wieder nach Paris.

Sein Stand, eine angenehme Figur, eine Pfründe voll der liebenswürdigsten Offenheit, viel Verstand, viel Annehmlichkeit, eine gesunde Urtheilskraft und ein fester Charakter, dieß alles machte, daß man ihn in allen Gesellschaften zu besitzen suchte. In diesem Zirkel führte er ein sehr angenehmes Leben, aber der Anschein von Zerstreuung mißfiel dem alten Cardinal Fleury, der ein Freund des Vaters war, und es übernommen hatte, für das Glück des Sohnes zu sorgen. Er ließ ihn zu sich kommen, und versicherte ihm, daß er nichts zu hoffen hätte, so lange er, der Cardinal Fleury, leben würde. Der junge Abbe duckte sich tief, antwortete: ich werde warten, Monseigneur, und ging. Der alte Minister lächelte über die Antwort, wiederholte sie sogar gegen mehrere Personen, that aber weiter nichts, und schien nicht zu glauben, daß ein guter Einfall eine fette Pfründe verdiente.

Der Abbe Vernis fuhr indessen in der nämlichen Lebensart fort, und hatte sich gegen seine Konkurrenten weiter nichts vorzuwerfen, als daß er in den Gesellschaften besser aufgenommen wurde und nicht zu heucheln mußte. Seine Antwort an den Cardinal Fleury war lustig, aber gut wurde sie erst, wenn er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sah. Der alte Minister war gestorben, und das Glück des Abbe Vernis ging immer nicht vorwärts. Er selbst bekümmerte sich im mindesten nicht darum, und lebte in der Zuversicht, daß unter den
Erben,

Großen, von denen viele seine Verwandten waren und sich um seinen Umgang bewarben, einer oder der andere sich finden müßte, der ihm mit Nutzen diene; aber leis-
ner that etwas. Man begnügte sich zu bemerken, daß nie ein Mann von Geburt die Engeßränktheit seines Stands mit so vieler Würde, ohne Verdruss und sogar heiter ertragen hätte; er achtete aber auch nicht einmal darauf.

Der Zufall brachte ihn endlich mit der Frau von Pompadour in Verbindung, und sie sagte für ihn die lebhafteste Freundschaft und Achtung. Der erste Gebrauch, den er von einem so wichtigen Einfluß machte, war für andre. Er war von der Französischen Akademie, und dieß war noch das einzige, was, ohne ihm gerade einen Stand zu geben, ihm doch wenigstens statt dessen diente. Er leistete allen seinen Mitbrüdern alle Dienste, zu welchen sie ihm Veranlassung gaben, verschaffte vielen Wohlhabenheit, und riß einige aus der Dürftigkeit. Seine Freunde mußten ihn erinnern, doch auch ein wenig an sich selbst zu denken. Ein Beweis, wie wenig Ehrgeiz er hatte, ist das Ziel, das er sich hierin setzte. Boyer, vormaliger Bischof von Mirepoix, hatte damals die Vertheilung der geistlichen Aemter; und niemals ist ein Minister in seinem Departement so unumschränkt gewesen, als dieser armselige Mensch, der von niedriger Herkunft war, eine unaufgeklärte Frömmigkeit hatte und durch die Protection aller andächtiger Hofdamen aus dem Kloster hervor zu einem Bisthum gezogen worden war. Die Kirche und der Staat leiden gegenwärtig unter den Subjekten, die er so albern gewählt hat.

Der König ließ sich herab, ihm den Abbe Vernis zu empfehlen; Boyer konnte nicht umhin, auf eine Empfehlung zu achten, die er als einen Befehl hätte ansehen sollen; aber er fand ein Mittel sie zu umgehen. Er forderte den Abbe Vernis auf, Priester zu werden, und

versprach ihn alsdann bald zu einem Bisthum zu ernennen. Der Abbe antwortete, daß er in sich nicht genug Veruß zu diesem Stand fählee, und mit einer bloßen Abtey zufrieden seyn würde. Fopier schlug ihm dieß ab, und stellte dem König vor, daß die Güter der Kirche durchaus nur denen, die wirkliche Dienste darin thäten, gegeben werden könnten; dabey pries er aber die Offenherzigkeit des Abbe, der ganz und gar kein Heuchler wäre. Aus dem Erstaunen, das er darüber bezeugte, schien es, als ob er nie andre gesehen hätte. Da der König nichts erlauben konnte, gab er dem Abbe eine Pension von 1500 Livres auf seine Charoulle. Das mit konnte er aber noch nicht den nothdürftigen Aufwand seines Standes bestreiten, er suchte sich daher noch einige einzelne kleine Benefizien zu verschaffen, und wenn er es auf 6000 Livres jährlicher Einkünfte hätte bringen können, würde er nie nach einem andern Glück getrachtet haben. Er fand aber überall Hindernisse, wovon ich oft Zeuge gewesen bin; und so beschloß er endlich ein großes Glück zu machen, da er zu einem kleinen nicht gelangen konnte, hier fand er denn die gebahntesten Wege. Es gibt wenig Beispiele von so schnellen Fortschritten. Er wurde zur Ambassade in Venedig ernannt, und erwarb sich in diesem Posten die allgemeine Liebe und Achtung. Bald wurde er, noch während seiner Abwesenheit, zum Staatsrath gemacht. Der Marquis von Puiseux, (Brülart) damaliger Minister der auswärtigen Geschäfte, war ihm nicht zuwider, er haßte überhaupt die Leute von Stand nicht, weil er selbst darunter gehörte. Saint Contest (Farberie), welcher dem Marquis von Puiseux nachfolgte, war dem Abbe Bernis weniger günstig, theils durch das Gegentheil des Urtheils der Puiseux bestimmte, theils und hauptsächlich durch den geheimen Abscheu, den die Dummköpfe immer gegen Leute von Verstand haben. Saint Contest starb vor der Zurückkunft des Abbe, und that

III. Theil, B für

für die Geschäfte sowohl als für die Gesellschaft sehr wohl davon. Sein Vater war ein Mann von Verdienst, und sonst hatte man auch nichts anführen können, um den Sohn geltend zu machen. Ich werde mich bey ihm nicht weiter aufhalten, noch bey der zahlreichen Liste derselben, die ihm gleichen und die verschiedenen Stellen im Ministerium erfüllt oder vielmehr besetzt haben. Wenn man von allen die Portraits machen wollte, so würde es eine weitläufige und wenig interessante Gallerie geben; ich werde sie bloß erwähnen, wenn es die Begebenheiten erfordern. Während daß der Graf von Vernis noch in Venedig war, ließen seine Neider einige von seinen Jugendwerken drucken, die nach unsern Vorurtheilen in wichtigen Künsten lächerlich dünken, bey den Engländern hingegen und den Italiänern, wo die Großen die Gotische Barbarey abgelegt haben, vielmehr Ehre machen. Wen uns thut sich der albernfte von unsern vornehmen Herrn auf seinen Verstand sehr viel zu gute, strebt mit Eifer nach dem Ruf desselben, und will sogar im Verdacht großer Talente, die er aus Würde in sich verschließt, gehalten seyn. Das ist es, was unsre Akademien mit so vielen unfähigen oder lächerlichen Subjekten überladet. Ich könnte einmal ihre Liste geben, mit Anmerkungen.

Als der Graf von Vernis von Venedig zurückkam, gewann er, wie wir gesehen haben, den größten Einfluß in den Geschäften. Die Sache des Huts verdient, daß ich mich dabey aufhalte, weil sie in meine Absicht einschlägt, den Hof und die Menschen zu schildern.

Unter den Posten, die man dem Abbe Vernis beistimmte, war auch die Polnische Gesandtschaft im Vorschlag gewesen; der König wollte es aber nicht, entweder aus eiguem Antriebe oder auf den Rath eines Ministers, weil diese Gesandtschaft dem Abbe die Ernennung zum

zum Kardinalshut eher verschaffen würde als es der König für rathsam hielt. Man ist mit der Spanischen und der Polnischen Gesandtschaft schwieriger als mit andern. Die Hofnung der Grandezza in der ersten, und des Huts in der andern, kann die Gesandten zu einer unzweckmäßigen Gefälligkeit gegen diese beyden Höfe stimmen. Eine Negociation im Inneren des Reichs verschaffte dem Abbe Vernis den Hut noch früher als es Polen 1) gethan hätte. Die Streitigkeiten des Parlaments mit dem Hof waren nie so lebhaft gewesen als zu der Zeit, da der Graf von Vernis (den 2. Januar 1757.) in den Staatsrath eintrat. Dieser Kampf zwischen dem Parlament und dem Ministerium hat seit der Regentschaft des Herzogs von Orleans angefangen, dauert noch fort und es würde schwer halten, vorauszusagen, wenn und wie er endigen wird. Die Waffenstillstände, die von Zeit zu Zeit geschlossen werden, ersticken die heimliche Gährung nicht; bey jeder Gelegenheit bricht ein verborgnes Feuer wieder aus, sey es über Angelegenheiten der Kirche oder Staatsgeschäfte, über Unternehmungen der Geistlichkeit oder der Magistratur, über verfallne Sakramente oder einen Plan für die Finanzen, über die Wahl einer Superiorin für ein Spital, kurz über die armseligsten Kleinigkeiten, die von der übeln Laune ergriffen und vergrößert werden. Der Zank, den der Graf von Vernis auftrag hatte zu schlichten, war bey Gelegenheit des Lit de julkice vom 13. December 1756 über die Einregistrierung zweyer Deklarationen vom 10. und eines Edicts von demselben Monat, entstanden.

§ 3

Die

- 2) Polen hat wie die andern katholischen Mächte das Recht, den der Promotion der Kronen seine Ernennung zum Hut zu geben; aber es gibt sie niemals mehr als einem Polen, nämlich dem Erzbischof von Gnesen, Primas des Reichs. Sobald dieser Kardinal ist, werden nur Fremde gewählt; der Grund davon ist, daß die Senatoren den Kardinälen nicht den Vorschlag lassen würden; nun hat ihn aber der Erzbischof von Gnesen schon als Primas, und der Hut thut also nichts weiter dazu,

Die Minister haben sich unter dieser Regierung einfallen lassen, die *Lies de justice*, ihres eignen Vortheils wegen, immer gegen den Willen des Königs, auf einander zu häufen, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, ob die königliche Gewalt dabei ins Gebränge käme. In dem *Lit de justice* wovon die Rede ist, kam es darauf an, ein unmögliches Stillstehen über Religionsstreitigkeiten aufzulegen, und zwei *Chambres des Enquêtes* abzusetzen. Das Parlament protestirte gegen die Einregistrierung; die fünf *Chambres des Enquêtes*, die zwei *Chambres des Requêtes*, und ein Theil von der *Grand'Chambre* übergaben dem Kanzler die Demission ihrer Stellen, so daß an dem Tage das ganze Parlament nur aus den Präsidenten à mortier und zwölf Rätthen von der *Grand'Chambre* bestand. Diese baten bey dem König um die Wiedervereinigung ihrer Kollegen; der Minister antwortete durch den Mund des Königs, daß die Demissionen angenommen und mithin die Aemter vakant wären. Sechzehn von denen, die ihre Stellen niedersgelegt hatten, wurden erlöst, und die *Lettres de Cachet* wurden ihnen durch Polizeiwache überbracht, um ihnen zu zeigen, daß man sie für nichts mehr als für bloße Bürden ansehe. Während dieser Spaltung, am 5. Januar, geschah das freche Unternehen gegen die Person des Königs. Kein Umstand konnte zur Wiedervereinigung des Parlaments günstiger seyn. Sie würde vor sich gegangen seyn, wenn man der Meinung des Präsidenten de *Reuter*, der so gutdenkend als Bürger wie aufklärer als Magistratsperson war, gefolgt hätte. Aber der erste Präsident und die Minister nahmen sich dabei so schlecht, daß es unmöglich war, sie bloß für ungeschickt zu halten. Die *Grand'Chambre*, mit den Prinzen und den *Pairs* verstärkt, richtete über den Mörder *Damiens*; aber alle Parlamentsgeschäfte blieben länger als sieben Monate unterbrochen. Einige

Räthe,

Nähe, auf welche die Furcht, oder das Bedürfnis oder die Emgebungen ihrer Verwandten wirken mochten, forderten ihre Demissionen zurück; aber man war noch weit von der Aussicht entfernt, wieder ein ordentliches Parlament zu haben. Das Murren des Volks, welches den übermüthigten Ministern, selbst wenn sie vorgaben es zu verachten, doch immer Schranken setzt, beunruhigte den Hof. Die Verlegenheit der Regierung über die Demissionen war größer, als der Eifer derer, die sie gegeben hatten, um sie wieder zurückzunehmen. So standen die Dinge, als der König dem Grafen von Vernis auftrug, an der Befähigung der verschiedenen Parteyen zu arbeiten. Dieser betrug sich mit so vieler Geschicklichkeit, daß der Frieden vollkommen hergestellt wurde, und das wiedereröffnete Parlament seine Verrichtungen endlich vornahm.

Der Römische Hof hatte damals mit der Republik Venedig einen Streit, welcher zu einem offenkundigen Schisma, zu einer gänzlichen Trennung führen konnte. Der Papst Benedikt der Vierzehnte war so erstaunt über die Klugheit, mit welcher der Abbe Vernis die Parlamentssache beendigt hatte, daß er nach Frankreich an den Muntius schrieb, er sollte sich mit Vernis über die Mittel, die Republik Venedig zurückzubringen, besprechen. Der Graf von Vernis, welcher in Venedig die beste Meinung von seiner Wiederkeit zurückgelassen hatte, wurde sogleich von der Republik bevollmächtigt. Er schonte das beiderseitige Interesse so gut, daß die Sache zur Befriedigung der beyden Parteyen beigelegt und beendigt wurde. Der Papst faßte so viel Achtung für das Ausgleichungstalent des Grafen von Vernis, daß er sogleich an den Cardinal Tencin nach Lyon, und an den Marquis von Stamville, unsern Gesandten in Wien, der es vorher in Rom gewesen war, schrieb, und sie um Rath fragte, ob es dem König Ver-

gnügen machen würde, wenn er dem Abbe Vernis den Kardinalshut proprio motu gäbe. Der Cardinal Tencin schickte dem König das Schreiben des Papstes, ohne den Grafen von Vernis davon zu benachrichtigen; und was auch seine Absicht dabey seyn mochte, so wurde es der größte Dienst, den er ihm nur leisten konnte. Der Marquis von Stainville holte die Befehle des Königs nicht einmal ein, sondern folgte bloß seinem Eifer für einen Minister, den er für unerschütterlich hielt, und der ohne Zweifel alles anwenden würde, um den zum Herzog zu machen, der ihn zum Cardinal gemacht hätte; er nahm es also ganz auf sich, dem Papst geradezu zu antworten, daß diese Promotion dem König unendlich schmeichelhaft seyn würde, und er schrieb dem Grafen von Vernis, was er gethan hätte. Dieser zweifelte nicht, daß der König die ganze Sache als eine Kabale zwischen Stainville und einem ehegeizigen, der seinem Fürsten die Einwilligung abringen wollte, ansehen würde. Er verslor daher keine Zeit, um mit dem König selbst zu sprechen, und ihm zu sagen, wie leid ihm der Vorgang thäte, wie sehr er wünschte Seine Majestät zu überzeugen, daß er nicht den mindesten Antheil an dem Verfahren des Marquis von Stainville hätte, daß er es sehr mißbilligte, und nicht das geringste davon vorher gewußt hätte. Der König, durch den Cardinal Tencin von allen Umständen, die dem Abbe unbekannt waren, unterrichtet, ließ ihn ausreden, und antwortete ihm lächelnd: seyn Sie ruhig, Abbe, ich weiß, daß Sie keinen Antheil hieran haben. Will Sie der Papst zum Cardinal machen, so wird er ja meine Einwilligung erst verlangen müssen; also noch einmal, seyn Sie ruhig. Der Graf von Vernis fand sich durch diese Antwort sehr erleichtert, und überließ das übrige dem Glück. Nachdem bald darauf der König seine Genehmigung gegeben hatte, gaben die Kaiserin und der König von Spanien die ihrige, und der Papst ließ dem

Gra:

Grafen von Vernis ankündigen, daß seine Promotion nächstens vor sich gehen würde. Am Hof war noch nichts davon ruchbar geworden, und der Abbe Vernis wollte es auch verschweigen, um den Reid nicht aufzuregen; aber der Abbe Delaville, erster Commis von den auswärtigen Geschäften, versicherte ihm, daß die Wierkung der Zusage nicht besser gesichert werden könnte, als wenn er mit der öffentlichen Dankagung so sehr als möglich eilte; daß diese Publicität die stärkste Schutzwehre gegen den Reid seyn würde; daß das Geheimniß ohnes hin bald aufhören würde, und daß alsdann der Reid die Erfüllung des Versprechens bis zum Tode des Papstes aufhalten könnte, wo die Möglichkeit eintrete, daß der Nachfolger sich nicht daran hände, dahingegen, wenn der König die öffentliche Dankagung angenommen hätte, seiner eignen Ehre an der Promotion gelegen seyn würde. Der Graf von Vernis folgte dem Rath und that wohl daran; denn als kurze Zeit darauf sein Eigensinn, auf dem Frieden zu beharren, ihn lästig gemacht hatte, drang der König selbst auf die Promotion, um alsdann freye Hand zu haben, den Minister der Maitresse aufzuopfern. Benedikt der Vierzehnte starb in dem Augenblick, da die Promotion vor sich gehen sollte; aber Clemens der Dreizehnte (Nezzonico) sein Nachfolger, ehrte Benedikts Zusage um so mehr, als er dem Grafen von Vernis zum Theil seine Würde verdankte. Cavalchini war der Erwählung nahe, als Vernis es durchsetzte, daß er ausgeschlossen wurde, und die Stimmen zu Nezzonico's Vortheil ausschlagen ließ; dieser, als ein Venetianer, setzte durch seine Erwählung dem Frieden zwischen dem Römischen Hof und der Republik das Siegel auf.

Die größten Hindernisse, die der Graf von Vernis zu bekämpfen hatte, kamen von Versailles. Alles was der Reid der Minister, die Wuth der Prälaten, die Vols-

helt der Gleichgültigen vermochte, wurde gegen ihn angewandt. Man ging so weit, daß man dem Papst die schmutzigsten Gerichte zukommen ließ, für deren Verfasser man den Grafen von Vernis ausgab. Die Verläumdung war so übertrieben, daß sie dadurch ihre Wirkung verfehlte; der Papst erklärte sich öffentlich darüber.

Witten unter allen den Mienen, die man gegen ihn spielen ließ, und zu der nämlichen Zeit, wo er sein Ansehen schon fallen sah, erklärte der Graf von Vernis laut und vor dem gesammten Staatsrath, daß ihn die Verödigung seiner Promotion weniger rührte, als der Mangel an Achtung gegen die Empfehlung des Königs; daß er also auf den Hut Verzicht thäte. Um seine Aufrichtigkeit außer Zweifel zu setzen, las er den Brief vor, durch welchen er es dem Papst ankündigte, und übergab ihn dem König, mit der Bitte ihn genehm zu halten und zu dessen Abfindung Befehle zu ertheilen. Der König nahm den Brief und erlaubte dem Grafen, wenn die Promotion nicht vor dem 3. Oktober geschehen wäre, auf den Hut Verzicht zu thun. Ohne Zweifel wußte der König, was in Rom vorging, denn die Promotion geschah den 2ten.

Dies wäre denn genug von dieser Hoftabale. Ich werde noch Gelegenheit haben, einige von diesen niedrigen Ränken der Hofleute zu enthüllen; sie halten sie für Meisterstücke der Politik, weil sie weder fähig noch würdig sind, die Wahrheit und die Geradheit anzuwenden, durch welche denn doch die kleinliche List immer zu überwinden ist. Und wie viele habe ich ihrer bei andern Veranlassungen gesehen, die aus einer lächerlichen Eitelkeit und dem geheimen Bewußtseyn ihrer Nichtigkeit sich dafür ausgeben, daß sie für das Große gemacht sind, ohne einen andern Beweis dafür anzuführen, als das

treus

treuherzige Gesändniß, daß sie auch nicht die geringsten Details fassen können.

Auch bey unsern Unfällen, die unsre Feinde sotheil sam bekannt machen werden, will ich mich nicht länger aufhalten.

Desto zweckmäßiger wird eine kurze Uebersicht unserer Thorheiten seyn; denn dem Zufall haben wir eigentlich nichts zur Last zu legen. Wir werden hieraus sehen, wie es zugeht, daß ein System, welches, wie es auch beschaffen seyn mochte, von dem ganzen Staatsrath, von der ganzen Nation gebilligt worden war, an welchem anfangs jedermann Antheil gehabt haben wollte, in der Ausführung verunglückt ist ^{a)}.

Zunächst treffen wir auf Mauville's Eifersucht; er kann es nicht vertragen, in einem System, dessen Seele der Graf von Bernis ist, sich als bloßen Repräsentanten zu sehen, und gibt als Minister der auswärtigen Geschäfte unsern Gesandten an den fremden Höfen Instruktionen, die dem neuen Plan, wo nicht zuwider, doch wenig angemessen sind.

Machault steht ebenfalls mit Verdruss an dem Grafen von Bernis einen Nebenbuhler, der die Gunst des Königs und der Frau von Pompadour mit ihm theilt, und sie ihm gar entreißen kann.

D'Argenson, als Kriegsminister, hatte zum einzigen Augenmerk, den Wirkungskreis seines Departements zu erweitern. Er wollte ganz Frankreich zum Landheerreüsten,

^{a)} Der Mangel an Ordnung, und die häufigen Wiederholungen, welche man in diesem Abschnitt findet, geben einigen Anlaß zu befürchten, daß es nicht der reine Text von D'Aclos ist, den Herr Duiffon hier geliefert hat; indessen scheinen die Materialien ächt, und bloß die Stellung mag von fremder Hand daran verfälscht worden seyn.

rüsten, und dadurch den Minister von der Marine stützen. Kühn in seinen Entwürfen, furchtsam in den Mitteln sie auszuführen, will er seinen Sohn zum General machen, getraut sich aber nicht, ihn den Ältern im Dienst vorzutreten zu lassen, worüber man doch nicht lange gestreiten hätte, sondern macht eine Menge von Generälen, welche die Armeen überladen, Verwirrung hineinbringen, die Probianmagazine durch den Luxus verschlingen und die Finanzen erschöpfen. Alle Sachverständigen klagen ihn an, daß er das Militair zunichte gemacht hat. Es wird bald nöthig werden, einen Grad zu erfinden, der über den Marschall von Frankreich setze, weil dieser zu gemein geworden ist. Ohne für sich selbst geldsüchtig zu seyn, hat er den Staat durch die ungeheuren Reichthümer verschuldet, die er in der Probiantrung, in den Lazarethen, tausenden von seinen Creaturen zugeschanzt hat, die Räuberengen seiner Familie ungerechnet. Er hat so viel Verstand, und der König hatte so viel Geschmack an ihm bekommen, daß er sich in seiner Stelle hätte erhalten können, zumal da keine moralischen Grundsätze ihn fesseln, und das Gute wie das Böse ihm gleichgültig ist; aber er hat eine gewisse Schwäche, die ihn oft zum Werkzeug fremder Leidenschaft macht, und seinen Sturz veranlaßt hat. Er wollte mit der Gräfin d'Eltrades seine Sache machen, um die Frau von Pompadour zu verdrängen, der die Gräfin alles zu verdanken hatte. Er glaubte sich in der Gunst des Königs so gesichert, daß er die Marquise, als sie ihm zuvorkam, abzuweisen wagte. Das Spiel hat denn damit geendigt, daß sie ihn am nämlichen Tag mit Machault exiliren ließ; dieser fiel durch andre Veranlassungen, die mit dem Wohl des Staats eben so wenig in Verbindung standen, als bey d'Argenson. Der Graf von Bernis hatte den Muth vorzustellen, daß in der Lage der Dinge der Verlust zweier erfahrener Minister sehr beträchtlich wäre.

Der

Der Graf d'Argenson hatte Fähigkeiten, von denen er Gebrauch machte, wenn sein Vortheil es zuließ. Warhault, der weniger Verstand und mehr Charakter hatte, wurde in der Marine geschätzt und sogar geliebt. Dieser stolze und eiskalte Mann hatte die Seeleute besser behandelt als irgend einer von seinen Vorgängern. Auch hatte er einen Vortheil, den diese nie gehabt hatten, nämlich Einfluß genug, um das Geld, was zu seinen Unternehmungen nöthig war, zu erlangen. Die Seeleute, die man sonst sehr selten am Hof sah, gingen an dort aufzutreten, und meiden vielleicht heutzutage diesen Aufenthalt nicht genug, dessen Lust schon jeder Art von Pflichten vererblich ist. Sie nehmen davon einen Geschmack am Luxus mit, der sie verführt, das Geld vor der Ehre zu schätzen.

Diese zwei Minister wurden durch die unedelmüthigsten Subjekte ersetzt: Moras in der Marine, der Marquis von Paulmi für den Krieg.

Der Marechal von Belle-Isle, welcher auf den Marquis von Paulmi folgte, unterdrückte zwar die geheime Zuneigung, die er immer für den König von Preussen gehabt hatte, aber seine gewöhnliche Indiscretion hat den Planen, deren Erfolg von der strengsten Verschwiegenheit abhängt, oft Schaden gethan.

Berrget wird mit der ganzen Plumpheit seines Charakters von der Pariser Polizei an den Hof verpflanzt, und nimmt die Falschheit, aber nicht die Abgeschliffenheit seines neuen Aufenthalts an. Er bestimmt die Marine. Die Marquise von Pompadour, leidenschaftlich für das neue System eingenommen, will es ausgeführt haben und verhindert die Mittel dazu. Sie wird auf den Grafen von Bernis eifersüchtig, sobald sie sieht, daß der König persönliche Achtung für ihn hat. Er ist der

ein;

einzige politische Agent, und kann sich von den nöthigsten Dingen keine Kenntniß verschaffen. Der Zustand der Finanzen wurde ihm erst wenige Monate vor seiner Verweisung mitgetheilt. Mochault, Sechelles, Moras, Beulogne, alle Generalkontroleurs, die hinter einander gefolgt sind, haben an nichts gedacht als sich oder ihre Kreaturen zu bereichern.

So waren die vornehmsten unter den handelnden Personen beschaffen, nun wollen wir die Werkzeuge betrachten. Der Marechal d'Estrees, der zum Feldherrn ernannt ist, fürchtet sich, von dem Prinzen von Soubise, welcher ein Reservecorps anführt, durch die offenbare Gunst der Frau von Pompadour verdrängt zu sehen. Soubise, durch seine Rechtschaffenheit aller Achtung werth, ehrfurchtsvoll gegen seinen Herrn, von welchem er geliebt wird, könnte am Hof das ganze Ansehen genießen, das einem Mann von seinem Stand gebührt, wenn er sich nur mit dieser anständigen Existenz begnügen könnte; aber er will ohne militärische Talente Marschall von Frankreich, wo möglich Connetable und Minister werden. Die Protektion hat ihn, seinen Ungeschicklichkeiten zum Trost, gerade so weit gebracht als es erfahrene Siege nur hätten thun können. Der Marechal d'Estrees erinnert die Schlacht von Hasenbeck fast gegen seinen Willen. Er fürchtet sich zu weit einzulassen, er befolgt nur schwächern einen Plan, gegen welchen er durch Pauscur, seinen Schwiegervater, und durch Saint-Severin eingenommen ist, weil diese sich gegen ein System sträuben, das den Nachher Frieden, ihr Werk, verbessert.

Auch die Ungeduld des Französischen Hofmanns bei allen Kriegen, die ihn im Winter von Paris entfernen, ist hier in Anschlag zu bringen. Die Generale haben ihrer Bequemlichkeit wegen immer gewünscht, den Krieg nach Glandern zu spielen. Die meisten unserer Officiere ließen

ließen sich ungern bey Operationen gebrauchen; die gegen den König von Preussen gerichtet waren; denn amiaß seine Wachsamkeit und seine Oekonomie nachzuahmen, hatten sie die Mode unter sich aufgebracht, ihn bis zum Himmel zu erheben. Die Nation, welche durch die Schwäche und die wirklichen Fehler der Regierung schon längst daran gewöhnt war, den Hof in allem zu tadeln, wird Preussisch gesinnt, wie sie im vorigen Krieg Oesterreichisch gesinnt gewesen war.

Maillebois, der für seine eigne und für des Grafen v. Trautson's seines Onkels Rechnung, die Marquise von Pompadour haßt, übrigens ein Man von Geist und von Talenten, begünstigt alle Fehler der Generale, um sie zu verdrängen.

Der Marschal von Richelieu, Feind der Marquise, die ihn haßt, eifersüchtig auf Soubise, in den Vertikalmiern der Damen zum Feldherren groß gezogen, Reichthümer und Ruhm im Großen der Marauden, von dem gemeinen Soldaten, denen er das Beispiel gibt, gepriesen, besungen von Voltaire, fühlt, daß er diesem Fantom von Ruhm keine Wirklichkeit verleihen kann. pflegt mit dem König von Preussen Unterhandlungen, statt ihn zu bekämpfen, und sucht nichts als Geld zu erwerben, das Spätem zu gestören, die Marquise verhaßt zu machen, den Grafen von Bernis zu verdrängen, zum Ministerium zu gelangen, um durch die Intrigue zu herrschen.

Gleichgültig oder gar mit Vergnügen sieht Contas daß die Thorheiten andrer an, durch welche er das Reimsmando zu erhalten hofft. Er verliert eine Schlacht, die er hätte gewinnen sollen; wenigstens saate der König von Preussen, der bester Richter in diesem Fach, nachdem er die verschiednen Tazen der Armeen untersucht hatte, er begriffe nicht, wie Contades geschlagen worden wäre.

Dies

Dieser behauptet, er sey verrathen worden. Zum Unglück für unsre Generale finden sie bey ihren gegenseitigen Beschuldigungen Glauben und niemals bey ihrem Apologiren.

240 Böglio, dem das militairische Talent angeboren ist, will jeden Mitwerder stützen; und dieser Geist ist allen unsern Feldherren gemein gewesen. Sein Bruder, ein mit jedem Kollegen unverträglicher Mann, zwingt den Grafen von Saint Germain, einen guten Officier, der aber eben so wenig andrer zu dulden weiß, sein Vaterland zu verlassen.

Wir haben uns zur See nicht besser aufgeführt wie auf dem festen Lande. Sechs Monate lang haben wir unsre Schiffe der Englischen Seeänderer preis gegeben, ohne es zu wagen, Repressalien zu gebrauchen.

Unser Ministerium wollte, wie es sagte, unsre Mäßigung allen europäischen Mächten augenscheinlich machen; aber die Mäßigung ist die Tugend des Starken und die Schande des Schwachen. Als wir uns endlich zur Rache entschlossen, hatten wir bereits zehn tausend Matrosen eingebüßt. Der Sieg des Admirals la Galissonniere war für uns ein verlorenes Zeugniss.

¶ Sings Aufopferung; sie mochte gerecht seyn oder nicht, erloschte das Wutren der Englischen Nation, stellte den Geist ihrer Marine wieder her, und zeigte uns, was wir mit größerm Rechte hätten thun sollen. An Frede len hätte es uns nicht gefehlt.

Der Marechal von Conflans läßt unsre Flotte vernichten, während daß die Englische ihr höchstens gleich ist. Er verbrennt ein Schiff, das eine schwimmende Festung war; er wagt es, sich dessen wie einer Heldenthat zu rühmen. Was ist seine Strafe? Daß er dem König nicht vorgestellt wird, und täglich der öffentlichen Verachtung

achtung Trost bietet, die man ihm furchtsam zu vertauschen sucht. Er bellagt sich über die Officiere, die unter ihm dienen, diese geben es ihm zurück, und haben dabei alles. Zur See und zu Lande nicht die mindeste Nachseiner eiferung; nur Prozesse, die schriftlich geführt werden. Die Maasregeln werden überall so schlecht getroffen, wie schlecht ausgeführt. Die Transportschiffe werden von der Flotte getrennt, weil es der kleinliche Stolz d. S. Herzogs von Aiguillon nicht vertragen kann, sich in Dreck untergeordnet zu sehen. Darum stellt er die Transportschiffe in Guiboron, wo er allein kommandirt, mag übrigens dadurch die Vereitelung auch noch so gefährlich werden! Ein ähnlicher Uebermuth des Herzogs von Aiguillon hat den Verlust von Belle-Isle nach sich gezogen. Die Stände von Bretagne sahen die Wichtigkeit dieses Plazes und warnten ihn ein Jahr vorher, für dessen Sicherheit zu sorgen; woben sie sich erbieten, den nöthigen Vorrath herbeizuschaffen. Mit einer kindischen Eitelkeit und einer bitteren Ironie erwidert er gegen die Deputation, der er Achtung schuldig ist, er sey den Ständen sehr verbunden, daß sie ihn sein Retter lehren wollten. Er hatte es indessen doch nöthig, denn er ließ nachher Belle-Isle wegnehmen, weil die angebotenen Vorkehrungen unterlassen worden waren. Selbst den Zeitraum von vierzehn Tagen, den die Niederlage der Engländer bey ihrer ersten Landung ihm ließ, hat er nicht benugt, um Truppen in die Insel zu werfen, welche nur vier Stunden vom festen Lande liegt. Man hat oben gesehen, wie wenig Antheil er an der Affaire von Saint-Cast hatte, auf welche jedoch eine Münze ihm zu Ehren geschlagen worden ist. Die neueren Münzen machen die alten sehr verdächtig.

In unsern Kolonien versprechen sich die Statthalter und Intendanten nur, um das schändlichste Monopolium

lium zu treiben. Das allgemeine Geschrey nöthigt endlich die Regierung, einige von ihnen in Untersuchung zu nehmen; ein erkaufter Schutz rettet die meisten, und diejenigen, an welchen durch einen schmachvollen Tod ein Vesperspiel gestiftet werden sollte, kommen mit so leichten Strafen durch, daß niemand dadurch geschreckt werden kann.

Die Vertheidigung von Pondichery wird einem geldsüchtigen Fremden, einem verschobnen Kopf, Lally, anvertraut. Er lehrt seine Wildheit nur gegen die Unglücklichen, die er vertheidigen soll. Er liefert oder verkauft den Platz und schlägt sogar die Kapitulation aus, welche der Feind anbietet. Die Verrätheren ist so augenscheinlich, daß man in Frankreich gezwungen ist, ihn festzusetzen. Haben wir nicht Schifskapitaine gesehen, die sich dem Kampf entziehen mußten, oder außer Stand waren, darin zu bestehen, weil die Waaren, mit welchen sie handelten, ihre Schiffe so beschwerten, daß ihre stärkste Batterie dadurch unnütz gemacht wurde?

Ohngeachtet aller dieser Fehler, so vieler Ungeschicklichkeit, Diebereyen, Rabale und Widerwärtigkeit mußte das russische System doch eine gute und feste Anlage haben, da es bis zum Tod der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, sich unverändert erhalten hat. Der König von Preussen, mit Ruhm und Sieg gekrönt, urtheilte selbst, daß sein Untergang nur aufgeschoben wäre, als der Tod dieser Fürstin seine bisherigen Feinde zu seinen Bundesgenossen machte.

Aber auch nicht am Französischen Hof allein haben besondre Rücksichten den allgemeinen Vortheil des Staats gekört. Die Oesterreicher waren der Allianz von ihrem Ursprung an so abgünstig gewesen, als wir es nur nach unsern Umständen haben seyn können. Die Kaiserin selbst hat sich geirrt als sie den Krieg in Schlesien

sien führte, unter dem Vorwand daß dies der wahre Gegenstand desselben wäre. Ihr Eoß gegen den König von Preußen hat sie übereilt und sie verhindert einzusehen, daß wenn man Magdeburg und Stettin nahm, der König gezwungen war Schlessien für den Frieden zu bieten.

Obgleich aber die Pläne der Kaiserin mißlungen sind, so hat sie doch immer einigen Ruhm davon gehabt, weil der Graf von Kauniz das politische Sankem immer allein geleitet hat, und das Militär diesem immer als Werkzeug untergeordnet geblieben ist. Den umhingegen hat ein jeder, der gebraucht worden ist, wo nicht an der Regierung Theil nehmen, doch die Regierung führen können.

Indessen hat das Wiener Kabinet zuweilen auch kleinen Hofrücksichten nachgegeben.

Der Prinz Karl hat das Kommando bekommen, weil der Kaiser sein Bruder war, und Daun, weil seine Frau die Favoritin der Kaiserin war. Diesem macht man die militärischen Talente nicht streitig, aber seine Langsamkeit, seine Unentschlossenheit, die gegenseitigen Schonungen zwischen dem Prinzen und dem General haben das Oberkommando oft in's Stocken gebracht, und dann haben die Subalternen die Armee angeführt.

Die Kaiserin von Rußland wurde in ihrem Entwurfs, den König von Preußen zu Boden zu werfen, durch den Hof ihres künftigen Nachfolgers durchkreuzt. Der Großfürst unterrichtete den König von allen Maafregeln der Zarin, und da sich die Allirten ihre wechselseitigen Pläne mittheilten, so erfuhr sie der König aus Rußland.

Vestuchef, der in London erzogen worden war, und sich ganz den Engländern ergeben hatte, konnte eine Fürstin, welche die Geschäfte haßte, und ganz allein dem Vergnügen lebte, mit geringer Mühe beherrschen und hintergehen. Eine vortrefliche Miliz, aber ohne Feldherren, ohne Kunst für den Unterhalt, konnte durch ihren Rath allein nicht nützen.

In Schweden wurde der König durch seine Gemahlin beherrscht, welche eine Schwester des Königs von Preußen war und viel Aehnlichkeit mit ihm hatte; diese stützte alle Operationen.

Der Dänische Hof schwankte beständig zwischen der Eifersucht auf das Oesterreichische Haus, auf die katholischen Mächte, und der Unruhe über den König von Preußen.

Im Reich wurden die Protestanten durch den König von Preußen und die Engländer aufgehetzt. Auch hätte man sich darauf gefaßt machen und voraussehen können, daß die Reichsarmee ganz Preussisch gesinnt seyn würde. Man gab ihr noch obendrein den Prinzen von Sachsen, Hildburghausen zum Anführer, der fast ein offener Anhänger des Königs von Preußen war.

Die Königin von Spanien beherrschte ihren Gemahl, Ferdinand VI, und hinderte ihn sich zu erklären, als es noch für das System zuträglich hätte seyn können. Der Herzog von Choiseul zog nachher Ferdinands Nachfolger, Karl III, durch den Familienvertrag auf unsre Seite; aber damals konnte Spanien nichts weiter, als seine Seemacht mit der unsrigen verbinden, und unsre Anfälle theilen.

Die Engländer fürchteten diese Vereinigung so sehr, daß sie sogar vor derselben die Absicht hatten, Spanien den Krieg zu erklären. Auch nannte man diese Allianz von und die Spanischen Willen. a) Spanien hat seine Seemacht dabei zugelegt und unermessliche Reichthümer, welche uns fern Feinden die Mittel verschaffen, haben, den Krieg fortzusetzen, und die Bedingungen des Friedens gebieterisch vorzusprechen.

Dies ist das zusammengedrückte Gemälde von dem Ursprung, dem Lauf und dem Ende dieses Kriegs.

a) Les folles d'Espagne sind ein altes und bekanntes Waudiville.

Ende der Memoiren.

An.

A n h a n g



Anmerkungen zum ersten Theil.

I.

E. 17.

Die Spanischen Truppen wurden dem Prinzen von Vaudemont anvertraut.

Die Familienverhältnisse des Prinzen von Vaudemont hätten ihn der Französischen Regierung verdächtig machen, und von dem Kommando der Armeen ausschließen sollen; wenigstens hätte nach dem natürlichen Gang der Dinge, nur die äußerste Vorsicht und Delicatesse in seinem Betragen den unvernünftigen Argwohn, den ihm seine Geburt zuzog, auslöschen können. Wir sehen aber aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, daß er seine Verhältnisse mit den Feinden Frankreichs öffentlich zur Schau trug, und ungestraft, ja sogar an Ludwigs Hof geehrt und belohnt, vor der Armee und der ganzen Nation als Verräther erschien. Dieser Grad von Treue auf der einen, und von Verblendung auf der andern Seite ist indessen so unglaublich, daß der Aufschluß des Räthsels vielleicht eher in jener unsichern, sich selbst verstrickenden Politik, die immer von heimlicher Schwäche zeugt, zu finden seyn möchte. Aber die Entdeckung solcher Verwickel-

lungen, welche den verborgenen marschen Faden der neuen europäischen Geschichte ausmachen, ändert an den allgemeinen Resultaten — Elend der Nationen, Schwäche der Herrscher, und Selbstsucht ihrer Diener — nicht das mindeste ab, und muß daher in einer gewissen Ferne stillig verschwinden,

Voltaire's Konnexion mit dieser Art von Politik verleitet ihn, in seinem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten alle diese großen Unsicherheiten, wie Maubert's Verrätheren, die Zweideutigkeit des Herzogs von Savoyen, und die schändliche Aufopferung des großen Catinat, der vor beiden gewarnt hatte, zu ignoriren. Er windet sich durch allgemeinere schnelle Zusammenstellungen bekannter Thatfachen, bis er das Verbrechen, Wahrheiten, die seiner Ueberzeugung heilig seyn mußten, zu bemänteln, glücklich überstanden hat. Wir werden diese einzelnen Retencen nach und nach bemerken, und das durch zum richtigen Gesichtspunkte gelangen; um zugleich Ludwig den Vierzehnten und seinen Geschichtschreibern das Urtheilen. Die Auctorität des Herzogs von Saint-Simon, welcher Diklos auch am meisten gefolgt ist, scheint für alle parties honnêtes in der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die wichtigste zu seyn; seine Urtheile sind zwar leidenschaftlich, und werden meistens durch seine persönlichen Verhältnisse mit den in seinen Memoiren vorkommenden Personen bestimmt, aber gekränkte Ehre und Schmerz über unverdiente Zurechtsetzung trieben ihn

ihn an, Wahrheiten auszuspähen und aufzuzeichnen, die älteren oder zufriedenern Beobachtern entgingen.

II.

S. 31.

Die Königin von Spanien, erste Gemahlin Philipp's des Fünften.

Der große Vortheil der Memoiren ist, daß sie von historischem Charakteren durch einzelne Züge oft Darstellungen liefern, die an Lebendigkeit und Individualität den dramatischen gleichen, und der ernsteren, mehr um die Humanität im Ganzen besorgten Muse der Geschichte so gut wie die trockensten Urkunden, nur als Quellen dienen dürfen. Eine solche Darstellung von der Königin von Spanien enthalten die von Millot zusammengetragenen Memoiren des Herzogs von Noailles. Größe, und zwar scharfbestimmte weibliche Größe, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Geistes, mit wahrhaft königlichem Adel und heldenmäßiger Ausdauerungskraft verbunden, sind die Hauptzüge dieses merkwürdigen Charakters. Vielleicht hätte sich Dürer entweder hier oder bey seiner nachtheiligen Schilderung der Prinzessin de Ursini mehr erinnern sollen, daß sie von dieser Königin angebetet wurde, die er das Glück der Völker und das Beispiel der Fürsten nennt. Die Königin hatte zu viel Eigenschaften, durch welche sie diese schöne Lobrede wirklich verdient, als daß nicht etwas von ihrer Liebe dem Andenken ihrer

Favoritin zu gute kommen sollte; aber freylich war der Einfluß der Prinzessin bei Ursini auf die Spanische Monarchie zu unnatürlich und zu Staatswidrig, als daß die Königin für ihre ununterbrochene Abhängigkeit von dieser Ehrgeizigen, nicht der Entschuldigung bedürfen sollte, daß sie Fürstin und Weib war, und Spanien sowohl als sich selbst der Tyranney des Französischen Hofes oder seiner Agenten zu entziehen glaubte, indem sie beyde in die Fesseln ihrer durch den Widerstand anderer Ehrgeizigen theurer gewordenen Freundin warf.

III.

S. 32.

Todesfälle in der Familie Ludwigs des Vierzehnten, und daraus entsprungener Verdacht gegen den Herzog von Orleans.

Voltaire's Scepticismus ist nirgends besser angebracht, und der Wahrheit und Weisheit, die den Geschichtschreibern leiten müssen, würdiger, als bey den zweydeutigen und unentschiedenen Vergiftungsgerüchten, welche so manchen Theil der Geschichte verdunkeln. Es gibt vielleicht keinen Menschen auf der Welt, an dessen Tod nicht irgend einem andern Menschen gelegen seyn sollte, und jeder, der im Grabe liegt, kann eben so gut dafür gehalten werden, durch menschliche Bosheit und Eigennutz vor der Zeit hinein befördert worden zu seyn, als jedes Kind, das geboren wird, dafür gehalten werden kann, die Frucht einer

einer Sünde zu seyn. Solche theologische Präsumtionen dürfen aber die historische Wahrscheinlichkeit nicht bestimmen; die Leichtgläubigkeit, die über diesen Punkt von einem Jahrhundert auf das andere forterbt, und mit welcher die Menschen sich entweder über ihren Abstand von den Großen der Erde trösten, oder an den Tragödien ergötzen, die ihrer Meinung nach auf jenen errathen Gerüsten, zu welchen sie nie ungeblendet hinaufschauen, aufgeführt werden: diese Leichtgläubigkeit legt dem Geschichtschreiber die Pflicht auf, jede unermittelte Vergiftungsgeschichte für unwahr zu erklären, weil außer einigen trüglichen Wahrscheinlichkeiten, keine vor der andern etwas voraus hat, und a priori gefühlt und eingesehen werden muß, daß unter der Menge, die allerwenigsten Grund haben können. Der Charakter des Herzogs von Orleans hat so viel Böses und so viel Gutes, ja sogar Großes, daß er aus sich selbst den Aufschluß gibt, wie er zwar jener nächtlichen und niedrigen Verbrechen unfähig, zugleich aber vollkommen dazu gemacht seyn konnte, einer feindlichen Kabale den Namen davon herzugeben. In der Volksemeinung geschah folgender Schluß: wer die Religion und die Sitten offenbar und ungeheuer beleidigt und höhnt, der kann gar wohl in acht Tagen drey nahe Verwandte, die ihm im Wege stehen, mit Gift vergehen. So unvernünftig und nur den Heuchlern vortheilhaft dieser Schluß auch ist, so mächtig wird er doch zu allen Zeiten seyn, und so mißlich wäre es die Vorurtheile, auf welchen er beruht, anzutasten,

Es andre Vände gefunden worden wären, um jügellose und übermüthige Große oder Mächtige von der Meinung einer slavischen und unaufgeklärten Menge abhängig zu machen. Auch scheint ein dunkles Gefühl einem trotz aller Entseelung doch natürlichen Trieb der Menschen oft die sonderbare Wendung gegeben zu haben, daß sich Völker gern mit ihrem König verbündeten, um an dessen nahen Verwandten die Schuld der Anwartschaft auf den Thron zu rügen.

Die Geschichte hat mehrere Beispiele von solchen hässlichen Geweben, wie dasjenige war, mit welchem die Parthey des Herzogs von Maine den Herzog von Orleans umstrickt hatte; wir verdanken es aber den Memoiren, die wir über diesen Theil der Geschichte haben, das von keinem Anschlag der Art ein so deutliches und bestimmtes Bild zurückgeblieben ist, und es verlohnt sich der Mühe, dieses Bild zu studiren, um crimine ab uno die Methode und die Wirkungen ähnlicher Komplotte, denen man weniger auf den Grund kam, kennen zu lernen. Der Herzog von Saint-Emon, ein Todfeind der mainischen Parthey, gibt übrigens nicht undeutlich zu verstehen, daß er an die Vergiftungen glaubt, aber den Duc du Maine selbst für den Urheber derselben hält; doch kann es nichts unweiseres und ungeschickteres geben, als solche Recriminationen, die anstatt das Verbrechen unwahrscheinlich zu machen, nur die Zahl der Verdächtigen häufen, und der Ebsartigkeit der Menschen eine neue Feute hinwerfen, ohne ihr die erste zu entreißen.

Dyne

Ohne dem Urtheil vorzugreifen, daß die Geschichte einst in ihrer Impossibilität über einen Nachkommen des Herzogs von Orleans fallen wird, sind doch einige gemeinschaftliche Züge eines Familienschicksals, das dieses Haus betroffen hat, belehrend genug, um bei dieser Gelegenheit ausgehoben zu werden. Der Platz, den das Haus Orleans durch die Geburt einnahm, hatte es seit Jahrhunderten zum Mittelpunkt aller Opposition in Frankreich gemacht, und durch dieses Verhältniß war in demselben eine gewisse feynere Denkungsart *) gleichsam erblich geworden, die es vor allen Französischen Fürstenhäusern voraus hatte. Wir sind weit entfernt, dem jetzigen gewesenen Oberhaupt des Hauses Orleans solche instinkartige, mit dem Blut seiner — des Kutschers nicht zu erwähnen — putativen Väter überkommene Grundsätze zum Verdienst anzurechnen; es dünkt uns aber, daß sie bei der Rolle, die er vom Anfang der Revolution gespielt hat, als mitwirkender Umstand nicht vergessen werden dürfen. Bei den natürlichen Verhältnissen des Hauses Orleans entstanden öfters Lagen, in welchen es sich unter keiner Bedingung von Verdacht, und von jenen mächtigen Verläumdungen, die auf einem unleugbaren, allgemein angenommenen Grund beruhen, rein halten konnte; und wir finden, daß die allgemeine Wuth des Vorurtheils, die nach den schwarzen Verbrechen hascht, um ihren Gegenstand damit zu belasten, kaum jetzt in Europa so schwer auf Philipp Egalité fällt, als sie während der Regierung Ludwigs des

Zweiten

*) S. diese Memoiren, Th. I. S. 179.

Wiergehten in Frankreich auf seinen Vorfahren; den nachmaligen Regenten, gefallen war. So wenig diese Zusammenstellung als Rechtfertigungsgrund für den Ehre Namen und Hofenlosen Philipp gelten kann, so beweist es denn doch, daß seine Verbrechen sich vielleicht nicht so sehr über das Verhältniß seiner Geburt hinaus erstreckt haben, als seine Unfähigkeit und die Niedrigkeit seiner Gesinnungen Anlaß gegeben haben, zu verbreiten. Sehr natürlich war es, daß das einzige populäre Fürstenhaus in Frankreich unablässig darnach strebte, sich in die ungeheure Masse einer Volksrevolution, von ihrem ersten Entstehen an, einzuschieben und einzunisten, und daß seine Mittel dazu im Verhältniß mit dem Unerhörten und Bespielslosen dieser Revolution bleiben, ja sogar als ungleichartigere That manchen Zug derselben entstellen mußten. Aber nicht weniger natürlich war es, daß man auf einer andern Seite diesen Umstand benutzte und nie von dem Egoismus abwich, eben die gefährliche und doch verführerische Revolution um allen Ruf zu bringen, indem man jenes Haus und dessen verachtetes Oberhaupt als Vödelstüßer und Hauptfiguren in derselben, das Volk hingegen in seiner Wuth und Größe als Werkzeug eines mit Recht verabscheuten Ehrgeizes, um alle legitimen Ansprüche, die ihn hinderten, mit allen Gesetzen und aller Ordnung zugleich zu zerstören, aufstellte. Das Haus Orleans scheint für diesen Augenblick von dem empörrischen Meere verschlungen worden zu seyn; wenn es sich aber auch noch länger und heftiger darauf bewegt hätte, so hätte es doch immer
 für

für den unparteiischen Beobachter nicht höher in Anspruch kommen dürfen, als jedes andre Ungeheuer, dessen beschränkten Kreis der Ocean duldet.

IV.

C. 39.

Mademoiselle Ehouin.

Es könnte bloß für die Sittengeschichte der damaligen Zeit einiges Interesse haben, genauer nachzuforschen ob zwischen dem Dauphin, Ludwigs des Vierzehnten Sohn, der nie zur Regierung kam, und der Mademoiselle Ehouin eine Gesandtschaft statt gehabt habe oder nicht. Wahrscheinlich wird das erste allerdings durch die Aehnlichkeit dieses ganzen Verhältnisses mit dem Verhältniß des Königs und der Frau von Maintenon, und durch die stillschweigende Anerkennung dieser Aehnlichkeit in dem Betragen der beiden letzteren. Daß sich Voltaire dagegen auflehnt, mag seinen Hauptgrund in dem Namen der Pseudo : Dauphine haben, der seinen poetischen Ohren viel zu abscheulich klang, um der Besitzerin desselben die Ehre einzuräumen, daß sie auf irgend eine Weise mit dem Dauphin vermählt gewesen wäre. Folgendes Portrait der Mademoiselle Ehouin aus den Deutschen Originalbriefen der Herzogin von Orleans würde ihn freylich, wenn er es gekannt hätte, mit ihrem Namen nicht ausgesöhnt haben:

„Sie sahe aus wie ein Doguin, war klein, hatte kurze Beine, ein rund Gesicht, hatte eine kurze aufgeworfene

worfene Nase, groß Maul voll fauler Zähne so brav stunken, daß man sie eine Kammer lang riechen konnte, u. — denn der Schluß dieser kräftigen Beschreibung enthält einige so wenig empfindsame Details aus der Lebensgeschichte dieses Pairs, daß wir uns nicht getrauen, sie der Herzogin von Orleans nachzuschreiben.

V.

S. 44.

Der Tod des Herzogs von Bourgogne war ein Trauerfall für die ganze Menschheit.

Die Geschichte hebt uns das Andenken mehrerer präsumtiven Thronerben auf, an welchen die Völker mit den süßesten Hoffnungen hingen, bis ein vorzeitiger Tod ihnen den Ruhm zusicherte, daß sie das Glück ihrer Unterthanen gemacht haben würden wenn sie zur Regierung gelangt wären. Das omnium judicio dignus imperii nisi imperasset des Tacitus ist nicht dazu gemacht, bis zur Zerstörung dieser frommen Täuschung auf die Menge zu wirken, die hierin wie in so vielen andern Dingen sich mit solchen Täuschungen ihre Gefühle zu erleichtern gewohnt ist. Dem Philosophen aber ist die Untersuchung wichtig, ob denn wirklich ein feindseliges Verhängniß der Menschheit so viele vortreffliche Regenten in ihrer Blüthe entrißen hat, und ob die besten Regierungen denn wirklich diejenigen gewesen wären, zu denen es
durch

durch den grausamen Muthwillen des Schicksals nie gekommen ist.

Der Herzog von Saint-Simon, welcher vor der Regentschaft nie am Hofe aufkam, und in dem kurzen Zeitraum der zwischen dem Tode des ersten Dauphin und des Herzogs von Bourgogne verstrich, auf diesen seine ehrgeizigen Hoffnungen gegründet zu haben scheint, spricht von ihm mit einer Art von Anbetung und mit der Uebertreibung, die allen seinen Urtheilen, sie mögen günstig oder nachtheilig seyn, anhängt. Wenn also seine Memoiren selbst den Stoff hergeben, für den Fall, daß der Herzog von Bourgogne regiert hätte, auf ein ungewisseres Glück zu schließen als sich die Nation versprach, so ist das Zeugniß eines von den Tugenden dieses Fürsten begünstigten Zeitgenossen hierinn gewiß das unverwerflichste. Der Herzog von Bourgogne war mit neronischen Anlagen geboren; ein knechtischer Dogmatismus, der sich zu diesen gesellte, konnte aus ihm eines der schändlichsten Ungeheuer bilden, mit welchem jemals die Geduld der Völker geprüft worden ist. Doch war Kraft in seinem wilden Uebermuth, Geist in der stolzen Ueberlegenheit, mit welcher er alles was sich ihm näherte in den Staub zu treten schien, und die religiöse Richtung die er überdem bekommen hatte, gab Mittel an die Hand ihn zu bändigen. Einer der merkwürdigsten Männer des siebzehnten Jahrhunderts, Fenelon, bemächtigte sich seiner als es noch Zeit war, und unterjochte ihn so, daß die Veränderung im Charakter des Herzogs von Bourgogne unter die ersten

Wun-

Wunder der Erziehung gerechnet wurde. Jencens Charakter ist von dem Herzog von Saint Simon mit außerordentlicher Kraft und Wahrheit geschildert: ein Mann von dem sanftesten und zugleich umfassendsten Geist, zusammengesetzt aus tiefer Menschenkenntnis und unbegrenzter Schwärmerei, lebenswürdig und edel bis in den geringsten Details seines häuslichen Lebens, firenenartig anziehend, voll des kühnsten und consequentesten Ehrgeizes, aber dabey mit einer so zarten Moralität begabt, daß er auf dem Wege nach glänzenden und weltlichen Zielen nur nach dem Ideal einer reinen, überirdischen Tugend zu streben schien — dieser Mann hätte den Französischen Staat regiert, wenn der Herzog von Bourgogne Ludwig den Vierzehnten überlebt hätte, und es scheint also wirklich ein Verlust für die Menschheit, daß dies schöne Reich nicht den Abdruck eines solchen Geistes hatte werden sollen.

Als der Herzog von Bourgogne durch den Tod des ersten Dauphin der nächste Thronerbe wurde, lebte Jencen von ihm entfernt, und auf seinem Exilist, Cambrai in einer Art von Verweisung. Er hatte mit einer berühmten Schwärmerin der damaligen Zeit, Madame Guyon, sich für eine mistische Idee von reiner Gottesliebe bis zum Märtyrertum verbündet, und hatte dadurch einigen seiner Zunftgenossen, die eben so ehrgeizig und in der Wahl ihrer Mittel weniger zart und gewissenhaft als er waren, Anlaß gegeben ihn von dem Hofe des Königs zu entfernen, dem man noch zum Ueberfluß den Telesmach

mach des Erzbischofs von Cambrai als eine verpackte Satire auf seine Regierung vorzustellen gewußt hatte. Ludwigs des Vierzehnten Liebe zum Despotismus verblendete ihn so sehr, daß er sich nicht schämte, mit den erdichteten Tyrannen und bösen Ministern in Fenelons Roman offenbar gemeine Sache zu machen, um zweifelhafte Anspielungen durch seine Empfindlichkeit zur treffenden Allegorie zu stemmeln. In Cambrai sah man nunmehr die ehrwürdigen und mehr als menschlichen Hirtentugenden der ersten Bischöfe, im innigsten Bunde mit allen gesellschaftlichen Tugenden des vollendeten Hofmanns und des aufgeklärten Kopfes, wieder aufleben, und der Verungnadete, Versäumte, Verspottete sammelte dort nach und nach durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit den Hof, die Armee, und das Land zu seinen Füßen: ja er wußte sogar die Eifersucht des Königs durch den bloßen Zauber der Tugend dergestalt einzuschläfern, daß dieser es dabei bewenden ließ, Fenelons Triumph zu ignoriren.

Außer der allgemeinen Achtung und Liebe die sich
Genelon zu erwerben gemußt hatte, übte er aber noch ei-
ne entschiednere Herrschaft über eine kleine Anzahl von
Gläubigen aus, die mit unbegrenztem Vertrauen und
andächtiger Ergebung ihn als ihren Meister anerkannten.
Die Hauptpersonen in dieser heimlichen Gemeinde waren
der Herzog von Bourgogne, und zwei Französische
Große, die seine beständigen Gesellschafter waren: der
Herzog von Beauvilliers, sein ehemaliger Hofmeister, und
III. Theil. 5 der

der Herzog von Chevreuse. Die an unvollendeten Geis-
tern, an widerspruchsvollen Charakteren sich immer er-
weisende Allgewalt des Mysticismus war das große Ergie-
ßungsgeheimniß gewesen, durch welches Fenelon den har-
ten Hof, den er am Herzog von Bourgogne fand, be-
zungen und zu seiner Handwerk umgeschaffen hatte.
Doch konnte es nicht fehlen daß diese aus der zweiten
Hand empfangne Tugend, die weder Grundsatz noch Ras-
sionell war, sondern durch Gehorsam und Glauben künst-
lich hervorgebracht und beisammen gehalten wurde, wenn
Ihr der belebende Geist Ihres Schöpfers gebrach, oft in
Kleinlichkeit und Uebertreibung ausartete. Fenelon muß-
te daher, von Beauvilliers und Chevreuse unterstützt, in
der Ferne unablässig darüber wachen, daß der religiöse
Schwärmer nicht dem künftigen Regenten Abbruch thäte,
und die Französische Nation nicht mit Ekel und Unwillen
den lockern Grund ihrer Hoffnungen entdeckte. Die Hers-
zogin von Orleans hat wirklich in ihrem schlichten und
plumpen Menschenverstand geurtheilt, daß alles „was
der Dauphin de Bourgogne Gutes an sich hat-
te, von seinem Präceptor, und was nicht gut war,
von ihm selber war.“ Ausgemacht scheint es indessen
daß in Fenelons Geist, bey der Bildung seines königli-
chen Jüglings, mit den eigennützigen Wünschen seines
Ehrgeizes auch wirklich

„Das kühne Traumbild eines neuen Staats“ *)
 zusammenschmolz, und daß die Ausführung großer und
 wohlthätiger Ideen ihn am Herrschen eben so sehr inter-
 essirte, als das Herrschen selbst, wie zweydeutig auch
 manches seyn mochte was er für das letzte that. **) Auch
 lag es in der Vielseitigkeit eines so großen Charakters,
 daß jene übervernünftige Schwärmerey, wenn sie auch
 vielleicht nicht bloß Maske oder Untersuchungs mittel war,
 ihn nicht, wie es bey jedem nicht ganz außerordentlichen
 Geist notwendig geschehen muß, der Begeisterung für
 das wahrhaft menschlich Gute und Edle unfähig mach-
 te. Kein schrecklicheres Schickial könnte also für ei-
 nen solchen Menschen erdacht werden, als wenn er am
 Ziel seiner Bemühungen keine andern Früchte eingeerntet
 hätte, als gescheiterte Hoffnung und Reue, wenn eine
 menschliche Schwachheit, ein zurückgebliebner natürlicher

H 2

Zwey

*) Nach einer Unterredung, die Ludw. XIV. einst mit Fenelon
 gehabt hatte, erklärte dieser, daß er sich mit dem schönsten
 und chimärenreichsten Geist in seinem Reich unterhalten
 hätte. Und wenn man den Herzog von Saint Simon über
 diesen ganzen Theil der Geschichte seiner Zeit nachsieht, so ist
 es nicht dieser Zug allein, der an Philip II. den Marquis
 von Pesca und Don Carlos in Epikurs unsterblichem Wer-
 ke erinnert.

**) Man kann es z. B. nicht ohne Schmerz lesen, daß sich Fe-
 nelon mit dem Abschaum alles Pfaffenstrotzens, dem Pa-
 zer Zeller, liierte um durch den Sturz eines streng recht-
 schaffnen Priesters, des Cardinal von Noailles, sich Platz am
 Hofe zu machen. Uebrigens könnte dieser Zug allein abhalten,
 in einen unbedingten Entschluß für Fenelon einzustimmen.

Trieb in der königlichen Maschine, die er für seine großen Entwürfe eingerichtet hatte, diese vielleicht über seinem Haupt zusammengestürzt hätte. Die Gemahlin des Herzogs von Bourgogne, eine Prinzessin von Savoyen, wird von Dürer geschildert: sie war für ein Weib wenigstens eben so liebenswürdig als es Genelon für einen Propheten und für das Oberhaupt einer schwärmerischen Sekte nur seyn konnte, und die ganze ehemals wachsende Sinnlichkeit ihres Gemahls war in die blindeste Liebe für sie übergegangen. Sie schien nichts als eine kindische beszaubernde Thörin, und war der tiefsten ränkevollsten Politik fähig; sie liebte ihrem Gemahl nicht, beging sogar härtere Untreue an ihm, und war seine einzige Freude, der rührende Gegenstand seiner unbegrenzten Zärtlichkeit. Herrschsüchtig und sich in ihrer besonnenen Unbesonnenheit einer unwiderstehlichen Wacht bewußt, wie hätte sie wohl die Gewalt der Regierung ruhig im heimlichen Tische gelassen? und wie hätte dieser wohl, in dem sonderbaren Kampf bestanden?

Die trocknen Formeln der Religion und ihre misslichen Abarten waren von jeher gleich wirksame Mittel, um Fürsten an ihre eigne Schwäche und Unfähigkeit, und durch diese wiederum an eignenützige Rathgeber und Günstlinge zu fesseln. Die Anwendung, welche Genelon von diesem Mittel machte, scheint es in diesem einzelnen Fall zu rechtfertigen und zu adeln; aber welche Dauer konnte er sich von einer Tugend versprechen, die nichts weiter war

war als unnatürliche Spannung, von einer Gelfe, die auf Irrthum und Geißelbarkeit, von Regierungsgrundsätzen, die auf außerweltliche Fantome gebaut waren? Wenn Töbter, und was immer das Schlimmste gewesen ist, eine geschränkte Töbter, ohne an der Form etwas zu ändern, bloß den Geist tödteten, und es dem König in seiner Ermüdung, Schwäche und Menschlichkeit bequemer machten, indem sie statt der Ideen von allgemeinem Wohl ihm wirkliche sowohl als phantastische Befriedigungen der Schwärze unterschoben; so konnte sein Reich ein kaum bemerktes Opfer unsichtbarer Geister werden, das Glück ganzer Generationen für eine Universalmedizin oder den Stein der Weisen kein ungleicher Preis dünken, und Geson mit seinem weiseerachteten Werk den Fluch der Menschheit verdienen.

VI.

S. 75.

Die Prinzessin dei Ursini und gelegentlich Franz von Maintenon.

Folgende Schilderung der Prinzessin dei Ursini aus den Memoires de Noailles kann als ein Beispiel von historischer Mäßigung angesehen werden:

„Die Geschichte hat ihr Andenken nicht genug geschont, und ihre achtungswürdigen Eigenschaften zu wenig gekannt. Ihre Fähigkeiten umfaßten die eigentlichen

Staatsgeschäfte so gut als die Intriguen; sie verband edle Gesinnungen mit den Kleinlichkeiten der Eitelkeit, viel wahren Eifer für ihre Herren mit ängstlicher Sorge um Hofgunst; sie hatte weniger Jugend *) und Annehmlichkeiten als Frau von Maintenon, aber mehr Stärke des Geistes und mehr Karakter. Wenn man ihr manches zur Last legen kann, so muß man bekennen, daß sie auch große Dienste geleistet hat. Sie war die Rathgeberin, die Stütze einer jungen unerfahrenen Königin, die von ihren Ministern angebetet wurde, die den Muth des Königs über die gefährlichsten Stürme erhob, und die sich mit ihm zugleich ihre ganze Regierung hindurch am Rande des Verderbens befand. Es war damals so schwer in Spanien zu regieren, daß die Umstände einen großen Theil der Verwürfe, die auf die Prinzessin bei Ursini gefallen sind, entgelten sollten. Sie war hoffärtig, ehrsüchtig, ränkevoll: wie viele unter den gerühmtesten Ministern gibt es wohl, auf welche diese Tügte nicht paßten? Aber ihr Muth und ihre Entschlossenheit trugen viel dazu bey, Philipp den Fünften unter den dringendsten Gefahren auf dem Thron zu erhalten.“

Dieser Schilderung gegenüber stellen wir das Portrait der Frau von Maintenon, von der nämlichen Hand entworfen:

„Die Marquise von Maintenon hatte vielleicht Künste angewandt, um den Grund ihrer Erhebung zu legen, aber
viele

*) Man muß nicht vergessen, daß es ein Geächteter ist, der hier spricht, und von der rechtgläubigen Favoritin einen symbolischen Ausdruck braucht.

viele vortrefliche Eigenschaften machten sie deren würdig. Es ist heut zu Tage außer Zweifel, daß sie durch eine geheime Ehe mit dem Monarchen verbunden war. Eben so ungewisshast wird es durch ihre eignen Aussäße, daß eine aufrichtige Zerknirschung, rein in ihrem Ursprung, zuweilen kleinmüthig in ihren Wirkungen, die Seele ihres Betragens gewesen ist. Uneingennüßig und bescheiden auf dem höchsten Gipfel des Glücks, erhielt sie zwar in den Geschäften, vorzüglich der Kirche, zu vielen Einfluß, aber sie fürchtete stets ihre Gewalt zu mißbrauchen. Man wies ihr vor, daß sie die Verdienste der Menschen nicht recht geschätze, und manche wichtige Posten an Unfähige vergeben hat; aber sie zog bei ihnen ihre Redlichkeitsgesinnung mehr in Erwägung als ihren Mangel an Talenten, oder glaubte diese in jener zu finden; ihre Irthümer selbst hatten einen ehrenwürdigen Grund, und welche Tadelserhebungen würde sie sich nicht zugezogen haben, wenn der Ausgang ihrem Eifer für das Wohl des Staats entsprochen hätte?"

Es ist nicht zu leugnen, daß ein gewisser Grad von Furchtsamkeit und von Schwäche, hauptsächlich bei dem Zweiten dieser beiden Portraits dem Verfasser abgeholt hat, die bestimmteren Züge seines Originals nachzu bilden. Wenn man aber zu einem Bild von der Frau von Maintenon bloß die Züge zusammensetzte, die uns die Herzogin von Orleans und der Herzog von Saint-Simon überliefert haben, so ließe man sicherlich Gefahr, der Wahr-

heit noch weniger getreu zu bleiben, als es Willst mit den lauen und blassen Farben der Menschenfurcht gewesen ist: angenommen sogar, daß jene niemals durch Haß verleitet worden wären, von dieser berühmten Frau alles Schlimme, bloß darum weil es schlimm war, zu glauben. Saint-Simon macht seiner eifersüchtigen Buth gegen die Menschen, die seinen Planen im Wege gestanden hatten, in seinen Memoiren Lust, ohne ein einziges Mal seines persönlichen Grolls gegen sie zu erwähnen; aber die Herzogin von Orleans hat es kein Hehl, daß sie mit der Frau von Maintenon in beständigen Zänkereyen lebte, weil ihr deutscher Fürstenthum sich nicht unter die Herrschaft einer kaum adlichen Königin schmiegte, und sie ist dabei noch ehrlich genug, um einmal selbst zu gestehen: „das Weib sey von Anfang nicht so böse gewesen, sondern immer böser geworden.“ Solche Kleinigkeiten sind es die das Gleichgewicht im Urtheil über historische Charaktere wiederherstellen müssen, damit die gegenwärtigen Zeitumstände die Geschichtschreiber nicht an Billigkeit und kaltem Blut wieder einknicken lassen, was sie an Freiheit und Kraft gewinnen. Die Aufklärung hat in Frankreich den Schlegel weggezogen, der so lange Zeit das sogenannte große Leben verbarg, und nun schleppt ein jeder seine ehemaligen Höhen im Noth herum, alle nachtheiligen Zeugnisse aus den unlautern Quellen ihrer in zu nahen Verhältnissen mit ihnen gestandenen Zeitgenossen werden als Orakelsprüche aufgenommen, und man bedarf wirklich der milderen nach gewissen Rücksichten abgemessenen Urtheile eines

laes Willot oder Voltaire, um in der Stimmung nicht irre zu werden, welche zur Ausübung der historischen Gerechtigkeit erforderlich ist.

Wenn freylich Willot auf sein Gewissen befragt worden wäre, was er unter der aufrichtigen, in ihrem Uesprechung reinen Frömmigkeit eines Weibes verstände, das ehemals galant gewesen war, und in einem reiferen Alter das erschöpfte Herz und den abnehmenden Geist eines mächtigen Königs mit alltäglichen Weiberfabalen und jesuitischen Kasuistereien umstrickte; wenn er sich kathegorisch hätte erklären müssen, wie ein zu großer Einfluß in den Geschäften, besonders der Kirche, sich bey der Frau von Maintenon mit einer wahren Furcht ihres Gewalts zu mißbrauchen, vereinigen ließe, und ob er im Ernst ihre eigenhändigen Aufsätze — künstlich ausgearbeitete Briefe, in denen sie nach ihrer Art repräsentirte, und sich den Charakter machte, unter welchem sie in der Meinung der Welt zu passiren wünschte — für unzweifelhafte Zeugen ihrer inneren Seele ansehe; wenn Voltaire den Beweis hätte führen müssen, daß er ohne Ueberwindung und ohne Unredlichkeit so sauberlich mit der bigotten Urheberin der theoslogischen Verfolgungen in Frankreich verfahren wäre, so würden beide ohne Zweifel in keiner geringen Verlegenheit gewesen seyn. Indessen trafen bey der Frau von Maintenon sowohl als bey der Prinzessin de Ursini nur die nothwendigen Folgen einer durch die Schwäche ihrer eigentlichen Verwahrer übernommenen Gewalt ein; daß sie herrsch-

ten war ihr größtes Verbrechen, was sie thun mußten, um sich auf der gefährlichen Höhe zu erhalten war Nothwendigkeit, und um nichts schlimmer oder hassenswürdiger als daß sie hinaufgestiegen waren. Von den beiden Herzorittinnen hatte die Prinzessin unsterklich das meiste Genie, was auch wohl zunächst die Ursache seyn mag, warum sie fiel und die andre stehen blieb. Frau von Maintenon war eine gewöhnliche Frau von Verstand, sie hatte gerade so viel Charakter als nöthig war um keinen zu haben, wo er nicht angebracht war, ihre Politik war lange Bedürfnis gewesen und endlich Gewohnheit geworden, Es lag durch Einfluß und Thätigkeit brauchte sie für den eisernen Zwang und die Abhängigkeit mit welchen sie das selbstsüchtige Herz eines an Geist und Sinnen veralteten Königs erkaufte, Hoheit und Güte konnte sie in ihrem Umgang mit der Welt, in ihren zwischen resignierter Anechtschaft und heimlichem Emporstreben immer abwechselnden Verhältnissen nicht behalten haben: wie hätten also ihre Regierungsgeschäfte in's Große gehen, und allgemeines Wohl umfassen können? die Menschheit lag ihr zu weit, ihr Verstand spielte mit theologischen Gräbeleien und geistlichen Stiftungen, und nach den engsten Conventiellen Begriffen von Rechtschaffenheit, Tugend und Frömmigkeit, mit welchen kleine weibliche Rache und Verschlingungsucht gar wohl zu vereinigen waren, maß ihr Gewissen und ihr Geist die Monarchie ab, die das Schicksal ihr zugeworfen hatte.

Die kurze Schilderung, die Düclod in unsern Memoiren S. 156. von ihr macht, ist ein wahres Muster jener männlichen Freyheit, die den Schriftsteller nicht berauscht, sondern seinen Blick heller und sein Urtheil leidenschaftloser macht. Ein schreckliches Bild, und das worinn sie die verhassteste Rolle spielt, geben die letzten Augenblicke Ludwigs des Vierzehnten, wo dieser sonst allmächtige Monarch auf seinem Todbett das Gefühl, sich selbst übers lebt zu haben in seiner ganzen Bitterkeit empfängt, und vergebens nach der nemlichen Frau schmachtet, der er seine königliche Ehre und den Ruhm seiner Regierung aufgeopfert hat, und die zweymal ihn verläßt ehe noch seine Augen geschlossen sind. Aber das Abscheuliche dieses Scenbildes fällt mehr auf das Leben der großen Welt überhaupt, als auf die unglückliche Sklavin, die in dem Augenblick wo ihre Rolle ausgespielt war, es nicht erwarten konnte die drückende Larve abzuwerfen und die traurige Pösse zu enden. Dieser grelle Ausdruck von Egoismus dürfte nur dann befremden oder indigniren, wenn das Verhältniß zwischen einem Ludwig und einer Maintenon *) je von etwas anderm gezeugt hätte; aber die

*) Wir haben wirklich in ganz neuen Zeiten — *si parva licet componere magnis* — ein Zeitensstück zu der Flucht der Frau von Maintenon nach Saint cyr, vor dem Tod ihres Gemahls und Königs, erhalten; und es ist merkwürdig daß die feine Trüderie einer Französin aus dem glänzenden Siecle de Louis XIV. doch keine so guten Aeußeren gefunden hat, als die Empfindsamkeit eines Deutschen Schriftstellers und

die tragische Crisis in welche er fällt, macht das Ganze von einem unauslöschlichen Eindruck.

VII.

E. 115.

D'Aguesseau, und die Jansenisten, Pöndel in Frankreich.

D'Aguesseau verlor während der Regentschaft den Ruf von unerschütterlicher Tugend, den er sich durch seinen kräftigen Widerstand unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten oder vielmehr des Vater Tellier erworben hatte. Das mal, sagt Voltaire, hatte d'Aguesseau jenen Ruch des Geistes noch, den die Jugend giebt. Dies ist ein einfaches, aber tiefes Wort, eine von den reinen und hellen Ideen die, bey einem Kopf wie Voltaire, aus der künftigen Mäßigung selbst entsprangen, mit welcher er die Frevel einer Regierung behandelte, von der er nun einmal verbunden war ein solches Gemälde zu liefern. Diese wesentlichen Verschönerungen wurden in seiner lethargischen und poetischen Fantasie so gut zu Wahrheiten wie die Charactere und Situation in seinen Trauerspielen, und durch Widerspruch stiegen sie endlich in seiner Eitelkeit zu Glaubensartikeln. Es weit kann jedoch diese Jäüßen kaum

Ehemann. Der Deutsche Patriotismus wird es uns Dank wissen, daß wir diesen Vergang unserer Nation vor der Französischen, selbst in ihrem ehemaligen nie genug zu beneidenden Hiez, entdeckt haben.

kann gegangen seyn, daß sie seine sündliche Apathe, selbst die theologische Tyrannie zu beschönigen, vor seinen eignen Augen verborgen, und daß er ohne zu erröthen, um den Pater Tellier zu charakterisiren, den für einen Voltaire wirklich possiblichen Euphemismus gebraucht hätte: dieser Beichtvater sey ein allzuheftiger Mann gewesen. Aber abgelüßt wie er es seyn mußte, um sich über die Gegenstände seines bittersten Hasses so glimpflich zu äußern, gewinnt er zuweilen an Weisheit wieder, was er im Ganzen durch ein so trügerisch, geschmeicheltes Gemälde an philosophischer Ehre verliert. So kann man z. B. folgende Prophezeiung in seinem Siecle de Louis XIV., bey Gelegenheit der Jansenisten Fädel, nicht ohne einen gewissen sehr gemischten Schauder lesen: „was lächerlich geworden ist, kann nicht mehr gefährlich seyn. Der Streit wird sein Wesen verändern; den Menschen kann es nie an Vorwänden abgehen um eins ander zu schaden, wenn sie auch keine Ursachen mehr das zu haben; und so wird selbst die Religion vielleicht noch helfen die Dolche zu spizen.“

Die Jesuiten hatten Ludwig dem Vierzehnten das Vorurtheil eingeflößt, daß der Jansenismus die Grundfesten der königlichen Gewalt erschütterte. Wie das eigentlich durch Eine Meinung über Sätze der scholastischen Theologie mehr geschehen konnte als durch eine andre, darauf ließ sich der König weiter nicht ein; genug er verfolgte, und im Verfolgen selbst mußte er wohl ganz deutlich erkennen,
daß

daß die Jesuiten ihm nicht zu viel gesagt hatten, so wie die Jansenisten auch auf diesem Wege das werden mußten wofür sie ihre Gegner ausgeschrieen hatten, und was sie zuverlässig, wenn ihr System unter dem Schatten der königlichen Gewalt hätte geduldet und um sich greifen dürfen, weder mehr noch weniger gewesen wären als die Jesuiten. In der Mitte des laufenden Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, konnten ihre schändlichen Charlatanerien (Siehe S. 96. Note 2.) geradezu auf Empörung des Pöbels führen; aber neben diesem letzten Aufstreben eines plumpen Fanatismus stieg die neuere Philosophie in die Höhe, verschmähte selbst die Mittel nicht, durch welche sie in der großen Welt und an den höchsten Fuß fassen konnte, gewann den großen Sieg über die Jesuiten, und bereitete die Revolution, in welcher denn aber auch die für erstickt gehaltenen Breuel des Fanatismus Gelegenheit fanden unter veränderten Gestalten und Namen wieder aufzuleben. So möchte freilich der Jansenismus in der Genesis der Französischen Revolution eine wichtigere Rolle spielen als man sich jeither erinnert hat, und so möchte es durch den Lauf der Zeiten vielleicht dahin gekommen seyn, daß sich in manchem Jacobinerclub Jansenisten und Jesuiten — vor kurzem noch parrierer jacentes — der guten Sache des Herrschens und Wohllebens zu Ehren, brüderlich umarmen. Man erwäge die deutschen Hypothesen über den Jesuitismus im Martinismus; verschiedne nicht unerhebliche Anekdoten von Eagliostro's letztem Aufenthalt in Paris, die sich durch

durch die Emigration unter der Hand verbreitet haben; die mystischen Winkelfersammlungen in Frankreich die gleich zu Anfang der Revolution durch Journale und Reden als demokratische Klubs austraten; die chronologische Nothwendigkeit mehrerer Berührungspunkte zwischen den heutigen geschwornen, nicht geschwornen, und atheïstischen Fanatikern auf der einen, und den älteren streitenden Sekten auf der andern Seite; man bedenke daß die bewundernswürdige und eigenthümliche Konsequenz jeder geistlichen Innung weit weniger die Subtilitäten ihres besondern Symbols, als den Zweck jedes Symbols, die Hierarchie, festhält, und folglich immer bereit seyn wird, diesem Zweck zu Ehren, jene Subtilitäten mit andern, den Zeitumständen angemesseneren, und hiernächst auch die Gegner, gegen welche sie das Feuer und Schwert der Propaganda richtet, mit andern die entweder durch gleiche Absichten oder gar durch Nedlichkeit und Wahrheitsliebe entstehen, zu verwechseln. Man kann selten irren, wenn man von gleichen Wirkungen auf gleiche Ursachen schließt, wie tief sich diese auch hinter den entgegengesetzten Namen verborgen haben mögen. Die Septembristen der neueren Zeiten sind die Convulsionnaires der älteren, die Telliers und Bopers von ehemals stehen heute in den Robespierre's und Chapot's wieder auf, und nur einige wenige Worte, der stehenden Vernunft entwandt um sie von neuem zu stürzen, machen den Unterschied zwischen dem atheïstischen Schreier auf der Rednerbühne des Nationalconvents, und dem Einsiedler Peter, dem

Epa,

Spanischen Inquisition, oder dem Grafen Eogliftra. Man würde auch, wenn man deshalb auf Entdeckungen ausginge, zuverlässig auf mehrere ganz materielle Anas logien stoßen. Freilich müßte man in einer so beschränkten historischen Hypothese nicht den Aufschluß der ganzen Französischen Revolution gefunden zu haben glauben; Mirabeau würde z. B. dadurch weder zum Betrüger noch zum Betrognen, die Eroberung der Bastille, selbst in ihrer Eigenschaft als königliches Schloß, *) bliebe ein unsterbliches Denkmal dessen was Begeisterung vermag, die Grundsätze der Constitution und die Verkündigung der Menschenrechte würden um nichts leichter zu widerlegen, **) Gleichheit der Rechte würde noch immer, auch

zuw

*) Cf. Burke.

**) Insofern sie nämlich die Exposition, den ersten Akt der Revolution machten, denn an und für sich enthielten sie so viel Widersprüche und Schwächen, daß sie bloß als Brücke zur Wiederkehr der willkürlichen Gewalt oder zu einer zweiten Revolution dienen konnten. Herr Rehberg hat dies, nebst vielen andern Dingen — nach Maassgabe der Umstände bald a priori bald a posteriori — in seiner Untersuchung sehr keckreich erwiesen. Nur darauf, daß Herr Rehberg die ganze Französische Revolution so schlechthin als ein Recensendum ansieht und behandelt, entsteht zuweilen ein heimliches Grauen: ob eine so unerbittliche Strenge nicht vielleicht die Geister der Erschlagenen in ihrer Ruhe aufwachen könnte? Sonst aber könnte es sehr nützlich seyn, die Erschaffung der Welt, oder die großen Abkömmlinge, oder die Reformation und den dreißigjährigen Krieg zu recensiren. Der Geschichtschreiber bildet sich schon etwas darauf ein, daß er sich bemüht mit der Nothwendigkeit und dem Gange des Schicksals vertraut zu werden:

wie

zwischen Riesen und Zwerge, zwischen Dummen und Klugen, Armen und Reichen, ja sogar Fürsten und Untertanen, die natürliche Grundlage aller Gesetzgebung, und bürgerliche Freiheit das edelste Ziel menschlicher Kräfte seyn; indessen könnte diese Spur auf den Beweis führen, daß es nichts als ein dreihundertköpfiger Navails lac oder Damiens war, was Ludwig den Sechszehnten auf das Schaffot brachte.

VIII.

E. 146.

Louvöis.

Voltaire will es nicht Wort haben, daß Louvois unmittelbar nach seiner Zurückkunft von der Arbeit mit dem König, plötzlich gestorben sey. Er brauchte, sagt Voltaire, das Polarstär Wasser, und wollte mitten im Gebrauch desselben arbeiten: dieser übertriebene Eifer verursachte seinen Tod. Dieser Status morbi ist überhaupt nicht sehr häufig und klar; und die Gerüchte welche bey Louvois Tod Vergiftung argwöhnen ließen, scheinen so viel Grund gehabt zu haben und so verbreitet gewesen zu seyn, daß diese politische Wendung bey Voltaire zu ärgeren Deutungen

gen

Wie viel erhabner aber und ehrenvoller ist nicht das Amt des Recensenten, der das große Publikum selbst die Fingst erhalten läßt, und zuschlägt bis es gur thut — mag er noch so lange zuschlagen müssen, er hat doch das Einzige gethan!

III. Theil,

3

gen Anlaß geben könnte als die Sache verdient. Ludwig der Vierzehnte und die Marquise von Maintenon waren höchst wahrscheinlich eines solchen niedrigen und bei ihrer Macht unnöthigen Verbrechens nicht fähig, aber Louvois hatte ohnedem Feinde genug, deren gereizte Ohnmacht dem unempfindlichen Despoten endlich doch wohl gefährlich werden konnte. Voltaire hat die Unverschämtheit von Louvois zu sagen, qu'il étoit incapable de nuire; aber er war der weltliche Teller Ludwigs des Vierzehnten, und in mancher Rücksicht ein Enkel jenes modernen Ministerial-Despotismus, der für einen auf die Zeit, wo man den Posten besetzt, ganz allein eingeschränkten Ehrgeiz, überall Verwirrung und Verderben ausstößt.

IX.

E. 448.

Wilhelm der Dritte sagte von Ludwig dem Vierzehnten: wenn ich seine Freundschaft nicht erlangen kann, so will ich wenigstens seine Achtung erzwingen.

Diese Aeußerung des Königs von England läugnet Voltaire auch. Der Beweis daß etwas nicht gesagt worden sey, ist freylich etwas schwer zu führen, aber Voltaires Kritik gründet sich in der Geschichte Ludwigs des Vierzehnten überhaupt bloß auf eine gewisse aus der Luft gegriffene und willkürlich angenommene Analogie. So eifert er auch gegen die Meinung daß Ludwig der Vierzehnte

zehnte gegen den Lord Stairs die Th. I. dieser *Revmekten*, S. 92. angeführte Aeußerung gethan habe. Jene Worte haben vielleicht mehr Größe in ihrer Bitterkeit als manche von den prunkvollsten Repräsentationen des nämlichen Monarchen, aber Voltaire fühlt diese Größe nicht, und führt das Zeugniß eines Ministers, woraus höchstens abzunehmen wäre, daß er jenen Ausruf nicht wußte oder ignoriren wollte, als einem unwiderleglichen Beweis an, daß keine Silbe daran wahr seyn könne. Es war der nämliche ekle und beschränkte Geschmack, der Voltairen gegen alle eigens thümlichen Schönheiten des Genies unempfindlich, und für die treffenderen individuellen Wahrheiten der Geschichte unglaublich machte. Unausstehlich mußte ihm vollends die charakteristische Aeußerung des Lord Stairs seyn, die am angeführten Orte vorkömmt, und für die historische Darstellung, für den allgemein praktischen Nutzen der Geschichte mehr Werth hat, als die kunstreichsten Extrakte von Feldzügen und Negotiationen.

X.

E. 165.

Ludwig der Vierzehnte, und gelegentlich
Voltaire.

Dieser ganze Abschnitt, der eine Charakteristik Ludwigs des Vierzehnten enthält, macht unserm Verfasser um so mehr Ehre, als es heutzutage nicht mehr darauf ankömmt

von der Verderblichkeit jener berühmten Regierung überzeugt zu seyn, sondern es weit dringender ist, das Gute und das Böse, an dem Menschen wie an dem König, bey Ludwig dem Vierzehnten genau gegen einander abzumägen, und jenes der demokratischen Wuth, deren Gegenstand sein Andenken geworden ist, zu entreißen, dieses aber auf die einfachsten und allgemeinsten Grundzüge zurückzuführen, damit es der Nachwelt besser fruchte als durch unbändige oder bombastische Declamationen geschleht. Insofern Voltaire's Schilderung darauf angelegt war, die öffentliche Meinung irre zu führen, die Sache des Volks länger verrathen zu lassen, durch die verdächtige Eilmompositionslustiger schöner Geister, ehrgeiziger Großen, oder eitler und kurzichtiger Patrioten das Geschrey der Menschheit und den Unwillen der freien Denker zu ersticken, insofern war es allerdings ein nothwendiger Schritt bey einer Revolution wie die Französische daß jenes lügenhafte Gemälde von Hofglanz und Fürstenpracht durch die schauerhaftesten Darstellungen von Volkselend und Herrscherfreveln verdrängt wurde. Auf die Geschichte dürfen aber zufällige Bedürfnisse der Zeit und der Umstände keinen Einfluß haben; sie kann daher jenes Gemälde, das einen großen Kopf zum Urheber hat, mit Absonderung dessen was Festeichungen mancher Art dabey verschuldet haben, wies der hervorsuchen, und eher zur Grundlage ihres Urtheils nehmen, als leidenschaftliche oder in unsern Zeiten verdienstlose Schmähungen.

Da überhaupt ein jedes Ding nicht bloß nach allgemeinen Beziehungen, sondern auch nach seinem eignen inwohnenden Werth geprüft werden muß, so könnte bey jed dem eigentlich demokratischen Schreier gegen Ludwig den Vierzehnten die Erinnerung nichts schaden, daß es unter der Regierung dieses Königs wenigstens keine Demokraten gab. Daß aber dieses für eine monarchische Regierung ein wesentlicher Vorzug war, den jener vor den nachfolgenden hatte, wird selbst ein Curage nicht läugnen, sobald er bedenkt daß weder bey den zwei letzten Königen von Frankreich noch bey ihrem Hofe noch bey ihrem Ministerium mehr Demokratischer oder Revolutions: Sinn herrschte als bey Ludwig dem Vierzehnten, seinem Hof und seinen Ministern.

Ludwig war zwar selbst nur ein gewöhnlicher Mensch, in welchem Erziehung und Vorurtheil die natürlichen Fehler seines Stands, Stolz und Egoismus, tief eingegraben hatten; aber er hatte in der Beschränktheit seines Geistes doch ein gewisses Ideal von königlicher Würde, das in manchen Stücken mit dem abstrakten konstitutionellen Begriff eines obersten Volksrepräsentanten, eines *premier fonctionnaire public*, mehr Uebereinstimmungen hatte, als wenigstens er selbst sich je einfallen ließ. Er erfüllte daher die große Pflicht des Vorschers einer Monarchie, indem er dem Staat auf lange Zeit Einheit gab. Er vollendete gegen die unruhige und anführerische Aristokratie der älteren Zeiten das von Richelieu angefangne, und un-

ter Mazarin eine Weile unterbrochne Werk, ohne die blutige Wehemeng jenes tyrannischen Prunkers. Große Geister verschmähten es nicht, sich ehrerbietig und gehorsam unter dem Namen eines Königs zu sammeln; denn ihr Egoismus war wahre Ruhmbegierde, die in einer unumschränkten, durch sie kraftvollen monarchischen Regierung mehr Spielraum fand als in dem kurz vorübergegangnen zwecklosen Unruhen der Fronde. Durch Werkzeuge wie Turenne, Conde, Ranbar, Colbert, und mehrere andre blühte die Monarchie im Krieg wie im Frieden. Aber in einer sehr langwierigen Regierung verschwanden nach und nach und unerseht diese Werkzeuge, der künftige Name überlebte den Geist für dessen Inhaber er sich lange hatte halten dürfen, und so wurde er wiederum von kleinlichen und eigennütigen Falschrichtern selbst zum Werkzeug gemißbraucht. Sich zum Mittelpunkt des Hofes, und den Hof zum Mittelpunkt des Staats zu machen, das war Ludw. dem Vierzehnten in der ersten Epoche seiner Regierung, durch das zufällige Zusammentreffen großer Talente gelungen; aber sein Despotismus, welcher sonst, von kräftigen Stützen emporgetragen, Monarchenkraft und Größe des Staats geschienen hatte, sank jetzt, ohne daß er es gewahr wurde, zu der neueren Aristokratie herab, welche die Fürsten zu Nichts, den Hof aber zu Allem machte, und die Revolution herbeigeführt hat. Die verderblichen und verhassten Tyrannen übermüthiger, böser, selbstsüchtiger, unfähiger Ministers trat für ein ganzes Jahrhundert an die Stelle der Täuschung, oder wenn man will,

der

der in der Speculation nicht ganz unstatthaften politischen Fiktion, durch welche ein despotischer König die Repräsentation des Staats auf den höchsten Grad von Vollkommenheit bringen kann. Aber freylich müssen alsdann die hellen und einfachen Grundsätze von Staatsglückseligkeit den Geist und die Richtschnur des mit dem Staat innigst vereinten Despoten ausmachen, er selbst muß so zu sagen eine Konstitution seyn; eine Regierung hingegen, deren Grund so wankend war, als das künstliche Gerüst auf welches sich ein Mensch wie Ludwig der Vierzehnte gestellt hatte, konnte zwar eine Weile meteorisch leuchten und blenden, aber sie gab den ersten Stoß zum politischen Umsturz Frankreichs.

Wirklich fehlte Ludwig dem Vierzehnten nichts weiter als ein großer Mensch zu seyn; denn König war er im höchsten Grad, in jedem Sinn dieses Wortes, in jeder bösen und guten Wirkung dieser Eigenschaft. Daher läßt sich an ihm das vollständigste und allseitigste Bild eines Königs abstrahiren; und alles was den Einfluß der königlichen Würde auf den Staat, und auf den Menschen der sie beßigt, betreffen kann, jede Empfindung der Bewunderung, des Mitleidens, des Unwillens, die der Stelle eines Königs in allen ihren psychologischen und politischen Beziehungen gebühren kann, findet sich in der Geschichte Ludwigs des Vierzehnten erschöpft. In dieser Rücksicht sind die Memoiren des Herzogs von Saint Simon, bey allen ihren Fehlern, einer von den kostbarsten

Schägen welche die Litteratur aufzuweisen hat, weil sie mit unfehllichen, aber wahren und in ihrer Art einzigen Zügen dieses lehrreichste aller Bilder ausmachten.

Die Zeitgenossen, welche das Hohngelächter und die Flüche der Nation in das Grab des großen Königs hineinerschallen hörten, ahndeten bey dem entsetzlichen Ausblick nicht, welche Folgen davon die Zukunft entwickeln würde; denn sie sahen das nämliche Volk seiner Verzweiflung vergessen, und jauchzend dem königlichen Knaben huldigen, in welchen die Schwäche, die Härte und die Selbstsucht seines Ahnherrn, unvergütet durch den Giftstachel, welchen Ludwig der Vierzehnte doch auch seinem Geschlecht verdankte, zur verächtlichsten Mischung aufruchsen. Auch diesen ließ die unverstandene Nemesis ohne Strafe in das Grab seiner Väter taumeln, und seinen Nachfolger, empfangen von gleichem Jubel, die Regierung antreten, die mit dem Schaffot enden sollte. Auf das wenigst schuldige Haupt schüttete sie das Raas der Schmach, das andre gesammelt hatten, und in der menschlichen Verstellung ahndet ein geheimer Schauder einen verschlingenden Abgrund unter den Füßen der Observirter, die das, auch straffällige Werkzeug ihrer dunkeln, aber raslosen Vergeltung waren.

Auch Voltaire hätte sich schwerlich herabgelassen, durch sein Gemälde von der Regierung Ludwigs des Vierzehnten der Konvenienz höherer Stände, mit welchen er sich

sch gern und bey der Französischen Lebensart leicht vermiegte, zu schätzen, wenn er vorausgesehen hätte, daß der Ausgang eines Jahrhunderts, über dessen Geist er zu herrschen glaubte, seine Schwäche so gewalthätig bloßstellen würde. Er wußte es selbst gewis nicht, daß er mit seiner zügellosen und sektirenden Freogchieren auf der einen Seite dazu bestrug eine Stimmung zu bilden welche seine lokalistischen und aristokratischen Nebensichliche auf der andern Seite ad absurdum reduciren würde. Sein Haß gegen die Religion und gegen die Geistlichkeit war mit vieler Persönlichkeit vermische, weil sich jens in seinem Vaterland ohne Unterlaß zwischen ihm und dem Thron gestellt hatten. Wenn ihn Laune und Fantasie zuweilen verleiteten, auch des Throns nicht zu schonen, so kann man mit Sicherheit behaupten daß in solchen Fällen bey ihm nur der Verstand mit dem Karakter davon lief; denn er bedurfte des Throns, und haßte die Gleichheit so herzlich wie ein Edelmann, was er zu seyn auch keinesweges vorschmähte. In einer merkwürdigen Prozeßsache, die als eine Epöke der Gährung angesehen werden kann, aus welcher endlich das Reich der Sansculottes hervorgegangen ist, nahm Voltaire mit wüthlich kollegialischem Eifer die Partei des Adels.

Ein Graf von Novangies wurde von einer nebzigen, zu Paris in einem fünften Stockwerk wohnenden Familie wegen eines ansehnlichen, und durch seine eigene händige Unterschrift bekräftigten Darlehens in Anspruch ge-

nommen; der Graf und seine Anhänger behaupteten, daß eine Bande von Gaunern seine Leichtgläubigkeit und die Unordnung seiner Finanzen benutzte hätte, um ihn durch eine Kette von Betrügereien in diesen Handel zu verstricken; wichtige Präsumtionen stritten für ihn, aber unter diesen fügte man sich vorzüglich auf Eine, die weder philosophisch noch unbeschränkt erfahrungsmäßig war: daß nämlich ein Edelmann, ein Graf, ein Offizier von einem so hohen Grad in den Armeen des Königs unmöglich leugte ohne Namen, ohne Ansehen, ohne Rang betrogen haben konnte, sondern vielmehr mußte von diesen betrogen worden seyn. Der erste und der letzte Stand nahmen in dieser Sache Partey, und mit einer Heftigkeit die mit als ein historischer Beweis gelten kann, daß die Französische Revolution nicht völlig ex abrupto und wie es für manche Zuschauer das Ansehen haben mochte, so zu sagen aus Nichts entstanden ist. Voltaire schrieb für den Grafen von Morangies mehrere fliegende Blätter, in denen er jenes rein aristokratische Argument bis zum Uel, und mit der naivsten Ueberzeugung wiederholte. Was würde aber der Vertheidiger des Grafen von Morangies gesagt und gethan haben; wenn er den Triumph des Fauxbourg Saint - Antoine über Versailles, der Sans - culottes über die Cordons bleus gesehen hätte? Sicherlich würde er nicht, wie manche seiner Brüder in der Aufklärung, das Opfer einer großmüthigen Täuschung geworden seyn, und er hätte sich gehütet in seiner Person die Philosophie und die Vernunft in das Gedräng zwischen der Barbaren

des

des Vorurtheils und dem Fanatismus der Neuerungsucht, zwischen der Erbitterung des Despotismus, und der Wuth der Anarchie, kommen zu lassen. Diesem ehrenvollen Posten war er nicht gewachsen, und eher hätte alle Freiheit auf Erden verderben mögen, ja eher hätte der Päpstliche Hof den Faden der Universalmonarchie wieder aufnehmen mögen, ehe Voltaire mit Leuten die nicht einmal schreiben konnten, hätte deliberiren sollen!

XI.

E. 136.

Karakter des Herzogs von Noailles.

Ein großer Theil dieser Schilderung ist, jedoch mit einigen Wäldungen, aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon gezogen. Nirgends hat sich Saint-Simon in seinen weitläufigen Uebertreibungen so gefallen, wie in den Stellen wo er von dem Herzog von Noailles spricht: als ob ihm der Athem vor lauter Hefigkeit ausginge, weiß er ihn endlich mit nichts mehr zu vergleichen, als mit dem Satan selbst, mit der Schlange durch welche Eva verführt ward. Da aber Noailles als Minister und als Feldherr im Ganzen weniger Böses als Gutes gethan hat, so muß von den Hyperbeln des Herzogs von Saint-Simon, hinter denen man wirklich eines von den großen und auf ewig merkwürdigen Ungeheuern, welche die Natur kaum einmal in Jahrtausenden schafft, vermuthen sollte, ein Beträchtliches abgezogen werden,

und

und auf Saint-Simon's eigne Rechnung kommen. Saint-Simon und Noailles waren zu Anfang der Regentschaft, wo ihre beiderseitigen Präntensionen gegen einander anfließen, abgesagte Feinde geworden; der stolze und heftige Saint-Simon hatte sogar öffentlich erklärt, daß er dem Herzog von Noailles alles Böse zufügen würde was in seiner Macht stünde; und der letzte hatte wahrscheinlich, ohne eine solche pathetische Erklärung — deren Abtich gegen seine Ansprüche auf christliche Erdmüdigkeit Saint-Simon weniger fühlte, als man es aus den bittern Vorwürfen von Heuchelei, die er seinem Gegner macht, folgern sollte — das nämliche im Herzen gelobt, und gehalten. Den sonderbarsten Kontrast macht daher die verschiedene Behandlung der nämlichen Gegenstände in den Mémoires des Herzogs von Saint-Simon und in den Mémoires des Herzogs von Noailles, die Millot aufgesetzt hat. Millot, der schon durch den Auftrag die von Noailles hinterlassenen schriftlichen Aufsätze in ein Ganzes zu bringen, in einer gewissen Abhängigkeit von der Familie der Noailles stand, spricht von seinem Helden als von dem Tapfersten, Ehrgeizvollsten, Aneigennützigsten, Erdmüdigsten aller Französischen Großen, belegt aber frechlich diese Urtheile, wie wir schon oben bei Gelegenheit seiner Schilderung der Frau von Maintenon bemerkt haben, auch wieder vorzüglich mit Briefen und andern Aufsätzen des Herzogs, die von seinem Verstand, von seinen politischen Verhältnissen, von den Rücksichten die er zu beobachten hatte und wußte, mehr zeugen als von dem Innern seines Charakters. Der hier
von

von Laſſes angeführte Zug, daß er, durch ſeine Freundschaft ein Schooskind der Frau von Maintenon, Philipp dem Fünften in ſeinem drückenden Wittwenſtand eine Maitreſſe vorgeschlagen und aus dem übeln Erfolg dieſer Negociation zu ſpät eingesehen hätte daß das Gewiſſen des Königs ſtärker war als ſein Temperament, wird z. B. von Millot gänzlich ignorirt; er ſpricht mit einiger Verlegenheit von der Ungnade des Herzogs von Noailles am ſpaniſchen Hof, und ſetzt hinzu: man wußte den Grund der Klärſcherien nicht, die ſie veranlaßt haben mußten. Die nämliche Verſchiedenheit findet ſich auch bei Gelegenheit der Th. I. S. 220. unſrer Memoiren erzählten Anecdote von Louville, welcher durch den Cardinal Alberoni verhindert wurde Philipp den Fünften zu ſehen, dem er im Namen des Engliſchen und des Franzöſiſchen Hofes einen für Spanien höchſt vortheilhaften Vorſchlag zu thun hatte. Noailles war gegen Louville's Sendung an den Spaniſchen Hof geweſen, daher iſt bei Millot von der ſtrengen Tirannerei des Spaniſchen Miniſters kaum die Rede, der ganze Vorfall gewinnt eine andre Geſtalt, und Louville's leichtſinniger Charakter ſcheint ganz allein den übeln Erfolg dieſer Unterhandlung veranlaßt zu haben. Daß in Millot's Memoiren von der in den unſrigen Th. I. S. 259. aus Saint Simon gezogenen, höchſt auffallenden Ungerechtigkeit des Herzogs von Noailles nicht die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt, da Millot durch ſein ganzes Werk ſich nicht einen Zug, nicht eine Modification erlaubt hat, wobei auch nur die Möglichkeit einer ſolchen unheilſticken und

und unmoralischen Handlung auf die Rechnung des Herzogs von Noailles kommen könnte. Die Darstellung des Auftritts hat indeffen bei dem Herzog von Saint Simon eine solche innere Wahrheit, daß wir der Begebenheit, in der Noailles wie sie Dücloux aufgenommen hat, vollkommenen Glauben belassen; im Ganzen aber führt die Vergleichung solcher ganz entgegengesetzter Schilderungen von den nämlichen Menschen und Handlungen, und die Untersuchung der Verhältnisse, durch welche diese Verschiedenheiten entstehen, auf manche fruchtbare Grundsätze für die Kritik der Geschichte, und für die Beurtheilung unsrer eignen Zeitgenossen, denen es bevorsteht einß auch historische Charaktere zu werden.

Anmerkungen zum zweyten Theil.

XII.

E. 45.

Karakter des Herzogs von Richelieu.

Düclcs hat an mehreren Stellen seiner Memoiren des Herzogs von Richelieu erwähnt, aber stets mit einer kalten Geringschätzung die etwas eigenthümlich humoristisches hat, und wahrscheinlich nicht ohne die Absicht auf die Lobgesänge und andern Posaunenklänge anzuspielen, womit Voltaire den nämlichen Richelieu der Nation zum Helden aufdringen wollte. Voltaires Korrespondenz enthält hierüber einige treffende Züge; d'Alembert, dessen Karakter in weit größerem Einverständniß mit seinem Geiste stand, sucht Voltaire in seinen Briefen zuweilen an seine Würde als Denker und Philosoph zu erinnern, er erwähnt ihn von seinen gewissenlosen Schmeicheleien gegen einen Menschen abzustehen, der, sagt d'Alembert, selbst von seinen eignen Klüchenungen verachtet würde. Voltaire aber bemüht sich, mit gutmüthiger Schwäche, die Rücksicht seines Freundes, und an der Stelle seines Unwillens sein Mitleiden wegen gewisser Verhältnisse, die ihn einmal ohne Rettung an Richelieu binden, zu erwecken.

ten. Diese geheimen Aufschlüsse sind äußerst wichtig um die Stellen in Voltaires historischen Werken zu schätzen, wo er des Herzogs von Richelieu erwähnt; und wie manche Helden ihrer Zeit mag es wohl geben, welche die Nachwelt weniger getäuscht haben würden, wenn man von den Umständen unter welchen sie von den sogenannten Stimmen der Fama dafür ausgegeben wurden, eben so gute Nachrichten gehabt hätte!

So vorzüglich und charakteristisch die leichte Verachtung ist, mit welcher Düclos in seinem Verhältniß als Zeitgenosse und naher Beobachter, den Herzog von Richelieu abfertigt: so hat dieser Mann doch in der öffentlichen Meinung eine Wichtigkeit gehabt, die ihm in der moralischen Geschichte des laufenden Jahrhunderts einen nicht unansehnlichen Platz anweist. Er war als Feldherr zuweilen glücklich, sein Name verwickelte sich mit der militärischen und politischen Geschichte seiner Zeit; das ungeheure Register seiner Siege über das andre Geschlecht und das übermenschliche Alter, zu welchem er gelangte, wirkten mit jenen Umständen zusammen auf die Imagination seiner Zeitgenossen, und gaben ihm einen trügerischen Schein von Außerordentlichkeit, hinter welchem die scheußliche Verdorbenheit seines Herzens, die Niedrigkeit seiner Gesinnungen, der Unzusammenhang und die Flachheit seines Verstandes, zum wesentlichen Schaden der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit im Ganzen, ihrem verdienten Urtheil entgegenzutraten.

Noch

Noch immer pflanzt sich durch *Memoiren*, durch *Vies privées*, durch *Vies secretes* diese verderbliche und armselige Bewunderung fort; noch immer leiht die Welt dem Fannens Leben, der satanischen Bosheit, den kleinlichen Ränken, der jäggelosen Menschenverachtung dieses selbst über allen Ausdruck verdächtlichen Menschen ein gefälliges Ohr. Die Geitz und Sittenlosigkeit aller seiner Thaten erweckt noch immer, statt der tiefsten Indignation, ein müßiges Erschauern über gewisse Unbegreiflichkeiten, die denn doch zur einen Hälfte bloß in die Arkana der Naturgeschichte einschlagen, aber auf die Stimme der Moralität keinen Einspruch haben sollten, und zur andern Hälfte, wenn diese Stimme darüber gehöret würde, keine Räthsel mehr, sondern schlechtes Jankien heißen müßten. Daß ein Mann wie Richelieu sich einen gewissen Alcibiadesruf anmaßen konnte, zeugt nur von dem unbeschreiblichen Verfall seines Zeitalters; und in der unmöglichen Voraussetzung des Richelieu in einem jugendlich kräftigen Staat, oder unter unter einem Volk, wie die Geschichte uns die freien Nationen des Alterthums abbildet, gelebt hätte, würde man seinen Namen entweder gar nicht, oder höchstens von einer Schandsäule her kennen.

Man hat dadurch, daß man das Wunderbare an diesem Idol der schlaffen Neugierde unsrer Zeiten ohne Untersuchung zugab, sehr viel mehr als man es bedachte die Sache der Sittlichkeit und Tugend verrathen. Schon am Hofe Ludwigs des Vierzehnten hatte es ein ähns-

III. Theil.

R

liches

liches kleines Phänomen, einen sehr gemeinen Helden sehr seltsamer Abenteuer gegeben: den Herzog von Lauzun, dessen *Duclos* Th. I. S. 196. erwähnt. Von diesem haben die gleichzeitigen Memoiren folgenden Zug aufbewahrt. Die Marquise von Montespan, damalige Maîtresse Ludwigs des Vierzehnten, hatte sich gegen Lauzun verbunden, ihm durch ihre Fürsprache bey dem König eine gewisse Stelle zu verschaffen; Lauzun, der ihr nicht ganz traute, fand eines Tags Gelegenheit sich unter dem Bett worin der König bey der Frau von Montespan lag, zu verbergen, und ihre Unterredung zu belauschen; anstatt ihrem Klienten das Wort zu reden, benutzte die Marquise diese vertrauliche Gelegenheit um den König wider ihn einzunehmen; nachdem sich das hohe Paar entfernt hatte, stahl sich Lauzun aus seinem Winkel hervor, und hatte nichts eiligeres als die Frau von Montespan aufzusuchen; er erinnerte sie an ihr Versprechen und ließ sie eine Weile die wärmsten Versicherungen ihres freundschaftlichen Eifers für sein Bestes verschwenden, bis er ihr endlich unter Glück, Drehungen, und genauer Wiederholung ihrer eignen Worte, deren Zeuge, wie sie glauben mußte, niemand gewesen seyn konnte als der König und bei so bewandten Umständen der Teufel selbst, ihre Treulosigkeit vorhielt. Diese Redseligkeit hat in ihrer Art etwas so Außerordentliches, als in der übrigen, freylich etwas verschiednen, die That des Mucius Scaevola in Persen, na's Zelt; übrigens aber verlor späterhin der nämliche Lauzun auf sein ganzes/steht langes Leben den Verstand, weil

weil er, ohne im mindesten in Ungnade zu seyn, bloß nie recht bey dem König in Gnade kommen konnte. Kontraste dieser Art sind nichts weiter als Extreme des größeren Hoffens, das freilich in Frankreich auf den höchstzulässigen Gipfel seiner Vollkommenheit gekommen ist. So waren Richelieus politische Intriguen oft die zur Eeltheit fähig, und gränzten zuweilen sehr nahe an Staatsverbrechen; daß aber dennochachtet in seinen Grundsätzen nichts war, was im Wesentlichen den Kreis der Höflichkeit überschritten hätte, wie man es vielleicht aus der unverschnittenen Fiktion schließen möchte. Durch welche der Herausgeber seiner Memoiren ihn in einer Demonstration der Geschichte redend einführt *) — das mag unter an-

§ 2

dern

*) Herr Soulaie hat diesen allgemeyn verlächten Uebelstand in seinen neuen Memoiren beobachtet, und wir sind sehr zuversichtlich, daß er im Fall einer Kontrarevolution auch wohl seine ganzen Memoiren umarbeiten würde. Von den für eigene Hände ausgegebenen Aufsatz des Herzogs von Richelieu, welcher den dritten Theil seiner Vie privée ausmacht und den Anfang seiner Liebesgeschichten enthält, wünschten wir einige kritische Data zu haben um besser beurtheilen zu können ob er untergeschoben ist, wie Herr Soulaie, der aern das Monopolum von dem Nachlaß des Herzogs von Richelieu haben möchte, es behauptet. Innere Kennzeichen der Genuinität hat wenigstens dieser Aufsatz nicht, er scheint eher in der Manier mehrerer mittelmäßiger französischer Romane geschrieben, und wir würden dem Herzog von Richelieu mehr Naivität, aber auch mehr Lebhaftigkeit und Individualität im Styl und Darstellung zugetraut haben. Der Briefwechsel zwischen ihm und Mademoiselle de Valois, der Lehrer des Herzogs von Orleans und nachmaligen Herzogin von Modena, welcher in deren Lieferungen einer ebenfalls von Herrn Soulaie herausgegebenen *Vie secrète de Richelieu* ausfüllt, hat mehr den

bern und zum Ueberfluß folgender Tag aus dem neunzigsten Jahr seines Lebens bewelsen, den der Verfasser der *vie privée* aufbewahrt hat.

„Er präsentirte an einem Abend, wie es für ihn als *Gentilhomme de la chambre* Sitte war, dem König den Schlafrock. Ludwig der Sechzehnte war eben mit einem Jäger auf der andern Seite des Zimmers in einem lebhaften Jagdgespräch begriffen, und gab auf Richelieu nicht Achtung. Dieser folgte ihm, wankend und zitternd, mit dem Schlafrock in der Hand einige Minuten lang hin und her durch das Zimmer, und er wäre zuversichtlich lieber auf dem Platz geblieben, als daß er auf die Ehre, den Schlafrock zu überreichen, Verzicht gethan hätte.“

Uebrigens hatte Richelieu so viel *Witz* als nöthig war, um an einem so kultivirten Hof wie der Französische, eine glänzende Rolle zu spielen, so viel Tapferkeit als er brauchte, damit ihm eine Armee wie die Französische noch viel mehr vertraute als er hatte, so viel Eleganz und äußere Liebenswürdigkeit als dazu gehörte, und sich bey einer eben so geschmackvollen als leichtsinnigen Nation alles Herabnehmen zu dürfen, was der jägerlosen Wohlth dem

Anschein nicht zu seyn, kann aber bloßend als Tag zu einem Bild von plumper und schamloser Debauche, oder als Beleg zu dem kräftigen Einfall der Gräfin von Sabran, (*S. Dictionnaire* I. S. 171.) interessieren; und die Belagerungsmachung desselben macht in der Person des Herrn Conslais der französischen Constitutionellen Geistlichkeit wenig Ehre.

dem blinden Uebermuth eines Großen nur immer einfallen konnte. Weiter geht denn das Wunderbare nicht, daß man ihm kann zu Gute kommen lassen; denn daß J. V. die Römer den vierfüßigen Konsul anerkannten, den ihnen Kaligula gab, scheint ein größeres Wunder der Römer zu seyn als ihres tolln Kaisers. Solche allgemeine und natürliche Wunder sind es, durch welche die Denkmäler von Richelieus Leben nützlich werden können. Man findet bei diesem Repräsentanten zweier Generationen oder wenigstens des Standes, der in diesen zwei Generationen ausschließlich auf Erstenz, Genuß und Nicht Ansprach machte, die treffendsten Züge der eigenthümlichen, von der sogenannten menschlichen ganz unterschiednen Natur, die sich im Kreis des Französischen Hoflebens gebildet hatte; man findet dort die scheinbaren Widersprüche dieser Natur zu einer bewundernswürdigen Konsequenz vereint, durch welche alle Triebe derselben auf willkührliche Gewalt arbeiteten, nicht des Fürsten, aber alles dessen was ihn umgab, und von seinem äußeren Glanz oder seiner inneren Schwäche Mittel zur Zerrüttung des Staats und zur Unterdrückung der Bürger zog. Man findet vorzüglich in den tausend galanten Abentheuern des Herzogs von Richelieu ein Wunder aller Wunder: die unglaubliche Blindheit und Erniedrigung der Weiber seiner Zeit, unter welchen keine einzige den Geist und den Stolz hatte, ihr Geschlecht, das er, mit einer Grausamkeit deren Menschen nur gegen Menschen fähig sind, viel tiefer herabgesetzt hatte als das Wild in seinen Lusten

gehen, blutig an ihm zu rächen. Mitleiden mit dem tiefen Elend, in welches man mehrere Opfer seiner Verführung gestürzt sieht, und Unwissen über die langsame Kostbarkeit, mit welcher er so manchen moralischen und bürgerlichen Noth vollbringt, können jenen Gesichtspunkt verrücken, und dürfen es wenigstens eher als die schalen Gemeinplätze, die man wie einen Schleier über dieses Schlachtfeld menschlicher Glückseligkeit wirft; daß aber viele hundert Weiber den Triumphwagen des unermesslichen und barbarischen Absehwichts schmückten, ist in der That kein viel geringeres Wunder als daß die Römer Caligulas Pferd Consul seyn ließen.

Die Franzosen haben angefangen, wie die Römer aufhörten, und aufgehört wie die Römer anfangen. Dieser allen Erfahrungen entgegengesetzte Gang hat sehr vieles woran man irre werden muß, und wird erst als Erfahrung für die Nachwelt in seinem wahren Wesen und Zusammenhang zu erkennen seyn. Indessen haben die modernen Spartanerinnen ein großes Werk vor sich, wenn sie die Schmach vertilgen wollen, mit welcher Richelieu sie gebrandmarkt hat.

• XIII.

S. 83.

Massillon.

Diese gerechte und doch milde Verurtheilung des schwachen Nachgebighen eines sonst achtungswürdigen Geistes

Geistlichen, ist eine von den schönen Eigenthümlichkeiten unsers Verfassers. Bey der ganzen Kollision von welscher hier die Rede ist, schlägt das Für und Wider überhaupt weniger in das Fach der absoluten als der konventionellen Moral, und mag wohl darum die Strenge des Französischen Publikums auf Kosten des armen Massillon vorzüglich beschäftigt haben; aber Massillons eigene Aeußerung darüber in seinen Memoiren hat etwas interessantes. Ohne sich selbst zu nennen, sagt er bloß bey Gelegenheit der Erhebung des Abbe Dubois zur erzbischöflichen Würde diese wenigen Worte: „der Prälat, welcher bey seiner Konsekration assistirte, wird eine solche Nachsichtigkeit noch lange beweinen.“

Massillons Memoiren, die Herr Soultavie herausgegeben und mit einer Vorrede von seiner eignen Hand und klangreichen Nachrede begleitet hat, scheinen übrigens nicht durchgängig ächt; wenigstens ist der Styl darinn ungleich als von einem Meister, zumal in der Kanzelberedsamkeit, zu vermuthen wäre, und manche Theile seines Stoffs sind so kraftlos und gerippartig behandelt, daß man sie, in Vergleichung mit andern die seiner würdig sind, für fremde Einschüßel zu halten versucht ist. Folgende schöne Stelle kann als Nachtrag und Beleg zu unsrer sänften Anmerkung, über den Herzog von Bourgoigne, angesehen werden: „Nichts würde also erbaulicher gewesen seyn, als das Aeußere des Hofes unter diesem Fürsten, aber das Innere wäre darum desto

verderbter gewesen; denn je mehr der Eigennutz oder der Ehrgeiz einer Larve bedarf, je schlimmer sieht es alsdann mit den Herzen aus.“

Ueberhaupt werden manche Verhältnisse von Massillon anders dargestellt als von Dacles; der Herzog vom Maine spielt z. B. in jenen Memoiren eine weniger verhasste Rolle, sein Antheil an der Spanischen Verschönerung gegen den Regenten ist darinn sehr gemildert, und der Herzog von Saint Simon, auf dessen Zeugnisse Dacles Behandlung dieser Begebenheiten vorzüglich gegründet ist, kommt bey Massillon schlimmer weg, als sonst bey irgend einem gleichzeitigen Geschichtschreiber. Er erzählt, daß bey der Vermählung Ludwigs des Fünfzehnten mit der Tochter des Königs von Pohlen, Stanislaus Leszczynski, Saint Simons Gemahlin zwar die einzige nicht übel berichtigte Dame am ganzen französischen Hof gewesen wäre, daß man sie aber ohngeachtet der Verlesungheit, in welcher man sich deshalb befunden, nicht zur Hofdame der neuen Königin ernannt hätte, weil man auf ihren Mann nichts hielt. Auch bemerkt er, daß Ludwig der Vierzehnte den Herzog von Saint Simon für einen Erdmüdigkeitsheuchler (*faux dévot*) gehalten hätte; da indeffen der Pater Tellier und die Frau von Maintenon und so viele andre vom König nicht oasfür gehalten wurden, so dürfte dies Urtheil eben nicht schwer auf der Asche des Herzogs von Saint Simon liegen, und weil er unter dieser Regierung stets andern, gewiß un-

wäre

würdigeren, nachgesetzt wurde, so mußte man doch irgend ein schlimmes Vorurtheil gegen ihn in der Meinung des Königs haben Wurzel fassen lassen: was dies aber für eines war, hat im Wesen gegen den Herzog von Saint-Simon wohl sehr wenig zu bedeuten, und kann bloß mehr oder weniger von der Schwachheit Ludwigs des Vierzehnten zeugen. Ueberhaupt aber müssen da, wo verschiedene Partenen den Schauplatz der Geschichte einnehmen, diese verschiedenen Schattirungen selbst in den unverdächtigsten historischen Quellen, wenn sie nur etwas mehr als Chroniken sind, nothwendig eintreffen; und die Kritik darf alsdann auf nichts anders als relative Wahrheit ausgehen.

XIV.

E. 198.

Unter den Formen die man bey der Weihe Ludwigs des Fünfzehnten vernachlässigte, war folgende die man bis zur Weihe seines Vorgängers, diese mit eingerechnet, jederzeit beobachtet hatte. Man öffnete nemlich diesmal erst nach der Intronisation dem Volk die Thore der Kirche, da es sonst vor der Salbung des Königs in das Schif der Kirche hereintrat, und mit der Geistlichkeit und dem Adel sein Jauchzen vernehmen ließ, wenn die Versammlung,

welche die Nation repräsentirt, mit lauter Stimme um ihre Einwilligung befragt wird.

Eine solche glückliche Neuerung mußte man nicht versäumen wo möglich zur Observanz zu machen; bey der Weihe Ludwigs des Sechzehnten hatte daher die nämliche Unterlassung Statt, sie wurde zwar auch damals nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn sie aber dochstens noch ein Paar mal beobachtet worden wäre, so würde alsdann jede Erinnerung an die ältere Form lächerlich oder verdächtig gewesen seyn. Man weiß was dazwischen gekommen ist; wäre es also nicht besser gewesen, dem Volk die kleine Freude zu lassen? Es hätte sicherlich immer mitgejauchzt, und wäre es auch nur darsüber gewesen, daß es mitjauchzen durfte.

Als dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten, dem Herzog von Anjou, die Spanische Krone angetragen wurde, die er auch nachher unter dem Namen Philipps des Fünften trug, gab Ludwig einen merkwürdigen Beweis von seinem Eifer für die königlichen Privilegien, und von seiner wachsamten Vorsicht alles zu verhüten, was den orthodoxen Begriffen von königlicher Würde im mindesten zu nahe treten konnte. Verlegen und unsicher über dieses Anerbieten, dessen Annahme einen schweren Krieg nach sich ziehen mußte, vor welchem Alter und bey dem erschöpften Zustand des Reichs zitterte, versäumte er doch nicht, die Rechte selbst einer fremden Krone gegen den

Gesandten, welchen die Junter nach Paris abschickte, das durch zu verwahren, daß er ihn nicht als Gesandten annahm, indem er bey seinem Souverain, dieser mochte es übrigens werden wollen oder nicht, in jedem Fall nur als Unterthan auftreten, und nicht einmal den Schein haben dürfte, als würde er für den Gesandten der Nation, oder einer die Nation repräsentirenden Gesamtschaft angesehen.

Dieser Zug scheint als Gegenstück zum vorigen zu gehören; übrigens wird von der Weiße Ludwigs des Sechshebnten auch noch bemerkt, daß das Volk, als es nach der Intronisation in die Kirche gelassen wurde, sich so sehr in das freudige Anschauen seines neuen Königs verlor, daß es die Goldmünzen, welche nach der althergebrachten Sitte ausgeworfen wurden, nicht einmal aufhob. — Findet man etwa, wenn man sich das nämliche Volk am 21 Januar 1793. auf dem Karouselsplatz denkt, daß es wünschenswerther sey ein Volk zu regieren, das einer solchen Begeisterung unfähig wäre, und um seines moralischen Gefühls willen Goldmünzen verachtete? Oder bedauert man lieber das Volk und den Fürsten, daß so ununterbrochen und mannichfaltig daran gearbeitet wurde, sie von einander zu trennen und beyde zu nichts zu machen?

Ende des Kardinal Dubois.

Einige bis zum Gräßlichen ständhafte Details von den letzten Stunden des Kardinal Dubois hat Duclos, ohne Zweifel aus Unständigkeit, hier verschwiegen; und auch wir wollen deshalb lieber auf die Quellen verweisen, als selbst das Amt des Erzählers übernehmen. Dieser Mensch, von welchem nach dem Zeugniß eines seiner Zeitgenossen, nie zu viel Böses gesagt werden kann, war wirklich ein moralisches Phänomen; wenigstens mußte man bei ihm immer in der Verlegenheit seyn, ihn für einen Bösewicht zu toll, und für einen Narren zu boshaft zu finden. Daß aber ein entschieden verwirrter Kopf wie der seinige doch noch zu den schwärzesten und verwickeltesten Hofskandalen taugte, sollte im Ganzen zur Verherrlichung der Tugend und Rechtschaffenheit dienen. Uebrigens veränderte man wieder einige Kleinigkeiten an dem Schauplatz, wo er eine Rolle spielte und an seinen Mitschauspielern, so würde die Geschichte seiner schwerlich zu erwähnen haben, und das Tollhaus, oder der Galgen würde seinem etwanigen Ehrgeiz bald ein Ziel gesetzt haben. Seine schlimmste That, und die Quelle alles übrigen Bösen das von ihm herrührte, war seine systematische Erziehung des Herzogs von Orleans. Lebhaftigkeit des Geistes und Offenheit des Charakters machten diesem Prinzen das bigotte Wesen am Hof des Königs verhaßt; Dubois bemühte

sich daher, ihn in das andre Extrem zu stürzen, und auf seine Abneigung gegen die Heuchelei den Grundsatz zu pflropfen, daß die Tugend selbst des Heuchelns nicht einmal werth wäre. Um diese Idee an die Stelle alles dessen, was sonst Grundsatz heißen könnte zu bringen, kam es Dubois nicht darauf an, wie verächtlich er selbst sich seinem Herren zeigte, wenn er den Prinzen nur so weit brachte, daß es ihm nie einfiele, das Gute dem Bösen vorzuziehen. Der Charakter des Herzogs von Orleans gab ihm eine gewisse leichte Superiorität über Vorurtheile und Konventionen, und durch diese führte ihn Dubois, um durch ihn emporzusteigen, über alle Begriffe von Ehre und Schande, von Tugend und Laster hinaus. So verslor denn der Regent, bey den glänzendsten Fähigkeiten zur Verwaltung des Staats, allen Trieb sie zu irgend einem würdigen Zwecke anzuwenden, bey natürlichen Ansagen zu vorzüglichen Tugenden alle Motive zur Tugend überhaupt; und so wurde er durch die Ueberzeugung daß Liebe und Achtung nichts als Täuschungen wären, der Sklav eines Elenden den er haßte und verachtete. Sobald der Hauptpunkt nur einmal gewonnen war, hatte Dubois keine Künste weiter nöthig um seinen Posten zu behaupten; denn im natürlichen Charakter des Herzogs war zu viel Gutes und Edles, als daß jemals andre als negative Würfungen von Dubois Weh an ihm zu erwarten gewesen wären; wie lächerlich oder abscheulich sich aber Dubois auch zeigen mochte, so blieb er immer der unentbehrliche Maasstab, nach welchem der Herzog die

die ganze Menschheit und seine eigne Bestimmung schätzte; und er konnte an ihm selbst zum Verräther werden, ohne auch nur in einer Gunst die so motivirt war, zu tranken.

Man sollte denken, daß die Vorsehung zum Theil Menschen wie den Cardinal Dubois und den Herzog von Orleans zusammenstellte, um den Fürsten, und den Völkern die so gern und mit reichlich belohnter Aufopferung aller politischen Abstraktionen ihre Glückseligkeit bey ihren Fürsten niedergelegt wußten, über die ursprünglichen und eigentlichen Feinde der Ordnung und der Staaten die Augen zu öffnen, und die häufigen Reime des Verderbens hier und da, als lebendige Lehre, zur äußersten Reife gelangen zu lassen. Wenigstens würde eine solche kosmische Bestimmung das so weit her zu rechnende Unglück von Frankreich wieder an den Optimismus knüpfen.

Die *Vie privée* des Cardinal Dubois ist aus *Mémoires* eines seiner *Secrétaire*, der seines Herren eben nicht unwürdig scheint, zusammengetragen, und hat das Verdienst die härtesten Individualitäten im Charakter des Cardinals mit einer Wahrheit darzustellen, die keinem eigentlichen Geschichtschreiber gegeben seyn kann.

XVI.

S. 282.

Verstellung Ludwigs des Fünfzehnten gegen den Herzog von Bourbon.

Ludwig der Fünfzehnte scheint hier wirklich in dem Fall eines Knaben zu seyn der seine Lektion, sie mag gut oder übel seyn, gewissenhaft und arglos aussagt; und wer weiß ob Karl der Neunte, als er vor der Bartholomäusnacht die Protestantischen Großen mit der größten Freundschaft entlassen hatte und seine Mutter fragte: habe ich mein Köhlchen nicht gut gespielt? im Grunde viel strenger zu beurtheilen wäre als Ludwig der Fünfzehnte? die wenigen Worte welche Daclos bei dieser Gelegenheit hinwies, haben aus seiner Feder mehr Gewicht als man ihnen ansieht; denn überhaupt sind in demjenigen Theil seiner Memoiren welcher die Regierung Ludwigs des Fünfzehnten betrifft, sehr viele Reticenzen, die aber zusammen genommen doch die Wahrheit ziemlich ausdrücken, und sich also von den Voltairischen gänzlich unterscheiden.

Mit der Regentschaft versiegen übrigens die Quellen, aus welchen wir bisher für unsre Nachträge geschöpft haben, und man hat von diesen späteren Zeiten mehr einzelne, meist standalöse Anekdoten als charakteristische Memoiren. Denjenigen, die unter dem Namen des Grafen von Maurepas herausgekommen sind, sieht man auf den ersten Anblick den plumpestn Betrug an; und man er-
weist

weist ihnen noch viel Ehre, wenn man annimmt daß ein Kammerdiener dieses Ministers, der doch wenigstens ein wiser Kopf, ein Mann von Stand, von Erziehung, kurz ein Mann von der französischen großen Welt war, sie aus aufgefangnen Brocken zusammengetragen hat.

Folgende Resultate können indessen in Daclos Fragmente über seine eigenen Zeiten, die er noch nicht entwickelt vor sich sah, ein gewisses Licht bringen, und sein unvollständiges Bild ausmalen.

Ludwig der Funfzehnte zeigte in seinen früheren Jahren wenig Karakter, und blieb sehr lange Enabe. Aber aber nach künfrigem Einfluß sterbte, belauschte an ihm jeden Zug aus welchem die Hoffnung zu schöpfen war, daß er den Staat weniger als sich selbst lieben, und dem Gesnu das Herrschen gern aufopfern würde. In den Beilagen zur großen Ausgabe von Saint Simons Memoiren finden sich Berichte eines Marquis von. Cilli an seinen im Ausland beschäftigten Freund, den Herzog von Richelieu, worinn über jede Wallung des Königs, über jedes dem noch unschuldigen Jüngling entfahrende Zeichen von Sinnlichkeit, über jede Aussicht ihn die Befriedigung seiner Leidenschaften als das schönste Vorrecht seiner Würde empfinden zu lassen, und dadurch den Mißbrauch der Krone unter bedürftige Hofleute zu theilen, sorgfältig Negißter gehalten wird. Das war hinreichend um sich eines weilen über die Staatsverwaltung des alten Kardinal Fleury — deren Gutes Daclos sehr weise auseinandersetzt

setzt — zu trösten; und der Nutzen einer solchen Correspondenz, die, wenn sie auch aufgefangen worden wäre, niemand so übellaunig gewesen wäre für Staatsverräthersrisch anzusehen, erwies sich noch lange Zeit nachher, als Richelieu in den nächtlichen Belagen des Königs eine wichtige politische Rolle spielte.

Die diplomatischen und militairischen Verhandlungen gehören nicht in unsern Plan, sie standen aber von Seiten Frankreichs diese ganze Epoche durch unter dem unmittelbaren Einfluß der immer wechselnden Verhältnisse des Heßs; Leichtsinns, Schamlosigkeit und Eigennutz drängten sich, bald mehr bald weniger, doch endlich in alle Theile der Staatsverwaltung ein, und die königliche Gewalt, gemisbraucht und entkräftet von Menschen die in ihrem beschränkten Vortheil den ganzen Staat concentrirt hatten, wurde das Mittel für sie, in letzter Instanz zu plündern und zu verderben. Dieses Nachwort, in wohlorganisirten Monarchien eine Quelle von Kraft — hier aber in allen seinen Gliedern auseinander gerissen und unter den Dienern des Königs versplittet, war in jedermanns Besitz, den König ausgenommen. Dieser war ganz auf den Fuß der sogenannten Rois fainéans vom ersten Stamm der fränkischen Könige gebracht, nur theilte und verlor sich die Kühnheit, die usurpierende Kraft eines Majordomens aus jenen ältern Zeiten, unter einem zahllosen Heer von Harppen, die einzeln schwach und nichts weiter als hungersig waren. Als Ludwig der Sechzehnte mit guten Absicht

ten, und ohne die niedrigen und ausschweifenden Triebe, die man in seinem Vorgänger gepflegt hatte, den Thron bestieg, ward es ihm von allen Seiten unmdglich gemacht, das Gute was er wünschte, durchzusetzen; er mußte mit dem reißenden Strom des Verderbens fort, das letzte verzweifelte Mittel versprengte alle Adern des Staats, die Nation stand auf; die um den König herum regiert hatten, verließen und verriethen ihn, flüchteten in's Ausland, und tobten um die Wiedererrlangung ihrer Gewalt, die sie die königliche nannten.

Die französische Revolution hat erwiesen, daß mit der Aufhebung der Stände, der Privilegien, der königlichen Würde, die moralische Ansehung einer Nation durch lang verjährte Mißbräuche dieser Dinge nicht gehoben ist. Was an dieser Revolution gewaltsamer Ausbruch eines vorher im Stillen genährten Neides war, setzte in den Neidern gleiche Triebe mit den Verrathenen voraus; darum gieng es der Majestät des Volks nicht besser als es der königlichen Gewalt gegangen war; darum stürzte eine kleine Anzahl von Herrsch- und Geldgütigen Menschen die lermende Mehrheit des Volks aus Armuth in Elend, aus Leiden, die denn doch erträglich waren so lange sie ertragen wurden in Verbrechen, Verderben und Tod: gerade wie die große Masse des französischen Adels ihren Familienverhältnissen und ihrem Vaterland entrisen wurde von wenigen aus ihrem Mittel, die nie ein Vaterland, nie Verhältnisse des Herzens oder des bürgerlichen

lichen Lebens gekannt, die nie etwas mit ihnen getheilt hatten, und auch jetzt ihre Verwerfung nicht theilten. Die Volkstribunen in Frankreich haben, bis auf die geringsten Schattirungen, ganz den Charakter, die Mittel, das System oder den Instinkt der ehemaligen Aristokraten, von denen sie auch weit weniger herzlich gehaßt werden als die großmüthigen und redlichen Feinde beider. Wie diese suchten jene die öffentliche Meinung entweder durch Verleumdungen gegen die Besseren die neuen ihnen aufzulegen, oder durch offene willkürliche Gewalt zu scheuchen; wie bei diesen ehemals, müssen jetzt bei jenen bald die hochtrabenden Formeln des Despotismus, bald die genialischen Züge von Witz und Spott, die im Französischen Nationalcharakter sich mit den unmenschlichsten Treibern wie mit den heldenmässigsten Handlungen, mit der scheußlichsten Inmoralität wie mit der liebenswürdigsten Tugend paaren, ihre mehr verwickelten als dunkeln Absichten unterstützen. Sie dienen die Irrthümer und Trevel aller Parteien einander wechselseitig weit mehr zur Nahrung als zur Belehrung; und man würde nicht ohne Schauern denken, welche allgemeine moralische Zerrüttung das Resultat dieser Epoche werden könnte, wenn die nämliche höhere Weisheit, welche neben dem Guten den Mißbrauch des Guten gestellt hat, nicht aus dem äußersten Mißbrauch wiederum eine größere und reinere Masse von Gutem hervorbringen müßte.

Anmerkungen zum dritten Theil.

XVII.

C. 7.

Unterhandlungen zwischen dem König von
Preußen und dem Herzog von Richelieu.

Voltaire's Korrespondenz giebt hierüber die wichtigsten Aufschlüsse. Dieser sonderbare Mann hatte unter andern auch politischen Ehrgeiz, den er unter Lachen und Scherzen und Persifliren seiner selbst, so viel Nahrung zu geben suchte als die Gelegenheit nur immer darbot. So hatte er z. B. eine mörderische Kriegemaschine erfunden, deren Projekt er zu Anfang des siebenjährigen Kriegs den französischen Generalen und Ministern zusandte; und ohngeachtet seiner eignen allerliebsten Einfälle über die Prästension eines schönen Geistes die Taktik zu bereichern, war es vollkommen sein Ernst auch auf diesem Wege Ruhm und Vortheil einzuhärten: ja er brauchte endlich in dieser Sache seinen Witz zur höchsten Noth, um seine Empfindlichkeit über die Veringschätzung, mit welcher seine scherzhaften Auerbietungen etwas zu wörtlich aufgenommen worden waren, zu verbergen. Voltaire's Eitelkeit war also das Mittel dessen sich der König von Preußen bediente, um zur Eitelkeit des Herzogs von Richelieu zu

gelangten. Voltaire trug zwar dem König die Gewaltthatigkeiten nach, die er an ihm und seiner Nichte in Frankfurt hatte verüben lassen; Friedrich kannte indessen den Weg zu seinem Herzen zu gut: ohne das worüber Voltaire eigentlich klagte, im mindesten zu vergüten, begnügte er sich aus einem seiner Trauerspiele eine Oper zu machen und seine geistreiche Correspondenz wieder mit ihm anzuknüpfen. Voltaire war klug genug um einzusehen, daß der König in Noth steckte und seiner zu beschaffen plante, ein Held und ein König war es indessen doch immer der sich an ihn drängte, und Voltaire war, bei allen seinen satirischen Einfällen über die eigennützigen Neizigkeiten des Königs, nichts desto weniger gewonnen und dahin gebracht, wo Friedrich ihn wollte. Er übernahm bei dem Herzog von Richelieu das Vermittlungssamt; hierauf erfolgte ein Briefwechsel zwischen dem König und dem französischen General; und die Conventionen von Meiter Zesven, zu welcher abge, wie man wissen will, Richelieu's Habsucht eben so sehr verleitet worden war als seine Eitelkeit) die Plünderung des Königs und Frankreich's Unglück waren die Würfungen dieses Gewebes von Kalamitäten. Voltaire hatte nachher große Mühe, sich mit seiner affektirten Sorglosigkeit und Leichtigkeit vor den Verfolgungen zu schützen, die der Wiener Hof für seinen Rathheil an dieser wichtigen Begebenheit durch seine gefährlichen Verbindungenunkte mit dem König, gegen ihn im Sinne hatte. Es gelang ihm indessen die Verantwortlichkeit eben so wieder von sich wegzuscherzen, wie er sie im Scherz auf sich geladen hatte.

**Allgemeine Betrachtungen über Dürlos Schil-
derung der französischen Staatsver-
waltung.**

Eine eben so einfache als vielumfassende Frage, deren Entscheidung auf den Gesichtspunkt, aus welchem man die Geschichte unsrer Zeit betrachtet, den wichtigsten Einfluß hat, ist diese: ob die Französische Revolution nothwendig war oder nicht? das heißt, ob sie in der allgemeinen Stimmung der Nation, in dem größeren Gang früherer Begebenheiten, in den Fortschritten des menschlichen Geistes, natürlich und unvermeidlich herbeigefommen ist, oder sich aus zufälligen Umständen, wie einzelne Leidenschaften, einseitige Remplothe, Ueberspannung, Illusion, Dunkel gewisser Köpfe, vorzüglich entsponnen hat. Um in zwei starken Fäden die stürmischen und verworrenen Elemente, aus welchen die ungeheure Masse der Revolution besteht, auf den wohlfeilen Maasstab einer dürrern Pedanteren zurückzubringen, ist es allerdings sehr bequem, diese Frage gelegentlich mit anderthalb Zeilen *) abzufertigen, und es als Axiom, das keines Beweises bedarf, festzusetzen: die Revolution sey gewiß nicht nothwendig gewesen. Einem Schriftsteller indessen, der sonst gegen die zahllosen Unvorsichtigkeiten und Etsurderien der Gallischen Kinder, gegen ihre leichtsinnigen

88

*) Rehberg's Untersuchungen über die Französische Revolution.
I. Bd. S. 77.

ge Eitelkeit, eine gewisse, nie genug zu preisende, schwerfällige Selbstgenügsamkeit in Beispiel und Lehre als Gengift anwendet, hätten wir die Alexanders Kühnheit, mit welcher er diesen Knoten zerhaut, am allerwenigsten zugetraut; und wir gestehen daß wir einiges Bedenken tragen, ihm diesen, an ihm ganz besonders überraschens den Seiltänzersprung nachzumachen. Wir halten es vielmehr der Mühe werth, jene Frage näher auseinander zu setzen; wozu die Geschichte unstreitig das einzige Mittel ist.

Ist demnach die Französische Regierung seit den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten, also fast ein Jahrhundert hindurch, nicht von dem Volke verachtet und gehaßt worden? Ist sie nicht verächtlich und hassenswürdig gewesen? Mußte die lange Fortdauer dieses Uebels nicht endlich das heilige Vorurtheil abnutzen, welches den Unterthan an die Monarchie band? Mußte dieses Uebel, die Regierung zu hassen und zu verachten, bey dem Grad von Civilisation, den Frankreich in Mäße erhalten hatte, nicht endlich ein unerträgliches Uebel werden? Mußte die politische Wirkung, welche bey jedem Volke die Unerträglichkeit seiner Uebel hervorbringt — ein Begriff den der Augenblick, wo es aufhört sie zu ertragen, ganz allein bestimmt — bey dem Französischen Volk nicht darum schrecklicher, zerstörender und umfassender seyn, weil es weniger die Quantität und der Grad des Unglücks im Punkt des Ausbruchs war, was diesen veranlaßte, als die lange Dauer desselben, als die vielfältige Erfahrung daß selbst die Wahl guter Ministers, daß

selbst der reinste Wille des Monarchen nichts gegen die Willgewalt des Pöbels vermöchte? Kann man nicht mit Gewißheit annehmen, daß die augenblicklichen Frevel eines Nero keine so viel umfassende Revolution hervorgebracht haben würden, als die, seit der Regierung der Frau von Maintenon und der Reichsräther Ludwig des Vierzehnten, unter tausend Gestalten modificirten Grundsätze der aristokratischen Tyrannie unter welcher der König, jeder rechtschaffene Minister, und die Nation ohne Rettung seufzten?

Wenn die Geschichte alle diese Säge sonnenklar erkennen will, so mag die Frage, ob die Revolution nothwendig gewesen sey? ziemlich entschieden seyn. Es ist Unsin, den moralischen Grund dieser Nothwendigkeit durch historische Data entlasten zu wollen, so wie es Irrthum ist sich einzubilden, daß die Ueberzeugung, die Revolution sey nothwendig gewesen, den Glauben in sich schließt: sie sey wünschenswerth und nachahmungswürdig; ja dieser Irrthum kann sogar, nach dem Maas der Ansprüche auf Vernunft und Wahrheit in denen die ihn verbreiten, einen hohen Grad von Immoralität erhalten, und wenn sie ihre sonst nicht verächtlichen Geistesgaben so weit mißbrauchen, temporäre Maasregeln wie die Beschränkung der Pressfreiheit, die ein Krieg wie der jetzige auch nur nothwendig machen kann, aus allgemeineren Grundsätzen zu deduciren, *) gleich als gedächten sie ihre Sophismen damit in unauslöschbare Sicherheit zu bringen, so wird

*) Siehe unser das ebenangeführte Werk.

wird es allerdings Zeit, sie vor dem Richterstuhl der Freyen und gesunden Vernunft zu belangen, deren Oberherrschaft sie sich als Schriftsteller ohne Exil nicht entziehen können.

Als während der Sitzungen der Nationalversammlung sowohl in Frankreich als auswärts, viele Menschen sich mit der Meinung schmickelten, daß die Revolution und die Konstitution zusammen fortschreiten, und beide in einem und demselben Augenblick beendigt seyn würden; da verfaß man den wesentlichen Unterschied zwischen Revolution und Reform, oder hielt, dem Gange der Natur zuwider, jene für den unmittelbaren Uebergang in diese. Der große Fehler der ersten Französischen Konstitution ist demnach — die Revolution gewesen; diesen Fehler hätte sie aber unstreitig behalten, wenn sie auch sonst ganz nach dem Willen ihrer Widersacher eingerichtet gewesen wäre, und es ist wirklich sonderbar daß unter allen politischen Schriftstellern, welche die auf Erfahrung gegründeten Vortheile der Englischen Konstitution gegen die in ihrer Geburt erstickten oder entarteten Wirkungen der Französischen geltend machen, keinem die sehr einfache Erinnerung befallen zu seyn scheint: wie viel Zeit zwischen der Regierung Karls des Ersten und der Revolution von 1688. verstrichen, und durch welche Begebenheiten das Englische Volk in diesem Zeitraum gegangen war, um zu einer Konstitution zu gelangen, von welcher es doch gleich anfangs gewisse feste Grundlagen vorgefunden hatte, da das Französische die seinigen weit mehr aus
der

der Luft greifen mußte, wenn der Hof und der ganze Anhang desselben seine Absicht, sich eine Verfassung zu geben, nicht sehr bald, theils durch Verpflogung, theils durch willkührliche Gewalt vereiteln sollte: wie das seit beynahe hundert Jahren bey jedem Bestreben, irgend einen Theil der Staatsverwaltung zu säubern, immer geschehen, und unter keiner Regierung so sichtbar geworden war, als unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten, der einzigen in diesem ganzen Zeitraum, während deren gute Absichten es wenigstens, obgleich vergeblich, wagten den ungleichen Kampf mit der allgemeinen Verderbnis einzugehen.

In diesen letzten Betrachtungen scheint uns ohngefähr alles zu liegen, was die Einwendung entkräften kann: daß die Französische Nation ja doch vor der Englischen den unbeyragten Vorzug besaß, diese als Beispiel vor sich zu haben. Durch eine Revolution die graue Weisheit der Englischen Verfassung anzunehmen war den Franzosen eben so unthölich, als es den Deutschen und den Brabantern war, durch eine Wendung des Kriegs dem jugendlichen Enthusiasmus der Französischen Freiheit zu huldigen; und wenn man die Englische Verfassung als gleich zu befolgendes Beispiel für die Franzosen angesehen hat, so ist man in dem Fehler eines Arztes verfallen, der einen Kranken in der ersten Periode eines heftigen und langwierigen Uebels, auf den Fuß eines von dem nämlichen Uebel schon längst Genesenen behandeln würde.

Der Eigotismus und die Negierung der Priester unter Ludwig dem Vierzehnten; die Sittenlosigkeit, der Leichtsin, und überdem der Einfluß eines Ungeheuers wie Dubois, während der Regentschaft; die Maitressefavourites, die unwürdigste Apathie, die schamloseste Sinnlichkeit, und neubeben, zur Stütze der willkürlichen Gewalt, noch immer genug Priestergeist, unter Ludwig dem Fünfzehnten; alle möglichen Triebfedern und Kabalen des Ehrgeizes, der Verschwendungseliebe, der Habsucht, unter dem selbstmähigen, sparsamen, einfachen König, dessen schreckliches Ende Europa noch entsetzt: kurz, alle diese Epochen hindurch, ein Despotismus dessen Grundsätze in politischer Anwendung auf den Staat unausßerlich wechselten und schwankten, und nur die verderbliche Konsequenz des Eigennuzes und der Immoralität unverrückt behielten, dessen Vortheil niemals der Staat war, weil seine Quelle niemals der Monarch, sein vornehmstes Hülfsmittel es aber war, bey konventioneller Uebertragung der Würde des Monarchen, seine Person moralisch herabzuwürdigen, und so den einzigen Damm, der seinen Plünderungen entgegenstehen konnte, immer mehr zu schwächen. — Dies ist der Geist des letzten Jahrhunderts der Französischen Geschichte; dies waren die traurigen Ursachen die es bewirkten, daß bey der Zusammenberufung der Reichstänke der Glaube an die königliche Gewalt, als an die Quelle der Staatsglückseligkeit, da wo die Umstände es am meisten forderten, nicht mehr wirksam war, und daß diese Zusammenberufung die notwendige Epoche der Revolution wurde.

wurde. Die genaue Untersuchung des Deficits in den Finanzen, der cahiers de doléances, der mancherley elenden oder abscheulichen Triebfedern welche bey dem Sieg der Demokratie mitwirkten, der zahllosen Ueberschreitungen ihrer Mandate welche die Deputirten sich zur Schuld kommen ließen, der Vorzüge die einzelne Reformen nach Vorschrift dieser Mandate über eine allgemeine Revolution gehabt hätten, und die kinderleichte Zusammenstellung der ungleich größeren Zerrüttung, Mißbräuche, Gräuel, welche die Revolution nach sich gezogen hat, mit denen die sie bloß veranlaßt haben, geben daher, wie viel relativen historischen und politischen Nutzen sie auch haben können, den falschesten und beschränktsten Gesichtspunkt zur absonderlichen Kritik der Französischen Revolution.

Schriftsteller, welche wie Mounier und Lally - Toddal zu Anfang der Revolution einen politischen Beruf hatten, als moralische und vernünftige Wesen nach ihrer Ueberzeugung handelten, und von den Motiven ihrer Handlungen Rechenschaft ablegen, sind im Ganzen genommen ehrwürdig: und es ist bloß sehr menschlich an ihnen, wenn sie nicht immer genau genug unterscheiden, ob ihre Ueberzeugung eben so sicher und vollkommen der Maassstab des Ganzen seyn kann, als es der übrige war. Praktischen Staatsmännern, die wie Neckler mit besondrer Sachkenntnis in das Innere der Verfassungen dringen, und sich die Mühe nicht gereuen lassen, Wahrheiten zu predigen, die erst in glücklicheren Zeiten ihre Stelle finden könnten, darf der Lohn ihrer schätzbaren Arbeiten nicht geschmälert

wers

werden, wenn sie auch in ihrer eignen Laufbahn Blößen gegeben und Characterschwächen verrathen hätten, welche die Reinheit ihrer jetzigen Absichten zu verdunkeln im Stande waren. Aber überhaupt, wie z. B. der Deutsche Liebhaber von Puff.: die Französische Revolution und ihre mannichfaltigen Irrthümer als eine ergiebige und gemeinnützige Quelle der Diskussion über den großen Gegenstand der Staatsglückseligkeit ansieht und benützt, verdient sowohl bey Laien als bey Eingeweihten Aufmerksamkeit und Dank zu finden, wenn er sich auch im Ganzen so wenig als sein Urbild aus einem gewissen *cicero us vitiosus heros* ausfindet, der bis jetzt an den meisten Kritiken der Französischen Revolution zu bemerken gewesen ist. *) Ein

Schrifts

*) Es las nemlich im Wesen der Grundzüge, welche die Französischen Axiomaten aufstellen, ihre Zwecklichkeit zu verlieren, sobald sie auf eine so vielfache, bewegliche, lebendige Wirklichkeit, wie Staat, Volk, Mensch, aus der sie ursprünglich abstrahirt waren, zurück angewandt wurden. Da es aber keine Revolution ohne Fanatismus gegeben hat noch geben kann — zum Beweis diene unter andern die ungeheure Quantität von Fanatismus, die schon zu einer Gegenrevolution verbraucht worden ist — so hat die vernünftige Erörterung von Vernunftbegriffen, welche als Gegenstand des Fanatismus der Französischen Revolution, ihre Natur verändern und Gefühle werden müssen, immer selbst, und fast in aleichem Verhältniß, so viel praktisch falsch, als sie an diesen Begriffen erweist. Wenn man wider das Innere dieser abstrakten Begriffe raisonnirt, um die Unmöglichkeit ihrer Anwendung darzuthun, und dagegen, wozu es auf dieser Spur des politischen Raisonnements meistens kömmt, das Positive vorhandener Verfassungen zum Abstrakten erhebt, so giebt man seinen besten Vortheil aus den Händen, und geräth in einen unentrennbaren Zirkel, weil es ja der Zweck und der Geist der Revolution gewesen ist, ein bestimmtes Abstraktum zum Positiven herauszuwaschen zu lassen. Wir wissen wenig von diesen Raisonnements, sobald sie nur redlich sind — ein Umstand auf welchen gegenwärtig sehr viel ankommt — die gegen die Note in *Rantz Religion* innere

Schriftsteller aber, dessen ganzer Verus der Dünkel seiner vorföhligen Ignoranz alles dessen was Leidenschaft, Geist oder Kraft an Menschen und Dingen heißt, zu seyn scheint; der mit dem unwürdigen Unternehmen umgeht, den Schleier welchen das Unglück der Zeiten hier und da über die noch vor wenigen Jahren fast unverhüllte Bildsäule der Vernunft werfen mußte, für einen essentiellen Theil dieser Bildsäule ausgegeben; der eine Revolution, die sich unmittelbar an einen fürchterlichen Krieg angeknüpft hat, mit der starren und düstern Beschränkung eines Schulmeisters betrachtet; der den Enthusiasmus, welcher jeder Revolution eigen war, und in England einst auf religiöse Gegenstände fiel, in Frankreich jetzt politische betrifft, bald für nichts rechnet bald mit Maß und Gewicht verfolgt; dessen Raisonnement und Methode ein Gemisch von sehnfollender mathematischer Pündigkeit und von geschwägiger Konvenienzweichheit, von scheinbarer kühler Ueberlegenheit und von rücksichtsvoller Bitterkeit ist; dessen ganzes Werk hauptsächlich bestimmt seyn muß, den stillschweigenden Beweis zu führen, daß die Französische Revolution eigentlich gar keine Revolution sey — ein solcher Schriftsteller kann zu allem in der Welt eher als zum politischen Schriftsteller taugen.

innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 274. ist irgend einer praktischen oder übernatürlichen Beziehung Grund halten dürfen, und zu der edeln Einfachheit der Worte eines weisen Mannes, läßt sich schwerlich eine Verkräftigung hinzusetzen.

E n d e.



*Nein, mein armer theurer Freund,
ich war nicht grausam.*

Die Familie Seldorf

Eine Geschichte

von

L. F. Huber.



Sie sollen mein Freund, mein Führer seyn.

Erster Theil.

Tübingen, 1795
im der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

32 D

Bay. Hof-
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Der Herausgeber hoft daß die Geschichte der Seldorfschen Familie ein Interesse hat, welches ihn überhebt, die Belege von ihrer Authenticität mitzutheilen. Folgendes Fragment, von der nämlichen Hand, welche diese Geschichte niedergezeichnet hat, mag vielleicht weniger überflüssig seyn, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem sie beurtheilt werden soll.

„Dieses Gemälde von unauslöschlichem Unglück könnte vielleicht manchen Lesern unmoralisch, oder wenigstens zweifeltig vorkommen. Jenes geschähe, weil aus Fehltritten, Verbrechen, unsinnigen Handlungen von Menschen, mit deren Moralität dieses alles in Widerspruch zu liegen schiene, keine Lehre zu ziehen wäre, weil also dadurch das Herz fruchtlos betrübt, die Einbildungskraft fruchtlos mit schwarzen Bildern gefüllt würde. Aber Ihr beurtheilt Seldorf und seine Kinder, Ihr beurtheilt selbst die unglückliche Sara sehr falsch, wenn Ihr nur Ruumer aus ihrer Geschichte

schöpft, wenn Ihr nicht erkennt, wie Lebensgenuß und Moralität in ihren Schicksalen gleichen Schritt hielten, wenn Ihr nicht mit Sara die Wohlthat der Freundschaft, die Schönheit der Natur genießet, bis zu dem furchterlichen Zeitpunkt, wo das Verbrechen den undurchdringlichen Nebel der Erinnerung zwischen sie und jede Freude niedersenkte. Und könnt Ihr nur Schmerz finden in Seldorfs Leben, der seinen verlorenen Frieden mit Wohlthun zu ersetzen suchte? Könnt Ihr glauben, daß Roger auf seinen rauhen Pfaden, unter Gefahr, Kampf und Entfagung nur unglücklich war? So mißset Ihr die Tugend für sehr ohnmächtig, und jeden Unglücklichen für einen geweihten Märtyrer halten! Nein, die Menschen, über die Ihr vielleicht hier meinen werdet, genossen tausendfaches Glück, und die Last, welche ihr Herz drückte, führte es lange nur zu der einfachen Menschheit zurück. Aber der Augenblick gehäufte Leidenschaft kam, und tödtete auf immer die Fähigkeit zum Genuß. Ich erzählte was ich in der Wirklichkeit wahrnahm; Beispiele aufzustellen war meine Absicht nicht, wohl aber Duldung und Mitleid gegen die Unglücklichen zu erweken, die

Bei dem edelsten Herzen durch den Drang der Umstände zu unerhörten Thaten hingerissen werden. Weinet dann über Sara, und wenn Ihr ein Mädchen findet, die ausgeartet ist wie sie, so weinet auch über sie, anstatt sie zu richten; denn sie kann wie Sara, mit edlem Herzen, weichem Sinn und reinen Sitten ihrem Geschlecht entsagt haben.“

„Der andere Vorwurf könnte von einer Klasse von Lesern erwartet werden, die ein Buch ungemüthlich finden, weil es ihnen Kummer statt Zeitvertreib macht. Diesen beantworte ich mit grösserer Zuversicht, so unbekant mir auch seit fünf Jahren diese sorglose Menschengattung geworden ist, die in meinem eignen Vaterland fremd seyn sollte. Wenn ich das Land um mich her, das mit Leichen gedüngt ist, wenn ich die Hüten, vor deren einsamen Thüren schon Gras zu wachsen beginnt, wenn ich L...s hohe Trümmer sehe, die wie tiefenmässige Gespenster in der stillen Mondnacht dort durch den niedergebrannten Wald herwinken, möchte ich die Weichlinge auf jenen Hügel führen, möchte sie den Duft der Verwesung athmen lassen, der aus dem unermesslichen

Kirchhof umher zu ihnen aufsteigen würde, und sie fragen: Wollt Ihr, die Ihr im ruhigen Vaterland, im Schoos Eurer Familie die namenlosen Qualen keines der Tausende die hier schlafen, zu lindern versucht, noch wenn Ihr es versucht, zu lindern vermocht hättet, wollt Ihr, deren Ihr nie von dem Aechzen, von den Flüchen ihrer verzweifelnden Zurückgelassenen zerrissen ward, wollt Ihr nicht den wenigen aus der zahllosen Menge, nicht Selb's, nicht seiner verwaisten Sara, eine Thräne schenken? Fällt Euch diese Thräne zur Last, so ist Euer Herz auch für wahre Freude verschlossen, so lebt Ihr im beschränkten Kreise der Selbstsucht, und die sanfte Menschlichkeit, die sich über ihre Unfähigkeit zu helfen mit Mitleidsthränen tröstet, ist Euch ewig fremd. — —

Im Frühling des Jahres 1784. kam zu
Saumur in der ehemaligen Provinz Poitou,
ein älterer Mann an, der, nach seiner Klei-
dung zu urtheilen, ein Secossijer von an-
sehnlichem Rang seyn mußte. Er war von
seinen Kindern begleitet: einem Sohn und
einer Tochter von neun bis dreizehn Jahren,
und einer zweiten Tochter, die noch in der
frühesten Kindheit war. Die Kinder trugen
tiefe Trauer um ihre vor kurzem verstorbene
Mutter, aber weiter konnte die Menge der
Wirthsleute in dem wenig besuchten Gasthose
anfangs nicht erfahren; denn die beiden Be-
dienten des Fremden, ein junger Bursche aus
der Gegend von Saumur selbst, der zufällig
ganz kurze Zeit vorher nach Paris gewandert
war, um dort Dienste zu suchen, und eine
Kinderwärterin, waren nur gerade vor der

Abreise des Fremden aus der Hauptstadt von ihm angenommen worden, und wußten wenig mehr von ihrem neuen Herrn, als daß er seinem Namen nach zu urtheilen — er hieß Geldorf — kein geborner Franzos seyn müßte, im amerikanischen Kriege gedient hätte, und mit einem zerschmetterten Arm zurückgekommen wäre. Er äusserte indessen bald, daß er sich einige Zeit in der Stadt aufzuhalten gedächte; und sobald er seinen Kindern, für welche er die größte Sorgsamkeit zu haben schien, alle Bequemlichkeiten verschafft hatte, die bei der Beschaffenheit des Hauses zu erlangen waren, erkundigte er sich bei dem Wirth, ob in diesem Strich nicht irgend ein gut gelegenes Landgut, von mäßigem Umfang, zu kaufen seyn sollte. Es fand sich, daß dieser durch einen kleinen Weinhandel mit mehreren Herrschaften in Verbindung stand, und Leute in der Stadt kannte, die mit Aufträgen zu dergleichen Geschäf-

ten versehen waren. Seldorf nahm auf den folgenden Tag Abrede mit ihm, einige Gänge zu diesen Leuten zu thun, und lehrte hierauf zu seinen Kindern zurück.

Er fand Sara, seine Älteste, ein sanftes Geschöpf von neun Jahren, neben der Kinderwärterin knien, und ihr Schwesterchen, das ein heftiges Fieber zu haben schien, lieblosend trösten, indeß der Knabe an einem Fenster stand, und mit grossen ernstigen Augen auf die Gruppe blickte. Seldorf näherte sich der Kleinen, legte seine Hand an ihre glühenden Wangen, sah in ihre trüben Augen, und sagte zu Sara: Gutes Kind, deine Schwester wird nun gesund werden, diese Luft ist heilsam — Sara sah freundlich zum Vater auf, der mit Bestürzung wahrnahm, daß ihr Gesicht von Thränen benetzt war. Was hast du? rief er, und zog sie zu sich; Antoinette ist ja nicht so krank, sie soll

leben, und wir wollen sie pflegen, und für sie sorgen — O Vater, das ist's nicht! wenn sie auch stirbt — ich denke wohl, Vater, der Tod ist das Betrübsteste; aber so lange sie lebt, müssen wir ihr wohlthun, und sie lieb haben — und Theodor — — Ungeduldig hatte dieser der Schwester zugehört, er eilte nun zu ihr — Sara, rief er dringend, du hast Unrecht, ich will Antoinetten wohlthun, ich möchte jeden Schmerz für sie leiden; du weißt ob es wahr ist, was du mir vorwarfst, was du nun dem Vater sagen willst — Eldorf unterbrach den stürmischen Knaben, drückte beide Kinder an seine Brust, und wollte sich eben nach der Entsehung ihres Zwistes erkundigen, als die kleine Kranke von dem Schooß ihrer Wärterin herabglitt, und mit zitternden Schritten zu ihm schlich, seine Kniee mit beiden Armen umfaßte; und indem sie bittend zu ihm hin-ausjah, einige süße Worte flüßelte. Eld-

dorfs Gesicht überzog eine glühende Röthe, sein Blick wurde finsterner, er bückte sich aber nach dem Kinde, dessen Kopf matt auf seine Kniee gesunken war. Theodor nahm es auf seine Arme, sah auf den Vater, sah auf die lächelnde Kleine, und wollte sie lebhaft an sich drücken, als sie schmerzhaft ausschrie: Ach mein Hals! und nach einer breiten Binde griff, die sie bis an das Kinn verhüllte. Des Knaben Thränen stollten, er gab das Kind eiligst der Wärterin, und ohne den mindesten Ausdruck von Theilnahme gegen das wimmernde Geschöpf, warf er sich seinem Vater um den Hals. Vater, rief er, Sara findet mich hart gegen Antoinette, weil ich nicht — weil mein Herz mir es unmöglich macht — weil wir Knaben wohl helfen mögen, aber nicht klagen und trösten können. — Ach Theodor, unterbrach ihn Sara, wie ich die Blattern hatte, konntest du da nicht klagen und trösten? Habe ich

da nicht oft gebeten: Bruder, weine nicht! wie ich blind war, und deine Thränen so kühl auf meine brennenden Hände fielen? — Sara, quäle mich nicht, denn ich habe recht. Du bist älter, du bist meine liebe Herzenschwester gewesen, lange eh der Vater uns allein ließ, dich liebte ich ja, eh du nur mit mir sprechen konntest — Seldorf wollte nun den zärtlichen Streit, dem er gerührt und nachdenkend zugehört hatte, endigen. Liebreich stellte er Theodor'n vor, wie selten es in der Macht des guten Mannes stände, den Leiden seiner Mitgeschöpfe abzu- helfen, und wie lindernd für den Leidenden Theilnahme und sanfte Tröstungen wären. Während das Beschämung und Hartnäckig- keit in des Knaben Seele noch kämpften, wendete sich der Vater zu Sara, und sagte: Mein Kind, Theodor will nicht hart seyn gegen das arme Geschöpf, das weißt du; von der Art, wie er euch beide liebt, kannst du

nicht urtheilen, meine Sara. Wenn du einst älter bist, wirst du lernen, daß es weiblich wäre, wenn Knaben und Männer liebten und trösteten, wie es deinem Geschlecht wohl ansteht, es zu thun.

Sara verstand ihres Vaters Worte kaum zur Hälfte, denn sie war sehr jung und einfach; aber eben dieser Einfalt prägte sich der Sinn dieser Worte, für welchen die Natur das weibliche Herz so empfänglich gemacht hat, tief ein, und mit demselben Achtung für den Unterschied zwischen ihrem Gefühl und dem, was ihr Vater als Eigenschaft des Mannes zu bestimmen schien, liebende Schutzsamkeit, in den beiden Geschöpfen, die sie so innig ehete, diesen Unterschied nicht zu betheiligen.

Es kam Eldorf darauf an, unverzüglich einen ländlichen Aufenthalt zu finden, und er hatte hiezu bloß die Mühe der Wahl, denn in der Hauptstadt waren eine Menge

Outbeßer ungeduldig, einen Theil ihres vä-
 terlichen Erbes in fremde Hände zu bringen,
 um in dem glänzenden Wirbel, wo sie sich
 wie Strohhalme im Weltmeer umtrieben, sich
 einen Augenblick länger eine lügenhafte Wich-
 tigkeit zu geben. Er entschied sich für ein
 artiges Landhaus, von welchem ein kleines
 Dorf und ziemlich ansehnliche Ländereien ab-
 hingen, das die reizendste Lage hatte, und
 von allem Geräusch und Ueberfall von Müß-
 sagang so entfernt war, wie es in einer Pro-
 vinz seyn konnte, wo es Rittergüter, alte
 Schlösser mit Thürmen und Gräben und allen
 feudalistischen Ehrenzeichen in zahlloser Menge
 gab. Das Haus war zuletzt von der verwit-
 weten Gräfin ** bewohnt gewesen, die es
 als Witwenitz besessen hatte, und nach deren
 Tode es ihres Mannes ältestem Sohne aus
 seiner ersten Ehe zugefallen war. Diese arme
 Dame, welche durch verschiedene Umstände sehr
 wider ihrem Willen vom Hof entfernt gebl

ten wurde, hatte alle Laster, aus welchen die Bewohner jener erhabenen Sphäre die Fesseln schmieden, mit denen sie lächelnd sich selbst geißeln, unter die Einwohner dieser Gegend gebracht. Zu alt, zu beschränkt in ihren Glücksumständen, und zu verlegt, um einen Zirkel von Menschen ihres Standes um sich zu versammeln, hatte sie Neid, Intrigue, Raubsucht, Haß, und alle Wirkungen, die es in dem Menschen hat, wenn er nicht allen Menschen anzugehören glaubt, in die täglich wirkenden Verhältnisse des häuslichen und ländlichen Lebens übertragen, ihre Unterthanen gedrückt, ihre Nachbarn verachtet, ihr Gefinde verschlechtert. Nach ihrem Tode sahen sich die Unterthanen mit dumpfer Gleichgültigkeit in eines neuen Herrn Gewalt kommen, indeß mancher unter ihnen weinen mochte, wenn er aus Noth gezwungen war, sein letztes Pferd einem andern Eigenthümer zu überlassen. Daß sein Pferd es

besser oder schlimmer haben konnte, wußte er, da er selbst viele Jahre lang sein schwarzes Brod zwischen diesem Thiere und seinen nackten Kindern getheilt hatte; aber daß die Bauern jemals von einem Herrn besser als von dem andern wären behandelt worden, hatte ihm sein alter Vater nie erzählt. Seit vielen Menschenaltern ohne Genuß von sicherem Eigenthum, von Liebe oder Dank, sahen sie süßlos die lächelnde Sonne ihre Fluren bescheinen; die Trauben die sie röthete, die Saaten die sie reifte, gebieten nicht ihnen; sie kannten ihre Würlung nur von dem Schweiß der bitteren Mühe her, der ihre erniedrigte Stirne benetzte. Nie hörte man sie von dem Segen ihrer Arbeit sprechen; wenn sie nach einem schwülen Tag änsirter vor ihren Hütten saßen, erzählten sie sich höchstens von dem Hagelwetter, dessen Verwüstungen ihnen Brod und Obdach nahmen. Unglücklich fühlten sie sich nicht, denn es fiel ihnen

nicht ein, sich mit Glücklicheren zu vergleichen; hätten sie das gekonnt, hätten sie gar sich mit ihren prassenden Herren zu vergleichen gewagt, es wäre schon der erste, gefährliche Schritt zum Erwachen aus ihrer Dumpsheit gewesen. Die seelentröstende Erniedrigung dieser armen Menschen bestand gerade darinn, jenes Geschlecht, das sie von allen Ansprüchen der Menschheit ausschloß, für erhabener als sich selbst zu halten; und erwachte je ein Funken von Ehrgeiz in ihnen, so befriedigten ihn glänzendere Zeichen ihrer Dienstbarkeit.

Es waren die Einwohner dieser Gegend, und die paar hundert Menschen beschaffen, über welche Seldorf nun zu gebieten hatte. Dieser Mann hatte früh denken gelernt, er hatte früh seinen Geist bereichert; aber in der Einsamkeit erzogen, hatte er den Menschen nur in seinem eigenen Herzen studiert, und das Ideal, was er hier fand, leitete ihn auf einen Pfad, wo er ohne Gefährten blieb.

Nirgends begegnete ihm in der Wirklichkeit die hohe Tugend, nach welcher er strebte, die er allein seiner würdig hielt. Oft glaubte sein warmes Herz ihre Spur gefunden zu haben, er verfolgte sie eifrig, und immer sah er sein schönes Bild in Luft zerfließen. Doch riß ihn keine Erfahrung von seinen Schwärmereien los, bei jeder ward ihm viel mehr sein Ideal theurer, bei jeder strahlte dessen Glorie heller, und bedeckte neues Dunkel den Pfad seines Lebens. Er sehnte sich nach Mitleid, und wachte zu streng über sich selbst, um die Einsamkeit seines Herzens seiner Vortrefflichkeit zuzuschreiben. Indessen sah er sich oft mit Beifall umringt, wenn er sich kleiner Antriebe bewußt war, und oft erging über ihn das strengste Gericht, wenn seine schöne Seele im Gefühl ihres Adels glühte. Mißtrauen gegen den Schein der Tugend mußte also mit Geringschätzung fremden Urtheils in ihm entstehen. Bei einem

kältern Herzen wäre er ein Menschenverächter geworden. Aber Seldorf konnte sich nur von den Einzelnen losreißen, unter denen ihn so viele betrogen und verkannten, um das ganze Geschlecht mit desto innigerem Wohlwollen zu umfassen.

Verschiedne Umstände verschafften ihm schon in früher Jugend, ob er gleich in Deutschland geboren, und seine Eltern von der nämlichen Nation waren, eine Stelle im Dienst des königlichen Seewesens in Frankreich. Dies war keine Gelegenheit für ihn, Menschen nach seinem Bild zu finden; was ihn umgab, war vielmehr Unrecht, Druk, und Vergessenheit aller Pflichten. Sein Herz litt unendlich dabei, und da er sich eben so fruchtlos nach Glück als nach Tugend umsah, hing er an, beide weniger für den Lohn, als für den Leitstern des menschlichen Geschlechts zu halten. Seine schönsten Jahre waren in überspanntem Streben und trüber Ergebung ver-

kossen, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der für Frankreichs Ehre und Wohlstand so verderblich war, in welchem schamlose Intrigue, Privatinteresse und Weiberlaune Leben und Gut der Nation in die Hände spottender Feinde lieferten. Seldorf fühlte alle diese Abscheulichkeiten bei seinem Dienst zehnfach bitter; die wenigen redlichen Seeoffiziere sahen mit Zähneknirschen, wie sie und ihre brave Mannschaft durch die Völlständigkeit der Obern dem Hohngelächter der Fremden preisgegeben waren. Wo indessen der Muth der Seeleute nicht durch die Ungeschicklichkeit oder Verrätherei ihrer Anführer fruchtlos gemacht wurde, behaupteten sie ihre Ehre; und einige durch Tapferkeit und Klugheit geglückte Unternehmungen brachten Seldorf früher in seinem Dienst empor, wie er als Ausländer und Bürgerlicher unter andern Umständen je hätte erwarten können. Die Thätigkeit, zu welcher er dadurch immer mehr An-

laß bekam, hatte den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Geist; statt müßiger Spekulation, sah er nun Wirklichkeit um sich her, und wenn er auch dabei auf Gestalten stieß, die gegen die Bilder seiner ehemaligen Betrachtungen ihm sehr verzerrt vorkamen, so traf er auch freundliche, anziehende Gruppen, die durch ihre menschlichen Unvollkommenheiten Zutrauen, und durch manche einzelne Züge Ahnungen hoher Tugend erweckten. In der erzwungenen Achtung seiner unwürdigen Obern schien ihm die zertretene Menschheit einigermaßen gerächt, und ihr richtiges Verhältniß schien ihm in der zutraulichen Liebe seiner muthigen, sorglosen Untergebenen zum Theil wieder hergestellt. Sein Herz erweiterte sich, denn er fühlte die mangelhafte Wirklichkeit beglückender als seine vollkommenen Ideale.

Der Zustand, in welchen das arme Frank, reich immer tiefer versank, setzte den guten Seidors, als er nach beendigtem Kriege in

das bürgerliche Leben zurücksetzte, zwar in Gefahr, den kleinen Vorrath von Lebenslust, den er aufgesammelt hatte, wieder einzubüßten. Allein jene unbestimmten Triebe seiner Jugend waren nun verraucht, des Mannes ruhiger Sinn begnügte sich mit den gewöhnlichen Hülfquellen des gesellschaftlichen Lebens; er wollte sich nun auf immer vor Schwärmerci schützen, und beschloß, so nah er auch seinem Herbst war, mit noch ganz neuem Herzen eine Gattin zu suchen.

Das weibliche Geschlecht war ihm bisher unbekannt geblieben. Der Begriff von weiblicher Tugend und weiblichem Adel war seinem Ideengang überhaupt angemessen. Das einzige Weib, das er je kannte, seine Mutter rechtfertigte diesen Begriff; ihr Andenken heiligte bei ihm ihr ganzes Geschlecht, und machte es ihm so ehrwürdig, daß er die einzigen weiblichen Geschöpfe, die er in seinem Dienst und durch den Umgang mit seinen Kamera-

den

den zu sehen Gelegenheit gehabt, nie mit diesem Geschlecht in die mindeste Verbindung gebracht hatte.

Der Zufall führte ihm ein Mädchen zu, die er zu seinem Weibe machte, nachdem er sie schon durch alle Bande der Dankbarkeit an sich gefesselt hatte. Leidenschaftlich lieben konnte der vierzigjährige Mann wohl nicht mehr, aber mit dem vollsten Zutrauen sein ganzes Glück aus den Händen eines reizenden Weibes erwarten, die ihm mehr wie das Leben zu verdanken hatte, das konnte er mit mehr Einmischung seiner ganzen Seele als manche heftige Leidenschaft erfordert. Er ward auch glücklich, und zwei Kinder, Theodor und Sara, schienen ihn auf immer an die Fehler, Leiden und Genüsse der gebrechlichen Menschheit zu knüpfen, als die unergründliche Staatskunst des französischen Hofes seine Unterthanen nach Amerika schickte, um dem kühnen Volke eines andern Welt-

theils ein Gut erkämpfen zu helfen, das bei ihnen Majestätsverbrechen geheissen hätte. Seldorf konnte bei seinem Gefühl und seiner Denkungsart dem Ruf seines Monarchen für Freiheit und Volksglück zu streuen, nicht als bloßer Mietzling folgen. Erkaunt durch einen Dienst, wie der seinige, aufgefordert zu seyn, für die Sache der Menschheit zu sechten, sog er auf seinen Vosten, und die Freude seiner Seelenute jauchzte ihm entgegen. Das wohlgenute Volk hatte unter Seldorf gehiegt, und sein Blut vergossen aus gewohntem Gehorsam, die wenigsten darunter bekümmerten sich ernsthaft um das Wesen und den Grund des Kampfes; indessen trieben sich manche unbestimmte Begriffe und Sagen von den Thaten und dem Vorhaben der neuen Bundesgenossen jenseit des Oceans in den leichtfassenden Köpfen dieser Nation umher, und ob es schon verworren genug darum aussah, so gibt es doch einen Ton, der rein

angeschlagen in jedem denkenden Wesen wie-
dertönt — Freiheit heißt er, und der Lerche
kühner Flug im Dufte der Morgenröthe ver-
kündet ihn der ganzen Schöpfung wie das
geopferte Leben von Tausenden ihn in das
Ohr der Tyrannei ruft.

Für Seldorf war dieser Krieg ein wich-
tiges, ernstes Schauspiel. Er hielt sich lan-
ge in den amerikanischen Häfen auf, und
folgte mit spähendem Blick der Schöpfung
der Freiheit um ihn her. Jetzt sah er die
Menschheit in einem neuen und wohlthätigen
Lichte, er verglich die Bewohner jenes Lan-
des mit dem braven, empfänglichen Volke,
unter welchem er seit seiner Kindheit lebte,
dachte den Abgrund von Elend, worinn es
verschmachtete, und wenn mancher schwarz-
lockiger Knabe mit kindischem Muth den oft
gehörten Ruf von Freiheit und Eigenthum
nachrief, sah er seines Theodors unterdrück-
tes Verdienst an den Stufen des Throns zer-

tritten. Er selbst war mit seinem kleinen Haufen fast immer des Sieges gewiß gewesen, aber was vermochte die edelmüthige Tapferkeit eines Seldorfs gegen die Machinationen des Eigennuzes und der treulosen Selbstsucht? Im letzten Jahre des Kriegs zerschmetterte ihm eine Kugel die rechte Schulter, lange verzweifelte man an seinem Leben, und unter den unsäglichen Schmerzen seiner Krankheit mußte er über sich selbst lächeln, wenn in den Händen des Wundarztes ihn der Gedanke stärkte, für die Sache der Freiheit zum Krüppel zu werden, er, der als Söldling eines Königs in einer fremden Sache sein Blut vergoß!

Seldorf war nun zu ferneren Kriegsdiensten unfähig, und eilte nach Frankreich zurück, veröhnter mit dem Schicksal der Menschen, denn er hatte in jenem Lande den Keim ihrer Veredlung und ihres Glücks gesehen, und alle Freuden des Gatten und Va-

ters in seiner Heimath erwartend. Wie viel glücklicher wäre der Arme gewesen, wenn die Kugel, die seine Schulter zerschmetterte, sein gutes Herz mit allen seinen Hoffnungen und Aussichten getroffen hätte! Er kam zurück, und Zerrüttung seines häuslichen Friedens und Schande war der Lohn seines Vertrauens und seiner Bunden. Seine Gattin machte ihn zum drittenmale zum Vater, und brach in schuldvolle Thränen aus, als er das Kind mit bitterm Zähneknirschen aus den Händen der Wehmutter empfing. Nach kurzer Zeit trennte sie der Tod, und in dem finstern, thränenlosen Blick, den er ihrem Sarg nachschickte, las man die ewige Scheidung zwischen ihm und den Freuden des Lebens. Sogleich nach diesem Vorfall schasste er alle seine Bedienten ab, brach mit seinen wenigen Bekannten und verließ die Hauptstadt, welche der Schauplatz dieser Begebenheiten gewesen war.

Selbort erschien seinen neuen Nachbarn und seinen Unterthanen bald als ein Wesen ganz anderer Art, wie die letztverstorbene Gutsbesitzerin, Jede seiner Einrichtungen, jedes Tagewerk bewies, daß er um so eifriger darauf bedacht war, alles um sich her zu beglücken, je ferner jedes frohe Gefühl von seinem eignen Herzen war. Keiner, der ihm nahte, konnte seinen Willen verkennen, aber aller Dank, der ihm wurde, konnte ihm nicht den schönsten Lohn seiner Tugend geben; er konnte Wohlthaten austheilen, aber Freude geben konnte der freudenlose Mann nie. Mit treuer Sorgsamkeit wachte er für seine Kinder, und pflanzte den reinsten Enthusiasmus für alles Edle und Gute in ihren Herzen, innig verehrten sie in ihm das Vorbild seiner Lehren; aber das theilnehmende Lächeln seines gramvollen Gesichtes verschlechte ihre jugendliche Fröhlichkeit. Mit

weiser Menschlichkeit zog er seine Unterthanen aus Armuth und Elend, lehrte sie zuerst nach den Annehmlichkeiten des Lebens trachten, indem er es ihnen möglich machte, sie zu erlangen. Wenn aber ein schöner Sommerabend das Landvolk zu lustigen Spielen versammelt hatte, und er unerwartet erschien, verstummte die Freude vor dem trüben Blick ihres Schöpfers.

Sara und Theodor lebten von dem ersten Augenblick ihres ländlichen Aufenthalts ein neues Leben. Die ersten ohne deutliches Bewußtseyn verflohenen Jahre ihrer Kindheit hatten eben keinen Eindruck weiter in ihrem Gedächtniß zurückgelassen, als daß sie die lange Abwesenheit ihres Vaters mit einem dunkeln Gefühl von ehemaligem Glük verglichen. Theodor, vier Jahre älter wie seine Schwester, hatte sich glühende Bilder von den Gefahren und Thaten des geliebten Vaters gemahlt, und von dem Entzük des

Wiedersehens. Unablässig hatte er in seine Mutter gedrungen, daß sie ihm von Amerika erzählte, und das Wort Freislaats durchdrang ihn mit Ehrfurcht, seitdem er wußte, daß dafür seines Vaters Blut gekostet war. Nach des Vaters lang ersehnter Rückkehr lag ein schweres Schicksal auf der ganzen Familie, der Kinder unschuldiger Sinn entzifferte es nicht, aber jungen Vögeln gleich, die unter einer finstern drückenden Gewitterwolke leise mit gebückten Köpfchen an der Erde wegnisteten, war, ihnen selbst unbewußt, alle Freunde gelähmt, und ihr heiterstes Geschwätz kispelte kaum hörbar dahin wie Gespenstermärchen. In Theodors lebhaftem Geist schienen manchmal wohl befremdliche Gedanken zu dämmern, aber kindlich begnügte er sich, seines Vaters Gram zu theilen, ohne tiefer in dessen Ursachen einzudringen. Seit sie indessen das Land bewohnten, war dieser Zauber gehoben; des Vaters Gesicht blieb

zwar von Kummer umwölkt, aber die neue Lebensweise, Seldorfs unablässiges Bemühen, ihnen jeden Genuß zu verschaffen, alles gab ihnen das Glück der Jugend zurück. Sein liebstes Geschäft war, die Kinder eines durch das andre zu bilden; Lage und Charakter hatten sie einander so genähert, daß der Unterschied ihrer Jahre verschwunden war. Theodor gewöhnte sich, Sara gleichsam als die Stellvertreterin ihres ganzen Geschlechts anzusehen, und achtungswürdiger konnte es ihm nie erscheinen als in ihr. Sara glaubte in ihrem Bruder das Urbild alles Schönen, das der theure Vater als Ziel der Verbesserung schilderte, zu erkennen. Bei so empfänglichen Herzen, und der Abgeschlossenheit, worinn sie lebten, mußte sich bald Enthusiasmus in diese Gefühle mischen. Oft sagte Seldorf zu seinem Sohn: Willst du ein Mann werden, so lerne die Weiber ehren. Nur wenn sie uns beglücken, sind sie liebend.

würdig; nur wenn wir sie ehren, können sie uns beglücken. Die Natur setzte die Vollkommenheit beider Geschlechter in der größten gegenseitigen Abhängigkeit, indem sie ihr die größte Verschiedenheit gab. Der feste, treue, eiserne Mann kann nur der sanftesten Weiblichkeit huldigen; Schwächlinge lieben Amazonen. Damit aber das Weib diesen Zauber ihres Geschlechtes besitze, muß ihr Herz kindlich bleiben, wie gebildet auch ihr Verstand sey; und unsre Achtung allein kann das Vertrauen hervorbringen, welches diese Kindlichkeit hält. Fühlt das Weib nicht diesen Lohn seiner Liebenswürdigkeit, so sucht es sich von uns unabhängig zu machen, und dann wird es verächtlich. Die Natur, die uns stärker machte als sie, verträgt diese Unabhängigkeit nicht; alsdann erniedrigen wir sie dafür, gewaltsam oder listig, zu unsern Sklavinnen, und pflanzen auch alle Laster des Sklavens in ihre entartete Brust. Aus Händen,

die wir nicht achten, können wir den Lohn nicht mehr empfangen, der nächst unserm Selbstgefühl der reinste Antrieb zur Tugend ist, und alle einfachen Bande des geselligen Lebens lösen sich auf.

Alle Lehren, die Seldorf seinen Kindern gab, athmeten diese Grundsätze. Nach ihrem mehr oder weniger gebildeten Alter veränderte sich zwar die Einkleidung, aber der Sinn blieb derselbe. Er bedachte nicht, wie viel bittere Erfahrungen er einst in der wüthlichen Welt zwei einsamen, liebevollen Geschöpfen zubereitete, die er mit abgezognen Begriffen über Wesen ausrüstete, welche alle in tausend und aber tausend Abänderungen irgend einen Zug dieses Bildes darstellen, aber demselben nie gleichen würden. Seine Absicht war in dessen berechnet und schön. Er selbst war auf seiner Laufbahn an einen Abgrund von Unglück gerathen, er hatte sich für Menschen geopfert, die sein Herz zerrissen hatten, und sein

hoher Begriff von der Menschheit hatte sein eignes Selbst vom Untergang errettet, hatte ihm Muth gegeben, bei einer völlig zerstörten Existenz Schöpfer fremder Glückseligkeit zu werden. Die bürgerliche Gesellschaft und ihre Verhältnisse waren ihm verhaßt, er dachte mit Schauern daran, seine Kinder in diesem schaaalen Chaos kaltherziger Leidenschaft und geistloser Vernunftanstrengung zurückzulassen; da er aber keine Einsiedler aus ihnen machen wollte, so sollten sie in den Stand gesetzt werden, sich einst ihren Weg selbst zu bahnen. Die einzige Sicherheit, die er ihnen gegen alle Gefahren geben zu können glaubte, war der höchste Begriff von ihrer moralischen Bestimmung; hatten sie den, so konnten sie unter so vielen entarteten Mitgeschöpfen wohl unglücklich, aber nie ihnen gleich werden.

Das Landleben und die sanfte Lust schienen anfangs Sara's Wünsche für Antoi-

netten, die letztgeborne Tochter von Seldorfs Weib, zu begünstigen, sie bekam Kräfte, und erwiderte die Liebe ihrer ältern Schwester mit der rührendsten Zärtlichkeit. Indes Theodor bei dem Vater lernte, oder ihn in seinen landwirthschaftlichen Geschäften begleitete, war Antoinette beständig um Sara, ließ sich allerley kleine Spiele und Arbeiten von ihr weisen, oder ward von ihr, mit süßer Sorgfalt für ihre Gesundheit, im Garten und auf den Wiesen umher geleitet. Kamen der Vater und der Bruder zurück, so brachte die gute Sara ihren Pflegling der Wärterin wieder, denn es that ihrem weichen Herzen zu weh, ihren Vater bei dem Anblick und den Liebesungen des kleinen Geschöpfes finstern werden zu sehen. Anfangs, und so lange Antoinette krank war, hielt sie das für Schmerz über ihr vieles Leiden; nun war sie aber gesund, und wenn Sara ihrem Vater erzählte, daß ihr Schwesterchen

höflich kaufen, und schwagen, und sonst allerlei niedliche Dinge könnte, und er sie dann mit erzwungner Freundlichkeit anhörte, oder mit trüben Augen umarmte, und finster abbrach, strengte sie ihren liebenden Sinn an, um die Ursache dieses Unwillens zu ergründen. Natürlich erwachte dann in ihr das Andenken der Mutter, um derenwillen sie ihren Vater oft betrübt sah. So geschah es einmal, da er ihre kindische Freude über ihr Schwesterchen kalt zurückstossen schien, daß sie furchtsam fragte: Vater ist es denn Antoinettens Schuld, daß die Mutter starb? Seldorf trat heftig zurück, und gieng mit sich selbst kämpfend im Zimmer umher. Das gute Mädchen glaubte es nun errathen zu haben, und ergrif weinend des Vaters Hand: Zürne nicht, verzeih ihr! Sie ist so allein, weil du sie nicht magst — bringe sie dann her, gute Sara, ich will sie mögen, ich will ihr verzeihen — — weiter ließ ihn seine

Bewegung nicht sprechen, und weiter hätte auch Sara nichts gehört, denn sie war schon hinaus geeilt, um ihrer Schwester ein Glück zu verschaffen, das sie für das schönste, wünschenswerthe hielt. Die Kleine spielte im Garten unter den Blumen, und folgte Sara's freudigem Ruf, zum Vater zu kommen, mit furchtsamen Schritten; denn sie war seiner Gegenwart fast entwöhnt, und liebte ihn nur aus Sara's Lehren, wie die unbekannte Gottheit ihres kleinen Herzens. Eldorf empfing sie tief gerührt, mit offenen Armen, und Antoinette blühte schon bei den Thränen und Liebkosungen des Vaters. Ihre schönen, wenn gleich matten Augen, suchten kindlich stauend auf Sara's Gesicht eine Erklärung dieses Austritts; indes, wie sie ihre kleine Kammer so fröhlich sah, ward sie auch munter und munter, suchte die schönsten Blumen aus ihrem Korbchen, und stellte sie dem Vater erst in die Hand, dann gar an die Brust, eine

geschäftig hin und her, und holte alle ihre kleinen Arbeiten, und zeigte sie ihm mit einem sanften, um Beifall bittenden Blick; und wenn ihr Wunsch gewährt wurde, rief sie: das hat mich alles Sara gelehrt, das hat mir meine Sara geschenkt; Sara erzählt mir auch viel schöne Geschichten, soll ich dir eine erzählen, lieber Vater? — Es war deutlich, daß Seldors's Herz bei diesem ganzen Auftritt von tausend Empfindungen zerrissen wurde; aber je länger er Sara's innigere Theilnahme an der liebenden Geschäftigkeit dieses Kindes sah, und je vertraulicher die arme Kleine, in der Bemühung ihm zu gefallen, wurde: je sanfter schien sein Schmerz zu werden. — Ja, erzähle mir deine schönste Geschichte, die dich Sara zuletzt lehrte, die erzähle mir. — Nun Vater, da war einmal ein Mann, der war sehr gut, so gut wie du, und hatte auch ein hübsches Haus, und Garten, und allerlei Schönes; und da kam ein.

einmal eine arme Frau zu ihm mit einem kleinen Kinde; das war ein Mädchen, und Sara sagt, es wäre ganz klein gewesen, und hätte noch nicht gekonnt allein gehen, und essen, und um nichts bitten. Die Frau bat den guten Mann, daß er ihr doch ein Stübchen gäbe, und ihrem Kettchen eine Suppe, die dösen Menschen hätten ihr alles genommen. Und das that auch der gute Mann, und die Frau bekam auch ein Stübchen, und durfte in dem schönen Hause wohnen. Einmal, da mußte der gute Mann ausgehen, weit weg, daß er erst spät am Abend wieder kommen konnte, und da gab er der armen Frau alle Schlüssel, und sagte: sieh hübsch auf das Haus, daß die Diebe nicht hineinkommen, und — Vater, das habe ich vergessen: der Mann hatte zwei Kinder, daß es war wie bei uns, eine große Schwester, und einen Bruder wie Theodor — Liebe Sara, nicht wahr, der Bruder in der Geschichte, der war wie unser Bru-

der, aber — aber er hatte das arme kleine Mädchen lieb, ob sie gleich nur von einer armen Frau war — — der kleinen Erzählerin standen die Augen voll Thränen. Seldorf sagte: liebe Kleine, Theodor liebt dich auch, erzähle du nur! nun, der Mann gieng fort? — Ja, sagte Antoinette, und blifte auf Theodor, dessen flammendes Gesicht schon längst abwechselnd Strenge und Rührung ausgedrückt hatte — ja, er gieng fort, und die Frau legte sich zu Bett, und ließ das Licht brennen, und auf einmal da war großes Feuer in der Stube, und das ganze Haus brannte, und wie der gute Mann wiederkam, da sah er sein Haus brennen, und da rief er: ach meine Kinder! da kamen ihm die Kinder halb nackend entgegen, aber die arme Frau war todt vom Rauche, und die Kleine hatte überall Weh vom Feuer, und des guten Mannes Gesicht war auch verbrannt, daß seine Augen hinter wurden, und er nie mehr die Sonne sah, und

die Blumen, und seine Kinder nicht mehr sah; er nahm aber doch das gute kleine Mädchen auf seine Arme, und sagte: du armes Mädchen, deine Mutter hat mich zum Bettler gemacht, und es wird nicht mehr hell um mich seyn, denn meine Augen sind finstler; aber ich will dich lieb haben, und dich nicht verlassen — — Die Kleine erzählte schon lange mit stotternder Stimme, die letzten Worte lispelte sie an Seidors Brust gelehnt, die sich gewaltsam hob bei dem kindischen Geschwätz. Theodor war still zum Vater getreten; wie aber die Kleine verstummte, und der Vater mit inniger Rührung ihre Stirn küßte, schlang er seine Arme um sie, und drückte sie schweigend an sein Herz; dann sprang er zu Sara, die stumm auf ihre Arbeit niedersah, indeß große Tropfen über ihre glühenden Wangen rollten, und umarmte sie stürmisch.

Ob das Geschichtchen weiter gieng, daß

Kindische Nachplauderei, und eben so kindische Divinationsgabe in den Köpfchen der Eränderin und der Erzählerin zusammengesetzt hatten, wissen wir nicht; aber das Bündniß schien von nun an besiegelt, und Seldorfs Schwermuth hatte eine weit sanftere Schattirung erhalten. Mit wehmüthiger Sorgfalt beschäftigte er sich mit dem Kinde, dessen unendlich empfängliches Gefühl und vorzeitigreifer Geist ihn oft überraschten, wenn er gleich wußte, daß diese Erscheinung bei Kindern, die von ihrer Geburt an ein kränkliches Daseyn fortzuschleppen, als eine traurige Art vom Erbs für ihr verkümmertes Leben, nichts Seltnes ist. Musonette genoß die kaum erwachte Liebe ihres Vaters nur kurze Zeit, plötzlich stand sie in der Zunahme ihrer Kräfte still, und eine schnelle Auszehrung führte sie in ihr frühes Grab. Das verblühende Leben des zarten Geschöpfes schien von leisen Ahnungen jener Welt umgeben; fast schon entkörperert, schien ihr Geist

hinter den dichten Schleier zu blicken, und oft war in den kindischen Bildern, die sie ihren neuen Gefühlen anpaßte, ein Sinn, der Selbsterlöser's ganze Seele traf. Eines Abends hielt er sie auf seinen Knien, und das Kind schwangte in matten Thränen von den Freuden, die es sich in jener Welt versprach. Der Vater suchte sie von dem Begriff vom Tod abzulenken — Nein, nein, Vater! Ich will gern sterben, im Himmel ist es schön, noch schöner als im Garten, wenn es Frühling ist, und die Bäume blühen, und die Vögel singen — im Himmel ist immer Frühling, Vater! Sie schwieg erschöpft, aber plötzlich fuhr sie auf: Vater, ist die Mutter nicht im Himmel? — Ja, Antoinette. — Nun Vater, so gib mir einen Kuß für die Mutter, den will ich ihr bringen bis du kommst. — Sie legte ihre Arme um seinen Hals, drückte krampfhaft ihr Gesicht an seinen Mund, und ihr Kopf fiel leblos auf seine Brust herab. — O bringe

ihr ihn, bringe ihr ihn, und meine Verzeihung für mein vergiftetes Leben! rief Seldorf, wie er den Tod auf ihrem starren Gesicht las. Sanft küßte er noch einmal die Lippen, die ihr letztes Leben in Liebe ausgehaucht hatten, und übergab sie dem Grabe.

Dicht an Seldorfs Ländereien gränzte ein schönes Freigut, dessen Eigenthümer, ein Anwalt aus Saumur, es bisher nur sehr selten auf einige Tage besucht hatte, um Pachtgeschäfte zu berichtigen. Verthier — dies war sein Name — hatte von Jugend auf die Rechte erlernt. Seinem geraden Verstand, seinem wohlwollenden Herzen war das Labyrinth alter Irrthümer, veräbelter Mißbräuche, willführlicher Deutungen, niederträchtiger Vermäntelungen, eigenmächtigen Zwanges, das sein Gewerbe ihn täglich durchwandern zwang, schon früh ein Gräuel; er hatte sich verübt gefunden, die ganze Rechtswissenschaft aufzu-

geben, und in dem kleinen Erbtheil seiner Väter das Feld zu bauen, als ihm, ziemlich in den ersten Zeiten seiner Amtsführung, das Glück wiederfuhr, einzig durch gewissenhafte Aufmerksamkeit in seinen Geschäften einen abscheulichen Betrug zu entdecken, der eine ganze Familie durch einen Rechtshandel in's Elend gestürzt haben würde. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, um den unterdrückten Theil zu vertheidigen; der mächtige Gegner sah daß er mit einem gefährlichen Mann zu thun hatte, und versuchte Bestechung. Berthier wies ihn ohne Brunk von sich, verfolgte seinen Weg mit unerschrocknem Eifer, und verschafte der gerechten Sache den Sieg.

Der ganze Handel hatte nichts außerordentliches; selbst der verlierende Theil war durch andere Geschäfte seiner glorreichen Laufbahn zu zerstreut, um sich lange dabei aufzuhalten, daß ihm eine kluge Maadregel, seine Einkünfte zu vermehren, unter so vielen

mislungen war, und daß sein gelindes Mittel, dem natürlichen Gang der Gerechtigkeit etwas nachzuhelfen, diesmal bei Herrn Berthier nicht besser angeschlagen hatte. Auf Berthier war aber die Wirkung dieses Vorfalls dauender; er hatte bis jetzt nur das Widersinnige, das Empörende der gerichtlichen Formen und der sogenannten Gesetze empfunden, jetzt erkannte er, wie wohlthätig, gerade im Verhältniß mit der Mangelhaftigkeit dieser Einrichtungen, ein redlicher Mann in seinen Geschäften seyn konnte. Je mehr er fürchten konnte, daß seine Kollegen manche Gelegenheit, Vertheidiger des Rechts zu seyn, entchlüpfen ließen, desto tiefer fühlte er den Beruf, selbst jede zu ergreifen. Der Dank der geretteten Familie, das Gefühl, durch einfache Redlichkeit dem Einfluß des gefürchteten Grafen von * * die Wage gehalten zu haben, entschied seine Bestimmung; er blieb auf der angefangnen Lauf-

bahn, und hatte in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, seinem Amte nah an sechzig Jahre vorgestanden. Nie hatte ihn sein Entschluß gereut; Gelegenheiten, die Unschuld zu beschützen, boten sich oft dar, und er ließ sie nie unbenutzt. Stand es auch nicht immer in seiner Macht, Ungerechtigkeit zu verhindern, so blieb er sich doch bewußt, nie ein Werkzeug der Unterdrückung gewesen zu seyn.

Von Jahr zu Jahr sah er indessen die Mißbräuche zunehmen; in späterem Alter ward es dem braven Mann oft schwerer, den Zwang seines Amtes mit seinem Gewissen zu vereinigen; aber der Gedanke, wie viel schädlicher als sein gezwungenes Erdulden der böse Wille manches ändern seyn möchte, hielt ihn noch aufrecht. Endlich ereignete sich bei einem Rechtshandel, in welchen eines von den ersten Häuptern im Königreich verwickelt war, der Fall, daß ein höherer Befehl dem Ge-

richtshof von Saumur andeutete, gegen den Vater einer zahlreichen Familie, dessen Unschuld sonnenklar war, die Galerienstrafe zu erkennen; zwei seiner hoffnungsvollen Söhne wurden zugleich mit Schimpf von ihren Regimentern hinweggejagt. Berthier bot seinen Kollegen an, sich aufzuopfern und den Widerspruch allein über sich zu nehmen; die passivste Rolle von ihrer Seite hätte alsdann hingereicht einen Frevel zu verhüten, der so ungereimt als abscheulich war; allein er fand nichts als bestochene Gewissen und verhärtete Herzen, man verwies ihn zur Ruhe, und drohte mit ernster Ahndung seiner Kühnheit. Nein, sagte der acht und siebenzigjährige Greis, m e i n e Verdammniß soll wenigstens an jenem Tag meinen armen König nicht belassen; thut was Ihr nicht lassen könnt, ich will ruhig sterben! Er legte sein Amt nieder, und bezog mit seinem Enkel, dem letzten Zweig einer zahlreichen Familie, die ihm der Tod nach und

nach geraubt hatte, sein väterliches Erbtheil in Seldorfs Nachbarschaft. Roger war der Trost und der Liebling des alten Mannes, der ihn erzogen, und seine unerschütterliche Redlichkeit, seine stille Würksamkeit, seine heitre Fähigkeit zu genießen auf den Jüngling übertragen hatte. Sein Unterricht bestand in Beispiel, in beständigem Hinweisen auf die Würlichkeit, und der Lohn, den er dem wilden Knaben und nachher dem feurigen Jüngling anbot, in dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Bei seiner natürlichen Anlage zum Guten, war Rogers ganze Jugend eine Reihe praktischer Tugenden, die er in der Einsalt seines Herzens für eben so wenig ausserordentlich hielt als Essen und Trinken, und die ihm auch eben so unentbehrlich waren. Seine Leidenschaften, seine Thorheiten, die Wallungen seines heißen Bluts waren, bei seinem frohen Streben nach dem Besten, nur ein herzliches Band,

daß ihn mit Nachsicht gegen andre Schwächen und dem Bewußtseyn, selbst Duldung zu bedürfen, an alle Menschen knüpfte. Ward die Welt um ihn her der ungebändigten Kraft des jungen Mannes zu schaal, stemmte er sich gegen einen Zwang, welcher der Tugend selbst so oft eine Hülle aufdringt, gegen Vorurtheile, die noch öfter dem Laster Weibrauch streuen, so sagte ihm der freundliche Großvater in der wortreichen Sprache seines Alters: "Lieber Sohn, ein Mensch allein baut kein Haus, es müssen viele daran arbeiten, und der Bursche der die Steine im Schurz herbeischleppt, hat auch ein Verdienst dabei, so gut wie der Baumeister, welcher den sinnreichen Riß angab. Wollte jeder Arbeiter nur das Ganze ausführen, und an die einzelne Theile keine Mühe wenden, wollte er das schöne Gebäude errichtet sehen, und doch von Schutt und Leim, von muthigen Aufsehern und groben oder ungeschickten Mitgesellen nichts wissen, so könnte nie ein

Haus zu Stande. So ist's mit dem Guten das wir thun, es geht dessen kein Stäubchen verloren, jeder schöne Gedanken deines edeln Geistes gehört mit zur Schönheit der ganzen Schöpfung. Alles schön und am besten machen kann das Menschengeschlecht nie, noch weniger ein einzelner Mensch; und in dieser Zeit, in diesem Lande, wo die letzten Bande der Gesellschaft vom Laster gelöst werden" — Schnell verlosch hier der glänzende Blick des alten Mannes; er lehrte von dem schaudernden Bild des Jahrhunderts wieder zu der Lehre zurück, die er dem aufblühenden Enkel gab. — "Aber glaube mir, Sohn, jede Bemühung etwas Gutes zu thun pflanzt die dein verheißene Paradies, sie ist ein Stein zum Gebäude; und siehst du es auch nie fertig, so kannst du doch einst zu deinem Enkel sagen, wie ich zu dir: ich hinderte den Bau niemals!" dieses menschlich weise Geschwätz war für Rogers gutes Herz mehr gemacht, als für

seinen gewaltigen Sinn. Wenn er — um in der Allegorie seines Großvaters zu bleiben — so manchen tauglichen Stein herbeischleppen sah, den der Baumeister verwarf, oder ein schlechter Arbeiter verkleisterte, ja wenn er alle Augenblicke wahrnahm, das Gebäude könnte nach der Anlage unmöglich bestehen, sondern müßte krumm und schief und der Welt zum Spott ausfallen, bis es endlich gar über die säubere Künstler zusammenstürzte; so ward es ihm heiß vor der Stirne, er sann und maß seine Kräfte, und fragte furchtsam den freundlichen Ahnherrn: ob es nicht besser seyn möchte, die ganze Gaubelhude umzureißen? Lächelnd über den Feuer-eifer des Jünglings sagte dieser: Und wenn der Schutt nun da läge, wo wohnte man dann, und wer hälfe dir wiederbauen? — Natur, die Natur gab jedem Geschöpf die Freiheit sich seine Wohnung zu wählen, und sendet nur Sonne, Thau und Regen, damit es

habe was es zu seinem Gedeihen braucht; warum sollte der Mensch nicht frei leben, wie sein Sinn ihn leitet? Und was braucht er andre Gesetze, als die ihn sein bestes Bedeiken lehren? — Roger, mein Sohn! antwortete Bert hier mit Ernst, fehlte dir ie die Freiheit rechtschaffen zu sehn? Von der Tugend führt nur Ein Scheideweg — in's Grab; und kein Mißbrauch der Menschen versägte jemals der Seele die Wahl zwischen Rechthun oder Sterben, und ich — hier nahm er seine Nize zwischen seine gefalteten Hände, und beugte sein weißes Haupt — Dank sei es meinem gnädigen Gott, ich entgieng acht und siebenzig Jahre der furchtbaren Wahl. — Tief gerührt drückte der wakere Jüngling des ehrwürdigen Greises Hände an seinen Mund, und lenkte heiter in seinen stillen Lebensgang wieder ein.

So lohnend das Gefühl erfüllter Pflichten für den alten Berthier war, so mochte

er Rogern doch nicht zu eben der dornenvollen Bahn anführen, die er durchwandert hatte; er hatte ihm vielmehr immer das Landleben als die einzige noch übrige Freistätte eines unabhängigen Gemüths; und den Ackerbau als diejenige Beschäftigung, die den Menschen zum nützlichsten Bürger macht, geschildert. Er hatte ihn einige Reisen machen lassen, um an Ort und Stelle praktische Kenntnisse zu erwerben, und als ihn der oben erwähnte Vorfall in seinem Amte von Saumur vertrieb, freute er sich, seinen Liebling in den Wirkungskreis, den er für so wohlthätig hielt, selbst einzuführen.

Es waren nun seit Antoinettens Tod einige Jahre verfloßen, und hatten das Band zwischen Sara und Theodor immer fester geknüpft. Der Bruder glaubte die kleine Abschiedsne zu versöhnen, indem er seiner übrig gebliebenen Schwester alle Liebe widmete, die

er

er Antoinettes Liebe bedürftendem Herzen versagt hatte; und Sara vereinigte den ganzen Schatz ihres innigen Vertrauens, ihrer sorgenden schwärmerischen Hertzlichkeit, den ihr armes Waisenkind sonst getheilt hatte, auf ihren theuern Theodor. Einsam und friedlich floß ihnen die Zeit dahin, und ihr thätiger Geist, ihre empfängliche Fantasie füllte den Mangel an Begebenheiten, bei welchem sie ihre erste Jugend verlebten, übersüssig aus. Mit wehmüthiger Freude sah Seldorf diese beiden Geschöpfe, in denen alle seine Wünsche, alle seine Bande an das Leben vereinigt waren, wachsen und sich vervollkommen. Sonst war der Schimmer von Heiterkeit, der sich in der letzten Zeit vor Antoinettes Tod über ihn verbreitet hatte, mit ihr wieder verschwunden; ihr Grab verschloß zwar den letzten, erbitternden Zeugen seines Unglücks, aber die stumme Todte konnte nicht wie die lächelnde Leidende sein vergiftetes Herz mit der Vergangenheit ansöhnen.

In dieser Stimmung fand der Besuch des neuen Nachbarn die Seldorffsche Familie. Das Gerücht, das in der ziemlich menschenleeren Gegend von ihr verbreitet war, konnte Berthier keinen Aufschluß weiter geben, und ließ ihn höchstens etwa auf einen in Ungnade gefallenen oder verarmten Grossen rathen. Zu bekannt mit dieser Art Menschen, um etwas vortreffliches zu erwarten, und viel zu brav, um unberechtigt das Böse vorauszusetzen, gieng er, in Begleitung seines Enkels, aus bloßer althergebrachter Höflichkeit zu Seldorff. Solche Menschen waren aber früh genug über einander verständigt. Der Anblick von Seldorffs Kindern, die einfache und stille Güte in dem Betragen des Vaters gegen sie, Theodors lebhaftere Bereitwilligkeit den Eindruck zu empfangen, den Rogers Bekanntschaft auf ihn machte, Sara's schüchterne Höflichkeit gegen den Jüngling, ihre kindlich-ehrerbietige Freundschaft gegen den

braven Alten — alles stößte diesem gar bald Achtung und Zutrauen ein. Freimüthig empfahl er seinen Roger Seldorfs Güte, und forderte die beiden jungen Männer auf, nähere Bekanntschaft mit einander zu machen, um wo möglich Freunde und Gespielen zu werden. Sara erröthete in diesem Augenblick, und mit einem dunkeln Gefühl von Eifersucht trat sie näher zu Theodor, welcher, Rogers Hand drückend, ihn voll Eifer bat, den Gedanken, den sein Großvater angab, nicht fahren zu lassen.

Berthiers Gespräch, in welchem Wohlwollen, gesunder Verstand, tiefe Empfindung und Erfahrung die Stelle des Welttons so reichlich ersetzen, hatten auf Seldorf, der seit Jahren schon den Umgang der Menschen stieß, einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Es war ihm bei den Menschen, mit welchen er bis dahin von Zeit zu Zeit gezwungner Weis zu thun gehabt hatte, sehr leicht geworden, seiner

Abgeschiedenheit getreu zu bleiben: aber dieses graue Haupt, dieser heitre Blick der so theilnehmend auf ihm ruhte, die Herzlichkeit mit welcher der Alte ein Band zwischen ihren Kindern zu knüpfen bemüht war, erweckten das lang unterdrückte Bedürfniß der Mittheilung wieder in seinem Herzen, und verleiteten ihn, aus seinem einsamen Lebensgang herauszugehen. Wie der arme Verödete zum erstenmal seinen alten Nachbar aufsuchte, sträubte sich seine angewohnte Schwermuth dagegen, und er suchte sich selbst zu überreden, als ob er bloß vermeiden wollte, dem Greis durch Vernachlässigung wehuthun. Einige Tage darauf dachte er mit Rührung an seinen freien und lebhaften Geist bei seinem hohen Alter — wer weiß, wie lange dieses reine Flämmchen noch lodert? so fragte er sich selbst, und betrat unwillkürlich den Weg nach seines Nachbars Haus. Endlich suchte er ihn willig auf, und überließ sich dem Gefühl,

in Gegenwart eines Weisen, der am Scheideweg des Lebens stand, seine trostlose Jäufung auf Augenblicke zur ruhigen Ergebung werden zu sehen.

Oft fand er den Greis, mit einem alten Schriftsteller in der Hand, in der Abendsonne sitzend; vor ihnen liefen dann die jungen Leute auf einem Wiesenplan umher, und kämpften und rangen zusammen; Sara saß mit ihrer Arbeit, und sah den Spielen zu, oder war geschäftig um den Großvater, (denn bald gaben sie und ihr Bruder dem alten Berthier diesen Namen,) und verband bei den kleinen Diensten, die sie ihm zu leisten beabsichtigte, alle mädchenhafte Liebenswürdigkeit mit der rührenden Ehrerbietung, welche das hohe Alter jungen unverdorbenen Herzen unfehlbar einflößt. Manchmal hörten auch die Jünglinge zu, wenn der Alte mit Entzücken von der Vorwelt sprach, die er in seinen Griechen und Römern studierte. Sein Auge

bligte dann unter den weißen Wimpern hervor, und trotz des bleichenden Alters färbten sich seine Wangen. Das ist, sagte er, die einzige Abschweifung von der Würlichkeit, die ich mir je erlaubt habe. Manchmal sah ich es in der Welt so bunt hergehen, daß ich mich selbst kaum mehr von den Menschen um mich her zu unterscheiden vermochte; wenn es aber nach einem Jahre von Arbeit einmal eine Feiertag gab, und ich mich mit meinem Plutarch in meinem Kämmerchen einschloß, da gewann ich mich wieder lieb, und dachte zu meinem Trost: deine Schuld ist's ja nicht, wenn du kein Brutus, kein Cato, kein Mark Aurel geworden bist; vom Weibe geboren wie jene Helden, strebe ihnen nach, so weit deine Kräfte dich führen! Freilich ist sie vorbei, die Zeit wo es solche Menschen gab — Nach alter Sitte wagte es Roger selten, sich in die Gespräche seines Großvaters zu mischen, wenn dieser seine Worte nicht gerade an ihn richtete;

indessen riß ihn hier seine Theilnahme hin, er unterbrach lebhaft: Warum sollte es aber keine solchen Männer mehr geben, da sie noch vom Weibe geboren werden wie damals? Warum lehren wir unsre Jugend durch Beispiele, die wir nicht nachahmen können? Warum nähren wir unsre Seele mit Idealen, die unsre Zeitalter zu Un dingen macht, die uns selbst zu verächtlichen Misgeburten herabwürdigen? — Warum, mein Sohn? warum wächst dieser Baum — er wies hierbei auf einen gezogenen Dürchbaum — nicht so mächtig und stark wie die Eiche, unter welcher du mir eine Bank bauen willst? — weil er verkümmert ist, Vater, weil er nicht in seinem angebotenen Erdreich steht, weil seine Zweige gefesselt und abgewungen sind, Früchte zu tragen, die unsre Gierde erzwingt, der einfachen Ordnung der Natur: zum Trotz. Der Baum muß sich biegen und schneiden, und aus seiner Muttererde reißen lassen, weil er

sich nur leidend verhalten kann; allein der Mensch . . . siehst du, Vater! das Bild paßt nicht; denn der Mensch kann wollen — wohl, sagte der Alte ernst und bedeutend; so Sorge daß nie ein Baum verstümmelt werde um deuen Uebermuth zu bestricken, wache über dich, daß du nie durch Wort und Beispiel einen Menschen verhindest, jenen großen Muster zu folgen; aber vergiß nie, daß du allein nicht allen verstümmelten Stämmen ihren natürlichen Wuchs zurückgeben kannst; vergiß nicht, daß Brutus in sein Schwert fiel, weil er allein wollte wozu die Welt verdorben war. — Roger schwieg erschüttert, da neben einem Namen, vor welchem der alte Verthier sein Haupt ehrerbietig zu neigen pflegte, der seine erwähnt wurde, er fühlte es, als hätte er einen Trevel begangen, und unterbrach mit keinem Laut die Stille, während deren alle Augen auf dem begehrten Greis ruhten: Sara war die erste, die mit schmelzender Stimme das Gespräch wieder belebte.

Der Geist dieses alten Mannes, der bis zur äußersten Spannung aller Kräfte ausbaute, und so wie der Widerstand noch mächtiger wurde als diese Kräfte, in die letztere Ergebung übergieng, war, obgleich das Widerpiel von Seldorfs Geist, doch das Vorbild der höchsten menschlichen Weisheit für Seldorfs unbefangne Vernunft. Da verglich er die wehmüthige Sule, mit welcher er auf sein vorfröhles Grab zuwühlte, und den Siegerschritt, mit welchem Bert hier dem Lohne jenseits entgegenwühlte. Auch dieser hatte Betrug statt Wahrheit gefunden, hatte der Bosheit weichen müssen, und stand nun verkannt am Rande des Grabes; aber ihm war nicht Undank geworden für Liebe — Hier tönte laut die Stimme des alten Grams aus seinem armen Herzen, er wandte seinen Blick von Bert's grauem Scheitel, und rief seiner Kinder Bild hervor, um damit seine Sehnsucht nach dem Tod zu bekämpfen.

Theobors Lebensweise hatte sich durch diese neue Nachbarschaft sehr verändert. So entfernt auch jede Spur von Menschenverachtung von seinem Gemüth und seines Vaters Grundsätzen war, so hielten ihn doch seine Sitten, sein früh verfeinertes Gefühl von den Kindern der rohen dürftigen Landleute, und das Lokale seiner Lage von jedem andern vertraulichen Umgang zurück. Seine Knabenjahre waren ohne Gefährten verfloßen, und als Jüngling vermigte er oft einen Theilnehmer an seinen Zeitvertreiben; denn einen Freund hatte ihm seine lebhafteste Zärtlichkeit für Sara bis jetzt ganz entbehrlich gemacht. Roger war zwar einige Jahre älter wie er; aber die Einfachheit seines ganzen Wesens, seine ungleich weniger wissenschaftliche Erziehung, seine offene Art machten diesen Unterschied unmerklich. Selbors fühlte den Vortheil, welchen sein Sohn für seine Bildung von der Gesell-

schaft dieses wackern Jünglings ziehen konnte; er suchte sie durch Beschäftigung und Zeitvertrieb an einander zu knüpfen. Konnte Theodor bei den Haushaltsarbeiten seines Freundes auch seinen Eifer für Feld und Wiese und Weinberge nicht theilen, so horchte er ihm doch aufmerksam zu, und half ihm mit lustigem Fleiß. Roger nahm dagegen an manchem Unterricht Theil, den Theodor von seinem Vater empfang. Er lernte zeichnen und sechten mit ihm, ob er sich gleich anfangs gegen das letzte geweigert hatte. In meinem Stande brauche ich es nicht, sagte er mit einem trozigen Wesen, indem er, gewiß unwillkürlich, auf Seldorfs Ludwigskreuz blinnte. Seldorf, der ihn erricth, fragte lächelnd: nun, warum denn nicht so gut wie Steine schleudern, und Armbrust, schießen? Es soll Ihren Arm stark machen, und mit keiner dieser Künste werden weder Sie noch Theodor je in Friedenszeit irgend

wen aus der Welt befördern. — Roger lernte mit treuem Fleiß, hielt fest was er einmal gefaßt hatte, blieb aber unaufhörlich hinter Theodors Schnelligkeit zurück, ohne darum jedoch sich irre machen zu lassen. Theodor machte hingegen, ohne die mindeste Anstrengung, die schnellsten Vorschritte, und benutzte alle Vortheile seines gewandten Körpers mit der verlichen Leichtigkeit; galt es aber einen starren Widerstand, so machte ihn seine unmäßige Lebhaftigkeit aller kühnlichen Gegenwehr unfähig. In andern Uebungen, beim Kämpfen, Ringen, und in allen Spielen, die Kräfte und Festigkeit erfordern, war Roger immer Sieger, wenn er nicht abüthlich Blößen gab. Ward Seldorf dies gewahr, so rief er ihm wohl zu, und ermahnte ihn, redlich mit seinem Gegner zu verfahren, und dann fehlte es selten, daß Theodor nicht bald am Boden gelegen hätte; wenn er sich aber wieder aufgerafft

hatte, schüttelte er freundlich seines bieder'n Ueberwinders Hand.

So verlebten sie ungetrübt heitre Tage; Sara theilte jede Freude ihres Bruders, wohnte seinen Lehrstunden bei, und ermunterte ihn durch ihren eifersüchtigen Beifall. Roger diente ihm bei diesem zarten, zu lauter überspannten Empfindungen, zum Umgang mit lauter Idealen erzogenen Geschöpfe nur zur Folie; sie ließ zwar seinem treuen Sinn, seinem kühnen Muth, seinem kindlichen Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber gegen Theodors in glühende Leidenschaft übergehende Gefühle schien ihr das arme Nasurkind nichts als ein froher, auf gut Glück loslebender Junge. Wurde sie von den beiden Jünglingen aufgerufen, bei ihren Epiceilen zu entscheiden, und Billigkeit nöthigte sie, für Roger den Ausdruck zu thun, so sah sie deutlich, daß seine Geschicklichkeit ihn freute und nicht ihr Ausspruch; hatte hingegen

Theodor den Sieg behalten, so war sein Gefühl nur Dank gegen sie, daß sie ihm den Preis zuerkannt hatte, und schmeichelnde Liebe, als sei er ihn ihrem Herzen, und nicht seinem Verdienst schuldig. Waren die beiden jungen Leute durch Feld und Wald gestreift, so brachte ihr Roger einen ungeheuren Strauß von allen möglichen Feldblumen, und legte ihr, treuherzig überzeugt, seinem guten Wort könnte die gute Stätte nicht fehlen, den ganzen Plunder auf den Nährich, so daß er von allen Seiten auf den Boden fiel. Aber Theodor zog eine einzelne Waldrose aus dem Busen, und steckte sie in ihr braunes Haar, und sie hatte kaum Zeit, dem armen Roger zu danken, der indeß seinen Kräuterkram geduldig ausgab, und ihr andert, ihn in's Wasser zu stellen. Erhöhte aber auch jeder Tag der Schwärmerin schweßerliche Liebe, so nahm sie doch mit der ihr eignen Innigkeit den Eindruck von Rogers unverkenn-

baren Tugenden auf. Theodor hatte zu viel Edelmuth, um ihn nicht nach seinem vollen Werthe zu schätzen; stolz auf seinen Freund erzählte er der Schwester jede seiner im Stillen, und doch so offen, ohne prunkvolle Verhehlung gethanen schönen Thaten. Einmal hatten die drei jungen Leute einen etwas weiten Spaziergang gemacht. Bei ihrer Rückkehr kamen sie an einer einzelnen ärmlichen Hütte vorüber, wo sie klagende Stimmen mitten unter einem heftigen Lärm tönen hörten. Die beiden Jünglinge traten mit dem Gedanken, vielleicht helfen oder schützen zu können, hinein, und fanden in einer fast ganz ledigen Stube ein Weib, dem Anschein nach schon in der Unempfindlichkeit, die dem Tod oft vorhergeht, auf dem Stroh liegend; ihr Mann hielt ein neugeborenes, aus Hunger schreiendes Kind auf seinem Arm, und suchte mit geschwächter, klagender Stimme einen Trohnvogel zu erweichen, der eben gekommen

war, um zur Tilgung des rückständigen Zehnten seine Kuh in's Amt abführen zu lassen. Theodor fuhr über die barbarische Härte auf, und kam mit dem Gerichtsdienner in einen heftigen Wortwechsel über die Strafbarkeit des Schuldners, von welcher dieser, wie natürlich, überzeugt war; Roger ließ sich von dem Manne seine Lage erklären: er war durch Mißwachs in Schulden gerathen; voriges Vierteljahr hatte man ihm seinen Pflug und sein Aind genommen; mit der Kuh allein konnte er nichts anfangen, da lag nun das Feld brach, und er hatte die nächste Ernte eingebüßt; seine Frau war in's Kumbett gekommen, und lag jetzt den siebzehnten Tag im hitzigen Fieber; da konnte er nicht einmal wilde Kräuter zum Gemüse sammeln; die einzige Kuh mußte ihn, und das unglückliche Weib, und das umsonst nach der Mutterbrust schreiende Kind nähren; endlich konnte er sein Weib auch nicht mehr verlassen, um die Kuh auf

auf die Weide zu führen, denn eines Tages da er abwesend gewesen war, hatte die Arme in ihrer Kaserne das Kind gegen die Mauer geschleudert; nun nahm man ihm auch diese Kuh, um das ablaufende Vierteljahr zu bezahlen — Ein neues Wimmern des elenden Kindes unterbrach den verzweifelnden Vater. Ach, rief er, und schwang das kleine Geschöpf gegen die Mauer, hätte dich die arme Mutter nur hingerichtet! Gott hätte ihr verziehen, und ich brauchte dich doch nicht verschmachten zu sehen — Nein, es soll nicht verschmachten! rief Roger voll Eifer, und hielt unwillkürlich das Kind mit beiden Händen auf; Ihm soll geholfen werden! — Jetzt hatte Theodor den Gerichtsfrohn befriedigt, und die Kuh wurde dem Bauern gelassen. Theodor zitterte bei der wiederholten Erzählung seines Elends, und schüttete alles Geld, das er bei sich hatte, in seine Hände aus; der Mann war betäubt über diesen

schnellen Blutswechsel, sein armer Verstand hatte keinen Dank für so außerordentliche Wohlthaten: in trauriger Einsicht betete er lateinische Segensprüche gegen seine Erretter her.

Sara, welche über die lange Abwesenheit ihrer Gefährten besorgt zu werden anfieng, und jetzt die tiefste Stille in der Hütte zu hören glaubte, wagte sich endlich bis an die Stubenthüre. Roger erblickte sie, legte schnell das Kind, das er noch hielt, auf das Strohlager, und vertrat ihr, eh sie herein kommen konnte den Weg; rasch rief er: nein Fräulein, hier haben Sie nichts zu thun; das wird mir schon schwer mit anzusehen, Sie sollen deswegen doch helfen. — Warum soll Sie nicht sehen? rief Theodor, dessen Einbildungskraft mit jedem Augenblick heller in Flammen stand, warum nicht sehen, Gerthier? halten Sie Sara für zu empfindsam, um menschlich zu seyn? Hier sieh

den Raub des grausamsten Eigennuzes, des tiefsten Elends — Zugleich riß er Sara an das Bett der Wöchnerin, die todtensbleich, mit starren, weit offenen Augen und zuckendem Mund dalag; das Kind streckte winselnd gelbbraune Hände, an denen eine zusammengekrümmte Haut klebte, aus etlichen zerrißenen Lumpen; der Vater stand, durch Theodor's für ihn ganz unverständliche Hefigkeit scheu geworden, in einem Winkel, das Bild des Elends, mit langem Bart und struppigen Haaren, die um ein hageres, fast blödsinniges Gesicht hingen. Sara hatte das menschliche Unglück nie in dieser scheußlichen Gestalt erblickt, sie wankte und ward bleich; Theodor's Feuersieger bemerkte es nicht, sondern erzählte ihr stürmend den eben vorgeschallenen Austritt. Roger faßte das zitternde Mädchen am Arm, machte ihre Hand von ihrem Bruder los, und führte sie hinaus. Diese Kaltblütigkeit stach zu sehr gegen Theo-

dors Hefigkeit ab; bald hätte dieser Abend den schönen Bund der Jugend und Herzensgüte zerrissen. Theodor gieng in seinem Ungestüm so weit, seinen Freund der Unempfindlichkeit und der Läßigkeit im Helfen, bei dem ganzen Vorgang zu beschuldigen. Roger schien tief gekränkt; aber um Sara's willen, die sichtbarlich litt, vermied er jede Erklärung bis zu ihrer Rückkehr. In diesem Streit, sagte er schonend, kann das Fräulein nicht entscheiden; und wenn ihr Wohl beenden mich überweist, daß ich zu weichlich gegen sie verfuhr, so will ich gern von ihr verurtheilt werden. Sara fühlte seine Güte, und eben so lebhaft, aber mit bitterem Kummer, Theodors beleidigendes Unrecht. So bald sie zu Haus ankamen, trennte sich Roger von ihnen; und so früh es noch am Tag war, so bedurfte es doch des ganzen Abends, damit Theodors wallendes Blut, und noch mehr seine falsche Scham sich legte.

Endlich erkannte er mit Reue, wie irrig er Leidenschaft mit Gefühl verwechselte, wie knabenmäßig er neben seinem biedern, langmüthigen Freund gestanden hatte. Er eilte am andern Tag nach Rogers Wohnung, wo er aber den Alten allein bei seinem Frühstück fand; von Rogers wußte dieser nichts: er mußte wohl irgend etwas vorhaben, denn er wäre gestern erhitzt und tief sinnig gewesen, hätte bis tief in die Nacht geschrieben, um einen von ihm erhaltenen Auftrag zu besorgen, und wäre nun seit Tages Anbruch aus dem Haus. Unbefriedigt lehrte Theodor zurück, und brachte, unfähig zu jedem Geschäft, einen trüben Tag zu, bis ihm gegen Abend seine Schwester anlag, sie wieder nach der Hütte zu begleiten, wohin sie Wäsche für Mutter und Kind, und Speise für das ganze Haus mitnehmen ließ. Auch diese liebe Mithätigkeit erschien ihm wie ein Wormwurf; er hatte aus Leidenschaft das Verdienstloseste ge-

than, er hatte Geld gegeben, und sich seitdem nur mit seinem bösen Bewußtsein gequälert. Stillschweigend langten die beiden Geschwister bei der Hütte an. Sie fanden die Kranke zwar matt, aber wieder völlig bei sich selbst, auf einem neuen reinlichen Strohsack, in eine warme wollene Decke gehüllt; das Kind war in grobe, aber saubere Windeln gewickelt, und am Feuerheerd stand ein ältliches Bauerweib von Seldorfs Gut, das der Familie ein Abendbrod bereitete. Erstaunt über diese wohlthätige Veränderung, fragte Sara ahnend, wo sie herrührte? Mit einer ehrerbietigen Verbeugung erzählte die Wärterin, daß ihr Herr Roger Berthier gestern am frühen Abend Geld gegeben hätte, um sogleich alles Nöthige im nächsten Städtchen zu kaufen, und heute mit Tages Anbruch das Eingekaufte, und einen Korb voll Frühaaren zu diesen Leuten zu bringen; er hätte sie gemietht, da zu bleiben, bis die Kranke selbst wieder ihrer Ar-

beit vorsehen könnte. Theodor schlug bei dieser Erzählung erröthend die Augen nieder; Sara vergaß auf einen Augenblick ihres armen Bruders Beschämung, um ihr warmes Herz ganz der Freude über Rogers stille thätige Menschenliebe zu überlassen. War er schon selbst hier? fragte sie gerührt. — Ei ja wohl, antwortete die Bäuerin mit einer neuen Verbeugung; wohl ist er hier, seit Tages Anbruch; er kam mit einem Gespann Ochsen und dem Knecht, und er bereitet und pflügt die Brachfelder des armen Nikolaß zur Nach-
ernte. — Sie setzte schwatzhaft eine Menge Umstände hinzu, die Rogers Weisheit, in der Art wie er den Bedürfnissen des armen Nikolaß aushalf, noch mehr in's Licht stellten. Geld hatte er ihm noch nicht gegeben, er hatte ihn um nichts aus seinem Kreis genommen, sondern mit praktischer Kenntniß dessen was ihm in seinem Stand am meisten noththun mochte, ihm die Mittel verschafft,

durch Fleiß und Thätigkeit sich wieder auszu-
helfen. Herr Roger, schloß sie, ist noch im
Felde, und führt die Ochsen — Theodor
kämpfte mit Eham und Liebe für den ein-
fachen stolzen Berthier, der mit dem Be-
wußtseyn seines Willens und seiner Fähigkeit
zu helfen, gestern so still bei seiner Hestigkeit
geblieben war, und sich heute so empfindlich
an ihm rächte. Seine Schwester sah Thrä-
nen in seinen schönen Augen, sie zog ihn ge-
gen die Thüre, schlang den Arm um seinen
Hals, und sagte bittend und leise: Komm zu
ihm, wir können ihm gewiß noch etwas hel-
fen. Fort eilten sie, dem Felde zu, das ih-
nen die Bäuerin angedeutet hatte, und fan-
den dort Roger, der mit glühendem An-
sicht und schweißbedeckter Stirn, in bloßen
Hemdermeln, seine Thiere führte. Der Knecht
breitete Dünger aus, und seitwärts unter ei-
nem großen Kastanienbaum stand ein Topf mit
Milch und schwarzes Brod zur Labung für

beide. Wie Roger die beiden erblickte, ließ er sein Gespann stehen, lief froh auf sie zu, und fragte nach Sarras Gesundheit, nach dem Großvater, dem er heute auf den ganzen Tag davongelaufen war — aber ich habe auch recht geschäft, der Großvater wird sich selbst freuen und uns helfen, denn es ist noch längst nicht alles in Stand; Abends wollte ich zu Ihnen kommen, Fräulein, und Sie und Herrn Selldorf um Rath und Hülfe bitten. — Mit seinem sorglos heitern Gesicht, und seinen feurigen Augen, die bald auf Sara, bald auf die Furchen, bald auf die unsaubre Beschäftigung des Knechts umherblickten, hätte er noch eine Weile fortgeschwätzt; allein Theodor fiel ihm um den Hals, und sein Stillschweigen, sein redendes Gesicht legten jetzt das Geständniß ab, das Roger gestern so schmerzlich entbehrt hatte, ob ihm gleich nur eben in die, sein Augenblick von gutherzigem Leichtsinne das alles wieder entfallen war. Theodors Be-

schämung ergrif ihn sehr lebhaft, Thränen standen in den spiegelreinen Augen, die er jetzt gerührt auf seinen Freund heftete. Guter Theodor, sagte er, es ist mir lieb daß Sie mich nun verstehen; wirklich, wirklich ich wollte das schon gestern was ich heute that, vom ersten Augenblick wollte ich; aber ich dachte nur wie ich's einrichten sollte, und wenn ich denke, wissen Sie ja daß ich oft herzlich stumm bin. Dagegen — fuhr er wieder voll Lustigkeit fort — dagegen schwaze ich wieder tausendmal ohne zu denken. Aber daß Sie so gut sind — wahrlich der Tag war mir recht trüb, aber wie ich das Fräulein sah, hatte ich alles vergessen; ich hätte vielleicht nie wieder daran gedacht. — Theodor war über Rogers kindlichen Sinn entzückt; zum erstenmal hörte er ihn mit dieser vertraulichen Herzlichkeit sprechen. Schon oft hatte ihm der Eigensinn im Weg gestanden, mit welchem der störrische Durich nach Jahrelanger Freunds-

schaft noch auf einem gewissen Ceremoniel in Ton und Betragen beharrte; jetzt nannte ihn Roger zum erstenmal seinen Theodor, nannte ihn so, mit einer Innigkeit als hätte es ihm lange gefehlt; Theodors verfeinertes Gefühl sagte in idealischen Zügen auf, was Roger aus bloßem gutmüthigen Instinkt that, und sich selbst des Kampfes bewußt, den seine gestrige Heftigkeit ihn gekostet hatte, bewunderte er Roger, weil er in seiner freudigen Versöhnung einen noch höheren Grad von Selbstbesiegung zu finden glaubte, als er über sich gewonnen hatte. Aber wirklich that er dem wackern Jüngling zu viel und zu wenig Ehre. Gestern hatte Roger Theodors Unart ertragen, weil ihn sein Sinnen auf das heutige Unternehmen zerstreute, und Saras bleiches Gesicht ihn entwasnete. Wie er heim gekommen war, hatte ihm alles Leid gethan was vorgefallen war; und am meisten setzte es ihn in Verlegenheit, gegen Theodor

so höhrend vernünftig abgeflochen zu haben. Bei seiner heutigen Arbeit hatte er sich in manchem Augenblick vor der ersten Zusammenkunft mit seinem Freund gefürchtet; was er ohne seine Theilnahme gethan, schien ihm heimlich gethan zu seyn. Wie er aber Theodorn und Sara auf sich zukommen sah, behielt die Freude über alles was ihm geglückt war, und der Wunsch, durch ihre Hülfe noch mehr auszuführen, in diesem Gemisch von Empfindungen die Oberhand; er dachte an keinen Groll mehr, wo er Liebe und Freude fühlte.

Sara hatte dieser Scene stillschweigend, aber mit inniger Theilnahme zugehört. Sie war nun gegen fünfzehn Jahr alt, aber ihre gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, ihr in lauter Fantasiën schwebender Geist hatte sie, wie gekehrt sie auch in mancher Rücksicht durch Erziehung und natürliche Anlage war, sehr kindlich erhalten. Sie war sich ihres Herzens nur in ihrer Liebe für Theodorn be-

wußt; und daß sie ein Weib, und daß er ein Mann war, wußte sie nur weil sie seine Schwester hieß. Alles was ihr der Vater sonst über diesen Gegenstand gesagt haben mochte, hatte sich auf eine abentheuerliche Weise an die übrigen Träume ihrer reichen Einbildungskraft gereicht, ohne mit ihren Sinnen je in Verbindung zu kommen. Indessen hatte Rogers geistiges Betragen einen Eindruck auf sie gemacht, den seine heutige Versöhnung mit ihrem Bruder noch verstärkte; neue Ideen entwickelten sich in ihrem Kopf, die sie von ihm entfernten und zu ihm anzogen, die ihr Herz erwärmten und es schen machten. Ihr Gefühl verstand zum erstenmal des Vaters oft wiederholte Lehren von der Hilfsbedürftigkeit des Weibes, und der Pflicht des Mannes, sie zu schützen, und wie nahe die Natur sie durch ihre ganz verschiedene Bestimmung mit einander verbunden hätte. Sie war noch mit ihren schwärmischen Ahnungen beschäftigt, als

Rogers einfacher Sinn das Empfindsame dieses Austritts brenndigte. Er führte die jungen Leute unter den Kastanienbaum, rief dem Knecht zu, Feiertag zu machen, weil das Vieh müde wäre, theilte das schwarze Brod und die Milch brüderlich mit ihm, und erschöpft von der Arbeit speiste er, zu Saras Füßen hingestreckt, seine Portion, als wäre er zu nichts anderm in der Welt. Es war vielleicht ein Glück, daß diese wirklich patriarchalische Einfalt Saras neue Gefühle wieder mit der Würlichkeit verband; aber leider schlug es diesmal zu Rogers Nachtheil aus. Sein Betragen gegen den armen Nikolaus war so schön wie vorher, seine Großmuth gegen Theodore wurde um nichts vermindert; aber mitten durch alle die hohen zarten Gefühle, die ihr liebes Herz durchwandert war, und die sie nun auch eben so glühend in unserm ächten Naturkind vorausgesetzt hatte, einen Napf Milch und ein derbes Stül Brod auf-

essen, und gar kein Hehl haben, daß es aus Hunger geschähe — es schadete dem braven Roger nun jaß nicht bei ihr, aber es trug dazu bei, der neuen Schöpfung in ihrem Herzen Theodorn zum Abgott unterzuschieben. Wie reizend lag dieser neben seinem Freund, sein schönes Gesicht auf einen Arm gestützt, seine lebenden Augen auf ihn gerichtet, seine ganze Gestalt durch die spielenden Schatten der breiten Kastanienblätter in den Strahlen der röthlichen Abendsonne, mit zauberischem Lichte umgeben! — Roger's unseliger Milchmayer entschied vielleicht das Schicksal ihres Herzens!

Es erschien nun ein Zeitpunkt, in welchem vieles zusammentraf, um Seldorf in der einfachen Stille, mit der er die Zeit hatte fortzuschreiten sehen, aufzulösen. Die Welt war ihm seit langer Zeit so verhaßt, gegen alles was außer dem kleinen Zirkel vorgieng,

in welchen sich sein Herz gebannt hatte, war er mit so viel Härte bepanzert, daß er die grossen Bewegungen, welche die französische Nation damals zu erschüttern ansetzten, mit erzwungener Verachtung für lauter Komödie und Kinderspiel erklärte. Am allgemeinen Glück wie an dem seinigen verzweifelnd, erbitterte ihn jeder Versuch, der dahin abzuweisen schien, weil er eine neue Fehlschlagung für sein Herz dahinter fürchtete — für ein Herz, das freilich immer nur zu bereit war, diesen schönsten Traum wieder von vorn zu träumen. Der alte Vertbier sah diese Zeiten aus einem sehr verschiedenen Gesichtspunkt; seine lange Erfahrung hatte manchen Gedanken in ihm entwickelt, der seit dem Anfang des Jahres 1789 zur Ahnung wurde. Je länger, je mehr schien neue Jugend seinen Geist zu beleben. Manche Stunde, die er sonst bei seinen unseligen Helden der Vorzeit verträumt hatte, widmete er jetzt den ernste-

ernsten Gesprächen mit seinem Enkel, bildete seinen Geist, und erweiterte seine Begriffe von den Rechten und Ansprüchen der Menschen um ihn her. Jetzt gestand er die Nothwendigkeit einer Verbesserung, und suchte ihm den einzigen Leitfaden in einer Zukunft, die er hell vor sich sah, wenn gleich ihre mannigfaltigen Abscheulichkeiten vor seinem Sinn vorübergingen, in die Hand zu geben. Samme früh, sagte er, einen Reichthum an gutem Gewissen; denn es wird eine Zeit kommen, wo es dem, der das einzige Nothwendige will, schwer werden muß, seinen Handlungen vor sich selbst das Zeugniß der Gerechtigkeit zu erhalten, und unmöglich vor den Menschen. Wehe dir, wenn dein Sinn dann nicht mehr rein und fest ist, um dich der Wahrheit zu opfern!

Aber Seldorfs trübes Auge war nicht fähig, mit diesem freien Blick benutzter Erfahrung in die Zukunft zu dringen. Anfangs

wißt er jedes Gebräch über diesen Gegenstand mit einer Abneigung von sich, wie sie ein maffer Kranker in der Zwischenzeit der Leiden gegen jede äussere Anregung empfindet. Als die Umstände ernster, und die Deutungen auf die Zukunft heller wurden, mischte sich eine Art von bitterem Spott hinein; denn Berthiers warme Freude, über ein Volk dessen Verderbniß er so lange studirt hatte, den Augenblick der Wiedergeburt aufgehen zu sehen, und sein muthiger Entschluß, um dieser Wiedergeburt willen auch das Furchterlichste nicht zu scheuen, mahnten den Unglücklichen bloß, daß sein Feuer erlöschen, seine Kraft gelähmt war. Manchmal ergriff es wohl sein angeborenen Gefühl für Wahrheit und Recht; er gedachte des amerikanischen Kriegs, wie er damals für fremdes Blut willig geblutet, und unter der zur Freiheit heranwachsenden Jugend dieses des Meeres sich wehmüthig seines zur Dienstbarkeit gebor-

nen Lieblings erinnert hätte. Die ersten Worte: Vaterland und Mitbürger, die für den, welcher sie gebrauchen darf, alle Pflichten des Mannes und allen Lohn der Tugend enthalten, drangen auf Augenblicke in Selldorfs erschlagnes Herz, wie eine geistige Arznei in die Adern des unvermeidlich Sterbenden: noch einmal klopfen die Pulse, noch einmal strahlt Leben im gebrochenen Auge, noch einmal ergreift er die Hand der weinenden Gattin, aber die künstliche Wärme durchdringt das schon erstarrte Blut nicht mehr, die Kälte des Todes lehrt zurück, und die Hand des getäuschten Weibes, welche den Druck der Bärtlichkeit erwartete, entwindet sich schmerzlich und schauernd dem Todeslampf. Selldorf mußte von der Summe von Glück, die er zu ahnen verführt ward, zu den einzelnen Quellen sich wenden, aus welchen es fließen sollte; und da scheiterten seine Hoffnungen. Unter den Menschen, die sich jetzt

zu den Kettern der Nation aufwarfen, waren auch die Namen derer, die sein Leben vergiftet, und seine Wohlfahrt zerstört hatten. Bitter lachend sagte er zu seinem glaubensvollen Freunde: also im Großen sollen diese Menschen das Gute wollen, das sie einzeln auf tausend Wegen verhinderten? Also dieser * * *, welcher Menschenglück vor sich niedertrat, wie das ungezähmte Ross die Halmen des Feldes wo es einbricht, dieser soll nun nach dem Wohl des Volkes streben? — Umsonst ermahnte ihn Bertschier, die Werkzeuge vom Endzweck der Arbeit, und den Plan der Schöpfung von der Entwicklung des Chaos zu unterscheiden. — Nein, nicht Chaos, menschenliebender Schwärmer! rief Seldorf; mit dem Chaos ist schaffende Kraft und Keim verbunden, und davon ruht nichts im Schooße des Todes. Kein Chaos kann sich hier entwickeln, es ist das Reich der Verwesung, das in ekelhafte Gährung geräth. Die schreckliche

Masse wälzt sich, schäumt und wogt eine Weile, und sinkt dann in sich zusammen, ein todt's Meer, dessen Dünste jedes lebendige Geschöpf vergiften, hinabziehen was an seine Ufer nur streift. Armer Greis, hinunter in dein Grab eh das Gift dich ergreift! Erwache dort von deinen gutgemeinten Träumen; das Erwachen dießseits würde zu schrecklich seyn.

Thau und Frühlingssonne können neues Leben in den vom Bliß zerschmetterten Eichbaum rufen; auf dem eingestürzten Felsen keimen nach Jahren Moose, und endlich grüne Kräuter — Oede ohne Hoffnung neuer Jugend ist nur im Herzen des Armen, der einmal den Glauben an Glück und Menschen verlor. Das Auge seines Geistes ist erloschen, er blickt nur um sich, um Finsterniß zu entdecken, und kennt selbst die Tugend nur um über sie zu weinen. O wäre Seldorf damals gestorben! dort wäre er erwacht, und dankbar über seinen Irrthum zu lächeln; hier sank er, ihn fruchtlos erkennend in's Grab.

Am meisten litten Theodor und Sara bei Seldorfs zunehmender Vereinzlung. Ihr junges Gemüth konnte seinen traurigen Bildern nicht folgen; und Rogers Denkart, die ihrem Alter weit angemessener war, und die sie zu ehren gewohnt waren, weil sie zum Theil immer ein Ausfluß von dem Geiße seines Großvaters schien, leitete besonders Theodorn auf einen Weg, den er nicht lange mit dem Beifall seines Vaters wandeln konnte. Von jeher hatte Seldorfs trüber Sinn ihn zum Freund und Vertrauten seiner Kinder unfähig gemacht; er war ihre Gottheit, sie riefen ihn an, sie brachten ihm Opfer und Dank; aber mit seinem innern Selbst nie vertraut, suchten sie außer ihm, wenn sie des Tausches von Gedanken und Empfindungen bedurften. Ihre Zärtlichkeit selbst hatte sie zurückgehalten, vor seinen Augen jemals mehr als die mattesten Strahlen ihres feurigen Gei-

Aes schießen zu lassen, weil sie seine Nührung,
 und die finstere, ihnen unbekannten Erinne-
 rungen, die so oft in seiner Seele angeregt
 werden konnten; weil sie sogar den Enthu-
 siasmus seiner Tugend scheuten, die in einem
 einfacheren kindlicheren Gewand ihre jungen
 Seelen gewonnen haben würde. Und wenn
 es ja Augenblicke gab, wo sie diese Schüch-
 ternheit vergaßen, wenn Theodor, von
 irgend einer Leidenschaft überrascht, seinen
 ganzen Ungestüm, oder Sara ihre gränzen-
 los schwärmende Herzlichkeit verrieth, dann
 war der Vater betroffen über den Ausbruch
 von Gefühlen, die er nicht kannte ob sie sich
 gleich nie verläugneten; und der irrende, und
 doch so wohlmeinende Mann behandelte als
 Fehltritt, was er als entstehendes Vertrauen
 mit Sorgfalt hätte pflegen sollen. So ward
 er seinen Kindern immer fremder; er fühlte
 es bitter, aber zu unglücklich um die rechte
 Hülfe zu schaffen, legte er sein gekränktes
 Vaterherz mit zu dem Gewicht seines Grams.

Dieses Verhältniß begann nun, das Leben seiner Lieblinge mit eisernen Banden an das Unglück zu schmieden. In Theodors feuriger Seele mahlte sich die Zukunft, welche aus dem damaligen Zeitpunkt entstehen sollte, mit aller der Vollkommenheit, die reiner Wille zum Guten und ungeprüfte Erfahrung jedem Gegenstand, nach welchem die Hoffnung eines Jünglings strebt, so leicht zuschreiben. Unbekannt mit den geheimen Fäden, woran das Thun seiner Zeitgenossen hing, sah er in allen Menschen, die jetzt öffentlich glänzten, nur die Tüchte, die sie durch Wort und Rede in's Licht stellten, und hielt sie treuherzig für Erlöser der Nation. Seinem hochfahrenden Geist, seinem unruhigen Gemüth war es angemessener, der Menge das Glück mit überlegener Weisheit auszutheilen, als die Menge so zu stellen, daß jeder mit einfacher Kenntniß sein Glück selbst erlangen könnte. Seine Lage, die ihn bisher zum Freund weniger Auserlesenen, und zum Wohl

thäter aller andern Geschöpfe um sich her gemacht hatte, bereitete ihn dazu ein Anhänger jenes Systems zu werden, nach welchem Freiheit und Aufklärung ein Gut ist, woran zwar die ganze Nation theilnehmen soll, dessen inneres Heiligthum aber im Busen einer Anzahl von Erwählten niedergelegt, das Vorrecht gewisser erhabner Tugenden bleiben muß. Die Geschichtsbücher aller Nationen schienen ihm, diese Meinung zu bestätigen. Glühend im übermüthigen Gefühle, einer der Erwählten zu werden, sah er nicht daß die treueste Darstellung des Geschichtschreibers nur das Gemälde von Wirkungen tausend und aber tausend vorhergegangner Ursachen seyn kann. Man mag die Quelle, die man verfolgt, noch so sehr von Sand und Strauchwerk säubern, ihre erste Entstehung findet man doch nicht, und umsonst forscht man nach dem Ursprung der Thautropfen welche den Boden besuchten, umsonst nach den inneren Schichten

des Hügel's den sie durchdrangen, um hier als Quelle zu rieseln: eben so unbefriedigend ist die Arbeit des Geschicht'schreibers, und nie kann er uns die Vergleichung mit dem gegenwärtigen Augenblick gewähren. In Theodor's Kopf, der voll kühner Resultate der Vergangenheit war, fand sich wenig Platz für die anscheinend geringfügigen und oft widrigen Züge der Wirklichkeit. Er äusserte zuweilen seine Ideen gegen seinen Vater, aber die kalte Verachtung, mit welcher dieser seine glänzenden Luftschlösser zerstörte, rief ihn zurück ohne ihn zu belehren, und seine innere Festigkeit wurde durch das Gefühl von Unterdrückung vermehrt. Weiblich und schüchtern, entging Sara durch ihre Stillschweigen dem Unwillen des Vaters; aber desto inniger theilte sie des Bruders Träume und seinen Kummer, zwischen seines Vaters Liebe und seiner Meinung, die ihm schon anfang eine Religion zu werden, wählen zu müssen. Natürlich führte

dies alles die jungen Leute näher zusammen. Wenn die arme Sara einen peinlichen Tag lang ihres Bruders Unruhe und ihres Vaters niedererschlagenden Trübsinn ertragen hatte, hörte sie gern zu, wenn sich die beiden Jünglinge stritten, und da ihr Zweck der nämliche war, einander voll Herzlichkeit ihre Begriffe aufklärten. Streit war denn freilich auch zwischen ihnen: Roger hatte nie einem Bözen geopfert, als der Tugend; er hatte nie einen Sterblichen vergöttert, denn den heiligsten, den er kannte, seinen Großvater, kannte er für einen Menschen. Fröh hatte er mit andern gelebt, genossen, gearbeitet, und alle seine Ansprüche unterstützten nicht Vorzüge, sondern Billigkeit und Kraft, die seinem Wunsch und Willen nach, allen Menschen gemein seyn sollten. Zum Auspenden des Heils fühlte er in sich keinen Beruf, und er empörte Theodor, indem er sein Heiligthum der Freiheit ein neugeschnittes Gerüst der Selbstsucht nannte.

Freiheit erkämpfen und Freiheit bewahren, war sein einfacher Begriff; und es war sein einziger Glaube, daß diese Freiheit allen gleich seyn müßte, wie die Luft die uns umgiebt, wovon jeder so viel einathmet als seine Lungen bedürfen. Wurden die Thoren hüzig, und es fehlte dem Sohn der Natur an Waffen gegen die stürmische Beredsamkeit und den Ideenreichthum seines Freundes, so legte Sara sanft ihre Hand auf seinen Mund, und sagte: aber, lieber Wilber, Theodor's Auserwählte wollen ja nur eben das, jeder soll haben was ihm dient — Roger's Stimme konnte ihre donnernden Töne nicht mehr finden; ohne die Hand zu küssen, die ihm so unbefangen schmeichelte, nahm er sie von seinem Mund, und sagte in einem Ton der mehr wie Handlung war: Aber so wollen sie Götter seyn, mein Fräulein, und solche Götter waren es ja, die uns die Fesseln schmieden wollten, die zu lösen noch Ströme von Blut fließen werden. Umsonst

war dieser Satz ein neuer Gegenstand des Streits für Theodor. Die Stimme, welche ihn aussprach, konnte nicht mehr streiten; Roger setzte sich neben Sara, sah in ihr liebes Gesicht, und ließ Theodors Eifer allein aus-
toben. Der Zwang den Selbors's Mißbilligung seinem Sohn auflegte, die Ungewißheit die durch Rogers Widerspruch und des alten Berthiers Meinung in ihm entstand, noch mehr aber sein unruhiger Geist, dem nur ein Schauplatz fehlte, um den Ehrgeiz zu seiner Leidenschaft zu machen, alle diese Umstände erweckten nach und nach den Wunsch in ihm, sich dem Mittelpunkt aller Begebenheiten zu nähern. Voll Selbstvertrauen, hoffte er daß ein kurzer Aufenthalt in Paris alle seine Begriffe berichtigen würde; denn sein Wille war lauter, er wollte Wahrheit, wenn er gleich nicht fühlte daß er nur das von der Wahrheit auffaßte, was seine Meinung bestätigte. Er entdeckte diesen Wunsch seiner Schwester und

keinem Freunde, indem er diesem zugleich an-
 lag ihn zu begleiten. Sara schauderte vor
 dem Gedanken ihren Bruder zu verlieren; sie
 hatte nie in die Zukunft geblickt, ihrem Her-
 zen hatten bis jetzt die Gegenstände genügt,
 denen ihre Sorgfalt gewidmet war; allver-
 trauend auf die Liebe derer, die sie umgaben,
 hatte sie nie an eine Aenderung in ihrer Lage
 gedacht, und nur instinktmäßig regten fremde
 oder neue Gegenstände sie an, als sollten sie
 ihr das Glück schmälern, in dessen Besitz sie
 war. So war ihr Rogers Dazwischenkunft
 erst lange lästig gewesen, sie ehrte zwar gleich
 seine unverkennbar treue Seele, aber er störte
 den stillen Gang ihres Wesens; und wenn er
 Theodoren von ihr abzog, mit ihm etwas
 trieb, woran sie keinen Theil nehmen konnte,
 oder lustig mit ihm war wenn sie es eben gern
 anders gehabt hätte, so dachte sie wohl an ihre
 arme Antoinette, und meinte in ihrem
 Herzen, so möchte es wohl Theodoren mit

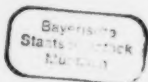
seinem Schwesterchen gegangen seyn wie ihr mit Rogern. Die kindliche Verwechselung kam dem braven Roger zu gute, denn unwillkürlich gönnte sie ihm Theodors Liebe und Aufmerksamkeit um desto williger, als sie sich dunkel bewußt war, eben so würde sie es damals an ihres Bruders Stelle gegen Antoinetten gemacht haben. Nach und nach verwischte sich dieses kleine Mißverhältniß, und wer jetzt die jungen Leute zusammen gesehen hätte, wäre in Versuchung gewesen, Theodorn und Sara für ein Paar Liebende, und Rogern für Sara's älteren Bruder zu halten, so liebte und ehrte sie ihn, so zutrauensvoll wünschte sie ihren Theodor immer unter seinem Schutz. Wie dieser nunmehr den Wunsch, ja fast den Entschluß äußerte, die Hauptstadt zu besuchen, war seine Bitte, daß Roger ihn begleiten möchte, ihr einziger Trost. Roger hörte alle seine Gründe, alle seine Plane ernsthaft und aufmerksam an;

aber er stellte ihm dringend vor, daß Pflicht und Grundsätze ihm verböten, von dem alten Berthier zu gehen. Hier, sagte er, können wir durch Beispiel und Ermahnung viel nützen, bis unsre Mitbürger uns Gelegenheit geben, noch thätiger für sie zu wirken. Dort würden wir uns in dem Wirbel verlieren, ohne zu wissen wohin er uns führte. Hier ist es mir leicht, die Wahrheit zu unterscheiden, und treu alle meine Gedanken auf sie zu richten; dort aber ist sie jetzt mit so glänzenden und vielfarbigen Wolken umgeben, daß ich — jung und unerfahren wie ich bin — irre an ihr werden und gegen mein eignes Gewissen handeln könnte. Lassen Sie uns hier bleiben, mein Freund; glauben Sie mir, wir brauchen den Begebenheiten nicht entgegen zu gehen, sie werden uns schon ereilen — und wie schön, wenn wir sie dann zusammen bestehen, wenn wir für ein Gut kämpfen, nach welchem wir beide mit innigem Eifer trachten,

ten, wenn wir es auch zuweilen aus einem
 verschiedenen Gesichtspunkt beurtheilen! Bis
 unsre Mitbürger uns rufen, ist dieses Haus
 Ihr Pöten; Ihr Vater, Ihre Schwester sind
 Ihr anvertrautes Gut; und ich wenigstens —
 ich gehe nicht von meinem alten Vater, bis
 die einzige Nacht, der ich gehorche, es gebie-
 tet. — Rogers's Zureden war vergeblich,
 vergeblich der Eifer mit welchem der alte Be-
 thier dem Jüngling manche Wahrheit zeig-
 te, manche Aussicht eröffnete; Theodor hatte
 diesen Weg einmal erwählt, den jeder Wider-
 spruch ihm nur glänzender machte. Alles was
 Sara noch über ihn vermochte, war daß er
 die Einwilligung des Vaters suchen würde.
 Aber wie bitter mußte sie diesen Sieg ihres
 kindlichen Gehorsams bereuen! Seit gerau-
 mer Zeit wurden durch einen stillschweigenden
 Vertrag zwischen Seldorf und seinen Kin-
 dern alle Gespräche über die Meinung, worinn
 sie von einander abwichen, vermieden. Die

Seld. Fam. 11. Theil.

6



arme Sara suchte ängstlich andre Gegenstände zur gemeinschaftlichen Unterredung; und nach ihrem heitern Geschwätz, nach der geistreichen Leichtigkeit, mit welcher sie von allem ablenkte, was Theodor aus Unbiegsamkeit oder Unbesonnenheit vorbringen mochte, hätte ein Fremder das gute weiche Geschöpf für sorglos und ruhig gehalten. Eldorf täuschte sich darüber nicht, er liebte sie um so zärtlicher, ließ sich aber leicht verleiten, der Würkung, die diese betrügerische Stille auf seinen Sohn haben konnte, nicht weiter nachzudenken. Wie ihm jetzt Theodor sein Anliegen nach der Hauptstadt zu reisen vortrug, traf es ihn daher viel undorbereiteter als es billig gefollt hätte, seine ganze Bitterkeit erwachte, und sein krankes Gemüth schilderte ihm die nachgebende Behutsamkeit, mit welcher der Jüngling bis jetzt geschwiegen hatte, als tückischen Betrug. Diese Ungerechtigkeit führte Theodorn viel weiter als er je hatte gehen

wollen. Er hatte kindlich gebeten, sich befehlen zu dürfen durch diese Reize; hingerrissen von seinem getränkten Gefühl, forderte er nun vom Gängelband losgelassen zu werden. Kaum waren ihm die Worte entfahren, so erlagte der unglückliche Vater; eine Weile blifte er ihm starr in's Gesicht, und sagte dann langsam: Ha, deiner Mutter Geist ist mächtig in dir! — Weiter ließ ihn Sara nicht sprechen, sie lag zu seinen Füßen, und rief: Vater, Vater! Antoinette's letzter Kuß verjöhnte ja der Mutter Geist — Theodor kniete still und erschüttert neben der Schwester, und hielt die Hände seines Vaters, der sich gewaltsam von ihm wandte. Lange konnte indeffen Selbodorf den Thränen seiner Kinder, und dem Gefühl seines Unrechts nicht widerstehen, er verzieh Theodorn, aber unter der Bedingung daß er nie wieder an die Reize denken dürfte.

Theodors schlecht unterdrückte Sehnsucht

nach einem größeren Wirkungskreis, und Sara's immer mehr sich entwickelndes Gefühl, daß ihre Liebe und ihre Innigkeit nicht genügten um den Bruder zu fesseln, verbannten indessen die vorige unbefangene Fröhlichkeit aus diesem kleinen Zirkel. Sara fühlte sich zwar durch Rogers Gleichmuth, durch seine nie sich verläugnende Freundschaft beruhigt über den Einfluß, den Theodors Einnahme auf seine zukünftige Ruhe haben könnte; aber ihr selbst fehlte eine Stütze, die ihr die Heiterkeit gegeben hätte, welche sie täglich für andre aufwandte; und dabei war in ihrem Innern etwas, das sie, ihr selbst unbewußt, immer mehr von Roger entfernte, je herrlicher der brave Jüngling für ihre Ruhe und ihre Wünsche sorgte. In diesem Zustand von unsicherer Schwermuth kam sie eines Tages von einem einsamen Spaziergang zurück, und wollte von einem kleinen Gehölze durch Berthiers Weinberge nach ihrem Landhaus ge-

hen. Von dem Gehölze bis zu dem engen Wege zwischen den Weinbergen lag eine Trift, wo die Heerde eben weidete. Der Hirt hatte sich entfernt, und der Stier war, von einigen muthwilligen Knaben gehetzt, durch das Gehege auf den Weg gerathen, über welchen Sara jetzt kam. Das Thier erblickte sie, hielt sie für den ihn angreifenden Feind, und verfolgte sie mit wütendem Ungeßüm. Umsonst schrie Sara um Hülfe, niemand war in der Nähe; sie floh mehr als sie lief, und von der Angst verblendet eilte sie in den engen Fußpfad, wo von jeder Seite manns- hohe Mauern die Weinberge stützten. Der Stier folgte ihr auf den Fuß; ihre erschöpfte Brust, der steinige Boden, das Schnaufen des wütenden Stieres, alles machte ihr jeden Schritt, den sie that, als den letzten fühlen dessen sie fähig wäre. Jetzt strauchelt sie wirklich, und stürzt mit einem letzten schwachen Schrei zu Boden; Sara war verloren —

Doch im nämlichen Augenblick sprang Roger etwas höher am Weg die Mauer herab, flog neben Sara vorüber auf den Stier zu, der mit gesenkten Hörnern und gestäubtem Haar nur noch einige Schritte von dem Mädchen entfernt war, faßte ihn an beiden Hörnern, und indem er seine ganze Stärke auf einen Arm legte, stürzte er ihn damit seitwärts auf den Rücken. *)

Schnell eilt er zu Sara zurück, die noch am Boden liegt, faßt sie in seine Arme, und geht einige dreißig Schritte bis an eine nie-

*) Dieses Kunststück sieht riesenmäßiger aus, als es wirklich ist. In den Gebirgen des Jura, und an vielen Orten, wo die Heerden in der guten Jahreszeit von den Dörfern entfernt sind, ist es bekannt genug. Da der Stier sehr ungsenk, und in einem solchen Augenblick von Wuth bezaubt ist, so kommt es darauf an, alle Kraft in den ersten Anlauf zu setzen, und dem Thier das Gleichgewicht zu nehmen, ehe es auf seinen vier Füßen den Angriff gemacht hat.

brige Stelle der Mauer, über welche er in seines Großvaters Baumgarten springt, eh das um sich schlagende Thier wieder aufrecht steht. Er hatte im Weinberg gearbeitet, als ihn Sara's Geschrei aufmerksam machte, er begriff nicht sogleich von welcher Seite es käme, aber der Trieb zu helfen hatte ihn den einzigen Weg zu ihrer Rettung geführt. Jetzt hielt er sie noch in seinen Armen, und rief einige Leute, die sich ihm näherten, um Hülfe für sie. Sie war nicht ohnmächtig, aber ein konvulsivisches Zittern und Schluchzen schien sie gegen alles, was um sie her vorging, süßlos zu machen. Bang und erwartend redete ihr der Jüngling, sich seiner eignen Worte unbewußt, mit den zärtlichsten Ausdrücken zu, als sie endlich in Thränen ausbrach, und ihr Gesicht an seine Schulter verlag. Sara, liebste Sara, hier sind Sie ja sicher! rief er mit dem innigsten Ton, und drückte sie mit beiden Armen an sich. Waren

es diese Worte, oder die erleichternden Thränen, die jetzt ihr Bewußtseyn zurückriefen, Sara wand sich schnell aus seinen Armen, warf einen scheuen Blick auf ihn, und stürzte auf ihren Bruder zu, der sich eben mit raschen Schritten, voll Schrecken über die Gefahr seiner Schwester, ihnen näherte.

Der tiefgerührte Dank des Vaters, Theodor's feurige Anerkennung, daß sein Freund ihm sein liebstes gerettet hatte, Sara's sanfte Thränen, selbst des ehrwürdigen Greises einfaches: Gott segne meinen wackern Jungen! — nichts konnte Rogers von nun an befriedigen. Ein Schleier war von seinen Augen gefallen, er hatte mit den Worten: Sara, hier sind Sie ja sicher! eine Empfindung in seine Seele gerufen, der seit Jahren schon ihre Stätte bereitet war. Er liebte, und war sich es nun bewußt. Zum erstenmal irrte er in wachen Träumen auf einsamen Wegen, und wie war ihm die Schuld.

pfung so lebendig, nie lachte ihm so die ganze Natur. Ihm tönte aus jedem Lüftchen seine Stimme: liebe Sara! in's Ohr, und das Geträchz jedes Raben schien ihm Harmonie; mußte er den Forst umgehen und die Bäume messen, so drückte er einen Baum in die Arme, und hörte: liebe Sara, hier sind Sie ja sicher! Glücklicher hatte nie die Liebe einen Menschen gemacht, und nie verkehrter. Statt Sara aufzusuchen, war ihm der erste Eindruck genug; um mit diesem allein zu seyn, gieng er allen Menschen aus dem Weg, und es brauchte einige Tage, eh seine reifere Vernunft sein Kinderherz lehrte, mehr zu wünschen. Hätte sie doch diesmal sich ihrer Rechte entäußert! Sobald sie ihre Stimme hatte vernahmen lassen, verschwanden der Träume und sein Glük. Er wünschte, und mußte seine Wünsche berechnen, und die Folge war Mißtrauen und Furcht. Er gieng nun die ganze Vergangenheit durch, ob sie

seine Zukunft zu begünstigen schiene; aber leider sah er überall nur Gleichgültigkeit in Sara's Betragen. Ihm schien es, als hätte er sie immer geliebt; Eindrücke, die er längst verwischt glaubte, standen wieder hell vor seiner Seele; er dachte an Seldorfs geheimnißvolles Schicksal, an seine ununterbrochne Zuriethaltung, und auch von dieser Seite fühlte er wenig Hoffnung. Endlich gelangte er doch zu dem Entschlus, den er ohne die zauberische Wirkung eines so neuen Gefühls auf sein kindliches Herz, viel früher hätte fassen können: er beschloß, um Gegenliebe zu werden. Ob sie ihm verweigert werden könnte? Wie an einem scheußlichen Gespenst, stoh er an diesem Gedanken vorbei, und eilte nach Seldorfs Wohnung, die er nun nach zwei Tagen zum erstenmal betrat.

Der Augenblick, welcher Roger einen so heilen Aufschluß über sein Herz gegeben hatte, war auch für Sara nicht unbedach-

tet vorübergegangen, und er hatte Begriffe
 bei ihr entwickelt, deren Dunkelheit bisher so
 wohlthätig für sie gewesen war. Ein Mäd-
 chen, das mehr mit der Welt bekannt gewe-
 sen wäre, hätte Rogers Betragen, ihren
 Einfluß auf seine frohe Stimmung, ihre Ge-
 walt über seine lebhaften Aufwallungen früher
 verstanden. Aber der guten Sara fehlte
 sogar jeder Vergleichungspunkt zum Urthei-
 len, sie sah ihn nur in ihrer und ihres Bru-
 ders Gesellschaft; und fanden sie sich ja ein-
 mal mit andern Menschen, so maß sie den
 Antheil, den sie an seiner Aufmerksamkeit
 hatte, nach ihrer Achtung für ihn, und fühl-
 te keinen Vorzug darinn. Seitdem ihres
 Vaters traurige Strenge gegen Theodor's
 Denkungsart die Kinder unmerklich zu einem
 heimlichen Bund gegen ihn verleitet hatte,
 war eine Vertraulichkeit in ihr Verhältniß
 gekommen, durch welche Rogers brüderliche
 Herzlichkeit sich allmählig in Liebe verwandelt

hatte, während das Sara in dem nämlichen Verhältnis ihre Unbefangenheit gegen ihn verwor. Es bedurfte eines Zufalls wie jenen, wo Rogers warmes Blut seinem Herzen das Räthsel löste, um Sara den Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe zu erklären. Die Stunde war nun gekommen, und sie entriß ihr ihren treuesten Freund, ihren Jugendgefährten, den Schutzgeist ihres Theodor. Sie fing an, den Mann zu verabscheuen, der sie zuerst die Liebe kennen lehrte, ohne ihr Liebe einzuküssen; ihre Sinne empörten sich gegen den Mann, der sie belebt hatte, ohne ihnen zu gefallen. Das reine unschuldige Geschöpf litt unter allen diesen neuen Empfindungen. Tausendmal dachte sie ihre Gefahr, und ihre Rettung, und ihren Dank; wenn sie aber Rogers liebeglühenden Blick, und die Heftigkeit zurückrief, mit welcher er sie an seine Brust drückte, so hatte sie kein Bild aus ihrem Gedächtnis vertilgen, und nur ihre Dankbarkeit

behalten mögen. Sie fürchtete seinen nächsten Anblick, und warf sich vor, ihm nicht freudig entgegenzusehen, da er so edel, und selbst um seiner Liebe willen so edel war; denn wußte sie nicht jetzt, wie lange schon seine Freundschaft Liebe war? und mußte sie nicht erkennen, wie ehrend der Ausbruch seiner Leidenschaft für sie war? Sie war einfach genug, um ohne Selbstbetrug die mögliche Zukunft, die seine Liebe ihr bereiten könnte, zu berechnen; aber sie blieb erstaunt stehen bei dem Widerwillen, mit welchem ihr Herz das Bild des häuslichen Glücks von sich stieß, wo Roger die Hauptrolle an ihrer Seite spielte. Bei diesen widersprechenden Empfindungen mußten ihre Aeußerungen eben so ungleich seyn. So oft von ihrer Gefahr Erwähnung geschah, gab sie ihre Dankbarkeit für ihren Retter mit desto mehr Eifer zu erkennen, als es ihr dünkte, ein jeder, der davon spräche, blicke in ihr Herz, und sähe ihren Undank gegen seine Liebe. Das

sie still in ihr Sinnen vertieft, und man nannte
 seinen Namen, so erröthete sie, und fuhr auf,
 als wäre davon die Rede wie er sie in seine
 Arme gedrückt. Man war so wenig gewohnt,
 Roger so lange abwesend zu sehen, daß
 ihn Theodor zweimal aufsuchte; da er ihn
 aber immer in der heitersten Laune von der
 Welt, aus allen Kräften arbeitend fand, und
 vom alten Berthier hörte, daß er seit zwei
 Tagen es so triebe, als wollte er die Arbeit
 aller vier Jahreszeiten in acht Tagen voll-
 enden: so nannte er ihn einen närrischen Men-
 schen, gerade jetzt so viel zu schaffen, da Sara
 wegen der Folgen ihres Schreckens das Zim-
 mer hüte, und er ihr wohl Gesellschaft leisten
 könnte.

Als Roger endlich wieder bei seinen jun-
 gen Freunden erschien, empfing ihn Sara
 mit dem festen Vorsatz, durch ihr Betragen
 ihre Entdeckung und ihr widerspenstiges Herz
 zu verbergen. Doch dieses Herz war so weich,

III

so innig in allen seinen Gefühlen, daß sie bei Rogers erstem Anblick mehr wie das that; sie vergaß alles, und eilte ihrem Retter mit glänzendem Auge entgegen, und mit einer Stimme, in welcher ein Reichthum von Liebe war, der den gleichgültigsten erwärmt hätte, die aber der junge Mann sich kaum enthalten konnte, kniend zu vernehmen, dankte sie ihm, und warf ihm vor daß er so spät käme seine Errettete zu sehen. Armer, armer Roger, um die Ahnung des höchsten Glücks zu behalten, hättest du dieses Glück nicht sollen zu achten scheinen! Hingerissen von ihrer Güte, überließ sich nun sein einfaches Herz seinem Gefühl, seinem Genuß der Liebe; so wie es aber mit Zutrauen sich ihrem Herzen nahte, stieg ihr Widerwillen wieder auf, und ward mit jedem Augenblick, wo sie den Freund so sorglos geehrt hatte, heftiger gegen den Liebhaber. Von nun an war der Friede ihrer Seele geschoen; denn sie, die nur in Andre

Glückseligkeit lebte, sie sah wie sie das Wohl des Mannes zerhörte, der in der kleinen Welt ihres Herzens eine so wichtige Stelle einnahm; sie sah immer mehr, wie Theodor durch die Gewalt, welche die grossen Angelegenheiten der Zeit über ihn gewannen, von ihr abgezogen wurde; und ihr Vater, der ungeachtet ihrer Bemühungen Frieden zu erhalten, seinen mit jedem Tag zunehmenden Enthusiasmus bemerkte, setzte ihm allenthalben despotische Unterdrückung oder bittre Kälte entgegen. Wie oft, wenn sie sich nicht hatte erwehren können, Rogers herzliches Bemühen ihr zu gefallen, blos mit entfremdender Freundlichkeit zu beantworten, beweinte sie die Zeit, wo sie mit offenem Blick ihm entgegen gieng, und ihm ihre Unruhe und Sorgen klagte, ihn bat ihres Theodors Eifer zu mildern, und endlich, durch seine herzliche Munterkeit erweckt, ihre Sorgen vergaß!

Bei Rogers völliger Unbekanntschaft mit
dem

dem weiblichen Herzen, und einem Karakter, der keiner traurigen Voraussetzungen fähig war, brauchte es einige Zeit, eh er aus seinem frohen Traum erwachte. Geliebt glaubte er sich zwar nie, aber um den Lohn seiner Liebe zu ringen hatte er lange Muth und Beharrlichkeit. Ein gerechtes Selbstgefühl und die Erfahrung einer Reihe von Jahren überzeugten ihn von Sara's Achtung; ob aber jetzt ihre zunehmende Zurückhaltung, ihre ungleiche Stimmung, die von wehmüthiger Güte zu zurückstossender Lustigkeit wechselnd übergieng, mädchenhafte Laune oder Abneigung sei, darüber lag seine Liebe mit seiner Vernunft noch im Streit. Endlich mußte er doch wahrnehmen, daß Sara ihren Kummer vor ihm verbarg, seinen Trost als einen Anspruch auf ihre Liebe von sich stieß, und ihn in den Fällen, wo sie ihn sonst als ihre Stütze aufgesucht hatte, gerade am sorgfältigsten zu meiden schien. Dieser bittern Prüfung unterlag seine Hoffnung.

Er hatte so innig, er hatte nur einmal geliebt; denn was er in unversehrter Jugendkraft je bei andern Mädchen empfunden hatte, war durch Sar a's Bild längst verwischt, oder hieß zur Unkenntlichkeit geheiligt. Wie in den Frühlingstagen ein lauer Regen aus allen Keimen blühendes Leben hervorrufte, so hatte diese Liebe die letzte Hand an die Schöpfung seiner Jugend gelegt, und eine Welt von Seligkeit in ihm entwickelt. Das alles war nun zerstört, er sah sein Herz verschmäh't, und hatte mit Sar a's Vertrauen und Freundschaft alles verloren, was ihm so lange die Liebe ersetzte, und was ihn jetzt allein — doch wie ärmlich für sein verlangendes Herz! — für Liebe entschädigen konnte. Innig trauernd, aber voll weiser Güte beobachtete der alte Berthier seinen zerstörten Lebensgang; wenn er mit immer neuer Fehlschlagung von Seldorf zurückkam, fragte ihn der Greis wohl mit stiller Besorgniß: Roger, warum glüht dein

Gesicht? wie kannst du so finstern und stumm seyn? — Hatte er den ganzen Tag eifrig gearbeitet, und alle seine Geschäfte mit angestrengtem Muth vollendet, und saß dann tiefsinnig neben dem Vater, so strich ihm dieser sanft mit der Hand über die Stirn, und sagte mit einem Ton, der, aus Besorgnis wie Vorwurf zu klingen, zitterte: sonst warst du heiter nach erfüllter Pflicht! — Oft war der junge Mann im Begriff, seine graue Erfahrung um Waffen gegen eine Leidenschaft zu bitten, die seinen männlichen Stolz zu stärken drohte; aber er schämte sich, einem Mann, der stets nur für andre gelebt hatte, eine Empfindung zu gestehen, die ihn von allem außer sich selbst abzog. Oft wollte er Theodor zu seinem Vertrauten machen, und in seiner Brust das Gelübde, mit seiner Leidenschaft zu kämpfen, niederlegen; aber sein Stolz fürchtete in ihm einen Bürgersprecher bei Sara, und in einem geheimern Winkel

seines Herzens lauerte noch eine andre Furcht: an einem Bruder, der stets die Wünsche seiner Schwester getheilt hatte, einen Verbündeten ihrer Abneigung zu finden.

In diesem Zeitpunkt, der so leicht den braven jungen Mann zu einem verfehlten Daseyn hingerissen hätte, wurden die Wolkensichtbarer, welche sich über die Angelegenheiten des Staates thürmten. Aus dem scheinbaren Frieden zwischen unverträglichen Parteien drohten schon ziemlich sichere Anzeichen der künftigen Verwirrung, und in allem was gethan wurde, um ihren Ausbruch zu verschieben, lag blos die Vorbedeutung, wie viel fürchterlicher er darum seyn würde. Hauptsächlich über die vorgehabte Reise des Königs nach Saint-Cloud, und über die Bewegungen durch welche sie verhindert ward, begannen in der damaligen Zeit auch in den Provinzen die Meinungen, die Vorurtheile, die Leidenschaften, die kühnen Vorgriffe, für wel-

che so viel Bluts stießen sollte, schon gegen ein-
 ander zu gähren. Aber mit bitterm Schmerz
 sah Berthier, wie tief Rogers Herz ver-
 wundet seyn mußte; denn still und kaum ge-
 rührt empfing der Jüngling die wichtigsten
 Nachrichten, und kalt hörte er den ernsten
 Weissagungen des Großvaters zu. Jetzt blühte
 der ehrenwürdige Greis in des Jünglings ver-
 finstertes Gesicht: Roger, es kömmt die
 Zeit, wo du deinem Vaterland deine Kräfte,
 deine Tugenden als ein Kapital vorschießest,
 für welches dich vielleicht das Glück deiner
 Kinder erst lohnt — das Glück meiner Kin-
 der! wiederholte Roger halb vernehmlich;
 für mein Glück wäre die Rechnung also doch
 geschlossen — Berthiers erste Bewegung
 war ein Blick, in welchem Zorn und Unwille
 bligten; er schlug ihn bald nieder, und sagte
 nach einer Stille, in welcher Rogers See-
 le mit Schaam und Kummer kämpfte, mit
 einer Stimme, die in jeder andern Brust zum

Scheel des Schmerzens geworden wäre: wohl mir, daß ich dem Grabe so nah bin, denn ich werde nicht sehen wie meine Enkel vor ihrem Vater erdethen! — Zitternd setzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu: Solltest du denn wirklich verloren sehn, für Tugend und Vaterland verloren? Länger hielt es Roger nicht aus, er stürzte zu Berthiers Füßen, und rief ausser Athem von dem Streit in seinem Innern: Mein Vater, ich bin nicht verloren, dein Sohn gehört dem Vaterland; dem soll er allein angehören, höre meinen Schwur, und verzeih meinen Irrthum; ich opfre dem Vaterland Kraft und Tugend bis in den Tod, wenn gleich nie das Glück meiner Kinder mich belohnen wird! — Schwörst du, Roger? Schwörst du das? Ist dein Schwur dir heilig, so scheide ich muthig von Ihnen, denn du setzt mein Leben fort, und nahe an ein Jahrhundert fortdauerndes Dulden von Unterdrückung wird durch deinen

Kampf um Freiheit gelohnt. Wären die Wünsche deiner Liebe dir wichtiger als die Forderungen deiner Nation, so hätte ich umsonst gelebt. — Berthiers letzte Worte hatten Rogers Stolz aufgerufen; er sammelte genug Unbefangenheit, um seinem alten Vater die Lage seines Herzens und die Fehlschlagung seiner Hoffnungen zu gestehen. Voll Güte sagte ihm der würdige Greis, daß nicht seine Wünsche allein betrogen wären, daß auch er durch Sara's Abneigung eine Tochter verlöre, die er sich lange ausersehen, auf welche sein Blick schon gefallen wäre, noch ehe die Umstände seine Plane begünstigt hätten: ein braver Bürger soll Vater und Vater sein, und gegen dieses reizende Mädchen wären diese Pflichten doppelt süß gewesen! Sieh sie auf; sie ist zu jung, oder sie mißversteht die Stimme der Natur, indem sie dich nicht, seit du mit allen Ansprüchen deines Geschlechts dich ihr nahest. Sieh sie auf; du bist jung

und unverdorben, du kannst in späteren Jahren noch lieben. Roger, wie deine Grossmutter mir ihre Hand gab, war ich zwölf Jahre älter als du; und hätte ich nicht damals geliebt, so würde ich jetzt dich nicht verstanden, und dir nicht verzeihen haben. Und ich, im Druk des Unrechts aufgewachsen, liebte doch noch so spät; wie viel länger muß nicht eines freien Mannes Herz jung bleiben! Sind mir doch unfreie Jünglinge immer verhasst gewesen, mit ihren früh weissen oder verbrauchten Herzen — Roger n war bei diesem freundlichen Geschwätz seines Grossvaters nicht anders zu Ruche, wie einem, der sich in der dringenden Gefahr sehe blind zu werden, und dem man zur Aufheiterung von der Pracht des künftigen Frühlings vorspräche. In der nächsten einsamen Stunde suchte er einen Entschluß festzuhalten, und gieng nach Seldorfs Haus.

Er fand die beiden Geschwister in einem

eifrigen Gespräch, dessen Inhalt, nach Sara's verweinten Augen zu urtheilen, sehr angreifend für sie gewesen seyn mußte: aber bei Rogers Eintritt suchte sie ihren Kummer zu verbergen, und verließ nach wenigen Augenblicken das Zimmer. Rogers gab der Zwang, den er ihr auflegte, einen Stich in's Herz; indessen zog sein Freund jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, indem er ihm mit der größten Entschlossenheit verkündigte, er wolle das väterliche Haus verlassen. Ich muß, sagte er, vor jedem Burschen im Dorfe erröthen, der frei mit seinen Kameraden sprechen darf; und mancher Jüngling in meinem Alter wurde schon mit dem Vertrauen seiner Mitbürger beehrt. Ich muß es von mir scheuchen, weil mein Vater mich in Fesseln hält. Glaubst du, ich hätte die unsichern, zurückhaltenden Blicke nicht bemerkt, mit welchen deine Freunde und Brüder, die neulich von Saumur kamen, mich ansahen?

Bedurfte es nicht der wiederholten Erklärungen deines Vaters, um einige Offenheit in ihr Betragen zu bringen? — Roger wußte seiner Heftigkeit keine Gründe entgegen zu setzen, und fühlte das Peinliche von Theodors Lage zu lebhaft, um ihm in diesem Stül zu widersprechen; er suchte ihn nur an den ungewissen Erfolg einer Flucht, und an den allzusichern Kummer seines Vaters zu mahnen. Ueber Theodors Gesicht ergoß sich bei dieser Vorstellung eine höhere Röthe, er gieng unruhig im Zimmer umher; und indem er Sara, die eben wieder hereintrat, bei der Hand ergriff, und sie zu Roger führte: Ihr sollt ihn trösten, rief er, Ihr sollt ihn fühlen machen, daß ich hier unnütz verglühe, und ehrlos veralte. Sara verstand den Sinn dieser Worte nur halb; als aber Theodor fast gewaltsam Rogers Hand und die ihrige zusammendrückte, erwachte ihre gewöhnliche Zurückhaltung, und sie sagte mit

matter Stimme: O Bruder, folge dem Rath
 deines Freundes; der Trost den du deinem
 Vater zugebracht hast, möchte ihm nachher ge-
 brechen. Zugleich zog sie ihre Hand weg, und
 setzte sich an ihren Arbeitstisch. Vielleicht hatte
 ihr das Zweideutige in der lebhaften Aeusse-
 rung ihres Bruders diese Antwort eingege-
 ben, die einen sehr bitteren Sinn für Roger
 enthalten konnte. Im ersten Augenblick fühl-
 te er seinen Stolz so heftig beleidigt, daß er
 sich abwandte, um seine Bewegung zu ver-
 bergen; als er aber wieder auf Sara blick-
 te, und ihrem reuligen thränenvollen Auge be-
 gegnete, stand die Nothwendigkeit, seinen Ent-
 schluß auszuführen, wieder lebhaft vor ihm,
 er machte sich von Theodorn, der ihn noch
 immer hielt, los, und gieng mit einer gewalt-
 samen Aeusserung seines Muths auf Sara
 zu. Sein hochklopfendes Herz versagte ihm
 anfangs die Stimme, und erst wie er einige
 Augenblicke gesprochen hatte, ward seine Brust

freier. Sara, sagte er, und ergrif eine ihrer Hände, lassen Sie uns unsern ehemaligen Frieden wieder finden; geben Sie mir für das unaussprechliche Glück, dem ich von heute an entsage, das Vertrauen zurück, das ich noch heute verdiene. Ich will wieder Ihr Freund, Ihr Rathgeber seyn, und kann es besser wie sonst; denn wahrlich, wahrlich, das Gelübde, das ich hier ablege, muß mich weiser machen, oder es würde mir den Verstand kosten. Sie können mich nicht lieben. Sie können es so wenig, daß Sie — Sie Engel an Güte! hart und ungerecht darüber wurden, daß Sie ein reines treues Herz, ein Herz das noch jetzt, da es alles verloren hat, Ihnen seine schönsten Freuden verdankt, grausam zerrissen haben. — Sara hatte bei Rogers ersten Worten erschrocken aufgeblickt, und ihm nachher ängstlich zugehört, bis sie jetzt mit einem Strom von Thränen ihn unterbrach: Nein, mein armer theurer Freund, ich war nicht

grausam, ich war bang und gequält! Nie sah ich Ihr Auge trüb, ohne daß mein Herz die bittersten Qualen litt; ich litt mehr als Sie, denn ich that Unrecht, wider Willen Unrecht — Ja wider Willen, unterbrach sie Roger, das weiß ich, das fühlte ich, und sonst wäre meine Liebe erloschen. Nun aber, Sara, lassen Sie uns Schwur gegen Schwur tauschen. Um mich zu retten, um Ihr weiches Herz vor Reue zu schützen, lassen Sie nun diesen fürchterlichen Zeitpunkt vergessen sein, lassen Sie mich wieder in die Rechte eintreten, die ich an jenem Abend verlor — Sara verstand ihn wohl, und schlug erröthend die Augen nieder. Roger sah sie ernst und gerührt an, und fuhr fort: Meine Wünsche werden ersterben, da ich von heute an meine Vernunft übergeugt habe, daß Sie ihnen niemals Nahrung gewähren können. Aber dieses Herz, das Sie zu verwerfen genöthigt sind, wird nie für eine andre glühen, nie — denn

wenn ich auch jetzt geheilt bin, so werde ich nicht mehr so jung, nicht mehr des Unglücks so ungewohnt seyn; ich werde nie mehr so kindlich hoffen, wie ich that, eh Sie mich hoffnungslos machten. Wenn Sie einst für einen andern fühlen werden — Seine Stimme stotte, er suchte sich zu fassen, und Theodor, der erstaunt und theilnehmend zugehört hatte, trat jetzt zu seinem Freund, und schloß ihn schweigend in die Arme. Sara's Thränen versiegeten; zu wahr und zu weich um jetzt sprechen zu können, entzog sie Roger'n ihre Hand, und verbarg damit ihr Gesicht. Roger machte sich sanft von seinem Freunde los, kniete vor ihr nieder, und sprach gesammelt weiter: Wenn Sie einst für einen andern fühlen werden, was Sie mir verzeihen müssen, wenn die treueste, anmassungsloseste Freundschaft Sie versöhnt hat, so lassen Sie mich, der ich für Ihr Wohl jütze, Ihren Vertrauten, Ihrem Beschützer seyn. — Hier

legte endlich der Schmerz, er verbarg seine
 Thränen an Sara's Schooß. Die tiefe Stille,
 die jetzt auf einige Augenblicke erfolgte, und
 während deren Rogers' edliches Herz eifrig
 bemüht war, sich mit der Heiligkeit seines
 Entsagens zu durchdringen, ward von der gu-
 ten Schwärmerin Sara unterbrochen. Sie
 hatte endlich Worte für ihr überströmendes
 Gefühl gefunden; begeistert von der Hoffnung,
 den alten Frieden wiederkehren zu sehen, be-
 geistert von Bewunderung über Rogers' edle
 männliche Einsicht, schloß sie ihre Arme um
 den Hals des Jünglings, der noch immer
 an ihrer Seite kniete, küßte mit Engelsreiu-
 heit seine offene Stirn, und rief: Ich schwö-
 re alles, alles! Sie sollen mein Freund und
 mein Führer seyn, danke ihm, Theodor,
 danke ihm; er hat mir sehr wohl gethan — Sie
 bemühte sich umsonst, mehr zu sagen; sie sal-
 tete nun ihre Hände, und hob ihre schönen
 Augen zum Himmel auf: der Sinn ihres

Gebets war Dank gegen Gott, daß er die bitter Qual, Unrecht zu thun, von ihrem Herzen genommen hatte. Roger stand betäubt auf, und lehnte sich an seinen jungen Freund; Sara wußte nicht daß ihr unschuldiger Kuß dem armen Scheidenden das Eden, dem er entsagen mußte, noch einmal in seinem ganzen Glanz gezeigt hatte. Theodor sagte halb laut zu ihm: verzeih mir! Ich hätte dir und dem guten Mädchen manche peinliche Stunde ersparen können, wenn mich mein unruhiger Kopf nicht blind und taub gegen alles um mich her gemacht hätte. Jetzt ist mir alles klar: halte dein Versprechen, sei ihr Beschützer, ihr Freund. — Er hielt seine Hand, auf seinem Gesicht kämpften Wehmuth und Zärtlichkeit und Härte, er umarmte Roger, drückte Sara an sein Herz, und eilte aus dem Zimmer.

Man muß das Gemisch von Kraft und
von

von Unverdorbenheit bedenken, die in Kogern vereinigt war, um zu begreifen, wie er in dem einsamen Gespräch, welches jetzt erfolgte, seinem Entschluß selbst in seinem Innern getreu blieb. Sara war in einer Spannung, deren nur ihre Unschuld ihr Kinderherz fähig machte. Dies bewirkte einen Ausbruch von Vertrauen, in welchem sie Kogern alles mittheilte, was sie seit Monaten ihm entzogen; die feierlichsten Gefühle neben dem liebendwürdigsten Geschwätz; Thränen im schwärmerischen Auge bei der Erwähnung irgend eines bitteren Abends, den sie durch ihres armen Vaters mißverstehende Härte gehabt hatte, und muthwilliges Lächeln auf den noch benetzten Wangen, indem sie von ihrer letzten Expedition mit einer Brut junger Hühner erzählte. So verfloßen ein Paar Stunden, als Seldorf dem in seiner Art einzigen Tete, a, tete ein Ende machte; er trat herein, heitrer als er seit langer Zeit erschienen hatte, und schlug Kogern

vor, den Abend bei seinem Großvater zuzubringen. Sara hüpfte froh auf, eilte ihre Hausgeschäfte abzutheilen, kam zurück mit einem Körbchen voll von einer Art Gebäckes, das, wie sie wusste, der alte Vert hier sehr gern zum Weine aß — das ist für unsern guten alten Vater, sagte sie leise, indem sie es Roger n zeigte, und zugleich seinen Arm ergriff. Seidorf fragte beim Fortgehen nach seinem Sohn, es hieß daß er vor einer Stunde angekommen wäre. Vert hier empfing seine Nachbarn mit der treuerzigsten Freude, sah aber Roger n mit einem fragenden, besorgten Blicke an, als ihm Sara mit einer Unbefangenhait, die er lange bei ihr vermist hatte, die Hand küßte. Sie fieng indessen mit der nämlichen Heiterkeit bald an, die beiden Alten in ein Gespräch über ihre Landwirthschaft hineinzuführen, und trieb dann häuslich wie ehemals ihr Wesen mit Anordnung des Bespersbrods, wobei Roger ihr helfen mußte. Ihr

ganzes Thun hatte einen wunderbaren Ausdruck von begeisterter Güte und Innigkeit, es war die zarteste Weiblichkeit mit der Sorglosigkeit eines Kindes verbunden. Roger, hingeworfen von ihrem Zauber, stimmte in ihre Wünsche, und die schwermüthige Wolke auf dem frohesten Gesicht, das die Natur je bildete, gab ihm neben Sara den Ausdruck der Sehnsucht. Berthier wurde irre an den beiden jungen Leuten; Sara, der seine Beobachtungen den Blick nicht entgingen, benutzte einen Augenblick da ihr Vater entfernt war, und indem sie Roger bat, ihr eine Flasche aufzupropfen zu helfen, warf sie mit einer reizenden Hast dem alten Mann die Worte hin: er ist mein Bruder geworden, wir waren alle im Irrthum. Aber so ungestraft lief die kleine Keltelheit nicht ab, denn Sara mußte sich nun über Berthiers Hand beugen, um ihre Rösche zu verbergen; und zu furchtsam ihre Augen zu trocknen, fielen ein Paar Thränen auf die

Hand des alten Mannes, der gerührt und betroffen das Geheimniß der jungen Leute jetzt ahnete.

Bei einbrechendem Abend hing man an, nach Theodor zu fragen; da man aber sein weites Umherschweifen gewohnt war, so beunruhigte sich weiter niemand. Nur Roger ward nachdenkend, und gieng gegen das Ende der Abendmahlzeit aus dem Zimmer. Nach einer kleinen Stunde kam er zurück, mit einem Gesicht in welchem sich Wehmuth und Sorge mahlten; er überreichte Eeldorf einen Zettel, indem er mit zitternder Stimme sagte: ich würde Sie durch Schonung und Umschweife zu beleidigen glauben. — Was ist es? rief Sara, und sprang erblässhend von ihrem Stuhle auf. — Theodor ist auf dem Weg nach Paris, antwortete Roger. Sara warf beide Arme um ihres Vaters Hals, und verbarg mit dem bittenden Ausruf: Verzeihung, mein Vater, Verzeihung!

Ihr Gesicht an seiner Brust. Seldorf hatte das Papier gelesen, legte es vor sich hin, und machte sich unfreundlich aus den Armen der weinenden Sara los, so daß sie an seiner Seite auf die Knie sank, und ihren Kopf auf seinen Schoos legte, und das fürchterliche Schweigen ihres Vaters nur durch ihre Schluchzen unterbrach. Anfangs arbeiteten auf Seldorfs Gesicht die heftigsten Leidenschaften; Zorn, Schmerz, Bitterkeit wechselten darinn ab; nach und nach schien tiefer Gram seine Züge zu versteinern; und wie selbst der alte Berthier eine Thräne abwischte, welche das Leiden des unglücklichen Vaters ihm entriß, fragte Seldorf mit eiskaltem Ton: Herr Roger, als Mann von Ehre sagen Sie mir, wußten Sie von Theodors Verrätherei? Die Hand auf das Herz, und mit einem Blick, dessen Himmelsklarheit den Unglaublichsten überzeugt hätte, antwortete Roger: bei meines Vaters grauem Haar, bei meinem Vaterland

schreibe ich, ich habe ihn sechs Monate von diesem Schritt abgehalten, und wußte von dessen Ausführung nichts. — Gut, fuhr Selbderf fort, ich hätte mich auch nicht gern von allen betrogen gesehen. Sara, dich weiß ich unschuldig, der Unglückliche schreibt es, und du könntest mich nicht betrügen — hier wollte sein Auge naß werden, er drängte die Thräne zurück. — Er richtete Sara's Kopf empor, und sprach weiter: ich will Theodor nicht verfluchen, den unseligen jungen Menschen wird die Strafe des Undanks mehr drücken, wie mich mein Kummer. Mein würdiger junger Freund, schreiben Sie ihm — nein, weiter nichts als er sollte Wort halten, und uns alles berichten was er thäte. Schreiben Sie ihm, da er vor dem Anblick meines Grams geborgen wäre, sollte er wenigstens, was er auch thun möchte, aufrichtig gegen mich seyn. — Er stand nun auf, nahm ruhig von Berthier Abschied, und sagte ihm mit einem

matten Händedruck; ich hatte einen heitern Abend; es thut mir leid daß den guten Kindern hier — indem er auf Sara und Roger zeigte — ihr froher Muth so gestört wurde. — Berthier, welcher zu weise war, um jetzt trösten zu wollen, ließ ihn fortgehen: sein ehrwürdiges Gesicht bezeugte ohnehin seine Theilnahme. Roger begleitete sie, und erzählte unterwegs, auf Seldorfs Frage, wie er zu dem Billet gekommen? daß ihn einige Worte, welche Theodor n diesen Nachmittag bei einem Streit über sein Vorhaben, nach Paris zu gehen, entfahren wären, wegen seines langen Ausbleibens beunruhigt hätten, daß er im Dorfe nach ihm gefragt hätte, und dem Boten begegnet wäre, welcher Theodors Brief aus Saumur gebracht hätte. Vor Seldorfs Haus hat er Sara heimlich, einige an ihn gerichtete Worte ihres Bruders ohne Vorwissen des Vaters zu lesen. Sara fand folgendes:

„Die Höhe der Empfindung, auf welche Ihr männlicher Edelmuth und Sara's wiederkehrendes Glück mich gespannt haben, geben mir die nöthige Stimmung um einen Schritt zu thun, vor welchem ich um meines Vaters willen zitterte. Ich verlasse euch; ersetzt ihm seinen Sohn, bis er — gewiß seiner würdig — wiederkehrt.“

Mit fürchterlichem Zwange hatte Sel-
dorf sein Herz gehalten, er eilte jetzt wan-
kend auf sein Zimmer, wo selbst Sara's
bange Thränen um ihres Bruders Schicksal
ihn nicht aus seiner Dumpsheit rissen. Der
einzige Gedanke, durch welchen Sara, wenn
sie ihn in seinem Herzen hätte lesen können,
sich überzeugt haben würde, daß ihr Vater
nicht gegen alles Gefühl erstorben wäre, über-
raschte ihn durch eine sinnliche Täuschung,
wie er thränenlos den Kopf auf sein Küssen
legte. Es schmiegte sich so kühl an sein Bren-

nendes Gesicht; indem er sich dichter hineinbrückte, dachte er mit ruhiger Sehnsucht: wäre es doch das kühle Grab! und schlief ermattet ein. Der folgende Tag und viele andere kamen und verfloßen, und Seldorfs Stille blieb sich gleich; er sprach von Theodor, öfters und ruhig, mit der Absicht seine Tochter zu überzeugen, daß kein Groll und keine Bitterkeit in seinem Herzen verborgen wären. Wenn aber ein Fremder in das Zimmer trat, oder der Anblick irgend eines neuen Gegenstandes ihn überraschte, fuhr er zusammen, und gerieth über die gleichgültigsten Dinge in eine kranke Heftigkeit. In dieser Zeit schien Antoinettes Andenken sich lebhaft in ihm zu erneuern; er erinnerte Sara an manchen kleinen Umstand ihres Lebens, und eines Abends, da er mit einer Handvoll Blumen nach Hause kam, die er tief sinnig auf seinen Tisch legte, und ihn Sara fragte, woher die Blumen wären? antwortete

er: vom Grabe des einzigen Wesens, das mir Liebe um Liebe gegeben hat. — Sara war bei diesen Worten von Behmuth durchdrungen, und schwur weinend, ihm ewig Liebe um Liebe zu geben. Mit einem matten Lächeln fuhr er sanft über ihre nassen Wangen, und sagte: um dessen sicher zu seyn, müßte ich ja auch von deinem Grabe Blumen pflücken; so theuer soll ich doch meine Ueberzeugung nicht laufen?

Theodors Briefe enthielten anfangs nichts, wie schwärmerische Beschreibungen von allen den zeitlichen Helden der ersten Konstitution; bald aber begann er, über die wichtigen Verbindungen, in welche er sich einließ, geheimnißvolle Winke zu geben. Mit zitternder Hand empfing nun Seidorf jeden Brief, der von seinem Sohne kam, und legte ihn, nachdem er ihn gelesen hatte, still vor seine Tochter hin; aber zu dem alten Berthier, der ihn dringend bat, seinen

Sehn wenigstens vor den Fallstrichen des Hofs zu warnen, sagte er kalt: da wo er wandelt, dringt meine Stimme nicht mehr hin; diese Blätter — hier legte er seine kalte abgeehrte Hand auf Theodors Briefe — sollen mir nur den Augenblick andeuten, wo jede Hoffnung zur Rückkehr verschwunden sein wird. — Das Gift des unheilbaren Grams nagte an seinem Innern; immer nach Täuschung ringend und immer getäuscht, hatte es seinem reizbaren Gehirn an einem Faden gefehlt, um von seinem letzten Unglück zu einer neuen Hoffnung überzugehen; ohne Muth, diesen Faden zu suchen, machte er seinen Kummer zu seinem erkohrenen Liebling, und es bedurfte nur eines heftigen Sturms, um die wankende Hülle zu zerfiebern.

Sara's Versöhnung mit Rogern war ihre einzige Stütze in dem traurigen Zeitpunkt, der auf ihres Bruders Entweichung folgte. Heiliger wie dieser edle junge Mann

seine Versprechungen hielt, beobachtete nie ein Gottgeweihter seine Gelübde, die doch kaum der Natur mehr widersprechen können, wie Rogers neue Verbindlichkeiten seinem Herzen. Sein Geist war durch das Unglück seiner Liebe um viele Jahre gereift, er hatte ernste Pflichten und harte Entsagungen vor sich, und dieser Wechsel seines Schicksals gab ihm eine Liebenswürdigkeit, die ihm wirklich ehemals gefehlt hatte. Seine fast rohe Lustigkeit milderte sich zur wohlwollenden Heiterkeit, und seine Gradsheit, die in den seinen Zirkeln den Namen Zudringlichkeit erhalten hätte, bildete sich in eine edle Freimüthigkeit um. Sara zog ihn bei allen ihren Sorgen zu Rathe; er half ihr in ihren Geschäften, die durch Seldors's zunehmende Schwermuth und Theodor's Abwesenheit, da diese beide sonst der Landwirthschaft vorgestanden hatten, sich sehr häufen mußten, und dieses ganze Verhältniß besetzte natürlich

licher Weise Rogers Fesseln. Sara empfand den Werth seines Opfers, ihr Dank war nicht Liebe, und konnte nun nimmermehr Liebe werden; aber es war ein seelenvolles Gefühl, und um so spannender, als es sich auf einen Betrug der Fantasie gründete. Kummer um ihren Vater, Furcht bei Theodors unsicherem Schicksal, bange Erwartung bei der Entscheidung, welche nun über das Vaterland schwebte — alles in ihr und um sie riß sie über die gewöhnliche Höhe weiblicher Empfindungen empor; in dieser Lage lohnte sie Rogers mit unbedingtem Vertrauen und der kindlichsten Herzlichkeit, aber ihm standen noch härtere Prüfungen bevor, die zwar nie seine Treue, wohl aber seine Kräfte besiegten.

Der ganze Landstrich von la Rochelle bis zur Loire, alles was zu den ehemaligen Provinzen Bretagne, Poitou, Anjou und Tou-

raime gehörte, war schon in verschiednen Zeitpunkten der französischen Geschichte ein Schauplatz bürgerlicher Unruhen, blinden Eifers, und derjenigen hartnäckigen Anhänglichkeit für Meinungen gewesen, die gewöhnlicher Weise aus dem Zusammentreffen von Kraft, Rohheit und Unwissenheit entsteht. Die nämlichen Ursachen, welche zur Zeit der Religionskriege diese Stimmung der Gemüther in dieser Gegend hervorbrachten, fanden auch jetzt statt. Mit körperlicher Kraft ausgerüstet, unter einem Himmelsstrich, wo die Natur es freundlich zum Lebensgenuss einlud, war dieses Volk durch die Verfassung weniger gequält als beschränkt; alle Fesseln des Geistes und der bürgerlichen Existenz erbten von Vater auf Kinder fort; heute wie vor hundert Jahren baute der Landmann, in ärmliche Lumpen gehüllt, an seiner leimernen Hütte den kleinen Fiel, dessen Ertrag ihm keine Freude machte, weil ihm das Gefühl des sichern Besizes fehlte, das allein

in dem Menschen schaffende Kräfte erweckt. Gleichgültig sah er viele Meilen weite Strecken des schönsten Landes unbearbeitet liegen, indem sein Alter nicht hinreichte, seine Kinder mit schwarzem Brod zu sättigen; jedes Wechfels zum Besseren ungewohnt, kam auch kein Plan von Verbesserung in sein dumpfes Gehirn. Die einzige Leidenschaft dieser Menschen war ihre Religion, denn die Drohung mit der Hölle, und das freche Versprechen ihrer Priester, sie mit dem Gott zu versöhnen, aus dessen Barmherzigkeit die Sünder ihren ausschließenden Handel machten, trieben sie in einem ihnen angemessenen, engen Kreis von Furcht und sinnlosen Hinbrüten bei ihren ärmlichen Gemüthen umher. Ihre lebendige Gottheit auf Erden mußten ihre Gutsherren seyn, denn ob sie gleich ihre Spur öfter durch Druk und Elend als durch Wohlthat erkannten, so mußten diese blinden Geschöpfe dennoch durch die Wirkung ihrer Allgewalt

an sie gefesselt werden. Diesen Druck und diese Gewalt stellte das ganze Land gleichsam sinnbildlich dar: zahllose Schloßer und Rittersitze, die von ihren Höhen herab die finstern Hütten der Armuth beherrschten; groſſe Forſten in welche der halbnakte Bauer das übermüthige Bild zurücktrieb, das ihm, trotz seiner Wachen in den kalten Frühlingsnächten, die junge Saat verwüſtete; unabſchliche Heiden, deren todte Stille die Herrschaft ihres mächtigen Beſizers würdig ehrte. Der Hauch der Tirannei verzehrte den Geiſt des Fleiſſes in dem Landmann, wie der Südwind den befruchtenden Thau auf dem ewig todten Sand im heißen Afrika. Doch klage man den Genius der Menſchheit, der über jene jetzt mit Blut gedüngten Stelen weint, nicht an, daß er etwa keinem der vorgezognen Sterblichen, unter welche ſie getheilt waren, den Wunsch zu beglücken eingegeben hätte. Nicht alle waren Tirannen, aber alle konnten die Mittel, ſelbſt

selbst zum Beglücken, nur despotisch gebräuchten; sie mußten ihren Unterthanen befehlen, weniger arm, weniger dumm, weniger gedrückt zu seyn, und der wohlthätige Strahl, den sie ausgehen ließen, diente weit mehr dazu, sie im Gefühl ihrer Gewalt zu bestätigen, als den Unterthanen eine Ahnung ihrer Rechte zu geben.

Diesem Volk stand ein fürchterlicher Uebergang bevor, um zur Freiheit zu gelangen. Der Altar dieser Gottheit ließ sich nicht unter den Mauern zahliger Ritterthürme erbauen; es sollte auf dem Schutte der ländlichen Hütten errichtet werden, von den blutigen Schatten der ehemaligen Bewohner umschwebt, von Wittwen und Waisen bedient seyn, und in einen Trauerschleier gehüllt, sollte die erhabne Göttin den dargebrachten Weisbrauch empfangen.

Die ersten Jahre der Revolution hatten hier weniger Einfluß, als in den meisten andern Gegenden von Frankreich. Das Volk

gebrauchte seine Rechte höchstens wie Vergünstigungen, und empfing nicht Licht genug, um die neuen Vortheile als sein unbestreitbares Eigenthum anzusehen. Der Widersezungsgeist der adlichen Herrschaften, welcher mit jeder Faser ihres Daseyns verbunden, auch nur mit ihrem Daseyn aufhören konnte, vermehrte in dem Fortgang der Zeit die Verwirrung in den Begriffen und den Erwartungen des Volks. Die alte Zuchtreligion war zerbrochen, aber die neue Ordnung wurde nicht gelehrt; die alten Götzen waren dem Volke genommen, aber die neue Gottheit wurde ihm nicht gepredigt: der Adel schmeichelte ihm, die Priester gossen das Gift ihres Hasses in seine Seele — so war der vollkommene Sinn dieser verschauchten Menschen bald zu einer fanatischen Heftigkeit gereizt, und das duldsame Hausthier zum Tiger umgebildet.

Der Augenblick, in welchem Adel und Geistlichkeit die Geburt ihrer Herrschsucht und ihrer

Nachbegierde an das Licht bringen wollten, nahte heran; mancher Edelmann, der seit der Revolution in beständigem Umherschweifen das Feuer der Zwietracht überall angefacht hatte, zog sich jetzt auf seinen Landsitz zurück, und erwartete in geschickt benutzter Ruhe das Zeichen zum Handeln. Während daß diese Menschen pralerisch und listig Volksliebe und Menschlichkeit zur Schau trugen, und auf diese Weise das unwissende Volk verleiteten, die Wohlthaten der Freiheit mit ihrer eignen väterlichen Denkart zu verwechseln, und für jene demnach unverbesserlich blind zu bleiben, deuteten die Priester auf eine unglückswan- gere Zukunft, umlagerten das Bett der Sterbenden mit Besorgnissen über das Schicksal der Zurückbleibenden, verlasen in den Lehrstunden der Katechumenen die Geschichten der Märtyrer und der Gefahren, welche die streitende Kirche bestanden hätte, und forderten am Altar die schauernden Kommunikanten

auf, ihr Leben für ihren Glauben zu opfern, und wie der Heiland, den ihre sündenbesetzte Hand ausheilte, sich selbst zur Bezeugung der Wahrheit hinzugeben.

Unter den Adlichen, die um diese Zeit in ihre Stammgüter zurückkehrten, war L***, der Sohn eines alten Hauses, dessen Ahnen seit Jahrhunderten in C** bei Mortagne ihren Sitz hatten. Ob die Natur in diesem jungen Mann einen Satan unter der Form eines Helden verbarg, oder ob in ihm das Schicksal eine Engelsseele zwang sich mit Werken der Finsterniß zu belassen, oder ob er einer von den Menschen war, die in einem gewöhnlichen Gang der Dinge übersehen und unbenutzt, von außerordentlichen Umständen fortgetrieben bald kühn, bald schwach, bald frevelnd erscheinen — das wird vielleicht in einem Zeitpunkt, wo so mancher Odze in Staub zerfällt, und der Nachruhm selbst von dem Nachspruch der Leidenschaft abzuhängen scheint,

nie entschieden werden. Während der kurzen Zeit da sein Name genannt ward, war P*** in den Augen von mehreren Tausenden Feldherrn, Heiliger, Wunderthäter selbst nach seinem Tode; aber weder seine Apotheose, noch die Flüche, die von einer andern Seite seinen Schatten verfolgen, decken die geheimen Triebfedern seiner Thaten auf.

, Seldorfs Landgut lag auf dem halben Weg von Säumur nach Mortagne, in einer Gegend, wo sehr häufige Zusammenkünfte des Adels gehalten wurden. Die nächsten Schlösser um *** gehörten Verwandten und Freunden von P, und überdem hatte P*** ein besonders Interesse diesen Ziel scharf zu beobachten, weil Seldorfs Unentschiedenheit in Rücksicht auf die eingeführten Neuerungen, und Berthiers bekannter kühner Eifer für die Sache des Volks ihm bei seinen politischen Plänen nicht gleichgültig seyn konnten. Den ersten, welcher ehemals Herr

Aber einige hundert streitbare Männer gewesen war, bei denen es ihm auch jetzt nicht an Einfluß fehlte, in seinen Bund zu ziehen, über den andern, der ein Menschenalter lang der Verteidiger der Unterdrückten gewesen war, ein wachsamcs Auge zu behalten, gehörte allerdings mit zu den tief angelegten Vorbereitungen, von denen seine nachmalige Würksamkeit gezeugt hat.

Seine ersten Bemühungen, Seldorfs Bekanntschaft zu erlangen, waren in die Zeit von Theodors Entweichung gefallen; er hatte sich daher leicht beschieden, daß er in diesem traurigen Augenblick, als ein Fremder, nicht den vertrauten Zutritt finden würde, den er suchte, und er versparte seinen Besuch auf eine gelegnere Zeit. Er hatte sich schon mehrere Wochen in C** und der umliegenden Gegend aufgehalten, als er an einem schönen Frühlingsmorgen, auf einem einsamen Spazierritt von einem Schlosse jenseits

des Flüsschens Laron nach Chollet, einen angenehmen Seitenweg einschlug, den er, da ihm mehr daran lag, jeden Winkel des Landes kennen zu lernen, als schnell an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen, gern verfolgte. Dieser Weg führte ihn durch ein enges Thal in eine kleine Ebene, wo er durch eine Pflanzung blühender Obstbäume auf dem schönsten Wiesengrün bis an eine kleine Gartensforte kam, die ihm die Aussicht in eine reizende ländliche Anlage nicht benahm, hinter welcher in einiger Entfernung unter hohen Nußbäumen ein Kirchturm hervorragte. Die unendliche Schönheit des Morgens, der Gedeihen und Leben in die ganze Erbsung hauchte, die strahlende Sonne, welche schmeichelnd mit dem West eiferte, die Thautropfen von den jungen Blüten zu küssen, das Riechen einer nahen Quelle, alles lud L*** ein, sein Pferd an den nächsten Baum zu binden, und die angelehnte Sforte zu öffnen. Er wendete sich nach der

Seite, wo er das Wasser gehört hatte, und gelangte bald an einen hohen dunkeln Bogen-
gang von Geisblatt, bei dessen Ausgang eine
Reihe Wassertöhre im Schatten von alten
Alajia's sich in ein steinernes Becken ergoß.
Sein eilfertiger Gang ward aber hier durch
den Anblick eines jungen Mädchens gehemmt,
die neben dem Wasser stand, und eine Men-
ge Kräuter und Blumen auf dem Rand des
Beckens ausbreitete. War es der Zauber des
Morgens, der Sara's Liebendwürdigkeit er-
höhte — denn L*** war in Seildorfs
Garten gerathen, und sie war es, die frische
Blumen zum Aufwuz für ihres Vaters Zim-
mer sammelte — oder machte das Roman-
tische des Orts, des Augenblicks L***'s Seele
für jeden Eindruck von Schönheit empfängli-
cher, oder scheint ein reizendes Weib immer
das Meisterstück der Schöpfung: genug L***
vergaß jetzt seine Neugier und seine Nebenab-
sicht, in der Gegend zu spähen, und war

bloß in Anschauen verloren. Die Blüte der reinsten Gesundheit, welche bei ihrer schlanken Gestalt nur den Ausdruck der Jugend und Unschuld hatte, ein seelenvolles Gesicht, in welchem ein lächelnder Mund mit dem schweremüthigen Blick des grossen schwarzen Auges so anziehend-seltzam abschloß, der ernste Eifer, mit welchem sie ihre kindliche Beschäftigung trieb, und die Blumen so denkend und theilnehmend ansah, als verstünden sie ihre Meinung — das ganze reizende Schauspiel festelte L*** an seinen Platz, bis Sara nach beendigter Arbeit das Körbchen, in welchem sie ihre Blumen geordnet hatte, aufnahm, noch einen lächelnden vergnügten Blick darauf warf, und ihren Arm hoch aufhob, um sie mit frischem Wasser zu besprengen. Jetzt trat L*** näher hinzu, und mit einer Entschuldigung wegen des ungewöhnlichen Weges, auf welchem er sich verirrt hätte, erzählte er mit ungezwungener Höflichkeit, durch welches

Ohngefähr er hieher gerathen wäre. So un-
 befangen und verbindlich die Art war, mit
 welcher Sara seine Anrede erwiderte, so
 sah er doch jetzt den Augenblick kommen, wo
 er wieder nach der kleinen Pforte zurückgemußt
 hätte, als Roger sich näherte, und noch
 hinter dem Gebüsch rief: Sind Sie fertig,
 Fräulein? Ihr Vater fragt nach Ihnen. —
 Sara setzte lebhaft einen grossen Strohhut
 auf, ergriff ihr Blumenkörbchen, und sagte:
 das ist gut, lieber Roger, daß Sie kom-
 men; hier ist ein Herr, den ich nicht zum
 Frühstück einladen konnte, jetzt thun Sie es —
 Roger trat näher, und die beiden Männer,
 welche sich schon öfters bei öffentlichen Ver-
 sammlungen gesehen hatten, erkannten sich
 sogleich; der Anblick wirkte aber verschieden
 auf beide. Bei Roger war es das sonder-
 bare schnelle Gefühl, hier wie in den Volk-
 versammlungen und allenthalben in einem
 Menschen wie P*** einem Gegner zu begeg-

nen, der zwar gefährlich war, den er aber den unerschütterlichen Willen hatte, endlich zu besiegen: dieses Gefühl giebt allen wahren Republikanern, wenn sie friedlich mit Anhängern der Gegenpartei zusammentreffen, die nämliche Fassung, die brave Offiziere von zwei feindlichen Armeen haben, wenn sie durch ein Ohngefähr ausser dem Schlachtfeld auf einander stossen. Hier kam noch die jedem unverdorbenen Herzen heilige Ehrfurcht für die Gesetze der Gastfreundschaft hinzu; Roger wiederholte also dem Fremden Sara's Anerbietung, zwar mit einer ernstlichen und eher trostigen Art, zugleich aber mit der anständigsten Höflichkeit. In P***s Herzen zu lesen würde schwerer gewesen seyn, doch schien es von Sara's Bild zu eingenommen, um in diesem Augenblick so sehr auf seiner Hut zu seyn, als es dem Charakter dieses Mannes angemessen war. Er sagte, nachdem Sara mit einer leichten Verbeugung davon gegangen war,

mehr seltlich wie gesagt: Sie haben eine liebenswürdige Schwester, Herr Berthier? — Roger berichtete seinen Irrthum, und forderte ihn auf, Sara's Einladung zu folgen. Die Entdeckung war P*** doppelt erschrecklich, da ihm nun ein Ohngefähr dasselbe Haus erdruete, in welches er so lange vergeblich einen Zugang gesucht hatte. Roger lehrte mit ihm an die Pforte zurück, um das Pferd in den Hof zu führen, und begleitete ihn sodann nach dem Haus, indem er ihm unterwegs von Seldorfs schwacher Gesundheit erzählte, die ihn seit einiger Zeit genöthigt hätte, allen Umgang außer dem Hause aufzugeben. P*** hatte sich jetzt völlig gesammelt, und ob ihm schon, nachdem er Sara erblickt, die Vertraulichkeit in welcher er den jungen Berthier hier festgesetzt sah, nicht sonderlich gefiel, so herrschte doch in seinem Kopf eher die Neugierde, das eigentliche Verhältniß zwischen Leuten zu erforschen,

die nach allem was er von Seildorf wußte, durch etwas anders als ihre politischen Meinungen verbunden seyn mußten. Je länger er Rogern, dessen öffentlichen Karakter er schon ehrte, so häuslich und doch anmassungslos von der Familie sprechen hörte, zu welcher sie giengen, desto ungeduldiger ward er, ihn noch einmal mit Sara beisammen zu sehen, und desto unwillkürlicher schmiegte er sich wieder in alles Gefällige hinein, was Natur, Erziehung, Bildung ihm in so reichem Maaße verliehen hatten, und womit er jetzt, von seinem guten Geist oder einem blutdürstigen Dämon geleitet, aller Herzen anzog. Bald darauf, nachdem ein Frühstück aufgetragen worden war, kam Sara zu ihnen; sie dankte Rogern vertraulich, daß er so gut für ihren Gast gesorgt hätte, und versicherte P*** mit einer schmeichelhaften Wendung, sein Besuch sei doppelt angenehm, weil er ihren Vater gerade heute munter und ge-

sünder finde, als er seit langer Zeit gewesen —
wärtlich, denken Sie! sagte sie zu Roger,
er will herunterkommen, und diesen Herrn
selbst begrüßen.

Dieses zuvorkommende Betragen stimmte
freilich mit seinem gewöhnlichen Gange nicht
überein. War es aber die Lebhaftigkeit, mit
welcher seine unerfahrene Sara von dem
unvermutheten Besuch sprach; oder war es
die Erinnerung daß Roger entschieden gegen
L***s Familie gesprochen hatte, und bei ei-
nigen Veranlassungen schon öffentlich gegen sie
aufgetreten war, und überraschte ihn sein zart-
tes Gefühl, ohngeachtet seiner angewöhnten
Apathie, mit der Furcht daß die beiden Män-
ner allein zusammen nicht taugen möchten;
oder war es ein dunkler Gedanke an seinen
Sohn, der in jedem seiner Briefe genauer
mit Menschen von der Art dieses L*** ver-
wickelt schien: genug, Seldorf verfügte sich
zu dem Fremden, dessen Besuch sich bis ge-

gen die Mittagszeit verlängerte. Dieser Proteus umstrifte Seldorf mit aller Liebendwürdigkeit des geistreichsten Geistes; fein genug, um da, wo er von andern abgieng, bloß originell zu scheinen, wurde er anziehender, indem er anderer Meinungen widersprach, und wenn sein Gesicht auch nicht der Spiegel seiner Seele war, so war es doch die vollkommenste Pantomime eines Geistes, der sich in alles, was zur Empfindung gehörte, hineinlebte hatte. Sara's Unerfahrenheit war ihm sehr behülflich, sich von einer interessanten Seite zu zeigen; indem sie bei Erwähnung ihres Bruders sich ganz ihrem Gefühl, ganz dem Ausdruck der Besorgnisse ihres liebenden Herzens überließ, erfuhr er so viel er zu wissen brauchte, von Theodor's anfänglicher Vereinzlung in Paris, und von einem anscheinend unbedeutenden Zufall, der ihn seitdem mit verschiednen Menschen von seiner Partei in Verbindung gebracht hatte. L*** war mit

dem Geist des Zeitpunkts zu vertraut, um hier etwa den Beschützer spielen zu wollen; er wünschte vielmehr der guten Sache, die er aber nicht näher bestimmte, Glück, wenn Jünglinge wie Theodor so lebhaft dafür fühlten; er sprach mit einem idealisirenden Enthusiasmus von der Vereinigung aller Patrioten, die sich um ihren guten König drängen müßten, um eigennützigen Feinden des Volks den Zugang zu seinem edeln Herzen unmöglich zu machen — dieser Ton fand in Sara's schmärmerischer Seele einen harmonischen Wiederhall; das Bild von patriarchalischem Glück, das L*** ausfüllte, paßte besser zu der kindlichen Stimmung ihres noch nie betrognen Gemüths, als das dunkle Gewirr von Aufopferung, Streit und Tod, welches in Verthier's Gesprächen mit Theodor immer am meisten hervorgehoben hatte. Selbendorfs Denkungsart, sein Widerwille, Gutes zu erwarten, blieb sich gleich; die Weisheit

heit seines Charakters widerstand indessen der Versuchung nicht, an L*** eine Ausnahme unter seiner Klasse zu machen, und sich für sein Gespräch um so lebhafter zu interessieren, als er die Namen mehrerer von den Menschen, in deren Arme sich Theodor jetzt geworfen hatte, mit eifrigem Lob nannte, daß er mit Anführung mancher schönen That, mancher Aufopferung von ihrer Seite bewährte. Roger hatte sich bald nach Seldorfs Ankunft entfernt, und der kleine Zirkel hätte die ankündigende Mittagskunde vielleicht nicht bemerkt, wenn man Sara nicht herausgerufen hätte. Sie fand Roger reisefertig; ich muß fort, sagte er innig und gerührt, äußern Sie davon nichts gegen Ihren Gast — Sara, fuhr er erröthend fort, und ergriff ihre Hand, ich muß Sie bitten, so ungeziemend es scheinen mag: verhindern Sie Ihren Vater, diesen Mann in sein Haus zu ziehen — Sara stutzte — Nein, nein, bei meinem Schwur,

Seld. Fam. 12. Theil.

2

nicht bewegen! — er drückte ihre Hand an sein Herz: Um Ihres Hauses, um Ihrer Sicherheit willen — Sara erschrak, und hielt seine Hand fester; er sprach weiter: Es ist jetzt Bewegung im Lande; ich muß es meiner Schwester anvertrauen, damit sie mich nicht mißverstehe. Adieu Sara! — Fort eilte er, und Sara gieng tief sinnig in das Zimmer zurück. Ihre Unbefangenheit war durch die mögliche Auslegung von Rogers ersten Worten gestört, L*** war nun kein gleichgültiger Fremder mehr, sondern ein Mann, der sie verleiten haben konnte, ihren braven Freund mißzuverstehen. Die dunkle Nachricht, die ihr Roger gegeben hatte, trug noch mehr dazu bei, ihre Empfindung zu reizen, und wie sie in das Gesellschaftszimmer zurückkam, blieb der Ausdruck von Zweifel und Rührung in ihrem Wesen L***s scharfem Blick nicht verborgen. Er wollte jetzt Abschied nehmen, die Sonne prallte um diese Zeit brennend von

dem Hofpflaster zurück, Seldorf konnte ihn unmöglich jetzt gehen lassen, er nöthigte ihn zum Mittagessen zu bleiben, und führte ihn in seine Bibliothek, während daß Sara froh war, sich bei ihren Hausgeschäften wieder sammeln zu können — vielleicht auch schon froh, sie für L*** vermehrt zu sehen.

Nachmittags kamen verschiedene Bauern in den Hof, welche mit widersprechenden, aber theuerlichen Umständen erzählten, daß in **, einer benachbarten Commune vom Distrikt Mauleon, Unruhen ausgebrochen wären, und ein Theil des Volks zu den Waffen gegriffen hätte. Sara erblaßte bei dieser Nachricht, und stand in Begriff, Rogers Ermahnung zur Discretion zu vergessen; aber L*** zerstreute den widrigen Eindruck dieser Eidebung, die ihn selbst anfangs nicht ganz vorbereitet getroffen hatte, mit der meisterhaftesten Gegenwart des Geistes. Auf einem Spaziergang im Dorfe bestätigte sich ein Theil jener Nach-

richten, und die Gesellschaft vernahm jetzt sogar ziemlich deutlich den Schall der Sturmglocke gegen Nauleon hin. L*** nahm davon Gelegenheit, schneller wegzugehen, indem seine Pflicht ihn aufforderte, die Sache selbst näher zu besichtigen. Er sprach dabei mit der männlichsten Ruhe von der möglichen Gefahr, wünschte Seldorf Glück, von anerkannt guten Patrioten umgeben zu seyn, und besüßte unter den schmeichelhaftesten Dankesbezeugungen sein Pferd, nachdem er Seldorf um Erlaubniß gebeten hatte, ihm in den nächsten Tagen von der wahren Beschaffenheit jener kleinen Gährungen Nachricht zu bringen.

Seldorf war von einem so ungewohnten Tag ermattet, seine traurige Stimmung kehrte mit der Stille zurück, und er eilte in sein einsames Zimmer. Sara war von mehr wie einer Empfindung angegriffen, aber unbekannt mit sich selbst, suchte sie den Grund ihrer Unruhe außer ihrem Herzen, und gieng

zu dem alten Berthier, um ihn wegen seines Sohnes Reise zu befragen. Doch es sollte heute keine freundliche Hand der armen Sara aus dem Labyrinth zurückwinken, in welchem sie sich zu verstricken anfing. Berthiers Haus war voll Männer aus der umliegenden Gegend, welche von dem Lärmgeschrei herbeigeführt zusammen berathschlagten. Auf Sara's wiederholte Bitte verließ der alte Berthier einen Augenblick die Versammlung, um sie zu sprechen; aber die Gegenstände der Berathschlagung, sie mochten nun der Wahrheit getreu oder vergrößert seyn, hatten diesmal die Sanftmuth des braven Greises gehört. Er entwarf einige so empörende Züge von den Verräthereien, mit welchen man das Volk umspinne, von der höllischen Falschheit, die man anwende es zu verführen, daß Sara gitternd rief: wo ist Roger? — Gegen E** wo der Sitz des Verraths ist — Nein, nein! L*** war den ganzen Tag hier; er liebt das

Volk, er liebt das Vaterland — Urtheilen Sie von den Gesinnungen eines Menschen, der im Schoos der Gastsfretheit seine Künste schmiedet! Ich weiß daß er bei Ihrem Vater war, dort — indem er auf das Zimmer zeigte, wo die Männer versammelt waren, bürgte ich eben mit meinem Leben für die Treue Ihres Vaters, die jedem redlichen Bürger verdächtig wird, weil er, der jedem aus unserer Mitte den Zutritt versagt, einem L*** seinen Schmerz über Theodor's glänzende Laufbahn anvertraut — — Sara verstummte; sie stand erst im Begriff, L*** statt ihres Vaters zu vertheidigen; beschämt über ihre Verwirrung, erschrocken über die Gefahr, welche drohend herannah, hüllte sie sich in ihren Stolz, und antwortete mit so vieler Kälte, daß der Geist im Unwillen von ihr gieng. Sie lehete nun schwermüthiger, als sie gekommen war, nach ihrem Haus zurück. Noch niemals hatte sie sich so einsam und trostlos gefühlt, noch niemals hatte die

Arme eines freundlichen Herzens, um Hoffnung und Ruhe darinn zu schöpfen, so schmerzlich bedurft. Aber Theodor war fern, und von ihm erhielt sie seit langer Zeit nichts mehr, als ehrsüchtig schwärmerische Deklamationen; Roger hatte diesen Morgen ihr Vertrauen zurückgeschreckt, der wehmüthigernste Blick, mit welchem er ihre Hand an sein Herz drückte, hatte die Furcht ihn zu betrüben erweckt; und diese Furcht, und des alten Berthiers unvorsichtiger Eifer warfen ein Interesse auf L***, als die erste Ursache ihres Kummer, das er vielleicht ohnedem nicht gehabt haben würde. L*** schien so edel, er hatte so männlich gesagt von der Gefahr, so menschlich und schonend von dem verführten Volke gesprochen: er konnte nicht falsch seyn, er war das Opfer der Vorurtheile, der argwöhnischen Stimmung von Menschen, die sie lange geliebt und geehrt hatte, die aber jetzt hart, ungestüm, ja anmassend gegen sie verfuhr.

So brachte sie einen Theil der Nacht schlaflos zu; noch war es dunkel, als sie im Grunde des Thals den Himmel mit einer Flammenröthe überzogen sah, und ihr Ohr den Ton einer fernen Sturmglocke vernahm, der vom Morgenwind herbeigeführt wurde. Zum erstenmal dachte sie das Bild der Verwüstung, der Gefahr in einer so fürchterlichen Nähe, sie dachte verwirrt an Roger, an P***, sie bildete sich ein, sie gegen einander fechten zu sehen. Ihr Schrecken nahm zu, als sie unter ihrem Fenster von einzelnen Männern, die über den Weg eilten, und leise und ängstlich mit einander sprachen, die Worte zu hören glaubte: man mordet das Volk — Ein Fieberfrost ergriff das einsame Mädchen, sie sah nichts als Zerstörung und Tod vor ihren Augen, indeß doch die Natur um sie her Frieden und Ruhe athmete. Endlich erloschen die Flammenstreifen im Morgenroth, und der schaudervolle Glockenton ward von dem tau-

sendstimmigen Gesang der Vögel, die den anbrechenden Tag begrüßten, in der Luft verdrängt. Jetzt legte sie sich erschöpft nieder; aber der leichte Schlummer, der ihre Augen deckte, verschwand bald bei dem Geheul einiger Bauerweiber, deren Männer entweder zufällig oder durch Anstiftung in dem Distrikt von Maulcon gewesen waren, an dem Zusammenlauf des gestrigen Tages Theil genommen hatten, und nun gar übel zugerichtet nach Hause gebracht wurden. Seldorfs Wohlthätigkeit war so bekannt, daß ihm der traurige Parteigeist das Recht, die Zuflucht der Bedrängten zu seyn, noch nicht genommen hatte. Sara fand ihn schon mitten unter einem Trupp von Landleuten, die ihm eine schaudervolle Beschreibung von den Begebenheiten des vorigen Tages machten. Sie waren, sagten sie, auf einem Viehmarkt in ** gewesen, und hatten sich durch Trinken und Heugierde aufhalten lassen, bis der Lärm

ausgebrochen war. Wo er entstanden, woher die Bewasneten gekommen, wer sie angeführt, wußte niemand zu sagen; aber nach den Uebertreibungen dieser armen verführten Leute, welche Räuberei, Verwüstung, Nordbrennerei als die Früchte der neuen Ordnung der Dinge anzusehen begannen, war gestern eine große Anzahl von Dörfern verheert, und viel Blut vergossen worden. Seldorf hörte mit Abscheu zu, und sagte in einem vorwurfsvollen Ton zu Sara: Bürgerkrieg ist also die Folge aller dieser Glückseligkeitspläne! Wäre doch P*** hier, und hörte wie sein Patriotenbund sich realisiert — Sara schlug ihre thränenschweren Augen bei diesem Namen nieder; die Bauern stiegen ihn auf, und riefen einstimmig: Er hat das Land gerettet; er und Herr Roger Berthier flohen von Hausen zu Hausen, sie drangen bis zu den Austrüchern, und sprachen von Befehl und Treue; sie stellten sich als Brustwehr vor die erschrocken-

nen Weiber und Greise, sie sammelten die Nationalgarden, die nicht wußten wohin die Sturmglöke sie rief; in dem Augenblick da wir aus dem Gestrümmel entkamen, verfolgten sie den Feind — diese Worte hatten eine Wunderkraft für Sara's verschlagenes Herz; sie durfte nun bei L**'s Namen ausblühen, er wurde mit Roger n zugleich als Vertheidiger der guten Sache genannt; sie dachte mit Entzücken, wie gern sie dem alten Bert hier verzeihen wollte, nun sie so gewiß wußte daß er Unrecht hatte, und die Verwüstung verlor einen großen Theil ihres Schrecklichen, da Roger und — der Mann, dessen Unschuld ihr so theuer zu werden anfing, dagegen kämpften. In der Folge des Tages liefen beruhigendere Nachrichten ein; die Auführer waren in die Wälder geflüchtet, die Nationalgarden standen allenthalben unter den Waffen, und im ganzen Distrikt herrschte die größte Ruhe. Gegen Abend sprengte ein Reuter in

den Hof; es war L***, der sogleich in das Zimmer trat, und sich mit der einfachsten Freimüthigkeit gegen Seldorf entschuldigte, daß er sich schon die Rechte eines alten Bekannten anmaachte. Er sprach von dem gestrigen Vorfall, verringerte das Unglück und die Gefahr, versicherte daß es weit mehr eine zufällige Zwistigkeit unter den Bauern als eine Parteisache gewesen wäre, daß nur der wohlmeinende Eifer einiger Patrioten es für ernsthafter angesehen, und durch übereilte Anstalten zum Widerstand die Erbitterung vermehrt hätte. Er erwähnte Rogers mit vieler Achtung, und lobte seine Wachsamkeit, die ihn so früh zur Hülfe, selbst eines fremden Departements angetrieben hätte. Sara fühlte sich seit L***'s Eintritt von einem gewissen stillen Frieden umgeben, durch welchen ihr Herz nur wohlthätigen Empfindungen offen war; sie überließ sich dieser, und genoß nach dem gestrigen bangen Abend und der traurig

durchwachten Nacht, desto inniger ein Paar heitre Stunden in der Gesellschaft dieses Mannes, dessen Liebenswürdigkeit und geschickte Wendungen selbst ihren Vater von seinen traurigen Gedanken über die Lage des Landes zu zerstreuen schienen.

Seitdem schlich der Geist der Zwietracht eine Zeitlang nur still und dumpf in der Gegend umher, und zeigte sich bloß hie und da in stillschweigenden Verhöhnungen des Gesetzes, in Rekeren gegen die Obrigkeiten, in ungeziemenden Festen auf den Schloßern und Ritterhöfen. Roger blieb abwesend; der Auftrag einer Gesellschaft von Volkseccunden entfernte ihn lange von seiner Heimath, und die Vereinzelung, worinn sich die gute Sara befand, machte ihr L***s Besuche, die er alle Wochen einigemal wiederholte, um so werthher. Sie hatte dabei den Kummer, den alten Bert hier von seinem ungerechten Vor-

urtheil gegen den neuen Freund ihres Vaters nicht zurükbringen zu können, und Selbort selbst entsente sich mehr von jenem, weil ihm die Erinnerungen an politische Gegenstände leicht verhaßt wurden, und L***s gefällige, biegsame, unerschöpfliche Unterhaltung ihm wohlthätiger war als Vertniers zunehmender Eifer. L*** war zu fein, um nicht alle Vortheile dieser Umstände bei Sara zu benutzen. Ueber den Platz, welchen Roger in ihrem Herzen einnahm, hatte er sich bald beruhigende Aufklärung verschafft; ihre unbefangene Herzlichkeit, und das ehrerbietige, anspruchlose Betragen, mit welchem Roger diese erwiderte, überzeugten L*** daß von ihrer Seite wenigstens, vielleicht Enthusiasmus, aber nicht Liebe im Spiel wäre. Ihm kam wenig darauf an, Roger zu verstehen; denn sobald er ihn nicht als Nebenbuhler fürchtete, warf er ihn unter die grosse Anzahl derer, die er zu Werkzeugen oder Opfern aus-

erischen hatte. Ob das was ihm Sara dem ersten Augenblick eingeblitzte, ob überhaupt was er für sie empfand, Liebe war, läßt sich nicht so genau bestimmen. Vielleicht liebte ein L*** ein Mädchen wie Sara, ohngefähr wie ein Nero den größten Enthusiasmus, den reinsten Geschmack für Kunst haben konnte. Vielleicht auch daß es Menschen giebt, die zu allem Edeln geschaffen, und durch gewaltsame Umstände von ihrer Bestimmung abgelenket, in Einem Gefühl ihres Herzens, das mit keiner von den verstimmten Saiten desselben in Zusammenhang ist, die Urschönheit ihrer Natur wiederfinden, und dieses Gefühl mit desto glühenderem Eifer pflegen, weil es das einzige ist, das ihnen die Ahnung des verlorenen Göttersunkens zurück giebt. Eine solche Liebe muß um so heftiger und kühner seyn, als sie gegen alles Böse in dem Gemüth, dessen sie sich bemächtigt, unaufhörlich ankämpft. Im Ganzen aber war es L***s Schicksal, allen

thalben von Trug umhüllt vor der Nachwelt zu stehen, und auch seine Liebe für Sara, mit seinen politischen Verhältnissen verbunden, trägt noch mehr dazu bei, ihn unverständlich zu machen. In der Legende wenigstens, die unter seinen fanatischen Mißstreichern ihn überlebt haben mag, wird das betrogne Mädchen nicht mit unter den Wundern gezählt seyn, die er verrichtet hat.

Sara mußte für jedes des Schönen empfängliche Herz ein Studium des Schönen seyn. L*** sah sie ihrem Haushalt mit einer Thätigkeit, mit einer Einsicht vorstehen, als beschränkte sich darauf der ganze Kreis ihrer Bestimmung; er sah sie ihren Vater verpflegen, zerstreuen, aufheitern, mit ihm weinen, und alles was sie umgab, alles, selbst ihre Liebe, so wie sie entstand und zunahm, zu seinem Wohl anwenden; er sah sie unter den Landeuten, ihr wohlthätiges Herz oder der Zufall mochte sie zusammenbringen, mit einer

Güte

Güte die zu holdselig war um bloß Liebe zur Gleichheit auszudrücken, in alle ihre Sorgen und Freuden eingehen. Der Genuß eines schönen Abends, der Anblick einer lachenden Gegend öffnete zuweilen ihr Herz einer kindlichen Heiterkeit, in welcher jede Blume, jeder grüne Baum, jeder zwitschernde Vogel der Gespieler ihrer Freude wurde; hüpfend eilte sie dann an L***s Arm durch die Wiese, küßte übermüthig die schönsten Blumen, um den Weisbörn am Saum des Gehölzes mit Kränzen zu behängen, und jauchzte vor Frohlichkeit, wenn die lusternen Ziegen sie abweideten. Dann gieng sie wieder ernst und in sich gekehrt, und sah den aufsteigenden Mond; der Duft der Blumen, der Gesang der Vögel, das ferne Leuchten der Wetterstrahlen schien ihr eine Feier der Natur, und sie stand einfach, rein und innig wie ihre erste Priesterin in der jungen Schöpfung. Entzückte sie L*** durch die holde Vertraulichkeit, mit welcher

Ent. Jan. 17 Jhril.

W

sie in ihrer frohlichen Stimmung ihn zum
 Werkzeug des unschuldigsten Scherzes gebrauch-
 te, so durchdrang ihn der Blick voll Hoheit,
 und die Ahnung von inniger Liebe, womit
 sie ihm ihren Arm entzog, um einsam vor-
 auszugehen in den Augenblicken ihrer feierlich-
 en Schwärmerei. Sein überlegener Geist
 wurde unwillkürlich angezogen, in Gesprä-
 chen und gesellschaftlicher Unterhaltung, der
 Lehrer, der Bildner dieser unerfahrenen schö-
 nen Seele zu seyn; sein männliches Wesen,
 sein kaltes Blut mußten ihm tausendfache Gele-
 genheiten geben, sie bei ihrer übereilten Kühn-
 heit, bei ihrer oft alles Aeußere vergessenden
 Empfindung, so verschmolzen wie dies alles in
 ihr mit weiblicher Schüchternheit war, im
 Zaum zu halten. Die Lage der Sachen, die
 Gährung unter dem Volk, die Zubringlichkeit
 der Priester, deren sich Seiborf nicht ganz
 erwehren konnte, der Kummer über ihren ge-
 liebten Bruder, dessen Briefe immer unver-

kändlicher und feiner wurden: alles führte
 sie auf einen Weg, der mit jedem Tag enger
 und abschüssiger wurde, und sie mit jedem
 Tag unbedingter in L***s Gewalt lieferte.
 Sie sah nie eine Ursache, auf ihrer Hut zu
 seyn, denn nie brachte dieser Mann ihr Herz
 mit ihrem Verstand in Widerspruch; sie sah
 in allem seinem Reden und Thun nichts als
 Muth, Offenheit, Patriotismus, Wunsch alles
 Gute, und alle guten Bürger zu Einem End-
 zwel zu vereinigen und zu benutzen. Sie war
 blos Mädchen, blos fühlendes Geschöpf, und
 die Zeiten hatten damals ihre schreckliche Re-
 fe noch nicht erlangt, da es bei weitem noch
 nicht hinreichen sollte, ein menschlicher wohl-
 meinender Mann zu seyn, um kein Verräther
 zu scheinen. Verschiedenheit in Meinungen
 war damals noch kein Hochverrath, und füh-
 rte noch nicht zum Verbrechen. Bei den schwä-
 chen Ausbrüchen zwischen den Parteien, die
 hie und da, vielleicht auf Anstiften der Royal-

sten, vielleicht wider ihre Absicht, aber doch gewiß unter ihrem Schutz vorfielen, war L*** bald muthiger Vertheidiger seines Systems, bald Friedensstifter, immer aber ein Muster von Billigkeit. Alle Unzufriednen versammelten sich um ihn, aber er schien sie immer zur Ruhe, zum Guten zu lenken, und sein Wort bändigte ihre feindselige Wuth. Einfach bis zur Beschränktheit in seinem Schloß, gleich es eher einem Hofviz, wo jeder Dürstige Pöase und Nym, jeder verirrete Wanderer Obdach und Schirm fand; und setzte er gestärkt seinen Weg fort, so dachte er sich fort an C** als den Ort, wo im Drang der Noth eine Zuflucht vor Hülfslosigkeit ihm offen stehen würde.

Bei einem seiner Besuche ward Sara eine Unruhe an ihm gewahr, die ihr Herz, das schon so innig an ihm hing, mit Besorgniß erfüllte; umsonst aber forschte sie mit

schüchterner Freundlichkeit, woher seine Laune
 entsünde: ohne sie zu befriedigen, fesselte sein
 Stillstehen das weiche Mädchen durch die süß-
 se Abhängigkeit der Liebe. Bald nachher gelangte
 die Nachricht von der Flucht des unglücklichen
 Ludwigs in die entferntesten Gegenden, und
 erfüllte alle Gemüther mit Schrecken, Haß,
 oder übermüthiger Freude. Jede Schenke
 war jetzt eine Schule des Aufruhrs, wo bald
 ein feiger, herrschsüchtiger Priester die getreuen
 Diener des königlichen Hauses aufbot, bald
 ein kühner Patriot oder ein feiler Emissar
 Königshaß, Freiheit und Rache predigte. Es
 blieb nicht bei müßigem Geschwäg; die Nach-
 richt von der glücklich gelungenen Flucht ward
 zwar widerrufen, aber die losgelassenen wil-
 den Leidenschaften ließen sich nicht so leicht
 an die Kette des Gehorsams zurütführen.
 Zahlreiche Haufen von Menschen, welche durch
 die neuen Einrichtungen ihres ehelichen oder
 unehelichen Broderwerbs beraubt waren,

rottet sich zusammen, überfielen die als pa-
 triotisch bekannten Communen, und plünderten
 oder mißhandelten die Einwohner, wo
 keine zeitigen Widerstandsanstalten sie abschreck-
 ten. Die ganze benachbarte Gegend stand
 unter Waffen, die Nachrichten aus der Haupt-
 stadt lauteten verworren und drohend; alle
 Sicherheitsmaßregeln die von dem Eiz der
 Herrschaft aus verordnet wurden, verloren
 ihre Kraft, indem sie hier mit niederträchtiger
 Kriecherei gegen die Vornehmen, und
 despotischer Härte gegen das Volk, dort mit
 unvorsichtiger Vergünstigung gegen das letzte,
 und leidenschaftlichem Uebermuth gegen die
 Gutsbesitzer vollstreckt wurden. Oft begaben
 sich die Municipitätsbeauten mit ängstlicher
 Demuth auf die Schlösser, um die von der
 Nationalversammlung anbefohlene Auslieferung
 aller Waffen zu betreiben. Man empfing sie
 mit einem Schmaus, wo die herablassende
 Güte der Herrschaft ihre ehrwürdige Sendung

erniedrigte, und sie lehrten, unter tiefen Verbeugungen, mit etlichen Jagdskinten zurück, die ihnen ein Sakai nicht ohne einige Verschlägen auslieferte, indeß in den unterirdischen Gewölben des Schlosses Tausende von Patronen verfertigt wurden, und die Gewehre angehäuft lagen. Im Distrikt von Saumur hingegen war ein Freund des alten Berthier an der Spitze der Municipalitätsbeamten, welche die Auslieferung der Waffen besorgten; und dieser setzte seinen Auftrag mit der Unerschrockenheit, welche das Bewußtseyn der Gefeymähigkeit immer geben sollte, aber auch mit der Härte lang erwarteter Rache durch. Der Mann hatte nichts von Berthiers menschlichweiser Güte, er hatte nur seinen lähnen Geist; alles was ihm sein Freund von Seldorfs Unglück, von seiner unschädlichen Einsamkeit gesagt hatte, verflüchtete den Eindruck nicht von dem Kalksinn, mit welchem Seldorf jeden stürmischen Patrioten auf

nahm; und der Name seines Sohnes, der jetzt unter den Anhängern des Hofes genannt wurde, und dem man in dem kleinen Zirkel seiner Bekannten mehr Antheil an der Entweichung des Königs zuschrieb, als er je gehabt hat, führte den Mann, der zum kalten und passiven Handhaber des Gesetzes bestellt war, mit dem einseitigen beleidigenden Vorurtheil des Argwohns in Seldorfs Haus, als auf seiner Kunde dieses die Reihe traf.

Seit jenem Abend, an welchem Sara über L***s Betragen unruhig gewesen war, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Alle fürchterlichen, abentheuerlichen Nachrichten, die sie seitdem vernommen hatte, alle Besorgnisse wegen der Zukunft hatte sie allein ertragen und bekämpft; die Sehnsucht nach dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, und die Bangigkeit über sein Schicksal zerrissen zugleich ihr Herz, und erschwerten mehr wie jemals ihre Bemühungen, die Bitterkeit ihres Vaters zu

besänftigen. Sie sann umsonst, was in einem Augenblick wo Gefahr von allen Seiten her drohte, ihren Freund entfernt halten konnte, unter dessen Augen sie sich geborgen dünkte, wie das Kind in der Mutter Armen. Die schreckliche Erzählung, die sich von dem Tag des Marsfeldes verbreitete, setze ihrer Einbildungskraft von neuem zu; jede laute Stimme unten im Dorf, jedes ferne Getöse schien ihr Tumult und Mord zu verkünden. Ruhig wie ein abgeschiedner Geist von dem Leben im Staube spricht, wenn er in einer stürmischen Mitternachtsstunde seinen zurückgelassenen Freunden erscheint, hatte sich indessen Seldorf mit Sara in ein Gespräch über ihre Kinderjahre, und über das Glück, das sein Vaterherz sich von ihrer Jugend versprochen hatte, vertieft. Mit grausamer Kälte geriet er sein eignes Gefühl, und erzählte wie er gehost hätte, diesen Theil des Hauses sollte Theodor einst mit seinem Weibe be-

wohnen, dort würde Sara sein Alter pflegen; er sprach weiter, wie er manchen Baum gepflanzt hätte, um mit seinen Enkeln unter dessen Schatten zu spielen, und wie dort jenes Feld nur mit einer leichten Hecke umjäumt wäre, weil er, wenn die Wirthschaft größer geworden wäre, des Nachbarn Grundstücke dazu gekauft haben würde. Sara hörte bang diesem hoffnungslosen Herzählen nie gewonnenen Glückes zu, und suchte, mit einem Herzen das fast von Wehmuth brach, seine Träume an die Zukunft zu knüpfen. Seldorf hielt inne, und ließ sie allein sprechen; ermuntert durch sein Stillschweigen, glaubte das gute Mädchen, über des Vaters finstern Dämon zu siegen, als Seldorf langsam den Kopf schüttelte, und mit seinem matten erschordnen Tone sagte: Du wirst bald vergebens meine Spur und meiner Träume Denkmäler hier suchen — Diese Worte durchführten Sara mit einem Schauder, und unver-

mögend zu sprechen, verfolgte sie mit theilnehmendem Blick seinen wankenden Schritt, mit welchem er unter den Bäumen verschwand. Sie saß lange in tiefem Gram versunken, als sie plötzlich von einem Wortwechsel, und von der Stimme ihres Vaters erweckt wurde, welcher mit einer Heftigkeit und Stärke, die ihr ganz unbegreiflich waren, sich zu verantworten schien. Sie eilte auf das Haus zu, und fand die Municipalitätskommission, deren Anführer mit Seldorf im Streit begriffen war. Unglücklicher Weise fiel die Scene auf einem mit Bäumen bepflanzten Plage vor dem Hause vor, und hatte einen Haufen von Menschen zu Zeugen, die zum Theil nicht aus den besten Absichten den Kommissarien auf allen Tritten folgten. Seldorf hatte die ganze Zumuthung als einen Eingriff in das Eigenthumsrecht jedes Hausbesizers angesehen, und die erste Anrede mit mehr Stolz als Gleichgültigkeit beantwortet. Uebrigens weit ent-

fernt sich zu widersetzen, befahl er alles Gewehr herbeizubringen; und ohne den ungezeitigen Eifer von Berthiers Freund hätte die Sache hier endigen können; dieser konnte sich aber nicht enthalten, einige sehr beißende Anmerkungen über die Zierlichkeit der wenigen Jagdsinten, die man ihm vorlegte, zu machen; mühsam an sich haltend, sagte Selldorf: um einem jungen Menschen auf der Jagd zu dienen, nähme man keine Musketen, und einen andern Gebrauch hätten diese Gewehre nie gehabt, denn sie gehörten seinem Sohn. Der unglückliche Name, und der Zusammenhang in welchem er hier vorkam, vermehrten die Bitterkeit des Kommissairs; bald erfolgte die Beschuldigung, es müßte anders Gewehr im Haus verborgen seyn, und wie Sara herbei eilte, drang die Kommission in das Haus um es zu durchsuchen. Von Schrecken außer sich rief Sara um Hülfe, und hielt ihren Vater, der vor Wuth mit

den Zähnen knirschend eines der vor ihm liegenden Jagdmesser mit seiner linken Hand aufnehmen wollte. Das umstehende Volk ward unruhig, ein Theil aus Schrecken über den Austritt, ein Theil aus boshafter Freude am Unfug; hie und da wollte ein bestochener Taugenichts es aufheizen, die Abgeordneten der Nation zu vertheidigen, und war so frech zu versichern, daß eine aufgeschäufte Kustkammer im Schloß verborgen sei. Um das Unglück zu vollenden, eilten einige Bedienten des Hauses, die im Feld gearbeitet hatten, mit den ersten heißen Waffen herbei, und stellten sich neben ihren Herrn; der Austritt hätte nun wahrscheinlich eine blutige Wendung genommen, wenn nicht der alte Bert hier auf den ersten Lärm, der zu ihm gelangte, herzugeeilt wäre, und mit der ihm eignen Geradheit die Hitze der Kommissairs gemildert hätte. Er ließ sie ihre Nachsichungen fortsetzen, führte sie sogar in alle ihm bekannte Winkel des

Hauses, und forderte sie endlich ernsthaft auf, vor dem nämlichen Hausen, der die Beschuldigung angehört, Seldorf auch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Zu einem solchen Schritt hatte aber Berthiers Freund nicht Biegsamkeit genug. Seldorfs heftige Aussetzungen schienen ihm so gefährlich wie verborgne Waffen, und er lehnte mit einer sehr unüberlegten Ermahnung zu Seldorf zurück. Dieser hatte in seiner kranken Hitze Berthiers Dazwischenkunft, und sein Betragen gegen die Kommissarien, wovon die erschrocknen Hausbedienten, welche Zeugen dabei waren, ihm einseitige und falsche Berichte hinterbrachten, ganz mißverstanden; zu stolz um gegen den andern noch ein Wort zu verlieren, warf er mit ausbrechender Bitterkeit dem wohlmeinenden Alten sein treulosßes Betragen vor, und nannte mit einer höhrenden Anwendung diese Mißbräuche eine Geburt der neuen Freiheit. Der patriotische Kommissair

schämte; der alte Mann war über Eldorfs Unvorsichtigkeit und Gefahr zu betroffen, um sich bei der persönlichen Beleidigung aufzuhalten — er wandte sich zu den Kommissairs, und sagte fast ruhig: der Mann ist krank; laßt ihn, ich büрге für ihn. Hierauf legte er seine Hand auf Sara's Schulter. Ich habe Rogers Stelle vertreten wollen, sagte er, suchen Sie mich wenn Sie mich brauchen. — Er zog die Kommissairs mit sich fort; und jetzt gelang es endlich dem armen geängsteten Mädchen, ihren Vater zu bereden, daß er auf sein Zimmer gieng.

Der heftigen Aufwallung folgte eine so grimme Bitterkeit, daß Sara es nicht wagen durfte, ihn allein zu lassen. Mit bangem Herzen duldete sie sein Schelten, seine Ungerechtigkeit, seinen Groll, und nahm zugleich mit unbeschreiblicher Angst wahr, daß bei einbrechender Dunkelheit Haufen von Männern um das Haus schlichen, und von

der Dorfschenke lautes Geschrei herschallte. Der Vater, welcher in seinem Unmuth ihren innern Kampf nicht bemerkte, und ihr sogar über ihre Ruhe Vorwürfe machte, nahm ihr endlich zornig ein Buch aus der Hand, in welchem sie, um Fassung zu finden, einige Minuten gelesen hatte: Du bist glücklich, sagte er; die erdichteten Leiden deiner Bücherhelden trösten dich über die Schmach deines Vaters — aber schnell legte er das offene Buch, das er von Sara's Thränen überflossen fand, vor sich hin, und blickte erschrocken auf seine Tochter, die von Weinen erfüllt und sprachlos vor ihm stand. Einige Augenblicke stützte er den Kopf auf beide Arme, dann stand er auf, faßte die Hände seiner Tochter, drückte sie an seine Lippen, und rief: vergeih, Sara! vergeih meinem wachsenden Elend! — welches fühlende Herz denkt sich nicht das Ende dieses Austritts? Fast glücklich durch das Uebermaas seines Unglücks, weil er ein lebhaftes Gefühl für

für die Wirklichkeit darin wiedergefunden hatte, schickte Seldorf sein geliebtes Kind früh auf ihr Zimmer; und sie war so müde von Schmerz, daß sie die Nachricht einer Wagh, das Dorf sei voll von fremden Männern, die auf der Straße herumschwärmten, kaum hörte. Eh sie sich zur Ruhe legte, dachte sie noch einmal an Berthiers Worte: er hätte Rogers Stelle vertreten wollen. Wäre er hier! seufzte sie leise — und mit noch sehnlicherem, aber furchtsamerem Wunsche seufzte sie noch einmal: wäre er hier! und hatte L***s Bild vor der Seele.

Kaum hatte der erste Schlaf sich ihrer bemächtigt, als sie durch ein dumpfes Getöse erweckt aufsprang. Plötzlich wurde ihre Thüre aufgerissen, und ihr Vater trat mit L*** herein: eile, rief er; wir müssen uns retten, die Ungeheuer sind schon nahe. — Sara erblaßte, frug, warf ihren Mantel um, und fast getragen von L*** verließ sie das Haus. Gleich

Darauf schien ein tobender Lärm anzugehen, sie sah Fackeln, hörte Schüsse fallen, und kam halb entsezt bei einer Chaise an, welche von einem Haufen von Bewaffneten bewacht wurde, denen L*** sie und ihren Vater übergab, sich sodann auf ein Pferd schwang, und in der dunkeln Nacht verschwand.

Sie fuhrn einige Meilen, und hielten endlich bei einem abgelegenen zerlichen Hause still, wo jedoch keine Anstalt zu ihrem Empfang gemacht war; ihre Begleiter selbst schienen hier eben so fremd und verwundert als sie, und verlohren sich bald nach ihrer Ankunft. Sara's Einwändungen waren zu widersprechend, als daß ihre Fassung so bald hätte zurückkehren können. Der fürchterlichste Augenblick ihres Lebens, das sicherste Unglück hatte etwas süßes für sie, weil sie sich wieder unter L***'s Schutz gefühlt hatte. Indessen war das Herz, das so innig liebte, nicht abgestumpft für das Gefühl dieses Unglücks; ihr erstes deutliches

Bewußtseyn war der Anblick ihres Vaters, der mit finst'rer Stirn und glühenden Wangen heftig auf und nieder gieng; sie ergriff seine Hand: Vater, rief sie, ich bin nicht muthlos; verzeih diesen unwillkührlichen Schrecken, der mich betäubte. Sage, wo sind wir? was drohte, was rettete uns? — Drohen? antwortete Selbors, und hielt in seinem raschen Schritt einen Augenblick inne, um seine von unnatürlichem Feuer blizenden Augen auf sie zu heften; die Menschen, die mich seit sieben Jahren Vater nannten, wollten den Vater im Schlaf ermorden — Und I***? rief Sara zitternd. — In ihr Helfers'helfer oder mein Schutzgeist, murmelte er, und riß sich los, um seinen Gang fortzusetzen.

Ihr Herz stand still, sie setzte sich an ein Fenster — durch die Luft rauschte ein heftiger Gewittersturm, einzelne Blitze erleuchteten eine ihr ganz fremde Gegend, und zeigten ihr Reiter und Männer, die an den Mauern der Hof-

gebäude hielten. Endlich hörte sie, nachdem das Wetter einen Augenblick nachgelassen, eine große Pforte öffnen, es entstand ein verwirrtet Getümmel von Menschen und Rossen, aber ein Blitz, der bald darauf folgte, ließ sie nichts wahrnehmen als eine todtte Leere über dem ganzen Hof. Seldorf hatte sich auf einen Lehnstuhl gestreckt, und war endlich nach unnatürlicher Spannung seiner Nerven in einen betäubten Schlummer gefallen. Rund umher ward es immer stiller, der Morgen brach an, Sara hörte in der Ferne das Gebell der Dorf Hunde, das Geklirr vorbeifahrender Kutschleute. Sie konnte nun die Lage des Hauses unterscheiden, es war am Eingang eines Waldes, und nur mit Ställen umgeben; nach und nach vernahm sie daß man darin munter wurde, sie hörte einige Thüren auf und zuschlagen, sah Vieh aus den Ställen treiben — endlich erschienen einige Reiter mit Jagdsinten bewaffnet, 2*** war

an ihrer Spitze, sie strengten in den Hof, bald eilten sie die Treppe herauf. Sara's Herz schlug ungestüm. Mitschuldiger oder Schutzengel — o ihr Herz hatte längst gewählt, aber die Ungewißheit ihres Vaters scheuchte die reine Aeußerung ihres Kinderfinnes grausam zurück. Seldorf blieb in seinem matten Schlummer verfunken; aber bei P***'s Eintritt war aus Sara's Herzen alles andre verschwunden, unwillkürlich bloß von der Nähe ihres Schutzengels ergriffen, lief sie, so unbefangen als träte ihr Bruder herein, auf ihn zu — ihre Hand lag in der seinigen, und wie er reden wollte, deutete sie mit der Heiterkeit eines Engels auf ihren schlafenden Vater. P*** verstand sie, führte sie in das Wohnzimmer, wo seine Begleiter im Hintergrund um einen Tisch mit Trinkgeräth und Speisen saßen, und setzte sich neben ihr nieder.

Deutlich genug ist der Gang, den Sara's Herz genommen hatte, und die Stim-

mung in welcher sie sich jetzt befand. Aber
 konnte es einen Bösewicht geben, der nicht
 wider Willen alle Seligkeit der Tugend ge-
 ahnet hätte, indem das unschuldigste, reinste
 Geschöpf das Bild der höchsten Tugend in
 ihm verehrte? Und wirklich war es nicht die
 Seele eines Bösewichts, die sich auf L***s
 schönem Gesicht mahlte, wie er des entzückten
 Mädchens Dankesthränen fließen sah, wie er
 ihre Fragen beantwortete, wie er die schuldlose
 Unbefangenheit, mit welcher sie seine Hand an
 ihre Lippen drückte, so ehrfurchtsvoll und ge-
 rührt zu empfinden schien. Sara erhielt nun
 die Auflösung des Räthfels, die ihr zerflörter
 Kopf so lange umsonst gesucht hatte. Der ge-
 ärrige unglückliche Austritt hatte bestochenen
 Aufrehrhistern den abscheulichen Gedanken ein-
 gegeben, das gegen Seidorf entstandene Mis-
 trauen zu reizen, und unter dem heiligen Vor-
 wand des Patriotismus, sein Betragen als
 eine offenbare Auszeichnung gegen die constituir-

ten Autoritäten vorzustellen. Wie es schien, waren andre Bösewichter von demselben Schlag aus einem benachbarten Departement herübergekommen, und hatten eine Handvoll eintziger unzufriedener Burschen mit in das Komplotz gezogen, indem sie ihnen vorgespiegelt hatten, es sei Pflicht gegen das Vaterland, einem so gefährlichen Mann seine Mittel zur Contrevolution zu nehmen, und man wolle das Haus bloß von den darinn versteckten Waffen reinigen, damit der Befehl der Besitzgeber doch vollzogen würde, indem die dazu bestellte Kommission durch Gewalt zum Abzug genöthigt worden wäre. Einige von L***'s Jägern waren noch fest im Wirthshaus bei Seldorfs Gut gewesen, hatten etwas von seinem Vorhaben abnehmen können, und waren geeilt, es ihrem Herrn zu hinterbringen, der erst geüßert von einer Geschäftsreise in dem Schloß eines benachbarten Freundes angelangt war. L*** erkannte die Gefahr des Augenblicks,

Anstalten zur Gegenwehr waren nicht mehr zu treffen, und diese lagen ohnehin der Obri-
keit des Orts ob; er konnte also blos für
Seldorfs persönliche Rettung sorgen. Er
hat den Freund, bei welchem er war, um
eine Kalesche und um Begleiter, und eilte nach
Seldorfs Schloß, dessen Vorderseite schon
von den Bösewichtern umzingelt war. Er
erinnerte sich der Gartensforte, durch welche
er auch eingetreten war, brach hier durch,
welche Seldorf, der, von seinen Leuten ver-
rathen oder verlassen, unbesorgt schlief, und
überzeugte den unglücklichen Mann bald von
der Nichtigkeit eines Versuches, den Rasenden
ihre Unrecht vorzustellen. Das Haus, in wel-
ches er sie bringen lassen, war ein Jagdhaus,
das einem seiner Freunde zugehörte, und zu
keinem andern Gebrauch, als einzelnen Land-
feuten, oder höchstens einem Nachtlager bei
Jagdpartien bestimmt war. Er versicherte
Cara, das Ganze sähe noch viel zufälliger aus

als es wirklich wäre, weil die Leute im Haus nicht einmal etwas von ihrer nächtlichen Ankunft erfahren hätten, sondern sie erst jetzt in seiner Gesellschaft angelangt glaubten; seine Freunde hätten alles allein besorgt, daher rührte auch der Mangel an allen Bequemlichkeiten die Nacht über —. Wie? unterbrach ihn Sara, die Menge von Reitern, die diese Nacht den Hof anfüllten, die Zeichen, die ich durch den Gewittersturm vernahm, konnten den Hausleuten unbekannt bleiben? — Eine unmerkliche Veränderung gieng hier in L***s Gesicht vor, er sah fest in Sara's Auge: was Reiter, liebes Fräulein? Meine Freunde blieben doch nicht so lange hier — Nein, Ihre Freunde ließen uns ja allein, sie verloren sich in dem Augenblick da wir ankamen; wir blieben ja unbegreiflich einsam in diesem Hause; aber der ganze Hof war voll von Menschen, die scheu und heimlich ihren Pferden schmeichelten, daß sie still blieben, und ihre Waffen

fest zusammen faßten damit sie nicht klirrten. Ach L***! diese Nacht, diese Reiter! Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Verrath fürchte sobald mein Schutzriß fern ist — Sie blickte ihn so bittend mit gefalteten Händen an, als fürchtete sie, sein Ohr möchte es hören, wie laut in diesem Augenblick die Worte ihres Vaters in ihrem Herzen wiederhallten. Gute Sara! sagte L*** voll Güte und Ruhe; armes bang's Mädchen, werfen Sie die Schrecken Ihrer Einbildungskraft von sich, fühlen Sie wie gefährlich diese Furcht vor Verrath selbst in Ihrem schönen Herzen ist! Meine Freunde können sich des Gewitters wegen verweilt haben; ich hatte sie so ernstlich gebeten, Ihnen Ihren Vater allein zu überlassen, daß sie alles gethan haben werden, damit das Haus nicht wack wärde. Sie wissen, wie wenig eine Zuflucht bei dem Vicomte *** dazu gemacht war, die Rasenden, die Ihnen drohten, zu besänftigen — O so lassen Sie uns dies

Haus verlassen! rief Sara erschrocken; guter L***, unser Schutengel, unser Retter! lassen Sie meinen Vater in sein Haus zurückkehren; die Menschen werden ihn ja nun in Ruhe lassen, sie haben sich ja nun überzeugt, wie grausam falsch ihr Verdacht war. — Sie weinte über die neue Gefahr ihres Vaters, L*** fasste ihre beiden Hände, die sie gegen ihn aufhob: Meine Freundin, meine theure würdige Freundin, ich will, ich kann Sie trösten und schützen, aber ich fordere auch Muth... Ich habe noch nicht auserspäht. Sie müssen Ihren Vater, mit der Ihnen eignen, liebenswürdigen Schonung vorbereiten... zu einem längeren Aufenthalt hier oder an einem andern Ort, über welchen wir einig werden müssen, überreden... sanftes, gutes Kind, Sie müssen es über sich nehmen, ihm die Trennung von seiner ehemaligen Wohnung vorzuschlagen. — Nie, niemals! das kann ich nicht, rief Sara; dort, sagte er noch geistern, wollte er

leben und sterben; es wird bei seinem Erwachen sein erster Gedanke seyn, dahin zurückzu-
 gehen — Er kann nicht, Sara! Seine Woh-
 nung liegt in Asche, die Verwüstung hat alles
 ergriffen: soll der alte Mann die rauchenden
 Trümmer erblicken? — Das unglückliche Mäd-
 chen blieb versteinert, ihre aufgehobnen Hände
 sanken langsam auf ihren Schoos herab, auf
 ihrem bleichen Gesicht kämpften Ergebung und
 Schrecken; mit einem Strom von Thränen
 rief sie endlich leise aus: rauchende Trümmer!
 Alter Mann, du selbst solltest noch ver-
 gebens die Spur deines Daseyns suchen? —
 Er verstand die Veranlassung dieser Worte
 nicht; aber dieses Gesicht, von welchem der
 Kummer so plötzlich die Farbe der Jugend ver-
 wischt hatte, und das in seinem unaussprech-
 lichen Schmerz doch so nahe an kindliche Er-
 gebung gränzte, benahm ihm auf einen Augen-
 blick die Fähigkeit, sie zu trösten. Seine Au-
 gen ruhten auf ihr, bis sie von Thränen ver-

finstert sich abwandten, er stand von seinem Sitz auf, und gieng mit langsamen leisen Schritten vor Sara's Stuhle auf und ab. Sie weinte einige Augenblicke sanft und still, horchte dann auf, und winkte L*** zu sich; sie stand auf, und indem sie auf das innere Zimmer zugien, sagte sie mit rührender Fassung zu ihm: Jetzt habe ich Muth! Mein Vater ist, glaube ich, aufgewacht, stehen Sie uns mit Ihrem Rathe bei. — Sie fanden den armen Eldorf wirklich von seinem tiefen Schlaf erwacht, aber in einer Mattigkeit, welche die Erinnerung des vorhergehenden Abends sehr geschwächt zu haben schien; sein Wesen drückte mehr Verwunderung über die Neuheit der Scene aus, und ein schwaches Lächeln von Freude, wie Sara vor ihm hinkniete, und seine Hände an ihre Brust drückend, nach seinem Befinden frag. Er erblickte jetzt auch L***, und schien in dem Augenblick von einem unwillkürlichen Schauer überfahren; die vergangne

Nacht trat aus ihrer Finsterniß hervor, er frug nach der Zeit, nach der Lage der Sachen; und Sara nahm mit einer Fassung, mit einer Leichtigkeit, durch welche sie sich auszuweisen schien, um nur in den Ausdruck ihrer Liebe ihre ganze Seele zu legen, das Wort, ließ sich für's erste in eine Erzählung von der Entführung des Auserkoreten ein, zog ihren Freund, der ihre Absicht schnell begriff und ihr beistand, mit in's Gespräch, und war geschäftlich so weitläufig, daß sie Zeit gewann ihren Vater ein Trübsüß zu empfinden zu lassen, für welches L*** gekümmert hatte. Ihre unglaubliche Empfänglichkeit machte daß sie den gewaltthätigen Kampf, wo ihr Muth eben geübt hatte, in der Ruhe des Augenblicks vergaß. Die heitere Lust lächelte durch die offenen Fenster ihr heisses Gesicht, das Geräusch einer ländlichen Wirthschaft zauberte ein seltsames Gefühl von häuslichen Freuden in ihr hervor, die Gegenwart ihres Geliebten, der mit zärtlicher San-

gigkeit vor dem Ausgang seine Blicke kaum von ihr wandte, und ihr in dem fremden Aufenthalt hundert kleine Dienste leistete, wiegte sie täuschend in die anfangs erzwungne Stimmung ein; kurz alles riß das überspannte Geschöpf zu einer Heiterkeit hin, die unter diesen Umständen zu sonderbar war, um von Seidorf ganz unbemerkt zu bleiben. Er blifte sie ein Paar mal halb fragend an; diese Blicke und Lott's zärtliche Geschäftigkeit riefen durch eine ganz entgegengesetzte Ideenverbindung jenen Abend in ihr zurück, wo der alte Berthier ihr und Roger'n so ungewiß zusah, wo Theodor aus dem väterlichen Hause entwich, und wo der erste Pfeil ihres armen Vaters nun fast verblutetes Herz traf. An jenem Abend, so quälend er war, ahnete sie noch keine so finstre Zukunft! Und alles, alles, was sie damals liebend quälte, war nun dahin — Theodor, Roger! beide fern und entfremdet! Und jenes Haus, jene Gär-

ten! — L***, der allen Bewegungen ihrer Seele folgte, und diese Wolke vor ihren Gekretzen sah, welte sie aus dem Trübniß, in welchen sie versiel, durch eine zufällige Frage, die zwar ziemlich gleichgültig war, aber der Wohlklang der Liebe in seinem Ton erinnerte sie daß sie jetzt ein Gefühl gewonnen, das sie an jenen Abend, welchen sie im Begriff stand für den letzten ihres Glüts zu halten, noch nicht gehabt hätte — sie dachte nicht weiter, sonst hätte sie sich über diesen Leichtsinns Vorwürfe gemacht; aber sie fühlte sich gekränkt, und glaubte sich eine Heldin, da sie doch nur lebte.

Bei dem Fortgang des Gebräuchs zeigte es sich, daß die fürchterliche Nachricht, welche Seidorf von der Verwüstung seines Schlosses erhielt, ihn nichts weniger, als unerwartet traf. Seine Bitterkeit hatte das Schreckliche schon vorausgesetzt, und er bat mit einer Ruhe, die Sara's Herz durchbohrte, man möchte
nur

nur Erkundigungen einziehen, ob gar nichts gerettet wäre, nicht etwa soviel, daß er mit seinem Kinde irgendwo auf dem Lande unterkommen könnte, bis er Mittel gefunden hätte, einen Theil des kleinen Kapitals, das er in Paris stehen hätte, einzunehmen. Es war dein Erbtheil, mein Kind, sagte er, indem er sich gegen Sara wandte; du wirst es als eine Erleichterung in deinem Unglück fühlen, deinen Vater mit deinem Vermögen zu ernähren. — Sie dankte ihm voll Behnuth, und beschäftigte sich nun ernsthaft mit P***, einen Aufenthalt für die Zukunft ausfindig zu machen. Er erbot sich sogleich, nach seines Freundes des Schloß zurückzulehren, um von da aus die etwa geretteten Trümmer von Seldorfs Habseligkeiten an sich zu ziehen; und Berthiers Rath über die Vergütung des Schadens einzuholen. Der an Leib und Seele kranke Mann ließ bei Berthiers Namen die erste Spur von Leidenschaft wieder bliken; nach

dem er den Brand seiner Wohnung, die Verwüstung seines Jahre lang gewegten Gartens mit todter Resignation erfahren hatte, entzündete Sitterkeit wieder das erste Zündchen Feuer in diesem Herzen, das sonst nur der Liebe offen war. Er verbat sich heftig jede Gemeinschaft mit Berthier, und erzählte L*** mit leidenschaftlicher Verblendung den traurigen Ausbruch, in welchem er den redlichen Greis so unbillig verkannt hatte. L*** las in Eo-ra's Blick, wie unendlich sie litt, und wie herzlich sie auf Berthiers Hülfe traute, aber Eeldorfs unglücklicher Zustand vertrat jeden Widerspruch.

Noch am Abend desselben Tags eilte L*** nach der Brandstätte, und fand wirklich alles verhehret. Die Reisenden hatten den Wink heuchlerischer Anrister nur zu gut befolgt. Wehe dem Menschen, der diese Werkzeuge der Hölle zur Vollirrtung seiner Pläne braucht! Er giebt die Fackel der Rache in die Hand des

Unverstandes, und jedes Unheil, das daraus entsteht, laßet auf der Seele des Frevlers, der bei menschlichem Beginnen Gottes Allmacht nachäffen, und die Leidenschaften der Menschen gebrauchen wollte, wie Thau, Gewittersturm und Sonnenschein, um das Saatkorn zu pflanzen, das er auserkaf. Wehe ihm, wenn es ihm gelang die Menschheit abzulegen, und süßlos über dem Schauplatz seines Handelns zu schweben; aber zehnfach Wehe, wenn der Anblick ihm noch Thränen entlockt, denn von dem ausgedorrten Boden, worauf sie fallen, können sie nimmer die Vergangenheit abwaschen! — Das freundliche Haus, wo man ihn sonst so gastfrei aufnahm, die blühende Natur umher, alles war eine gestaltlose, graue Masse von Schutt und Verwüstung. Die Mauern, die gestern noch mit schützendem Efeu umwunden unter den hohen Linden hervorblickten, standen jetzt schwarz und halb eingestürzt neben den abgebrannten Stämmen. Der schat-

tige Gang nach dem Garten war vom niedergerissenen Gesträuch versperrt; den Bogen- gang, durch welchen er zuerst hier eingetreten war, fand er von Zweigen entblößt, und an der niedergestürzten Brunnensäule sammelte sich das Wasser in einen schmutzigen Pfuhl. L*** wandelte schauernd unter den Ruinen umher; aus seinem Gesicht leuchtete nicht die Seele, welche in Sara's Herzen Ruhe, Vertrauen und Hoffnung gezaubert hatte. Er sah düster und scheu, wie ein Mörder, der noch einmal an den Leichnamen seiner Erschlagenen vorbei muß: ein Püfchen, dessen Wehen ihr blutiges Haar bewegt, erstarrt sein Herz — und ein Schauder, daß ihm die Stimme versagte, ergriff L***, da Sara's Hündchen winselnd aus einer verfallenen Thüre kroch, und den alten Hausfreund erkennend, mit einer zerbrochenen Nase zu ihm hinkte, und seine Füße leckte. Er nahm das arme Thier schnell auf den Arm, und eilte nach Berthier's

Wohnung. Der Alte empfing ihn weniger
 unbefangen als mit Fassung und Würde. Er
 wußte zu P***s Erstaunen die Art von Sel-
 dorfs Rettung und seinen Aufenthalt; er
 gieng sogleich mit ihm in die näheren Um-
 stände seines Verlustes, und in die Möglich-
 keiten ein, seine Ländereien zu retten. P***
 vermochte nicht den tiefen Eindruck zu verber-
 gen, welchen die Brandstätte in ihm hervor-
 gebracht hatte; da ließ der Greis seinen him-
 melklaren Blick auf ihm ruhen, als hätte er
 den Faden zu seinen innersten Gedanken, und
 mehr ernst wie bedeutend sagte er: Auf dem
 Wege wo wir wandeln, werden wir noch
 manche Brandstätte vorbeigehen, und manche
 Verwüstung senken. — Flammend sah ihm
 P*** in's Auge, und sprach: Alter Mann,
 geh neben mir, der Brandstätten werden we-
 niger seyn — Berthier nahm seine Müze
 ab, und legte seine Hand auf sein schneeweiß
 ses Haupt: Junger Mann, dieser Kopf wußte

faß neunzig Jahre allein frei zu fern. Geh deinen Weg; wir kennen uns nun. — Nach einer tiefen Stille von einigen Sekunden nahmen beide das Gespräch über Seldorfs Angelegenheiten wieder auf, und Berthier erbot sich unter einem angenommenen Namen Seldorfs Güter zu verwalten. Die Sache wurde bei der Commune abgethan, deren Mitglieder allen Verdacht auf ihren unglücklichen Mitbürger von sich ablehnten; und L*** hatte die Freude seiner Sara — denn daß sie sein Eigenthum war und sein mußte, das sagte ihm jeder Augenblick, den er mit ihr gelebt hatte — seiner Sara Zukunft vor Mangel zu schützen. Er kam auch wegen eines Aufenthalts überein, den man Seldorf in demselben District, wo er immer gelebt hatte, verschaffen sollte, und aus welchem er, sobald es seine Gesundheit erlaubte, sein Gut wieder besorgen, und dem Aufbau eines neuen Wohnhauses vorsiehen könnte.

Den armen wiedergefundenen Hund gab P*** seiner Pflegerin zurück, er war ein Geschenk von Roger, er entkam aus der Verwüstung ihres Hauses, er war von der geliebtesten Hand gerettet worden — welche Ansprüche an ihr fantastisches Gefühl! Die kleine Familie wurde nach wenigen Tagen bei Barnier, dem ehemaligen Pächter eines adelichen Hauses, welcher durch den Lauf der Revolution und durch ansehnliche Schuldforderungen an seine Herrschaft ein unabhängiger Eigenthümer geworden war, auf eine bequeme Weise untergebracht. Eldorf bestand auf eine strenge Einschränkung, ohne welche er sich bei seiner misstrauischen, einsamen Laune nie ohne Zwang und Verbindlichkeiten gefühlt hätte. Sara sah sich in ein kleines Häuschen verbannt; aber sie setzte ihrem Vater alles, was ihm an Bequemlichkeit abgieng, und ihr — ersetzte die Liebe alle Freuden der Vergangenheit, wie

sie das Andenken aller Schrecken derselben ver-
süßte.

Seldorfs Gesundheit war so zerrüttet, daß sich kurz nach seinem Einzug in die neue Wohnung ein zehrendes Fieber bei ihm einstellte, welches seine Leidenschaften, aber freilich auch alle Kraft seiner Seele außer Thätigkeit setzte. Jede äußere Berührung war ihm schmerzhaft, und die abgestorbne Mattigkeit seiner Tage wechselte nur mit der kranken Lebhaftigkeit einiger Abendstunden ab, wo die Fieberhitze alle Bilder seines Gehirns aufregte, ohne daß sie bei seinem erschöpften Körper zu etwas mehrerem als Fantasiën wurden. Sara pflegte ihn bei seiner Schwäche, und in den Zwischenräumen ihrer Thätigkeit suchte sie seine Einbildungskraft auf beruhigende Gegenstände zu lenken. Wie ein guter Engel wachte sie an seinem Lager über seine Träume; L***s Beifall und seine kurzen Besuche waren ihr

Lohn, ihre Erholung. Ihr Verhältniß, der Zwang, den ihr ihres Vaters Krankheit auflegte, selbst der Reiz des Geheimnisses, wozu sie aus Schonung bei vielen ihrer Handlungen genöthigt war, stifteten den innigsten Bund zwischen dem Geliebten und ihr. Es war nie ein Gesändniß vorgefallen; man hatte sich nie erklärt, man hatte sich nie etwas versprochen; aber im reinsten Einverständniß, das Geist und Herz zwischen einem Weib und Mann hervorbringen können, nannte sie ihn Freund, und verbarg sich nicht aus falscher Scham, daß er mehr wie das, daß er Herr ihrer Liebe und ihrer Sinne war. Ihr reines Herz erschraf nicht davor, sich nach dem Mann zu sehnen, den sie zuerst, einzig, und auf ewig liebte. Daß er sie zu seinem Weib machen wollte, hatte er ihr nie gesagt; daß er sie aber wie seine Gattin ehrte, nahm ihr Verstand wahr, und daß sie nur die Seine und nie eines Andern seyn konnte, wußte ihr Gewissen. Von aller

Gemeinschaft mit dem Wohnplatz ihrer Jugendjahre getrennt, eingeschränkt und einsam; duldete sie in stillem sanftem Frieden manches Leiden, und vergaß die finstere Zukunft über dem Trost, den die Gegenwart ihr darbot.

Seit der unglücklichen Begebenheit, welche Seldorf aus seiner Heimath vertrieben hatte, waren mehrere Wochen verfloßen, und er hatte immer vergeblich auf Antwort von seinem Wechsel in Paris, bei welchem die für Sara's Erbtheil bestimmte Summe niedergelegt war, gewartet. Etwas Papiergeld, das er auf L***s Erinnerung bei seiner Flucht gerettet, und einige Juwelen hatten ihm bis jetzt die Mittel zu seiner Einrichtung und seinem Unterhalt verschafft; endlich sieng er aber an unruhig zu werden, und wendete sich an einen alten Bekannten in der Hauptstadt, um einen Aufschluß über das Stillschweigen zu erhalten. Sara bemerkte, daß ihr Vater nach bald einlaufender Antwort sichtbar fin-

freier wurde, und sie theilte ihrem Freund ihre
 schweren Ahnungen über den Gegenstand von
 ihres Vaters Sorgen mit. Sich vor Mangel
 zu fürchten, kam der einfachen Seele nie ein;
 sie erbat und empfing mit kindlicher Beschei-
 denheit L****s Unterstützung, und glaubte,
 ihre Pflicht geböte ihr den kleinen Betrug,
 durch welchen sie ohne sein Vorwissen ihres
 Vaters Kasse schonte. Aber immer dichter
 wurde die Wolke, die seine Rattigkeit in Un-
 ruhe, seine fränke Heiterkeit in heftige Fieber-
 träume verwandelt hatte; nachdem wieder
 einige Wochen so vorübergegangen waren,
 brachte ihm Sara ein, mit bangem Zittern
 vor dessen Inhalt, ein Paket das mit der
 Pariser Post einlief. Seidorf hielt es lange
 in der Hand, besah das Siegel und die Auf-
 schrift, und legte es endlich auf den Tisch vor
 sich hin. Mit unruhiger Erwartung machte
 sich Sara einige Geschäfte im Zimmer, und
 fragte endlich furchtsam: willst du nicht lesen,

ehe ich dir dein Abendbrod bringe? — Nein, meine Liebe! antwortete Selbors; es kann viele Briefe enthalten, es kann mich stören, und ich habe Lust heiter zu seyn. Komm, setz dich zu mir; wir wollen nach dem Abendessen die Briefe ansehen. — Sara wußte nicht, ob sie sich über diese Fassung freuen, oder darum noch banger seyn sollte; sie sagte aber mit herzlichster Theilnahme seine Absicht auf, und suchte ihm den Abend durch ihre Heiterkeit angenehm zu machen, so deutlich sie auch wahrnahm, daß er, so oft sein Auge auf die Briefe fiel, gegen eine unwillkürliche Furcht arbeitete.

Er betrog sich selbst durch eine lange und mühsam fortgesetzte Unterredung, und erdrach endlich mit einer gehässlichen Zerstreuung die Briefe, die er im Gespräch mit den Augen durchzulaufen anfing. Sara's Herz klopfte, da sie seine Stimme immer ungleicher, seine Reden immer unzusammenhängender wer-

den hörte; endlich deckte Todtenblässe sein Gesicht, er las schweigend fort, athmete tief, schlug sich mit dem zusammengelegten Papier vor die Stirn, und stieß einige unverständliche, abgebrochne Reden aus, worunter Sara nur die Worte unterschied: Weib, Weib! Geht die Rache aus deinem Grab hervor? — Sara bat umsonst, bedeckte umsonst seine Hände mit ihren Küssen, suchte umsonst die unseligen Papiere vor ihm zu verbergen; er stieß sie matt zurück, und rief endlich mit erzwungner Festigkeit: ich will lesen! — Er las, dachte nach, rief: Nie! nie! . . . dieses verhaßte Geschlecht! — Das Blatt fiel ihm aus den Händen: Unglücklicher! . . . Sara du bist eine Bettlerin. Dein Bruder hat dir dein Eigenthum gestohlen — Ich verzeihe ihm, mein Vater! Ich will arbeiten; es soll mir nie fehlen, es soll dich nie schmerzen, und ihn nicht reuen. Höre nur dein Kind, und verschliesse mir dein Herz nicht — Es war unmöglich,

dem dringenden faulsten Flehen zu widerstehen; es war dem gebrochenen Herzen des armen Selborf unmöglich, den Trost ganz von sich zu stoßen, den ihm sein weinendes Kind in der Fülle ihrer Liebe bot. — Sara, sagte er nach langem Kampfe mit sich selbst, dein Bruder zwingt mich, den Schleier zu zerreißen, mit dem ich von jeher meine Vergangenheit umhüllte, und sie nach meinem Tode auf ewig zu vertilgen hofte. Nicht meine Schande habe ich vor euch geheim gehalten, sonst hätte jedes Zeichen eurer kindlichen Ehrfurcht mein Gewissen empört; aber mein Unglück sollte euch unbekannt bleiben, die Welt sollte ewern jungen Herzen nicht als das Grab meiner Seligkeit, die Menschen nicht als die Mörder meiner Ruhe erscheinen. Von Täuschung zu Täuschung verführt, fühle ich schon lange daß die letzte nur im Grabe verschwinden wird. Mag es dann aber noch einmal Täuschung seyn! Mit Schande sollst du mein Elend nicht

kränen, thörriger Hube! Du sollst deinem Vater, du sollst der Natur, oder deinem unmöglichen Entwurfen entsagen — Seine trüben Augen glühten, indem er dies sprach, und er hob drohend seinen zitternden Arm auf, als künde Theodor vor ihm. Er reichte nun seiner Tochter einen langen Brief ihres Bruders hin, und befahl ihr, ohne eine einzige Frage an ihn zu thun, denselben zu lesen; er würde ihr nachher durch die Erzählung seiner früheren Geschichte die Ursache seiner Bewegung erklären. — Opfer mir diese Nacht deinen Schlaf, sagte er, und zeigte auf seine Uhr, nach welcher es fast Mitternacht war; ich muß eilen ihn zu retten, wenn er noch zu retten ist; ich muß eilen, eh diese letzte gespannte Kraft niederfällt — Er drückte Sara's Hand an seine brennende Stirn; sie las.

Dieser Brief, der im Original, ausser einer Menge überflüssiger Details, viel politisches Raisonement, und dunkle Andeutungen auf

die verworrenen Pläne enthielt, zu denen Theodors fantastische Grundzüge und hochsitzende Erwartungen sich so leicht misbrauchen ließen, kann hier nur theilweise geliefert werden. Die hauptsächlichsten Pläne aller Parteien in der großen, noch unentschiednen Sache des Menschengeschlechts sind bekannt genug; und um die Verirrungen und das Elend einiger unbekannten Unglücklichen und der zahllosen Menge derer, die in den letzten fünf Jahren litten, zu bemitleiden, braucht man die verworrenen Fäden der Ehrsucht und der Falschheit nicht zu verfolgen. Theodors Unglück und Fehltritte entstanden nicht aus seiner Lage in der Hauptstadt, er brachte den Keim darin in seinem Herzen mit; und er hätte des Grafen von Vieillèroche Schwiegersohn oder Chabots Schwager seyn mögen, er wäre doch nie in der Einsalt des Geistes gewandelt.

Theodor an seinen Vater.

„Ihr letzter Brief, mein geliebter Vater, und noch mehr die Erkundigung, die Sie durch Herrn von Montgrand meinerwegen haben einzichen lassen, überzeugen mich von meiner Pflicht, Ihnen so weit es heiligere Pflichten zulassen, das Geheimniß meiner Lage zu entdecken. Da Sie mich zur Wahrheit und Offenheit aufzogen, so müssen Sie fühlen wie schwer die Nothwendigkeit, bis jetzt zu schweigen, mich drückte, und wie wichtig meine Gründe dazu sein mußten. Sollte ich mich Ihnen nicht ganz verständlich machen, sollte mir Ihr Beifall fehlen, so beschreibe ich Sie, theilen Sie wenigstens die hohe Ruhe meines Bewußtseins, meiner Ueberzeugung und meinem König mein Leben geweiht, und vielleicht sogar meine Pflichten zum Opfer gebracht zu haben. Lesen Sie die folgenden Blätter, und urtheilen Sie selbst.“

„Ich verließ meine Heimath mit dem unbestimmten Verlangen, eine Richtschnur mei-

ner Handlungen, einen festen Punkt für meine Grundsätze, einen Wirkungskreis für meine Kräfte zu finden. Ihr ewig verkehrter Wille war es nicht, mir durch Ihre Erfahrungen fortzuhelfen; aber Sie hatten mir den Gehorsam zu werth gemacht, als daß ich mich einer Herrschaft, deren Weisheit ich anerkannte, hätte entziehen mögen; und meiner Jugendfreunde unbegrenzte Vorliebe für Freiheit und Gleichheit verletzte zu oft mein verfeinertes Gefühl für das Schöne und Erhabne, als daß nicht immer gewisse Ahnungen in mir gelegen hätten, die nur einer glücklichen Entwicklung durch den Zufall bedurften, um mich meinen ganzen Beruf als Vertheidiger eines beleidigten, edeln Königs fühlen zu lassen."

„Von diesem unerwarteten Zufall, der mir eine würdige Laufbahn öffnete, bin ich Ihnen, mein theuerster Vater, Rechenschaft schuldig. Ich langte in Paris an, ohne alle Bekanntschaft, ohne alle Bekanntschaft; ich folgte dem

Strom des grossen Haufens, der bald hier bald dort hintrieb, besuchte öffentliche Orter, beobachtete die Vorübergehenden, und hing schon an, mich in diesem Gewühl einsamer als in einer Wüste zu fühlen. Die verschiedenen Meinungen, die ich um mich her äusserte hörte, waren wie Irrlichter, welche den Wanderer verwirren, indem sie ihm mehrere Ziele auf einmal zeigen. Eines Abends stieg ich in den Elfsässischen Feldern auf eine Gruppe von Leuten, die, um einen Mann versammelt, heftig gegen ihn stritten, und ihn mit den leidenschaftlichen Ausdrücken belegte, welche die getreuen Anhänger unsers guten Königs seit einiger Zeit von der Wuth des Übels leiden müssen. Er ward beschuldigt, Votschaster der Emigrirten zu seyn, verfängliche Briefe zu bestellen, und dergleichen mehr; im Vorbeigehen sah ich ihn seine Koltaschen umkehren, wahrscheinlich zum Beweise daß er keine Papiere bei sich trüge; der Mann ward alldann von

dem Haufen fortgeführt, und ich verfolgte meinen Weg. Kurz darauf da ich fünfzehn bis zwanzig Schritte weiter durch das Gras gegangen war, sah ich etwas farbiges zu meinen Füßen liegen: es war ein kleines buntes Säckchen, worinn ich etwas rundes, wie eine Geldmünze, fühlte. Neben mir war eine Allee von hohen Bäumen, in welcher nur wenige Fußgänger wandelten; ich setzte mich hier auf eine Bank, um die verschlungene Schnur des Säckchens aufzulösen, weil ich es für erlaubt hielt, den Sparpfenning eines Schulknaben, wofür ich es hielt, in näheren Augenschein zu nehmen. Ich zog eine Münze von der Größe eines drei Vierecksstücks, mit dem Bildniß der heiligen Jungfrau heraus, und ein kleines Blatt Pergament, worauf ein mit einem Pfeil durchbohrtes Herz gemahlt war. Der aberthuerliche Fund beschäftigte mich noch, als ein Mann, den ich schon ein Paar mal hatte vorbeigehen sehen, sich neben mich setzte; ich

schob meinen Hut auf die Seite, um ihm Platz zu machen; indem er aber bloß seine Knieschleife band, sagte er mir in's Ohr: „um Gottes willen, es geht auf Leben und Tod!“ stand auf, und gieng mit einer leichten Verbeugung hinweg. Anfangs ergriff mich der leise Zuruf; als ich aber den Mann so sorglos seinen Gang fortsetzen sah, hielt ich ihn für verwirrt, und suchte mein Beutelschen, um den symbolischen Schatz, aus welchem ich nicht klag werden konnte, wieder hineinzuschieben. Da ich es nicht gleich wieder fand, griff ich mit der Hand zwischen der Bank und dem daran stoßenden Baumstamm, weil ich es mit meinem Hut heruntergefallen glaubte; ich zog es wirklich da hervor, und fand zugleich einen Brief, der, ob schon zugesiegelt, ohne Adresse war. Jetzt klopfte mein Herz, denn ich konnte mich nicht enthalten, den Inhalt des Beutels, den Ausruf des Unbekannten, und diesen Brief in Verbindung zu bringen. Ich sielte meinen

doppelten Fund schnell ein, und eilte nach Haus, um mit mir selbst zu berathschlagen, was Klugheit und Ehre mir unter diesen Umständen gebieten möchten. Bald ward es mir klar, daß ich den Brief öffnen dürfte und mußte. Ich that es, und fand ein Blatt, das wie der Inhalt zeigte an denjenigen gerichtet war, welcher die Münze und die kleine Miniatur besaß; und aus einigen Umständen mußte ich vermuthen, daß der Mann, den ich einige Minuten vorher vom Volk hatte mißhandeln sehen, der Besitzer dieser Erkennungszeichen war, und vermuthlich Geschillichkeit genug gehabt hatte, sie beizeiten von sich in das hohe Gras zu werfen; der Unbekannte aber mochte mich, weil der Zufall sie mir in die Hände gespielt hatte, und er bei jenem Austritt nicht gegenwärtig gewesen war, für den nämlichen gehalten haben, dem er den Auftrag hatte, den Brief zuzusuchen, und der besser darauf vorbereitet seyn mußte, als er mich, nach mei-

ner unvorsichtigen Art mit dem gefährlichen Geheimniß umzugehen, wirklich fand. Den übrigen Inhalt des Blattes muß ich verschweigen; durch den Zufall, der dasselbe und ein Paar andre dabei gelegne Schriften in meine Gewalt brachte, fand ich mich so glücklich, Personen zu retten, denen ich meine jetzige Würksamkeit zu verdanken habe." — — —

Hier folgte eine weitläufige Zergliederung des royalistischen Systems, dem Theodor mit der treuen Ergebung eines Südlers, und der Blindheit eines jungen Ehrgeizigen anhäng. Seine ganze Erzählung, sein ganzes Raisonnement bewies deutlich daß bei manchen von den wichtigsten Anhängern dieser Partei selbst eben so viel Schwärmerei als Ehrgeiz im Spiele war; sonst hätten sie nicht so ungewürst den Talenten eines Jünglings vertraut, der ohne Erfahrung und Menschenkenntniß leicht jedem geschickteren Menschenangler in die Hände fallen konnte. Mit Theodor gelang es

ihnen indessen völlig, er ergab sich ihnen mit Ehre und Gewissen; und die heilige Genovefa glaubte kein gottgefälligeres Werk zu thun, indem sie ihre Schiffer so theuer bezahlte, als der verblendete Jüngling, indem er, bald Espion bald Verräther über die Gränzen reiste, in den Provinzen umherstrich, und das Feuer verbreiten half, das zu löschen nun schon Ströme von Blut nicht hingereicht haben. Ein Wort des kunstreichsten aller Weiber, ein Blick von ihr, in welchem wo es nöthig war eine Thräne des Dankes glänzte, ihre rührenden Aufforderungen im Namen ihrer reizenden Kinder, entzündeten in diesem, wie in manchem stärkeren und reiferen Kopf eine Begeisterung, die glühender war, als die himmlischen Visionen umherentwüthen mancher Märtyrer sich in den Scheiterhaufen stürzte. Nachdem die Flucht des Königs misslungen war, arbeitete man unermüdlich an andern Entwürfen. Theodor erhielt Aufträge nach **, und dort hätte

die unverbesserliche Thorheit der * * ihm bald die Augen geöfnet, indem sie seinen, nun fast zur Höhe der Sphäre, in welche er sich verloren hatte, emporgewachsenen Stolz beleidigte. Die * * achteten eines Abgeordneten wenig, der ohne glänzende Titel mit aller Wärme eines redlichen Dieners die Vortheile seines Herrn sich angelegen sein ließ; und er hatte auf dem Schauplatz des Gräuels einer gewissen Ansehung nicht entgehen können, die gegen die bei Zeiten gerettete Glaubensreinheit der * * und ihres Befolges genug anstieß, um ihn in * * bei einem Haare in den Ruf eines **** zu bringen. Die Nebenabsichten mancher seiner Helden erschienen ihm bei der höhnischen Behandlung, die er erfuhr, in einem weniger trüglichen Lichte, und er stuzte vor der Aussicht, die vor ihm zu dämmern anfieng. Unglücklicher Weise aufserte er die Betrachtungen, die in ihm aufstiegen, ohne alles Hehl gegen seine Obern,

und sie erschrafen, einen Menschen, dem so wichtige Geheimnisse anvertraut waren, am Rand eines Abwegs zu sehen. Er ward sogleich zurückgerufen, und durch einen neuen Lauber gefesselt. Sein ganzes Wesen und seine Kenntniß der deutschen Sprache, die er seinem Vater zu verdanken hatte, machten ihn für Geschäfte an deutschen Höfen vorzüglich geschikt: es sollte ihm jetzt ein solches aufgetragen werden, dessen Wichtigkeit einen Vertrauten zu fordern schien, der mit den unausslöschlichsten Banden an den Hof gefesselt wäre. In dieser Rücksicht verstand sich der Graf Vieilleroche zu dem Opfer, Theodore als seinen Schwiegersohn anzunehmen.

So verlieren diese Menschen den einfachen Faden der Glückseligkeit immer unwiederbringlicher im Labyrinth des Lebens! Wie hatte jene Zeit sich verändert, da Selbors's Familie ihre Freuden und ihre Pflichten noch in dem kleinen Kreis ihrer ländlichen Hei-

math beschränkte; da sie das Bewußtsein hatte, durch Liebe und Güte mit der Menschheit abgerechnet zu haben; da Theodor an Rogers Arm zur heitern Sara eilte, und Seldorfs still leidendes Gesicht von dem Lächeln der Hoffnung erhellt wurde! Jetzt keimte über dem Schutt von Seldorfs Haus das Gras langsam empor, weil Hoffnungslosigkeit die Hand des Eigners gelähmt hielt; Sara weinte am Krankenlager des vom Kummer entstellten Vaters, und hinter ihrem schönsten, tröstendsten Gefühl lauerte ihre künftige Hölle; Roger lenkte mit wunden Herzen alles Feuer seines Willens und die feste Redlichkeit seiner Grundsätze auf ein blutiges — unsichres Ziel; und Theodor wurde das blinde Werkzeug des selbstthätigen Stolzes und der Unterdrückung, er dünkte sich über die Schwächen der Menschheit erhaben, indem er aus kaltherzigem Ehrgeiz der hirnlosen Erbin eines großen Namens

seine Hand gab, indem er einem Gescköpf ohne Tugend und Weiblichkeit zuschwor, nie einer andern zu gehdren. Wir wollen ihm selbst hören die Täuschungen auseinander setzen, in welche er sich wiegte.

„Der erste Vorschlag dieser Heirath über- raschte mein eigennütziges Herz. Ich hatte das Fräulein Vieilleroche bei einigen Gelegenheiten gesehen; und von dem Augenblick, da ich sie mir als meine Gattin dachte, drängte sich Sara's Bild neben sie, und mit allen Reizen der weiblichen Tugend umstrahlt, schien ihr Besännenblick mich zu fragen: ist dieses das Ideal, das deine Sara verdrängen darf? Mit Schauder sah ich die mir bestimmte Braut neben diesem heiligen Bilde; wenn es meinem Auge gelungen war, durch die Verstellung der Kunst bis zu ihrem wahren Gesicht zu dringen, so scheuchte mich ihr kalter, unsäßer, Lebhaftigkeit nachlässender Blick, und die blasser Wangen, und der er-

schliefte, nichts sagende Mund, auf welchem leeres Lächeln und die Härte des Stolzes abwechseln — O mein Vater, hatte ich für dieses Weib mein Herz neu und meine Sinne rein erhalten in meiner glühenden Jugend? Ich geseuche wieder mein innerstes Gefühl, indem ich Ihnen die Größe meines Opfers schildre. Um mir aber einen Schwiegervater, eine ganze Familie zu verbinden, deren Ehre und Sicherheit es ihr nun zur Pflicht anliegen, mir in meinen Unternehmungen beizustehen, um die Stützen des besten Königs, der erhabnen Frau fester zu gründen, sagte ich über mein widerspenstiges Herz. Ich schied auf ewig von allen Ansprüchen auf häusliches Glück — Vater! möge Sara Ihnen bald mit einem würdigen Gatten die Schwiegertochter ersetzen, die Ihrem Herzen ewig fremd seyn wird! Es war eine Zeit, wo ich ihn zu wissen glaubte, den Mann, mit welchem ich den Namen Ihres Sohnes

zu theilen gewünscht hätte; jetzt müßte ich zittern, wenn mich meine angebetete Schwester zwänge, in meinem Bruder einen Rebellen zu erkennen. — —

„Ich kann mich über so manche, zum Theil äußerst peinliche Schritte, zu denen mich meine Lage und meine Ueberzeugung zwingt, nicht deutlicher erklären. Verzeihen Sie Ihrem Sohn die letzte Schwäche, die er sich erlaubt: Ihnen zu sagen, daß es schwere Pflichten sind, die mir geboten, so manche Reizung zu erkalten, so manches schöne Gefühl meines Herzens zu ewigem Schweigen zu verdammen, so manchen lange gekehrten Grundsatz beiseite zu stellen, und mir für diese eiserne Zeit so zu sagen ein neues Gewissen zu machen. Die Weichheit, welche diese Klagen verräth, ist nicht in meinen Handlungen; ich gehe muthig auf meiner Bahn fort. — Stürzen wir die Kette von Elenden und Schwärmern, die sich zu-

sehen das betrogne Volk und dessen gütigen Vater gelagert hat, so ist mein Loos das schönste, höchste! Und sinke ich früher an den Stufen des erschütterten Throns, so entschädigt mich ein Blick des vortreflichsten Königs, den er meiner Treue nicht versagen wird.“

„Ihr Wechselr wird Ihnen berichten, daß er das Kapital, welches er von Ihnen in Händen hatte, auf meine Veranstaltung als Darlehn ausgeliefert hat, wo es für das Herz eines treuen Bürgers die reichsten Zinsen trägt. Ich weiß, daß mein Vater diesen Lohn seiner geleisteten Dienste willig dem Wohl des Vaterlandes aufopfern wird. Durch eine glückliche Wendung der Dinge werden Sie mehr wie entschädigt, und meine edle Schwester beklagt es sicher nicht, daß sie ihrem Bruder dazu verhalf seinem Herrn zu dienen. Ihr Wechselr, welcher der guten Sache ganz ergeben ist, hat keine Schwierigkeit gemacht, meine Ordre als gültig anzu-

erkennen. Die Sicherheiten für die Wieder-
 erstattung sind zu heilig, um mich länger
 darüber auszubreiten.“ — — —

Wie dunkel, unverständlich und schmerz-
 lich der Inhalt dieses Briefes für Sara
 seyn mußte, wird man leicht begreifen, wenn
 man die reine Einfalt ihres Herzens, die
 großmüthige, sich selbst immer vergessende
 Schwärmerei ihres Geistes, und jenes noch
 nie erschütterte Vertrauen auf die Gegenstände
 ihrer Liebe in Erwägung zieht. Das Rai-
 sonnement ihres Bruders schien ihr matt und
 schief, seine Handlungsweise falsch und knech-
 tisch, und doch traf sie allenthalben Spuren
 seines Herzens; sie sann lange nach, und je
 mehr sie sann, desto mehr verwirrten sich ihre
 Gedanken, bis sie sich endlich in dem ang-
 stigenden Bilde verloren, als sähe sie ihren
 Bruder von fremden, widrigen Gestalten
 fort

fortgezogen, neben einem grausenvollen Abgrund hinstürmen. Vater, er hätte nie aus unsern Armen gesollt, rief sie endlich mit hochathmender Brust, und einer Bangigkeit als sähe sie ihn stürzen; Roger sagte es wohl, und ich weinte umsonst! O Theodor, wenn ich dein Unglück doch wenigstens verstünde, wenn ich nicht scheu davor erschreke wie vor einer bösen That! Sage mir, Vater, thut er recht? Kann er sich ein neues Gewissen haben machen müssen? Ein neues Herz, Theodor, kannst du dir nicht machen; und dein neues Gewissen wird dein treues schönes Herz zermalmen. — So weinte und klagte sie neben ihrem Vater, der mit festem gesammeltem Ernst ihren weiblichen, jugendlichen Schmerz austoben ließ. Wie sie stiller ihre Haupt auf seinen Schoos lehnte, redete er sie mit einer Stimme an, die seine gewaltsame Bemühung, ohne Leidenschaft, ja wenn er es vermöchte, ohne Empfindung zu sprechen,

ausdrückte; es war der entkräftete Nachhall des Schmerzens in der Ruhe dieser Stimme, und wo sein Gefühl ihn zu überwältigen drohte, ein allmähliges Verkrümmen, worauf sein Ton kalt und hohl, wie die eiserne Stimme des Todes wieder anhub.

Er erzählte ihr seine Jugendgeschichte, bis zu dem erst spät bei ihm entstandenen Wunsch, in die Verhältnisse des ehelichen Lebens zu treten. Um aus Liebe zu wählen, war seine Vernunft zu lange an die Oberherrschaft gewöhnt; um ohne alle Leidenschaft, bloß aus kalter Achtung sich zu entschließen, war sein Herz zu gefühlvoll. Die Ungewißheit, welche die Folge einer solchen Stimmung war, dauerte eine Weile fort; denn die meisten Mädchen, unter denen er sich umsä, fand er ohne allen Charakter, so lange keine Leidenschaft sie anregte, und selbstüchtig, falsch gegen sich selbst, sobald ein unmittelbares Interesse auf dem Spiel war. Der Gegenstand seiner zärtlich-

sen Freundschaft war unterdessen ein junger
 armer Edelmann aus der Provinz, der mit
 Muth, Einnicht und Menschlichkeit unter ihm
 gedient, und zu dessen Bildung er jede Ge-
 legenheit benutzt hatte. Einst kam Seldorf
 nach einer ziemlich langen Abwesenheit nach
 Brest zurück, wo sich sein junger Freund un-
 terdessen aufgehalten hatte, und er bemerkte
 bald eine Veränderung in seinem Betragen,
 die ihn anfangs für seine Sitten, bald aber
 für seinen innern Frieden besorgt machten.
 Zutraulich und Zutrauen erwartend sprach er
 ihm zu, und bat ihn um die Entdeckung der
 Ursache seiner ungewöhnlichen Stimmung.
 Der junge Mann schien heftig gerührt, blieb
 lange unentschlossen, und sagte ihm endlich,
 daß sein Geheimniß nicht sein ausschließliches
 Eigenthum wäre, und daß es jetzt sein schwer-
 ster Kummer sei, sich ihm nicht offenbaren zu
 dürfen. Seldorf kannte seinen offenen und
 einfachen Karakter, er drang also nicht wei-

ter in ihn, sondern beschwor ihn bloß, sich die Gewalt über sein Geheimniß zu verschaffen. Die zwei folgenden Tage besuchte er einige Bekannte auf dem Land; am dritten erfuhr er auf dem Heimweg daß ihn sein Freund an mehreren Orten, wo er ihn vermutet, ängstlich gesucht hätte; und wie er des Abends in sein Haus trat, fand er die officielle Meldung, daß der Lieutenant ** sich heute geschlagen hätte, und im Zweikampf tödtlich verwundet worden wäre. Seldorf forschte nach seinem Aufenthalt, man hatte ihn in ein abgelegnes Haus geschast; es war schon Nacht da Seldorf in sein Zimmer trat, der Verwundete lag in tödtlicher Mattigkeit auf einem Bett; seine Rettung war unmöglich, und bei der ersten Wallung mußte sein Leben entfliehen. Ein Schimmer von Freude glänzte auf dem Gesicht des Sterbenden, er winkte den Anwesenden, um mit Seldorf allein zu seyn, und sagte eilig, als wollte er dem

Tod zuvorkommen: Mein Vertrauter können Sie nicht mehr seyn, wohl aber mein Retter vor Verweisung im Tode. Die Tochter des * * * hat mir ihre Liebe geschenkt, ich betete sie an, ich vergaß meine Lage . . . sie mußte mein Weib werden, damit ihre Ehre gesichert — Hier hörte ich, sagte Seldorf, einen leisen schnellen Schritt sich der Thüre nähern, ich legte mechanisch den Finger auf den Mund meines unglücklichen Freundes, die Leute im Vorzimmer schienen sich zu bewegen, die Thüre öffnete sich, und ein verschleiertes Weib sog auf das Bette zu: Neben deiner Leiche soll meine Schande kund werden, rief sie wild — * * hatte meine Hand mit einer von den selbigen gefaßt, er nahm jetzt mit der andern die rechte der Verschleierten, die sie gegen ihn ausstreckte, richtete sich auf, und sagte mit festerer Stimme: Sie ist rein wie Schnee, sie ist meine Wittve; Seldorf, um die Unschuld zu erhalten, seyn Sie so ihr Retter —

Er legte ihre Rechte in die meine, drückte sie fest zusammen, legte sich über beide ein Strom von Blut quoll aus seiner Wunde; er war todt! — Nach einer Weile sieng Eledorf leise und ausdruckslos wieder an: daß Mädchen war schwanger, und der Vater gab sie mir, weil er nicht hart genug war sie in's Kloster zu stellen, und ich sie ohne Ausflucht nahm; denn der Mann hatte drei Söhne, und war so arm wie adlich. Eure Mutter empfing meine Hand, als das heilige Vermächtniß ihres ersten Gemahls, mit dem Schmerz und dem Dank der ihr zusam. Ich war sehr glücklich; ein Gefühl lebhaft wie die Liebe, und nicht trügend wie sie, verband mich mit einem jungen, reizenden, für jedes Schöne empfänglichen Weibe, deren moralisches und bürgerliches Daseyn mein Wert war. Wir verreisten nach unsrer Hochzeit; ein unglücklicher Zufall machte mich an dem Krankenbett eurer Mutter es beweinen, nicht der Vater

von meines edeln ** Baife geworden zu seyn, Theodors und meine Geburt erhöhten nach und nach das Glück meiner Ehe. Einsam auf einem kleinen Landgut, das ich an den Bretagner Küsten gekauft hatte, verlebte ich die Zeit, die mein Dienst mir übrig ließ, in dem süßlichen Frieden. Meine Mutter war jünger noch wie ihr Alter, sie schien durch den schrecklichen Tod ihres ersten Gemahls von jeder heftigen Leidenschaft geheilt, und sie behielt bei der abgesonderten Lebensart, die wir führten, ein Gepräge von kindlicher Einfalt, das mein weiches Herz entzückte. Ich hätte ihrem Glück mehr wie mein Leben geopfert; es gab Stunden wo ich in ihren innersten Gefühlen zu leben glaubte, und ich sagte zu ihr: du bist jung wie ein Kind; wenn dein Herz, das gewiß mehr erhartet als kalt ist, sich einst erwarmen sollte, laß mich dieses liebe Herz dann lenken — — Der amerikanische Krieg brach aus, ich gieng an meinen Posten, und stand treulich einem

Volke bei, das nicht wie deine Landleute durch Verbrechen sich zur Tugend und zum Glück aufschwingen wollte. Zwei Brüder deiner Mutter hielten bei Gibraltar; ihr Vater hatte trotz seines Standes noch so viel menschliches Gefühl, seinen Schwiegersohn zu schätzen, und ihm das Glück seiner Tochter anzurechnen. Er rief sie jetzt zu sich nach Paris, um ihn zu trösten, sie mußte aber bald ihm die Augen zudrücken, und sie blieb in der Hauptstadt, in den Händen ihrer Schwägerin und einiger anderer Weiber dieses Standes. Nach fünf Jahren kam ich zurück, mit festerem Glauben an Menschenwerth und Menschenglück als ich je gehabt hatte, stolz, meinem sanften Weibe diesen gelähmten Arm zu zeigen — ich schnte mich, meinem Theodor zu sagen: Dieses Blut kost der Freiheit. Ich kam zu meiner Gattin, und fand Kälte, Verlegenheit, künstliche Liebesfungen, ich fand sie für mich verloren — ich hat sie innig, väterlich — ja

rätherlich! Ich sagte: du bist schön, jung, du kliebst allein — kannst du in dem veralteten, verstümmelten Freund den Gatten nicht mehr lieben, so sprich — Erwinnere dich, daß ich um deines Glückes willen deine Hand erbat, und dir nun Jahrelang das meinige danke. — Es gelang mir nicht, ihr Herz zurückzuführen; sie behauptete, daß ich sie mißverstehe. Ein streitiges Dienstgeschäft, das mir der unsinnige Hochmuth meines Gegners, eines der schamloseten Weichlinge im Seckdienst, zur Ehrensache machte, indem er alle müßigen Höflinge aus seiner Familie gegen mich aufhetzte, gab mir so viel außer dem Haus zu thun, daß ich deine Mutter wenig sah, und noch nicht Zeit gehabt hatte, in ihre Vergnügungen und Bekanntschaften, die mir sehr zahlreich schienen, näher einzugehen — Seiborf wurde hier unruhig, er suchte sich zu fassen, fieng ein Paar mal wieder an, und fuhr endlich fort, als eilte er bei einem gefährlichen Gegenstand

vorüber: Einen Abend schien sie mir besangener als jemals; ich wiederholte meine herzlichsten Bitten um Vertrauen, meine Betheuerungen daß ich sie als völlig frei ansähe. Sie nahm eine hinreißend liebenswürdige Behmüt in ihren Antworten an, wiegte mich in Zärtlichkeit und Hoffnung ein; und ich überredete mich, seit meiner Rückkehr zum erstenmal in ihren Armen, nicht sie, sondern die Gegenstände um sie her hätten sich verändert. Mit der frohen Erwartung, bald in unsre Einsamkeit zurückzukehren, trennte ich mich von ihr, um nach Mitternacht auf mein Zimmer zu gehen, das ich am folgenden Morgen sehr früh wieder verließ, weil mich Geschäfte aus dem Haus riefen. Ich war sonst nie so zeitig zu ihr gegangen, weil wir, da wir noch bei ihrer Schwägerin wohnten, von der Lebensart dieser Frau abhingen; diesen Morgen Er athmete tief, seine Lippen zuckten, er blickte endlich streng auf Sara's bang horchendes Gesicht:

Ehre deines Vaters Schwäche, sie war auch der Keim seiner Tugend. Ich gieng durch den Garten, von welchem eine kleine Treppe in ihr Zimmer führte ich trat ein, sie rief erschrocken der Elende, der ihr Bett theilte, war der Graf Vieilleroche, meines Feindes älterer Bruder, der Vater von Theodors Braut! — —

Sara that einen lauten ächzenden Schrei, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Seidorf fuhr fort:

Ich mußte vor der Welt meine Schande entdecken, oder sie ewig auf meinem Herzen tragen. Die Unglückliche gab mir ihr Schicksal in die Hände, und ich legte die Last dieses Bewußtseyns auf mein Herz. Nach wenigen Tagen ward ich krank, die Unglückliche umschlang meine Knie — sie war edel — sie war schwanger — Antoinette — —

Seine Zähne schlugen wie im Fieberfrost zusammen, Sara lag mit ihrem Kopf auf

keinen Knieen, und schluchzte: Genug, genug! Laß dich verzeihen, sie ruhen im Grabe — Eine lange todte Stille folgte jetzt, während deren Seldorfs Schmerz in kalte Erstarrung übergieng: sein Gedächtniß erleuchtete die Vergangenheit, wie der Mond ein Schlachtfeld erhellt, unempfindlich gegen die Schrecken die aus der Finsterniß hervorgehen. Mit un verrücktem Blick sah er vor sich hin, und sprach mit eintöniger Kälte weiter:

Ich traf sogleich alle Anstalten, um das Haus meiner Schwägerin zu verlassen, ich unterlagte meinem unglücklichen Weib allen Umgang mit den Menschen, die sie bisher gesehen hatte; Fremde hielten mich für einen Sonderling, die Familie meines Gegners sah es als Haß an, der Elende, der sein Leben von mir erbettelt hatte, ward troyiger. Er hatte die Frechheit, in der Sache seines Bruders mit mir zu sprechen, er unterließ indessen die Vorsicht nicht, es vor Zeugen zu thun. Die Ver-

achtung die ich ihm bewies, und für welche er mir innerlich Rache schwor, ohne den Muth zu haben seine Empfindlichkeit zu äussern, brachte alle meine Gegner noch mehr auf; man erregte eine schändliche Kabale gegen mich, und ich sah mich auf dem Punkt, schimpflich meines Dienstes entsetzt zu werden. Seit dem letzten Gesändniß meiner Frau hatte ich sie nicht wieder allein gesprochen; mein verirrtes zerstörtes Gefühl weidete sich an dem bitteren Vossenspiel von ehelichem Frieden, das ich vor den Hausbedienten und den wenigen Fremden, die wir sehen mußten, spielte; in der Stunde, wo ich die Nachricht meiner unvermeidlichen öffentlichen Entehrung erhielt, drang ich in ihre Einsamkeit, um sie mit dem Fortgang ihres Verbrechens bekannt zu machen. Ihr verschloßnes Gesicht ward bei meinen Worten noch finstrier, sie zeigte mir einen Dolch, den sie gegen ihre Brust hielt: Du kannst mir das Leben nur bis zu einem gewissen Punkt auf-

zwingen, über den hinaus bist du mein Mörder! — Erniedrigt und beschämt verließ ich sie. Den Tag wo meine Sache entschieden werden sollte, langte eine Gesandtschaft von allen Eudaltern der Flotte an; meine braven Kameraden drohten mit unwiderlegbaren Anklagen gegen alle Oberen, man zitterte vor den Folgen; die redlichen Seemänner führten mich in den Gerichtssaal, und empfingen die abgedrungne Gerechtigkeit, die ich erhielt, mit einem Freudengeschrei, das in meinem verwüsteten Herzen öde verhallte. Sie begleiteten mich bis in mein Haus, verlangten mein Weib zu sehen, und ein grauer Seeoffizier küßte ihnen Namen aller meiner Kameraden die Hand, weil sie durch einen heimlich von ihr nach Stett abgesandten Expresen erfahren hatten, in welcher Gefahr sich ihr Waffenbruder befand. Wie sie mit sanfter Würde ihnen dankte, meiner mit einer ehrerbietigen, feierlichen Bewunderung gedachte, und dann in ihr Zimmer zu

rückgieng, fühlte ich mich nahe daran, durch den Zwang, den ich mir anthat, den Verstand zu verlieren. Ich nahm nun meinen Abschied, den die Vorstellungen, welche der König da gegen machte, und der laut ausgebrüllte Schmerz aller meiner Kameraden ehrenvoll machten. Von dem Zeitpunkt bis zu ihrem Tod lebten wir wie zwei verdammte Geister, die um dasselbe Grab zu wandeln verurtheilt wären. Unausfölich zusammen an die Vorstellung der Vergangenheit geschmiebet, schauderten wir auseinander, so oft eure kindische Unbefangenheit oder irgend ein Zufall uns erinnerte daß es eine Gegenwart gab. Ich haßte sie nicht, wahrlich nicht! — aber ihr fürchterliches Verstummen ließ mich nie über den Abgrund, der uns trennte, einen Weg entdecken. An t o i u e t t e ward geboren. Der Keim des Todes, den sie bei ihrer Geburt mitbrachte, von dem schwarzeilen Gram genähret, endigte ewer Muth der Leben. Ihr schimpfliches Leiden, daß sie

mit unveränderter Fassung ertrug, beugte mich endlich bis zum wehmüthigsten Schmerz. Vierzehn Tage pflegte ich sie mit schonender Sorgfalt, ich wachte und weinte an ihrem Lager — wie der herannahende Tod ihr Auge schon verdunkelte, und keine Bitte etwas über ihr ertzliches Stillschweigen vermochte, drückte ich ihr Kind an meine Brust, und sagte: Du erkennst mich bis in's Grab, aber diese Verlassene soll mir deine Grausamkeit mit Liebe ersetzen! — Sie richtete sich in die Höhe, ihr brechendes Auge sah mich mit wilder Starrheit an, und sie sprach: Eigennuz und Herrschaft waren die Quelle deiner Wohlthaten: ich sollte dein Geschöpf seyn, und das Glück, das ich nicht aus deinen Händen nahm, wurde mir zum Verbrechen; deine Skavin hat dich betrogen, und ihre unendliche Verdammniß bewies dir, daß sie den Werth ihres Herrn kannte. . . . ich verzeihe dir mein Elend, diese hier folgt mir nach — — sie ergrif das Kind, zog es auf

auf ihren Schoos, und hielt es fest, bis der Tod nach wenigen Minuten ihre Hand erschloste. — — Ich habe sie nie verstanden; ein undurchdringliches Dunkel verhüllt den Weg, auf welchem sie in's Verderben wandelte. Zwölf Jahre lebte ich nur um ihres Glückes willen, und ihr sterbender Mund beschuldigte mich, ihr Despot gewesen zu seyn. Ihr seid Zeugen meines übrigen Lebens gewesen; Antoinette hat ihr nun gesagt, ob ich Wort hielt. — — Schreib deinem Bruder, Sara, ich beföhlte ihm sogleich zu uns zu eilen; die Verbindung mit der Tochter jenes Verworfenen wäre unnatürlich und schändlich, aber sage ihm auch noch, daß keine Verbindung, von welcher Art sie seyn mag, mit irgend einem aus dem verhaßten Stande, um dessen Genuß er so schimpflich buhlt, je meinen Segen haben wird; sage ihm, daß er dem Namen meines Sohnes, oder dem Bündniß mit diesen Menschen ent-

sagen soll. Höre, Sara, höre diese Worte, und mache, daß dein Bruder sie fühle. Meine letzte Kraft ist mit dieser Nacht von mir gewichen, rede mir nie von dem, was sie dir entdeckte, nütze es für deine Zukunft, und ehre mein künftiges Stillschweigen.

Seldorf zeigte nun auf die anbrechende Morgendämmerung, und hieß ihr, sich zur Ruhe begeben. Sie verließ ihn gern, denn ihr Geist erlag beinahe unter der Menge von Eindrücken, die er heute empfangen hatte. Wie sie aber ihr Zimmer verschlossen hatte, und sich allein sah, und die Entdeckungen dieser Nacht einzeln vor ihrer Fantasie vorübergingen, da erschien ihr die Welt in einem neuen feindseligen Lichte, und es hing ihr an vor der Stille um sie her zu schauern. Daß es Bosheit unter den Menschen gäbe, war bisher fast nur durch Tradition auf sie gekommen; denn das Schrecklichste, was sie von ihnen erlitten hatte, die Verwüstung der

väterlichen Wohnung, hatte kaum einen andern Eindruck bei ihr zurückgelassen, als wenn das Feuer des Himmels ihre Heimath vertilgt hätte: die Menge der Frevelnden, und die Vieltheitigkeit der Veranlassung verwischten die Bitterkeit gegen jeden unbekannten Einzelnen aus ihrem Herzen. Sie hatte Zeit Lebens nur geliebt, nur vertraut; und alle Verhältnisse, die äußerlich den andern gleichen, hielt sie für innig und beglückend wie die ihren, so lange sie das Gegentheil nicht wußte: alsdann aber schienen ihr die tadelhaftesten Menschen nur unglücklich, und Unglückliche konnte sie nur beweinen, und zu trösten wüßten. Jetzt zum erstenmal trat die Larve des Betrugs, der Sünde, der Leidenschaft vor ihr jungfräuliches Auge, das noch keine Lüge erkannt hatte; und ihr war zu Muth, wie einem Kind, das in den Armen der Mutter eingeschlafen, unter fremden Menschen erwachte. Das Vertrauen der Unschuld war

dahin, in ihrem noch durch keinen Argwohn entheiligten Herzen war ein Schauer vor der Menschheit aufgeregt — denn die Menschen hatten ihre Mutter vernichtet, hatten ihren Vater betrogen, sie wollten ihr jetzt ihren Theodor entreißen. Aber ihr Vater blieb ihr, und P***, und Roger — und auch Berthiers graues Haupt war von keinem Betrug belastet — Sie fühlte ihr Herz glühen in Liebe, sie hätte diese alle um sich versammeln, sie ewig um sich bannen mögen, wie auf einem Schiff, das der Sturm umherschleudert und die Wellen peitschen, die Menschen die sich lieben, sich näher zusammendrängen, und das Geheul der Winde sie weniger schreckt, wenn sie mit den Augen den kleinen Haufen überzählen, und keiner fehlt. Sara hätte gern die ganze Welt vergessen, wenn nicht Theodor ihr noch angehangen hätte. Sie gieng eifrig daran, ihm den Be-
 fehl ihres Vaters so unausweichlich als mög-

lich zu verkündigen; und wenn er dann zurückkehrte — dann schwärmte das holde Geschöpf sich eine rückkehrende Jugendzeit vor; das Schloß ward aufgebaut, der Garten blühte wieder; mit den beiden Freunden ihrer Kindheit verbunden wandelte L*** — aber auf einmal vor Schrecken erstarrt ließ ihre Hand die Feder fallen, wie sie des Vaters Schwur niederschrieb, nie einer Verbindung mit jenem Stande seinen Segen zu geben. Er hatte zweimal mit so fürchtbarem Nachdruck gerufen: höre es, Sara, höre es, und mache, daß dein Bruder es fühle — Wollte er auch sie treffen, da er Theodors Urtheil sprach? Von allen Seiten geängstet, mit erschöpfter Kraft und verweintem Auge gieng sie an ihre Hausgeschäfte, und sehnte sich, des Denkens müde, nach der Stunde, wo der Anblick ihres Freundes allen Kummer hinwegzaubern würde. Arme Sara, du ahnerst nicht, welch ein giftiger Thau nun schon auf die Blüthe deiner Liebe gefallen war!

Der Augenblick erschien, und sie eilte L*** entgegen, wie am stillen Gestade jenseits die müden Sterblichen auf den Quell der Vergessenheit zuwandeln. Aber zwischen sie und den Geliebten hatte sich des Vaters Geheimniß und des Vaters Schwur gestellt, und versümmte den reinen Ton der Liebe, eh er von Herz zu Herz gelangte. Bei jeder Thräne, die ihr Auge füllte, bei jeder trüben Ansicht der Dinge, auf welcher ihre glühende Fantasie ruhte, bei der bangen Traurigkeit selbst, mit welcher sie die süßen Bande zwischen ihr und ihrem Freunde fester anzog, fühlte L***, daß in ihrem Geist etwas vorgegangen war, was ihm unbekannt blieb. So oft Sara mit gewohntem zärtlichem Hingeben an ihn zu lehnen im Begriff stand, so oft er mit Wort und Blick die Geliebte ansprach, schallten Seidors Worte in ihr armes Herz, und schreckten Trost und Zärtlichkeit zurück. Der Ausdruck von Erschlagung oder Unruhe in L***s reden-

dem Geiſt überwältigte wohl jene Phantome, und ihre Zärtlichkeit ward durch wehmüthige Neue erhöht, biß eine neue Frage, eine neue Anregung die traurigen Bilder wieder hervorrief. Manche Zufammenkunft verſtrich in dieſer gefährlichen Stimmung, wo Furchtſamkeit, und Schmerz den Geliebten zu ſtören, Neugierde, Unruhe, und endlich Eifer, ſucht in der Seele des Mannes die Harmonie des Gefühls in Ungleichheit wandelt, und die Leidenschaft biß zur verderblichſten Spannung reizt. Dieſen Zeitpunkt in Sara's Schickſal mag jedes Weib, welche dieſe Blätter liebt, mit der Kenntniß, die ſie von ihrem eignen Herzen und ihrem Geſchlechte hat, ergänzen; die Erzählung muß hier mangelhaft bleiben. — — Weib oder Mädchen, die du deine Würde anders als im Zuſcheln der bunten Menge erkennen lereſt, fühle die bittere Angst der reinen ſchuldloſen Sara, als ſie in einem Augenblick ungerechten Vor-

wurß und Jorues in P****s Arme gesunken war, und der Unfinnige — das kostbarste Pfand ihrer Neue raubte! Nein, ihr guter Engel weinte nicht in dieser unglückschwängern Stunde, er weinte nicht — aber er blinnte ernst und wehmütig auf den schweren Pfad, den nun seine Schwestersele zu dem Ziel der Verschönerung zu wandeln hatte. Auch Sara weinte nicht, wie P*** zu ihren Füßen lag, wollusttrunken ihre Knie umfaßte, und er rief: du bist mein, du bist mein! — Sie weinte nicht, aber erschüttert von dem Taumel der eben verfloffenen Stunde, die zwischen der Vergangenheit und allen Bildern der Zukunft eine ewige Scheidewand nieder senkte, mit dem Blick des Schreckens, als wollte sie in mitternächtlicher Dunkelheit eine Erscheinung festhalten, taub gegen seine freudbejauchende Stimme, süßlos gegen die feurigen Küsse, mit denen er ihre Hände bedeckte, riß sie sich von dem Kissen auf, gieng lang-

sam und staunend unter dem abgefallnen Parabe der hohen Ulme umher, die sie verhüllte und verrathen hatte, und blieb endlich vor L*** stehen, der auf den Boden hingelehnt ihr mit lächelndem Siegerlik zusah. Ist es möglich? rief die Unglückliche mit hohler Stimme und fest verschlungenen Armen — Ist es möglich? wiederholte sie, und verhüllte ihr Gesicht, indem sie von neuem auf und niederging. L*** erhaschte einen Zipfel ihrer Kleidung, den er lebhaft küßte, eh ihr rascher Schritt sie dahintrug. Sie gieng, und kehrte zurück, faltete die Hände, kniete einen Augenblick, stand auf, und trat noch einmal zu L***, der bei dem Anblick ihrer zunehmenden Hestigkeit ihr entgegengegangen war. Sie legte ihre kalte zitternde Hand auf seine Schulter, und sagte mit dem Ton der kältesten Verzeßung: wußtest du, was du übernahmst, wie du der Gottheit die Zügel meines Schicksals entrißest? Weißt du, daß jede Folge dieser Stunde auf deiner

Seele laßet? — Sara! rief er sanft und drückte ihre Hand an seine Lippen — Sara, mein süßes Weib, rief er und drückte sie fest an mein Herz; was du sagst ist wahr, und erfüllt mich mit einer Freude, die unaussprechlich ist — Bei dem Worte Weib war die Arme zusammengefahren: Nein, nicht Weib! Nie, nie! — Er sah sie forschend und streng an: Warum nicht mein Weib? Frage die Natur um uns her, die Zeugin unsrer Seligkeit war, frage dein Gewissen und die Rechte der Menschheit, ob du nicht mein Weib bist? — die wilde Verzweiflung, welche jedes andre Gefühl in ihrem Herzen erstickt hatte, konnte diesen Basen nicht widerstehen; ihr Haupt sank auf P**'s Schulter, und unter den stillen Thränen, die sie weinte, lehrte die Wärme des Lebens wieder in ihre erstarrten Hände, in ihr erblaßtes Gesicht zurück. In Sara's Lage, deren odliche Hülflosigkeit sie entweder vernichten oder zum Kinderglauben zurückführen

mußte, konnte diese Spannung nicht dauern; E*** kannte das Herz, das sich ihm so unbedingt ergeben hatte, zu gut, um nicht zu wissen, wohin er ihren dumpfen Schmerz zu leiten hatte. Eine Viertelstunde reichte nun hin, um ihn hinter Seldorfs Geheimniß, und seinen Schwur, der Veranlassung zu Sara's Schwäche und ewig verschlossener Kälte, kommen zu lassen. Er schwatzte mit der süßesten Beredsamkeit ihre Zweifel und Sorgen hinweg. Bald als Gatte mit sanften Befehlen, bald bittend und eindringend wie ein weiserer Freund, bald dankend und eine Zukunft voll Glück in rosenfarbner Ferne himmelnd, wie ein siegender Liebhaber: so führte er das schöne reine Herz durch jedes Gefühl weiblicher Zärtlichkeit zu einer Stimmung ruhiger Ergebung, die bald in lächelnden Frieden überging. Das Geschehene war unwiderwärtig, die Zukunft bis zu Seldorfs Tod unabänderlich; aber ihr Fall hatte ihr

weder Tugend noch Selbstachtung gekostet, er hatte sie unauslösllich mit L*** verbunden, und schien ihn unaussprechlich beglückt zu haben. Durch Unerfahrenheit und Unschuld in Irrthum gewiegt, und von L*** sorgsam darin erhalten, begann nun eine Erlebung für dieses liebende Geschöpf, die sich mit jedem Tag mehr von der gewöhnlichen Bärlichkeit entfernte. Geheimniß und Betrug mußten sie von jetzt an umgeben, aber rein und unerniedrigt wie sie war, mischte dieser bittere Druck in ihre sonst heitere Stimmung eine Art von Wehmuth, die jeder ihrer Handlungen den Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit gab. Der Gedanke, daß ihr diese Last erst mit ihres Vaters Tod genommen werden könnte, machte ihr sein übriges Leben unendlich theuer; denn ihr großmüthiges Herz litt dabei, auf den Namen von L***'s Vatter erst dann Anspruch machen zu dürfen, wenn Seldorfs theurer Mund sie nicht mehr Tochter nennen würde. Ihre

ganze Welt war nun auf ihn und L*** beschränkt, Theodor schien verloren; bei Rogers Andenken klopfte ein banges Gefühl in ihrer Brust, das vielleicht eine Mahnung an ihre Vernunft hätte hervorrufen können, und diese hatte sie jetzt unter die Gewalt der Liebe gefangen genommen. Sie hielt sein Bild von sich entfernt, bewahrte aber ihre Zärtlichkeit für ihn wie ein heilig vertrautes Gut, das selbst L*** nicht angreifen durfte. Durch L***s Liebe beglückt, mit tausend kleinen Diensten für ihn beschäftigt — denn sein Einfluß auf den Mann, der die kleine Jamie lie aufgenommen hatte, und ihres Vaters Krankheit gaben ihr außer seinem Zimmer die vollkommenste Freiheit — schien es als versüßte sie durch die Thätigkeit in ihren häuslichen Pflichten, durch die Engelsgüte, mit welcher sie den Vater pflegte, das durch kein Besitz geheiligte Glück ihrer Liebe. Und hätte man sie mit L*** gesehen, geehrt von

ihm als hätte der laute Ruf des Stolzes sie ihm zur Gattin gegeben, mit dem Ausdruck der reinsten Unschuld jede stille Freude, jedes keiner Beschreibung fähige Glück gegenseitiger Achtung und Liebe genießend; man hätte in jedem sanften Lächeln ihres Gesichts den Lohn der Tugend zu lesen geglaubt.

Nach einigen Wochen fühlte sich Sara tränkeln; L*** beobachtete sie mit halb muthwilliger halb entzückter Sorgfalt, und wie er hangen Zweifel auf ihrem blassen Gesichte lag, schmeichelte er ihre Furcht in frohe Gewissheit — Sara, willst du nicht für deines Beliebten Kind, für deines Beliebten höchste Seligkeit leiden? Bei diesem Zuruf kämpfte ein holdes Lächeln mit den Thränen der erdühenden Sara. Keine Angst ihrer ängstlichen Besorgnisse konnte der Vaterfreude des unbegreiflichen Mannes widerstehen. Klagst du, so sagte er, noch mehr mein zu seyn, als du schon warst? Fürchtest du dich davor, mit der Mutterwürde

mehr Ansprüche auf Achtung wieder zu gewinnen, als du in deiner Mädchenehre verlorst? O meine Sara, o meine reuende Mutter, deines müden Vaters Geist wird heiter und vom Irrthum entseßelt auf seinen blühenden Enkel herabblättern! Laß ihn aufkämpfen und dann ruhen, verlaßte seine letzten Tage, und sich durch keinen Unglauben, durch keine kurzichtige Reue mir und dir Kummer zu.

Sie lach und lächelte in ihre Leiden, sie sorgte und richtete ihr Auge gen Himmel, wo L***s allgegenwärtiges Bild ihr neue Täuschung herabwinkte. Dieser wunderbare beseligende Traum hatte nun vom October bis zu Anfang des neuen Jahrs (1792.) gedauert, als L*** ihr mit männlicher Fassung verkündigte, daß ihnen eine Trennung auf eine unbestimmte Zeit bevorstünde. Er hatte ihr zwar nie mit ungetrübtem Glül geschmeichelt, er hatte sie vielmehr oft mit liegendem Ernst auf unerwartete Wendungen

ihres Schicksals vordereitet, welche die gespannte Lage der öffentlichen Angelegenheiten nach sich ziehen konnte; aber doch empfing sie diese Nachricht mit einer so heftigen Behürzung daß L*** erschrak; er faßte die Arme, die vor Zittern fast niedersank, in seinen Armen auf, setzte sie auf einen Sessel nieder, stand einige Augenblicke mit einer gewissen Wildheit im Blick vor ihr — dann wandte er sich ab, schlug sich vor die verfinsterte Stirn, und stürzte zu ihren Füßen: Weib! Weib! wenn es wahr ist, daß dein Elend mich einst verdammen müßte, so erwarte mit Zuversicht daß ich dich beglücke — Sie zwang sich zu einer Fassung, die sie behielt, bis sie seine angedeutete Gestalt aus den Augen verlor. Daß er bald wiederkehren oder ihr zur rechten Zeit seinen Aufenthalt melden würde, war alles was sie von ihm erfuhr; durch die Liebe zur Sklavin von L***s Willen gemacht, hörte sie mit einem stillen Erseufzer, daß er aus Ursachen, die mit seiner Ehe

nie

nie von ihm offenbaren politischen Lage zusammenhingen, ihr nur selten schreiben würde, und tröstete sich mit seiner dringenden Bitte, ihm alles was in ihrem Herzen vorgienge zu melden. Die Aerzte gaben übrigens ihrem Vater keine Hoffnung, daß er den nächsten Frühling überleben könnte, und ohne daß sie sich es selbst deutlich erklärte, sah sie in diesem Zeitpunkt der Aussagung ihres Schicksals entgegen. Aber mit jeder Stunde, die nach L^oo's Abreise verfloß, erlosch allmählig der Zauber, der ein trügerisches Licht auf ihren dunkeln Pfad geworfen hatte. Wie Rezia nach des EINHEDLERS Tod ihr Paradies in eine Wüste umgewandelt fand, weil die schaffende Kraft der Natur mit seinem letzten Hauch entflohen war, so war jeder Gegenstand, der sonst der guten SARA Trost und Freude darbot, in eine Quelle von Schmerz und Kummer umgeschaffen. Wegen ihres Vaters langwierig Leiden hatte sie keine Aufheiterung mehr in L^oo's freundli-

chem Beifall für ihre Pflege; jeder seiner erkornen Gäste, die sich oft fragend auf ihr blaßes verweintes Gesicht hefteten, sößte ihr Entsetzen ein, und die ganze Natur um sie her, in das unfreundliche Gewand des Winters gehüllt, dünkte ihr der verwüstete Schauplatz ihrer entflohenen Freuden. So von den Folgen ihrer Irthümer getroffen, ohne daß ihre reine Unschuld sie als Strafe ansehen konnte, gewöhnte sich diese unerfahrene glühende Seele bald, sie als Märtyrertum der Liebe hinzunehmen, und glaubend und lächelnd im Schmerz zu dem Preis ihrer Leiden aufzublicken. Freuden der Gegenwart konnte sie nicht mehr träumen, aber bei jeder neuen Wunde ihres Herzens erhöhte ihre Fantasie den Lohn ihres Duldens.

Ein Brief von Theodor, der um diese Zeit anlangte, befestigte L***s Allmacht über seine Geliebte, indem er ihren Kummer vermehrte. Der verblendete Jüngling hatte ge-

Wahl zwischen Vaterland und König, zwischen
 seines Vaters Segen und dem Phantom des
 Ehrgeizes; und er rühmte sich das Opfer seiner
 Pflicht zu seyn, indem er seinem Vater ver-
 kündigte, er habe keinen Sohn mehr. Wir
 können seinen verschlungenen Pfaden nun nicht
 weiter folgen; wo wir ihm aber fortan auch
 wieder begegnen, wird es in Falschheit und
 Unheil seyn. Seldorf las den Brief, sal-
 tete seine Hände, schien einen Augenblick zu be-
 zagen, und ließ sich dann alle Briefe seines So-
 hnes geben, aus denen er ein Vater machte, es
 mit einem schwarzen Siegel verschloß, und ne-
 ben Antoinettes Todtenschein legte. Sa-
 ra, welche die traurige Entwickelung von ihres
 Bruders Schicksal errieth, warf ihre Arme
 schweigend um des Vaters Hals; ihre Thränen
 benetzten ihre Augen, die sie stehend gen Him-
 mel hob — auch Seldorfs Blicke waren naß,
 als er sie nach einigen Augenblicken auf seine
 Tochter richtete; aber er sagte ruhig, indem

er ihre Hände zwischen die seinigen drückte: wir finden ihn einst wieder! du warst bestimmt, mir alles zu ersetzen — Er umarmte sie zärtlich, und setzte nach einer Weile hinzu: dein Loos mag schwer seyn, aber es ist schön! Sein Geist hatte lange schon das Bild des nie wiedergebenden Todes mit Theodor's Ungehorsam verwechselt; und er schien jetzt seine Entweichung und seine Fortschritte in der Thorheit so zu fühlen, wie ein zärtlicher Vater die unheilbare Krankheit eines geliebten Kindes betrachtet: der Tod endet sie, und Hoffnung und Schmerz verlieren sich in genügsame Ergebung. Opferte der langsam Hinscheidende sein zerrissenes Vaterherz der eisernen Nothwendigkeit, so legte Sara den bitteren Gram über ihres Bruders Schicksal am Altar der Liebe nieder; Seldorf fühlte sich zu nah am Grabe, um sich noch der Verweisung zu überlassen, Sara vertraute der ihr so sicher dünkenden Zukunft zu heilig, um sie nicht auch mit diesem Schmerz erkaufen zu wollen.

An einem trübem Wintertage harrete einst Sara sehnsuchtsvoll der Stunde, wo sie in ihrem einsamen Zimmer ihr Herz in Glauben und Hoffnung würde stärken können. Selbors war kränker wie gewöhnlich, und seine matten Augen, die auf Sara ruhten, füllten sich unwillkürlich mit Thränen. Er hatte sich über ihre Lage, wie über sein ganzes Schicksal, eine Art von Philosophie gemacht, mit welcher er in gesunden Tagen freilich nicht ausgetommen wäre; er glaubte sie keines Fehltritts fähig, und wußte daß sie ihr Brod gewinnen könnte, selbst wenn die Einkünfte seiner Ländereien, die er, nachdem er seinen Sohn verloren, ihr zugesichert hatte, ihr entrisßen würden. Fest überzeugt, daß Unglück das allgemeine Loos besserer Menschen wäre, hatte er übrigens andern Hoffnungen für sie entsagt. Wie er sie aber jetzt vor sich sah, das Bild der thätigen Güte und des heitern Ertragens, reizend in dem Ausdruck von Ermattung auf ih-

rem Gesicht und in ihrer ganzen Gestalt, wie
 ihm die einsame Stille, von welcher er sich um-
 geben sah, an die noch grössere Einsamkeit
 mahnte, in welcher sie nach seinem Tod seyn
 würde, fühlte er seine Brust bettenmt, und
 er hätte in diesem Augenblick von Rückkehr zu
 den Sorgen des Erdenlebens, einen gleichgül-
 tigen Fremden anrufen können: schütze mein
 verlassnes Kind! — In dieser wehmüthigen
 Stimmung hatten Vater und Tochter einen
 grossen Theil des Abends zugebracht, als sie
 plötzlich einen Reiter in den Hof sprengen hör-
 ten, der lebhaft nach Eldorf fragte; und
 noch hatte Sara nicht Zeit gehabt an das
 Fenster zu gehen, als die Thüre auflog, und
 Roger zu ihren Füßen stürzte. Meine Schwe-
 ster, meine geliebte langentbehrte Schwester!
 rief er entzückt und umarmte ihre Knie, blühte
 denn zu ihr hinauf, und that einen neuen freu-
 digen Ausruf. Sara's erste Bewegung war
 aber Schrecken; sie saß athemlos auf ihrem

Stuhl, bis endlich Thränen aus ihren Augen quollen, und sie ihre Hand auf seine Schulter legte — Guter Roger! leuchtete sie, aber Weinen ersetzte ihre Stimme, und des jungen Mannes ungestümme Freude schwieg nun um ihre Wehmuth zu schonen. In diesem Augenblick nahm er Seldorfs Gegenwart erst wahr, der erstaunt und betroffen dem Austritt zusah. Die edle Freimüthigkeit, die Roger eigen war, verwischte bald den Ausdruck von Verwirrung, der sich bei dem Anblick des Vaters über sein Gesicht verbreitet hatte; er eilte zu ihm, drückte ehrerbietig seine Hand, und sagte, indem er sie fort hielt und näher zu ihm trat, mit halb leiser Stimme: Ich glaubte Ihre Tochter allein, aber seyn Sie versichert daß ich mit dem Bewußtseyn Ihrer Gegenwart eben so wenig Herr meiner ersten Freude gewesen wäre. Vielleicht hatte Roger immer in Seldorfs Herz einen Platz befallen, dem er seine jezige Aufnahme zu danken hatte,

vielleicht waren es auch die trüben Betrachtungen des heutigen Tages, die, dem alten Mann selbst unbewußt dazu beitrugen, ihm Rogers Rückkehr erfreulich zu machen; gewiß war die matte Freude des Unglücklichen, und seine stillen Thränen, indem er den edeln guten Roger den übrigen Abend sprechen hörte, der unbefangnen Dienstfertigkeit mit welcher er ihn behandelte, und seiner innigen Zärtlichkeit gegen Sara zusah, gewiß waren sie das rührendste Zeugniß seines Wohlgefallens an der Zukunft des jungen Freundes. Roger erwähnte bald seines Großvaters, von dem er, sagte er, einen Auftrag hatte; Sara wollte das Gespräch ängstlich ablenken — Nein, sagte Roger mit bittendem Ernst, diese Schonung ist falsch; Ihr guter Vater muß die Beruhigung haben, seinen alten Freund zu lieben. Er gieng nun, trotz Sara's banger Mine und Selbors's finstern Gesicht, mit so viel Klarheit und

Delikatesse an die Erörterung dieses Mißverständnisses, daß die Faltten von Seldorfs Stirne wichen, und er, Rogers Hand fassend, zu ihm sagte: Ich hatte keinen Haß, aber da wohin ich wandte ist es besser zu lieben; sagen Sie ihm das, sagen Sie ihm aber daß ich zu müde bin, daß ich schon zu sehr von allen diesen Dingen getrennt bin um ihn wieder zu sehen — Nein, Herr von Seldorf, nahm Roger das Wort; dann hätte ich meinen Auftrag übel ausgerichtet. So weit zwang mich schon Gerechtigkeit allein zu sprechen, jetzt hören Sie auch meine Bitte. Die ganze Gemeinde von ** — (dem Ort wo Seldorfs Schloß gelegen hatte) — ist von Ihrem Unglück, zu welchem vielleicht einige aus ihrer Mitte mit beitrugen, aufrichtig und innig gerührt; sie bittet Sie, morgen nach dem Gottesdienst eine Gesandtschaft anzunehmen, durch welche Sie eingeladen werden sollen, zu Ihren Mitbürgern zurückzukehren.

Die Jahreszeit verbietet, die Arbeit an Ihrem Bohnhaus vorzunehmen; aber die Gemeinde hat einen Vertrag mit meinem Großvater gemacht, dem zufolge er Ihnen und Ihrer Tochter einen Theil seines Bohnhauses, mit allen Bedürfnissen versehen, einweilen abtritt — O Roger, rief Sara, dieser Trost, diese Gerechtigkeit ist Ihr Werk; Sie lenken diese wilden blinden Menschen — Reiz Liebe, sie brauchten das nicht, sie brauchten nur den Ausdruck für das was sie dachten, sie brauchten nur jemanden der ihre Art zu fühlen genug kannte, um ihnen ihre eignen Begriffe zu entwickeln — Der edle junge Mann glaubte das vielleicht selbst was er da sagte, indessen war er es doch gewesen, der, vor wenig Tagen erst bei seinem Großvater angekommen, nachdem er alle Erkundigungen wegen jenes ihm schon längst im Allgemeinen bekannten Unglücks seines alten Freundes eingelesen, der versammelten Gemeinde mit ein-

Dringende Freimüthigkeit die Abscheulichkeit dieses Frevels und das Unrecht, das sie hätten, es nicht wieder gut zu machen, vorge stellt hatte. Er gab ihnen die handgreiflichsten Beweise von Seldorfs Unschuld, und benachrichtigte sie sogar, daß er bei seiner neulichen Anwesenheit in Paris auf das Zuverlässigste in Erfahrung gebracht, Seldorf habe seinen Sohn wegen der von ihm ergriffenen Partei verrathen und enterbt. Sein kühner Eifer und der anerkannte Ruf seiner Denkart verschafften ihm den Sieg sowohl über den Eigensinn der meisten und ihren Widerwillen Unrecht zu vergüten, als über die schleichende Bosheit in dem eigentlich thätigen Theil der Commune. So war die Entschliessung, Seldorf zurückzurufen und zu entschädigen, bewirkt worden; allein der Zustand des armen Kranken ließ jetzt in der Mitte des Winters keine Veränderung seines Aufenthalts zu, und die Abgeordneten der Gemeinde, arme, harre

Kreß, in welchen selbst diese schöne Handlung von Billigkeit keinen Funken eigentlicher Begeisterung entzündete, wurden betroffen wie sie ihren ehemaligen Herrn in einem ausge-
 weigten, mit schlechtem Geräth versehenen Stübchen, abgezehrt und mit erloschnem Blut in seinem Sessel zurückgelegt erblickten. Der Älteste hatte sich vielleicht auf eine ordentliche Anrede eingerichtet, aber das Gefühl, das ihn überraschte, that ihm bessere Dienste als es sein Gedächtniß je gekonnt hätte; er trat zu Seldorf, ergriff seine dürre matte Hand, und rief in seiner rauhen Mundart: Verzeiht uns um der heiligen Jungfrau willen! Dies war das Signal für die beiden andern, welche, die Hände über den abgezognen Hut gefaltet eben den Ausruf thaten. Seldorfs Herz verlor die Fähigkeit zu hassen täglich mehr mit der Kraft des Lebens; er hatte sich indessen, eh die Männer hereintraten, mit einigen Entwürfen, ihnen Strenge, Würde we-

nigstens zu zeigen, beschäftigt; so wie aber die Bauern in diesem Augenblick nur ihren unglücklichen Herrn in ihm sahen, so erblickte er auch in ihnen nur den Ausdruck des Mitleidens und der Reue; er antwortete mit gerührter gebrochener Stimme: Ich verzeihe euch, haltet mein Andenken in Ehren, und schützt diese hier — indem er auf Sara zeigte, die an seiner Seite stand. Der Austritt griff ihn so an, daß man aus Schonung für ihn bald ein Ende machen mußte.

Es währte einige Tage nach Rogers Ankunft, eh er eine Gelegenheit fand oder suchte, allein mit Sara zu seyn. Sie vermied es und schonte sich darnach, und in dieser widersprechenden Empfindung litt ihr Herz weit mehr bei seiner Abwesenheit, als wenn seine unbefangene Innigkeit bei seinen Besuchen ihr den Trost seiner Theilnehmung verschafte, und sie zugleich von dem schmerzlichen Geheimniß zerstreute. Schon lange eh er zurückkehrte, war

sie gesonnen gewesen ihm alles zu offenbaren; und es gehört zu dem Unbegreiflichen in P***s Charakter, daß er ihr die Erlaubniß gegeben hatte, ihn zum Vertrauten zu machen. Der Ausgang hat unentschieden gelassen, ob er in seiner Liebe von allen Grundsätzen seines übrigen Lebens abgieng, und hier sich bloß nach der Anerkennung von Rogers und seiner Geliebten Edelmuth bestimmte, oder ob es eine Komplication von Unredlichkeit war, zu welcher diese Vertraulichkeit ihm einen Faden an die Hand geben sollte. Roger beobachtete indessen Sara mit ununterbrochener Aufmerksamkeit, und ihr Herz schlug ängstlich, wenn seine Blicke immer träuer und nachdenkender auf ihr ruhten. So oft er bis jetzt da gewesen war, hatten Seldorfs Angelegenheiten, die der arme Mann bei seiner zunehmenden Schwäche und seinem wachsenden Vertrauen ihm ganz übertrug, die meiste Zeit hin genommen. Fink fand sich indessen Seldorf

so matt, daß er allein zu hyn verlangte, und seinen jungen Geschäftsführer bat, nach einer Stunde wieder heimzukommen. Roger warf einen lebhaften Blick auf Sara, ließ ihn aber schnell wieder sinken, da er sie erdrehen sah, und sie verlegen anfang einen Vorwand zu suchen, um unterdessen bei ihrem Vater zu bleiben. Seldorf verhinderte es, und Roger zitterte, wie er mit ihr in ihr kleines Zimmer trat. Sein erster scharfer Blick fiel auf P***s Bild, das unter dem Spiegel hing — er fühlte seine Brust beengt, und wandte sein Auge schweifend auf andre Gegenstände. Noch dauerte dieser für Sara unendlich qualvolle Augenblick, als ihr Hund an der Kammerthüre lärmte, und wie sie ihm geöffnet wurde, ungeachtet seines Pfötchens, daß nicht recht hatte geheilt werden können, vor Freuden bellend auf Rogersn zustürzte, an ihn hinansprang, ihm die Hände legte, und ihn so, wie er ehemals zu thun ge-

wohnt war, an dem Kolzippfel zu Sara hinzog, die tief erschüttert sich niedergesetzt hatte. Anfangs streichelte Roger den Hund, indem über sein verbranntes Gesicht eine Thräne floss; als aber das arme Thier, dessen glücklich eingetränktes Gedächtniß die längst verfloßene Zeit freudig an die gegenwärtige knüpfte, ihn zu Sara hinzog, und das geliebte Mädchen den Hund aufhob und mit einer vieljagenden Heftigkeit an ihre Brust drückte, da sank er ihre Füße, und rief: Sara, ich weiß alles — alles! Ich bin der Alte, und will nur Ihr Glück. Früher konnte, durfte ich ja nicht wissen, aber ich hätte ja nie geliebt, meine Schwester, wenn ich nicht errathen hätte — Er stotte, und verbarg sein Gesicht, auf welchem Anstrengung und männlicher Schmerz abwechselten. Scham, Dankbarkeit, und vielleicht Reue, die sich aber gewiß nur als Sorge für die Zukunft zeigte, kämpften in Sara's Seele. Sie hatte sich nach dem Augenblick

der

der Mittheilung gesehnt, sie hatte vor dem der Entdeckung geschaudert — und doch hatte sie diese nie so schrecklich gedacht, wie sie jetzt in Rogers Mund klang, aus welchem doch Liebe und Schonung sprachen. Ihre Thränen hörten auf zu fließen: alles wissen Sie? Alles, Roger? fragte sie wild und athemlos. — Alles, antwortete er, indem er aufstand, und sich mit edler Festigkeit gegen L***s Bild wandte; meine Schwester wird dieses Mannes Weib — Roger, ich bin es; heiliger Gott, ich bin es! Sagen Sie so — Roger schauderte zusammen, er legte beide Hände vor seine Augen als blendete ihn ein plötzliches Licht; aber bald wieder seiner mächtig, ergriff er ihre Hand und sprach: Sie sind sein Weib — und die Mutter seines Kindes! vertraut mir, und lohnt mir so diese fürchterliche Stunde. Sara hatte sich mit einem Schrei in seine Arme geworfen, sie weinte sanft; er hielt sie mit abwärts gekehrtem Ge-

nicht, er hielt sie, als hätte er gefürchtet, zwei
 Herzen neben einander klopfen zu fühlen, zwis-
 schen welche Tugend und Sittlichkeit sich nun
 auf ewig gelagert hatten. Wie sie sich beide
 einigermassen gefaßt hatten, gestand er ihr,
 daß er genug geahnet hätte, daß seine sorgen-
 de Freundschaft deutlich genug auf ihrem Ge-
 sicht gelesen hätte, um auf alles vorbereitet zu
 seyn, daß ihm aber ihr Geständniß demohinge-
 achtet schrecklicher als sein erster Gedanke ge-
 wesen wäre, nicht aus Rüksicht auf ihn, nicht
 als sei ihm irgend eine Hofnung zerstört; er
 habe keine, als sie auf einem Wege, dessen
 Dunkelheit ihm noch unerleuchtbar schiene,
 zu führen und zu leiten. Hier wachte Sara's
 Vertrauen auf ihr Schicksal wieder auf, alle
 Bilder der Vergangenheit glänzten ihr wieder
 im hellsten Schimmer, und der Schluß dieser
 Stunde und viele, die darauf folgten, weih-
 ten den treuen Freund in dem Heiligthum ih-
 rer Liebe und ihrer Sorgen ein. Der ein-

fache Roger konnte der Schwärmerin nicht folgen in allen Schattierungen ihres Gefühls; die Strahlen ihrer glühenden Phantasie erleuchteten zwar auch seine Seele, doch nur mit stiller Klarheit, wie die Sonne auf einem frugelhellen Wasserbeken von den ebenen Wellen wiederglänzt, indeß sie auf dem in Schaum zerfließenden Staubbach alle Farben des Regenbogens mahlt. Oft geriet es sein Innerstes, selbst ewig verrufen, so lieben zu sehen; aber er hatte seine Pflicht als Mann und Freund fest ergriffen, und widerstand jeder Versuchung, treulos gegen diese Pflicht und das geliebte, verlassne Geschöpf zu seyn. Verlassen! — denn je länger er ihr zuhörte, je mehr er die Wirklichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit mit L***'s Thun, mit seinen seltenen, dunkeln, despotischen Briefen verglich, desto bangter ward es ihm für Sara's Schicksal. Sie verschloß ihre Augen vor jedem aufsteigenden Zweifel, und sog aus der

Ruhe, die Rogers Nähe und die Gewißheit seines Schutzes ihr gaben, neuen Glauben an den Mann, den sie allein liebte, dem sie allein anzugehören sich so heilig bewußt war.

Seldorf gewöhnte sich schnell, den Jugendfreund seiner Kinder um sich zu sehen; er schien unmuthig an den Tagen, wo Rogers nicht da gewesen war, und wußte er ihn neben sich, wenn er in dem leichten Schlummer lag, in welchen jeder Versuch zu denken ihn einwiegte, so schien er ruhiger zu athmen, und erwachte oft mit einem wehmüthig freundlichen Blick auf den jungen Mann. So nah am Grabe mit Entschlüssen und Thaten untermischt, verloren seine Urtheile und Meinungen viel von ihrer Bitterkeit; und mit väterlichem Wohlgefallen ruhte oft sein Auge auf Rogers blickendem Blick, wenn dieser von dem größten Schwur durchdrungen, so entfernt er auch von der leichtesten Bräuterei

war, ihn bis zum Verbrechen erfüllen zu wollen, doch mit unerschütterlicher einfacher Treue kein größeres Verbrechen zu begreifen schien, als ihn nicht zu erfüllen. Seildorf erkannte, daß sein ehemaliger Ekel an der Menschheit und ihrem verworrenen Treiben in denen, die ihn überlebten, schimpflicher Verrath an ihren Zeitgenossen seyn würde; und so malt er nur Rogers: bis in den Tod! segnen konnte, so war es klar, daß er noch Leben zu fühlen gewünscht hätte, um mit einzulimmen: bis in den Tod! — Der Winter verstrich unter dieser Lebensweise, und Seildorf nahm wohl wahr, daß die nahe Frühlingssonne, die in der ganzen Schöpfung das Lebendige vom Erstordenen scheidet, auch ihm seinen Platz im Grabe anweisen würde. Wenn er seinen Stuhl an das Fenster schieben ließ, und im Obstgarten neben den todtten Blättern einzelne grüne Halme hervorkeimen sah, dachte er bang, sehnend, kum-

mervoll an das Grab. Nachdem er gegen das Ende vom Februar einige Tage sehr schlecht zugebracht hatte, bemerkten einst beide junge Leute, daß er sich in seinem Geiſt sehr lebhaft beſchäftigte, und bald ſeine Tochter unruhig anſah, bald finſter nachzudenken ſchien; er ſprach weniger adgeſpannt, aber unzuſammenhängend, wie jetzt alle ſeine Ideen waren, von der Bekanntschaft mit L***, und ſetzte ſeine Tochter dadurch einer grauſamen Folter aus; dann frug er nach dem alten Berthier, und wünſchte, die Jahreszeit möchte es ihm möglich machen, noch einmal zu ihm zu kommen. Köger, welcher für Sara litt, ergrif eifrig dieſen Gegenſtand, um das Geſpräch zu verändern, und verſicherte die Luſt heute ſo ſanft gefunden zu haben, daß ſein Großvater gewiß dieſe kleine Reiſe nächſtens würde unternehmen dürfen. Selbſt ſie ſahen über dieſe Ausſicht ſehr erfreut, als ein neuer Anfall von Nervenſchmerzen ſeine

Gedanken wieder von allem Aeußeren abjog. Es war Vormittags; Roger hatte im Begriff gekantet, nach Haus zurückzukehren; er blieb aber bis zum Abend, um Sara bei ihrem Vater hülfreiche Hand zu leisten. Seldorf empfing seine Dienste mit Dank, und drückte einmal in der Todesangst des Schmerzens die Hände der beiden jungen Leute zusammen an seine Brust. Endlich legte sich der Anfall, und Roger wollte nach der ersten ruhigen halben Stunde fortgehen, als Seldorf seine Hand sagte, um ihn zurückzuhalten. Er ergriff auch Sara's Hand, und, einige Minuten außer Stand zu sprechen, drückte er sie bald an seine Lippen, bald sah er, mit einem bittenden Lächeln auf seinem von Schmerz erschlasten Gesicht, zu ihr hinauf. In Sara's Seele dämmerte eine schreckliche Ahnung, die anstatt sie zur Thatung vorzubereiten, ihre Phantasie erhitze, bis ihre Gefühle in einer unnatürlichen Span-

nung unter einander anließen. Roger stand unbefangen, und mit der Aufmerksamkeit eines Sohnes, der jedem Wort des kranken Vaters entgegen horcht, in gebückter Stellung beim Lager seines alten Freundes, als Selbort endlich, obgleich sehr matt, doch gesammelt erhob: Sara, dich allein hat mir das Schicksal nicht geraubt, du allein beweisen mir, daß mein langes mühseliges Leben nicht ein bloßes Spiel wechselnder Truggestalten war, Sara, du kannst mir ein Pfand geben, daß die Gottheit mich nicht dem Elend anschlüssend wehrte . . . meine Sara, du kannst das letzte schwindelnde Bild des Lebens mir wohlthätig erleuchten — er hielt mit seinem Gefühl kämpfend inne, und näherte die Hände der beiden jungen Leute — Dieser junge Mann wäre mir mehr als Sohn geworden . . . mehr! denn der Unglückliche, den ich Sohn nannte, wenn dieser ihm einst auf dem Schlachtfeld begegnen sollte, so darf sein Arm nicht

gaubern, und er sage ihm noch: diesen Streich führe ich für deines Vaters Nachkommenschaft! Ob du ihn liebst, weiß ich nicht; er liebt dich! du wirst dann nicht verlassen seyn, und ich werde heiter sterben — Er legte ihre Hände zusammen, und blickte wieder fast stehend auf Sara. Diese hatte erstarrt auf des Vaters Worte gehört, wie aber Rogers Hand die ihrige berührte, riß sie sich los, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, und rief durchdringend: Nie! nie! — Roger stand wie von einem Wetterstrahl getroffen; erst durch Sara's Hestigkeit ward er zu sich selbst gebracht, küßte fast weinend die Hände des Kranken, der bestürzt seine Tochter ansah, und wie von einem plötzlichen Lichte erhellt, wandte er sich gegen Sara: Meine geliebte Schwester, geben Sie ihm diese Beruhigung, geben Sie mir dieses Recht, Sie zu schützen — Des unglücklichen Mädchens Begriffe verwirrten sich; der Anblick des sterbenden Vaters,

Kogers bringende Bitte brachten die Empfindung von Zwang, ja von Betrug hervor; sie riß sich von neuem von Koger los, und rief schauernd: du! auch du! L...s Weib.... bald Mutter — Sara, unterbrach sie Koger ängstlich, fassen Sie Muth; Sie müssen einen Beschützer, Ihr theures Kind muß einen Vater haben, und L... wird mir diese Würde gönnen — Sara, die mit Todesangst ihre Hände rang, warf jetzt einen Blick auf ihren Vater — er lag in Zuckungen. Das schreckliche unvorbereitete Gesändniß seiner Tochter hatte seine gedrechliche Maschine zerstört, ein Schlagfluß riß an dem letzten jähen Faden des Lebens — man eilte herbei, schäste Hülfe — Sara stand sinnlos neben seinem Bette, und folgte mit starrm Blick dem Wechsel von Erstickung und Leben auf ihres Vaters Gesicht. Einen Augenblick schien sein Bewußtseyn zurückzukehren, er richtete seinen Blick auf Koger, dann auf Sara, und ein Paar groffe

schwere Tropfen rannen aus seinen gebrochenen Augen, die er sogleich wieder schloß. Dieser Anblick überwältigte das unglückliche Mädchen, sie sank ohnmächtig in Rogers' Arme; bei dem Geräusch, welches dadurch unter den Anwesenden entstand, schlug Eelbors die Augen noch einmal auf, und sie fielen auf die Gruppe, wie Roger, beide Arme um Sara geschlungen, sie fest an sein Herz drückte — ein mattes Feuer schien noch in seinem Blick zu glimmern, ein schwaches Lächeln spielte um seine Wangen; er legte sein Haupt seitwärts, und entschlief.

Ende des ersten Theils.

Die Familie
S e l d o r f

Eine Geschichte

herausgegeben

von

L. F. Huber.

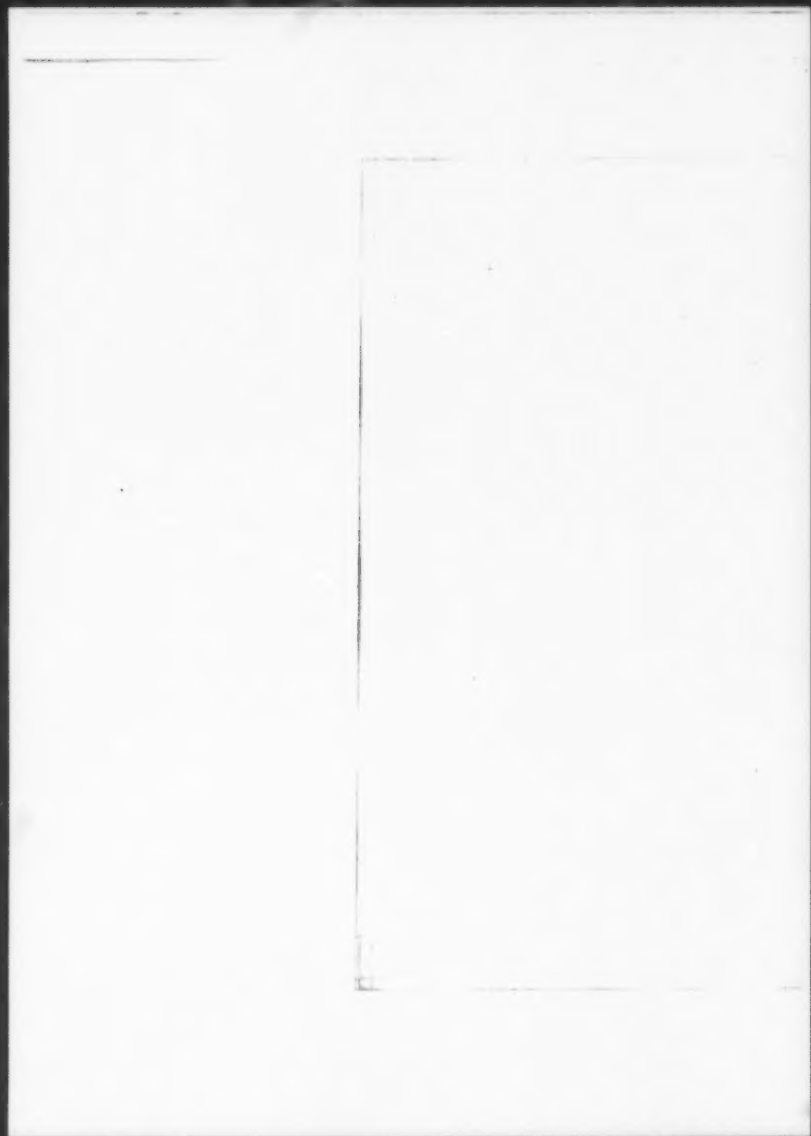
Zweiter Theil.

Tübingen, 1796
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Druckfehler des ersten Bandes.

Vorrede, Seite V. Zeile 7. v. u. statt 200's
lies: 200's.

- 1. 3. 6. v. u. st. nicht l. nicht.
— 4. — 4. st. der Tod ist das Betrübteste
l. der Tod ist nicht das Betrüb-
teste.
— 11. — 6. st. seelentrübende l. seelenthrü-
bende.
— 26. — 13. st. bälte l. erbälte.
— 37. — 6. st. Thränen l. Träumen.
— 83. — 6. v. u. st. Todeskampf l. Todes-
krampf.
— 111. — 3. v. u. st. hatte l. hätte.
— 146. — 6. v. u. st. vollkommene l. ver-
kleinere.
— 193. — 2. v. u. st. frug l. fragte.
— 206. — 2. st. frug l. fragte.
— 224. — 9. st. und der zahllosen Menge
l. aus der zahllosen Menge.
— 262. — 6. v. u. st. an ihn zu lehnen l. sich
an ihn zu lehnen.
— 278. — 2. st. ihm l. ihn.
— 296. — 8. v. u. st. schwindelnde l. schwin-
dende.



Lange noch lag Sara ohne Bewußtseyn in
 den Armen ihres jungen Freundes; denn
 Roger besorgte, daß ihre ausbrechende Ver-
 zweiflung bei ihrem Erwachen die entfliehens-
 de Seele des unglücklichen Vaters aufhalten
 möchte. Eine grauenvolle Stille folgte auf
 das unruhige Geräusch der Hilfsleistungen
 um den Sterbenden. Drei Weiber aus dem
 Hause, die ihn aufrecht gehalten hatten,
 drückten ihm nun kalt und methodisch den
 Mund zu. Sie flüsterten gegen einander:
 er ist ohne den Segen der Kirche gestorben.
 — Heilige Jungfrau! rief die eine, und warf
 ein Tuch hin, mit welchem sie eben den lä-
 chelnden Todten bedecken wollte; heilige Jung-
 frau, erbarme dich! wir wollen beten —
 Die beiden Weiber sanken neben dem Bett
 auf die Knie; Roger schauderte, da er diese

neue Veranlassung zur Pein für Sara's zersplittertes Herz entstehen sah. Er faßte sie auf, und trug sie aus dem Zimmer. Diese Vorsicht war sehr notwendig, denn ihr Erwaschen war so fürchterlich, daß ihr Geheimniß und die Geschichte der letzten Augenblicke ihres Vaters durch ihre Reden bekannt geworden wären. Rogers Gegenwart schien ihr Abscheu einzusößen: sie rechnete ihm ihres Vaters Tod zu, weil er ihm zu dem Plan einer unnatürlichen Verbindung die Hand geboten hatte. Bei aller dieser Verwirrung ihres Geistes war keine Hestigkeit, sondern eine kalte, feste, finstere Verzweiflung, die taub gegen Güte und Vernunft, nur für die Eingebungen ihrer zerrütteten Phantasie Gehör hatte. Roger litt unendlich, aber es gelang ihm durch sein einfach männliches Wesen, ihr zu widerstehen. Er behandelte sie wie ein Kind, ließ sie nicht aus dem Zimmer, besorgte alle Anstalten zu Seldorfs Begräbniß, und schrieb seinem Großvater den traurigen Vor-

fall, der seinen alten Freund so schnell hinweggerafft hatte. Er bat ihn zugleich um Rath wegen Sara's; „denn ich geschehe dir, Vater — so drückte er sich aus — daß ich keine Gewalt mehr über mein Herz habe, seitdem ich sie durch L***'s Verrath frei, und bei allem was sie umgiebt, ohne unsre Stütze, unendlich verlassen weiß. Selbst das Beste zu wählen, bin ich in diesem Augenblick nicht fähig; eile, Vater, mir jetzt beizustehen, da ich noch keinen Entschluß in mir auskommen ließ.“ —

Der alte Verthier hatte kaum Zeit gehabt, diesen Brief zu lesen, als er sich eben geachtet der rauhen Winternacht auf den Weg machte, und mit Tages Anbruch bei dem Pächterhof anlangte. Er befreite Rogers von der peinlichsten Lage. Sara hatte gegen Morgen mit großer Heftigkeit verlangt, zu ihrem todtten Vater gelassen zu werden, und auf Rogers sanftes Verweigern, das sich vorzüglich auf die Besorgniß gründete,

die Umstehenden möchten aus den Ausdrücken ihres Schmerzes mehr errathen, als zu ihrer Sicherheit dienlich wäre, setzte sie ihm die Herrschaft der Verzweiflung entgegen. Er gewann es zwar über sich, als Mann mit ihr zu sprechen; er beschwor sie bei ihrer Pflicht als Tochter, und bald als Mutter, ihm zu gehorchen; aber unfähig, sie länger mit Gründen zu bestreiten, war er gezwungen gewesen, sie in ihrem Zimmer einzuschließen, und er erwartete nun neben dem Leichnam des Entschlafnen die Antwort seines Großvaters. Wie froh ward er überrascht, als er den edeln Greis selbst ankommen sah! Dieser stand einige Augenblicke mit gefalteten Händen bei der Leiche, und was aus seinem gehimmelt gerichteten Blick leuchtete, war Gewisheit des Daseyns jenseits, in welchem Seldorf jezt den Endzweck seiner Leiden erkannte. Er legte seine Rechte auf die kalte Stirne des Todten — so sanft schließt du nie! sagte er, indem eine Thräne seinen Blick

verdunkelte. Roger erzählte ihm nun alles; der Alte hörte sehr ernst zu, und saß noch lange darauf in tiefem Nachdenken: bald blinzte er auf Rogers von Wachen und Unruhe glühendes Gesicht, bald schien er mit sich selbst zu sprechen. — Roger, sagte er endlich, meine Tochter soll Sara von diesem Augenblicke fern; ob sie dein Weib wird, hängt von ihr ab; aber ich verspreche dir meinen Segen dazu. Du mußtest Muth fordern, ich aber gäbe dir ein schlechtes Beispiel, wenn ich die Vorurtheil und Menschenfurcht neben den Tugenden des Parthen anpriele. Führe mich jetzt zu ihr! — Sie fanden Sara sehr eifrig schreibend; wie sie Vert hier sah, fuhr sie vor Schrecken zusammen, und sah Roger forschend und mit stoischem Unwillen an. Dieser kam ihren Gedanken zuvor: ja Sara, der Vater kennt alle Ihre Ansprüche auf unsere Liebe, auf unsere Ehre, er weiß, daß Ihr Vater mir ein Glück zudachte, das ich nie etrotzen will, das aber ewig das Ziel meiner

Hoffnungen bleibt. — Sara gerieth bei diesen Worten in die heftigste Bewegung. Wissen Sie auch, rief sie mit dem Ausdruck der Verzweiflung, daß er daran Schuld ist, daß mein Vater mir fluchend aus der Welt schied; und jetzt gebraucht er Gewalt, um mich von seinem Leichnam zu trennen. — Verthier ergriff ihre Hand, und führte sie stillschweigend in das Zimmer des Todten. Sara! sagte er ernst und feierlich, indem er das Tuch von dem Lager hinwegzog; dieses lächelnde Gesicht fluchte seinem Kinde nicht im Tod! Die Hoffnung Ihres Glücks begleitete ihn vor Gott; hier an seinem Sterbebett gesehen Sie mir Gehorsam und Sanftmuth, die ihn ehren. — Das arme Mädchen war bei diesem Anblick, wie von einem Lichtstrahl getroffen, zu Boden gesunken. Sie blieb einige Minuten unbeweglich, dann stand sie auf, legte ihre kalten Hände in Verthiers Hand, und fragte mit hehler erlesener Stimme: Versichern Sie mir das? er fluchte nicht?

Und Sie — indem sie sich zu Roger wendete — Sie hatten ja wohl kaltes Blut um zu hören! Er suchte nicht? — Nein Sara, er starb mit einem heitern Gedanken. — Sie hob Hände und Augen gen Himmel, küßte des Vaters Stirne und Hände, seufzte, als bräde ihr Herz: Gute Nacht, Vater, gute Nacht — o gute Nacht! rief sie noch einmal, indem sie die gefalteten Hände an ihr Herz drückte, und gieng in ihr Zimmer, wohin ihr die beiden Berthiers folgten. Sie setzte sich noch einen Augenlik zum Schreiben nieder; aber der alte Berthier erinnerte sie, ihr Gepäck zu besorgen, weil er sie sogleich nach ihres Vaters Begräbniß mit sich fort in sein Haus nehmen würde, wo sie sich ganz als sein Kind, als Mitherrschaft ansehen sollte. Ich weiß, daß dies Ihres Vaters Wunsch war, und daß nur die letzten Vorfälle seines Lebens ihn verleiteten, falsche Wege dazu zu suchen; Sie können meine Tochter seyn, ohne sein Weib zu werden — indem er auf seinen

Enkel deutete — obsehen Sie es auf keine erschreckendere Art für Sie, auf keine beglückendere für mich seyn könnten. Sie sah finster und unentschlossen auf Reger; sie nahm das Papier, an welchem sie so eben geschrieben hatte, vom Tisch, und sagte: Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht bin ich Ihnen schuldig, und giebt es ein Mittel, mir das Leben zu erleichtern, bis mein Schutzgeist erscheint, so ist es, daß dieser junge Mensch es mir möglich mache, ihn wieder zu lieben, wie ich seit der ersten Bildung meines Herzens ihn liebte. In diesem Blatte habe ich ihn darum gebeten, ich habe ihm den Weg dazu gezeigt. — Da Reger! Sie gewähren mir dieses, oder reißen sich auf ewig aus meinem Herzen. — Sie gieng nun mit scheinbarer Ruhe an das Empafen ihres Geräthes, und trieb das verschlossene-Weßen ihres Schmerzens so weit, daß sie neben des Vaters Leiche aufräumte; nur bemerkte man eine zitternde Thätigkeit in ihren Bewegungen, und wenn sie sich einen Aus-

genblick vergaß, flossen einzelne groſſe Tropfen aus ihren ſtarren todtten Augen. Sie kam ein paarmal in ihr Zimmer zurück, wo ſie den alten Berthier, wegen der Anſtalten zur Beerdigung, und andrer Angelegenheiten, die mit dem phyſiſchen Todesfall zuſammenhängen, mit verſchiednen Leuten im Geſpräch begriffen fand; Rogers ſah ſie aber nicht, bis ſie an einem Fenſter vorbeikam, wo ſie ihn unter den Bäumen erblickte; er gieng in der beſtändigen Bewegung auf und nieder; ſie ſtand im Begrif, weich zu werden, aber ſie entfernte ſich, und hob einen Augenblick die Decke von des Vaters Geſicht, worüber ihr ſtarrer Muth zurückkehrte.

Es war jezt Mittag, und ſie kam mit den beiden Berthiers wieder zuſammen. Sie ſahen bei Rogers Anblick zu leiden; der Alte bemerkte es, und nahm das Wort: Cara, mein Sohn hat mir Ihre Bitte mitgetheilt. Er ſoll durch einen feierlichen Schwur Ihrer Hand entſagen, damit Sie

teine Großmuth, seine Aufopferungen ohne Verdacht annehmen, damit Sie die Veranlassung zu Ihres Vaters Tod verschmerzen. So lange sie L...s sind, wird er keine Ansprüche auf Sie machen; werden Sie frei, so haben Sie das Recht, ihn aufzuschlagen, aber nicht seinem Willen Einhalt zu thun. Roger schwört nicht. — Nein Sara, rief der junge Mann innig, indem er ihre Hand faßte, nein! ich schwöre nicht, aber ich schweige wie das Grab. — Sara ließ ihren Blick ungerührt auf ihm ruhen: Auch so! Trage, was darauf folgt, ich wollte es gut machen. — Mehr sagte sie nicht, sondern fieng bald darauf an, von Geschäften zu sprechen. Gegen den Abend ward der Leichnam nach dem nächsten Kirchhof gebracht, Roger sorgte ihm, und Berthier stieg sogleich mit Sara in seinen Wagen, um nach ... zu fahren. Es war nöthig, Sara zu entfernen; denn in dem Augenblick, wo der Sarg aus dem Hause gebracht wurde, schien ihr Leben

in Gefahr zu seyn. Wer ein Wesen, das ihm theuer war, sterben sah, wird über diese menschliche Täuschung nicht lächeln. Das letzte Redeln des Hinscheidenden ist schrecklich, aber mit der ersten Schaufel Erde, die auf den Sarg rollt, fällt erst die furchtbare Scheidewand zwischen uns und der Geisterwelt ganz nieder. So lange er da lag, lächelnd und sanft im ewigen Schlummer, sagte sich Sara leise im innersten Herzen: er war verlobt! Wie aber der schwarze Sarg ihn verhüllte und dahin fuhr, verschwand das Bild des Lächelns vor ihrem Blick; sie sah ihn in finst'rer Erde wie einige Minuten vor seinem Tod, da die stummen Thränen aus den erstarrten Augen flossen — wehe, wenn man auf das Geistesleben warten muß, um verlobt zu seyn mit dem in Verzweiflung gestorbenen.

Tage und Wochen vergingen, ehe Sara's Jastang zurückkam. Wie viel Roger damals von L*** wußte, ist unbekannt. Er

konnte während seiner langen Abwesenheit von ihm gehört haben, indeſſen war es nicht in ſeinem Weſen, Erkundigungen einzuziehen, und er berührte den Gegenſtand nie. Ueberhaupt mag der Leſer von hier an einige Lüken finden; denn Menſchen, die in der Einfalt ihres Thuns von der Gewalt allgemeinerer Schickſale fortgeriſſen werden, beobachten die kleineren verbergnen Fäden ihrer Geſchichte gar wenig, und können dem Träger ſelten andre Erklärungen über eine Begebenheit geben, als deren Folgen. Für ein theilnehmendes erfahrenes Herz aber wird dieſe Geſchichte immer Zuſammenhang genug haben, um die Gefühle der Menſchen, die darinn handeln, zu begreifen. — Sara verfolgte Rogers Ausſagen mit mißtrauliſcher Aufmerkſamkeit; und ſo oft ſie abzunehmen glaubte, daß er ihre Verbindung mit Loois für unverletzt hielt, ſo oft näherte ſie ſich in ihrem Vertrauen wieder ihrer alten Zuneigung und Unbeſangenheit.

Ihre Schwangerschaft war nicht länger zu verbergen; auch befahl ihr der alte Berthier, sich mit bescheidner Sittsamkeit jeder Bemühung der Art zu enthalten: in meinem Hause, sagte er, sind Sie geehrt, und so viel die Meinung der Welt sie noch angeht, sind Sie ihr schuldig, sie durch Erfüllung der Mutterpflichten zu versöhnen, nachdem Sie als Mädchen sie beleidigt haben. — In der Gegend herrschte so viel Mißtrauen, Unruhe, Gährung, daß es kein bloß gesellschaftliches Urtheil mehr gab; jeder noch so kleine Verfall ward in die politischen Meinungen verflochten, und diese wurden mit aller hämischen Kleinlichkeit, Verläumdungs- und Verlezzungssucht behandelt, welche Priester und ihre Kreaturen einer Sache geben können, sobald sie wichtigeren Plänen damit dienen. Unter dieser Partei, welche die stärkere war, wurde Berthiers Großmuth gegen Sara so feindselig ausgelegt, als möglich: Roger sollte das Mädchen verführt haben, aus Kumm-

mer war der Vater gestorben, und jetzt hielt sie Verthier als seines Enkels Wuhldirne in seinem Haus. Die Meinung der entgegengesetzten Partei war durch die unvorsichtige oder böshafte Geschmäcklichkeit des Pächters, bei welchem Seldorf nach der Zerstörung seines Guts gewohnt hatte, entstanden, und sie enthielt mehr Wahrheit. In dieser argwöhnte man Sara's geheime Verbindung mit L***, und dazu gehörte ebenhin wenig Scharfsinn, da Sara bei ihrer natürlichen edeln Unbefangenheit, bei dem Bewußtseyn ihrer inneren Würde nie zu verhehlen gelernt hatte, bis ihre wirkliche Schuld den Blitzen eugigerer Landleute schon in ihren verweinten Augen deutlich werden mußte. Man machte Verthier ein Verbrechen gegen das Vaterland daraus, die Geliebte, Vermählte, oder — Mißbrauchte eines L*** zu beherbergen, und die Unzufriedenheit gieng so weit, daß er von verschiedenen seiner Brüder darüber zur Rede gestellt wurde. Er antwortete mit

aller Festigkeit der Tugend, und verschafte sich vor unmittelbaren Anklagen Ruhe, indem er in einer Versammlung fragte, ob einer von ihnen das Kind des offenbaren Feindes vom Vaterland hülflos von sich stoßen würde, wenn es ihn um Schutz ansuchte? Und diese, sagte er, ist das Kind meines unglücklichen Freundes; sie wird Mutter eines Geschöpfes, das ich dem Gemeinwesen erhalte; sie hat keinen Flecken auf sich, als dem Wort eines Menschen, den sie für redlich hielt, getraut zu haben. Sollen sie und ihr Kind deswegen der Schande und der Sünde bloßgestellt werden? Soll ich deswegen meinen Freund im Grabe verrathen? Ihr hättet eure Pflichten schlecht erlernt, wenn Menschenliebe davon ausgeschlossen wäre, und Ihr hättet mich schlecht gekannt, wenn Ihr Menschenfurcht mit zu meinen Schwächen gerechnet hättet. Selbsterbs Waise bleibt mein Kind, solange sie von ihrem Verführer getrennt bleibt; fordert er sie als sein Weib zurück, so scheide ich von

der Gattin unsers Feindes. Bis dahin trotzte ich der Verläumdung — Die rohen Neichen schwiegen gerübet, und die Bosheit ergrimmete, diese Würde nicht zu ihrer Mache nützen zu können.

Der Frühling hatte jetzt die Natur neu belebt, und Sara schlich am späten Abend oft in den Trümmern von ihres Vaters ehemaligem Wohnort umher. Garten und Feld waren durch Vertie's Sorgfalt so weit hergestellt, daß ihr Ertrag Sara immer vor dem dringendsten Mangel schützen konnte; aber die sonst so wohl erhaltenen Gänge, die schattigen Lauben lagen noch daieder. Wie trüb und bang sügte die Vergangenheit in Sara's Seele auf, da ihr Jergang sie zum erstenmal wieder bis an die eingestürzte Brunnenpforte brachte! Dort hatte sie ihn zum erstenmal gesehen — und alles war zerstört, wie die Städte dieses heiligen Andenkens! Jene Sara mit leichtem schwebendem Gang, frisch und hold wie die Blumen, die sie trug,

rein

rein und hell ihr Blick wie der Krystall des Wassers, vor welchem sie stand, sanft und ruhig ihr Herz wie die Frühlingsluft, die in den Zweigen umher spielte — und nun! Mact und mühsam schlich die immer noch holde Gestalt durch das wildverwachsene Gesträuch, umwölkt und zutrauenloses suchte ihr Blick die verwühlten Spuren der Vergangenheit. Sie saß erschöpft auf dem eingestürzten Brunnensbeken nieder, und — betete für P... Sie hätte um ihn beten mögen, denn seit Monaten bestete sie umsonst auf Nachricht von ihm, forderte ihn umsonst auf, seinem Weibe, seinem Kinde beizustehen. Nur einmal nach dem Tode ihres Vaters hatte sie einen kurzen Brief von ihm erhalten, in welchem er ihren Aufenthalt bei Verthiers billigte, und sie mit dem ganzen Gewicht seiner Allmacht beschwor, sich still zu verhalten, jetzt nicht von ihm zu fordern, daß er sich öffentlich ihrer annähme, und ihren Glauben an eine Liebe nicht wanken zu lassen, die nicht von Vorur-

theilen und gewöhnlichen Grundätzen, nicht von dem früheren oder späteren Anfang ihres Glükes abhänge. Er schilte ihr zugleich eine ansehnliche Summe, die sie mit einem sehr gemischten Gefühl von unaussprechlichem Kummer über sein hartnäckiges Zögern, und von Freude, noch sein Eigenthum, noch in seiner Abhängigkeit zu seyn, empfing. Seitdem war aber eine lange Zeit verflossen, sie sah nunmehr den entscheidenden Augenblick herankommen, der jedes Weib so wunderbar dem Tode nähert, und zugleich mit so unzerstörbaren Banden an das Leben bindet. Einsam mußte sie dem Schrecken dieser Stunde entgegengehen, einsam das verwaiste Geschöpf empfangen, das seines Vaters Lächeln nicht in diesem Daseyn begrüßte. Und wenn diese Stunde ihr Leben endigte — sie weinte sanfter bei dieser Vorstellung, dachte sich Ruhe im stillen Grabe, und ihr Kind in Rogers treuer Hand — wiederum aber bei dem Bilde des Grabes that sich ihres Vaters Sarg vor ihrem Blicke auf,

sie sah seine stummen Thränen, sein sterbendes starres Gesicht — Schauernd rief sie: dann verzeihst du mir dort! Und der Tod blieb ihr der liebste Gedanke, und sie wandelte ruhiger dahin, gleich als hätte sie einen Weg durch das Labyrinth des Lebens gefunden.

In diese schwermüthigen Träumereien wiegte sie sich bis gegen die Mitte des Junius; sie war glücklicher dabei, und empfänglicher für Rogers' edle Sorgfalt, für Verthiers väterliche Güte. Eine neue Erscheinung im L...s' Liebe führte diese Stille und Rogers' Hoffnungen, so bescheiden er sie in die treueste Bruderliebe hüllte. Es langte eine Kiste von Samuël an, in welcher Sara ein vollständiges Kinderzeug, einfach und anspruchslos, aber mit der sorgfältigsten Sauberkeit versehen fand. Jedes Stük war mit den beiden Anfangsbuchstaben von L...s' Namen bezeichnet, ein Zettel lag dabei, der nur diese Worte enthielt:

„Wann wird die Zeit kommen, wo ich hei-

„höhere Pflichten erfüllen, und süßere Freuden genießen soll, als ein Wechsel an eine „Näherin mir verschafft? Gesegnet sey die heilsame Mutter mit ihrem Kinde!„

Dahin war Sara's ruhiger Schmerz und ihre stille Ergebung; neue Hoffnung, Freude, und Zuversicht traten an die Stelle, und wechselten mit Sehnsucht und Unruhe von neuem ab. Roger hatte mit väterlicher Sorgfalt der Geburt ihres Kindes entgegengekehrt, er hatte sich darauf gefreut, es mit seiner Liebe zu empfangen, er hatte den Großvater bereitet, Sara manches Kindergeräth zu schenken, das mit altväterlicher Haushältigkeit sauber in Schränken verwahrt stand, und von Berthiers jüngstem Enkel her, der vor vielen Jahren gestorben war, für Rogers künftige Wirthschaft aufgehoben wurde. Mit wahrer männlicher Thätigkeit hatte er gesucht, Sara die Schaam zu eriparen, die diese Sorgfalt, wenn sie von ihm herzurühren schienen, bei ihr erregen könnte; aber er genoß eine

wehmüthige Freude, sie durch alle diese kleinen Mittel an sich zu fesseln, und in seine Familie zu verhechten: Werthier nannte sie seine Tochter, ihr Kind sollte die seinen Krügen haben, die seine Mutter genäht hatte, und den silbereingefaßten Wolsfzahn umgehungen bekommen, an welchem schöne silberne Denkmünzen von Ludwigs des Vierzehnten Siegen gereicht waren, der von Vater auf Sohn schon über ein Jahrhundert in der Familie fortgeerbt hatte. — Roger, der glühende Patriot, der wilde Jüngling, war einfach genug geblieben, um diesen Dingen noch einen ehrwürdigen Werth beizumessen. Das war aber vorbei, seitdem jene unglückliche Kiste anlangte. Verworfen waren die gestülten Hemdchen, die altväterischen Spitzen, und das ganze Geräthe; mit liebenswürdiger Weiblichkeit ordnete Sara die kleine Wirthschaft ihres künftigen Kindes, die sie des Vaters Zärtlichkeit zu verdanken hatte. Es war eine Kleinigkeit, aber sie zerstörte die Láschung des guten jungen Man-

ned. Er gieng Sara schwermüthig aus dem Wege, um nicht Zeuge ihrer Zufriedenheit zu seyn, sie suchte sie zu verschließen, weil sie fühlte, daß er litt; aber mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, gelang ihre Bemühung nur schlecht.

Die entscheidende Stunde kam endlich, und ließ Sara das ganze Unglück ihrer Lage empfinden. Unter allen Schmerzen, welche das strenge Gesetz der Natur einer Mutter auflegt, bei der Angst, die selbst unter den rohesten Völkern alle Begriffe von Qual zu erschöpfen scheint, vermüßte sie den Mann, für welchen, durch welchen sie litt. Bei dem Verwußtseyn ihrer innern Reinheit, wurden die Thränen, die der körperliche Schmerz ihr auspreßte, doch zu bitteren Zeugen ihres Kummerd und ihrer Schaam, als die Frau, welche ihr beistand, den ihren Leiden gerühret, ausrief: es ist nicht recht gethan, daß der Vater nicht wenigstens dabei ist, sie zu trösten! — Diese einfache, ungeschifte Bemerkung machte das Gefühl,

daß die arme Leidende unterdrücken wollte, in laute Worte ausbrechen; sie rang ihre matten Hände, und rief durchdringend um Kraft, diese Stunde zu überleben. Wäre es möglich, das Gefühl eines Menschen ganz und unverändert in die Seele eines andern übergeben zu lassen, wäre es möglich, dem leichtsinnigen oder beschaften Verführer, dem durch romanhafte Schwärmerei oder unsatthafte Vernünftelei selbst zuerst Verleiteten, den Zustand von unaussprechlichem Verlassensein, in welchem eine unglückliche Geliebte in dieser Stunde leidet, zu schildern; es würde vielleicht keines Mannes Herz dem Schrecken widerstehen, Schöpfer dieser Qual zu seyn.

Roger war abwesend, wie Sara von den Schmerzen überfallen ward, und er kam erst spät nach Haus. Seit vielen Monaten hatte er sich auf diesen Augenblick gefaßt gemacht; als er aber nun herbeigekommen war, als er denken mußte: Leben oder Tod würde jetzt über sie entscheiden, da konnte er sich kaum

enthaltend, den Gesetzen des Anstandes, des
 Eitelzes, der Stimme seiner Vernunft zu tro-
 gen, und zu ihr zu eilen. Er wachte neben ih-
 rem Zimmer, fragte bang einen jeden, der
 heraustrat, und wie der Schmerz ihr den ers-
 ten Schrei aufpreßte, stürzte er erbläst in sei-
 nes Großvaters Schlafgemach, und rief: sie
 stirbt, Water, sie stirbt! Der gute Alte war
 auf: Nein, nein, sagte er, indem er nicht
 ohne Zittern nach Sara's Zimmer eilte, es
 ist keine Gefahr; ich bin unterrichtet, aber ich
 will sie sehen. — Der alte Mann erschien dem
 Leidenden Erschöpfte wie ein wohlthätiger Engel,
 er fragte mit inniger Theilnahme nach ihrem
 Zustand, bat sie väterlich, nicht aus falscher
 Schaam seinen Trost von sich zu stoßen, und
 lebte ihren Kopf an seine Brust. Ein helles
 Mädchen war der Lohn von Sara's Schmer-
 zen, aber die Mutter war anfangs zu schwach
 zur Freude; Vert hier blühte das Kind ge-
 rührt an, und gieng zu seinem Sohn heraus,
 der in der bestigsten Unruhe seiner wartete:

Sara hat uns eine Tochter gegeben, sagte er ihm freundlich, sie ist außer Gefahr, sie wird uns erhalten. Roger war entzückt, er bat, er siehe sie sehen zu dürfen. Endlich brachte man ihm das Kind. Er schauderte bei dessen Anblick: das Kind eines glücklichen, eines unwürdigen Nebenbuhlers — aber Sara's Kind, ein verlassenes, von seiner Geburt beschluntes Geschöpf, ein Geschöpf, das einst ein heiliges Band zwischen ihm und Sara knüpfen konnte! Er nahm es auf seine Arme, und gieng tiefstünnig in das Zimmer der Mutter, die nun zu sehen war. Sie war noch so matt, daß sie im halben Schlummer dalag, und die Gegenstände kaum unterschied. Roger kniete, das Kind im Arm, neben ihrem Bette, und sah, zitternd von Liebe, Schaam und Unruhe, auf das blasser Gesicht, das noch Spuren des wüthenden Schmerzens hatte. Sie öffnete endlich die Augen, blickte ihn lange halbverwundert an, bis ihr Herz nach und nach erwachte, und sie ihre Arme matt nach dem Kin-

de ausstreckte. Er reichte es ihr hin, und sie fühlte seine Thränen auf ihrer Hand; sie hatte die Kräfte nicht das Kind zu halten, es sank auf ihren Schooß, und sie machte eine Bewegung, es in Rogers' Arme zurückzugeben, indem sie die eine Hand des jungen Mannes mühsam zu ihrem Munde führte, und mit einem dankbaren Blick küßte. War es Bedürfniß ihres armen Herzens, sich von Liebe umgeben zu sehen, welches sich jetzt, da ihr Geist in diesem Zustand von Erschöpfung gewissermaßen schlummerte, nur deutlicher äußerte, oder war sie gerührt von der unerschütterlichen Liebe des jungen Mannes, oder fühlte sie nunmehr als Mutter ihre Rechte auf L... so gegründet, daß sie von ihrer Strenge nachlassen dürfte — genug, Rogers' Gegenwart schien ihr wohlzuthun, und wenn sie nach einem halben Stündchen leichten Schlafes erwachte, legte sie mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Hand auf seinen Arm, als wollte sie ihn an dieser Stelle festhalten.

Nach drei Tagen hatten Jugend und Pflege die helde Mutter so weit hergestellt, daß sie ihrem Kind die Brust reichte. Bescheiden entfernte sich Roger in diesen Augenblicken, aber eines Tages überraschte er sie, und war durch einen Zufall verhindert, das Zimmer sogleich zu verlassen. Bis jetzt hatte Sara als Mutter zu laut zu seinem Herzen, zu seiner Theilnahme geredet, als daß eigenmäzige Gefühle in ihm hätten aufkommen können; und einfach und redlich, wie er war, hatte seine Fantasie seine Sinne selten verführt. Aber der Anblick dieses geliebten reizenden Weibes, die mit dem Ausdruck der reinsten Unschuld, mit stiller heiterer Mutterliebe, ihr Kind an den schönsten, bis jetzt seinen Augen immer verhüllt gebliebenen Busen drückte, deren zurückgebliebne Matigkeit, deren unbefangnes Vertieftseyn in ihre Beschäftigung ihrer Stellung einen wollüstigeren Reiz gab, wie die studierteste Kunst es je vermocht hätte — dieser Anblick erregte in Rogers Blut einen Aufruhr, den er nicht

bemeistern konnte. Nachdem er eine Minute lang seine flammenden Blicke auf sie geheftet hatte, stürzte er zu ihren Füßen, umfaßte Mutter und Kind, drückte sein glühendes Gesicht an dieses Heiligthum, das sein Auge noch nie erreicht hatte, riß sich endlich mit convulsivischer Heftigkeit los, und eilte athemlos fort. Sara blieb erstaunt, erschrocken zurück. Ihre Nichtung, ihr langer schweßerlicher Umgang mit ihm wollte sie überreden, er wäre vielleicht krank, oder er müßte vielleicht fort, und dies wäre sein Abschied gewesen; aber die Gluth seiner Wangen und ihr innerer Schrecken widersprachen der Täuschung, es war ihr, als hätte sie ihn verloren, und sie zitterte ihn wiederzusehen, nach ihm zu fragen. Sie warf sich vor, gefehlt zu haben, sie bat L*** mit Thränen ihr Vergeben ab, und weinte um Rogers Schuld, die ihre Ruhe vernichtete. Der unglückliche Jüngling hatte von dem Augenblick an Hellenqual gelitten. Er konnte an Sara nicht mehr denken, als mit wallendem Blut,

mit unbändigen Wünschen. Seine Grundsätze, seine Entschlüsse blieben fest, aber seine Einbildungskraft hatte ihm das Weib, das er seit fünf Jahren mit übernatürlicher Entfagung liebte, in die Arme geliefert, sie verschlang ihre Reize mit rasendem Feuer, und er fühlte sich ohnmächtig in dem Kampf gegen seine verirrten Sinne. Ihr Name, der Anblick ihres Halsstucks, das am Gartenzaun trofnete, der Befehl, den sein Vater ihm am Abend dieses Tages gab, Sara's Nachtlicht anzuzünden — alles führte eine Reihe der ausschweifendsten Bilder in seinem Gehirn vorbei, durch welche sein moralisches Gefühl vielleicht vergiftet, und er zu herabwürdigenden Verirrungen getrieben werden wäre, wenn ein Zufall ihn nicht aus diesem Zustand gerissen hätte.

Vor Sara's Gegenwart zitternd, und doch mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr gezogen, empfand er eine Marter, die endlich eine Ahnung von Haß gegen den Gegenstand seiner Liebe selbst hervorbrachte. Er war treu

und schuldlos, und doch zerstörte sie sein Daseyn. Er hätte sie nur einen Augenblick besessen, halten — dann ermorden mögen, denn seine Vernunft war betäubt. Sonst durfte er seinen Vater um Rath, um Hülfe bitten, jetzt erröthete er zum erstenmal vor sich selbst. Roger war dieser Demüthigung nicht gewohnt, er mußte sie enden: er nahm den folgenden Tag von seinem Vater Abschied, um nach Saumur zu gehen, und dort sich zu zerstreuen. Er konnte sich nicht entschließen, Sara zu betrüben, und abzureisen, ohne sie zu sehen. Sie war verlegen bei seinem Eintritt; als er ihr aber stotternd sagte: Sara, ich muß fort, muß mich wiederfinden, muß wieder fähig werden in Ihrer Nähe zu seyn; jetzt ist's unmöglich! — da sah sie ihn wehmüthig an, Thränen erstikten bald ihre Stimme; er glühte, und wollte fort, als fürchtete er, sie möchte so wie sonst ihm die Hand zum Abschied reichen, oder ihren Kopf an seine Schulter lehnen. Aber sie kniete nieder, be-

nezte seine Hand mit Thränen, und sprach
 leise: Ja es ist besser, Segen geleite Deine
 Schritte, kehre ruhig wieder. — Er hörte
 nichts mehr, er riß sich los, eilte nach der
 Thüre, warf noch einen Blick auf die Kniens-
 de, und verschwand. Als er in Saumur
 ankam, erfuhr er, daß das Departement eben
 versammelt wäre, um aus der Nationalgarde
 die Deputirten zu dem Bundesfest des vier-
 zehnten Julius in Paris zu erwählen. Dies
 schien ihm ein Wink des Schicksals, er eilte
 sich unter die Bewerber zu stellen, und da man
 eifrig bedacht war, nur die wärmsten Patrio-
 ten zu dieser Sendung zu gebrauchen, so ward
 er mit Freuden angenommen. So fand er sich
 denn auf eine unbestimmte Zeit erlöst von der
 Gefahr, die ihm zu Hause drohte; der neue
 Gang, den seine Gedanken nahmen, die An-
 stalten zur Reise wirkten wohlthätig auf seine
 Fantasie; seine Vernunft erhielt wieder ihre
 Oberherrschaft, aber es blieb mit dem Gedan-
 ken an Sara eine Schwermuth in ihm zu-

rülk, die keine Zeit zu heilen versprach. Sie
 hatte seit Jahren sein Glück in ihrer Hand,
 sie war die Gottheit seines einfachen Herzens
 gewesen, das kindlich einen grossen Theil sei-
 ner angeborenen Tugenden ihr zuschrieb —
 und jezt hatte sie ihn fast dem Laster in die
 Arme gestürzt, er hatte gefühlt, daß er, um
 die Gährung seines Blutes zu tilgen, zu nie-
 drigen Ausschweifungen hätte schreiten können,
 und rettete ihn auch jezt die Festigkeit seines
 Verstandes, so schauderte er desto mehr vor
 dem Gedanken, herzlosen Taumel der Sinne
 als Entschädigung für die reinste Liebe zu er-
 greifen. Er gieng noch auf einige Tage nach
 * * * zurück, um von seinem Großvater zu die-
 ser langen Abwesenheit Abschied zu nehmen.
 Natürlich mußte er Sara wiedersehen, seine
 Schwermuth vermehrte sich bei diesem Anblick;
 das Gefühl, ungeliebt zu lieben, war in sei-
 ner Seele haftend geworden, und die Hof-
 nung, den Abgott seines Herzens glücklich zu
 sehen, diese einzige Entschädigung für seine
 uners

unerwiederte Liebe, schwand immer mehr dahin, je verblendeter Sara für P*** schien, und je unerklärlicher dieses Mannes Betragen wurde. Der Streit seiner Empfindungen brachte eine Vergeschlossenheit in ihm hervor, die sich durch finstre Kälte äußerte, und Sara mit bangen Ungewißheit erfüllte. Sie konnte sich nicht verbergen, daß seine Abwesenheit, durch solche vortheilhafte Umstände veranlaßt, in diesem Augenblick sie beruhigte; aber äußerst peinlich war es ihr, so von ihm zu scheiden, den Schmerz der Trennung nicht durch sanftes Vertrauen lindern, das Gefühl ihrer Dankbarkeit und ihres Unrechts gegen ihn nicht vor seinen Augen ergießen zu dürfen. Er sah sie wenig, und wenn er bei ihr war, und Fassung genug erlangen konnte, um über ihre Lage zu sprechen, geschah es mit einem kalten ernstesten Wesen, das sein Herz zusammenpreßte. Ihr Stolz hielt sie aufrecht; sie hielt in solchen Augenblicken ihre thräuens schweren Augen auf ihre Arbeit geheftet, und suchte Gleich-

gültigkeit in ihre zitternde Stimme zu legen. Roger glaubte, daß seine unglückliche Verirrung ihr bei längerem Nachdenken beleidigend erschienen hätte, und diese vermeinte Unbilligkeit mischte noch etwas Bitterkeit in den Zwang seines Wesens. So erhielt sich das Mißverständniß, und stieg immer höher, bis an den Tag, der zur Abreise bestimmt war. Roger saß finster und tiefsinnig neben Sara und seinem alten Vater, dessen Stolz auf die Sendung, die sein edler Enkel erhalten hatte, durch den Anblick seiner vernichteten Heiterkeit sehr getrübt ward. Man fragte Roger, ob sein Pferd nun gesattelt werden sollte; Sara fuhr erschrocken zusammen, und hüte sich tiefer auf ihr Nähzeug; Roger athmete hoch auf, und ließ sich zweimal wiederholen, was man von ihm wollte, ohne die Antwort zu vernehmen. Dann stand er auf, und gieng mit ängstlicher Hefigkeit durch das Zimmer umher; der alte Bert hier gab endlich mit erzwungner Gleichgültigkeit den Befehl, daß

Pferd zu fahieln, sein trüber Blik folgte den umfähen, nach Faffung kämpfenden Schritten feines Lieblings. Rogers Stimmung war sehr gewaltfam, alle Gefühle feines Herzens, seine feurigften Wünfche und seine redlichften Entfchlüffe stritten noch einmal gegen einander in diefem hangen Augenblik; er rechnete darauf, feinen Verdacht gegen L... in Paris aufzuklären oder zu befätigen, dann aber — würde er dann an Sara's zunehmendem Widerwillen einen fchlimmeren Feind als L...s Anfpruch zu bekämpfen haben? Und wenn er L... Unrecht thäte, wenn er nur darum mehr erführe, um fich zu überzeugen, daß feine Leidenschaft gegen Gefetze und Mdglichkeit ftrebte? — er ward in diefem unruhigen Kampf durch das Erwachen von Sara's Knd unterbrechen, das nach feiner Mutter weinte. Sara verftand fein Verlangen, unwillkürlich rief es ihr jenen traurigen Ausbruch von Rogers Heftigkeit zurük, und fie beugte fich verlegen über die Wiege, um durch

ihre Stimme die Kleine zu besänftigen. Diese ließ sich betrügen, und schlummerte lächelnd wieder ein. Mechanisch war Roger der Mutter bis zum Kinde nachgefolgt, und stand nun fast gedankenlos bei dem kleinen holden Geschöpf. Vielleicht war es der Ausdruck von Ruhe auf dem sanften Gesicht des Kindes, vielleicht wirkte die bange Stille, die in dem Zimmer herrschte, auf sein gespanntes Gehirn, vielleicht nahmen ihm selbst unbewußt seine Gedanken einen sanfteren Gang: kaum hatte er einige Sekunden auf das Kind geblickt, so wurden seine Augen naß, und wie jetzt der Knecht unter dem Fenster rief, daß alles bereit wäre, stürzte er lautweinend neben dem Bettchen auf die Knie, drückte das Kind an sich, und rief in der Bitterkeit seines Schmerzens: er wird sie nie so innig lieben — nie so unansprechlich wie ich! Sara konnte sich nicht mehr halten, sie eilte zu ihm, sie wollte ihm mit der süßsten Beredsamkeit der gekränkten Liebe, des unwillkürlich schuldigen Gewiss-

sich bewiesen, daß sie ihn nie zärtlicher lieben
 konnte, wie sie ihn als Schwester liebte, daß
 er nie sie mehr beglücken konnte, wie er sie als
 Bruder beglückte. Dieser Zauber konnte Ro-
 gers Herz noch treffen, aber sein Verstand
 war nicht mehr zu verblenden; er sah jetzt die
 Unmöglichkeit eines Bundes, wie der, welchen
 er mit Sara geknüpft hatte. Dennoch nahm
 ihre in diesem Augenblick ausbrechende Herz-
 lichkeit diesem Abschied den quälenden Zwang,
 den die bisherige Verstimmung zwischen ihnen
 hervorgebracht hatte. Er antwortete ihr sanft
 und fest, daß nur eine harte unbestimmte Zu-
 kunft ihm die Wahrheit dessen, was sie jetzt
 so kühn versicherte, darthun könnte, daß alles,
 was er bis dahin seinem Gram entgegenzusetzen
 hätte, die Liebe für das Vaterland wäre, das
 ihn rief — und alles, Sara, was Sie für
 mich thun können, ist für meine Tugend zu
 beten, die Ihr Bild nicht mehr aufrecht hält!
 — Der alte Verthier hatte Sara's schwärz-
 merische Aeußerungen unwillig angehört, und

sein redendes Gesicht war bei Rogers männlichem Ernst heitrrer und stolzer geworden, bis diese letzten Worte ihm wieder bewiesen, daß mehr Verzeißlung als Entschlossenheit aus Rogers Munde sprach. Nicht so, rief er streng, beten muß sie, daß deinem Herzen der Friede wiederkehre; deine Tugend gehört nicht ihr, und nicht dein eigen. Sie gehört wie dein Leben dem Vaterland, daß dich zu seinem Streiter weihte: wehe, wenn ein so eigennütziges Gefühl, wie das, welches jezt in deinem Busen kämpft, seine edelsten Söhne entzernete, wenn unsre Weiber sie von ihren heiligsten Pflichten abwendeten, anstatt sich ihrer Macht für diesen einzig großen Zweck zu bedienen! — Roger unterbrach ihn ehrerbietig und ruhig: Mein Vater, so entlaß deinem Sohn nicht! so laß mich nicht eine Wahn betreten, die mich erst spät wieder in deine Arme führt! Theilte ich dein Vertrauen auf meine Tugend nicht, so hätte ich den Augenblick nicht überlebt, wo ich das Jahre lang gehegte

Traumbild meiner brüderlichen Liebe zerstört sah. Wäre mir aber jetzt den Genuß meines Schmerzens, das Vaterland soll nicht dabei verlieren, und einen andern Ersatz für mein ewig verlorenes Glück, einen andern als diesen Genuß — Vater, bring mir ihn nicht auf, jetzt in dieser bittern Stunde nicht!

Er ging, und sein Abschied hinterließ einen traurigen Eindruck bei den Zurückgebliebenen. Sara's weiches schwärmerisches Herz konnte dem Gedanken, der sie so lange unablässig beschäftigt hatte, L...s Glück und Rogers Frieden zu verbinden, nicht entsagen. Rogers hatte ihr moralisches Daseyn verdoppelt, indem er fast von der ersten Bildung ihres Gefühles an, ihr Geschöpf, ihr Eigenthum, und sie die Meisterin seines Schicksals gewesen war. Seit sie zuerst wußte, was Liebe sey, wußte sie sich von ihm geliebt; er hatte nie gewankt, sie hatte sich nie geändert, sie hatte ihm stets jede Empfindung im vollsten Maaße gewährt, außer der einzigen, welche die Na-

tur ihr für ihn versagt hatte. Ohne seine Liebe und ihren wehmüthigen Dank hatte sie niemals eine Zukunft sich als möglich gedacht — und jetzt zerriß Roger diesen mühsam unter stetem Kampf erhaltenen Band, warf ihren Einfluß, ihre Macht von sich, wollte kein Glück mehr von ihr empfangen. Ach sie wußte, daß sie ihn nie ganz beglückt hätte, wußte, daß ihn doch keine andre je beglücken würde! Der bittere Gedanke, ihn Jahre lang um den Genuß seines Daseyns betrogen zu haben, stritt mit der Kränkung, daß er seine Fesseln zu zerbrechen verwehte; und weibliche Schwärmerie maßte ihr seinen männlichen Entschluß als Undankbarkeit vor. Des alten Verdrieß Mißfallen an der Wärfung einer Verbindung, zu welcher er in seinem einfachen Sinne selbst die Hand gebeten hatte, war nicht dazu behülfslich, den verbliebenen Gram der armen Schwärmerin zur ruhigen Anerkennung des Vernünftigen und Bessern zurückzubringen. Er war edel und wahr, und hatte sich in Ro-

gers Stelle versetzt; so um Sara zu leben, sie so zu beschützen, unter solchen Bedingungen die Zukunft abzuwarten, das mußte Roger wünschen, und das gewährte er ihm. Aber er hatte sich mit seinem abgekühlten Blut, mit seinem Verwundensein, die Rechnung über seines Herzens Still nun schon längst mit dem Schicksal abgeklärt zu haben, in Rogers Stelle versetzt, und auf diese Weise die unausbleibliche Gefahr, der sich der junge Mann aussetzte, überleben. Rogers Wille blieb immer gleich großmüthig und uneigennützig, aber es mußte ein Augenblick kommen, wo Natur und Liebe diesem Willen eine andre Richtung gaben, als die sein wohlmeinender Großvater sich gedacht hatte. Es war also ungerecht von dem redlichen Alten, Sara des übeln Anschlags zu beschuldigen, und über sie, die Roger n niemals ihre Liebe versessen hatte, zu jähnen, daß es ihn nun unglücklich machte, ihre Liebe zu entbehren.

Auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, der sich immer mehr verwickelte, trug dazu bei, den alten Vert hier von der unschuldig irrenden Sara zu entfernen. Die Parteen wurden immer bestiger; und alles, was zu L...s Anhang gehörte, wendete allen Einfluß, alle List und Dreistigkeit an, um die Begriffe des Volks zu verwirren, und jeder wahren Nachricht oder richtigen Vorstellung den Eingang zu versperren. Man bestärkte sich, die rohesten, wildesten und bestialischsten Menschen aus Verts Puncte zu den schlimmsten Subenstücken zu verleiten oder aufzuheizen, um diese nachher, als eine Folge ihrer Grundsätze, dem Volke vor die Augen zu stellen. Vert hier, welcher von allen geheimen Kunstgriffen dieser Art unterrichtet war, oder ihren Zusammenhang mit dem großen System der Revolutionenfeinde wenigstens errieth, konnte sich bei aller inneren Willigkeit nicht enthalten, die arme Sara einigermaßen mit in die Verdammniß

der L^oo^oschen Nothe zu ziehen; unter keiner nie zu trübenden Güte drang doch oft die heimliche Mißbilligung ihrer Gefühle, und der Wärfung, die sie auf seines Enkels Glük hatten, hervor. Endlich ereignete sich ein an sich kleiner Vorfall, der Cora's Schicksal schneller entwikelte. Ein kleiner Theil vom Volke hatte den vierzehnten Julius mit brüderlichem Entzücken gefeiert, für manche war er ein Tag wüster Tröblichkeit, aber bei weitem die meisten Einwohner jenes Landstrichs sahen ihn mit blindem Mißtrauen an, als einen neuen Schritt zur Empörung und Gesetzlosigkeit. Die Priester thaten alles mögliche, um diese Meinung zu rechtfertigen, und sie mischten unter die hier und da angestellten Feste nur zu gut zum Unheil abgerichtete Aufreger, die alles anwandten, um die freudige Begeisterung in Unordnung und Auschweifung zu verwandeln. Das Land war voll von unbedingten Priestern; in einem Gränzort des Distrikts von •• gerieth einer von diesen, der in die

Schenke einlebete, unter verschiedene dort versammelte, patriotisch gekannte Bauern. Die ließen sich anfangs nur mit einigen Stichelreden gegen ihn aus; wie er diese aber mit schäumender Priesterwuth aufnahm, überhäufeten sie ihn mit bittern Vorwürfen wegen seines verweigerten Eides. Der hochmüthige Pfaffe war unfähig, sich in Zeit und Umstände zu fügen, sondern donnerte einen Baumsstrahl über den andern gegen die Zecher heraus. Er kam gerade von ***, einer zu ****s Gütern gehörigen Einsiedlerkapelle, die mit einem wunderthätigen Heiligenbilde prangte. Der folgende Tag war zur Feier dieses Heiligen, welche durch außerordentliche Ablasspenden bezogen wurde, bestimmt; und Stolz und Unverstand gaben dem Priester ein, die betrunkenen Bauern um ihn her zu bedrohen, daß ihnen, statt der Züßsprache des heiligen Julgentius, dessen Fluch werden würde. Die bis dahin unerhörte Nacchheit, dem Zorn eines Priesters zu trotzen, erbißte die Trinker

in ihrem Fortschritt so weit, daß sie sich vermessen, der Heilige sollte ihnen nicht allein morgen die Absolution nicht versagen, sondern sie ihnen sogar noch heute, vor des hochwürdigsten Herrn Augen, hier an Ort und Stelle geben. Sogleich theilte sich der tolle Haufen; eine Hälfte bewachte den wütenden Pfaffen, die andre eilte durch die hinter dem Hause gelegnen Weinberge und Baumstübe in den nächsten Wald, wo eine halbe Stunde entfernt der Heilige seine Kapelle hatte. Der Einsiedler war beschäftigt, mit einigen hiezu von einem benachbarten Kloster gekemmenen Mönchen, die geweihte Stätte mit Blumen und Wachskerzen für die nahe Feier zu schmücken, als die wilde Rette hereinstürzte, und mit tobendem Geschrei die erschrocknen Klauener auseinander trieb. Der Einsiedler mochte ischen Unglaubliche aller Art gesehen haben; er ließ sich von diesen nicht irre machen, sondern eilte, die Kerzen am Altar auszulöschen, und stellte sich in die immer zunehmende trübe

Dämmerung vor seinen Heiligen, in dessen Namen er den Verruchten mit lauten Flüssen die augenblickliche Rache des Himmels verheißt. Die Scene war grauenvoll genug, um geübteren Freveln einigen Schrecken einzujagen: eine alte gothische Kapelle, deren düstres Gemäuer von dem rothen Lichtstrahl der ewigen Lampe nur bei ihrem Aufflakern überschossen wurde; die Lampe selbst hieng neben einem halb eingefallnen Bogen von Laubwerk und Blumen, die sie malerisch mit blutigem Schimmer umgoß, indem sie zugleich zwei große weiße Heiligenbilder, die den von Flittergold blizenden Altar unterstützen, etwas erleuchtete; unter dem Laubbogen stand der Einsiedler, eine lange, fast entkörperte Figur, mit kahlem Schedel und dickem weißen Bart, die mit Grabesstimme die Qualen der Verdammten, die Blize der rächenden Gottheit auf die Entweiher des Heiligthums herabrief, und dumpf schallte jeder Fluch aus dem nahen Gruftegröbste zurück. Die berauschten Bilders

stürmer waren schon durch die Finsterniß des Orts, in welchen sie aus der blendenden Abendsonne traten, überrascht; seine feuchte Kühle mochte auch auf ihr brausendes Gehirn wirken — sie hielten einen Augenblick in ihren Stürmen inne, und nun waren sie verloren; denn die schreckenden Bilder, die ihnen der Wächter des Heiligen vorgehalten hatte, frischten leicht ähnliche und bekannte in ihrem Gedächtniß auf, und gleich den Sklaven, welche der Hukuk der Geißel zum Gehorsam zurückbrachte, verwischten bei ihnen die Moderkübel, der Weibrauchsdampf und die Mönchskutte den jungen Freiheitsraumel; sie sanken zähneklappernd vor dem fluchenden Priester nieder, und murmelten ihr Bußgebet. Aber ihrer Zerknirschung war noch ein weiterer Spielraum aufbewahrt, denn ehe noch die ersuchte Absolution aus des Einsiedlers doppeltzüngigem Munde tönte, kam ein Haufe bewaffneter Bauern, um die Verbrecher zu fangen. Der Wirth der Schenke, in welcher sich der ganze

Unfug entspann, hatte gerichtlichen Beistand aufgefodert, und einige Bauern waren dem gefangenen, von ihnen in Freiheit gesetzten Priester, der den Heiligen so unvorsichtig com- promittirt hatte, nach dem Schauplay des lezzerischen Komplotts gefolgt. Die umgestürzten Verstüble und das herabgerissne Altartuch verkündigten die Unthat der Trebler so deutlich wie ihr Zittern und Zagen; sie wurden gefangen genommen, und nach * * gebracht. Der älteste und weisendste unter ihnen, der jetzt furchtsamer als die übrigen schien, machte ein Paar Versuche zu entspringen, und wie ihm diese mislangen, suchte er dem Priester einige Worte in'sgeheim zu sagen. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Wilderfürmer fieng der, man weiß nicht wie, verlobnte Diener der Kirche von weitem an, darauf einzuleiten, daß der Mensch im Grunde einige Nachsicht verdiente, er sey fremd in dem Dorfe, und sey nur von ohngefähr unter die Zechbrüder gerathen; aber den ehrlichen Bauern, welche

welche sich zu Ritzern des heiligen Fulgentius aufgeworfen hatten, lag der Heilige mehr am Herzen als der Pfaffe, und die übrigen Gesfangnen brachen in laute Schimpfreden gegen ihren Mitschuldigen aus, versicherten, er sey ihr Anführer und Verführer gewesen, ja einer, der niedergeschlagner war als alle andere, sagte endlich, nun er ihn zum zweitemal versführt hätte, sollte er auch seinen Theil an der Strafe haben; auf das Zureden dieses nämlichen Menschen wäre er schon im letzten Sommer mitgezogen, wie sie des braven ehelichen Gutsherrn Schloß zerstört hätten. Seitdem, setzte der Bauer bleich und zitternd hinzu, bin ich aus Angst zum Ebfser geworden, denn alle Heiligen haben mich verlassen, und mir keine Ruhe gegbunt, ob uns gleich der seligé Herr durch die Ältesten sagen ließ, er habe uns vergeben; und wie uns der heilige Klausner versuchte, war mir's, als stöbute der arme selige Herr: Amen aus dem Grufstges wölbe heraus. Diese Entdeckung diente dem

Verbrecher nicht zur Empfehlung; und wie am folgenden Morgen bei dem Verhör herauskam, dieser Mensch sey der Sohn des Verswalter's in C**, P***'s Schloß, und ein Vertrauter des dortigen Kapellans, verbreitete sich bei dem hellsehenden und braven Theil der Commune ein allgemeines Kopfschütteln. Es trafen so viele bedenkliche Zeugnisse gegen den Menschen zusammen, daß seine Sache sehr weiträufrige Ausichten gab, als ganz unerswartet, es sey von Ohngefähr oder auf Veranlassung, P*** selbst in C** ankam. Seine Erscheinung schloß dem zahlreicheren Theil der Partei, welche bei des Bilderstürmers Proceß interessirt war, Trost, dem andern aber die Art von Bitterkeit ein, welche die Erwartung einer Ungerechtigkeit, die zu hintertreiben man zu schwach ist, so leicht geben kann. Kaum aber hatte sich P*** die Sache, die ihm ganz fremd schien, berichten lassen, und mit den Richtern gesprochen, so erhielt der Beklagte sein Todesurtheil als Mordbrenner und

Aufrührer, und wurde in der möglich kürzesten Frist hingerichtet. Der Elende schien wüthend, er wollte zu dem anwesenden Volke reden, allein sein zitternder Mund brachte nur die wiederholten Worte vor: Ihr seid betrogen, ich bin geopfert — Der Geistliche, der ihn begleitete, schwang das Crucifix und betete lauter, bis die Todesmarter des Sterbenden Vermähnung zu sprechen zum Gewinsel machte.

Sara erhielt die erste Nachricht von P***'s Ankunft in der Gegend durch den alten Vert hier. In der Art, wie er sie ihr mittheilte, hätte sie seine ganze Gutherzigkeit lesen können, wenn sie nicht schon ein gewisses Mißtrauen gegen ihn in ihrer Seele hätte Wurzel fassen lassen. Das höchst zweideutige Licht, in welchem P*** von neuem erschien, brachte den rechtschaffnen Alten auf, und erfüllte ihn mit bittern Sorgen über den Gang der Zukunft; aber in dem nämlichen Grad, wie er P*** mißbilligte, beklagte er Sara's

Schiffal. Er hatte sie so lange geliebt, und nicht, weil sie seine Liebe weniger verdiente, war er jetzt unzufrieden mit ihr, sondern weil sie nicht für seinen Roger so liebenswürdig war. Er sagte ihr fast sibirig, um nicht bestrübt zu scheinen, L*** sey angekommen, und eben zur rechten Zeit, um einem Eindruck vorzubeugen, der seinem Hause nicht zur Ehre gereiche; er erzählte ihr sodann, was sich am Abend des Bundesfestes ereignet hatte, und wie man erkannt gewesen war, in dem Anführer der Unruhstifter einen Menschen zu finden, der, wie die ganze Gegend um C*** wußte, zu L***'s Hauswesen gehörte. Bedenklich setzte er hinzu: Sara, der Vater Ihres Kindes soll unter meinem Dache geehrt werden, den Mann, von welchem Sie Ihr Glück erwarten, heisse ich rechtschaffen und gut zu finden; aber aus Schonung für Ihren alten Pater, geben Sie verächtlich zu Werke! Bis ich nicht überführen kann, habe ich keinen Verdacht; aber sehen Sie um sich, wie

seine Genossen unsern armen Brüdern Zutrauen und Gewissensruhe rauben — diesen müssen Sie es verzeihen, wenn sie nicht so nachsichtig sind.

Man setze sich an Sara's Stelle, um von ihren Empfindungen bei diesen Worten zu urtheilen. Sie, die dennoch Entehrte, so rein ihr Herz sich fühlte, so zärtlich ihre Freunde sie schonten, sie, die Einsame, Verwaiste, durch Mißtrauen Vereinzelte, sie sah nun auf einmal den lang ersehnten Augenblick vor sich; ihres Schicksals Gebieter, ihr Gatte, ihres Kindes Vater war da; jeder Augenblick konnte ihn in ihre Arme führen — sie hörte halb erstarrt Verthiers Rede an, hörte anfängs nur die Nachricht von L***'s Ankunft, dann fühlte sie einen Augenblick bloß den Schmerz des Tadel's, der wieder auf ihn fiel; dann erinnerte sie sich, wie es damals war, da ihr Haus verkannt wurde, wie ihr Vater damals auch auf L*** gezündet, und sich hernach doch seiner Führung überlassen hatte.

Alles tritt und wälzte sich in ihrem Kopfe: Unwille über den redlichen alten Berthier, Liebe, Angst, Ungeduld, und endlich weibliche, mütterliche Zärtlichkeit, die über alles siegte. Lächelnd und mit perlenden Thränen eilte sie zu ihrem Kinde, weinte laut, schwazte der Kleinen vom Vater, kleidete sie, war von ihrem Liebreiz überzeugt, und schmückte sie von neuem, und schmückte sich selbst, und neue Thränen und Schaamröthe überflossen ihr Gesicht, wie sie ihr Halstuch um den mütterlichen Busen schlang. Mollust, und inniger Schmerz, und züchtige Furcht, ob das Weib ihm so reizend scheinen möchte wie das Mädchen, kämpften in ihrer Seele. Endlich fiel ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Greis, der unruhig aus- und einging, und sie zuweilen tief sinnig ansah. Sie ergriff seine Hände: jezt kein Mißtrauen! Vater, nach so langem Leiden, lassen Sie mir einen Augenblick Kinderglück — o ich werde allein die Weise gewesen seyn, denn ich glaube der Liebe! setzte

sie begeistert hinzu, und hob die nassen schönen Augen zum Himmel, mit der Zuversicht einer Märtyrerin, welcher die göttliche Glorie entgegenstrahlt. Der Alte hörte ihr ernst zu: Gott gebe es, meine Tochter! und indem er ihr sanft die triumphirende Stirne küßte, fuhr er leise, wie zu sich selbst sprechend, fort: Könnte ich allein fallen, für dich und ihn! — Er schwieg erschüttert, und eilte von ihr. Aber die Stunden vergingen, der Abend brach ein, und L*** kam nicht. Mehrmals erwachte die Kleine, und weinte, und Sara ängstigte sich, er möchte nun gerade jetzt kommen, da sie weinte; schnell reichte sie ihr die reizende Brust, und glühte bei dem Gedanken, daß er jetzt hereintreten, und das Kind an ihrem Busen finden könnte. Endlich wandelte sich die zarte Gluth der Liebe auf ihren Wangen in ein tieferes Roth, indem ihr Herz von peinlicher Erwartung hoch aufklopfte; bei jedem neuen Schlag der Dorfuhr, nachdem sie schon bang die Sonne hinter die Hügel sinken

gesehen hatte, zog es sich krampfhaft zusammen; jedes ferne Geräusch machte sie stutzen, sie lauschte, und zürnte innerlich, so oft einer der Hausgenossen in das Zimmer trat, und doch sang sie selbst sich mit unsicherer Stimme etwas vor, um die bleierne Zeit zu betrügen. Aber auch ihre Stimme verstummte in der immer zunehmenden Ede Stille; die Dunkelheit ließ sie auf den Weg hin, und den Hügel hinaus nichts mehr erblicken, mit trüben Augen und eiskalten Händen faßte sie ihren Stuhl an, und rühte ihn weit weg vom Fenster an das Bett ihres Kindes. Sie fürchtete sich vor dem Augenblick, da der alte Vert hier zu ihr zu kommen pflegte, denn sie mußte dann ruhig scheinen, und sprechen — doch plötzlich hörte sie einen Knecht im Hofe reden, und auf die Treppe zugehen — bald war es ihr, als ob ein ruhiger leiser Schritt sich ihrer Thüre nahte — sie zitterte — die Thüre gieng auf, und — L... stand im Zimmer. Nach einem flüchtigen Blick auf die Gegenstände umher, die spär-

Sich erleuchtet waren, weil die herzliche Mutter einen Lichtschirm gegen die Biege gehalten hatte, flog er auf sie zu; von Entzücken überwältigt, vermochte sie es kaum, ihm ein Paar Schritte entgegenzuwandern, und er empfing sie in seine Arme. — O sie hätte diese Stunde noch ungetrübt genießen können! noch war ihr Gewissen rein von Unrecht, noch hatte keine wilde Leidenschaft ihr Inneres verwüstet! Hätte dieser Mann die Stimme der Menschheit und Natur noch hören können, so wäre diese Stunde die erste von Sara's Glück gewesen. Reizender als je, rein, treu, und ehrwürdig neben dem Zeugen ihrer Schwäche, lag jetzt das holde Weib in seinen Armen; sie erwartete alle ihre Seligkeit von seiner Hand, er hatte alle Verantwortung ihres Glückes auf sich genommen, da er sie zu seinem Eigenthum machte — warum erwiederte sein Blick, sein Kuß, selbst sein Entzücken nicht das kindliche Zutrauen der wonnestrunknen Sara? Die Natur siegte zwar einen Augenblick, wie

die von Freude zitternde Mutter ihm das schlafende Kind hinreichte, wie es ruhig athmend das Abyschen an seine Brust sinken ließ, und im Vaterarm fortschlummerte, wie Sara aufrief: O es zeigt mir, daß diese Brust mir noch treu ist! Klopste sie nicht für mich, es würde erschrocken aufwachen. — Sie schmiegte sich nun an ihn, ihr Auge blitzte unter Thränen, ihr kindliches Gemüth liebkoste ihn lange spielend, und in ihre eigne Freude vertieft, ohne den Ausdruck seines Gesichtes auszulegen. Endlich mußte sie seinen unruhigen Blick, seine ungleiche Stimme, sein öfteres Verstummen wahrnehmen; sie mußte fühlen, daß er über diesen seligen Augenblick hinaus dachte. Sie fragte, und ihr süßer Ton, der Reiz ihres ganzen Wesens riß ihn wieder zur Heiterkeit hin; er wollte antworten, und dann verwirrte er sich wieder in seinen eignen dunkeln Gedanken. Sie erfuhr endlich so viel, daß er von unangenehmen Geschäften verfolgt, alles abgebrochen habe, um sich über ihre Lage

zu beruhigen, ehe ein neuer Strom von Begebenheiten ihn auf noch längere Zeit von ihr forttrüß. — Diese lezten Worte durchschauerten das zärtliche Weib; sie hielt ihn mit beiden Händen fest, als wollte sie ihn der ganzen Welt streitig machen, und behenerte, keine Wendung der Umstände, keine Bürgerpflicht sollte sie mehr von ihm entfernen. Die Furcht vor einer neuen Trennung überwand ihre zärtlich stolze Schaam, mit dem feierlichsten Ernst forderte sie L*** auf, sie nun in den Besitz des Rechtes, an seiner Seite zu leben, einzusetzen. Deine Treue, setzte sie mit dem Ausdruck der innigsten Liebe hinzu, will ich nicht binden, die sichert mir dieses Herz zu, das jezt an deinem schlägt; aber jener schlummernde Engel fordert einen Vater, der ihn vor der Welt anerkenne! Er wird seine Mutter nach ihrem Garten fragen. — Ein Strom von heißen Thränen überfloß ihre Wangen, die von Schaamröthe glühten; L*** drückte sie an seine Brust, und der wechselnde Ausdruk seines

Gesichts bewies, daß er nach Fassung kämpfte. Er konnte ihr endlich zureden, Leidenschaft und Ueberredung ergossen sich von seinen Lippen, aber sein zweideutiger Blick lud zu keinem Glauben ein, und in seinem ganzen Wesen war mehr Spannung als theilnehmender Schmerz. Er stellte ihr vor, wie unmöglich bei seinem jezigen Unternehmen die öffentliche Verkündung der heiligen Verpflichtung wäre, die seine Liebe und ihr Werth, auch ohne ihr Kind, ohne dieses theure Pfand seines Glückes und ihres Vertrauens, ihm auflegten; wie pflichtwidrig er als Staatsbürger handeln würde, wenn er, um ihre zärtlichen Besorgnisse zu heben, sich zu dem Dienst seines Vaterlands unfähig machte, indem er durch die Wahl seiner Gattin seiner Partei Mißtrauen einspöste. Er verwirrte nun Saras banges Gemüth durch ein scheußliches Gerümde, daß er ihr von den Absichten der Bundesbrüder ihres alten Freundes entwarf, und er wußte künstlich seiner Sache den schneuen

Schmutz der Freiheit und der Vaterlandsliebe anzulegen. Wert hier sprach er von allen bösen Absichten frei, er nannte ihn einen edeln Schwärmer, der um einige Menschenalter zu spät lebe. Seine reine Römertugend, sagte er, wird von den Bösewichtern, die ihn umgeben, gemißbraucht, und er wird endlich ihr Opfer fern; denn ihnen ist Redlichkeit ein Gräuel, sie rechnen ihm den Schutz, den er dir und meinem Kinde gewährt, zum Verbrechen an, und wenn ich es nicht über dich vermag, daß du mir ohne Bedingung folgst, so kannst du über den alten Mann die blutige Rache seiner eignen Rotte ziehen. — Die Arme war nun in ein Meer von Zweifeln gestürzt, die zu lösen ihre Erfahrung nicht hinreichte; und in dieser bangen Stimmung mußte sie für diesen Abend verlassen. Es ward ihm schwer: oft wollte er gehen, und seine Unruhe und ihr Schmerz führten ihn zurück; er kniete lange vor ihr, während daß ihre Thränen auf ihr lächelndes Kind herabfielen,

das auf ihrem Schooße spielte; Liebe und finstere Uneutschlossenheit wechselten in ihm, und umsonst rief ihn Sara's holde Stimme zum unbefangnen Genuß dieses Augenblickes auf, der ihn zwar fesselte, aber nicht erheiterte. Nach seinem Abschied suchte sich Sara zu sammeln, er hatte ihr versprochen den folgenden Abend wieder zu kommen, und sie wünschte, seine Pläne dann mit frehem Herzen annehmen, oder widerlegen zu können. Sie mußte ihm folgen, ohne in den Augen der Welt sein Weib zu seyn, oder sie mußte bleiben, und ihren ehrwürdigen Pflegevater in Gefahr setzen; denn jetzt reichte sie L***'s Wink, und des alten Mannes letzte Worte zusammen, und zitterte für des Greises Sicherheit. Diesen Abend that Verthier keine Frage an sie; er blickte ihr gütig forschend, aber schweigend in's Auge, daß sie bei diesem Nil, in welchem der ganze Friede der menschenfreundlichsten Tugend glänzte, wehmüthig niederschlug. Den andern Tag bat er sie, ihrem alten Freund

ihre Freude mitzutheilen, wenn sie froh wäre, und ihren Schmerz nicht zu verhehlen, wenn der Besuch ihres Gatten sie betrübt hätte. Dieser Ton, dieser Ausdruck erweckte das Vertrauen der unentschlossenen Sara, sie entdeckte ihm ihre Zweifel und ihre Besorgnisse, verschwieg aber aus Schönung oder Vorsicht, und weil die Sache ihr in diesem umfassenderen Gesichtspunkt nicht am Herzen lag, das abschreckende Gemälde, das ihr L... von Vert hier's Partei gemacht hatte. Wie sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, schwor der Alte mit bitterer Heftigkeit, daß er sie nie anders, als wie L...s anerkannte Gattin aus seinem Hause lassen würde — ja, mein Leben, rief er, mag ihr Opfer werden, denn er mag der Helfersbelfer mehr haben, die meine eigenen Brüder, die diese ehrlichen Landleute, welche mich zehn Jahre lang liebten und achteten, gegen mich aufhezen; aber so lange diese Augen sind, soll meines Rogers Liebe nicht seine Deute seyn. Nein Sara, er hat die

Rechte deines Vaters, oder gar keine; und dann mache ich die meinen geltend. Ich will ihn heute selbst sprechen. — Diese Erklärung konnte die verschreckte Sara nicht beruhigen, sie sah dem Gespräch der beiden Männer mit Angst entgegen, und hatte keine Klarheit in ihre Seele bringen können. Die bittere Herabwürdigung, mit welcher Berthier von dem Abgert ihres Herzens sprach, stieß ihr von neuem eine geheime Entfernung gegen den Kreis ein; sie bereute es, ihm nicht alles verschwiegen zu haben, sie warf sich das Vertrauen, das sie ihm gezeigt hatte, als einen Verrath an Loo ver, und eilte bei seiner Ankunft seine Verzeihung zu erhalten. Er war heute froher, und dem Gluf des Wiedersehens öfnet. Anfangs schien er über Berthiers Absicht, mit ihm zu sprechen, verlegen; bald aber schalt er Sara lachend über die Ehrensache, die sie ihm angelüftet hatte, und versicherte ihr, wenn ihr Herz ihm genug traute, um als treue Gattin ihm zu folgen,

ih eine müßige Cäremonie es ihr zur Pflicht machte, so würde er dafür, auch des alten Mannes Einwilligung zu erhalten. Sara senfte, blickte auf den verführerischen Mann, aus welchem heute Leben und frohe Zuversicht sprach, und wählte in seinem unsäthen Auge nichts als Liebe zu lesen.

Der alte Vert hier ließ L*** bitten, auf sein Zimmer zu kommen; so kurz ihre Unterredung war, so empfand Sara dennoch die peinlichste Unruhe, bis sie beide zusammen hereintreten sah. Sie richtete ihre Augen fragend auf L***, der mit erhitztem, aber freudigem Gesicht ihre Hand ergriff; ehe er noch sprechen konnte, kam Vert hier ihm zuvor, Unruhe und tiefe Traurigkeit lag in seinen Zügen. — Sara, sagte er, dieser Mann hat mich überzeugt, daß meine Ansprüche den seinen nachstehen müssen; er hat mich überzeugt, daß nur das wirkliche Eintreffen dessen, was ich fürchte, mich berechtigen könnte, Sie von dem Vater Ihres Kindes zu trennen.

Also nichts mehr davon? Ich kann seine Rechte nicht schmälern, wenn Ihr Wille sie heiligt; ziehen Sie mit ihm — er richtete seine träben Augen gen Himmel: Verzeih mir, unglücklicher Vater, daß ich hier meine Verpflichtung aufheben lasse! Aber noch einmal wende ich mein väterliches Ansehen an, hören Sie mich, Sara — Ihnen, mein Herr, fuhr er fort, indem er sich gegen L^{***} wandte, kann, was ich sagen werde, gleichgültig seyn, sobald Sie rechtschaffen sind; wo nicht, so wäre es unrecht, es bloß hinter Ihrem Rücken zu sagen. Der Mann, Sara, dessen unzusammenhängenden Gründen, gegen Sitte und Gesetz zu handeln, Sie nachgeben, ist der Feind seines Vaterlands und der Verräther seines Volks; wer die Sache der Freiheit verräth, wird sich nicht scheuen, die hülfslose Unschuld aufzuopfern! Suchen Sie sich vor Verzeihung zu schützen, wenn der Erfolg meinen Argwohn rechtfertigt. So kunstvoll er ist, kann er Sie nie erniedrigen, solange Sie nur von ihm be-

tragen, und nie seine Mitschuldige find. Gott
 erhalte Ihr Gewissen rein! Herr von L***,
 ob Sie mich Ihrer Politik oder Ihrer Rache
 opfern, gilt mir gleich; ungewarnt sollte sie
 nicht aus meiner Pflege — Mit diesen Wor-
 ten, indem er noch einen festen ruhigen Blick
 auf L*** befeuerte, entfernte sich der Greis.
 Sara blieb, ein Bild des Entsetzens, wie an-
 gezaubert stehen; des grausamen Altes Ver-
 schuldigungen umwölken die reine Glorie nicht,
 in welcher L*** ihrem liebenden Herzen er-
 schien; aber fürchterlich ergriff es sie, den
 Mann, den sie über alles ehrte, so hartnäckig
 verfolgt und angefeindet zu sehen. L***
 führte schnell den gefährlichen Schwindel ihrer
 Gedanken vorbei, der doch endlich in Zweifel
 an ihn hätte übergehen können; er nahm sein
 Kind in seine Arme, und fragte sie ernst und
 eindringend: mein Weib, sagst du nicht Pflicht
 und Natur, daß du mir mehr vertrauen mußt,
 als dem traurigen Parteigeist dieses lähnen
 Altes? Ich betrog dich noch nie, und werde

dich nie betrügen; mißverstand deine ehrenwerdige Unerfahrenheit auch zuweilen meine Worte, so war dir meine Liebe doch immer deutlich, und von dieser erwartest du ja dein Glück, nicht von dem Einfluß meiner äußeren Lage, nicht von den politischen Verhältnissen, die Werthier so hinterlistig anzulegen sucht. — Sara mußte in diesem Augenblick dem Glück ihres Lebens, dem Glauben an seine Redlichkeit entsagen, oder mehr wie je hingeben, in ihm alle ihre Erwartungen von Frieden und Seligkeit vereinigen — konnte sie da wohl anstehen? In dem letzten Zeitpunkt von ihres Vaters Leben, und seit seinem Tode hatte Einsamkeit, Liebe, Kummer, sie gegen alle Unterschiede der Parteien und gegen ihre Absichten sehr gleichgültig gemacht. Die Sache der Freiheit und der Gleichheit konnte zwar nicht anders als ihr theuer bleiben, allein war L^{ooo} denn ein Bundesgenosse der Gegner dieser Sache? Bei dieser Frage war es ihr jetzt unmöglich zu verweilen, sie wollte nichts als

sich aus der hüßlosen Ungewißheit retten, in welcher ihre Trennung von dem Geliebten sie hielt, sie wollte dem Manne gehören, für welchen sie Rogers Liebe, Berthiers Vertrauen verloren hatte — ach und einen noch theuerern Kaufpreis durfte sie sich um ihrer Ruhe willen nicht nennen, aber der Gedanke an die Todesstunde ihres Vaters rief ihr diesen doch unzähligemal zu — Diesem Mann, der ihr nun alles war, wollte sie gehören, und Vertrauen auf ihn konnte sie allein beglücken. *** wußte diesen fantastischen, gleich weichen und starren Sinn zu behandeln: durch ein Spiel der Empfindung beruhigte er ihren Verstand, und durch Ermahnungen an ihren Verstand fesselte er wiederum ihr weiblich schüchternes Herz. Kaum war einiger Zusammenhang in ihre Unterredung gekommen, so sprach er ernst und fast gebieterisch über die Pflicht, welche jetzt mehr wie jemals den Weibern oblige, sich vor leidenschaftlichen Meinungen über öffentliche Vorfälle zu hüten. Er

ausserte den entschiedensten Widerwillen gegen allen politischen Geist an Weibern; er bat sie, niemals, was auch geschehen möchte, den zärtlichen Gatten mit dem Geschäftsmann zu verwechseln; er stellte ihr mit den reizendsten Farben der Liebe und Schmeichelei das Glück vor, sich bei ihr auszurufen, zu erholen, an ihrer Seite Mensch zu seyn, wenn er allenthalben nur das Gespenst der Politik vor Augen gehabt hätte. Sara fühlte nicht das Einseitige seines Raisonnements, sie fühlte nur die Wonne der häuslichen Scenen, die L*** ihr schilderte, sie ergab sich mit glühendem Herzen in den Willen ihres Gebieters, und hatte nie eine Ausübung der Herrschaft gekannt, die so süß gewesen wäre als die Anerkennung dieses Gelezes.

Zwischen Vert hier und Sara war in der darauf folgenden Zeit von L*** nicht mehr die Rede; doch nahm in den wenigen Tagen, die dieser noch in der Gegend zubrachte, während deren der Proceß des Kirchens

schänders geendigt wurde, des Alten Unmuth sichtbar zu. Sara hatte von P... alle nöthigen Mittel und Anweisungen bekommen, um sich unterdessen zu ihrer Abreise zu bereiten. Ihr Herz war bei diesen Veranstaltungen zwischen Unruhe, Sehnsucht und Nimmer getheilt. Sie getraute sich nicht mehr, in der Gegend umherzugehen; bei jedem Denkmal ihrer früheren Jugend beklemmte ahnungsvoller Schmerz ihren Busen. Oft stieg sie bis auf den Hügel, der zwischen Verthiers Haus und dem Gut ihres Vaters lag, und blickte auf die Trümmer ihrer ehemaligen Wohnung; dann sah sie rechter Hand über die Wiese hin, wo Roger sie von dem wüthenden Stier rettete, dann irrte ihr Auge in die Ferne, und überall traf es auf Spuren ihres verschwundenen Glückes. Wenn sie nun träumte, welche Zukunft ihr Vater für sie gewünscht, erwartet hatte, und dem Pfad hinsabfolgte, auf welchem sie nun wandelte, so schienen ihr alle Fäden zwischen der Vergan-

genheit und der Zukunft abgeschnitten, sie schien sich ein ganz verschiednes Geschöpf von der Sara, die in den Schatten jener Almen aufblühte, und es war ihr, als erblickte sie ihr zitterndes wandelndes Bild in den spielenden Wellen eines Stroms: jetzt wirft die Welle einen Theil der Gestalt zurück, ein andrer fließt dahin, das Auge will den Umriss verfolgen, und verliert sich in den schwimmenden Zügen, immer ist die Gestalt dieselbe, nie ist sie es ganz. — Trüb und mit schwerem Herzen kehrte sie dann zurück, und gieng sie durch den Garten, so erkannte sie überall Rogers liebkende Sorgfalt, hier eine Rosenhecke, die er für sie angelegt hatte, dort einen Mandelbaum, von dem er ihr Früchte brach. — So irrte sie einst bis in einen kleinen Schuppen, wo er eine ganze Schreinerwerkstatt hatte. Als Kinder hatten sie oft hier gesessen; die Brüder, wie Theodor und Roger damals hießen, zimmerten dort Laubengeländer, Nestschächelchen, und allerlei Spielereien; sie

brachte ihnen in der Schürze ihr Vesperbrod,
 Obst und Semmeln, und Theodor suchte
 angestimmt ihren Vorrath durch, indeß Ro-
 ger ihr geschäftig seine Arbeit zeigte. Spä-
 terhin erhielt sie von Roger manches Ge-
 schenk seiner Geschicklichkeit, Näbkästchen, Auf-
 schneidel, Blumentisten. — In diese Trümes-
 rungen vertieft, setzte sie sich auf der Hobel-
 bank nieder, und ihr Blick fiel auf den oberen
 Theil eines kleinen Rollwagens, der unter
 den Spänen verborgen steckte; sie sah zugleich
 auf einem Tisch vor sich ein Brett, auf wel-
 chem ein Wagenrad abgezeichnet war, und
 Roger's Taschenbuch liegen, aus dem er sei-
 nen Bleistift genommen hatte, der noch auf
 dem Brete lag. Roger hatte einen ihrer
 süchtigen Wünsche, einen kleinen Wagen für
 ihr Kind zu haben, aufgefaßt, er war fast da-
 mit fertig geworden — heiße Thränen stürz-
 ten aus ihren Augen, bei diesem neuen Be-
 weis seiner stillen innigen Sehnsucht, ihr Freun-
 de zu machen. Sie hörte seine verzweifelnde

Stimme, als er in der Abschiedsstunde rief: nie, nie wird er sie lieben wie ich! — sie erschrak, nahm das Taschenbuch zu sich, und eilte von diesem Ort hinweg, wo verwurfsvolle Geister sie zu umschweben schienen. Aus den zuletzt geschriebnen Aufzeichnungen im Taschenbuch sah sie, daß dieser Wagon ihn noch an dem unseligen Tage beschäftigt hatte, welcher seinen Entschluß sich zu entfernen veranlaßte.

Wenige Tage nach L***'s Abreise kam eine ehrbare Frau, seine ehemalige Amme, die seitdem in der Familie gedient hatte, und helte am frühen Morgen Sara mit ihrem Kinde ab. Sie war davon benachrichtigt gewesen, und hatte den Abend vorher von Peter hier Abschied nehmen wollen; aber der Greis sagte zitternd: Ehne mein Alter! Vor vier und zwanzig Jahren nahm mir der Tod mein letztes Kind, ich dachte, nur er würde dich mir nehmen. — Er schloß sich in sein Zimmer ein, wo Sara die ganze Nacht

Nicht sah. Sie stieg von Schwerm betäubt in den Wagen; wie der Knecht die Hofspforte hinter ihr zuschloß, schien ihr die eiserne Pforte der unwiederbringlichen Vergangenheit in ihren Angeln zu klirren, sie schlug die gefalteten Hände über ihre Augen zusammen, und schluchzte halb von Zinnen: Auch dieses um demetwillen! — —

Sie sah die Gipfel ihrer vaterländischen Hügel vor ihren Blicken verschwinden, und es war ihr, wie einem armen Verwiesenen, dem jenseits des Weltmeers eine Existenz angewiesen wird. Das Mutterland ist verödet für ihn, er war dort auf der Menschen Geheiß bürgerlich rodt, eh die Natur seine Laufbahn abgeschnitten hatte; die weite See stellt sich zwischen ihn und den Schauplatz seines ehemaligen Daseyns, aber weder seine stürmenden Bogen noch seine plätschernden Wellen warfen das Bild der zerstörten Vergangenheit aus, sein Geist umirrt ewig die verbotne Sträße

te, wo er lebte, litt, und genoß. Je fremder für Sara die Gegenstände um sie her wurden, desto unmöglichlicher wurde es ihr, ihr Kind aus ihren Armen zu geben; ihre Begleiterin stellte ihr umsonst vor, wie sehr sie sich ermüdete, sie beobachtete das Weib mit scheuer Aufmerksamkeit, und wünschte allein weinen zu können. Marton hatte nichts Widriges, und sie behandelte ihre neue Herrschaft mit aller Ehrerbietung; aber sie war die erste fremde Person, bei welcher Sara die Verlegenheit empfand, sie von ihrer ganzen Lage unterrichtet zu glauben, und der gleichgültige Gehorsam gegen ihres Herrn Befehl war die Triebfeder ihres Betragens, keine Theilnahme an Sara, an ihrem Kinde. Beim Eintritt in Paris nahm Sara's Beklemmung zu: hier war also ihre Bestimmung, hier ihrer Liebe Lohn und Glück ihr aufbewahrt; in diesem geräuschvollen Labyrinth sollte sie L... finden, ihn beglücken, unter Tausenden verloren nur ihm leben; hier, um sie, neben ihr vielleicht

mußte Roger seyn, aber sie konnte nicht erwarten ihn zu sehen; hieher konnte auch Theodor zurückkommen, und keines von ihnen beiden würde wissen, wie nahe sie einander wären!

An der Barriere wurden sie von einem bescheiden gekleideten Bedienten empfangen, der sie in die Gegend der Honoré-Strasse begleitete, wo Sara in einem ungeheuer großen Hause eine zwar einfach, aber sehr zierlich eingerichtete Wohnung fand. Der Bediente überreichte ihr bei ihrem Eintritt einen Zettel von P***, der das zärtlichste Willkommen enthielt, und ihr seinen Besuch für den Abend versprach. Sara's Gedanken verwirrten sich in der Neuheit ihrer Lage. Sie hatte noch nie in einer Stadt übernachtet, sie hatte nur einmal in Saumur einer Nonneneinkleidung beige wohnt, und war aus dem Klostersaale wieder in den Wagen gestiegen; sie war gewohnt, mit allen Menschen, die sie umgaben, wie mit ihrer Familie zu leben, in aller herzlichen Theilnahme und Gastfreihait

patriarchalischer Sitten; Liebe oder Hilfsbedürftigkeit war das Band zwischen ihr und allen Wesen außer ihr gewesen, von allen hatte sie empfangen, oder ihnen gegeben. Als Kind hatte ihr der Nachbar über den Steg geholfen, als aufstehendes Mädchen hatte sie den Hochzeitstrauf für eine Tochter gepflückt, bei deren erstem Kinde *Theodor*, kurz ehe er aus dem väterlichen Hause entwich, Taufzeuge geworden war. Jede Hütte im Dorfe hatte sie neu erbauen, veralten, oder ausbessern sehen; bei manchem Baum, von welchem sie ihrem Vater Früchte brach, erinnerte sie sich, *Antoinetten* abgewehrt zu haben, daß sie ihn nicht mit ihren schwachen Händen schüttelte — Wo war sie jetzt? Dieser ganz weite Häuserhaufen, dieses zahllose Volk umher, dieses Gewühl auf den Straßen, das in der einbrechenden Dämmerung dahin wogte, alle diese Fremden Gestalten, die ihr ungetrübtes Auge doch immer mit ehemals gekannten zu vergleichen versucht war — Bald glaubte

sie Roger an dem festen schnellen Gang eines jungen Nationalgarden zu erkennen, dann bemerkte sie eine zierliche leichte Figur, die auf einem raschen Pferde daher eilte: so ritt Thedder, so schien die Schnelligkeit seines Rosses der über alle seine Bewegungen verbreiteten Ungeduld noch nicht Genüge zu thun. Die Nacht verhüllte ihr nun die Gegenstände, ihr Kind schlief, Marston, die mit L...s verstorbnen Mutter mehrmals in der Hauptstadt gewesen war, hatte, nachdem sie ausgepackt, tausend Fragen an den Bedienten zu thun, und plauderte mit ihm im Vorzimmer. Sara hing an, sich ängstlich einsam zu fühlen: sie war, mitten unter Menschen, wie auf einer wüsten Insel, und bei ihrer Unkunde des Bodens, bei ihrer furchtsamen Fremdheit, in ihrem Zimmer sicherer eingesperrt als in einem Gefängniß. So est sie jemanden an dem Haus klopfen hörte, erschrak sie; denn L... konnte es noch nicht seyn, und jedes neue fremde Geschöpf unter Einem Dache mit ihr,

ängstigte und äßte sie. Sie hörte indeß, wie sie über das Vorzimmer gieng, eine weibliche Stimme zu einem Kinde sprechen, das ihr auch in einem herzlichen Ton antwortete, und dies war der erste beruhigende Laut, den ihr Ohr vernahm: sie wußte doch ein weibliches Geschöpf in der Nähe, das auch Mutter war, das also wenigstens Ein übereinstimmendes Verhältniß mit ihr hatte. Noch vor dem erwarteten Augenblick riß sie Pops's Ankuft aus der bangen Einsamkeit; er umfaßte sie mit Entzücken und Dank, er fragte mit der zärtlichsten Besorgniß nach allen Umständen ihrer Reise, nach seinem Kinde, detaillirte ihr die Einrichtung ihres Hauswesens, das Einkommen, welches es ihr bestimmte, gieng mit einer bürgerlichen Einfachheit in alle Kleinigkeiten ihrer Lage, in die Bedürfnisse ihres Kindes ein, und schien bloß zärtlicher Gatte und Vater. Er schloß die Schränke auf, die Sara noch nicht berührt hatte, ließ lachend in einem derselben einiges Silbergeräth, das er
mit

mitgebracht hatte, aufheben, und übergab ihr ein Verzeichniß des Leinenzeugs, das sie finden würde — Cara, sagte er, ich hätte dich aus deiner ehrwürdigen Sitteneinfalt reißen können, ich hätte dir, ohne den Namen meiner Gattin, den mit diesem Namen verbundenen Glanz und Luxus geben können; aber so würde ich dich wie eine Maitresse behandeln, und mein ganzes Glück zerstört haben. In dieser Lage fand ich dich, berete ich dich an, in dieser Lage vertrauest du mir, lehrtest mich die Freuden der Menschheit kennen; in dieser Lage bist du mein bürgerliches Weib, und von Geschäften, von Sorgen ermüdet, fliehe ich zu dir — Er schien tiefsinnig zu werden, und drückte sein Gesicht in ihre Hände. Könnte ich wahrhaft, ungetheilt hier mein Leben genießen! setzte er halb in sich gekehrt, halb zerstreut hinzu. Sara war von diesen letzten Worten gerührt und — sich selbst vielleicht unbewußt — aufgeschreckt. Wahrhaft, ungetheilt? wiederholte sie mit

einer Art von Mangellichkeit. Seine Liebkosungen zerstreuten ihre Unruhe, und die wenigen Worte, mit denen er sich über seine sonderliche Lage ausließ, legten ihr wie gewöhnlich Stillschweigen auf, indem sie von neuem ihre Besorgnisse wegen endlichen Ausganges so geheimnißvoller Geschäfte bei ihr erregten. *** bat sie, mit niemanden im Hause Umgang zu haben, er forderte mit zärtlicher Zuversicht und männlichem Ernst von ihr, sich niemanden anzuvertrauen, weil die traurige Ungewißheit ihrer äußeren Lage, sie sonst aufsetzen würde, da hingegen bei einer völligen Eingezogenheit es selbst der frechsten Neugierde der Nachbarn nicht einfallen würde, in einer so eingeschränkten Lebensart etwas anders als eine Offiziersfrau, oder die Gattin irgend eines Deputirten zu vermuthen. Markon unterbrach ihr Gespräch mit der Nachricht, daß das Abendessen bereit sei, und fragte Sara zugleich nach dem Gedeel; freudig erröthend wies ihr diese ***s Geschenk an, worauf

er sie in ein kleines Zimmer führte, dessen Fenster auf einen langen Hof gieng, welcher mit bewohnten Gebäuden rings umgeben war. Heute, meine Liebe, hat Marston unsern Geschmak zu errathen gesucht, sagte L*** mit heiterer Vertraulichkeit, indem er sich mit ihr zu der einfachen Mahlzeit niedersezte; aber fortan übernimmst du deine Wirthschaft, und wenn deine Mittage einsam sind, so denkst du, daß dein bürgerlicher Freund alle Abende wenigstens um acht Uhr nach Hause eilt. — Ihr Abendessen war ein wahres Hochzeitmahl, durch Zärtlichkeit, Neuheit des Verhältnißes, und Ahnung einer seligen Zukunft in Sara's entzücktem Herzen; und doch glich es, durch Einfachheit und beschränkten Genuß, dem stillen Beisammenseyn eines lang vertrauten häuslichen Paares. Gegen zehn Uhr erwachte die Kleine; ehe Sara aufstehen konnte, eilte L*** hin, brachte sie der Mutter herüber, und wie diese sich mit ihr entfernen wollte, rief er mit feurigen Augen, und einer von

Liebe und Sehnsucht gedämpften Stimme: o meine Sara, laß mir, der ich so viel entbehre, jeden möglichen Genuß, jede süße Täuschung! Ich sah mein Kind noch nie an der Brust meines Weibß — Er hatte sie an ihren Sitz zurückgeführt, er zog mit Blicken, die eben so viel Ehrfurcht als Liebe ausdrückten, einige Nadeln aus ihrem Halbtuch, und begnügte sich dann, ihre Hand an seine zitternden Lippen zu drücken, indeß sie das kleine Geschöpf umschlang, das seinem Vater bald gierig den schönen Busen entzog. Sara vermochte keine Worte zu finden, bei allen den neuentzückenden Empfindungen, in welche sie der Zauber, den L*** um sich her zu verbreiten mußte, versenkt hatte; stumm beugte sie ihr holdes Gesicht zu dem Geliebten herunter, und ihr naßes Auge blickte dankend gen Himmel, und schien ihres Vaters Geist zum Zeugen einer so reinen Glückseligkeit aufzurufen. L*** verließ sie nach zehn Uhr in Sehnsucht, Dankbarkeit und freudiger Hoff-

nung auf den morgenden Tag; er verließ sie in einer Stimmung, deren stiller, inniger, und doch an Wehmuth gränzender Friede das weiche, schwärmerische Herz des guten Weibs völlig von allen ehemaligen Banden löste, und sie ihm unbedingt übergab.

So verlebte sie eine Reihe von Tagen, deren Genuß sie verdiente, und die nur reisen Seelen, wie die übrige damals war, aufbewahrt sein sollten. Ihr Kind, ihr kleines Hausweib, beschäftigte sie den Morgen, den übrigen Tag brachte sie mit ihrer Handarbeit, oder mit Büchern zu, an denen ihr Geliebter es ihr nicht fehlen ließ; und sobald die Abendlüfte es gestatteten, fuhr sie mit Martin bis ins Freie, wo sie dann zu Fuß umherirrte, bis zu dem immer erschutten Augenblick, da sie nach Haus eilte, um den Abgott ihres Herzens zu empfangen. Die träben Wollen, die sie oft auf seiner Stirne sah, zeigten ihre unerschöpfliche Liebe, und sie wußte ihm Dank für den geheimen

Echauer, der ihn meistens besiel, wenn sie in hingebener Innigkeit von dem Zeitpunkte sprach, wo kein trauriges politisches Verhältniß ihm mehr eine doppelte Art von Existenz, in dem öffentlichen Leben und in seinem häuslichen, aufzwingen würde — denn so wenig Stunden er nur bei ihr zubringen konnte, so nannte er ihre Wohnung doch immer seine Heimath — wenn sein Auge bei diesen Aeußerungen von ihr abglitt, und umherirrte, als suchte es einen festen Blick, verbarg sie härtlich ihr Gesicht an seiner Brust, und bat ihn, die unersättliche Begierde nach Glück ihr zu verzeihen: denn mehr Seligkeit, sagte sie, zu genießen, als du mir jetzt schenkst, mein Geliebter, ist kaum möglich; es kann deren mehr geben, dennoch aber würde ich bei jedem Wechsel erzittern. Wenn ich dich umfasse; wenn du mir zusprichst, wenn du unser Kind liebst, so möchte ich in jedem solchen Augenblick mein ganzes Leben sammendrängen; es könnte nicht schöner verfließen — L*** schien

Ich bei diesen Worten zu erheitern: Möchtest du immer so denken, mein Weib! möchte nie das Streben nach einem andern Glücke uns vernichten! —

Sie hatte ihn gleich bei ihrer Ankunft nach Theodor gefragt, und erfahren, daß er seit seiner Heirath im Ausland wäre; von Reiger hatte L*** zuerst mit ihr gesprochen, er hatte das Opfer von ihr verlangt, ihn nicht zu sehen — Unter andern Umständen müßte er unser Bruder seyn, sagte er mit edler Würde, aber als Verthiers Glaubensgenossen würde ich ihn jetzt vermeiden, wenn auch die Art seines hiesigen Aufenthalts, unter einem Schwarm junger Leute, welche der öffentlichen Ruhe im Weg stehen, seinen Besuch bei meinem Weibe nicht ohnehin unsäglich machte. — Sara fühlte das Gewicht dieser Gründe, und freute sich, daß Paris so groß wäre, einer solchen Entfremdung das Unnatürliche zu benehmen. Eines Abends in den ersten Tagen des Augusts 1792. wurde sie

durch muntere und in zahlreichem Chor gesungen patriotische Lieder aufmerksam gemacht, welche aus einem oberen Stock ihres Hauses her überschallen. Es waren ihr bekannte Weisen, die Reger oft gesungen hatte, und der harmonische Zusammenklang einer Menge jugendlicher Stimmen vermehrte den lebhaften, halb wehmüthigen Eindruck, den einfache Musik immer auf sie machte. L*** traf sie über diesem Genuß, den sie ihm zu theilen geben wollte. Aber nachdem er einige Augenblicke aufgehört hatte, rief er mit Hefigkeit dem Bedienten, und befahl ihm in Erfahrung zu ziehen, wer diese Leute wären. Der Bescheid lautete, daß es der Bürger sei, der den oberen Theil des Hauses bewohne, welcher heute einige Landleute aus seiner Provinz bewirthe, die sich unter den Förderiten befinden — Ich habe nicht gewußt, setzte der Mensch mit sichtbarer Verlegenheit hinzu, daß die Leute oben aus Saumur sind, noch daß sie dergleichen Gesellschaften halten. L*** be-

sahl ihm mit einer Härte, die für Sara sehr unverständlich war, den folgenden Morgen zu ihm zu kommen, weil er ihm Aufträge zu geben habe. Da die gute Sara fürchtete, dieser Mensch, welcher viel Abhänglichkeit für sie zeigte, möchte bei der Gelegenheit Verdruß haben, so suchte sie L*** scherzend von der Gieriaufälligkeit dieses Zufalls zu überzeugen; sie sah wohl ein, daß es unziemlich für sie seyn möchte, in einem Hause zu wohnen, wo junge Leute tranken, dies wäre ja aber nur ein Familienfest — Und vielleicht ist Roger dabei, setzte sie gerührt hinzu; da wird alles ehrbar zugehen. Mir war's wirklich, als hörte ich seine Stimme bei dem hübschen Liedchen — Sie war hier lieblosend um L*** beschäftigt, streichelte seine Stirne, und ließte seine Augen, um sich von ein Paar hellen Thränen zu zerstreuen, die sie bei Rogers Erwähnung in den ihrigen merkte, und die trotz ihrer Bemühung auf L***s Gesicht fielen. — Meine arglose Sara, meine un-

schuldige Taube, rief L*** bewegt; du weißt nichts, du ahnest nichts! Meine Arme sind deine Welt, und du ahnest nicht, wie ich forae, dich sicher in diesen liebenden Armen zu erhalten. Die Stadt ist in einer Lage! die Gemüther sind in einer Stimmung! — Mein Weib, ich habe dieses Haus unter Tausenden ausgesucht, damit nichts, keine Gefahr, keine Anregung dieses bedenklichen Augenblicks dir zu nahe käme; und jetzt sehe ich mich betrogen — Erschrick nicht, meine Threure; vertraue mir! Ich werde alle Gefahr von dir wenden. — So gleichgültig wie ihr der Vorgang an sich schien, so machte er doch einen tiefen Eindruck auf Sara's Gemüth, und sie fragte L*** dringend, wie lange diese Sorgen noch dauern möchten? wenn er endlich die Menschen als Freunde, nicht als lauter Verschworne betrachten würde? Aber er liebte diesen Gegenstand nicht, und er suchte Sara durch allgemeine Veruhigungen davon abzu ziehen.

Das späte Auseinandergehen der Gäste, und eine kleine Unpäßlichkeit ihres Kindes, hielten Sara diesen Abend noch lange, nachdem L*** sich entfernt hatte, in ihrem Wohnzimmer auf, dem einzigen, das auf den Hof gieng. Wie es still zu werden anfieng, bemerkte sie eine weibliche Stimme, die mit dem Ausdruck der tiefsten Schwermuth die Lieder wiederholte, welche die muntre Gesellschaft vorher so lustig gesungen hatte. Der Kontrast zwischen einer gedämpften, unendlich sanften Stimme, welche manchmal von Thränen zu fließen schien, und dem kühnen Geist ihrer Lieder, hatte etwas so auffallendes als rührendes. Sara sah hinand, und erblickte zur Seite im Erdgeschoß, durch die Fenster, aus welchen die Stimme kam, eine weibliche Gestalt, die eben von einem niedrigen Stuhl aufstand, und eine kleine Lampe in die Hand nahm, mit welcher sie emsig in alle Winkel des Zimmers zu leuchten schien. Wie sie noch damit beschäftigt war, trat eine andere weibliche Pers-

fen in das Zimmer, und sprach ihr freundlich zu: Nanny, was machst du wieder? Eusche nicht, arme Nanny; komm zu Bett, es ist spät. — Ach er ist nirgends, nirgends! rief die erste mit einem durchdringenden Schmerzensknoten, und ließ sich geduldig aus dem Zimmer führen. In der stillen Sommernacht, welche jeden Ton hörbar machte, konnte Sara den Austritt genau beobachten, und sie ward sehr begierig zu wissen, wer die beiden Weiber wären. Marten konnte ihr indessen keinen andern Bescheid geben, als daß sie erst seit etlichen Tagen da wehnten, Schwefeln zu fern schienen, und vermuthlich sei die eine davon verrückt; wenigstens habe man sie in den wenigen Tagen meistens weinen und auf den Knien liegen sehen. Sara gab noch ein Paar Abende auf diese Nachbarinnen Acht, und bemerkte dasselbe, sah die wahrscheinlich verrückte Kleine, hörte sie singen, worauf sie dann mit der Lamy allenthalben umhersuchte, bis die Schwester sie fortführte.

Von dem Eindruck dieser sonderbaren Erscheinung zerstreute sie L***s Stimmung in diesen Tagen. Er war sehr tiefjünnig, und schien mit seinen Gedanken oft ganz abwesend zu seyn. Zuweilen umarmte er Sara mit einer schmerzvollen Hefigkeit, die ihr Innerstes bewegte. Sie fühlte die Veränderung um so lebhafter, als in den wenigen Wochen, die sie in Paris zugebracht hatte, ihre stille Eintracht noch durch nichts gestört worden war; jeder kleine Umstand hatte ihre Liebe erhöht, und L*** hatte in der Entfaltung von Sara's Geist, welchen jetzt kein Zwang mehr kränkte, in der unerschöpflichen Zärtlichkeit dieses kindlichen Geschöpfes, den höchsten Genuß zu finden geschienen. Am Morgen des neunten Augusts kam er, zum erstenmal in dieser Tageszeit, zu Sara, die über die unvermuthete Erscheinung innig erfreut und dennoch erschreckt, ihn um die Ursache des ungewöhnlichen Besuchs fragte. Er sagte ihr, seine Pflicht würde ihn den Abend und die ganze Nacht abru-

fen, er hätte indessen nicht so völlig entbehren wollen, und da er seine stille Abendstunde einbüßen würde, hätte er sie wenigstens um ein Frühstück. Er schien gespannt munter, und ließ nur vorübergehend fallen, man fürchtete einige Unruhe in der Stadt, die Wachen im Schloß wären verdoppelt, und er würde die ganze Nacht dort seyn. — Fahr heute Abend nicht aus, Liebe; setzte er hinzu, und halte morgen früh deine Zimmer verschlossen, bis du von mir hörst. — Sara war äußerst ängstlich, er lachte aber ihre Besorgnisse hinweg, und sprach voll Zuversicht von einer nahen Veränderung zum Besten in den öffentlichen Angelegenheiten, die auch auf ihr Schicksal würde Einfluß haben können. Sara entging es nicht, daß seine Munterkeit von manchen widersprechenden Empfindungen durchkreuzt wurde, und sie suchte mühsam ihre Angst zu zerstreuen. Sie hielt ihn unter tausend Vorwänden auf, er gab ihrer Bemühung gütlich nach, beschäftigte sich lange mit sel-

nem Kinde, und nahm endlich den herzlichsten Abschied, indem er zugleich sein Möglichstes zu thun versprach, um den folgenden Morgen wiederzukommen.

Sara brachte nun den Tag in der bangen Erwartung gewaltsamer Auftritte hin. Sie sah mehrere Haufen von bewaffneten Jägerritten über die Straße ziehen, hörte auch von fern das Rasseln von schwerem Geschütz über dem Pflaster; aber noch schien alles friedlich, und sogar eher festlich zu seyn. Wie gegen die einbrechende Nacht alles um sie her in die tiefste Stille versunken war, wobei der wilde Gesang einzelner Bewaffneter desto schauderhafter abfiel gegen die bürgerliche Ruhe in den Häusern, setzte sie sich neben das Bett ihres Kindes, und horchte auf jeden Ton, der von der Seite des Schlosses herrschalle. Gegen elf Uhr ward die Straße lebhafter; stillschweigend, aber mit schnellen Schritten fiengen zahlreiche Gruppen an, gegen den Ludwigsplatz zuziehen, und Sara suchte sich damit, daß alle

hinstürzten, niemand aber von dort zurück-
 käme, zu beruhigen. Sie sah zahlreiche Ab-
 theilungen von der Nationalgarde diesen Weg
 nehmen, und glaubte nun den Pallaß vor je-
 der Gefahr gesichert, da brave Bürger ihn
 beschützen würden. Plötzlich riß sie der Ton
 der ersten Sturmglocke aus dieser Zueresicht;
 ihr Herz stockte, ihr Athem selbst hielt inne,
 sie strengte sich an, diesem furchtbaren ihr
 noch unbekannten Klang einen Sinn zu geben,
 als ein leiser Nachtwind von dem Innern der
 unermesslichen Stadt herwehte, und einen ähna-
 lichen Ton nach dem andern mit sich führte.
 Bald lebte die Luft von dem verworrenen und
 schnellen durcheinander Läuten der vielen Glos-
 sen, durch die Kreuzwege schmetterte die Arms-
 trommel, alle Fenster wurden erleuchtet, und
 furchtsam sah man die friedliebenden Bewoh-
 ner der Häuser herausblicken, indeß die junge
 Männer und die ärmeren Miethskleute der Bos-
 denkammern, die in diesem Aufruhr auf ein
 aneutgeldliches Schauspiel rechneten, dem Lub-
 wig

nigéplaze zufliehe. Sara rief nach Marton und Thomas, sie bat den letztern zitternd, sich nach der Ursache dieses Auslaufs zu erkundigen, zu seinem Herrn zu eilen. Der junge Mensch war blaß und traurig, er antwortete, sein Herr hätte ihm verboten sie zu verlassen, bis Nachrichten von ihm eingegangen wären. Der Lärm nahm überhand, fern über der Stadt hin färbte ein blasses Roth den grauenden Himmel, und eine schaurige Luft vermehrte den Fieberfrost von Angst, welche Sara immer heftiger ergriff. Sie hörte jetzt das laut wiederholte Losungsgeschrei der Menge: Es lebe die Nation! Nieder mit dem König. — Der König! rief Sara, und stürzte nach der Thüre; dein Herr vertheidigt den König, rette ihn, eile zu ihm. — Thomas schüttelte schweigend den Kopf; außer sich schrie sie: Zeige mir den Weg! — und riß ihn mit sich fort. Er bat sie stehend, ruhig zu bleiben: ich muß, sagte er, Gewalt brauchen, um Sie von allem heftigen Thun abzuhalten; und

©

Gott weiß, wie mich das schmerzt, wenn ich bedenke, was in diesem Augenblicke alles geschehen kann. — Du wüßtest was geschehen könnte, und erwartest du denn deinen Herrn nicht? Sara stieß ihn von der Thüre, sie erschöpfte sich, um ihren Zweifel zu erreichen; Thomas kniete endlich vor der Thüre hin, und rief wehmüthig: gnädige Frau, dort wird Blut vergossen; dort können Sie nicht helfen. — In dem nämlichen Augenblick thute zufällig ein schallendes Geschrei die Straße herauf. Deswegen muß ich hin! rief Sara, indem sie mit einer letzten Anstrengung ihrer Kräfte die Thüre aufriß. Thomas fiel von der gewaltsamen Bewegung die sie machte, nieder; aber indem sie über ihn weg eilen wollte, rief er noch einmal stehend: Und Ihr Kind, gnädige Frau? — Sara stand betroffen still, und kehrte mit gerungenen Händen in das Zimmer zurück. Sie setzte sich wieder neben die Wiege, und hob ihre trocknen, von Angst und Wachen geschwellenen Augen zum Himmel auf, den

sie um Fassung und Muth anzusehen schien. Sie sah, daß der junge Mensch sein Gesicht mit seinem Schnupftuch bedekte: Thomas, sagte sie, was soll diese schreckliche Nacht? warum mußte dein Herr sich dieser Gefahr aussetzen? Gnadige Frau, antwortete er mit niedergeschlagenem Wesen, ich weiß zu wenig, um Ihnen Auskunft zu geben. Die Menschen, die mich beredet haben, bei meinem Herrn Dienste zu suchen, mögen es auf ihrer Seele haben, wenn nicht alles, was sie thun recht ist; aber allwissend schienen sie zu seyn, und selbst jetzt, indem ich mit Ihnen spreche, bereiten sie mir vielleicht die Strafe meines Verraths. Ich sollte ihnen alles hinterbringen, was mein Herr vernähme; mein gutgemeinter Eifer, und alle frei und gleich zu sehn, hatte sie wohl hoffen gemacht, daß mir jedes Mittel dazu gut wäre. Ich dachte auch, ich könnte ihnen ja wohl sagen, was mein Herr so vor meinen Augen that; sie versankren, daß ich ihm nachforschen, nachgehen

sollte, wenn er sich dessen nicht versähe, da ward mir bang, den Handel eingegangen zu seyn, und ich war froh wie ich zu der gnädigen Frau kam. Nun mögen sie mich aber als einen Abtrünnigen ansehen, und Gott weiß, was mir bevorsteht, wenn sie heute die Oberhand behalten. — Bis dahin hatte Sara in der dumpfen fast gedankenlosen Stille zugehört, die oft auf einen heftigen Ausbruch von Leidenschaft folgt; bei den letzten Worten fuhr sie auf: Wer soll die Oberhand haben? Wer kann unterliegen? — Aber starres Entsetzen ergriff sie, da ein tausendstimmiges Geschrei auf der Straße erschallte: Sie morden sie alle! — Thomas riß die Fenster auf; das Volk rannte gegen einander: alle Schweizer! alle nieder — nieder! rief es mit heulendem Ungestül. — Heiliger Gott, wie sich die armen Menschen wehren! seufzte Thomas mit zusammengeschlagenen Händen. Sara hatte in dem ersten Schrecken über dieses neue Geschrei ihr schlafendes Kind

aus der Wiege gerissen, und hielt es jetzt fest an ihr Herz gedrückt; ein fürchterliches Getöse gerade unter ihren Fenstern rief sie dahin. Sie sah zwei Schweizer, die sich durch das Volk drängten, und ihre Uniformen herabrissen, eine Anzahl Menschen umringte sie, in der Absicht, sie zu retten, indeß andere in einem größeren Kreis um sie wütheten, und schrien; plötzlich riß ein Bürger seinen grauen Ueberrol ab, und warf ihn einem von den Unglücklichen über, der nun gegen die Thüre von Sara's Haus floh. — Hilf, guter Thomas, hilf ihm! rief Sara mit innigem Mitleid. Thomas slog herab, riß die Thüre auf, und der verkleidete Schweizer stürzte athemlos herein, und durch das Vorhaus in den Hof, die mitleidigen Bürger hatten seinem armen Kameraden den nämlichen Dienst leisten wollen: aber von dem Mordgeschrei seiner Verfolger, die den um ihn geschlossenen Kreis durchbrechen wollten, bedäube, stieß er den ihm angeborenen Kittel eines Tagelöhners

von sich, und drängte sich in der Uniformweste selbst seinen Feinden entgegen, um seinem entflohenen Waffenbruder nachzuweilen. Die aufgebrachte Menge brach mit ihm zugleich in das Haus, er eilte die Treppe hinauf, stürzte, in Sara's Zimmer, zu ihren Füßen — Warmherzigkeit, Warmherzigkeit! rief er in seiner Mundart, und umfaßte Sara's Knie. Aber einige von seinen Verfolgern hatten ihn schon ergriffen, und hauchten ihn vor Sara's Augen nieder. Im nämlichen Augenblick zitterte die Luft von dem Abbrennen der ersten Kanonen in den Tuileries. Man morder das Volk! rief der Haufen in der Straße. Lautes Geheul mischte sich in den Lärm, alles drängte sich nach dem Ludwigöplaz, die Mörder des unglücklichen Schweizlers horchten am Fenster auf die wiederholten Schüsse, und eilten die Treppe herab. In stummer Betäubung stand Sara, ihr Kind im Arm, der Blutende zu ihren Füßen. Des armen Fremden letztes Abwachen rief sie jetzt zu sich, sie trat entsezt zu-

rück, der Sterbende streckte die Hand kramphast nach ihr aus, und verschied. Die Straße war jetzt einen Augenblick leer, man hörte nur ein fernes Summen von Menschenstimmen, und nach jedem neuen Schuß ein dumpfes Geschrei. Mord vor ihren Augen, Tod und Verderben um sie her, und alles was sie liebte im Mittelpunkt dieses Verderbens — ihr Gehirn brannte, sie dachte sich L*** unter den Händen dieser Unmenschen, die den wehrlosen Schweizer zu ihren Füßen niedergemetzelt hatten. Sie wickelte ihr Kind in ihren Morgenmantel, und rief Marlon, die sie noch im Nebenzimmer glaubte, ihr zu folgen. Sie rief umsonst, Marlon war fort, auch Thomas fand sich nirgends, das Haus war leer, todtenstill — sie konnte es in der fürchterlichen Stille nicht aushalten, sie gieng, eilte die Straße hinauf; L*** war ihr einziger Gedanke!

So schritt sie fast ohne Besinnung fort, jedes lebendige Geschöpf, das sie sah, floh vor

Ihr her, kein freundliches Wesen kam ihr entgegen sie zurückzuführen. Auf dem Ludwigsplatz begegneten ihr einzelne Gruppen von Menschen, die Verwundete trugen, und mit bitterm Lachen ihnen den Trost zuriefen, der Schauplatz ihres Todes sollte bald ein Steinhäufen seyn. Wie von bösen Geistern getrieben, suchte Sara den Eingang des Schlosses, wo man ihr einmal bei einer Spazierfahrt eine Reihe Fenster gezeigt hatte, die man ihr die Gallerie des Königs nannte. Dort mußte sie hin, denn dort mußte *l'assassin* seyn! Sie drängte sich in den ersten Hof, mit einer Hand wehrte sie alle Umstehenden von ihrem Kinde ab, daß sie fest an sich drückte; man machte ihr Platz, aber je näher sie dem Hauptgebäude kam, desto gedrängter standen die Haufen. Endlich trieb ein Trupp sie vor sich her in einen kleinen Hof, man schrie wüthend um sie: „die Ritter vom Dolch sind dort im Hinaus, verhalt!“ Sie konnte nicht zurück, ob sie gleich Schuß auf Schuß um sich her, wahr-

scheinlich aus den Fenstern, fallen hörte. Endlich erblickt sie einen Eingang in das Schloß, und will nun voran; aber wie ward ihr, als L***, in einen großen blauen Ueberrock gehüllt, zwei gespannte Pistolen in der Hand, ihr entgegen stürzte! Fünfzehn bis zwanzig Männer, mit Dolchen oder Pistolen bewaffnet, folgten ihm, und L*** schrie wild: Feuer! Stoßt nieder! — „Es ist ein Weib dabei!“ rief einer von den Männern, und warf sich vor den andrängenden Haufen. L***! schrie Sara; halt ein, halt ein! — Die Unglückliche stürzte auf ihn zu, das bewaffnete Volk ihr nach, und umringte sie; L***, nur auf Vertheidigung der Seinen bedacht, verblendet, vielleicht gar wahnend, daß Sara's wilde Bewegung ein Angriff auf ihn wäre, schoß sein Gewehr los, und verschmetterte die Schulter seines unglücklichen Kindes, das Sara mit ihren Armen umschlungen hielt. Mit einem lauten Schrei sank sie nieder, die Kämpfenden würden sie unter ihren Füßen

zutreten haben, wenn nicht ein Paar Männer,
 in diesem wütenden Getümmel noch mensch-
 lich, sie ausgerafft, und von dieser Stelle,
 die nun mit Blut und Leichen bedeckt wurde,
 hinweggeschleppt hätten. Sie war ohne Bes-
 innung, aber nicht ohnmächtig; krampfhaft
 hielt sie ihr blutendes Kind im Arm; und
 wie die Männer sie auf der Terrasse der Feu-
 illans in das Gras legten, behielt sie es noch
 immer an sich gedrückt. Neben ihr lag ein
 Knabe von sieben Jahren, dem das Gehirn
 zerschmettert war, und ein noch viel jüngeres
 Mädchen, das ohne sichtbare Beschädigung,
 in der Brust verletzt, schon sterbend sich strek-
 te; die Mutter dieser beiden Kinder kniete
 vor ihnen; beide Hände über ihrem Schooß ge-
 faltet, blaß, unbeweglich, ohne Thränen,
 ohne einen Seufzer; nur wenn der Todes-
 krampf dem Mädchen noch einen räthelnden
 Athemzug auspreßte, hob sich die Brust der
 Mutter gewaltsam empor, dann wandte sie
 die Augen auf den Knaben, der gefaltete da

lag, ihr Blick schauderte vor dem fürchterlichen Anblick zurück, und ruhte wieder in tochter Stille auf der Tochter. Um die jammervolle Gruppe her trieb sich der zahllose Haufen; Verwundete, Tode wurden vorbei geführt, Fliehende verfolgt, neue Bewaffnete drängten sich vorwärts; von fern donnerte das Geschütz, und wirbelnd stieg schon aus dem Schlosse Feuer und Rauch empor. Bei den Weibern standen Leute, die für sie auf Hilfe zu warten schienen, endlich langte auch wirklich eine Tragbahre an, auf welche man die beiden todtten Kinder legte; und in diesem Augenblick nahte sich ein junger Mensch, der mit zerstörtem Gesicht schon einigemal vorbeigelaufen war. Es war Thomas, welcher unter den eindringenden Männern, die bis in Sara's Zimmer den Schweizer verfolgt hatten, einige seiner alten Bekannten erkannt, und einen Augenblick seinem Schrecken nachgebend, sich aus dem Hause gesüchtet hatte; als er zurückkehrte, war Sara schon entflohen, und von

Furcht und Reue, um seiner Sicherheit willen sie in diesem Augenblick verlassen zu haben, getrieben, hatte er jetzt schon lange in der Gegend des Schlosses nach ihr umhergesehen. Wie er die Kinder aufheben sah, eilte er herbei; und erkannte Sara, die sich aufgerichtet hatte, und mit starrem, halb gleichgültigem halb fragendem Blicke um sich herum blickte, wie ein Todtgeglaubter, der im Grabgebilde erwachte. Meine Herrschaft, meine arme Herrschaft! rief er und stürzte zu ihren Füßen; rettet sie! bringt sie fort! Sie ist verwundet — Sie war es nicht, aber ihres Kindes Blut hatte ihren Hals und ihre Kleidung gefärbt. Sie stand matt vom Boden auf, sah die Umstehenden mit einem Blicke an, der das Gefühl des tiefsten, unerwartetsten und eben darum unwiderstehlichsten Schmerzens ausdrückte. — „Er hat es selbst getödtet!“ sagte sie leise und doch durchdringend, indem sie ihnen ihr winselndes Kind hinreichte. Man verstand den Sinn dieser Worte

nicht, aber bei ihrem Anblick schien Mitleid die Stelle des Schreckens bei den Zuschauern einzunehmen, und ihnen auf die großen Abscheulichkeiten, von denen sie Zeugen gewesen waren, wohlzuthun. In einen weissen Mantel gehüllt, den halb offenen Busen von dem Blut ihres Kindes gefärbt, ohne Haube, ihre Schultern von ihren schönen Haaren bedeckt, stand sie da, und obgleich keine Klage aus ihrem Munde, keine Thräne aus ihren Augen floss, forderte doch ihr hilfloser Schmerz die Menschlichkeit zum Beistand, oder selbst zur Rache auf. Thomas wollte ihr Kind nehmen, sie stieß ihn heftig zurück; er nahm ehrerbietig ihren Arm, sie ließ sich still wegführen. Ein Bürger gieng auf der andern Seite, Thomas sagte ihm ihre Wohnung, er sah die Wahre mit den beiden Kindern, und die unglückliche Mutter den nämlichen Weg nehmen. Der Zug schritt langsam fort, und wurde durch den Zulauf des Volkes oft unterbrochen; die beiden kinderlosen Mütter schienen

ohne besondere Anstrengung, aber auch ohne Besinnung dahin zu wandeln. Endlich langte man vor dem Hause an, Thomas erstaunte, die Frau mit den beiden Kindern ebenfalls hineinführen zu sehen, und er erkannte jetzt in ihr die Gattin des Bürgers, bei welchem sich vor wenigen Tagen die Föderirten versammelt hatten, und die Kinder waren die nämlichen, deren Geschwäg mit ihrer Mutter auf die arme Sara am Abend ihrer Ankunft einen tröstenden Eindruck gemacht hatte. Thomas überließ seine Herrschaft einen Augenblick der Obhut seines unbekannten Begleiters, und eilte die Treppe hinauf, um die Zimmer zu besichtigen. Der erste Gegenstand, der ihm hier in die Augen fiel, war der Leichnam des Schweißers, der noch auf der Stelle, wo er ermordet worden war, in seinem Blute lag. Er schauerte zurück, besann sich, wohin er die gebeugte Mutter wohl bringen könnte, um ihr diesen Anblick zu ersparen — er war schon unten, da erblickte er die Schwester des armen

Geschöpf, dessen rührendem Gesang er in der Nacht oft aufmerksam zugehört hatte; sie öffnete eben vorsichtig ihre Thüre; er bat sie, Sara einzuweilen zu beherbergen. Sie schien es anfangs verweigern zu wollen; wie sie aber Sara stumm und süßlos an einem Pfeiler gelehnt stehen sah, trat sie mit dem einfachsten Ausdruck von Theilnahme zu ihr, und fragte ihre Begleiter, ob sie verwundet wäre. Thomas erzählte ihr mit wenigen Worten, wie er seine Herrschaft auf der Terrasse gefunden hätte, und wie ihr Kind mit den Kindern der Bürgerin im obern Stof gleiches Schicksal gehabt haben müßte. Hier schien die erste Wärme von Gefühl bei Sara wiederzukehren, eine schwache Röthe färbte ihr Gesicht, ihre Züge arbeiteten sich gewaltsam aus der starren Ausdruckslosigkeit hervor, und sie brach unter lautem Schluchzen in die Worte aus: O nein, nein! der Vater hat sie nicht selbst ermordet. — Diese Thränen schienen die Kerkers ihr ihres bisherigen Zustandes zu machen, jetzt

erst zeigte sie, daß sie sich bewußt war, ihr Kind in ihren Armen zu halten, willig folgte sie der Nachbarin, die sie in ihre Wohnung führte, jedoch unter dem Beding, daß Thomas nicht mitginge, sondern in dem Zimmer seiner Herrschaft bliebe. Auch liess Sara, daß sie die Kleine entkleidete, indeß sie selbst, zitternd und zuckend bei jeder Bewegung, welche die Frau mit dem Kinde vornahm, ihre fragenden Blicke auf sie heftete. — Es lebt, es lebt! rief die Frau wiederholt; es ist vom Tode erschöpft, jetzt will ich es nur erleichtern, nur thun, was ihr's erste nöthig seyn mag! dann hole ich den Wundarzt. — Wie sie die zerschmetterte Schulter entblößte, schauderte sie, und deckte sie schnell zu; denn die arme Sara hatte durch die Art wie sie das Kind gehalten und gedrückt hatte, die Wunde in einen schrecklichen Zustand gesetzt, und sie wollte der Mutter diesen Anblick ersparen. Sie wies sie nun an, ihr aus diesem oder jenem Winkel des Zimmers

allerlei was das Kind brauchte herbeizuschaffen, weil sie es gern in seiner jetzigen Lage erhalten wollte, um ihm nicht von neuem wehzuthan, aber Sara war unfähig sie zu hören, sie zu verstehen; ihr Gesicht verräth Anstrengung, aber ihre Vermöhung zu denken welte nun ihr erlarrtes Gedächtniß, und führte das Gefühl ihres Unglücks nach und nach vor ihre Seele. Sie ward immer unruhiger, gieng finster und mit schweren Seufzern im Zimmer umher; die gute Frau, die so bald sie ihren Zustand wahrgenommen hatte, behutjam aufgestanden war, um das Kind auf das Bett zu legen, und selbst nach den Dingen, die sie verlangt hatte, zu gehen, rief ihr freundlich dringend zu: wenigstens rühren Sie es nicht an! — da kniete sie nieder, ohne zu antworten, küßte leise die Zipfel des Kissen, worauf das Kind lag, seufzte tief, und fieng von neuem an, wie in einem schrecklichen Traum umherzugehen. Die Frau brachte das Kind wieder so weit in's Leben, daß es ein

2tes. Jan. 27 1764.

Paar Löffel voll Milch schluckte; bei diesem Anblick überfloßen heiße Thränen Sara's Gesicht, ein zuckendes Lächeln schwebte um ihren klaben Mund, sie küßte die Hände, die Arela der der Nachbarin, ihre eigne Hand, und legte sie sachte auf die Dele des Kindes, das sie zu beunruhigen fürchtete.

Jetzt entfernte sich Frau Thron — so hieß die Nachbarin — auf einige Augenblicke, kam aber bald mit ihrer Schwester zurück, der sie zuzureden schien, indem sie noch im Hereintreten zu ihr sagte: Sie ist krank, liebe Nanette, du mußt recht vorsichtig fern, und ja das Kind nicht anrühren. — Wie Nanette's Wille auf das Kind gefallen waren, so len sie ängstlich zu werden; sie hielt die Schwester beim Arm zurück, und mit schmerz verwirrter Mine sagte sie: das Kind ist blutig — träumt die Frau auch? — Nein, meine Liebe, nein! Ich habe dir ja gesagt, daß die arme Mutter in's Gefecht gerathen war; du hast ja den ganzen Morgen schießen gehört — kenn

ke doch nur an das was du jetzt siehst; bleib bei der Frau so lange ich aus bin, und wenn der Bruder und der Schwager kommen sollten, so sage ihnen, daß die Frau unsre Hilfe braucht. — Sie ging nun, den Wundarzt zu holen. Sara blieb mit Nanni allein, sie schien aber nicht auf sie zu merken, sondern versank in immer tiefere Finsterniß des Schmerzens. Anfangs sah ihr Nanni von weitem zu, bald trat sie theilnehmend neben sie, und sagte ein Paar mal mit wehmüthig tröstendem Tone: Arme Liebe! O diese Trübsame sind fürchterlich. — Da Sara sie nicht hörte, wandte sich ihre Aufmerksamkeit auf das Kind, an dessen Bett sie sich setzte. Sie erblickte die Schale mit Milch, gab der Kleinen einige Löffel voll, machte sich behutsam allerlei um sie her zu schaffen, wobei sie leise sang, und wie das halb entseelte Geschöpfchen wieder ohne Bewegung da lag, erhob sie ihre Stimme lauter, weil sie es im Einschlafen glaubte, und Sara's Ohr ward plötzlich von

bei ruhenden Worten des bekannten Wiegen-
lieds getroffen:

Deux victimes infortunées
Se doivent de tendres secours;
Je veillerai sur tes jeunes années,
Tu auras soin de mes vieux jours!

Sie befeuerte jetzt den ersten Blick auf Nami:
eine lange magre Gestalt, mit großen Augen,
deren verwirrter umherirrender Blick sich
nur fixirte, wenn er ein Paar fließende schwarze
Thränen zurückhalten zu wollen schien; ein
Mund, der ehemals gewiß schön war, jetzt
aber immer aufsah, als verhielte er den Schrei
des Schmerzens, und den bei den ungleichen
Veranlassungen ein zukendes Lächeln des
wegte, womit der übrige Ausdruck des Gesichtes
nie übereinstimmte; schöne schwarze Haare hie-
len auf ihre Stirne, ihr Anzug war ärmlich,
reinlich, bürgerlich, aber vernachlässigt; nichts
wie die Stimme schien an ihr noch unzer-
trümmert, denn Gang und Bewegung drück-

ten träumende Verwirrung auf. Sie sang, ein Strickzeug in der Hand haltend, mit starr-rem thranenvollem Auge, als wenn sie bei einem sehr ernstern Geschäfte begriffen wäre. Sara's armes Gemüth war durch die ihr bekannten Worte tief zerrissen, denn sie hatte dieses Lied oft an der Wiege ihres Kindes gesungen, und so überzeugt wie sie von L^o's Treue war, sich dennoch selten der Thränen dabei enthalten können. Jetzt hörte sie eine ferne Ahnung ihres Unglücks in einem fremden Munde, es kam ihr vor wie die Stimme des Schicksals; und indem sie ihre eine Hand auf Nanni's Schulter, die andre auf ihr eignes Herz legte, rief sie ängstlich: nein, er konnte er konnte es nicht seyn, nein, es ist nicht möglich! — Nanni besann sich eine Weile, und sagte dann: nein, Liebe, er war es auch nicht; aber das machte es nicht besser, denn seine schöne Stirne trägt doch nun das entehrende Zeichen — o da kommt er! still, still! Er darf mich nie davon sprechen hören. — Sie

Tief an die Thüre, und zwei Männer traten
 herein, ein Ältlicher, rechtlicher, mit einer ern-
 sten Physiognomie, in Nationalgardenkleidung,
 und ein jüngerer, der den Ausdruck der finstern
 Ueberspannung auf seinem mit schwarzen
 Haaren umfangnen Gesicht trug. Nanni! rief
 dieser, unsre Rache beginnt. — Er erblickte
 Sara und stugte. Der andre fragte, wer
 die junge Freunde wäre? Nanni führte ihn
 zum Kinde, und sagte mit ihrem verwirrten
 Lächeln und wilden Blick: Sieh, es ist gera-
 de wie Henriot; aber die Schwester sagt,
 es werde nicht so lange schlafen. — Der Auf-
 tritt wäre vielleicht noch verständlicher für
 alle Theile geworden, wenn Frau Lvirion
 nicht jetzt mit dem Wundarzte zurückgekommen
 wäre. Wie sie die Männer erblickte, fiel sie
 dem älteren lebhaft um den Hals: Gott sei
 Dank, daß du wieder da bist! darauf reichte
 sie dem andern die Hand, und sagte noch ein-
 mal: Ihr seid mir erhalten! Ich habe es
 aber verdient, denn ich hätte Muth gehabt,

wenn man euch auch blutend wiedergebracht hätte. — Bravos Weib! war alles wohl ihr Gatte (denn das war der ältere) ihr anwortete. Sie unterrichtete ihn nun mit wenigen Worten von der Veranlassung zu Sara's Anwesenheit, und stand alsdann dem Wundarzte in der Verpflegung des Kindes bei, dessen Zustand dieser für nicht ganz hoffnungslos ansah. Sara hienge an seinem Munde, und schien wieder aufzuleben. Sie fragte jetzt nach ihrer Wohnung, nach Thomas, nach Marton. Ihre gutherzige Wirthin berichtete ihr, daß jene nach den traurigen Begebenheiten des Morgens erst in Ordnung gebracht würde, und daß ihre Leute damit beschäftigt wären. Mit jedem Augenblick wurde Sara wieder fähiger, die Gegenwart an die Vergangenheit zu reichen, sie daß man Thomas rufen möchte, und Frau Thirion erfüllte jetzt ihren Wunsch, nachdem sie ihres Mannes Einwilligung erhalten hatte. Thomas kam, und zeigte bei dem

Andlit seiner Herrschaft die lebhafteste Rührung; Sara trat beiseite mit ihm, kämpfte gegen ihren Schmerz, bis sie die Frage herausbrachte: er schifte nicht? — Nein, war die traurige Antwort. Sara zitterte, besann sich, zeigte ihm das Kind, und sagte: geh zu ihm, sag ihm das. — Sie konnte nichts mehr sagen; der arme Pütsche machte eine heisere Verbeugung, und wollte gehn. Sara hielt ihn beim Arm zurück, suchte lange nach Worten, endlich fragte sie: sind sie alle ermordet? — Lebhaft erwiderte Thomas: die ganze Familie unversehrt! Alle unter dem Schutz der Nation, keines ja berührt! — Sara schien einen Augenblick heitrer: eile, eile! rief sie; und Thomas gieng.

Es war gegen Abend, die Hausfrau trieb ihre Geschäfte, und bereitete den Männern, welche den ganzen Tag unter den Waffen gewesen waren, ein kleines Mahl. Diese saßen indeß am Herd, und während daß Frau Thirion im Hin- und Hergehen ihrem Mann

die Vorgänge des Tages abfragte, bligte Joseph, ihr Bruder, finster in das Feuer. Sara blieb neben ihrem Kinde, ängstlich auf Thomas Rückkehr harrend; Nanni saß in ihrer stillen Zerstreuung, und arbeitete. Wenn Joseph von Zeit zu Zeit in die Stube kam, richteten sich ihre Augen mit einem seelenvolleren Blicke auf ihn, und ihr Lächeln ward bedrückender; er hingegen schien dann finster hinauszugehen. Einmal setzte er sich hin, einige Papiere in einem Tischkasten zu suchen; Nanni legte ihre Arbeit aus der Hand, stellte sich neben ihn, und winkte Sara gleichsam verstohlen, indem sie die Haare von seiner Stirne strich, und sie lebhaft küßte. Der junge Mann fuhr bei dieser Lieblosung auf, rief heftig ein Paar unverständliche Worte, und stürzte, seine Papiere zusammenraffend, mit verbissnen Zähnen hinaus. Nanni seufzte, schüttelte den Kopf, und nahm ihre Arbeit wieder. Sara war nicht fähig, diese kleinen Bewegungen zu deuten, ob sie gleich mecha-

nisch darauf merkte: ihr Körper stieg an, einer Erschütterung, die gegen vier und zwanzig Stunden anhielt, zu unterliegen, ihre Nerven wurden von einem brennenden Fieber gespannt. Die Veränderungen in ihrem Aussehen entging der Frau Thirion nicht, sie fühlte ihre glühenden Hände und Wangen, sie bat sie freundlich, sich auf dem Bett niederzulegen. Wie Sara sich heftig weigerte, fragte sie mit bescheidener Theilnehmung: kann ich denn niemand zu Ihnen rufen? kennen Sie keinen Menschen? — Nein, nein! rief Sara in der schrecklichsten Bewegung, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Die Frau beruhigte sie, sagte ihr, sie wollte zusehen, ob ihre Zimmer fertig wären, und sie dann mit dem Bedienten hinaufbringen; Sara hörte kaum etwas mehr, jeder Augenblick vermehrte ihr Uebel. Auch war Marton nirgends zu finden, und Thomas kehrte nicht wieder. Wie die Nacht vollends einbrach, brachten sie die guten Menschen selbst auf ihr

Zimmer; die Männer mußten wieder unter die Waffen, und Frau Thirion machte Anstalt mit Nanni bei Sara und ihrem Kinde zu wachen. Die Angst und die Stärke des Fiebers überwand den Sara's bisherigen Entschluß, sich niemanden anzuvertrauen. Sie fragte tausendmal nach Thomas, und bat endlich Frau Thirion flehend, ihn aufsuchen zu lassen. — Und wo das? — Sara nannte ihr Loo's Wohnung. Es war fast zehn Uhr, der Weg war lang, aber die gute Frau schien ihre Angst zu theilen, sie übernahm selbst Sara's Auftrag, und gieng, nachdem sie ihrer Schwester auf das dringendste eingeschärft hatte, sie nicht zu beunruhigen, und sie sorgsam zu pflegen. Nanni that Anfangs auch pünktlich darnach; aber Sara, deren Gehirn in der bangen Stille, welche diese Nacht hindurch in Paris herrschte, noch mehr erhitzt wurde, fieng selbst an, mit ihr zu sprechen, bat sie zu singen, und fragte sie nachher, ob Joseph ihr Gatte oder ihr Bruder

wäre? — Gatte? wiederholte Nanni lächelnd, und schwieg. Sara glaubte, sie hätte sich nicht deutlich genug ausgedrückt, und sie fragte wieder, ob der dessen Stirne sie geküßt hätte, ihr Mann wäre? Nanni schien unruhig zu werden, und sagte, wie halb im Vertrauen: Nein, nein! Ich weiß nicht wo er ist, Joseph will ihn ja ermorden. — Wen? rief Sara erschrocken und theilnehmend. Die Unglückliche gab noch viele unverständliche Antworten, aus denen nur deutlich war, daß ihr armer verwirrter Kopf Sara für ganz unterrichtet von ihrem Schicksal hielt. Sara fand eine ihrer bangen Stimmung angemessene Zerstreuung in dieser Unterhaltung, und sie machte, indem sie theilnehmend darauf fortfuhr, die arme Nanni immer zufräulicher. Auf die Frage, ob sie schon lange in der Hauptstadt wäre? antwortete sie traurig: Fast seitdem ich nicht aufwachen kann! — Weil dieser Begriff von Schlafen und Träumen es hauptsächlich war, der alle

ihre Gedanken zu verwirren schien, so fragte Sara sie freundlich um die Ursache dieses langen Schlafes. — Sie wissen es also gar nicht mehr, wie ich aus Hunger einschlief in der kleinen Hütte im Wald? Und mein Henriot weckte mich immer, weil er auch hungerte, und schrie; und endlich träumte ich, Henriot müßte ja doch sterben, weil ich kein Brod hatte, und Joseph gar nicht wiederkam; und da schnitt ich meinen armen Henriot in seinen kleinen Hals, bis er auch schlief; und wie ich denn da neben ihm saß, und mich am Feuer wärmte, kam Joseph wieder, und rief: da bringe ich zu essen, mein Mann! und hatte ein ganzes Reh, und das blutete wie mein Henriot; aber wie es den sah, war er sehr böse — und hernach mußten wir alle im Keller wohnen, und der arme Joseph stieß sich vor die Stürze, wie er meinen Henriot wieder aus der Erde graben wollte; davon hat er noch das Mal, das ich heute kühle; aber im Traum halte ich's für

mer für ein Brandmal, das ihm der grausame Graf hätte aufdrücken lassen, weil er das Reh schoß -- und er wollte doch sein Kind damit vom Hungertodt retten! -- Nanni hatte höchst abgebrochen geredet, als suchte sie bloß fürchterliche Erscheinungen, die an ihrem Blick vorübergingen, zu beschreiben und zu nennen; jetzt schien sie vor Angst dem Ersticken nahe, und ihr Zustand rührte Sara so innig, daß sie einen Augenblick ihre eigene Lage weniger empfand, und auf Nanni's kalte Hände weinte. Nanni fühlte ihre Thränen, besah ihre Hand, und sagte schluchzend: Seitdem kann ich nicht weinen! Martha sagt erst, wenn Henriot endlich aufwachte, würde ich vor Freude weinen. Es währt aber so lange! sezte sie sehnüchtern voll hinzu, könnte ich nur sein Bett finden! wie ich ihn zuletzt schlafen legte, stand es dort -- da! -- Sie stand auf, nahm das Licht, suchte im ganzen Zimmer umher; endlich kam sie wieder zu Sara, und rief hoffnungslos: O es ist nirgends -- nirgends zu finden!

Sara hatte jetzt eine Art von Aufschluß über das traurige Geschäft, bei welchem sie das arme Geschöpf einige Zeit vorher schon belauscht hatte; aber folgendes ist die zusammhängende Geschichte ihres Unglücks, die sie nur zerstückelt erhielt. Armand, der Vater der drei Geschwister, war Pächter auf einem großen Theil der Güter des Grafen von **, die in dem jezigen Departement der Charente lagen. Er hatte Gelegenheit gehabt, in frühern Jahren einige Bildung zu erhalten, er hatte ein wohlhabendes Mädchen geheirathet, stand also besser als die meisten Landbauer seiner Gegend, und gab seinen Kindern eine sorgsame Erziehung. Martha, die älteste, heirathete einen Seemann, mit welchem sie nach La Rochelle zog; Joseph folgte dem Gewerbe seines Vaters, und die zärtlichste Bruderliebe verband ihn mit Nanni, der jüngsten, einem damals blendend schönen Mädchen, deren schmerzliches Gefühl keinen andern Gegenstand hatte, als ihren Bruder. Den Grafen

von ** nöthigten seine Verschwendungen, sich für eine gewisse Zeit auf seine Güter zurückzuziehen; hier warf er ein gnädiges Auge auf Nanni, bei der er sich in diesen Umständen einen ganz angenehmen Zeitvertreib versprach. Bei den ehrwürdigen Grundsätzen von Tugend und Pflicht, die sie von ihrem Vater überkommen hatte, konnte er sie weder von diesem kaufen, noch sie selbst, ohne ihr Herz in das Spiel zu ziehen, verführen. Aber Nanni war für ihren Stand zu gebildet, und der Elende war in diesen Künsten ein Meister; ihr Herz empfing also die ersten Eindrücke der Liebe mit unbefangenen Zutrauen. Schwüre und Versprechen von seiner Seite, Unerfahrenheit und glühende Jugend von der ihrigen, bereiteten ihren Fall. Der alte Armand schlopfte Verdacht, und forderte seinen Abschied, um, wie er noch hoffte, sein Kind einer Beschimpfung zu entziehen, für welche kein Gesetz ihn rächte. Ob sein Gesuch bewilligt war, nahm ihn ein Schlagfluß hinweg;
in

in der Verküpfung des ersten Schmerzens entdeckte Manni ihrem Bruder ihren Zustand; dieser reizte durch stolzen Ungeflumm die Rache des vornehmen Verführers; der Graf machte Ebisanen über die Pachtrechnungen des Waters, die er doch selbst aus Unordnung, seit vielen Jahren zu berichtigen sich geweigert hatte; und die Kinder wurden fast des ganzen väterlichen Nachlasses beraubt, und aus dem Pachthof gestoßen. Martha war mit ihrem Manne, wegen einer kleinen Handelspekulation, nach England gereist; die Familie ihrer vor vielen Jahren verstorbenen Mutter war ihnen fremd geworden — kurz, manche unglückliche Zufälle trafen so zusammen, daß ihnen in der harten Jahreszeit keine Zuflucht übrig blieb, als die Hütte eines alten Jägers, welche in der Gegend von Saint Hippolite mitten im Walde lag. Joseph fühlte die Schmach die dem Andenken seines Waters, das Unrecht, das seiner Schwester angethan war, in einem so hohen Grade, daß

er auf die abenteuerlichsten Anschläge verfiel, um sich an dem Grafen persönlich zu rächen. Einsamkeit und halbe Ausbildung hatten seinen Kopf zu überspannten Begriffen gestimmt; er wollte in Seediensie gehen, und hoffte sich durch die schnellen Fortschritte seiner Geschicklichkeit so weit zu bringen, daß ihm der Mord der seiner Ehre im Zweykampf würde Rechenschaft geben müssen. Nani's Verzweiflung, und ihre völlig hilflose Lage verreckten ihn, die Ausführung seines Plans bis auf das Frühjahr zu verschieben. Sie gebahr einen Knaben, bei dessen erstem Weinen Joseph einen feierlichen Schwur, sich und ihn zu rächen, ablegte; und seine Bitterkeit hatte bei der grausen Abgeschiedenheit seiner Wohnung, bei dem beständigen Kampf gegen herannahendes höchstes Elend, nur zu viel Nahrung. Indessen theilte der alte Jäger sein tägliches Brod redlich mit ihnen, und Joseph half es ihm auf der Jagd verdienen; aber auch diese Etage wurde ihnen bald entrißen, der Alte

Kam in einer rauhen Winternacht, wahrscheinlich, weil er nicht nüchtern aus Saint Hypolite zurückkehrte, im Schnee um. Von Eiam und Mangel an Hilfe ermattet, lag Nanni seit ihrer Niederkunft krank; Joseph gieng umsonst in die benachbarten Dörfer, um Arbeit zu finden; wegen der eben sehr harten Witterung brauchte man keine Tageelöhner, und als Knecht sich zu verbinden, erlaubte ihm der Zustand seiner Schwester nicht, Ihr Jammer stieg auf's höchste, Nanni's Kopf fieng an zu leiden, sie gab sich alles Unglück Schuld, und wünschte sich und ihrem kleinen Henriot den Tod. Der Hunger, den sie öfters litt, wirkte noch mehr auf ihr Gehirn, und an einem unseligen Tage, dem dritten daß Joseph gefastet hatte, und wo Nanni das letzte trockne Brod aß, ohne daß ihr schwachendes Kind Nahrung an ihrem Busen fand, gieng Joseph mit der Glinte in den Wald, um, was auch daraus werden möchte, Speise zu finden; das Dhngefähre

brachte ihn in ein Gehege, das zu den Gütern des Grafen von * * gehörte, er erlegte dort ein Reh, sah sich entdeckt; da ihm aber die Schlupfwinkel von der Jagdgränze an bekannt waren, gelangte er glücklich bis zur Hütte. Ritter triumphirend wirft er die Beute vor Nanni's Füße, die er an dem Heerd vor einem großen Feuer sitzend findet. Sie winkt ihm verwirrt, still zu seyn — die Vernunft der Armen war unterlegen; was ihre eigentliche Absicht gewesen war, konnte man nicht errathen, ihr blutendes Kind zeugte bloß von ihrer That. Sie hatte ihm die Kehle abgeschnitten, und glaubte nun, daß es schliefe. Der unglückliche Bruder schaudert — ein natürlicher Sicherheitstrieb giebt ihm ein, den kleinen Leichnam vor der Hütte zu vergraben, indeß Nanni in ruhiger Abwesenheit des Geistes sich schlafen legt. Kaum war er mit dem traurigen Geschäft zu Ende, so sah er die Hütte von Menschen umringt; man war dem Wilddieb auf die Spur gefolgt, und er

wurde nun auf dasselbe Gut, wo sein Vater ehrenvoll gelebt hatte, in's Gefängniß geschleppt. Nanni wäre vor Hunger und Missethätigkeit gestorben, hätte sich ihrer nicht einer von den Häschern erbarmt, dem sie in guten Tagen, in ihres Vaters Haus, manches Glas Wein gereicht hatte. Dieser nahm sie zu sich, bis er bald darauf Gelegenheit fand, sie nach la Rochelle zu ihrer Schwester zu schicken, die eben nach einem vortheilhaft beendigten Handel aus England zurückgekommen war. So est Nanni auch von ihrem schlafenden Kinde sprach, so ließ doch ihre unverkennbare Verstandesverwirrung, und die Stumpf sinnigkeit, vielleicht sogar die Gutsherzigkeit derer, die sie umgaben, keinen Argwohn aufkommen; und ihre Schwester benutzte diese Fantasie, deren Grund ihr freilich bald klar werden mußte, um sie in der Unwissenheit oder Vergessenheit der noch fürchterlicheren Wahrheit zu erhalten. Man ließ sie dabei, ihr Kind schliefen, und sein Tod

habe ihr geträumt; alles, was nachher sie schmerzhaft berührte, oder die Erinnerung des Geschehenen wieder in ihr wecken konnte, reichte sie an diese Idee, und gab es sich für Traum aus. Ihren armen, durch sein Schicksal ergrimmten Bruder hatten Gram und Elend in den wenigen Monaten so entstellt, daß er bei seinem Eintritt in's Gefängniß, auf sein Verlangen vor den Grafen gelassen wurde, ohne daß man ihn für den Sohn des letzten Pächters erkannt hatte. So wie er vor ihm stand, warf er ihm mit wüthender Bitterkeit vor, der Mörder seines eignen Kindes zu seyn, und drohte ihm, daß früh oder spät keine Macht auf Erden ihn vor der gerechten Strafe schützen sollte. Der kleinmüthige Wellhüliling schauerte, als er von dem blutigen Austritt hörte, aber er schäumte über die Kühnheit des jungen Menschen, und er bewies ihmöhnlich, wie er sich durch das Geständniß von Mann's Verbrechen in seine Gewalt gegeben hätte; die Reihe zu drehen wäre an ihm, sagte

er, und er rühmte sich seiner Milde, wenn er ihn und seine Schwester nicht einer weit schrecklicheren Abndung überlieferte, als seine Wilddelei nach sich ziehen würde. Bei diesem niederträchtigen Mißbrauch der Macht vergaß der Unglückliche seiner weithlosen Lage, unwissend fiel er den Gassen an, der vielleicht ein Opfer seiner Wuth geworden wäre, wenn man ihm auf sein Geschrei nicht zur Hülfe geeilt wäre. Seine Sache war nun sehr verschlimmert, der Gang des Rechts Handels blieb indeß unerkant, wie so manches Werk der Gerechtigkeit in jenen Zeiten; allein der Richter sprach verurtheilte ihn, auf der Etienne gebrandmarkt zu werden, und zu vierjähriger Galeerenstrafe. Thirion, Marchen's Gemahl, sah sich nun in seiner Frau, durch die schändende Strafe die ihr Bruder erlitt, selbst entehrt; aber zu redlich und edel, um es den unglücklichen Schwestern entgehen zu lassen, verließ er la Rochelle, und trat in der Hauptstadt einen Spezereihandel an. Der

Kummer seiner Frau, Manni's Wahnfinn, der zwar sanft blieb, aber für unheilbar erkannt wurde, das fürchterliche Schicksal seines Schwagers, den er sehr geliebt hatte, ein von seinem früh getriebnen Seelenleben sich hervorschreibender Hang zur Freiheit — alles traf zusammen, um ihn an der großen Revolution, welche ein Jahr nach dem Unglück, das seine Familie betroffen hatte, ausbrach, einen schmerzlichen Antheil nehmen zu lassen. Er hatte sich ein Bild von Freiheit und Gleichheit gemacht, das seinen Begriffen angemessen war; diese Vortheile seinem Vaterland zu verschaffen, war sein Ziel, und er verfolgte es mit einer Einarbeit, die bei jedem Schritte, aber die Mittel es zu erreichen, gleichgültig werden mußte. Anfangs schien ihm jedes Opfer zur Ehre für Manni's zerstückte Feinheits, für des redlichen Josephs gebrandmarkte Ehre zu fallen; bald wog er jedes gegen die Tausende ab, die der räuberischen Widerstand der Feinde der Freiheit ver-

nichtete; endlich lieferte er selbst die Unglücklichen unter das Peil, weil er bei jedem hoffte, dieser würde die Zahl der Ruhestörer schließen! — Im Frühjahr 1791 hatte Joseph seine schändliche Strafe auf der Galere abgebußt. Mit einem durch und durch vergifteten Herzen, mit einem Gehirn, das die Längeweile, und die heiße Sonne des mittelländischen Meeres ausgetrocknet hatte, das unter seinen Mitgefangnen die verzerrtesten Folgen der alten Sklaverei, der durch den Mißbrauch der Geize erniedrigten Menschennatur, der abscheulichsten Unmenschlichkeit aufgefaßt hatte, durchbettelte er Frankreich. Wenichen hatten ihn, den Unschuldigen, gebrandmarkt, und jetzt schandete dieses Zeichen die Menschen von ihm, als hätte Gottes Finger es seiner Stirne aufgedrückt. Mit glühendem Freiheitsinn, und dürstend nach Recht betrat er den Boden, der nun der Freiheit und Gleichheit geweiht sein sollte, und dennoch flohen seine Brüder die Gemeinschaft mit ihm. In einem andern

Zeitpunkt war er ein gemeiner Mörder geworden, um sich an dem Menschengeschlechte zu rächen; jetzt gerieth er bald unter Menschen, von denen er die tröstende Nachricht erhielt, daß die Revolution noch nicht vollendet wäre; er gelobte in ihrer Mitte, erst bei dem Blut des letzten aus der verfluchten Caste, die sein Leben vergiftet hatte, seinen Dolch abzutrocknen, und sie ließen ihn seine empörte Leidenschaft in die große Masse niederlegen, aus welcher die Wunder und die Gräueln des aufgebenden Jahrhunderts hervorgähren sollten. Seitdem war er bloßes Werkzeug des Todes, er hatte keinen Gedanken mehr als Rache; aber von dem Augenblick an, da sich das Gefühl der ersten Blutschuld in seinem Herzen niederließ, hatte er fest beschlossen, die letzte, die er als die endliche Gründung der Freiheit erkennen würde, mit seinem eignen Tode zu vertheilen. Zufällig erfuhr er seines Schwagers Aufenthalt in Paris, und suchte ihn sogleich auf. Welch ein Wiedersehen für ihn

ni, und die gute einfache Marthe! Ihm war der jüngsten fortwährende Verstandesgerüstung unbekannt, und die Hefigkeit, mit welcher er von seinem vierjährigen Kinde sprach, die wiederholten Schwüre, daß Nanni's Verführer seiner Rache nicht entgehen würde, die Verzweiflung, in welcher er mit der Stirne gegen die Wand stieß, als Nanni, um sie freundlich zu küssen, die Haare daran heraufstrich, und zum erstenmal die eingebrannten Lilien erblickte — das alles trug dazu bei, Nanni's Zustand seitdem um vieles schlimmer zu machen. Und so hatte sie, bis zu diesem Augenblick, der Sara's und dieser unglücklichen Familie Schicksale auf eine Weile in einander verwickelte, ihr trübes Dasein fortgeschleppt.

Marthe kam mit der Nachricht zurück, daß Thomas, eine halbe Stunde eh sie nach ihm gefragt hätte, in Verhaft genommen, und nach den Gefängnissen der Abtei gebracht worden wäre: ich habe, setzte sie

hinzu, aus Besorgniß für den guten Menschen nach seinem Herrn erkundigt, aber diesen hat seit gestern niemand gesehen, das ganze Haus ist in der äußersten Angst, und die Gräfin hat Wache vor ihrer Thüre — — Sara erscharrte, und fragte Athemlos: wer? wer hat Wache? — die Gräfin L... antwortete Marthe, und setzte mit ahnender Schonung hinzu: seine Mutter oder Schwester. — O nein, nein! rief Sara, und wollte aus dem Vest stürzen — aber diesem neuen Schrecken, der entsetzlichen Ungewißheit, die nun bei ihr begann, erlagen ihre Kräfte, und sie sank steif und leblos in Martons Arme. Ihr zwischen Todeschwäche und Fieberfantasie abwechselnder Zustand war mehrere Tage verzweifelt, und die gute Marthe mußte alle ihre Thätigkeit anwenden, um sich unter ihrer und ihres Kindes Pflege, und der Sorge für ihren eignen Haushalt zu theilen. Erst nach vierzehn Tagen lehrte ihr Bewußtseyn zurd; als sie aus

dem langen Schlummer erwachte, in welchem ihr Geist gelegen hatte, erkannte sie wohl, daß das Kind ihrer Liebe, dieser Zeuge ihres nunmehr vernichteten Glückes, dem Grabe entgegen schwachtete. Die arme Kleine hätte vielleicht die Gefahr ihrer Wunde überstanden, wenn nicht die Veränderung ihrer Nahrung, da Angst und Krankheit Sara's mütterliche Brust schnell ausgetrocknet hatten, und selbst die Milch, die sie noch in der schrecklichen Nacht des zehnten Augusts die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, ihr zu reichen, ihre Säfte verderbt hätten. Der Zustand ihres Kindes, und das fürchterliche Räthsel ihrer eignen Lage gaben Sara's Nerven bald eine solche Spannung, daß ihre Kräfte wie durch ein Wunder aufzuleben schienen. Sobald sie sich stark genug fühlte, schlich sie sich, Maren's sorgende Wachsamkeit betrogend, aus dem Hause, und fand Mittel, sich bis nach L...s Wohnung hinzufügen. Sie wollte selbst unverzüglich den letzten Zug aus dem

Reich des Unglücks thun. Sie fragte nach dem Herrn des Hauses, und mit zweideutig verlegnem Wesen sagte man ihr, er sei abwesend. Sie forderte nun, die Gräfin zu sprechen: sie fühlte ihren Mund trocken, wie sie eine Person ihres Geschlechts bei L...s Namen nannte. Sie mußte lange im Wohnzimmer warten, alles um sie her verkündigte Lurus und groß'n Ton; ein jeder, der vorübergieng, blifte auf sie, wie auf eine Bittende, Untergeordnete — und sie war in L...s Haus! Ihr Zustand war unbeschreiblich. Sie wußte nicht, was ihr beverstand, nicht was sie thun würde, nicht ob sie es wirklich ausdachte, daß sie im nächsten Augenblick vor L...s Gemahlin stehen würde. So oft die Thüre der inneren Zimmer aufgieng, fühlte sie ihr Herz zusammengezogen, und so oft sie in ihrer Erwartung getäuscht war, hob sich ihre gepreßte Brust freier, um gleich nachher desto Schmerzlicher wieder zu stoßen. Endlich wurde sie von ei-

nem hierlich gekleideten Kammermädchen abgerufen, und durch ein glänzendes Zimmer in ein Kabiner geführt, wo die Gräfin sie erwartete. Sie zitternd, aber von Spannung fast erstarrt, trat sie herein, warf einen Blick auf die Gräfin, und mit einem lauten Schrei, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sank sie auf den Boden — ein junges Weib hatte vor ihr gestanden, schön, stolz, kalt und neugierig auf die Unbekannte blickend, nachlässig einen Spitzenmantel zusammenziehend, der ihre nahe Hefnung, Mutter zu werden, darum nur reizender entdeckte. — —

Sara ward aufgehoben, man setzte sie in einen Sessel, reichte ihr Salz, Riechfläschchen; die Gräfin selbst trat näher zu ihr, und ermahnte sie herablassend, sich nicht zu fürchten, sondern frei zu ihr zu sprechen. Sara war nicht ohnmächtig; was in ihrer Seele vorging, war unaussprechlich — eine plötzliche Umwandlung ihres moralischen Wesens! der Geist der Liebe entschwebte ihrem besänften

Weh'n, und der Dämon des Verderbens zog
 in dieses Herz ein, wo bis heute nur sanfte
 und wohlwollende Gefühle gewohnt ha-
 ten. Die Schöpfung eines feindseligen Schif-
 fals war in ihr vollendet, seufzend entfloß ihr
 guter Engel, und irrte einsam umher, bis die
 geläuterte Seele wieder zu ihm lehrte. Sie
 wies mit völligem Bewußtseyn die Hülfsleistun-
 gen von sich, und trat nun vor die Gräfin
 mit einer Hobeit, einer Kälte, die jeden,
 welcher dieses holde Gesicht ehemals kannte,
 mit Schauer erfüllt hätte. Mit kalter fester
 Hand ergrif sie beide Hände der erschrocknen
 Frau, und fragte mit ehern hohler Stimme:
 Sind Sie L...s Gemahlin? — Ohne den
 Eindruck, den die Sonderbarkeit des Augen-
 blicks auf die Gräfin machte, würde sie auf
 eine so befremdende Art schwerlich eine eigent-
 liche Antwort ertheilt haben; und auch jetzt
 drückte sich der Stolz des Weibes and der Frau
 von Stande bei ihr aus — ernsthaft zurücktre-
 tend erwiderte sie: mich dünkt, mein Anblif

und alles was Sie umgiebt, macht die Frage unndthig. — Sara's Augenbraunen zogen sich finster zusammen: Als seine Wittve sehen Sie mich wieder!" sagte sie, in dem vorigen Tone und gieng langsam aus dem Zimmer.

Bei ihrer Rückkehr fand sie Nanni vor ihrer Schwester kniend, um den Kopf des Kindes zu halten, das in heftigen Zuckungen auf Marthe's Schooß lag. Mit freundlicher Angst suchte diese den schrecklichen Anblick vor Sara zu verbergen, und bat sie, sich zu schonen, da der unvorsichtige Ausgang ihr vielleicht schon geschadet haben könnte. — Er that gut! sagte Sara mit ihrer Grabesstimme, und stellte sich vor das Kind, das sie mit starren Augen betrachtete. Sollte es wohl sterben? fragte sie nun. Offenlich; antwortete Marthe, mit einer Stimme, die von Thränen erfüllt wurde. Nun, dann ist's auch so recht! sprach Sara, und blieb stehen. Marthe erschaunte: das Kind lag neun Stunden in diesem Zustand, Nanni sang Todten-

Eind. Jam. 27. Theil. K

metten und flocht Rosmarinkränze, Sara hing in starrer Fühllosigkeit im Zimmer umher, sah zuweilen finster auf das Kind, und gieng wieder umher. Die Kleine hauchte ihren letzten Athem aus; Sara wartete eine Weile, stand betäubt, hielt ihr Herz mit beiden Händen fest, und rief schaudervoll: runter! Und dann — dann! — Wild! Klappte sie in die Hände, und schlug ihre blitzenden Augen aufwärts.

Dieses Betragen fiel Martha's weisem und gesundem Gefühl so auf, daß Sara's Zustand ihr sehr bang zu machen anfieng. Sie bat sie, diesen Abend zu ihnen herunter zu kommen. Sara willigte hastig ein. Die verschloßne Thätigkeit, mit welcher sie alle ihre Geschäfte verrichtete, der harte schneidende Ton ihrer Antworten auf alle Fragen die man an sie that — jede ihrer Bewegungen zeugte von der schrecklichen Veränderung, die in ihr vorgieng. Gegen das Nachsteffen kam Thirion mit einem Mann, den sie

nicht kannte, nach Hause. Er fragte hastig nach seinem Schwager, mit welchem er, so gleich nach dessen Eintritt, eine kurze, aber wie es schien leidenschaftliche Unterredung hatte. Bald trat er zu den Weibern, und indem er sich mit seinem finlern Wesen an Sara wandte, Bürgerin! jagte er; wenn Sie das scheuen, was Rache und Recht hier zu sprechen haben mögen, so erlauben Sie meiner Frau, Sie auf Ihr Zimmer zu führen. Ich kenne Ihre Meinungen nicht, und schene Ihr Geschlecht. — Sara hatte die Männer mit einem wilden, forschenden Blick betrachtet: Rache und Recht kennt und braucht auch das Weib, antwortete sie kalt; Rache und Recht geben mir allein noch Denkfraft — ich bleibe bei euch! — Eine hohe überfliegende Röthe vertilgte die angeborne Zartheit von ihren Wangen; kühn blickte ihr Auge; von ihrer Stirne fielen die dunkeln Locken zurück, indem sie ihr Haupt erhob, und den Arm drohend streckte, als sagte er einen Dolsch. Die Männer stau-

den betroffen. Thirion runzelte finstern die Stirn: ein neues Opfer der Verräther! rief er aus. Was willst du aber unter und? setzte er hinzu, indem er sich wieder zu ihr wandte; du bist Mutter. — Sara schauderte: Ich war Mutter! Und am Tag der Rache schoß der Vater meines Kindes die Kugel ab, die des zarten Geschöpfes Leben zerstörte. Ich hielt mich für seine Gattin, und nun habe ich das Weib gesehen, die seinen Namen führt, vor welcher er mich verbarg, wie eine Verbrecherin. — Sie schwieg, als stiege eine blutige Erscheinung vor ihr auf. Sie sah im Geiste ihres Vaters Schloß brennen, sie sah ihren Vater vor sich stehen, wie er in jener furchterlichen Nacht L... den Helferhelfer seines Feinde nannte, sie sah ihn, wie bei eben diesem Namen der Tod ihn ergriff; sie sah den alten Bert hier, wie er weissagend ausrief: wer sein Vaterland verräth, wird auch die Unschuld verrathen! O hätte nur hier ihre treulose Gedächtniß nicht geschwiegen! hätte

es ihr auch zurückgerufen, wie er damals sagte: so lange du nur sein Opfer, nicht seine Mitschuldige bist, wirst du nicht erliegen! Aber das Schicksal riß sie gewaltsam fort; zerßört hatte das erlöste Unrecht jedes weiche Gefühl ihrer Seele, und aus der Vergessenheit traten nur die Bilder wieder vor ihren Geist, die ihren Geist, die ihre Rache erhizen, ihr Herz vergiften konnten. Morgen, fieng sie von neuem an, und schüttelte ihr finstres Haupt, als wollte sie es aus den schwarzen Bildern erheben; morgen empfängt die Erde mein Kind, und L*** ist dann nichts mehr als mein Verderber. — L***? rief der Mann, der mit Thirion hereingekommen war, und faßte sie noch schärfer in's Auge; wären Sie Sara Seldorf? — Seldorf? Ja, Seldorf, sagte sie, hieß der Mann, in dessen friedliche Hütte der Verderber sich einschlich, dessen friedliche Hütte seine grausame Rote verbrannte; der Märtyrer, den sein Kind aus Liebe für den Verführer in das

Grab führte. Unmenschlich betrogen, unmenschlich im Innern meines Herzens vergiftet, ruft mich das Schicksal zur Rache! Sara Seldorf ist nicht mehr; abgerissen von den Menschen durch Treulosigkeit und Verrath, will sie in Rache das zehrende Feuer lüfchen, das in ihr brennt. — Joseph hatte ihr staunend zugehört; wie sie jetzt, von ihrer Hefrigkeit erschöpft, inne hielt, streckte er seine Arme nach Nanni aus, die furchtsam zur Seite stand, und Sara anstarrte: Arme Wahnsinnige, rief er, einen Tropfen dieses Nachgefühls in dein kindlich Herz, und du wärest dem Bewußtseyn wiedergegeben! — Nanni warf sich ihm schluchzend um den Hals: sie war so gut und so schön, sagte sie leise, wie ihr Kind noch weinte; jetzt schläft es so sanft, und sie macht mich furchtsam mit ihrer Stimme! Ließe sie es doch schlafen, bis es überall hell wird! — der Fremde nahm jetzt das Wort: Sara, Sie haben einen Freund, der vorgestern nach der Gränze auf-

brach. Roger Berthier glaubte Sie in dem Haus seines Vaters wohl aufbewahrt; warum entwichen Sie aus dieser Freistadt? — Die Entdeckung, daß dieser Mann Roger n kannte, ihren Namen kannte, die Art seiner Klugrede hatte sie etwas erschüttert; aber bei dem Vorwurf, der in seinen letzten Worten lag, erwiderte sie stolz: das Weib glaubte dem Gatten zu folgen! — Und Sara wußte Berthiers Enkel in ihrer Nähe, und ließ ihn im Irrthum, sie sei unter den Augen seines Vaters? Er machte für Sie, und nur höhere Pflichten hielten ihn ab, selbst zu Ihnen zu eilen, und Ihnen L^oo's Verbrechen zu offenbaren. Er schrieb, und ängstigte sich bei Ihrem, bei seines Vaters Stillschweigen. Er eilte endlich mit seinen Waisenbrüdern gegen den Feind, und seine letzten Worte trugen mir auf, jede Gelegenheit nach seinem Departement zu benutzen, L^oo's Schritte zu beobachten — sie ist frei, sagte er, und ich komme ihrer würdiger zurück! Und Sie

waren es, die der Verräther hier in diesem Hause, unter meinen Augen, verborgen hielt? — Sara hörte finster zu: In diesem Hause unter Ihren Augen? So waren es wohl Ihre Kinder, die an jenem Tag mit dem meinen bluteten? — Und mein unglückliches Weib stirbt in diesem Augenblick vor Gram! — Sara stand in düstern Nachdenken; keine jauchzende Stimme rief Rache auf unsre Feinde, du bist gegangen sie zu erfüllen; kein Loos ist schön — ich gehe hier dem meinigen nach! Woher's Freund! sprach sie weiter, indem Schwerknochen einen Augenblick die Wildheit ihres Ausdrucks milderte, nahmen Sie mich zur Gefährtin Ihrer Rache. Er zog hin, für das Vaterland zu streiten; mein Arm soll hier Unschuld und Menschheit rächen. — Rächen durch Blut und Tod! rief Joseph, und bot ihr die Rechte. — Du streitest für Jene? fragte Sara, auf die zitternde Ramondensend. — Für jene Wahnsinnige, für den Geist des gemordeten Knaben, der mich nächstlich

aufruft, für die Tausende, die litten wie sie,
 die verschmachteten wie er, für ein ehrenvol-
 les Grab, in welchem diese geschändete Stirn
 einst ruhe! — Er schlug hier während mit der
 andern Hand gegen sein Haupt, und Sara
 legte die übrige in die ihr dargebotne Rechte.
 Nanni verbarg schreiend ihr Gesicht, die
 Männer blickten finster in den unnatürlichen,
 blutigen Pund — da trat Martha weinend
 in die Thüre, und rief: Nachbar Ra-
 mond, euer Weib will euch ihren letzten Se-
 gen geben. Sie erfuhr euern Beschluß, ab-
 zureisen; und der Jammer brach ihr krankes
 Herz. Eilt, wenn Ihr sie noch sehen wollt.
 — Raymond seufzte schwer, und folgte der
 guten Martha. Kommt, rief diese noch im
 Fortgehen; sie stirbt wie eine Heilige. Nehmt
 ihren Segen, Ihr könnt dessen noch bedürfen.
 — Jedes Bild des Todes war jetzt Sara
 willkommen; sie gieng mit den übrigen in
 das obere Stohwerk, wo die Frau, von einer
 Nachbarin unterstützt, auf einem Lehnstuhl

saß. Der Ausdruck ihres Gesichts war Begleitung, eine schwache Röthe wechselte mit der Blässe des Todes ab, sie winkte ihren Mann zu sich, der sie herzlich an seine Brust drückte. — Der Gott, der meine Kinder zu sich nahm, sprach sie, hat dich von jedem Bande befreien wollen, das dich an Menschen knüpfte, er wußte was du littest, von mir zu gehen, und er ruft mich, daß ich dich dort erwarten möge. Geh hin im Dienst des Vaterlands, dessen stumme hilflose Opfer deine Kinder fielen; vergeih mir, daß die Bande meines Lebens nicht so stark waren wie meine Liebe und mein Muth. Strafe das Verbrechen, rette die Freiheit — dort winkt sie mir — dort erwarte ich meinen siegreichen Gatten! — Sie hatte mit Anstrengung, mit sichtbarer Spannung gesprochen, ihr verklärtes Auge war gen Himmel gerichtet; sie drückte mit einer Hand das Haupt ihres halbklenden Gatten an ihre Brust, mit der andern zeigte sie in die Höhe — jetzt sank sie zurück, ihr

Gesicht entstellte sich. — Da rief die fromme Martha, auf Joseph und ihren Mann deutend: auch diese segne, muthige Märterin! Segne sie, daß sie recht thun in ihrer Rache, und dich wiederfinden mögen vor Gottes Thron! — Unwillkürlich sanken die Umstehenden auf die Knie; die Scheidende streckte beide Arme mühsam aus, und ließ sie erstarrt sinken. Alles schwieg, und der Augenblick wo dieses Opfer der Mutterliebe in das Land des Friedens einging, besiegelte die blutigen Entschlüsse in den Herzen der Ueberlebenden.

Sara war von nun an in einen Strom gerathen, der sie unaufhaltsam mit sich fortriß. Raimond wäre noch das einzige menschliche Geschöpf gewesen, von dem ihr in diesem Augenblick Rettung hätte kommen können, aber es war zu spät, und ihn selbst hatte der nämliche Strom schon gefaßt. So waren alle Zufälle gegen sie verschworen gewesen. Roger hatte, in der Meinung daß Sara noch bei seinem Großvater seyn mußte, alle Entde-

tungen, die er in Rücksicht auf P*** gemacht hatte, nach seiner Heimath berichtet; und da der Briefwechsel zwischen dem Patrioten jenes Departements und der Hauptstadt damals aufgehalten wurde, so erhielt er keine Nachricht von seinem Großvater, und Sara's Abreise aus dem Hause des alten Berthier blieb ihm unbekannt. Von einem neuen Ankömmling aus Saumbr hatte er erst die Vorfälle bei der Bundesfeier des vierzehnten Julius, und P***s Anwesenheit in der dortigen Gegend erfahren; mit jeder Falschheit unbekannt, und zu allem geheimen Nachforschen zu unbiegsam, war es ihm bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, P*** nachzuspüren: zufrieden, die Nachricht seiner Heirath eingezogen zu haben, mit welcher er Sara zu retten hoffte, hatte er ihn voll Verachtung ganz aus den Augen gelassen. Roger konnte der Tyrannel und dem Tode trotzen, er konnte für seine gerechte Sache eine Welt zum Kampfe herausfordern, er konnte

den Verbrecher mit eigener Hand schlachten; aber ihm nachgehen, ihn lange ausforschen konnte der einfache Jüngling nicht — nicht um des Vaterlandes willen, wie viel weniger also um seiner selbst willen! So konnte Sara wohl vor ihm verborgen bleiben, ob er es gleich wirklich gewesen war, dessen Stimme sie bei dem Fest, das R a i m o n d seinen Landeleuten gab, in ihrer Nähe gehört hatte. Seitdem er indessen wußte, daß L*** sie bei seinem letzten Aufenthalt in der Gegend von Saumur gesehen haben mußte, war er unruhiger geworden, und fürchtete mit brennender Eifersucht, was wirklich geschehen war. Er bewachte nun L***, und fand ihn täglich überall, und blickte ihm überall mit der offenen Versachtung in's Auge, die seine Redlichkeit dem Verrath zugeschworen hatte. Suchte er ihn auf, so war es seine Absicht, ihn auszuforschen; hatte er ihn gefunden, so schien es ihm, als könnte der Verräther ihn doch nicht entgehen, und das Ausforschen war bald rein vers

Heffen. Auch bleib es bei P***s Behutsamkeit, selbst für ein geklärtes Auge, schwer ihn zu errathen; und überdem trat nun der entscheidende zehnte August ein, durch welchen P*** außer Stand gesetzt seyn mußte, Sara weiter zu verfolgen, und Roger genöthigt war, Paris zu verlassen. Noch immer ohne Nachrichten von seiner Heimath, wagte er es aber vor seiner Abreise, sich seinem Landsmann Raimond zu entsehn, einem feurigen Kopf und warmen Freund der Volksklasse, die er als Arzt in einem Stadthospital von Jugend auf beobachtet hatte. Er bat ihn, auf welche Art es immer gehen möchte, seinem Vater Nachrichten von ihm zukommen, und Sara von dem was P*** verräthe, unterrichten zu lassen. Wie Raimond diese zuerst sah, hatte er den Vorsatz, sie von dem schrecklichen Pfade, auf welchem er sie traf, zurückzureißen; er wollte sie seinem Weibe zuführen, deren Tod er nicht so nah glaubte. Allein in eben der Stunde, wo er diesen Plan

entworfen hatte, starb sie; und ihr Tod schien seinem gespannten Gehirn ein Zuruf, Sara ihrem Schicksal folgen zu lassen. Sein Weib, seine unehelbigen Kinder waren durch einen traurigen Zufall unter den Opfern des zehnten Augusts gewesen; die letzten Worte dieses sterbenden Weibes, die ihn zehn Jahre mit seiner Jungfrau geliebt, ihm in mancher trulenden Lage das schönste häusliche Glück gewährt hatte, schienen ihm ein Spruch der Weihe, der seine Laufbahn bestimmte — und Sara war verlassen wie er, sie war zehnmal elender wie er: warum konnte sie das Schicksal nicht zur Rächerin ihres Geschlechts ersehen haben? Er folgte der unerklärlichen Gewalt, welche die ungeheure Menschenmasse von Paris damals in unsichtbaren Banden gefesselt hielt, und einen Theil zu Aufstiftern der entsetzlichsten Gräuelt, einen andern zu Werkzeugen des Mords, und die ganze zahllose Menge zu stummen und geduldigen Zeugen der schaudervollen Grausamkeit machte. Wenn

der Gesichtspunkt einmal verrückt ist, aus welchem man die Menschen gewöhnlich betrachtet, wenn die Moralität der Handlungen durch außerordentliche Umstände einmal unsicher geworden ist, können Grundsätze der friedlichen Ruhe nicht mehr abdr die Zerstörer richten. Gesetz und Recht mögen sie ergreifen; aber die Menschen müssen mit heiligem Schauer auf sie blicken, als stünde das Zeichen Kalis auf ihrer Stirne, oder wie die mildere Vorwelt jene Unglücklichen betrachtete, die von den Unrechtskränenden Göttern in die Gewalt der Truppen gegeben waren.

Auf diese Weise war der letzte warnende Zuruf durch Rogers Namen, wie ihn Raymond vor ihr aussprach, in Sara's bestäubten Ehren verhallt, und er hatte nur neuen Durst nach Rache erweckt. In den wenigen Stunden, die sie nach diesen gewaltsamen Ausritten allein zubachte, schritt sie, wie von bösen Geistern getrieben, umher, und durchdachte ihr durch *** gestörter:

Schicksal; und je schärfer sie sann, desto klarer erkannte sie seinen tief angelegten Plan, sie zu hintergehen, verstand die berechnete Zweideutigkeit seiner Aeußerungen, die ihn sogar vor dem Vorwurf schützen sollten, daß er sie hätte betrügen wollen. In ihr unbegrenztes Zutrauen eingewiegt, durch ihre Unkunde des Bösen sicher gemacht, durch den Werth der Opfer von der Größe, der Allmacht ihres Götzen immer mehr durchdrungen, hatte sie ihren Vater betrogen, ihre jungfräuliche Würde verloren, Keger's Treue von sich gestoßen, Werthier's Fürsorge verschmäh't und endlich den einzigen Lohn ihrer Leiden, ihr geliebtes Kind, dem Tod in die Arme geworfen. Von diesen Betrachtungen, die ihr Gehirn verjagten, rief sie Joseph zu den Versammlungen seiner Gefährten ab, wo sie allgemeine Schmach, allgemeines Elend um Rache schreien hörte; und so löste sich ihr ganzes Wesen in Haß und Wuth.

In diesen blühenden Zusammenkünften wur-

de ein Theil der Gräuelt verbrochen, welche die ersten Tage des Septembers 1792. auf ewig zu den schmerzesten machen, die je einmal die Jahrbücher der Freiheit geschändet haben. Sara ward bald in den Schreckensgeheimnissen eingeweiht, insofern wenigstens Muth und blinder Fanatismus dabei mitwirkten; denn die noch verhafteren, geheimen Triebfedern der Politik, der Herrschsucht, des Eigennuzes entgingen ihrem leidenschaftlichen Blick. Wenn indessen noch etwas ihr einen geheimen Schauer vor dem Pfad einflößte, auf welchem sie wandelte, so war es die Geselschaft mit einigen Weibern, die sie bei jenen Verathschlagungen antraf. Diese entsetzten Geschoßse hatten Mord und Aufzucht zu ihrem Gewerbe gemacht, weil sie nur das inn erlangten, was der Mensch von der Wiege an bis zum Grabe sucht: einen Platz im gesellschaftlichen Daseyn. Wenn sie aber Sara als ihres gleichen ansahen, und diese sie im stolzen Grimm von sich schleuderte, so

lebte sie sich um so schrecklicher nach den Opfern der reinen Rache, zu welcher die Herabwürdigung ihres Geschlechtes, selbst in diesen Tugenden, sie aufzufordern schien. Seitdem ihr Wille und ihre Kräfte zurückgekehrt waren, hatte sie vorzüglich gestrebt, ^{2***} Aufenthalt zu erforchen, und so blutig ihre Absicht war, so fühlte sie sich doch noch so menschlich, ihm der ihren Glauben an Tugend, Liebe und Treue vernichtet hatte, nur das Leben rauben zu wollen. Sie verschloß anfangs ihren Plan in ihrem innersten Herzen, aber noch war dieses Herz an Muth und Rache nicht gewöhnt; die feindseligen wilden Gefühle preßten es quälend zusammen, und schreckten ihren Geist mit den entsetzlichsten Bildern, bis die Menschen, mit welchen der Zufall sie in Verbindung gebracht hatte, sie aus diesem unbestimmten Zustand emporrißten. Joseph erbot sich zum Gehälfen ihrer Rache, und sie trug ihm auf, ^{2****} Schuppwinkel auffindig zu machen. Treu

und eifrig befolgte er ihre Befehle, denn ein dunkles Gefühl fesselte ihn an das unglückliche Weib. Liebe war dieses Gefühl nicht: bei dem völlig zermalnten Streben nach andrer Achtung, unter welchem dieses Schicksalopfer gemißbrauchter Gesetze seit Jahren schon lachte, war Liebe unmöglich. Aber er hatte immer zärtlich an Schwester Nanni gehangen, er war um Nanni's willen vernichtet, und nun schien ihm Sara wie ein haberedes Wesen in seine Nacht einzuwärten; sein Wille ward dem ihrigen dienstbar, und ob er gleich nicht lieben konnte, so fesselte ihn doch auch die Macht der Schönheit an sie — denn schön stand Sara noch im schrecklichen Abgrund, unter den Verwürfen groß und furchtbar, wie Medea, wenn sie von den Unsterblichen umringt, Befehle erteilte, die ihre eigne Gerechtigkeit entheiligten, und ihr menschliches Herz mit Jammer erfüllten.

Am Morgen des zweiten Septembers erschien Joseph vor ihr, und rief ihr frohlockend

zu, der Verräther sei gefunden, und für sie und das Volk solle er noch heute zum gerechten Opfer; er sei im Karmeliterkloster unter einer Menge andrer Gefangnen, und, wie sie alle, der schrecklichen Volkserache preis gegeben. Jetzt erst vernahm Sara bestimmt und zusammenhängend den Plan dieses Tages. Sie schauderte vor der fürchterlichen That, die sie nicht mehr abscheulich nannte; aber der Gedanke daß er, den sein Verbrechen ihr zugeeignet hatte, fallen sollte ohne die Hand, die ihn trübe, zu kennen, ohne es um diese Hand verdient zu haben, füllte sie mit Eifersucht und Unmuth. Lange wälzten sich die wildesten Fantastien in ihrem Gehirn — dort wo er war, konnte sie ihn nicht befreien, retten wollte sie ihn nicht, und selbst daß er zum Tode bestimmt war, milderte ihr unbekannt das entsetzliche des Mords, den ihre Seele dachte. Sie sah ihn vor sich in seinem ganzen Zauber, sie hörte die Stimme, die sie in den Abgrund des Elends gezogen hatte,

und liebte ihn noch einmal, um ihn zu ihrem eignen Opfer zu sehen. Nein, rief sie glühend und zitternd vor dem schrecklichen Entschluß, nein, so sollst du nicht fallen, gräßster, unmenschlicher Verräth'her! das Herz, für das ich meine Seligkeit verkaufte — das Herz ist mein, und meine Hand muß es durchbohren. O, ich weiß ja was Mord ist! ich sah jenen Unglücklichen bluten, und verging nicht; und damals glaubte ich mich geliebt — damals war ich Weib, Mutter. — — Sie verstummte, von dem unnatürlichen Streit zwischen dieser Erinnerung und ihrem Voratz überwältigt. Sie nahm nun mit ihrem finstern Unglücksgeßellen Abrede; er mußte um das Gefängniß herum schleichen, seine höllischen Gehülfsen hatten bei jedem Posten Aufpaß; und gegen Mittag mußte er genau das Gemach, worin *Lucy* festsaß, die Zahl seiner Miegefangenen, seine Kleidung selbst. Er beschrieb der gierig hersehenden *Sara* jeden Umstand; und wie der abscheuliche Zeitpunkt erschien, war sie

an der Spitze einer Rote, die in jene Wohnung des Schreckens eindrang. Um sie herjauchzte der blutdürstige Haufen, jauchzte compulsiſch aus ihm ſelbſt die ſich ſträukende Menſchheit, und wollte das Wechzen der Erſchlagenen, durch die er ſeinen Weg kahlte, überjauchzen. Mit jedem Schritt in der entweihten Freiſtatt des Geſetzes erſann die Verzweiflung des Verbrechens neue Gräuſel, um ſich gegen die eben begangenen zu vertauschen. Kläſche, wildes Geſchrei, ſchallendes Gelächter tobten um Sara, die ſchweigend mit gezücktem Dolch, im Ausdruck des bitterſten Grimms vor ihnen hergieng — und immer ſtarrer ward ihr Grimm durch die Abſcheulichkeiten, die ihre Sinne beſtürmten und abſtumpften, und hielt ihre ſchauernde Seele zuſammen. Vor ihr ſtürzten die Unglücklichen, Erbarmen flehend, nieder; hoch ſtand ſie mit erhabenem Angeſicht unter dem wälzenden wogenden Gewühl der Morbenden und der Sterbenden, ließ ihr Auge kalt über die

Erschlagenen hingleiten, und spähte nur nach ihrem Opfer. Jetzt drängten sich die Henker gegen seine Thüre, deren Eingang die arme Schlachtopfer zu erschweren gesucht hatten; die schwachen Bollwerke stürzen ein, sie stieg auf, die Gefangnen innerhalb treten in einem halben Zirkel zusammen, entschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen — in ihrer Mitte steht P... Sara, mit fliegendem Haar, das weiße Gewand vom Blut der Erschlagenen, aber welche sie schritt, besiegt, hebt den Arm, hebt das Eisen, das sie für diesen Augenblick rein bewahrt hatte. — Du bist mein, ruft sie, nur ich darf dich richten! — und stürzt auf ihn zu. Sara, Sara! erschallt plötzlich eine bekannte Stimme aus dem Mordgewühl um sie her — es ist Theodor's Stimme! Nur diese, nur die Stimme der Natur vermochte noch in dem durch Rache verwillberten Herzen wiedergutbuhnen; bei der leisen unerwarteten Anregung brach die Kraft ihrer gespannten Nerven: und Sara sank sinnlos unter den Geschlachteten nieder.

Joseph hatte sich nicht von seiner Heldin entfernt; wohin er sich auch in seinem blutigen Geschäft wandte, hatte er sich immer wieder gegen die Seite hingedrängt, wo sie fürchterlich und bewegungslos stand; jetzt hörte er ihre dumpfe, erschütternde Stimme ihres Verderbers Todesurtheil rufen, und in eben dem Nu sah er sie stürzen. Er eilte zu ihr, riß sie auf vom blutigen Boden, und dem Manneschen fluchend, den sie, wie er glaubte, nicht früh genug ereilt hatte, trug er sie von dem abscheulichen Schauplatz hinweg. Erst spät kam Sara in einem Hof des Gefängnisses wieder zu sich. Ihr erster Laut rief ihren Bruder. Sie fragte ungeschlüssig, mit trübendem Blick, ob ihr Bruder gerettet sei? Erschaunt und verwirrt fordert Joseph Erklärung, sie weiß ihm keine zu geben, rafft sich auf, fliegt durch die schauernden Zuschauer, durch die brüllenden Mörder, dringt wieder in das Gefängniß, findet Blut, Leichen, Gewinsel — aber ihr Opfer und ihr Retter von

der Blutschuld waren nicht unter den Lebten, nicht unter den Sterbenden. War es eine Täuschung gewesen? War es des Bruders Geist gewesen, der sich zwischen sich und noch größere Gräucl stellte? wor sein zerrigter Leichnam so entstellt, daß sie ihn nicht unterscheiden konnte? oder hatte er sie gerettet? — Zitternd, ***** zu erkennen, und ihren Bruder umsonst zu suchen, blüht sie unter den Todten umher. Nur Theodors Stimme im Ohr, ruft sie sich selbst zu: Sara, Sara! als würde der Ruf jenes Echo erwecken — umsonst, die Todten bleiben stumm!

Um der Menschheit willen, deren Genius damals sein weinend Angesicht verhißte, um unser Mitgefühl zu willen bei den früheren Leiden der noch schuldlosen Sara, laßt mich schweigen, wo ich keine Worte habe, für die Finsterniß Ihrer Seele, für den Wechsel von Wuth und Schmerz, in welchem sie ein unnatürliches Daseyn hinschleppte. In ihren

wilden, düstern Stunden gab Martha schœnend auf sie Acht, und tröstete Nanni, die vor Weinen verging, über den Traum der Unglücklichen, der ihren Geist mit so blutigen Bildern gefangen hielt. War sie ruhiger, so nahte sie sich ihr mit freundlicher Furchtsamkeit, sang ihr vor, und schmeichelte ihr bitterd, bis sie einen Augenblick Ruhe oder Nahrung genoß. Raimond und Thirion waren nun nach der Gränze gewandert, und Joseph blieb allein bei den Weibern zurück. Aber er lebte ganz in seinem fanatischen Tausmel, und nur Sara's Interesse mochte ihn auf Augenblicke herausreißen. Seit jenem entseßlichen Tage war es ihr einziges Bestreben gewesen, Nachricht zu erhalten, ob Louis gefallen sei, und ob Theodor noch lebe. Es gelang endlich Joseph durch seine unermüdlichen Nachforschungen, ihr ein Mittel anzuzeigen, wie sie dies erfahren könnte; und sie wußte sich bei einem von den Männern, welche die ächten Septemberlisten besaßen,

Eingang zu verschaffen. Ihre Stimmung, ihre Sprache, ihr ganzes Wesen fiel auf; man erkannte in ihr einen Stoff, den man claj für gewisse Pläne würde benutzen können; ihre Bitte wurde gewährt, und es ergab sich aus den geheimen Registern, daß Theodor wirklich mit L*** auf der Liste der zum Tod bestimmten Gefangenen gestanden hatte, daß aber jener allein unter den wirklich Ermordeten gerathen seyn mußte. — L*** war, wie durch unsichtbare Geister, gerettet worden, und es fand sich bald, daß seine Existenz jenen revolutionnairern Staatsmännern nicht viel weniger zu schaffen machte, als der unglücklichen Sara. Sie hörte dort, daß ihr Verderber eben so treulos an seinem Vaterland gehandelt hatte, wie an seiner Geliebten — in dem neuen Kreis von Begriffen und Verbindungen, in welchen sie bei dieser Veranlassung gerieth, schraubte sich ihr Geist, der angefangen hatte, in eine vielleicht heilsame Dumpsheit zu versinken, zu

einem neuen Fieber auf, daß sie immer weiter von ihrer Bestimmung entfernte.

Nun schwindelte sie eine Weile auf den Höhen des Vergessens fort; und wahrlich, sie war unter den Handlungen des Nord's am zweiten September der Menschheit näher gewesen, als unter diesen politischen Rechenkünstlern, die in dieser Zeit besonders aufstiegen, ihr Zerstörungssystem zu gründen. Schon damals hörte sie über die blutigen Zwangsmittel, über das Reich des Schreckens, über die Proskriptionen, über alle die Plagen, welche späterhin vom Berge herab auf das unglückliche Frankreich gehäuft wurden, bersat'schlagen. Auch sie ward, mit so vielen andern, verführt, die heilige Freiheit für ihre zum Theil zufälligen Symbole und Formeln aufzuopfern; auch sie trug das übrige bei, sie in die Hände ihrer abgeſagtesten Feinde zu liefern, die unter der Larve von Beschützern, mehr mit Nebenbuhlern als mit Gegnern um den Preis der Unterdrückung und der Tyrannie

kämpften. Sie traf auf dieser Laufbahn wiederum mit Wesen ihres Geschlechts zusammen; nur waren es hier meistens feine, zierliche, verkehrte Geschöpfe, die in die kalte Raserei dieses oder jenes Demagegen einstimmen, weil sie überhaupt eines Eßens bedurften, der sie aus Dankbarkeit an dem Weichrauch des blinden Hausens theilnehmen ließe. Wenn aber ein solches Weib die Deklamationen, die Sophismen, die Phrasen, auf welchen ihr Freund seine Herrschaft über das getäuschte Volk, über Gut und Leben jedes Bürgers gründete, im sinn- und herzlosen Eifer nachplapperte — wie verschieden war das von Sara's leidenschaftliche, aber immer wahre und innige Stimmung, ihr in den traurigsten Verirrungen immer nach sittlichen Beziehungen, nach sittlichem Zusammenhang strebender Geist, die edle und reine Blut, mit welcher sie für die Wahrheiten entbrannte, die von der unseligen List der Heuchelei mit dem verderblichsten Irrthum vermischt wurden!

So zeichnete ihr angeborener Werth sie auch unter den Abarten ihres Geschlechts aus, mit denen ihr feindseliges Schicksal sie in die unwürdige Gemeinschaft gebracht hatte; aber die notwendige Rache der beleidigten Weiblichkeit blieb darum bei ihr nicht aus. Wie jeder Tag ihren Kopf mit neuen politischen Zellbeiten füllte, so starb jeden Tag eine Faser ihres Herzens ab; selbst die Erinnerung, Tochter, Geliebte, Weib, Mutter gewesen zu seyn, äußerte sich endlich nur in heftigeren Ausbrüchen des Parteigeists auf den Tribünen der Volksgesellschaften, in den Sälen der Sectionsversammlungen — denn dorthin drängte sich jetzt jene Sara, deren Stimme ehemals aus mädchenhafter Schaam lieblich zitterte, wenn sie einem fremden Knecht einen Auftrag ihres Vaters anordnete, dort stand sie jetzt, und stürmte ihrer Partei wilden Beifall zu, oder höhnte lei die schwächeren Gegner.

Der große Streit über das Schicksal Ludwig beschäftigte jetzt die Stellvertreter des

Volks; und Sara, die am zehnten August
 seinerwegen gezittert hatte, weil L... für
 ihn stritt, sah nun dem Augenblick seines To-
 des ungeduldig entgegen, weil L... auch
 um seinerwillen sie verrathen hatte, weil The-
 dor um seinerwillen seinem Vater entsagt,
 und vor den Augen seiner unglücklichen Schwe-
 ster das Loos der Volkverrätther getheilt hat-
 te, weil seine falschen treulosen Vertheidiger
 die Wiege ihrer Kindheit zerstört, das Alter
 ihres Vaters unter Armuth und Gram ge-
 beugt hatten. Höchst erbitternd vermischte
 sich bei ihr das Gefühl ihres Schicksals mit
 jener Angelegenheit, deren Wichtigkeit selbst
 ihr wundes Herz beleidigte, und sie mit an-
 mutigen Zweifeln an Vorsehung und Würde
 der Menschheit erfüllte. Dieser konnte ihr
 moralisches Wesen nicht sinken, trauriger konn-
 te der Abglanz der Gottheit auf ihrem schönen
 Gesicht nicht verblassen, als in dieser Zeit,
 wo ihre Züge entweder von todtter Abspan-
 nung, oder zweckloser Unruhe, Haß und Hohn

entstellt wurden. Ihrer zerrütteten Seele fehlte nur noch ein Stoß, um den gespannten Faden ihrer Vernunft zu zerreißen, und diesen Stoß führte das Schicksal herbei.

Das Todesurtheil über den König war gesprochen: kalte, menschenfeindliche Neugierde trieb sie an, sich als Nationalgarde verkleidet zu dem Dienst im Tempel zu drängen, um seine letzten Stunden zu beobachten. Die heldenmüthige Fassung, die einfache Güte, welche das ferne Europa an diesem Schlachtopfer des Volkes bewundert hat, schrumpften vor ihrem bitteren Haß zur elenden Mitleidlichkeit zusammen. Am Tage seiner Hinrichtung stand sie unter den welchlichen Zeugen dieses schrecklichen Schaupiels, und lachte bitter auf, daß, um diesen Menschen zu ehren, eine ganze Stadt im Auslauf, ein Heer unter den Waffen war — und vor ihren Augen war *Theodor* gemordet worden, ohne daß die Rubefärbte seines Leichnams zu finden gewesen war! Sie befand sich nahe genug am Richtplatz, um die

Heiligsprechung des unglücklichen Königs durch den Priester, der ihn begleitete, zu vernehmen. — Heilig! murmelte sie knirschend — was ist der Gottheit heilig? was ist es den Menschen? — Sie tauchte ihr Schnupstuch in das herabbrinnende Blut: Im Blut eines noch Heiligeren will ich dich wieder rein waschen! rief sie, an L*** denkend. Ihr Kopf fieng an, so vieler Wuth zu erliegen; ermüdet drängte sie sich aus dem Gewühl heraus, und eilte ohne bestimmten Endzweck durch einige entfernten Straßen, wo eine bange, feierliche Stille herrschte. Sie sank endlich erschöpft auf einer steinernen Bank, an der Thüre eines bürgerlichen Hauses nieder. Gedankenlos saß sie in anscheinender Ruhe, als der ungewohnte Ton von Kinderstimmen in ihr Ohr drang. Sie blickte auf, und sah einen Knaben und ein Mädchen von sieben bis neun Jahr vor dem Hause spielen. Der Knabe hatte sich eine Nationalfahne gemacht, die er hoch empor schwang, und ein Kriegsglied dazu sang; das Mädchen

haute mit Steinen am Boden. Wie der Knabe ein Paar mal das Refrain seines Liedes gesungen hatte, welches Triumph über den Tod des Tyrannen ausdrückte, sah das Mädchen, das Ältere von den beiden Kindern, auf, und sagte mit einem sanft traurigen Wesen: Henri, es ist nicht recht, daß du so jauchzeit, da die Mutter weint, und der Vater so ernst von uns gieng. — Ach, sprach der Knabe leichtthin, ich singe das Siegeslied über den Fall des Tyrannen, das die Bürger gern beim Trinken sangen. — Lieber Henri, weißt du nicht, wie der Vater neulich sagte: bei einem todten Feind jauchzt nur der Feige? Er ist ja nun todt! Laß auch dein häßliches Jauchzen. — Der Knabe war näher zu seiner Schwester getreten, und sah sie nun fragend an: wer ist todt? — der Tyrann, von welchem du singst — der arme König! wie die Trommel so fern tönte, ward er ja geköpft — der arme König! spottete Henri nach; man sieht wohl, daß du eine Aristokratie

Kratin bist. — *Henri*! sagte das Mädchen,
 erdtobend vor Zorn, und warf ihre Steinchen
 zusammen; das ist nicht recht von dir, daß
 du mich schimpfst. Daß der König todt ist,
 geht mich nichts an; aber die Mutter sagt,
 wenn er denn auch ein Verräther gewesen wä-
 re, seine Kinder wären doch arme Waisen,
 und wir sollten Gott bitten, daß ihr Unglück
 das Heil des Volks gründen möchte — und
Henri, sprach sie in Thränen ausbrechend,
 die Mutter sagt, mit Haß im Herzen könnte
 man Gott um nichts bitten. — *Henri*
 nahm ängstlich ihre Hände, bat, versicherte,
 er wollte ja dem kleinen Kaper nichts thun,
 er wolle ja Gott für ihn bitten; die Kleine
 ließ sich lange nicht versöhnen. Endlich ward
 aber doch aus ihrem Streit ein kindliches Ge-
 schwätz, indem die Schwester ihrem *Henri*
 von dem Jammer einer Familie erzählte, wo
 der Vater vor kurzem hingerichtet worden wa-
 re. Sie sagte, nun müßte der kleine Kaper
 auch so weinen, wie die Kinder dieses armen

Mannes, und — setzte sie schluchzend hinzu — wenn nun unser Vater auch so fortgerissen und gerichtet würde? — der Knabe richtete sich schnell auf; sein offenes Auge blitzte unter Thränen: O nie, nie! er ist ein Patriot — er kann im Kriege fallen; aber dann weinen wir nicht, dann stirbt er für die Freiheit. — Die Kleine schüttelte den Kopf, und weinte still fort. Der Uebergang, den dieses kindische Gemisch von natürlichem Gefühl und nachbetendem Heroismus in Sara's Wesen hervorbrachte, war nur bei der dumpfen Abspannung möglich, zu welcher ihre Nerven gesunken waren. Sie war aufgestanden, und hatte sich dem Mädchen genähert, ihr selbst unbewußt füllten Thränen der Theilnahme an ihrem Kummer ihre Augen, sie streichelte des Kindes Wangen — das weiche Geschöpf weinte, durch fremdes Mitleid gerührt, noch heftiger; und von einem Anstis, dessen sie so entrobhet war, hingerissen, saß jetzt Sara neben ihr, tröstete sie, rief den Bruder her-

bel, und versöhnte ihn mit der Schwester,
 die ihn wiederum um Vergebung bat, als wäre
 ihre Hestigkeit weit schlimmer gewesen, wie
 das Wort, durch welches er sie erregt hatte.
 Während dieses Gesprächs trat ein noch ziem-
 lich junges Weib, mit einem Säugling im
 Arm aus dem Hause. Es war die Mutter die-
 ser Kinder; wie sie eine Fremde mit ihren
 Kindern beschäftigt sah, gieng sie näher hin-
 zu — ohne alle Erklärung entstand nun ganz
 natürlich zwischen diesen Menschen ein scheins-
 barer Einklang von Empfindungen. Sara's
 Thränen waren eine wohlthätige Erschlaf-
 fung ihres gepeinigten Gehirns, die guten
 Kinder, die sie zuerst veranlaßt hatten, weins-
 ten jetzt aus blinder Theilnahme mit, und bei
 ihrer Mutter brauchte es keiner großen Anre-
 gung, um ihre Traurigkeit zu erneuern —
 sie drückte den Schmerz aus, den so manches
 stille Herz in dieser unermesslichen Stadt heute
 so tief empfand; eben den Schmerz glaubte
 sie auch in Sara's Thränen zu lesen, und

fühlte sich dadurch zu der schönen Fremden hingezogen. Der Säugling schmiegte sich un-
terdessen schmeichelnd an die Mutter, und wie
diese sich nicht mit ihm abgab, bog er sich
zu der Fremden, spielte mit einem Bande an
ihrer Kleidung, blinzte mit heitern Kinderau-
gen an ihr hinauf, und legte seine kleinen
Hände lüchelnd an ihr Gesicht, als wollte er
ihr beweisen, was er thue sei Zutrauen und
Liebe.

Hier zersprang die harte Rinde, die sich
um Sara's Herz gebildet hatte. Im Ge-
wühl der Menschen war sie des Anblicks der
Menschheit entwöhnt worden: hier lachte sie
ihr zum erstenmal wieder in ihrem reinsten,
sanftesten Abdruck entgegen — das war ihres
Kindes rührender Blick, so berührte seine schwä-
che schmeichelnde Hand ihre Wangen! Ihr
Herz brach fast unter dem gewaltsamen Zusedr-
men so fremdgewordner Empfindungen, Schluchz-
end, tief athmend riß sie das Kind an sich,
drückte es gegen ihre Brust, vergaß sich und

die Vergangenheit in dem dunkeln Bewußtseyn, wieder einmal Weib zu sehn. Die Mutter sah ihn bestirnt, aber gerührt zu, als der Knabe aufstach, und flüchtig rief: der Vater! der Vater kommt! indem er einem Nationalgarden entgegen lief, der im Platersgrunde der Straße sich von seinem Laufen trennte, und auf sie zukam. Doch Weib ließ den Schlingling in Sara's Armen, und gieng zu ihrem Mann, der seinen Kindern lieblos send an der Thüre stehen blieb. — Du mußt ihn morden sehen! sagte sie schwermüthig, indem sie sich an ihm lebte. Er richtete sie auf, reichte ihr sein Gewehr, seine Patrontasche, und sagte ernst und gütig: Liebes Weib, du folgst sonst meinem Rath, du hieltest mich für den Weisesten; willst du dich in dem wichtigsten Zeitpunkt unsers Lebens von andern räumen lassen? — Sie weinte ungeschümmer bei dieser Zurechtweisung, und nachdem er ihr eine Waise vergebend zugesprochen hatte, schien er noch ein letztes Mittel

versuchen zu wollen, indem er herzlich nach dem jüdischen Kinde fragte, und weiter und sanfter ihren Arm nahm, um mit ihr hineinzugehen und es zu sehen. Nun zeigte sie es ihm in Sara's Armen: Sieh, da ist es bei einer guten fremden Frau; die kocht ihm schon Lamm, und weint — die magst du nur auch trösten! — der Mann betrachtete jetzt Sara, und wie diese sich aufrichtete, stuzte er, sein Gesicht drückte sogar Schrecken aus; er blieb stehen, und fragte leise: wie kommt dieses Weib zu euch? — die Kinder erzählten nun schwatzhaft, wie sie sich zu ihnen gesetzt, wie sie so herzlich mit der Kleinen geweint hätte, und am Schluß ihrer lebhaften, verwirrten Erzählung näherten sie sich Sara, und wollten sie zum Vater führen. Aber dieser hatte unterdessen seine Frau beiseite gezogen, und kaum hatte sie ausgehört, was er ihr mit einem ziemlich heftigen und leidenschaftlichen Ausdruck zu sagen schien, so stürzte sie pfeilschnell auf Sara zu, riß ihr den Säugling

vom Arm — Jure, rief sie erbozt, wolltest du auch des Kindes Blut trinken? Geh, und vergifte meine armen Kinder, mein Haus nicht mit deiner Gegenwart. — Sara sankte; die beiden älteren Kinder prallten erschrocken zurück; der Säugling hieng schreiend an der Mutter, die ihn heftig an sich drückte — da trat der Mann hinzu, nahm den Knaben und das Mädchen bei der Hand, und sagte mißbilligend zu seinem Weibe: Ist sie nicht elend genug durch unsern Abscheu vor ihr? Wehr hinein, laß sie — armes Weib, was machte dich so unmenschlich? rief er noch, indem er einen traurigen Blick auf sie warf, und in das Haus eilte. Die Thüre ward verschlossen, Sara blieb allein! — man sieht sie also, als wäre ihr Anblick vergiftend; der Mann hatte also ihre Thaten genannt, und durch diese erschien sie diesem schmeichelnden Kindern, diesem weichen Weibe, wie ein Ungeheuer! — Sara betrog sich nicht; der Mann hatte bei der Hinrichtung seinen Posten

in ihrer Nähe gehabt, er hatte sie unter ihren abscheulichen Gefährtinnen erblickt, und sie nach ihrer Handlung wohl mit denselben verwechseln können — nun fand er schauernd seinen Säugling an dem Busen des Weibes, die ihr blutiges Schnupftuch an eben diesem Busen verbarg!

Von diesem Augenblick an war Sara vernichtet; sie fühlte sich gebrandmarkt, ausgestoßen von den Menschen, unfähig ihr Antlitz aufzuheben vor ihnen; aber diese, die sie von sich gestoßen hatten, konnte sie nicht hassen — hassen konnte ihr einmal erweichtes Herz nicht mehr! Sie warf sich in unaussprechlicher, dumpfer Verzweiflung auf die Bank. Die Nacht brach ein, und vermehrte noch mit ihrem Dunkel das Grauen ihrer Seele. Sie irrte, an diese Gegend wie gewohnt, umher — schauernd vor der Kälte nach Haut, wo Joseph und seine Gefellen versammelt waren, schauernd vor der Stille ihrer Zimmer, wo sie die Bilder der Vergangenheit mit kalter Bitterkeit abzuwehren, nicht mehr die Kraft in sich fühlte,

und mehr noch schauernd vor den gewöhnlichen Zummelplätzen der wütenden Parteien. Unter dem Gewühl von quälenden Vorstellungen, mahlte sich dann und wann des Sänglings Lächeln, mit ihres Kindes Bilde verschmelzen, vor ihren Augen; sie fühlte seinen sanften Atem an ihrem Hals, sie sah seinen hellen Blick, das fremde Kind und ~~er~~'s Tochter wurden Eins in ihrer Fantasie — und sie weinte endlich laut nach ihrem Kinde, das Grab ihres Kindes schien ihr endlich der einzige Fleck in der ungeheuern Stadt, der sie gastfrei aufnehmen würde. Sie eilte durch die Straßen, und suchte den Kirchhof, wo sie so oft die Bitterkeit ihres Herzens auf dem Erdbügel, der das unschuldige Schlachtopfer deckte, genährt hatte; und von Finsterniß umflossen, sank sie endlich sinnlos, und von Jammer erhardt, dort nieder.

Es mochte schon tief in der Nacht seyn, als ein neuer Zufluß von Leben die Wärlung der Winterkälte, des feuchten Wehens und

ihrer ebbelichen Erschöpfung überwand, und
 sie aus diesem schrecklichen Zustand erweckte.
 Der Himmel war mit düsterm Gewölke bedeckt,
 dessen zerrissene Massen nur selten eine trügeris-
 sche Dämmerung auf die Gegenstände umher
 fallen ließen. Anfangs setzte sich Z a r a, ganz
 unberührt wo sie war, auf das Fußgestell ei-
 nes alten Stuhls, und starrte das schwarze
 Gebäude vor sich an, das sie erst nach ei-
 nigem Nachsinnen für eine Kirche erkannte.
 Jetzt stimmten ein Paar Sterne über dem
 gerütheten Dach, und in dem dunkeln Gewirr
 von Gestalt und Chaos, das vor ihren Aus-
 gen schwamm, unterschied sie einige merkwür-
 dige Denkmäler des Todes. O mein Kind! seufzte
 sie mit sterbender Stimme, und warf sich, den
 Schauplatz nunmehr ganz erkennend, mit aus-
 gebreiteten Armen über den kleinen, versunkenen
 Hügel. Sie drückte ihren zerfleischten Busen
 jetzt schweigend an die kalte Erde, und suchte
 ihre irrenden Begierde wieder zur Verzweiflung
 zu sammeln. Mächtig aber vernahm sie hins

ter sich ein leises Gemurmel von Stimmen, erst achtete sie dessen nicht; doch bald mit den zischenden Lüften in den Mauerzalen der Kirche, bald mit dem Gräßen der Nachtvogel vermengt, erregten die Menschenstimmen Entsetzen in ihrer Seele. Auf ihre Knie gestützt, beugte sie sich, um einen aufgerichteten Grabstein, nach der Gegend hin, wo die Töne herkamen. Eine flüchtige Helle erhellte dem Theil des Kirchhofs, wo ihr Auge umherspähre — ein großes weißes Kreuz erhob sich dort am Eingang eines Gruftgewölbes; an dessen Fuß knieten zwei Gestalten, aus eben dem Steine gebildet, die von trübem Lichte umfloßen, bald von dem Schatten eines sich bewegenden Menschen bedeckt wurden, bald durch das Vorübergleiten des Schattens wiederum ganz hell erschienen. Sara unterschied endlich zwei Männer, deren einer an dem Eingang der Gruft gelehnt, der andre frei neben ihm stand; sie schienen sich leise zu unterhalten — eine neue Wolke entzog sie Sara's

Wiß, doch wären sie nur wenige Schritte von ihr entfernt, und gespannter horchte sie nun auf. Der eine fieng an, lauter zu murmeln, die Stimme des andern schien von Tausendern erfüllt; doch jetzt schwieg jener, und Sara hörte den andern im Ton des unaufhaltbaren Schmerzens rufen: O meine verlorne Schwester! — Ihres Bruders Namen stürzte über ihre Lippen, aber er ward zu einem unverständlichen Schrei; sie raffte sich auf, eilte über die Grabhügel der Erscheinung zu — es fiel ein Schuß, und von Ueberraschung und Schwäche niedergeworfen, sank sie wieder zwischen den Gräbern hin.

Eine von den zahlreichen Wachen des Viertels war auf den Schuß herbeigeeilt; man sprengte die Thüre des Kirchhofs, die während Sara's Thumacht am Abend geschlossen worden war, man durchsuchte alle Winkel, und fand nur Sara, ohne alles Bewußtseyn bei den Gräbern liegend; die Kugel war neben ihr in einen Stein gefahren, aber es

ließ sich keine Spur dessen, der sie abgeschossen hatte, entdecken. Nach vielen Bemühungen brachte man Sara in das Leben zurück, aber ihr Verstand kehrte nicht wieder. Sie war in eine träge, stumpfsinnige Maserel gefallen, während deren sie kein Zeichen von Erinnerung gab, außer einem zerreißen wüthigen Lächeln bei dem Anblick kleiner Kinder, und einem ängstlichen Zittern bei dem Ton der Trommel, welches wahrscheinlich der Wüthung beizumessen war, das dieselb Schmetternde Instrument am 21. Januar auf ihre Nerven gehabt hatte. Höre sie einen Schuß, so rief sie oft: Theodor, Theodor! und subr über ihre eigne Stimme zusammen; schien sich besinnen zu wollen, und versank wieder in ihre Dumpsheit. — Da in dieser Gegend der Stadt niemand sie gekannt hatte, und sie selbst nicht im Stande gewesen war, die geringste Nachweisung zu geben, hatte sie die ersten Tage unter der Aufsicht und Pflege der dortigen Sektionspolizei zugebracht; allein

lein die treue Martha hatte sie nicht lange in fremden Händen gelassen. Dem ersten Morgen nach der unseligen Nacht, wo sie umsonst auf Sara's Rückkehr gewartet hatte, war sie in ihren Nachforschungen mit dem ängstlichsten Eifer fortgegangen, bis das Gerücht jenes abentheuerlichen Zufalls ihr die Ektion anständig machen half, in welcher Sara aufgehoben war. Mit den gehörigen Beweisen versehen reklamirte sie die Unglückliche, als ihre Pflegbefohlene und ihre Freundin; man übergab ihr das verlassne Geschöpf, und sie führte sie in Naumi's Arme, der das Schicksal Vernunft genug gelassen hatte, um über die Rasende zu weinen.

Der erste Ton, den Sara bei Willehren dem Bewußtseyn unterschied, war ein Schrei der Freude, der in ihr dumpfes Ohr schallte, sie wußte nicht woher, sie wußte nicht aus welcher Munde. Ihr Auge öffnete sich, oder es führte zum erstenmal wieder das aufgefaßte Bild ihrem lange gelähmten Geiste zu, und sie sah sich in einem ihr unbekannten, kleinen Zimmer, das von einem halben Lichte, wie der Strahl der Abendsonne, erleuchtet wurde. In dessen feurigstem Schimmer standen, Arm in Arm fest verschlungen, ein junges weibliches Geschöpf, das sie nicht kannte, und ein junger Mann in Soldatenkleidung. Ihr Kopf schwindelte, wie in einem Traum, und sie hielt ihre Augen eine Weile wieder geschlossen. Du lebst, du lebst! hörte sie nun ein Paar mal, bald lauter, bald erstlicher rufen. Sie schlug die matten Augen von neuem auf, und sah jetzt das junge Weib neben dem Mann auf den Knien, mit aufgehobnen und gefalteten Händen, mit einem von Freudenthränen

bedekten Gesicht; sie schien stumm, und doch mit sich bewegenden Lippen, zu beten. Der rührende Anblick riß gewaltsam an Sara's schwachem Gehirn; nicht Theilnahme — denn noch war ihre Seele ein bloßer Spiegel, in welchem diese Gestalten sich abbildeten, ohne einen Reiz hervorzubringen — sondern bloß die äußere Anregung ehemaliger Eindrücke, mochte Thränen in ihr Auge ziehen wollen; aber zu ausgetrocknet, um Thränen zu liefern brannte ihr feuchtes Auge, und tiefe Seufzer drängten sich in ihrer Brust. Jetzt sah sie eine alte Blauerin, die wahrscheinlich neben ihrem Bett gestanden hatte, vor sie treten, und erstaunt sich gegen das zärtliche Paar wenden. — *Wahet, sie lebt! rief sie.* Sie rief umsonst; *Wahet kühnere, stand auf, umarmte wieder den jungen Mann, betete wieder, weinte und lachte wechselweise.* Die Alte beugte sich über Sara, die unfähig zu sprechen, ihr die Hand auf den Arm zu legen suchte; wahrscheinlich war es eine fragende

Bewegung, aber ihre Kräfte reichten dazu nicht hin, und ihre Hand sank nieder — Wabet, sie blüht sanft und lebt! rief noch einmal die Alte, und holte das Mädchen beim Arm herbei. Wabet schien sich jetzt zu sammeln, blickte anfangs noch zerstreut auf Sara, dann trat sie, ohne den jungen Mann loszulassen, näher. — Wäre es möglich? Arme Sara — ja gewiß, sie lebt! Mathieu, du bringst allen Leben mit. — Bei diesen abgebrochenen frohen Worten nahm sie leise Sara's Hand, und schien ihr Leben fühlen, ja sogar beborschen zu wollen; denn sie legte ihr Ohr an Sara's Mund. Diese machte einen neuen Versuch zu sprechen, und sagte kaum hörbar: wo ist Martha? — Martha, antwortete Wabet traurig, und weinend umfaßte sie wieder den Fremden: O die arme Martha! Mathieu, unsre arme Waase, unser armer Vater! — die Alte hatte Arznei geholt, die sie jetzt Sara brachte, indem sie zugleich verdrißlich zu Wabet sagte: Junge Frau, eure

Freude ist gut und erlaubt, aber Ihr wißt doch, daß der Arzt auf Leben und Tod befohlen hat, sie ruhig zu erhalten, wenn sie wieder zu sich kime. — Wabet hörte sie an, sah zärtlich auf Marthien, dann auf Sara, deren schwachen Kopf die Unruhe grausam anstrengte. — Geht in den Garten mit dem Liebsten, fuhr die Alte fort, und laßt mich mit ihr allein, bis Ihr über die erste Freude weg seid. Wabet schien unentschlossen, und beugte sich zu Sara, die noch einmal, und ängstlicher, nach Marthen fragte. Marthe grüßte Sie, sagte nun Wabet verwirrt; sie hat mir vieles an Sie aufgetragen; Sie sind in guten Händen. — Der junge Mann sprach halb leise mit ihr, und zog sie ungeduldig fort; das alte Mütterchen blieb bald mit Sara allein, deren Zustand in diesem Augenblick unbeschreiblich war. Sie fühlte sich wie aus einem tiefen Schläfe erwacht, konnte aber durchaus nicht urtheilen, wie lange sie geschlafen hatte. Das erste Bild, das aus

der Vergangenheit wieder vor ihr aufstieg, war die Nacht vom 21. Januar, aber es war nur Bild, nicht Gefühl, nicht Gedanke, und da sie, indem es vor ihr stand, nahe an ihrem Bett grüne Ranken erblickte, die in das Fenster sich bogen, und Sommerlust fühlte, so stellte sich dieses Lokale neben dem Lokalen jener Winternacht, und machte sie unsicher, welches von beiden Traum wäre. Sie wollte die Alte fragen, aber das erstemal sagte ihr diese mit feierlichem Weien: im Namen des gütigen Gottes, der euch das Leben so wunderbar wiedergiebt, schweiget! Euch wird besser werden. — Und so oft sie wieder versuchen wollte, mit ihr zu sprechen, legte das Mütterchen ihr freundlich den Finger auf den Mund, und schüttelte mit dem Kopf. Sie reichte ihr aber sorgsam in sehr kleinen Zwischenräumen ein Arzneimittel, und schien sie jedesmal mit größerem Wohlgefallen anzublicken. Sara schwieg endlich, und suchte zu denken. Außer dem letzten Augenblick vor ihr

rer Verstandesverwirrung, war ihr alles wie ein wogendes Meer — bald Bilder der Kindheit, bald des Vaters, Rogers, Rogers Bild; aber alle schwanden so leise, so im Nebel vorüber, daß sie manches festzuhalten suchte, um sich zu besinnen, ob es schrecklich wäre. Nach und nach reiheten sich die abgerissnen Vorstellungen zusammen; sie war sich der grausamsten Augenblicke bewußt, aber wie nun überstandener Leiden; sie dachte die Todten, ihren Vater, ihr Kind, Theodora — hier zog sich ihre Brust bänger zusammen, aber wie ein Kind, das die Erinnerung an ein Gespenstermärchen entfernt, um sich nicht im Finstern zu fürchten, wich sie diesem schrecklichen Andenken aus, und spann neue Fäden aus ihrer Vergangenheit zusammen. So lag sie eine ganze Weile, bis es dunkel ward. Der Mond schien in das Zimmer, die Alte brummte ein Paar mal vor sich hin, über die jungen Leute, die so lange ausblieben, getraute sich aber nicht, von der Bettseite

wegzugehen. Endlich hielt ein Pferd vor dem Haus, ein Mann trat in's Zimmer — ach der Wärgter Doktor! gieng ihm die Alte entgegen; Wunder, Wunder! sie lebt; und so mir Gott helfe, sie ist vernünftig! — Nun gut, liebe Frau; daran zweifelte ich ja nie, fiel der Doktor mit einer freundlichen Stimme ein, aber denkt ein andermal besser an das, was ich euch sagte, und holt mir jezt Licht, damit ich meine Kranke sehe — die Alte schaffte Licht, der Arzt nahte sich S a r a, betrachtete sie aufmerksam, fühlte ihren Puls, und fand ihn heftig bewegt. S a r a hatte in dem gutmüthigsten Zuruf der Alten eine schreckliche Aufklärung über ihren Zustand erhalten; sie wußte jezt was ihr Schlaf gewesen war, konnte jezt den kalten Reif auf ihres Kindes Grabe, und die sanfte Sommerluft, die hier durch das Fenster hauchte, zusammen reimen. — Ich hatte den Verstand verloren? sagte sie zu dem Arzt. Der Mann sprach sehr leutselig mit ihr, und suchte anfangs nur dahinter zu kommen,

wie weit sie wieder bei sich wäre; je mehr er sich aber von der Rückkehr ihrer Vernunft überzeugte, desto männlicher aufrichtend behandelte er sie. Er sagte ihr endlich selbst, daß sie furchterliche Unglücksfälle zu beweinen hätte; aber, setzte er hinzu, Ihr wunderbar wiedererlangter Verstand, Ihr neugeschenktes Leben fordern Sie auf, die Vergangenheit zu überwinden, und das können Sie nur durch Ruhe, und durch Mäßigung Ihres Gefühls, bis Ihr Körper wieder Kräfte gesammelt hat — So freundlich und tröstend sprach er ihr noch einige Augenblicke zu, und wandte sich dann gegen die Alte, die er nach Babet fragte. Sogleich fieng sie an, mit lebhafter Treueherzigkeit ihm zu erzählen, wie nichts auf der Welt, wenn es nicht der Zustand gewesen wäre, in welchem das arme Weib — auf Sara deutend — gelegen hätte, sie hätte abhalten können, um die jungen Leute zu sehn, denn den'k nur, Bürger, *Mat hieu* ist zurück! Er ist mit der letzten Abtheilung der

Nauzer Garnison angekommen, und ist
 frisch und gesund, und wird nun nach der
 Vendee marschiren. — Indem trat W a b e t
 selbst mit ihrem Manne herein; diese vier
 Menschen bildeten nun eine einfach häusliche
 Gruppe, W a b e t hatte ihre herzliche Freude
 über die Achtung, mit welcher der Doktor ih-
 ren Helden behandelte, der ihm seine Fragen
 über den Feldzug mit vielem Anstand beant-
 wortete. Sie blieb neben S a r a, und schien
 halb verlegen halb furchtsam, sie unterhal-
 ten zu wollen, und war doch nur mit ihrem
 M a t h i e u beschäftigt. So hielt sie denn
 S a r a's Hände, und erzählte mit neuen
 Freudenthränen: er war vier Monate einge-
 sperrt; sieben Monate habe ich nicht gewußt,
 ob er noch lebte, oder schon längst unter frei-
 em Himmel schlummerte — ach es fielen so
 viele arme Bürger! es weinen so viel un-
 glückliche Weiber! — und heller flossen der gu-
 ten W a b e t Thränen, bei dem Gedanken,
 daß auch sie dieses Loos hätte treffen können.

Plötzlich erinnerte sich Sara, daß Roger auch in der Gefahr wäre, aus welcher Martheu nur eben zurückkehrte — lebt Roger? fragte sie, ohne zu überlegen, ob auch hier jemand Rogeru kenne. — Roger? wiederholte Maßer befremdet, und blickte fragend auf ihren Mann; Martheu hat ihn vielleicht gekannt — wer ist Roger, liebe Sara? — Hier erwachte neues Bewußtseyn in der Unglücklichen, und neues Gefühl ihrer Lage. Sie erkannte sich nun unter Fremden, und diese Entdeckung, denn das war es für ihren Geist, erschreckte sie, wie ein Kind, das sich plötzlich allein fände. — Wo ist Marthe? Nanni? — wo sind sie? wo ist Joseph? fragte sie verwirrt, und machte eine angestrengte Bewegung, sich aufzurichten. Sie hatte so laut gefragt, daß der Arzt sich erschrocken gegen das Bett wandte, und ihr von neuem zusprach, sich nicht durch Angst und Unruhe zu schaden. Aber sie fuhr fort, mit Ungestüm nach ihren alten Bekannten zu fragen, und wo sie wäre,

und wer Wabet wäre? — der Arzt besann sich einen Augenblick; dann setzte er sich zu ihrem Bett, und hob freundlich an: Liebes Kind, Wabet ist Martens Nichte durch ihren Mann; Martha liebte Sie zärtlich — und wie sie starb — — denn es soll Ihnen nicht länger verhehlt seyn, Martha ist ihrem guten Mann, der als braver Soldat fiel, nachgefolgt! Und bei ihrem Tode übertrug sie ihrer Nichte und dieser redlichen alten Frau die Sorge für Sie! Nanni und Joseph waren ihr schon vorausgegangen; ihnen allen folgte Ihre brave Freundin willig nach, denn sie wußte, daß Sara in guten Händen blieb. — — Sara hatte ihn still angehört — also todt? alle todt? — Ja mein gutes Kind, antwortete der menschenfreundliche Arzt, hang auf den Eindruck, welchen diese traurigen Nachrichten auf die erschöpfte Maschine machen werden. Sie blieb ruhig, ja sie war nun viel ruhiger als vorher; außer daß sie ein Paar-

mal die Lippen bewegte, wie eine Person, die mit sich selbst beschäftigt ihre Gedanken in einzelnen Worten ausbrechen läßt, schwieg sie den übrigen Abend ganz still, und blieb es auch die folgenden Tage, während deren ihre Kräfte so zunahmen, daß sie bald von ihrem Lager aufstehen und anfangen konnte, sich in der warmen Sonne zu erquicken. Nach vier bis sechs Wochen war ihre Gesundheit fester, als sie jemals gewesen war, und ihr Geist hatte sich so erholt, daß man ihr nach und nach alles, was sich in jenem schrecklichen Zeitpunkt zugetragen hatte, beibringen konnte.

Wald nachdem *Martha* ihre unglückliche Freundin wieder unter ihre Pflege bekommen hatte, war *Thirion's* Schwestersohn, der junge *Mathieu*, auf seinem Durchmarsch mit einer Abtheilung neuer Kriegerbölker von den westlichen Seeufern, zu ihr gekommen, Die herzlichste Aufnahme, die er hier fand, und seine eigne Unruhe, bewogen ihn, der guten Frau anzuvertrauen, daß ein Mädchen,

als Kriegskamerad verkleidet, ihn begleitete, und daß die Gefahren, denen die Ehre und das Leben dieses geliebten Mädchens, jeden Augenblick ausgesetzt wären, ihn Tag und Nacht verfolgten und quälten. Seine Wabet war eine arme Waise, die Mathieus Mutter, ihre weitläufige Verwandte, erzogen hatte; sie liebten sich von früher Jugend, aber der Eigensinn seiner Eltern hatte sich einer Verbindung zwischen dem wohlhabenden Mathieu und der armen Wabet entgegengesetzt. Von jugendlichem Eifer für das Vaterland zu streiten, begeistert, wäre er schon als Freiwilliger an die Grenzen geflogen, wenn ihn Wabet's verläßner Zustand nicht zurückgehalten hätte; als aber jetzt der Befehl des Konvents ihn rief, hatte Wabet, die muthige zärtliche Wabet, weder zurückbleiben, noch durch eine schleunige Heirath, in welche die Eltern unter diesen Umständen vielleicht gewilligt hätten, um ihren einzigen Sohn bei sich zu behalten, ihren Geliebten

entehren wollen. Sie entschloß sich, an seiner Seite zu stehen, seine Vorbeern zu theilen, oder neben ihm zu fallen. Mathieu liebte zu zärtlich, Patriotismus und Bewunderung von Vaters Muth spannten seine Einbildungskraft zu hoch, als daß er sogleich alles Bedenkliche dieses Vorhabens übersehen hätte: er ließ sie voll Entzücken den Marsch an seiner Seite antreten. Noch aber hatten sie Paris nicht erreicht, so fühlte er, was durch die Nähe des Mädchens und durch ihre Verkleidung, seinem Muth und seiner Liebe drohte. Der redliche junge Mann zitterte, so oft bei den Waffenübungen die Kameraden über die schwachen Glieder des kleinen André lachten; er fühlte seine Brustschmerzen, wenn sie im Eifer zu lernen, das schwere Gewehr gegen ihren zarten Busen stieß; schlaflos lag er neben ihr auf der Streu, gepeinigt, daß er neben ihr lag, und noch mehr, daß zehn bis zwölf andere junge Bursche sie umgaben; atmeten sie unter einander, so gab jeder Tro-

pfen, den sie schlürfen mußte, jeder ausgas-
 lagne Scherz der wilden Kameraden, jede iho-
 rer Spötterien über den jüngerlichen Andrei,
 ihm einen Stich in's Herz. Wie er zu seiner
 Waase Warba kam, hatte er Gelegenheit,
 ihre sanfte häusliche Sorgfalt für Nanni,
 deren vom Jammer vergiftetes Leben in einer
 langsamen Ausgehung erlosch, ihren rührens-
 den Kummer über Josephs immer mehr
 verwildernde Fantastie zu beobachten — und
 noch entgieng ihm ein Theil ihres Verdien-
 stes, denn sie ver barg Sara vor seinen Blis-
 ken, weil diese in der damaligen Zeit zu heis-
 tig erschüttert war, um unter Menschen zu er-
 scheinen. Was er aber sah, rückte ihm den
 Wunsch ein, seine muthige, treue Geliebte in
 den Händen dieser vortheilhaften Frau zu lassen.
 Er führte Sabot zu ihr; seine Bitten, sei-
 ne Schwüre, und verzüglich die Angst, die
 das arme Mädchen schon jetzt unter dem läs-
 sende Haulen seiner Kameraden ausgekann-
 den hatte, erschütterten ihren Entschluß. —

W o,

Marthens Vorschlag, nur als *Nathie*'s rechtmäßiges Weib zurückzubleiben, besiegte vollends ihre Schwärmerci; das Band ihrer Ehe ward von dem Gesez geknüpft, und *Nathie* zog allein mit seinen Waffenbrüdern an den Rhein. Da betheilte nun die menschenfreundlichen Gesäfte ihrer Baase, und besonders ihre Sorge für *Sara*, deren trauriger Zustand sie um so lebhafter interessirte als die Gattung ihres Unglücks und der wilde *Herold* und ihrer Rache mit der süßnen Begeisterung ihrer eignen Liebe in einiger Verührung standen. Sie ward in kurzem der treuen *Martha*, über deren Haupt jedes häusliche Unglück zusammenzuschlug, eine unentbehrliche Gehülfin. Seit zwei Monaten hatte die gute Frau nicht die mindeste Nachricht von ihrem Gatten; doch wußte sie ihn am Rhein, und sein letzter Brief war aus einer kleinen Feslung in der dortigen Gegend gewesen. Die anfangs sehr übertriebnen Gerichte von dem Unfall, der die republikanischen Truppen

am 2. December in Frankfurt betroffen hatte, und von dem mannichfaltigen Verrath, der sie dort der Wuth des Feindes preisgegeben haben sollte, hatten sie zwar erschreckt; indessen hatte sie nach allen Erkundigungen, die sie einzog, geschlossen, daß die Garnison jener kleinen Festung bis dahin nicht gewechselt hätte. Die große Unordnung, die in allen Kriegsanstalten herrschte, schnitt alle bestimmten und regelmäßigen Nachrichten aus der Gegend ab, und Martens sanftes Herz überredete sich in frommer Ergebung, daß ihr Mann in Mainz eingeschlossen seyn möchte. Gegen Ende des Winters trat eines Abends ein verstimelter Kriegskamerad, der vom Rheine kam, in Martens traurige Wohnung. Er fand sie mit Vaber bei dem Krankenlager ihrer Schwester Nanni, die dem Tod sanft entgegen lächelte; denn in dem Verhältniß wie ihre Lebenskraft verlosch, kehrte die Helle ihres Geistes zurück, die Wirklichkeit schied sich von ihren schauerhaften Träu-

men, und ihre Sehnsucht nach dem Grabe mehrte sich mit jedem deutlich gewordenen Bilde der furchterlichen Vergangenheit. Der Soldat kündigte ihnen seinen Namen an, und schien vorauszusetzen, daß sie diesen kannten: es war mir nicht genug, sagte er zu Martha, bloß geschrieben zu haben; ich bin vom Hospital zu Landau hieher geeilt, um auch bei meiner Rückkehr in mein Vaterland, meines braven Kameraden letzten Auftrag selbst anzurichten, — Martha erblagte: heiliger Gott, was macht mein Thirion? — Der Soldat ward betreten; sein Brief war nicht angekommen. Gute Frau, sagte er besorgt, hätte ich das gewußt, ich wäre vorsichtiger gewesen. Thirion fiel in Tranksfurt, unter den Säbelhieben der wütenden Hefen. Ich hatte ihn wenig gekannt; wenn wir uns aber Abends auf der Wache manchmal trafen, sah ich ihn immer traurig sitzen, während daß unsre frohen Landeuleute schwärmten; und gerade so wars mir auch um's Herz.

denn wie er an euch dachte, so war ich bei meinem Weibe und vier lieben Kindern. Das machte uns bekannt; und wie an dem abscheulichen Morgen unsre braven Krieger von ihren elenden Anführern verrathen, umherirrten, begegnete ich ihm auf der Straße, fecht mit ihm — aber ohne Gewehr, mit dem bloßen Säbel bewafnet, ohne Anführung und Befehle, von den feindseligen Einwohnern umgeben, fielen meine Landleute — euer guter Mann stürzte verblümmelt an meiner Seite, — mein armes Weib! rief er, und wie er den letzten Hieb auf dem Kopf empfing, ächzte er mir noch zu: Grüß meine Martha — Nanni blinnte mit glänzendem Auge zum Himmel, als erkennte sie dort des Bruders Geist; Babet lag schluchzend neben dem Bett auf den Knien, und betete angstvoll, daß Narkien noch leben möchte; Martha saß mit gefalteten Händen, ein Bild des Kammers und der Ergebung: still rannen ihre Thränen an den kal-

ten Wangen herab, nur bei dem letzten Groll des blutenden Gatten seufzte sie krampfhaft auf; der Krieger selbst hielt die Hand über den Augen, — nur die elende Sara saß dumpf nachsinnend in einem Winkel des Zimmers, und hörte nichts von dem schmerzvollen Bericht. — Ich entkam, fuhr Thirion's Kriegsgefährte fort; kurz darauf schlugen wir uns im Felde gegen die Deutschen, da nahm eine Kugelnugel meinen Fuß mit weg, — ich wurde geheilt; sobald ich meine Kräfte sammeln konnte, eilte ich hieher, Nun habe ich seinen letzten Willen erfüllt. Gott tröste euch! Wäre euer Mann im Felde gefallen, ich sagte euch: sein Tod war schön; aber so — auf der Schlachtbank! — Gott tröste euch, und gebe uns treue Anführer! Geduldig werden noch Tausende fallen wie er, Tausende versammelt zu ihren Weibern heimkehren wie ich, um unsre Freiheit zu sichern, — aber so geopfert, so verrathen zu werden. — — Er warf noch einen Blick auf die traurige

Gruppe, und indem er gieng, sagte er für sich: Gutes Weib, wenn du dieses lästest, du wädest nicht über mein abgeschossenes Bein jammern. — — Noch schwerere Prüfungen standen der guten Seele bevor. Die fürchterlichen Scenen, in denen ihr Bruder verwickelt gewesen war, hatte sein ohnehin so schwarzes Blut in einem so unnatürlichen Grad erhitzt, daß er in einen Zustand von Raserei verfiel, der alle Umstehenden mit Entsetzen erfüllte. Die Schrecknisse der Septembertage verfolgten ihn wie Furien, und peitschten sein belastetes Gewissen. Erstarrt und schweigend sahen die Nachbarn und Freunde den Ausbrüchen seiner Wuth zu, und flüstereten dann unter einander von der Rache des erzürnten Himmels, welche mehrere von den verführten Werkzeugen jene Abscheulichkeiten auf eine ähnliche Weise ergriffen hatte, — und wenn sie die satanischen Verführer noch im hohen Gepränge gebeugelter Tugend und Vaterlandsliebe dahersahren sahen, so ahndete

Ihr gestärkter Glaube an Vorsehung auch für diese eine richtende Zukunft, oder schauderte vor der Hölle, die trotz der eisernen Stirne schon jetzt in dem finstern Abgrund ihres Herzens lauern möchte. Bang erweckte das Angstgeschrei des unglücklichen Bruders die arme Nanni aus dem matten Schlummer, der sie in dieser letzten Zeit umhüllt hatte, bis Joseph endlich unter den rächenden Dolchen der Erschlagenen, die sein brennendes Gehirn ihm vermahlte, sich windend, den gemarteten Geist aufgab. Nanni folgte ihm bald nach, sanft hindüberschlummernd, und in ihrem innern Bewußtseyn nun hell überzeugt, daß sie bald mit ihrem Henriot von allen schrecklichen Träumen erwachen würde. Unter der Witwe Trauer und des jungen Weibes ängstlicher Furcht vor gleichem Unglück, unter der Pflege ihrer armen Freundin, die nun der einzige Gegenstand von Martens und Wabets Sorgfalt war, und den Handarbeiten mit welchen sie sich bei ihren eingeschränkten

Umständen forthalten, gieng der Winter dahin. In dieser ganzen Zeit schien Sara nur selten auf einen flüchtigen Augenblick ihre Freunde zu kennen; sie saß meistens stumm und fast bewegungslos, und man würde sie für ein steinernes Bild angesehen haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein leichter Schauer über ihre Glieder geschlichen wäre. In lichteren Zwischenräumen arbeitete sie maschinensmäßig und gedankenlos neben den beiden Weibern; Manni's Abwesenheit bemerkte sie gar nicht; wenn sie die Weiber viel weinen sah, schien sie sich besinnen zu wollen, fuhr mit der Hand über ihre trocknen Augen, und desah sie dann mit geistloser Verwunderung. Nach der politischen Revolution, die im Mai und Junius des Jahres 1793, ein nach Freiheit dürstendes, heldenmüthig um Freiheit kämpfendes, und nur durch die Zauberformeln der Freiheit zu unterjochendes Volk, der eisernen blutigen Herrschaft des finstesten, frechsten, unbegreiflichsten aller Tyrannen zu-

führte — nach dieser Revolution gerieth *Marta* an einem Morgen wo einige ausgezeichnete Patrioten von der gestürzten Partei hingerichtet wurde, durch ein Geschäft in die Gegend des blutigen Schauplatzes. Die Sache für welche ihr Gatte gefallen war, für welche der Gemahl ihrer geliebten *Babet* stritt, war ihr zu theuer geblieben, als daß ihr der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, so weit ihr stiller einfacher Sinn ihn zu verfolgen mußte, hätte gleichgültig seyn können; und der Fall der milderen Partei hatte sie tief bekümmert. Durch ein trauriges Ungeglück verspätete sie sich, und fand sich unversehens in den wilden Haufen verwickelt, der zum Richtplatz strebte; blaß und zitternd eilte sie, sich durchzudrängen und ihren Rückweg zu suchen, aber ihre Verwirrung diente ihr schlecht, sie stieß auf den Zug, der die Verurtheilten begleitete, und aufrte sich von Schrecken und Angst, ward sie wieder nach dem Richtplatz fertigerissen. Ihr Abscheu verrathendes Wes-

sen zog die Aufmerksamkeit einiger elenden Spionen der blutgierigen Anstifter dieses Schauspiels an; ihre reichliche Kleidung, ihr Anstand ließ nicht vermuthen, daß sie den empfindenden Anblick aufgesucht hätte; mit beständigem Muthwillen umringte man sie, versperrte ihr den Ausgang, und die weiche, gute Martha mußte halb entseelt der Todesscene beivohnen. Wie diese muthigen Opfer des Schicksals sich ihrem letzten Augenblick naheten, und indem sie mit lauter Stimme den Gesang der Freiheit anstimmten, ihre Unschuld besiegelten, und durch den letzten Gedanken ihrer fliehenden Seele tausend neue Jünger der Freiheit aufriefen, da konnte Martha nicht mehr widerstehen; sie fiel bei der heiligen Hymne ohne Verwustsehn den Umstehenden in die Arme. Man brachte sie fort, einige von den schadenfrohen verworfenen Juden folgten ihr nach, um jede ihrer Bewegungen zu bewachen. Ihre ersten Worte als sie wieder zu sich kam, die bittern Thränen, die sie

jenen Märtyrern weinte, deren Blut eben geflossen war — denn als Märtyrer, als triumphirende Märtyrer waren sie ihr erschienen — gaben Stof genug, den grausamen Muthwillen zu üben. Man warf ihr höhnisch ihren Schmerz vor, man schwatzte von Verrath, von Aristokratismus, und wie sie mit dem Stolz der Unschuld antwortete, führte man sie vor den nächsten revolutionnären Sektionsausfuß. Dort ward sie vom Unwillen und von der Erbitterung über die abscheuliche Behandlung endlich zu der unüberlegt trozigen Behauptung hingeworfen, daß sie nicht einmal zu tadeln seyn würde, wenn sie alle die elenden Beschuldigungen verdiente, denn vor dem zehnten August hätte man keine Opfer mit dem Gesang der Freiheit auf den sterbenden Lippen fallen gesehen. Schweigen diese Martens Grab, und das Grab der vielen Unschuldigen, aus deren Blut Frankreichs Glück entsprossen möge! Die Freiheit, die Tugend des kommenden Geschlechts sei der Lohn ihres

Lodes — Martha sah ihre traurige Wohnung, ihre verlassenen Freundinnen nicht wieder; das richtende Eisen leitete sie zu ihrem Garten, zu ihrer erlößten Nanni, und einst zu Joseph's geläuterten Geist. — — Nun war Babet allein, schrecklich allein, denn seit den letzten Niederlagen am Rhein hörte sie nichts von Mathieu, und nebst Sara's fast lebloser Gestalt waren nur die Geister ihrer Verwandten ihre tägliche Gesellschaft. Auch mußte sie sich immer mehr einschränken, denn gewissenhaft sparte sie für Sara die kleine Summe, die Martha theils bei ihr vorgefunden, theils aus dem Verkauf ihres Silbers, ihres Geräthes, und einiger Kost, herbeizuleiten die sie besaß, gelöst hatte. So lange Martha gelebt hatte, war nie die Rede davon gewesen, Sara nach ihrer Provinz zurückzuschicken; jetzt mußte Babet kaum Barthiers Namen, und es war ihr bekannt, daß die Rebellen in dem Lande hausten, wo dieser letzte Freund der verlassenen Sa-

ra wohnen mußte; übrigenß hatte sie, so gut wie Martha, Sara's frühere Geschichte immer nur sehr unvollkommen gewußt, aus Raimonds Reden, und aus ihren Handlungen, denn erzählt hatte sie nie etwas — willig trug sie also die durch namenloses Elend geheiligte Unglücksfide. Der Zufall erleichterte ihr indeß diese Last: eine wohlhabende Landmannsfrau aus einem benachbarten Dorfe, deren Sohn ehemals in Thirion's Würzladen gedient hatte, wollte bei ihrer Anwesenheit in der Stadt Martheu besuchen; von der Lage des jungen Weibes, von Martheu's Tod gerührt, nahm die gutherzige Alte jene nebst Sara zu sich auf das Land, räumte ihnen ein Stübchen ein, und schafte Babet Arbeit. Sara, die seit ihrer Krankheit in einem kleinen engen Quartier in einem Winkel von Paris eingesperrt gewesen war, schien in der Landluft aufzuleben, aber dieses neue Erwachen ihrer Geister war ihrem zerruthten Gehirn gefährlicher als die rothe

Dumpfsheit, in welcher sie bisher gelegen hatte. Eine heftige Unruhe fieng an, sie umherzutreiben; so wie sie vorher zu halben Tagen sinnlos hinstarrte, so irrte sie nun mehrere Stunden nach einander durch den Garten, durch das Feld, rastlos wie von einem unsichtbaren Feind getrieben, ohne Klage, von innerem Feuer still glühend. Babet sprach ihr umsonst zu, sie schien niemanden zu verstehen; schloß man sie aber ein, so erlitt sie fast vor Angst, und glich einem Vogel, der in ein Zimmer verlaufen, jedes helle Fleckchen für freie Luft ansieht, und sich das arme Abyschen gegen die Glasscheiben zerschlägt. Sie rannte dann unablässig im Zimmer umher, maß die Fenster mit ihren Augen, suchte den Ausgang an jeder Leiste des Geräths. So wie man sie herausließ, ward sie ruhiger, wandte ihren trocknen Mund gegen die Gegend wo die Luft herwehte, und schien sie mit ihren aufgeborstenen Lippen zu trinken. Einmal begegnete sie einem Bataillon Freiwilli-

ge, die nach der Hauptstadt zogen; sie setzte ihren Weg bei der hohen Mittagsonne fast neben ihnen fort, und schien sie nicht zu bemerken; wie sie aber bei ihrem Einzug in das Dorf ihre Trommeln zu rühren anfingen, that die arme Sara einen furchterlichen Schrei, und stürzte durch die Strassen, Theodor's und ihres Kindes Namen wechselten in ihrem Munde ab, sie rief nach dem Grabe ihres Kindes, glaubte allenthalben es zu finden, und in diesem Zustand von wilder Hysterigkeit ward sie nach Haus gebracht. Der Anfall ließ ein Fieber zurück, dessen Krisis der Todeschlaf war, aus welchem sie bei Martha's Ankunft erwachte, und worauf ihre Vernunft so wunderbar wiederhergestellt ward.

Sara's Geist war nun geheilt, aber ihr Herz war gebrochen, ihr gesellschaftliches Daseyn zerstört — kein Band fesselte sie mehr an die Menschen; Wabet selbst war für sie fast eine Fremde, und seitdem sie alles, was wdh.

rend ihrer Krankheit vorgefallen war, erfahren hatte, war sie in verschlossener Verzweiflung unaufhörlich bloß damit beschäftigt, das traurige Schicksal von Thirion's Familie mit an die schwarzen Fäden des ihrigen zu spinnen. Aber mit dieser düstern Unthätigkeit war ihr Verhängniß noch nicht erfüllt, und die Umstände führten sie bald in einen neuen Strom von Begebenheiten.

Mathieu hatte sein junges Weib von neuem verlassen müssen; ihre Liebe war so feurig wie ehemals, während einer ängstlichen Trennung hatte sie sich zu kühneren Schritten für die Zukunft vorbereitet, der Schutz, dessen sie damals genoß, war ihr noch dazu durch das Schicksal entzogen, und das treue Weib zitterte nicht mehr vor den Gefahren, welche das entflohne Mädchen bedroht hatten — fest beschloß also Babet, ihrem Gatten in den neuen Kriegen zu folgen. Die Geister waren damals zu einer solchen Höhe gespannt, daß alle Begriffe von Gesetz und Pflicht von dem

Ge.

Gefichtspunkt jedes einzelnen abhingen, und wie kämpften wohl so verschiedene Gefühle in den Herzen braver Streiter, als bei dem schrecklichen Bürgerkrieg, zu welchem Rathien mit seinen vom Rhein zurückkehrenden Waffengbrüdern berufen war. Tief trauernd ergriffen so manche gute, für Freiheit glühende Bürger das Schwert, um ihre Brüder selbst der Freiheit zu opfern; aber mit innerem unaussprechlichem Grimm betrachteten sie oft das Blut der theuern Opfer, das an ihren Schwertern klebte, wie sie wahrnehmen mußten, daß man sie zu Werkzeugen der Grausamkeit, des Verraths, der satanischen Selbstsucht, der tiefsten Greuel gebrauchte. Doch stritten sie muthig fort, unwandelbar auf das Ziel blidend, und kaum der zehnte Theil der tapfern Schaar lehrte späterhin von dem Grabe ihrer Landelente, von den rauchenden Brandstätten zurück, um unruhig für den traurigen Ruhm, verirrte Unglückliche geschlachtet zu haben, das dumpfe, zweideutige Zujauchzen der uns

Zeit. Rom. 22. Theil.

terdrückten Nation zu empfangen! — Als sie dahin zogen, waren sie indessen weit entfernt, die wahre Beschaffenheit der Dinge in jenem Fabellande zu kennen, und bei einer Unternehmung, wo es, wie mancher sich gern aberredete, bloß darauf ankommen würde, durch den Muth und durch alle übrigen Tugenden der Freiheit, einen von tückischen Priestern und stolzen Großen erregten Hauszwist beizulegen, fand *Mathieu* ungleich weniger Bedenlichkeiten, seine *Wabet* mitzunehmen, als auf einen Feldzug gegen fremde Feinde. Er hätte sich daher gleich bei seinem Abmarsch von ihr begleiten lassen, wenn ihr gutes Herz und seine Menschlichkeit es ihnen damals erlaubt hätten, die noch sehr schwache *Sara* allein zurückzulassen. Auch bis sie nicht vollkommen genesen war, konnte es *Wabet* nicht über sich gewinnen, sie mit Ihrem Entschloß bekannt zu machen, den sie ohnehin der guten Alten, von welcher sie so gastfrei aufgenommen worden war, verschweigen mußte. Nun-

mehr aber, wie sie ihr endlich ihr Vorhaben entdeckte, forschte sie schonend, was ihre eignen Pläne wären. Sara hatte seit der Rückkehr ihrer Vernunft schon oft in die Zukunft geblickt; aber diese stand finster, wesenlos, wie ein weiter leerer Raum vor ihrem trübten Auge; keine Gestalt der Vergangenheit schwebte neben ihr dahin, keine winkte ihr dort, sie alle deckte das Grab — sie alle, denn jene Stimme, die auf dem Kirchhof ihren Verstand zerstört hatte, hielt sie jetzt für eine Erscheinung — sie alle, denn an Roger zu denken, war die einzige lebendige, schmerzhafteste Seite ihres Herzens, die einzige die kaum hörbar nach Hoffnung rthete, und vor der Hoffnung schauderte die vom Schicksal getretene zurück! Endlich aber stieg Werthier's ehrwürdige Gestalt in der leeren Ferne auf — erst kaum sichtbar in dem Entsetzen vor der Erinnerung an glückliche Tage zerfließend, doch bald hatte sie sich klarer ausgebildet, und jetzt — jetzt hörte Sara jene Worte des zu-

gendhaften Greises wieder: So lange du nicht seine Mitschuldige bist, wirst du nicht ganz erliegen! — Schuldig, zehnfach schuldig war sie durch unbändige Leidenschaft, durch den höchsten Grad des menschlichen Unglücks, durch die Zerstörung aller weiblichen Verhältnisse; aber seine Mitschuldige war sie nie geworden, nie treulos an ihm, nie Verrätherin am Vaterland — und wiewohl sie mit tiefem Gram sich todt fühlte für diesen großen Namen, todt für jedes hohe Gefühl, so sehnte sie sich doch aus der vollen Verlassenheit nach einem angewiesenen Pfad durch ein unglückliches Daseyn, das sie nicht enden durfte, nach dem es die Natur so sorgsam erhalten hatte. Sich in Berthiers Arme zu retten, ward erst zum Gedanken bei ihr, dann zum Entschluß, und endlich zum wehmüthigen Bedürfniß. Wabet war sehr damit einverstanden, bis sie sich erschrocken besann, daß die Rebellen hauptsächlich in jener Gegend ihre Fortschritte gemacht hätten. Allein sie rieth ihr

umsonst an, zu warten bis die Ibrige es dort wieder sicher gemacht haben würden; Sara bestand auf ihren Entschluß, wie ein matter Pilger eigensinnig lieber auf hartem Fels unter dem Schutze der Gestirne ruht, als sich der Gefahr aussetzt, während des kurzen Wegs zur nächsten Felsberge zu verschmachten. Wenn er lebt, sagte sie, so nimmt er die milde Unglückliche auf, und ich diene ihm wo er auch leben mag — und ist er dahin, so kann ich ja dort dem Tod mich entgegen sehen wie hier, so habe ich meine Pflicht gethan, und noch einmal versucht, mein Elend zu lindern, — — Sie kamen überein, die Reise zusammen anzutreten; wenige Tage vor der dazu bestimmten Zeit erhielt Wabert einen Brief von ihrem Mann, worinn er ihr meldete, daß sein Hausen gegen Saumir rüste, und sie hat, ihren Weg ebenfalls dahin zu nehmen. Diese Nachricht war den beiden Freundinnen sehr willkommen, Wabert versprach nun, bis * * * mit Sara zu gehen, und dort, bei dem

alten Berthier, ihre Verwandlung in einen Streiter des Vaterlands vorzunehmen. Die gute Alte erfuhr von dem Zweck der Reise nur was Sara betraf, und das billigte sie von ganzem Herzen; auch konnte sie es nicht tadeln, daß Wabet sie begleiten und bei ihr bleiben wollte, um ihrem Mathieu näher zu seyn.

Mit unaussprechlich wehmüthigem Gefühl betrat nun Sara denselben Weg zurück, den sie im vorigen Jahre nach Paris gekommen war. Ist erkannte sie deutlich, daß ihr Gehirn schon durch Wahnsinn gegangen seyn mußte, um nicht von allen Erinnerungen, die diese Reise aufregte, zerrüttet zu werden. Sie wandelte wie ein Geist neben ihrer treuen Gefährtin; schweigend, ohne Thränen, sanft und ernst ließ sie ihren Blick auf manchem Gegenstand haften, der ihr kleine Scenen aus jenem Zeitpunkt zurückrief — hier hatte sie mit ihrem Kinde übernachtet, dort bei jenem heister gelegnen Pachtthaus hatte sie sich frische

Milch für die Kleine geben lassen; dort hatte eine freundliche Wirthin es an ihrer Brust schlafen sehen, und das schöne Kind und die zärtliche junge Mutter gesegnet. Aber bald kamen sie an Städte, wo der gegenwärtige Jammer die Bilder entflohnener Seligkeit verdrängte — sie eilten grausend über Schlachtfelder, und umsonst fragte sie in den zerstörten Dörfern nach einem kranken Brod, umsonst in den mit Blut durchstömten Straßen verbreter Städte nach einer Herberge. Bleiche Gesichter, Töne der Verzweiflung, finstre Blicke schreckten sie von Ort zu Ort. Ueberall wo sie rasteten, von Bildern des Elends, von schrecklichen Erzählungen empfangen, eilten sie nach Saumir, wie verschuchte Vögel, die verspätet dem drohenden Nordwind entfliehen wollen, und von Schneefloken verfolgt, über öde Felder und entlaubte Haine flattern.

Menschenalter werden verfließen, es sich die schaudervollen Spuren jener Verwüstung

verlieren, und das gegenwärtige Geschlecht wird aussterben, ohne daß Glaube an Treue, Treue und Frieden in den durch alle Schrecknisse gefolterten Seelen der elenden Einwohner sich niederläßt. Der Strich, wo Sara's ehemalige Heimath lag, war seit dem Anfang des Vendeckriegs gerade am un-
 ausgezweifeltsten und grausamsten mitgenommen worden. Saumur selbst war wechselweise der Royalisten und der Patrioten Grab gewesen; jetzt bei der Ankunft der beiden Freundinnen besetzten es die Patrioten, obgleich nur mit sehr wenigen Truppen. Hier wollte Sara mit ihrer Gefährtin ausrufen, um neue Kräfte zu ihrer traurigen Wanderschaft zu sammeln, und aus der Gegend, nach welcher sie hinvollten, Erländigungen einzuziehen. Hier, in einem kleinen abgelegenen Haus — denn das allgemeine Mißtrauen, der gegenseitige Besorgungsgeist machte ihnen die behutsame Entfernung von allem was sie mit Menschen zusammenbringen konnte, zur Nothwendigkeit

— hier hörte Sara zum erstenmale wieder, gleich einer dunkeln Weissagung, P...s Namen. Vertieft in finstre Betrachtungen über ihr eignes Schicksal, das so fürchterlich mit der Vermuthung um sie her einstimmt, war sie lange nur mit halbem Ohr gegenwärtig, wie die armen Leute, bei denen sie eingekerkert war, von den Leiden, von den Abscheulichkeiten erzählten, die seit mehreren Monaten sie der Reihe nach belagerten. Sie sah zu einem Fenster hinaus, über die Stadtmauer weg, auf die Hügel, die im vorigen Jahr ihr die letzte Aussicht auf ihre Heimath entzogen, und erblickte von fern schon Schutthaufen, we damals freundliche Dörfer, unter Eichen und Kastanienbäumen versteckt, ihr auf! Jedem Schritt die Wiege ihrer Kindheit vermahlten, Endlich ward sie aber durch Babet's unruhige Blicke aufmerksam gemacht, und noch mehr durch die Hoffnungen, welche ihre Wirthschafter, eine heimlich royalistische Familie, durch ihr eignes Geschwätz erhitzte, immer weniger

versteht äusserten, bis sie endlich mit der lebhaftesten Schwärmerei von einem der Anführer ihrer Partei wie von einem Halbgeist sprachen, der zum Erbsen der unterdrückten Gläubigen gesandt wäre. Noch war sein Name nicht ausgesprochen; Babet war nur betroffen, unter diese Partei gerathen zu seyn, und Sara beobachtete mit schmerzlichem Mitleiden den finstern Fanatismus, die unterdrückte Wuth, die nagende Furcht vor Elend, in den Worten dieser Unglücklichen. Je mehr Theilnehmung sie bei Sara zu bemerken glaubten, desto näher trüben sie zu ihr, und erzählten ihr, oder zischelten, wo sie sich geheimnißvoller dünkten, jedoch immer noch hörbar, unter sich, von den Wundern der Heiligen zum Besten ihrer Sache, von ihrer festen Zuversicht, daß der grosse Held sie endlich retten würde, und mit dunkeln Winken gaben sie zu verstehen, daß sie alle für die Sache der Kirche Erschlagenen lebendig wieder in ihre Heimath einziehen zu sehen erwarteten. — Hat man

euch schon gesagt, fragte jetzt der Sohn vom Haus, ein achtzehnjähriger Jüngling, dessen plumpe starre Züge durch rohe Begeisterung ein zukendes Leben erhielten — hat man euch gesagt, wie in den Trümmern von E^o jeden Abend eine feurige Kugel auf dem Gewölbe niedersinkt, wo man seine Gattin und sein Kind ermordet hat, und wie in der stillen Mitternacht eine Gestalt, die einem frommen Einsiedler gleicht, auf dem Stein, wo sie fielen, eine Messe lieft? Oft wollten die Ruchlosen ihn führen, aber nie konnten sie durch den unsichtbaren Kreis dringen, den die Heiligen um die geweihte Stätte ziehen. — Der fromme Schwärmer schwieg schon lange, schon lange lauschten die andern mit Ehrfurcht noch auf den Nachhall der schon hundertmal gehörten Erzählung: Sara saß zwischen Erstaunen, Unwillen, und dem leisen Aufdrausen erkilter Nachgier getheilt, wie sie in dem Helden, dem Erlöser des Volks, dem Halbgott, ihren Verderber erkannte. Denn war noch daran

zu zweifeln? Er hatte ein ganzes Volk zu seinen Füßen — wer wußte besser als er, Herren zu gewinnen? Und in Q^o war es ja gewesen, wo die wilden Krieger S a r a's Schwach an seinem Weibe, an seinem Kinde gerächt hatten. — Nun stieg ein andrer aus der kleinen Gemeinde an: wo des helden Andbleind Blut floß, da sprang ein klarer Wasserquell hervor, aber zu der Stunde wo der Geist die heilige Messe sagt, stürzt jedesmal helles Blut daraus in den Jorellenbach am Fuße des Felsen. Als er ihren Tod erfuhr, gelobte er, ihnen dort eine Kapelle zu bauen; und der heilige Vater will sie in den Kalender setzen, denn wie lezthin die Katholischen sagten, die sich über den Fluß stahlen, so soll ein Tropfen von dem fließenden Blut aus der Quelle, Wunden und schwere Krankheiten heilen. — —

Krampfhaft zog es S a r a's mütterlichen Busen zusammen, da sie Q^o und sein Kind, und ein andres als das Kind ihrer Liebenden horte, da sie vernahm, wie der vielstimm-

ge schwarze Betrüger die Wunder der Religion zur Verherrlichung dieses Kindes aufgebieten hatte, wie er das Blut dieses Sohnes rächen wollte, er, der Mörder ihres Kindes! Sie hätte sich beinahe verrathen, indem sie heftig fragte: und wo ist dieser Held? warum vertheidigte er nicht sein Kind, seinen Heerd? — Etwas befremdet antwortete man ihr, daß er damals gegen die Seeseite mit seinem Haufen gestanden, und durch die frommen Priester wohl gemußt hätte, wie sein Weib und sein Sohn zum Beßen des Volks fallen mußten.

In einer unaussprechlichen Verwirrung von Gefühlen, begab sich Sara mit ihrer Freundin auf ihre Kammer, und nun fachte die ungebildete, feurige Babet ihre Leidenschaft durch ihre ungestüme Theilnahme noch an. Ihr kriegerischer Geliebter hatte sie Priesterlist und Aberglauben als die schändlichsten Tresseln, welche ihre Nation gedrückt hätten, betrachtet gelehrt; und alles was eben von

P*** erzählt worden war, beschuldigte ihn,
 sich mit der frechsten Heuchelei dieser Kunste-
 griffe zu bedienen. Hestig rief sie: er opfert
 ein ganzes Volk, wie er das Weib, das ihn
 anbetete, geopfert hat! — Sara blieb schwe-
 gend und in sich gekehrt; das Licht in welchem
 P*** ihr jetzt erschienen war, erfüllte ihre
 Seele mit so viel Abscheu, daß ihr ganzes
 Schicksal ihr um so schrecklicher verkam, je
 tiefer der Obje sank, zu dessen Opfer sie ge-
 worden war. Sie fühlte sich immer mehr vom
 Menschengeschlecht geschieden, sie fühlte sich
 immer mehr ein Spiel des grausamsten Zu-
 falls; unsicher, welche neue unerwartete Wun-
 den ihr der nächste Augenblick schlagen würde,
 sah sie ihm unerbittlich entgegen, und setzte Sa-
 bet durch ihre finst're Ruhe in Erstaunen.
 So viel sie durch ihre behutsame Erkundigungen
 herausgebracht hatte, war der Strich Landes,
 welcher bis *** vor ihnen lag, und von da
 bis **, ein Rand der grausamsten Verheerung.
 Seit einigen Wochen vollzogen höllische Unge-

heuer den unseligen Beschluß, die Schluyfsteinel der Rebellen zu zerstreuen, an jedem menschlichen Wohnplatz, wo ihr Durst nach Unheil sich legen konnte, und so hielten sie die fürchterliche Nachlese von Greueln und Unthaten, wo die Rebellen schon ihre blinde Wuth gesättigt hatten. Sara schmeichelte sich, daß Vert hier bekannte Freiheitöliebe sein Haus vor den Strafgerichten dieser Partei geschützt haben würde — ja, sie die an der Vorsehung verzweifelte, glaubte sogar, noch instinktmäßig, so weit an Menschlichkeit, daß sie hoffte, sein ehrwürdiges graues Haupt würde selbst den Fanatismus der Rebellen entwaschen haben. Auf jeden Fall folgte sie dem Trieb, der sie dahin rief, und wich jeder Möglichkeit, sich auch hier getäuscht zu finden, furchtsam an, Ungeduldig, sich von Menschen zu entfernen, deren Religion Verrath an ihren Gegnern zur Pflicht machte, verließen sie Saumur schon am folgenden Tag, und nahen bald der Gegend, wo Sara, wie ehemals ein von den

Göttern Verfolger im delphischen Tempel, aus Vert hier's Mund die Weisung für ihr künftiges Leben erwartete. Kaum bezeichnen ihr noch Hügel und Felsen den wohl bekannten Weg, denn alles was Menschenhand zerstreuen kann, lag zertrümmert am Boden. Verbrannt stekten die Bäume des Walds ihre Zweige empor, oder lagen in Nische zerfallen über dem Weg, oder bedekten mit ihren zerschlagenen Nesten halb verscharrte Leichname. Rauchende Brandstätten sagten ihnen, wo ehemals Dörfer gestanden hatten, und stießen sie irgendwo noch auf eine bewohnte Hütte, so scheuchte der Anblick von Menschen die elenden Bewohner herans. Die Felder lagen zerstampft von den wilden Rössen, zerzaunt das Getraide von den Wagenrädern, die Weinberge von Kugeln ausgewühlt. Schwerer und schwerer wurde Sara's Herz. Endlich nahm man sie wenige Stunden von *** in einem Städtchen auf, von welchem Sara sich erinnerte, daß Vert hier's Geschäfte ihn sonst

hört hinriefen. Sie merkte bald, daß ihre Mittheileute und der ganze Ort dem Betrug der Priester entgangen waren, und bei allem Jammer über das gränzenlose Elend, es dennoch der Knechtschaft vorzogen, mit welcher ihnen der Sieg der Katholiken gedroht haben würde. Hier konnte also Sara nach dem Schicksal von *** fragen. Sie hatte unterwegs genug gesehen, um in der schaudervollen Beschreibung, die man ihr von dem Schicksal dieser Commüne machte, keinen neuen Zug zu finden; aber sie ward dadurch zur Verfinsternung des letzten Strahls, der ihrem Pfad leuchtete, vorbereitet — sie erwartete nun Verhier's Tod, denn wie konnte der achtzigjährige Greis diese Greuel wohl überlebt haben? Mit unglaublicher Schnelligkeit wog sie gegen einander ab, was sie jetzt noch seyn könnte, und was mit ihr werden möchte, wenn die Hoffnung verschwände, die sie hieher geführt hatte. Zum erstenmal, seitdem sie den Entschluß gefaßt hatte, sich in Verhier's

Arme zu werfen, erklärte sie sich selbst, daß ein dunkles Verlangen in ihr auf Ruhe, weibliche Bestimmung — auf ein Wesen, das sie mit Liebe umfaßte, hindeutete. Lebte Werthier, so war sie noch einmal Weib, Tochter — Arme, arme Sara! — Im tiefsten Winkel ihrer zerrissnen Brust sprach eine bde, furchtsame — ach eine nach menschlichem Das seyn sich sehrende Stimme Roger's Namen — schauernd vor der Ahnung von Glück wandte sie sich wieder zu den guten Leuten, die indeß ihr Gespräch mit Wabert fortgesetzt hatten; und wie der gemarterte Kranke, sein Knebel dem Messer darbietet, und vom nächsten Augenblick Genesung oder Tod erwartet, fragte sie: überlebte der ehrwürdige Werthier das Unglück seiner Landsleute? — Werthier? Ihr kanntet ihn? Er fiel ein frühes Opfer der Rasenden die von C^o herfürmten; bei selten weissen Haaren haben sie ihn in die Kirche geschleift, und dort ermordet, weil er einige Tage vorher eben da zwei wutende Prie-

hier ergriffen hatte, die sich am Altar vor dem tausendfach von ihnen beleidigten Gesez retten wollten. Er war der Vater des Volks! Er warnte uns oft vor den Ränken, mit denen man uns umstrifte, er lebte nur für uns, seitdem sein Sohn in das Feld gezogen war, seitdem eine Pflgetochter, die er zärtlich liebte, ihn verlassen hatte — Ja, fiel der Wirth, ein Alter mit redlichem Gesicht, dem Sprechenden in's Wort; wie ich bei der letzten Ernste dort war, fragte ich nach dem guten alten Herrn, der sonst sein Nachbar gewesen war, und da erzählten mir die Leute vieles von seiner Tochter, die der Bürger Wirth hier so gut wie an Kindesstatt angenommen hatte, und wie ich mit ihm sprach, sagte er: Gott hat mir sie genommen, daß ich gar keine Freude mehr auf Erden hätte als unsre Freiheit! — nun, dort wird er sie haben, denn jeder, der nach ihm gemordet wurde, und jeder, der für die Freiheit starb, wird es ihm dort sagen, wir thun und leiden alles, um sie uns

fern Kindern zuzufichern — — Der Alte hatte in einfacher Begeisterung gesprochen, und ein matter Strahl von Hoffnung goß Leben auf die Bleichen, von Schrecken entstellten Gesichter um ihn her; aber Sara hörte nichts; wie er die Frage ausgesprochen hatte: kanntet Ihr ihn? hatte sie sich matt auf einen Stuhl niedergesetzt — Der letzte Lichtstrahl war geschwunden, und sie fand sich in besinnungslosem Dunkel.

Die treue Babet sah die ganze Hülfslosigkeit ihrer Freundin; doch glaubte sie, daß Sara in Verthiers Sohn, dessen man eben erwähnt hatte, noch einen Schutz haben könnte, und sie forschte begierig nach ihm. Schon nach dem Föderationsfest, hieß es, sei der brave Roger nach den Gränzen gegangen — die letzten Nachrichten von ihm hatte man aus Mainz gehabt. Bei dem Namen Roger spann Babet in ihrem Kopf einen lustigen Plan für ihre verlassene Sara, denn eben diesen Namen erinnerte

sie sich von der armen, nur erst aus dem Todeschlummer Erwachten gehört zu haben, und seitdem hatte Sara manche Frage wegen des Schicksals der Hülfslosen bei der Armee gethan. Roger war in Mainz gewesen, ihr jugendlich heftendes Herz zweifelte nicht, daß er die Belagerung überlebt hätte, und mit seinen Waffenbrüdern in der Vendée seyn müßte — schon überredete sie sich, er könne gar Marthe's Zeligamerad seyn, denn Verthier's Sohn war edel und brav, und mit allen solchen Männern war ihr Marthe bekannt. Sara war verwais't, ohne Schutz, ohne Zuflucht auf Erden, ohne Zukunft — was wurde aus ihr in dem verheerten Lande, wenn ihre Freundin, ihrem Entschluß treu, zu dem Haufen ihres Mannes flieh? Und der Entschluß war bei jeder eingesicherten Hütte, bei jedem trauernden Gesichte ihr als heiliger Pflicht erschienen — aber Sara sollte ihn theilen, sollte, ausgeschlossen von jeder Bestimmung, diese ergreis-

fen. Mit lebhafter Freude über diese Ideen
welte sie E a r a aus ihrer gedankenlosen Starr-
heit, setzte ihr alles was sie gedacht hatte stürmisch
aus einander, und drang heftig in sie, ihrem
gefährlichen Umherirren ein Ziel zu setzen,
und mit ihr zur Armee zu gehen. E a r a
war auf den Punkt gekommen, wo bei Neu-
lingen im Unglück tobende Verzweiflung an-
fängt, das von den Schlägen des Schicksals
gestählte Haupt hingegen, mit kalter Bering-
schätzung der Gefahr, jedem Winke des Zu-
falls folgt. Hätte ihr B a b e t einen Dolch
gereicht, und gesagt: hier endet deine Ver-
pflichtung zu leben! — sie würde ihn eben so
gleichgültig in ihr Herz gedrückt haben, als sie
jetzt diesen Vorschlag anhörte, und antwor-
te: auch daß, wenn dieser Arm es vermag! —

B a b e t sorgte nun für alles was zu der
Verwandlung erforderlich war, und nach zwei
Tagen standen sie und E a r a, unter dem Na-
men André und Verrier, bei derjenigen
Abtheilung der Armee, mit welcher das Corps

der Mainzer Garnison, wo Mathieu diemte, combinirt war. Nach der ersten Feier, der ersten rührenden Freude des Wiedersehens, befragte Wabet ihren Mann auf das genaueste wegen Rogers; aber Mathieu hatte nie etwas von ihm gehört, er konnte in Mainz gewesen seyn, aber schwerlich während der Belagerung; übrigens war er selbst bei dem geschlagenen Corps von einigen Tausenden gewesen, das sich erst kurz vor der Blockade in die Festung geworfen hatte, und dennoch konnte Roger schon längst vorher zu andern Unternehmungen gebraucht worden seyn. Sara hatte bei Wabet's froher Gewißheit, daß sie Rogers unter ihres Mannes Kameraden finden würden, den Widerwillen empfunden, den jede Hoffnung ihr einflößte. Mathieu's Antworten veränderten keinen ihrer Züge, nur wie sie Wabet's betrübte, und über die Fehlschlagung halb unwillige Miene sah, schlich ein trübes Lächeln über ihr kaltes Gesicht: laß die Todten ruhen, gute

Wabet, sagte sie sanft; je mehrere mir schon voran sind, desto eher darf ich den langen Zug beschließen! — Da ihr Entschluß von Wabet's heitern Erwartungen unabhängig gewesen war, so änderte diese Täuschung nichts daran. Von dem Geheimniß ihres Geschlechts war außer Mathieu und Wabet niemand unterrichtet; auch ward es ohnedem durch die Vorfälle des Kriegs gesichert, die sie auf lange Zeit von den zärtlichen Eheleuten trennten, und sie sah ihre treue Wabet nur wieder, um auch an ihr den Willen ihres alten Schicksals zu erkennen.

Kaum hatte Sara Zeit gehabt, sich mit den unentbehrlichsten Handgriffen ihrer neuen Lebensart bekannt zu machen, als das unerhörte Waffenglück der Royalisten die republikanische Armee zwang, das ganze südliche Ufer der Loire zu räumen, und nach den blutigsten Niederlagen eine neue Anstrengung der Nation abzuwarten, um dem überall sich vervielfältigenden Feinde die Spitze zu bieten. Sara

Kämpfte nicht für ihr Leben, sie kannte also keine Furcht; die Namen Freiheit, Vaterland, schallten dumpf und bedeutungslos, wie aus Gräbern, aus ihrer verödeten Brust zurück — sie kannte also eben so wenig die Uebereilung der Schwärmerci. Sie gieng ruhig in den Streit, betrachtete den Tod in allen seinen Zügen, und wenn er sich ihr nahte, hatte sie ihm seine Schwäche so abgesehen, daß sie ihn wie einen verrathenen Ueberfall von sich schaltete. Ihre Kameraden nannten sie anfangs den finstern Jungfernknecht, weil ihr schweizgender Ernst bei ihrer unter Mannskleidern sehr jugendlich und zart scheinenden Gestalt, ihren Spott erregte. Aber nach dem ersten Gefecht sagten sie ihren Offizieren, dieser Knabe müsse schon in Mutterleibe gefochten haben; er sehe den Kugeln nach als spielte er Federball. Und nun hieß Sara bald der tapfre Verrier; die schwärmenden Jünglinge bei der Armee verhießen ihm Unsterblichkeit in den Jahrbüchern der Republik, und wenn

er fele, eine Stelle im Pantheon, und sie ward nach einem der blutigsten Tage, auf dem Schlachtfeld selbst, von ihren Kameraden zum Rang ihres Kapitäns erhoben.

Obne daß sie sich dessen bewußt war, da sie jeden hellen Gedanken in die innersten Tiefen ihres Herzens zurückdrängte, hatte sich Sara doch wohl bei ihrem unnatürlichen Entschluß die Waffen zu tragen, *** als ihren Gegner gedacht; es war nicht so wohl der Wunsch, ihn Arm gegen Arm, Schwert gegen Schwert, vor sich zu haben, als ein düstres Verlangen, in seinem Anblick ihre Seele wieder aufleben zu fühlen, wenn es gleich zur Rache, oder zur Verzweiflung wäre — sie ahnete in diesem Augenblick einen Ausweg aus dem unbestimmten Stillstand ihrer Gefühle. Auch wußte sie diesen sonderbaren Menschen, dessen Charakter, ja dessen Daseyn selbst immer etwas fabelhaftes behalten hat, sehr oft in ihrer Nähe. Unzählige male hörte sie seinen Namen von den Unglücklichen, die unter

ihren Streichen fielen, inbrünstig anrufen; und wo die Haufen der Patrioten flohen, war er fast immer Anführer der Feinde. Oft drang sie, Verderben verbreitend, ungestümmer vorwärts, weil sie dort sein weißes Roß sich bäumen zu sehen meinte; aber immer war es, als entzöge ihn eine Wolke ihrem Blick, sobald sie sich ihm näherte; und dann mischte sich ein Tropfen Wildheit in ihr kaltes Blut, und nicht mehr wie ein Todesengel, der mit höheren Befehlen gerüstet, die Sterblichen vernichtet, sondern mit der schrecklichen Feindseligkeit, die Menschenleben gegen eignes Elend aufwiegt, tödtete sie ¹⁰⁰⁰ in jedem bewaffneten Gegner, und indem sie so über Leichen schritt, wie der Fuß des gleichgültigen Wanderers in welken Blättern rauscht, hatte sie oft sich selbst gleichsam nur durch ein Wunder erhalten. Ihr war jedes Elend, jede Verirrung beschieden, die den Menschen nur treffen können; aber mit der schrecklichen Genußnahme, die ihr trauriger Wahn verfolgte, wollte das

Schicksal sie doch verschonen, und L****s bleiche, blutige Gestalt sollte nicht mit unter den Erscheinungen seyn, die ihre Fantasie marterten. In der Schlacht bei Laval, wo L*** den Sieg, den er erfocht, mit eddlichen Wunden erkaufte, ward sie gleich beim ersten Angriff von dem Schlag eines mit Eisen beschlagenen Stols niedergeworfen, und sie wäre den Feinden in die Hände gefallen, wenn ihre Leute nicht das äußerste gewagt hätten, um ihren tapfern Kapitain zu retten. Man schleppte sie vom Schlachtfeld hinweg, und wie sie wieder zu sich kam, fand sie sich unter den Händen des Wundarztes im Hospizal zu Angers. Das eiserne Ende des Stols hatte ihre linke Schulter gestreift, und den Hintertheil des Kopf so heftig verletzt, daß der Wundarzt anfangs mit schrecklichen Expectationen drohte, welche aber, da ihr Blut so kalt und ruhig wie ihr erlöbner Geist dahinsieß, entbehrlich wurden. Wie ihr Bewußtseyn zurückkehrte, und sie zugleich den Schmerz

an ihrer Schulter empfand, erschreckte sie der Gedanke, daß diese Verletzung eingeheilt werden, und bei dem Verband den sie nothwendig machen würde, ihr Geschlecht an den Tag kommen möchte. Sie hatte den Muth, über vierzehn Tage lang eine Quetschung, die ihren linken Arm lähmte, und die Schulter bis zur Brust hinab mit gestocktem Blut schwärzte, für sich im Stillen zu ertragen. Das einzige Mittel, das Zufall und List ihr zu erhalten möglich machten, Salz und kaltes Wasser, durfte sie sogar nur verstoßen anwenden, und sie mußte sich das frische Wasser, wonach ihr Fieberdurst so heiß verlangte, entziehen, um ihr darein getauchtes Schnupftuch, mit etwas Salz, das sie unter allerlei Vorwänden sich verschaffte, des Nachts auf ihre Quetschung zu legen, die durch den heftigsten Schmerz in Eiterung überzugehen drohte.

Jedes neue Leiden schien ihr ein Schritt zu dem Ziel ihrer Laufbahn. Still und langsam auf die Annäherung des freundlichen

Gefühl, der endlich die Fackel ihres Lebens umstürzen würde, lag sie da in unfäglichen Schmerzen, und studierte die mannigfaltigen Wendungen des Todes in ihren Unglücksgefährten um sie her. Wenn ihre Gedanken in die Vergangenheit schweiften, so lächelte sie, wie alle ihre Hoffnungen, alle ihre Entwürfe, sie mochten Gutes oder Böses zum Ziel haben, gescheitert waren. Sie gieng alle Erwartungen ihres Lebens durch, von den gutherzig frohen Aussichten, die ihr Antoinettes Kindheit gegeben hatte, bis zu dem Tag, da wils der Durst nach L...s Blut sie in das Gefängniß vom Karmeliterkloster getrieben hatte, bis zu der letzten Schlacht, von deren Ausgang, so wie von L...s kurz darauf im Fougeres erfolgten Tod, sie unterrichtet war; und sie fand überall nur Fehlschlagen, Blindheit, Leitung eines feindlichen Geschicks. L...s Tod schien ihr der letzte Auftritt des Schauspiels, und sie sehnte sich nur noch nach der Gewißheit, daß auch Roger ihr voraus-

gegangen wäre; den Mangel an Nachricht hinüber fühlte sie wie einen lästigen Aufenthalt im Augenblick der Abreise. Zur Bitterkeit war sie ihrem Ende zu nahe, und zu sehr Weib, um ohne Liebe zu sterben, versöhnte sie sich in ihrem Innern mit der Gottheit, um jenseits mit Liebe zu beginnen. Aber nicht der Tod sollte den Vorhang vor ihren Augen hinwegziehen, ihr Erdenleben selbst sollte den Nebel des Irthums, der ihre Seele verdunkelte, noch zerstreuen — sie genas, und eilte, das neu erhaltene Daseyn, für welches sie keine bessere Bestimmung kannte, wiederum auf das Spiel zu setzen.

Ihre Compagnie war mit unter den Truppen, welche in der neuen Vendee zusammengesogen wurden, um die tapfere Gegenwehr von Granville, und den Abzug der Royalisten, nach ihrem vereitelten Angriff auf diesen wichtigen Platz, zu benutzen. Auf dem Marsch dahin hörte Sara manche Umstände von G*** und seinem Tode erzählen; seither sie

aber selbst sich auf dem Krankenlager so friedlich mit dem Tod besprochen hatte, war keine Rache mehr in ihrem Herzen — sie gönnte auch ihm Ruhe im Grab, und es war ihr oft, als wäre ein Art Schleier über seinen Verbrechen gefallen, da ihn und sein Kind, und ihren hingeschiednen Engel, und alle, alle, dasselbe Element um beherbergte. So zu einer Art von sanfter Melancholie gestimmt, und von dem sehr beschwerlichen Marschen ermüdet, bezog sie ihr Quartier in der Gegend von Aranches, mit einer Sehnsucht nach Stärke und Heiterkeit des Geistes für den folgenden Tag, von welcher sie sich keinen Grund anzugeben wußte. Sie legte sich sogleich zur Ruhe, und blieb ungehört bis nach Sonnenuntergang, da ein Befehl vom General anlangte, um Mitternacht einen wichtigen Posten in der Nähe des Feindes zu besetzen, und die Nacht dort zu kampiren. Gleich darauf stürmte eine Anzahl junger Leute von ihrer Compagnie, mit lärmendem Gelächter, und

dabei einer gewissen Indignation in ihren Zügen, zu ihr herein, und sie hatte Mühe, einen Augenblick Zillschweigen zu erhalten, während dessen sie ihnen den eben angekommenen Befehl mittheilen konnte. Kapitain, sagte ein junger Mensch, der im Hospital neben ihr verwundet gelegen hatte, und später wie sie wieder hergestellt, mit sanfter Güte von ihr gepflegt wurde, wofür er mit herzlicher Dankbarkeit an ihr hing — Kapitain, weißt du, daß wir nicht mehr mit Menschen, nicht mehr mit Rebellen, mit Verräthern streiten? Weißt du, daß Prometheus ²⁰⁰⁰, mit dem wir, als er Held, Prophet, und sogar halber Pfaffe war, schon so viele Noth hatten, nun auch als Heiliger gegen uns steht? Da haben sie eben eine ganze Heerde solcher Unsinningen in die Ewigkeit geschickt; die haben sich alle darauf todtzuschlagen lassen, in drei Tagen hätten sie die Ehre und wiederzusehen, die Uebertreffe ihres grossen Helden brauchen nur ihre Leichname zu berühren, so stürme

Erid. Jan. 27. 1801.

neuch Leben in sie, wie bei'm Schall der Posaune. Und kurz und gut, L... thut Wunder, und unsre Kameraden balgen sich man weiß wie lange, um seinem Sarg zu erobern, den die Wahnsinnigen mit sich herum schleppen, und mit unerhörter Wuth verteidigen. — Jetzt sprachen alle auf einmal, und von der lächerlichen Seite des Gegenstands zu der wichtigeren übergehend, legten sie einander gegenseitig den Schwur ab, dieses Pfaffenblendwerk bis morgen zu zerstören, oder in dem Versuch zu sterben — Kapitan, rief der erste; du hörst den Schwur! du sähest und, und wir dringen vor; man sagt ohnehin, diesmal werde es Sieg gelten oder Tod — — Tod oder den schändlichen Heiligen! tobten sie alle, und Sara stand betäubt und starr, und empfing fast ohne Bewußtseyn den Schwur in ihre kalte Hand. Nun ließ sie der tolle Haufen mit ihrem aufgeregten Herzen allein — also nicht einmal im Grabe sollte das heimtückische Verhältniß enden? dem sie lebend,

Schwert gegen Schwert, Arm gegen Arm zu begegnen gewünscht hatte, vor dessen Sara schauderte sie jetzt zurück. Umsonst rief sie ihre Vernunft auf, dies Gefühl zu bekämpfen; als die Zeit heranrückte, war die Sehnsucht, morgen nicht wieder zu kehren, die einzige klare Empfindung ihrer zerissenen Seele geblieben.

Die Nacht war trüb und regnigt, seuchte Wellen zogen vom Winde getrieben über die Flur, und nur selten loderten die Wachtfeuer matt aus dem Nebel auf. Verrier lagerte sich bei einer Grube, in welcher einige Bündel Reisig brannten, um ihn herum standen oder lagen mehrere seiner Kameraden, hinter ihm im Finstern waren denn zwei, die vertraulich zusammen zischelten. Nach einer Stunde trat der eine an das Feuer, das er schürte, und bat Verrier und die Umliegenden, ihm und seinem Kameraden ein Plätzchen zum Wärmen zu räumen. Indem er Verrier anredete, schien er zu stynen, und sprach bel'm

Niederstgen leise und lebhaft mit dem andern; dieser wandte sich plötzlich gegen Sara, die aber nicht Acht auf ihn gab, bis der junge Soldat vor sie trat, und ehrerbietig fragte: Väterger betraten wir nicht vor drei Monaten zusammen diese rühmliche, gefährliche Laufbahn? — Sara erkannte ihre treue Baber; mit der freudigsten Bewegung, die sie seit dem letzten Abschied ihres Kindes gefühlt hatte, reichte sie ihr die Hand, und gienz mit ihr in die Verschauung, wohin ihnen Martieu, der neben Baber gesessen hatte, folgte. Sara hatte nichts zu sprechen; Babers herzliche Freude, ihres Mannes redlichen Glückwunsch über ihren ehrenvollen Dienst erwiderte sie bloß mit der Frage: Liebt Ihr euch noch? — Die beiden drückten sich die Hände — Wenn man so oft in Gefahr ist, mit einander zu sterben! rief Martieu — Wenn er so oft sich vor mich stellt, den Tod statt meiner zu empfangen! sagte Baber — Sara seufzte tief; sie wurden

geführt — auf Morgen! sagte Sara, und gab Babet ihre Hand. — Morgen Abend sage ich dir noch einmal was du jetzt hörtest, oder unser Tod hat es dir wiederholt! antwortete Babet, und umschlang ihren Geliebten. —

Kalt und stürmisch brach nun der Morgen an. Die Truppen versammelten sich, und erhielten das Zeichen zum Angriff des feindlichen Tages. Der gestrige Schwur schien von dem ganzen Heer abgelegt, mit einer so hartnäckigen Tapferkeit trotzte man der unerhörten Gegenwehr des Feindes! Sara's kleiner Haufen stampfte den Boden, denn sie standen weit hinter dem ersten Angriff zurück; und nur der furchtlose Tod der vorderen Reihen tröstete sie mit der Hoffnung, daß es auch für sie noch siegen oder sterben! gelten würde. Durch den Rauch unterschied Sara in einer kleinen Entfernung Mathieu und Babet, die ihrem Blick begegnete, und ihr freundlich zunickten. Jetzt erhielten sie den Befehl vor-

zurück, Sara sah die Weiden, Aug an Auge hangend, den ersten Schritt thun, im nächsten Augenblick riß eine Kugel sie beide nieder — Da betrankte, Mathieu umschlang sie, sie stürzten, die Reihe schloß sich, und schritt über sie fort, dem gleichen Schicksal entgegen.

Auch noch diese! thate es schmerzlich in Sara's Brust; und sie führte nun die Ihrigen vorwärts, und es war ihr, als habe nun ihre Stunde geschlagen: Tod drohte ihr von allen Seiten, Tod verbreitete sie nach allen Seiten. Bald waren die Vortheile der neueren Kriegeskunst hier unnütz, Mann gegen Mann secht auf Leben und Tod den schrecklichen Kampf aus. Plötzlich erblickte Sara das große weiße Panier nahe vor sich, und durch den dünner werdenden Haufen der Feinde ein schwarzes Gerüst mit wallenden Flören — die Märtyrerkrone zu den Füßen des Gekreuzigten auf dem hohen Sarg! Sie that einen lauten Schrei; eine Reihe von Weiden

verschwand aus ihrem Gedächtniß; Sieg oder Tod! rief begeistert das unglückliche Weib, und stürzte fort, den Leichnam des Geliebten zu erobern. Sieg oder Tod! überhäubte es das Geheul des Schmerzes und der Wuth — und den Sarg umreichten dreifarbigte Fahnen, und Sara hielt betäubt das herabgerissene weiße Panier.

Die Rebellen, mit ihrem Heiligthum aller ihrer Kraft beraubt, flohen von allen Seiten, und mit unaussprechlichem Schmerz belastet, folgte Sara dem Triumphzug ihrer Siegesgefährten, finst' er lächelnd, daß sie noch hätte zweifeln können, ob ihr wider sinniges Schicksal sie zwingen würde, seiner Leiche zu folgen. Den folgenden Tag wurde der Sarg, mit vielen erbeuteten Zähnen, Reliquien, Heiligenbildern, auf dem behaupteten Schlachtfeld verbrannt. Der tapf're Haufe, dem man den Sieg verdankte, schloß den nächsten Kraß um den Holzstoß, und Sara's zitternde Stimme erstarb in dem rauschenden Hym-

nus der Menge, da sie die letzten Ueberreste dessen der ihr alles gewesen war, der sie dem Glück und der Menschheit entrisSEN hatte, in röthlichen Flammen emporlodern sah. —

Nun lernte sie sich nach und nach wie einen abgeschiednen Geist betrachten, den ein wunderbarer Götterspruch verurtheilte, auf dieser Erde die Schuld seiner Menschheit zu büßen. Hätte sie noch ein Glück zu verlieren gehabt, so würde sie es lächelnd hingegeben haben; denn sie fand den Schmerz ihres Herzens nun so kindisch! Es war ja zum Schmerz geschaffen! — Diesen Zwang hatte sie schwerlich ohne einen Rückfall in ihren Wahnsinn ertragen, wenn nicht alle Umstände, die sie umgaben, sie so völlig aus ihrer ursprünglichen Bestimmung gerissen hätten. Nun gieng sie jeden Tag mit einer Art von Neugierde Scenen des Elends entgegen, und im Elend fand die Arme eine geheime Labung für ihr Herz. Sie hatte den Abscheulichkeiten, die

man verübte, wie dem Spiel höherer Wesen mit dem verirrten Geschlechte der Menschen zugeschiehen. Sie hatte geschlachtet, wie ihre Klur elasteten Gefährten, wo ein unumgänglicher Befehl sprach, ihr emporstes Herz bitter verhöhrend, und sich als willenloses, blindes Werkzeug betrachtend; sie hatte gerettet, so oft ihr gegen den unbewehrten fliehenden Feind freie Hand gelassen war. Man gönnte jetzt den Truppen, welche die meisten Mäheligkeiten bestanden hatten, so weit es die Umstände gestatteten, einige Ruhe, indem man sie vom Mittelpunkt des Kriegs hinweg, in jene abgelegnere Gegenden zog, wo die unglücklichen Feinde, von ihren Sammelplätzen abgeschnitten, von allen Hülfsmitteln entblößt, in den bden Wäldern und Morästen wie wilde Thiere gejagt wurden. Der tausendfache Jammer, den diese abscheulichen Maaßregeln hervorbrachten, bot Sara tausend Veranlassungen, zu helfen und zu retten. Oft gieng sie, mit einigen Kriegsgefährten,

die zu menschlich fühlten, um undarmherzigen Feindeshaß mit Tapferkeit zu verwechseln, in feuchten kalten Nächten auf die Menschenjagd; und sie brachten halb verhungerte Kinder, Jungfrauen und Weiber, als ehrenvolle Beute zurück, und übergaben sie in dieser oder jener kleinen Stadt den mitleidigen Bürgern, die sie mit reiner Menschlichkeit aufnahmen, pflegten, verbargen, keinen Verrath von Geschöpfen befürchtend, an welchen sie Bruderspflichten erfüllten. Wenn die Unglücklichen, mit Speise erquikt, ihre Ketter segneten, wenn die zitternden Mädchen ihren Dank auf den Händen der gerührten Krieger weinten, wenn die hilflosen Kinder, in Sara's Mantel gehüllt, an ihrem, unter der Verkleidung, von mütterlichen Erinnerungen klopfenden Busen erwärmt, ihre kleinen Arme um ihren Hals schlugen, und bis ein schützendes Dach erreicht war, oft an ihrer Schulter einschließen — da konnte Sara wohl zu Augenblicke ihres Schicksals vergessen, aber

mit feierlicher Nührung in den Wegen selbst, die es sie zu diesem Genuß geführt hatte, einen wunderbaren und hohen Sinn ahnen. Der sabbne Bund blieb unentdeckt, der wohlthätige Ugehorsamungesirafte — Bosheit entgeht dem Verrath nicht, Mischuldige selbst werden Verräther; aber selbst der Beserwicht verräth die Tugend selten, wenn sie nur seinen Vortheil nicht schmälert.

Sara's militairische Bestimmung führte sie auf einige Zeit nach Nantes. Im Mittelpunkt dieser großen, jetzt von den Feinden nicht mehr beunruhigten Stadt, giengen das mal's Greuel vor, die ihr, welche seit Monaten in den blutigsten Scenen des Bürgerskriegs lebte, bisher unbekannt gewesen waren. Sie sah mit ihren tapfern Gefährten einige von den unmenschlichen Gerichten, an denen ein großer Theil von Europa vielleicht noch zweifeln würde, wenn nicht seitdem die Revolution selbst diese Unthaten vor ihr Tribunal gezogen hätte. Während ihres Aufenthaltes in

Nantes erhielt man die Nachricht, daß in der Gegend von C** sich wieder einzelne Horden von Rebellen sehen ließen, denen verschiedene zerstörte Schlösser, und unter andern auch dieses Stammschloß ihres berühmten Anführers, zum Schlupfwinkel dienten. Eine Anzahl Truppen, wozu auch Verriers Haufen gehörte, wurde beordert über die Loire zu gehen, um die dorthin befindlichen Kriegesblöcker zu verstärken. Die armen Menschen, welche durch die unerbittliche Grausamkeit ihrer Gegner und ihr rettungsloses Elend jetzt mehr wie durch die Unhänglichkeit an ihre Partei, bei dem Aufzuge erhalten wurden, waren in der unwirkbaren Jahreszeit bald bezwungen und aufgetrieben. Nur C** blieb übrig, daß man in der ganzen Gegend noch immer für einen Sammelplatz der Rebellen hielt; unter Menschen, denen das Abenteuerlichste immer das Glaublichste war, trug man sich noch mit manchen Sagen, die mehr oder weniger mit den schauderhaften Mährchen zusammen-

stimmten, welche Sara vor einigen Monats-
 ten in Zaunir gehört hatte. Die Nähe dies-
 ser Ruinen hatte für Sara etwas ahnungs-
 volles, dem sie mit Wohlgefallen nachhieng
 — als ihr Glaube an Glück und Menschheit
 noch blühte, waren diese schwarzen Steinhaus-
 fen das unbekannte Eden, in welches ihre
 Träume sie zu versetzen pflegten; dort als
 Lotos's Gattin zu leben, dort sein Kind zu
 erziehen, diese Ueberbleibsel alter Tugenden
 und Vorurtheile mit den sanften Farben der
 Freiheit, der Gleichheit, und der allgemeinen
 Glückseligkeit zu verzieren, war damals so oft
 die frohe Aussicht ihres liebevollen Herzens.
 Jetzt leimten Moose aus den umgestürzten
 Trümmern, und Geister der Erschlagenen wa-
 ren ihre einzigen Bewohner! Sara's Schik-
 sal, daß sie mit unbarmherzigem gleichem
 Schritt der Erfüllung zuführte, ließ den Auf-
 trag, diese verdächtigen Ruinen zu untersu-
 chen, auf sie fallen; ein kleiner Haufen wur-
 de mit ihr beordnet und zog nach dem Schloß,

tressen weitläufiger Bezirk auf jeder zugänglichen Stelle, jedoch ohne allen Erfolg, durchstrichen wurde. Man fand in keinem der noch vorhandenen Gemächer, in keinem der vielen Gewölbe, die mindeste Spur irgend eines lebendigen Wesens — nichts als ausgebrannte Mauern über der Erde, Moder und Verwesung und verschüttete Leichname unter denselben. Sara schritt bei dieser Nachforschung vor den andern her, selbst einer der nächtlichen Erscheinungen gleichend, von welchen die sie begleitenden Landleute ohne Unterlaß erzählten. In einem der Höfe, am Eingang eines verfallenen Thurms, der dicht am Abhang eines Felsen gebaut war, führten sie die Bauern vor einen großen Stein, der vom Giebel der Barte herabgefallen schien — hier, sagten sie, erschlug man seine Gattin und sein Kind; und nun erfolgte fast die nämliche Verräthei von Zeichen und Wundern, mit welcher ihre frommen Wirthsleute in Saumur sie unterhalten hatten. Hier war

es, wo jede Mitternacht die feurige Kugel nieder sank, und mit einem dumpfen Donner zerfloß; dieser Stein war es, wo die Quelle entspringen, wo jede Nacht der Eremit Messe lesen sollte. Unwillkürliches Entsetzen ergriff Sara an dieser Stelle; aber halb aus Wohlgefallen an den schrecklichen Bildern, die hier sie umgaben, halb weil es ihre Pflicht war, jede Vorsicht zu gebrauchen, beschloß sie, einige Nächte mit den Ihrigen in diesen Ruinen zu wachen. Ihre ungeduligen Landknechte bequemen sich ziemlich ungern, die harten Winternächte in diesen unwirthbaren Trümmern zuzubringen; und wie die ersten vier und zwanzig Stunden verstrichen waren, ohne daß man das mindeste wahrnahm, lagen sie ihrem Kapitain an, sie nach dem nächsten Flecken zurückgehen zu lassen. Selbst von der Unnützigkeit eines längern Aufenthalts überzeugt, gab Sara ihre Einwilligung. War es aber eine dunkle Ahnung, daß ihr Geschäft hier doch noch nicht vollbracht seyn möchte,

oder war es Liebe zum Wunderbaren, die in uns wächst, je mehr unser Weg von der gewöhnlichen Bahn abweicht, oder hieng sie bloß jener bei unwiderstehlich Unglücklichen so natürlichen Freude an Gräbern und Gegenständen des Jammers nach — genug sie that einigen von den jüngern Männern, die auf ihren menschlichen Zügen in die Wälder jenseits der Loire ihre Begleiter gewesen waren, den Vorschlag, noch eine Nacht mit ihr auf dem Schlosse zu wachen; er wurde fröhlich genehmigt, und Sara brach mit einem sonderbaren heitern Muth, und zugleich mit einem unerklärlichen Schauer, dahin auf. Wenigstens wußte sie, daß mit ihren heutigen Gefährten Rache und Muthwillen gegen den wehrlosen Feind des Unternehmens nicht bespielt würde. Sie lagerten sich ihrer zwanzig, einige Stunden nach Sonnenuntergang, in einem Gemäuer am Eingang des ersten Vorhofes, dessen Thergewölbe so verschüttet war, daß man nicht anders als von der entgegen-

gesetzten Seite, oder über eine der Brücken, in das Innere des Schlosses dringen konnte. Dieser Ort mochte ehemals die Wohnung des Thorwärters gewesen seyn, und er war von allen Gebäuden des Schlosses noch der unversehrteste. Hier hatten sie über die Schutthaufen hin die Aussicht auf den Thurm, wo der fabelhafte Stein lag, und näher vor sich auf den Eingang eines Gewölbes, in dessen Tiefe ein verfallner Brunnen war, der am Fuß des Felsen in das Thal floß. Verriert's Begleiter — so wenig eine so große Anzahl Menschen durch feinere Gefühle ganz zusammenhängen konnten — hatten doch schon alle das Glück des Wohlthuns, und den Stolz der Tapferkeit geschmeckt, sie hatten zusammen dem Tode getrogt und das Leben von Unschuldigen gerettet, in beiden Fällen ihren braven Kapitein an ihrer Spitze: sie hatten also einen menschlicheren, aber auch strengeren Begriff von ihrer Pflicht als Krieger und Patrioten. Selten war ihnen eine so stille Nacht.

wurde geworden wie die heutige, und wohl
 niemals hatten die Umstände sie so feierlich
 gestimmt. Es war eine wunderbar milde
 Nacht für die Jahreszeit; mit Sternen übers
 set, stimmte der Himmel durch einen leich
 ten Nebelfog; die Luft wehte stoßweise, als
 bemühte sie sich umsonst, den verhüllenden
 Schleier durchzureißen. Tiefes bdes Schweis
 gen umgab die treuen Kriegesgefährten, sie hbr
 ten jedes Gewärm in dem Gemäuer neben ih
 nen, sie vernahmen das Rollen jedes Steines,
 der vom Regen losgeweicht bei den leichten
 Windstößen von den morschen Massen herab
 brach. Sara stand am Eingang des Gebäu
 des, ihr Blick irrte unablässig auf dem bden
 Schauplaz umher, und ruhte nur von Zeit zu
 Zeit auf der Gegend des Thurms, beim
 Opferealtar ihrer ehemaligen Feinde. Immer
 weicher und sanfter ward ihr Herz, die lez
 ten Spuren von Bitterkeit schienen sich an
 dieser Stätte zu verlieren; sie fühlte sich nur
 in dem allgemeinen Strudel der menschlichen

Schicksale mit fortgerissen, und hätte sie so bei dem blutigen Felsstül gestanden, sie hätte mit der Versöhnung Thränen ihn rein gewaschen! —

Mitternacht mochte sich jetzt nahen. Zwar verkündete sie keine Glocke aus den verwüsten Thoren rings umher, diese verstümmten längst; statt dem Landmann ihr ständliches: Gedanke an den Tod zuzurufen, schleuderten sie jetzt, in Kanonen und Mörser umgestaltet, Vernichtung in seine friedliche Hölle — aber einzelner Hahnenruf tönte durch die Stille, und heller flimmerten die Sterne in ihrer nächtlichen Höhe. Jetzt hörte Sara zu ihrer Linken ein dumpfes Geräusch, wie aus der Tiefe des Brunnenkellerd. Sie zog leise einen ihrer Gefährten zu sich, um mit ihm zu lauschen. Bald sahen sie aus dem Bergschlund eine Gestalt in Eremitenkleidung hervorsicheln, eine schwere Last auf dem Haupte, die sie tief senkend zu tragen schien. Ein Schauer überlief alle, ihr Anführer nahm die Stellung

eines Menschen, der einen Angriff erwartet; mechanisch wollte ihre physische Kraft ihr ank-
helfen, da ihr Geist erstarrte. Die Erschei-
nung wandelte über den Hof, schien über dem
Schutte zu schweben, und schon glaubten sie
die Zuschauer verschwunden, als sie im andern
innern Hof wieder hervortrat, und gegen den
Estein wankte. Hier hob sie ihre Last vom
Haupte, und verbarg sich einen Augenblick im
Innern des Thurms. Bald kam sie wieder
heraus, und bückte sich neben dem Felsstül,
wo in dem Augenblick ein blutig feuriger Schein
aufstieg, der, in einen schwarzen Rauch auf-
gelöst, die Gegenstände mit Nebel umzog.
Dorthin! flüsterten die Krieger sich jetzt leise
zu, und schlugen Feuer, um Fackeln, die sie
mitgebracht hatten, anzuzünden. Sara
wies ihnen ihre Posten an, und rief ihnen
freierlich zu: Tod den Verräthern, und Schutz
den Hülflosen! — Schutz den Hülflosen, ant-
worteten alle, und unerbittliche Strenge den
Rebellen! — Sie folgten ihrem Kapituln,

der einige von ihnen am Eingang des Brunnenlochs stellte, und die andern um eine enge Höhle, die sie jetzt, nachdem der rothe Schein vor dem Fackellicht erloschen war, an der Stelle des Steins entdeckten. Sara stieg durch die Oefnung hinab, die sich bald erweiterte, und sie fand sich in einem Gewölbe, das von einer Lampe erhellt war, und worinn eine Menge Waffen aufgehäuft lagen. Hier sammelten sich sechs von ihren Begleitern; allein indem sie sich nach einem weiteren Ausgang umsahen, hörten sie zuerst ein Gemurmel, dann ein durchdringendes Geschrei, worauf plötzlich hinter den Waffenhaufen einige Menschen hervorbrangen, die mit verzweifelter Wuth auf sie stürzten. Sie fochten wie Geister; ohne einen Laut von sich zu geben, hieben sie vor sich zu: (Schießgewehr schienen sie nicht zu haben, und in dem Handgemenge, zu welchem der enge Raum zwang, ward es auch Werrers Haufen unnütz) — eben so stumm empfingen sie ihre Wunden,

und stürzten zu Boden. Doch aus dem Innern des Gewölbes tönte Jammergeheul, Geschrei, und wenn ein Augenblick von Stille dazwischenkam, konnte man die klagende Stimme eines Kindes unterscheiden, die aber jedesmal von lauterem Geheul bedeckt wurde, so oft neue Gespenster aus dem Dunkel hervortraten, die Gefallnen zu ersezen. Sara und ihre Gefährten hatten bei dem sonst so unverhältnißmäßigen Kampf diesen Vortheil, daß sie mit dem Gesicht gegen die Seite standen, von welcher der Angriff sich beständig erneuerte, und so wegen des Mangels am Platz, der ihren Feinden in dem Hinterhalt übrig war, aus welchem sie hervortraten, deren nie mehr als eine höchstens ihnen gleiche Anzahl abzuwehren hatten. Vier Republikaner waren indeß gefallen, allein andre, die auf ihres Anführers Ruf hinunterstiegen, hatten die Reihe ergänzt. Das Geschrei in der Hölle ward jetzt schwächer, und obwohl noch einige Feinde fielen, drangen deren keine mehr

an ihre Stelle. Sara wollte nun das traurige Gefecht enden, sie wich im Mittelpunkt zurück gegen den Eingang; einer von den Feinden, der am heftigsten, und immer an der Spitze gekämpft hatte, den die andern mit ihren Leibern zu decken suchten, drang ihr nach; die Feinde gewannen Raum, aber Sara's List gelang, ihre Leute umzingelten die Unvorsichtigen am Eingang ihrer Höle, und bald waren sie niedergeworfen und erzwungen. Ihr Anführer allein stand noch unbezwungen, allein kaum sah er, daß seine Gefährten keinen Widerstand mehr thun konnten, so senkte er sein Schwert, und näherte sich Sara mit einem Anstand, der keinen der Sieger über seine Absichten in Zweifel ließ. — Mein Leben ist verwirrt, sagte er mit einer männlichen Ruhe; ich könnte es zwar noch theuer verkaufen, aber auf euren Blutgerästen kann es jenen Unglücklichen — er deutete auf das Innere der Höle, die Verriers Leute besetzt hielten — mehr nützen, als wenn ich es

hier opfre. — Er griff nach Verriers Hand: Kommen Sie; wenn Sie kein Ungeschehen sind, so wird es mir gelingen. Und meine Abgeordneten nannten mir ja den tapfern Verrier, den mit seinem Haufen die Unglücklichen an der Loire und Mayenne segnen — —

Sara's innerstes Herz war aufgeregt, seitdem der Fremde seine Stimme erhoben hatte; unfähig die Worte zu vernehmen, hörte sie nur diesen Ton, den ein tausendfaches Echo in ihrer bebenden Brust wiederholte, und der ihr doch unbekannt war. Sie folgte ihm mechanisch in die innere Hölle. Diese war schwach erleuchtet, aber bald erblickten sie die Tafeln von Verriers Lenten so gut, daß man alle Gegenstände unterscheiden konnte. Ein junges schönes Weib lag, wie es schien, todt auf einem Lager hingestreckt. Ein blühender Knabe, dessen himmelblaues Auge in Thränen schwamm, hob den Kopf von dem Schooß der Todten auf, und lief, wie er den

Fremden erblickte, mit offenen Armen auf ihn zu, und lachte klagend: Theodor, die Mutter! die Mutter! — Sara fuhr zusammen, wie vom einem Blitzstrahl getroffen, sagte den den Fremden ins Auge, der sich gebückt hatte, um das Kind aufzunehmen, und dessen Gesicht jetzt von der niedrig hängenden Lampe erleuchtet ward — Theodor! rief sie, wankte, und fiel ihren herbei eilenden Begleitern in die Arme.

Der Fremde setzte verwundert das Kind nieder, und sah den Soldaten zu, die einander zuriefen, es sey die Luise im Gewölbe, von der er erlöste, und ihren Kapitain gegen die Befehle führen wollten — Nein, sagte einer aus dem Haufen, er kann verwundet seyn — Und sogleich riß man Sara's Kleid auf, und entblößte ihre Brust, und alle, die sie umgaben, riefen mit dem Ausdruck des unbeschreiblichsten Erstaunens: Es ist ein Weib! — Wer ist ein Weib! wiederholten die stehenden, und der Fremde trat mit ihr

nen herbei. Sara lag, auf die Knie eines ihrer Soldaten gestützt, am Boden; ihr Arm war durch das Herabziehen ihrer Kleidung ganz unbedekt, ihr Busen offen und weiß wie Schnee, ihr Gesicht zwar von der Sonne und der Lust geschwärzt, aber noch so schön, von so feinem schwarzem Haare beschattet, das bei der zurückgebognen Stellung ihres Kopfes ihre edle Stirne bliken ließ — Der Fremde starrte sie an, rief mit dem Ausdruck des Entsetzens: Sara, meine Schwester! — und stürzte zu ihren Füßen.

Verräthers Gefährten standen betäubt; — das ohnmächtige Weib, das sich jetzt langsam aus dem Todesschlaf erhebt, war ihr tapftrer Kapitain, und war dieses Rebellen Schwester! Aber in ihrem rauhen Sitten vergaßen sie Eyd und Verwunderung, und stießen nur mit Abscheu den Verräther von ihrem Kameraden zurück. Sara war jetzt erwacht, sie raffte sich langsam auf, machte sich von ihnen los, und schloß schweigend, doch nicht

mit dem Versinken der Freude, sondern mit jenem fürchterlichen Schweigen, da der erschöpfte Geist seine letzten Kräfte aufbietet, dem wiedergefundenen Bruder in ihre Arme. Der Knabe hatte den kurzen Augenblick ängstlich zugeesehen, jetzt klammerte er seine beiden Arme um die unglücklichen Geschwister: sein kleines gepreßtes Herz hofte Trost und Hilfe, wo er den Ausdruck der Liebe erblickte. Unter Sara's Gefährten entstand ein unruhiges Murren; der Älteste, ein rothliches, rauhes Gesicht, zog sie von ihrem Bruder hinweg: Kapitain, sagte er trotzig, bist du deine Autorität bei unserm Chef niedergelegt hast, sind wir Dir Gehorsam schuldig, so wenig dein Geschlecht sich mit dieser Autorität rechnet; vergißst Du aber Deine Waffenbrüder über diesen Rebellen, so bin ich der nächste, meine Kameraden von Verletzung des Gesetzes zurückzuhalten — Sara entfernte sich einige Schritte von Theodor, und überfah mit einem Blick, der nach Fassung rang, den ganz

zen Schauplay — sie hielt eine Minute schauernd die Hand über die Augen, versuchte zu sprechen, und wandte sich endlich mit einer Stimme, deren hohler, gewaltsam angestrender Ton in den Winkeln des schwarzen Gewölbes wie die letzten Worte eines Sterbenden verhallte, gegen die Umstehenden: Nein, Brüder und Freunde, wenn ich so glücklich war, euch oft zum Sieg, immer zur Befolgung der Geseze und zur Ausübung der Menschlichkeit anzuführen, so ward ich selbst von Grundsätzen geleitet, die auch in diesem Augenblick, da mich der grausamste Schlag des Schicksals trifft, mich noch würdig machen, zum letztenmal Gehorsam von euch zu fordern — — Sie hielt inne; über sich selbst erhaben, in reiner Begeisterung stand sie da; ihr Auge blitzte, wie sie wieder anhebt, war ihre Stimme fest; ihr schöner, noch halb entblößter Busen klopfte hoch, und indem er bewies, daß sie ein Weib war, löste sich der Schauer, den ihr Wesen erregte, in stiller

Bewunderung auf — ihre Kriegsgesährten
 fühlten diesen Zauber, und traten ehrerbietig
 zurück. Dieser Mann ist mein Bruder, sagte
 sie; seit drei Jahren trennte ihn sein trauri-
 ger Irrthum von mir, vom väterlichen Haus.
 Ich glaube ihn nach dem zehnten August für
 jeden Irrthum bestraft — er lebt, und mei-
 ne und eure Pflicht übergibt ihn jetzt dem Ge-
 setz, mit allen, die unserm Schwert entgiengen.
 Dieses Kind — Hier unterbrach sie sich,
 und ergriff die Hand des Knaben: Bruder,
 sage dort deiner Gattin, ich werde ihm Nuto-
 ter seyn; sage ihr, dieses Kind allein mache
 mich diese Stunde überleben — Theodor
 schien von ihr zu gleicher Begeisterung empors-
 gehoben; er hörte ihr ruhig zu, und wie sie
 geendet hatte, sagte er gerührt: Ja ich erken-
 ne den Gang unserö Schicksals! Nur auf die-
 sen blutigen Wegen sollten wir uns wieder
 treffen, aber unsre Seelen sind ewig vereint
 — Ja empfang' diesen holden Knaben von
 meiner Hand; doch nicht, wie du glaubst,

hängt er mit dem Flicke zusammen, der schon bei unsrer Geburt, der vor uns schon über unsern Vater ausgesprochen ward. Jene Erschlaßte, die der Schrecken über euern Sieg abdeckte, war nicht mein Weib; mein Weib hat nie Unglück und Gefahr mit mir getheilt — Er nahm den Knaben in die Höhe, und legte ihn in Sara's Arme: Welche Poesie's Sohn dem Vaterland, gegen das wir Rasende stritten! Diese Rache sparte dir das Schicksal auf, zum Ersatz für grausame Leiden, zur Wüßung deines fürchterlichen Unglücks! —

Sara hielt den Knaben, der sie und alles umher ängstlich anstaunte, und jetzt vom Arme des Unbekannten sich zur todten Mutter hinbog — Sara hielt ihn fester, ja heftiger, sie zitterte unter dem Sturm, der ihre Seele zerriß. Endlich hatte sie den Sturm überstanden; sie kniete, den Knaben im Arm, im Kreis der erschauerten Gefährten: Ja, ich folge deinem Ruf, unbegreifliches Schicksal!

Hier vor dieser Entsetzten, vor dem Bruder, vor diesen allen, die mit ihm dem Tode geweiht sind, hier in eure Hände, meine Mitbürger, lege ich den Schwur ab: Des Anaken Tugenden sollen einst seines Vaters Verbrechen verschönnen! — Sie stand auf, eine schöne Verwandlung schien in ihrem ganzen Wesen vorzugehen: ehemals hatte ihr finsterner Blick, der ausdruckslos dumpfe Ton ihrer Stimme, ihre trozig feste Stellung, jedem Verdacht, den ihre zarte Haut, ihre sanft herabfallenden Schultern, ihre schnell erschöpfte Brust erregen konnten, abgelenkt; jetzt stand sie unverkennbar ein weiches, unglückliches Weib, wehmüthig zuckte der Mund, der so lange das Gefühl wegstroyte, unverhalten drängten sich grosse Thränen aus dem nun milderen Auge — mit einer schmerzvollen Stimme, die tief in den Herzen der Anwesenden erklang, mit einem Arm das Kind fest an ihren Busen drückend, mit der andern Hand den Hut herabnehmend, und den Säbel von der Seite

losgütend, wandte sie sich zu dem Mann,
 der sie vorher so sibirisch angeredet hatte, und
 indem sie ihm beides übergab: Braver Mann,
 sagte sie, du brauchtest dich deines Kapitäns
 nie zu schämen! Nun führe mich zu unserm
 Chef, daß ich ihm Rechenschaft von dieser
 Nacht ablege, — erst aber verordne, was
 unterdessen mit deinen Gefangenen geschehen
 soll. Und ihr, Kameraden — noch einmal
 laßt mich euch so nennen — Ihr werdet alle
 für mich zeugen, damit man mir dieses Kind
 nicht entreiße. Lebt wohl — dienet dem Va-
 terland — sichert unsre Freiheit — Sie hob
 ihre schönen Augen gen Himmel, hielt das
 Kind in ihren Armen empor: Freiheit! Für
 die mein Blut floß, für die ich so vieles stiep-
 sen sah — zum erstenmal mir wahrhaft heis-
 lig und theuer, um dieses verwaisserten Ge-
 schicks willen! — — Theodor schien sein
 Schicksal, seine Zukunft vergessen zu haben,
 er stand, sein Auge entzückt auf Sara gehef-
 tet — er sah in ihr dasselbe Wesen wieder,

in welchem er seit seiner ersten Jugend das Ideal des Weibes angebetet hatte. Die Krieger drängten sich, die meisten mit nassem Blut, zu Sara, jeder schwor ihr Achtung und Liebe, jeder schwor, das Kind zu vertheidigen und zu erhalten; jeder bat sie wehmüthig, ihm zu verzeihen, wenn seine Pflicht ihm gegen ihren Bruder nicht ein Gleiches erlaubte.

Die Gefangenen wurden versammelt und abgeführt, die Todten wurden verscharrt; und auf Sara's Bitte begrub man L***'s unglückliche Wittve in dem nämlichen Gewölbe, wo sie ihr angstvolles Ende gefunden hatte. Sara stand neben der Leiche, bedeckte das blasse Gesicht der Entseelten, und gedachte ihrer eignen ahnungsvollen Worte: Als selb'ne Wittve sehen Sie mich wieder!

Auf dem Weg von den Ruinen zu dem Hauptquartier wetteiferten Sara's ehemalige Gefährten, den kleinen Hyppelet seiner Pflegmutter abzunehmen; keinem fiel ein un-

geziemender Eherz eirr, sie schienen ihre ganze Achtung für Verrier, den braven Soldaten, auf Sara, das unglückliche Weib, übergetragen zu haben. Diese gieng matt, als wäre mit der Entdeckung ihres Geschlechts dessen ganze Schwäche zurückgekehrt, neben ihrem Bruder; und mit Bliken und Minen, die wohl bezeugten, daß er sich vom Leben hienieden schon losgerissen hatte, winkte ihr Theodor Muth und Liebe zu. Wenn von Zeit zu Zeit der Zug anhielt, nahte sie sich ihm, und küßte das Ende der Striße, die ihn mit seinen Unglücksgefährten zusammenfesselten. Als sie gegen Mittag ankamen, war ihnen ihr nächeliches Abenteuer, auf hundertertelei Art erzählt, schon vorausgeflogen; Sara verlor keine Zeit, um sich einen weiblichen Anzug zu verschaffen, und in diesem, ihrem Pflegsohn auf dem Arm, begab sie sich sogleich zu ihrem General. Sie gab ihm mit bescheidnem Wesen, und einem Erdröthen, das auf ihren durch den Kriegsdienst verhärteten

Zügen den vollen Ausdruck der Weiblichkeit wiederherstellte, Rechenschaft von den Gründen, die sie bewogen hatten, die neueren Dekrete zu umgehen, durch welche ihr Geschlecht von der unnatürlichen Laufbahn des Krieges ausgeschlossen war; sie gab ihm Rechenschaft von ihrer hilflosen Lage, von ihrer Verzweiflung über Verthiers Tod, als sie diesen Entschluß ergriff; sie nannte ihm die Gefechte, an denen sie, seit ihrer Aufnahme unter den Truppen, theilgenommen hatte, und forderte dann mit edelm Stolz das Zeugniß ihrer Waffenbrüder auf, ob sie nicht stets als ihr Kamerad, ohne einen Schatten von Verdacht auf ihr Geschlecht, von ihnen geliebt und geehrt worden wäre? Einstimmig lautete dieses Zeugniß, und das reinste herzlichste Lob aus dem Munde aller. Der junge Mensch, der neben ihr im Hospital gelegen, den sie gepflegt und nie verlassen hatte, setzte unter hervorstürzenden Thränen hinzu: nur der Kleinste Theil von uns ist übrig geblieben, seitdem

sie und anführt, die meisten liegen im Felde verscharrt; aber ich war immer an ihrer Seite, ich sah sie mit dem Tode kämpfen, und weder Muth noch Ehrbarkeit verliessen sie je — der General gab ihr einen rühmlichen Abschied; doch ehe sie gieng, sagte sie noch mit erstickter Stimme, und die Hand auf ihr bebendes Herz gelegt: Ich höre, daß mein Bruder morgen früh zum Tode geführt wird — ob ich einen Versuch machte, den Rebellen zu retten, werden diese redlichen Bürger mit bezeugen! Verghnne mir, den sterbenden Bruder zu trösten! — Es ward ihr bewilligt.

Theodor und Sara brachten die ganze Nacht mit einander zu. Der Inhalt ihres Gesprächs ist leicht zu errathen. Wenn ein verunglückter Reisender mit seinem Weibe, seinen Kindern, mit allem, was ihm theuer ist, an eine wüste, unwirthbare Küste geworfen würde, wenn er, die ersten Tage noch von Hoffnung belebt, die Geliebten in das wilde Land hineinführte, dann sie mit Bedürfnissen

umringt sehe, und umsonst nach Hülfe umher
 irrte, so würde bei dem ersten Gegenstand sei-
 ner Sorge, der dem Verhängniß unterläge,
 sein ganzes Wesen sich empören — doch bei
 dem zweiten wafnet er sich mit fürchterlichem
 Muth, und jetzt verliert er sie nach und nach
 alle, durch den grausamen Hunger, oder zer-
 rissen von wilden Thieren, oder verglühend
 von der Schlangen giftigem Biß — da blickt
 er auf die übrigen, schaudert nur vor der
 Dauer des Kampfes zwischen ihrem Leben und
 dem unvermeidlichen Tod — endlich sitzt er
 neben dem letzten Sterbenden, müde harrend,
 wie eine Mutter auf den Schlaf ihres Säug-
 lings, um selbst zur Ruhe zu gehen! So vers-
 giengen erst seine Hoffnungen, dann seine Wün-
 sche, dann auch sein Groll gegen das Unglück —
 Er lauscht auf den nahen Tod, wie er den
 letzten Geliebten aus seinen Armen windet —
 jetzt ist auch dieser dahin, und auf seinem
 Grabhügel schlummert er den ersten Schlaf.
 Einem solchen Schlaf entgegen sehend, erzählt

te Sara ihrem Bruder, oder hörte abgebrochen die Hauptzüge seiner Geschichte, von seiner Flucht bis zu diesem schrecklichen Wiederscheit. Es war ein Gewebe von Irrthum und Schwärmerei, die, von Bosheit und Eigennutz gemisbraucht, den edeln Jüngling zu einem Pfade hinrissen, wo er, von seinem reinen Selbstgefühl verlassen, den Muth verlor, seiner Eitelkeit zum Trotz, zur Wahrheit zurückzulehren. Sein Vater hatte ihn am eines Weibes willen verstoßen, die seinem Herzen wie seinem Geiste ewig fremd blieb; und kaum hatte er ihr seine Freiheit geopfert, so suchte sie in einer fernen Hauptstadt des Auslandes ungestörte Befriedigungen ihres Leichtsinns und ihres Stolzes. Ohngefähr zu eben der Zeit, wie Sara nach Paris kam, lehrte er in sein beleidigtes Vaterland zurück. Hier arbeitete er, durch Verrath und Intrigue an seine Partei gefesselt, gleich einem nächtlichen Räuber, auf dunkeln und verborgnen Wegen für Menschen, die er endlich verachteten

gelernt hatte, für eine Sache, deren Güte ihm täglich zweifelhafter wurde. Seine Liebe für Sara war indeß nicht mit seinen übrigen Tugenden ein Raub des Partheigeiſts geworden, und er hörte auf seine Erkundigungen mit unausprechlichem Schmerz den Ruin seines Vaters, seinen Tod, und Sara's Schicksal, das er nach verfälschten Gerüchten als ganz schimpflich kennen lernte, indem sie aus dem Haus ihres Beschützers, des ehrwürdigen Vert hier, entwichen seyn sollte, um Roger zu folgen. Von L***'s Einfluß auf das Unglück seiner Familie hatte er keine Ahnung; und als die Geschäfte ihrer Parthei sie zusammenbrachten, erlag auch Theodor dem Zauber dieses Mannes, dessen unbegreiflicher Geist in seinen Plänen mit dem Bruder vielleicht einen Ersatz für seinen Verrath an der Schwester bezweckte. So lebten Theodor und Sara mehrere Wochen einander nahe, und oft reichte der grausame L*** dieser eine Hand, die jener in der Stun-

vorher gedrückt hatte, und verhinderte sie, eines durch des andern Hilfe und Schutz, vielleicht wieder in den Schooß der Tugend zu kehren. Am zehnten August hatte Theodor an L***'s Seite gesessen, und er war es gewesen, der, ohne Sara zu erkennen, bloß aus mechanischer Menschlichkeit, ihm zugerufen hatte: es ist ein Weib! — Bei dem Tode von Sara's Liebling hatten in diesem Augenblick von allgemeinem Aufruhr, wo nichts als Selbstvertheidigung handeln konnte, beide nicht mehr Schuld gehabt, und beide hatten eben so wenig darum gewußt, als die Kugel selbst, die in des Kindes Schulter gefahren war. Sie wollten sich nachher durch einen ihnen bekannten Schlupfwinkel im Schloßse retten, aber sie verließen ihn zu früh, und wurden ergriffen. Selbst unter den Mördern am 2. September war ihre Parthei nicht unruhmlich, und es waren Mittel verabredet, um sie während des Gedrängs entkommen zu lassen. Doch hätten sie im geltenden Au-

genblik diese Mittel beinahe versäumt, so erschütterten sie von Sara's fürchterlicher Erscheinung gewesen. L*** hatte sich zuerst gefaßt, und ihm verdankte Theodor sein Leben. Lange in den vergessenen Kreuzgängen eines Klosters versteckt, trachtete Theodor nur darnach, von seiner verlorenen Schwester etwas zu erfahren, und L*** bahnte sich den Weg nach dem neuen Schauplatz, auf welchem er bald darauf eine so glänzende und abentheuerliche Rolle spielte. Sie hatten Verbindungen nach aussen, und ein Grabgewölbe im nächsten Kirchhof diente zu ihren geheimen Zusammenkünften mit ihren Vertrauten, die sich des Abends in den Kirchhof verschließen ließen, während daß sie durch einen unterirdischen Weg, dessen Ausgang, in einer von den Nischen der Gruft, mit einem Sarg bedeckt war, an den verabredeten Platz gelangten. Am Abend des 21. Januars hinterbrachte einer von jenen Unterhändlern Theodor die Umstände dieses wichtigen Tags; eben

derselbe hatte auch Sara's Aufenthalt, ihre damaligen Verbindungen entdeckt, und war Augenzeuge ihrer unnatürlichen Wuth bei dem Blutgerüste des Königs gewesen. Bei diesem schmerzlichen Bericht vergaß Theodor alle Vorsicht, er brach in laute Klagen aus — und es war wirklich wieder seine Stimme gewesen, welche Sara's gepeinigtes Gehirn vollends zerrissen hatte. In der ersten Verstärzung über ihren Schrei und ihr Herbeistürzen schoß er blindlings eine Pistole gegen den vermeinten Feind ab; sein kühlerer Gefellschafter riß ihn fort, und ihr Schlupfwinkel war schon längst wieder unter dem nachgezogenen Sarge verborgen, ehe man in dem Gewölbe nachsuchte. Bald darauf entwich er glücklich mit *** an die Ufer der Loire. Die beiden Geschwister waren bestimmt, ihren Pfad bis zum Ausgang im grauesten Dunkel zu suchen; wenn indessen alles, was Sara erfuhr, unmittelbarer ihr Herz bestürmte, so blieb sie doch, selbst in Verirrung und Rase-

rei, sich und ihrem Gefühle treuer — Theodor hingegen hatte seinen Antrieh und seinen Lohn immer auſſer ſich geſucht, und war ſo das Spiel der Liſtigeren, die ihn umgaben, geworden, biß er, mit ſich ſelbſt unzufrieden, mißtrauiſch gegen ſeine Sache, ſeinen Unmuth mit einem trügeriſchen Syſtem von Grundſätzen dämpfte, nach welchem der moraliſche Menſch, von dem handelnden getrennt, bei der Kenntniß der Wahrheit im Irrthum beharren durfte, wenn die Umſtände es erforderten. Mit dieſem Widerſpruch in ſeinem Inneren, der ſeine Selbſtachtung erdrückte und ſeinen Muth lähmte, war er 1793 in die Vendee geſogt; doch mußte er ſogleich mit geheimen Aufträgen ſeiner Partei nach England, und kam erſt kurz, nachdem die katholiſche Armee über die Loire gegangen war, wieder in dieſe Gegenden. Hier ward er bald, wie die meiſten Menſchen von ſolchen Anlagen und in ſolchen Verhältniſſen, vom Betrognen zum Betrüger. Nachdem er lange für König und Geſetz ge-

schwärmte, sein Gewissen, sein Blut dafür geopfert hatte, warb er um andre für den Glauben, den er selbst verloren hatte, und kein Mittel war ihm zu empfindend oder zu verdächtig. Sein stolzer Geist, sein aufgellärter Verstand folgte sich in jede Nummerei der Priester; sein weiches Herz panzerete sich gegen alle Unmenschlichkeiten, die um ihn her vorgiengen, die er selbst vollstreckte, und die den schrecklichen Retter von Grausamkeit unter Missethäuern und Brüdern einführten. In den seltenen Augenblicken, wo der Sturm einer solchen Wüthsamkeit ihm Freiheit ließ, sich mit sich selbst zu beschäftigen, versank er entweder in die finsternste Verzweiflung, oder spannte sich zu einer unnatürlichen Höhe, auf welcher er sich dünkte die Wage des Schicksals selbst zu halten, und dem Menschengeschlechte Elend, das zum Heil führe, zuzuwenden. Er steht bei Laval an 2000's Seite, und rettete ihn mit Gefahr seines Lebens, als er nach seinen empfangnen Wunden im Begrif

war, den Feinden in die Hände zu fallen. Er zog siegend, aber auch sterbend in Jougères ein. Wie er seinen Tod fühlte, der ihn mitten in seinen Plänen, auf dem Gipfel seines Glücks überraschte, machte er seine Verordnungen mit der Kälte, mit der Ruhe eines Hausvaters, der sich zu einer kleinen Abwesenheit rüstet. Nachdem er für die Angelegenheiten seines Heeres, für die Sicherheit seiner Vertrauten, so weit es in seiner Macht stand, gesorgt hatte, schloß er sich mit Theodorin ein, der seinem nahen Tod, halb mit Schrecken, halb mit der Art von Spannung entgegen sah, welche der Ehrgeizige bei dem erblickenden Ruhm eines andern immer fühlt, auch wenn er nie sein Nebenbuhler gewesen ist. Der Sterbende schien sich jetzt seinen Gefühlen zu überlassen; er drückte lange seines Freundes Hände, und schien ihn mehr in seine weiche Stimmung ziehen, als Stärke bei ihm finden zu wollen. Nach einer feierlichen Vorbereitung, mit einem Wesen, in welchem

ein mehr geübter Menschenkenner als Theodor vielleicht Zwang und innern Kampf erkannt haben würde, entdeckte er ihm, daß seine Gattin und sein Kind noch lebten; daß er das Gerücht ihres Todes selbst genährt hätte, um sie sicherer zu verbergen; daß sie ihren Aufenthalt im Gewölbe des alten Schlosses von C** seit den Niederlagen der Seinigen jenseits der Loire, nicht verlassen hätten; daß eine langsame Krankheit, die dem Leben seiner Gattin drohte, ihr Entweichen nach England, selbst wenn es bei der Wachsamkeit des Feins des rathsam gewesen wäre, unmbglich gemacht haben würde — Sie verdiente ein besseres Loos! setzte er, in tieferem Ernst versinkend, hinzu. Ich verband mich im Ausland mit ihr, weil ich ihre Familie brauchte. Ihre verächtlichen Verwandten hatten sie mit sich in das Ausland geschleppt; das junge furchtsame Mädchen gab ihre Hand mit Vergnügen einem Manne, bei welchem sie ihre ganze ehemalige Existenz wieder zu erhalten hoffte. Ich habe

ihr Zutrauen mit Betrug gelohnt; denn mein Ziel — — Er legte seine Hand auf die tiefe Wunde unter seiner Brust, und schwieg einen Augenblick. Er fuhr fort: die sanfte Seele ward flüchtig, verfolgt — sie tröstete sich mit dem Sohn, den sie mir gebahr. Sie klagte nie, und schmachtet nun, in einem ehemaligen Kerker verborgen, seit sieben Monaten dem Tode entgegen. Einige bewährte Diener meines Hauses pflegen sie, bringen ihr die nöthigsten Bedürfnisse, und sie entgeht der Mordlust des Feindes nur, weil man ihr lebendiges Grab von Geistern bewohnt glaubt. Wie wird aber die Unglückliche widerstehen, wenn das Gerücht meines Todes zu ihr dringt? Und wird es nicht den Muth der Getreuen, die stündlich ihr Leben für sie aussetzen vollends niederschlagen? Wird dann mein Sohn, werden sie nicht vielleicht beide in die Gewalt der Feinde fallen? — Theodor! Ich begehre Ihren Schutz für die Reinen — In dem Sie diese Verbindlichkeit übernehmen,

müssen Sie freilich für jetzt Ihren Ehrgeiz der Menschlichkeit opfern — aber nicht Mitleid allein, nicht Freundschaft, wie Sie Betrüger wähnen, fordert Sie auf — eine höhere Tugend, die den Menschen zum Helden, die ihn über sich selbst erhebt! Theodor! — Ihr ärgster Feind, der Zerstörer Ihrer Familie — der Verführer, der Verderber Ihrer Sara, bittet Sie, sein Weib und sein Kind zu retten — — Theodor riß seine Hände los, die der Verwundete hielt, und stand mit rollendem Auge, Entsetzen in jedem Zug, erscharrt vor dem Bett. F^o lehnte sich erschüttert zurück, und sagte mit bebenden Lippen: Sterbend mußte freilich Ihr Feind seyn, um Ihrem rächenden Arm zu entgehen! — Theodor ballte seine Hände krampfhaft zusammen, und wie er sein Seitengewehr, an das er heftig stieß, klirren hörte, stürzte er beide Arme verschlingend an das andere Ende des Zimmers, als fürchte er sich, es wider Willen zu entblößen. — Mit einer Stimme.

an deren Erschöpfung und Anstrengung fast nur sein körperlicher Zustand Schuld zu sein schien, mit beinahe trockner Kürze, ohne Erklärung, ohne Beschönigung wie ohne Uebertreibung, erzählte nun L*** die Geschichte seiner Verbindung mit der unglücklichen Sara. Lest er von den Ausbrüchen des unbeschreiblichen wüthenden Jammers bei seinem Zuhörer unterbrochen, als von seiner eignen Schwäche oder Bewegung, hielt er jedesmal inne, bis jene vorüber waren, und Theodor wieder bereit stand, den Gistbecher vollends auszuschlürfen. Sara's Schicksal war ihm bis zu der schrecklichen Krankheit bekannt, in welche sie nach dem 21. Januar verfallen war. Den dieser hatte Theodor nichts gewußt; das Bild seiner wahnsinnigen Schwester ergriff ihn mit einer solchen Gewalt, daß er den Kopf auf beide Hände gestützt, selbst der Rath vergessend, laut weinte — da fuhr ein leichtes Zucken über L***'s Gesicht: hätte ich nun versäumt, die Täuschung über mein Leben hina

aus zu verlängern, und ich stirbe in diesem Augenblick, so könnte die Welt denken, ich wäre nicht selig gestorben! Gut daß die Priester schon da waren — und um des Besten unsrer Angelegenheiten willen wirst Du mich nicht verrathen, Theodor — Witter lachend murmelte er noch: Heiliger E***! Bitt für uns — — Theodor widerstand kaum dem wieder erwachten Zorn; er knirschte: Heuchlerischer — kalter Ebsenicht! — Eine süchtige Röthe ergoß sich auf einen Augenblick über die Wangen des Kranken; dann hob er sein bleiches Haupt: Nein, Theodor! Ich liebe sie! — — Gewaltig schien er sich nun zu spannen: Höre, Theodor! Vielleicht sind die Geheimnisse dieser Brust noch ein Vermächtniß, mit welchem ich an Deinem vergifteten Leben etwas wieder gut machen kann — Er wollte sich sammeln, um fortzufahren; es ist zu vermuthen, daß in diesem Augenblick Wahrheit aus seinem Herzen und über seine Lippen gekommen wäre; aber

Das Schicksal wollte das Räthsel dieses Geistes unaufgelöst lassen. Die heftige Bewegung brachte innerlich eine Krisis hervor, die seine Sprache hemmte. Er griff matt nach Theodor's Hand, die ihm dieser schauernd entgegen. Ein unmerkliches Lächeln, das Resignation seyn konnte, schwebte um seinen blassen Mund; er faltete die ausgestreckte Hand wieder in die andre. — Eine kurze Pause erfolgte; Verklärung und Verdammniß schienen jetzt auf dem Gesichte des Sterbenden in einander verschmolzen. Zu schwach, um sich zu erheben, wandte er langsam den Kopf gegen einen Tisch an der andern Seite seines Bettes. Fast ohne seine Lage zu verändern, und als belebte die entfliehende Seele zum letztenmale noch leise die äußersten Spitzen seiner Glieder, nahm er eine Feder, schrieb ein Paar Worte auf einem Blatt Papier, winkte Theodor, es zu holen — Theodor stand mechanisch auf — er laß die lebende Schrift: Mein Weib und mein Kind! Durch-

drungen suchte er L***'s Blick — Sein Kopf war wieder gegen die vorige Seite gelehrt; Theodor bog sich über ihn — L*** hatte sein letztes Wunder gethan, und war verschieden.

Theodor verließ die Arme, und stahl sich durch tausend Gefahren bis zu den Trümmern von C**, wo die ihm von L*** anvertrauten Zeichen ihm den Eingang in das Gewölbe öfneten. Hier fand er ein Paar Geschöpfe, die den innern Grimm, mit welchem er an diese menschenfreundliche Handlung gieng, bald in sanftes Mitleid umschmolzen. Auf dem Krankenlager lechzte L***'s schöne, junge Gemahlin nach Trost und Erquickung. Im ersten Schrecken über die Nachricht von der tödtlichen Verwundung ihres Herrn waren die Hausbedienten, unter deren Schutz er sie gelassen hatte, auch einander geflohen, bis auf drei, welche nur mit den abwechselndsten Kunstgriffen einen kümmerlichen Unterhalt herbeischafften. An Geld fehlte es ihnen zwar

nicht, I^{ooo} hatte einen Theil seiner Schätze und Kostbarkeiten in diesen Gemälden vergraben; aber der geringste Umstand, ein Becher, ein silbernes Geschirr, ein Geldstück selbst, konnte sie verrathen, und außerdem war die umliegende Gegend so verwüster, daß man mit Tennen Geldes keine Erquickung für die arme zarte Kranke aufstreuen konnte. Die größten Gemälde, oft rohe Kasianien, wozu nur selten ein Stück Brod kam, erhielten jetzt diese Frau, die, zu solcher Weichlichkeit gewöhnt, so wenig mit Schmerz und Noth bekannt gewesen war, daß sie bei der sanftesten Anlage kaum jemals etwas dem Mitleiden Ähnliches gefühlt hatte. Ihr Knabe allein hielt sie aufrecht, und war zugleich der Gegenstand ihres peinlichsten Kummerd; neben ihm durchweinte sie die langen Winterabende, indeß er unbeforgt schlummerte, denn er wußte diesen Kerker, in welchem die erste Entwicklung seiner kindischen Seele vor sich gegangen war, mit nichts besserem zu vergleichen, und seine

früheren Erinnerungen hatten sich hier so vermischet, daß er, als man ihn an jenem schrecklichen Tag herausstrug, von der Sonne geblendet, fragte, was das für ein großes Licht wäre? Wenn aber seine arme Mutter ihre elenden Gefährten herbeischleichen hörte, erstarrt, ermüdet, und oft von der ängstlichen Wanderschaft, wo jeder Schritt ihnen mit Entdeckung und Tod drohte, nichts zurückbringend als Schreckensposten, da trocknete sie ihre müden Augen, und sammelte sich zu neuem Schmerz und neuer Geduld. Ein ehesmaliger Pächter ihres Gemahls, ein Mann, der seine Habe für die Sache der Freiheit zugelegt hatte, und für einen der festesten Patrioten galt, erkannte eines Abends einen von den drei Gefreuten, der, um Lebensmittel zu suchen, in seine halb abgebrannte Hütte gekommen war. Der Unglückliche glaubte sich verloren, machte aber dem Mann eine so rührende Beschreibung von dem Elend der Gräfin, von dem Liebreiz des Knaben, daß dies

fer, von Mitleid hingerissen, der Retter dieser bedrängten Familie ward. Er war die nächtliche Erscheinung im Eremitenkleid, welche den Wahn des Landvolks veranlaßte; so eist er Lebensmittel zusammenbringen konnte, krieg er durch einen fast verschütteten heimlichen Fußpfad, neben der am Fuß des Berges fließenden Quelle, den Brunnenkeller herauf, und gelangte auf dem mühseligsten Weg mitten in den Schloßhof; ein Stein, den er in dem Innern des Thurms durch das Lustring des Verließes herunter warf, war das Zeichen seiner Ankunft, worauf man ihm die verrammelte Hölle öffnete. Noch mehr Hilfe aber schaffte nun Theodor's sinnreicher Muth in einer Gegend, die ihm von Jugend auf bekannt war, und seitdem das arme Weib in dieser Einöde schmachtete, war er das erste menschliche Geschöpf, das, anstatt sie mit Klagen zu quälen, die ihrigen vernehmen konnte. Indem er aber ihr Elend milderte, setzte er auch ihre Sicherheit aus: er zog mehrere her-

umirrende Flüchtlinge von seiner Partei an sich, und sein unruhiger Kopf machte nach und nach diese Zuflucht der Unschuld zu einem neuen Tummelplatz politischer Plane, die ihn und die Unglückliche, die er beschützen wollte, verderben, indem sie Unvorsichtigkeiten veranlaßten, welche die Aufmerksamkeit der Gegenpartei erwekten. Schon mehrere Tage vor dem Ueberfall befand sich die Gräfin sehr schlecht, sie sprach oft mit Theodor von ihrem nahen Ende, von dem Traum ihres jungen Lebens, von dem schrecklichen Wechsel, der sie nun hinraffte. Sie erwähnte mit tiefem Gefühl, aber ohne Bitterkeit, wie wenig ihr Gemahl für sie gewesen wäre — Und jung, wie ich war, setzte sie hinzu, hätte ich ihn doch zu meinem Abgott gemacht, und die Herrschaft über mein reines Herz hätte ihn sicher mehr beglückt, als der blutige Zepher, mit welchem er stumpfsinnige Glende lenkte! Sie hatte ein Paar mal gedauert, daß sie wohl nicht die Einzige gewesen seyn möchte, welche

das Loos des Unglücks aus ihres Vaters Hand empfangen hätte. Am letzten Abend erklärte sie sich hierüber noch deutlicher: Ich habe, sagte sie wehmüthig lächelnd, einmal eine Erscheinung gehabt — die aber einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich nachher, wie ich so viel Unglück erfuhr, daß ich es in die kurzen Jahre meines Lebens gar nicht hineindrängen konnte, immer von dieser Erscheinung an rechnete. Sie erzählte nun den kurzen Besuch, den sie von einer Unbekannten gehabt hätte; wie erschüttert sie gewesen wäre; wie sie geforscht hätte, etwas von der Unglücklichen zu erfahren; wie einer von den Bedienten endlich herausgebracht hätte, es sey ein junges Mädchen, die sein Herr unterhalte, sie sey Mutter gewesen, aber ihr Kind sey todt, und was aus ihr selbst geworden sey, wisse man nicht; wie sie dies gerührt hätte, indem sie damals eben ihren Sohn geboren hätte; und wie sie, seitdem sie einsam und verlassen in diesem Gewölbe lebte,

oft an das Mädchen gedacht, und gemeint hätte, wenn sie damals aufzufinden gewesen wäre, sie hätten zusammen weinen und leiden wollen — Im Glük, sagte sie, wäre ich vielleicht ihre Feindin gewesen, aber wir waren ja beide verlassen, beide so unglücklich, und ich hatte ja doch meinen Sohn, und war Gartin — Das Mädchen sah so rührend aus! Seit Sie da sind, fuhr sie gegen Theodor fort, denke ich noch öfter daran — sie sah Ihnen, glaube ich, ähnlich, besonders wenn Sie wild reden — das arme Mädchen! Als seine Wittve wollte sie mich wiedersehen — da wäre es nun Zeit! — So schwazte die arme, liebende Seele ihre wenig entwickelten Gefühle her, und sah nicht, welchen Eindruck sie auf Theodor machte, der seine unglückliche Schwester in diesem Bilde erkannte, aber zu viel Schonung gegen die Kranke hatte, um ihr sein nahes Verhältniß mit dieser Erscheinung zu entdecken. — Als das Gemüthe bestürmt wurde, suchte sie eine Zeitlang ihren

Sohn zu trösten und zu beruhigen; bald aber kleten Schrecken und Angst die abgenutzten Fäden auf, die sie noch an das Leben hielten; und sie war verschieden, ehe noch die Sieger in das Verhältniß gedrungen waren, das ihr so lange schon zum Grabe gedient hatte. Sie war eben achtzehn Jahre da sie starb: still und unschädlich hatte ihre schöne Jugend geblüht; man hatte sie keinen Gebrauch ihrer angebornen Güte gelehrt, die Menschen um sie her wußten diesen Funken der Gerechtigkeit nicht zu schätzen — so konnte sie, um wohlzu-
 thun, nichts als lieben, um zu genießen,
 nichts als lachen und scherzen. Ihre Liebe
 ward von den kalten abgestorbnen Seelen, mit
 denen ihr Stand sie verband, zurückgewiesen,
 von ihrem Gemahl nie angenommen; und
 Eßerz und Lachen wandelte sich früh in Elend,
 Noth und Angst. Ihr Leben glich einer klei-
 nen Lampe, die in einem menschenleeren Rau-
 me brennt und erlischt; sie leuchtete niemand,
 und ihr Erlöschen wird von niemand bemerkt.

Wdgen so manche, deren Schicksal wie das
 übrige anfing, nie ein so trauriges Ende er-
 fahren! — —

Der Morgen brach an, welcher Theo-
 dor und seine Gefährten zum Tode rief. Sei-
 ne Fassung war wehmüthig. Er mußte sich
 selbst sagen, daß er seit dem erstenmal, da
 sein treuer Roger ihn warnte, bis zu diesem
 Augenblick, immer die Wahl zwischen dem
 Besseren und Schlimmeren gehabt hatte; sein
 Geist war erstorben, sein Herz ausgeglüht,
 nur seine Liebe für Sara erleuchtete, gleich
 dem Abendroth an einem stürmischen Tag, des-
 sen Morgen doch heiter anbrach, noch einmal
 sein finsternes Daseyn; er bestete auf sie seine
 schweren Augen, und schloß sie gern auf ewig.
 In Sara waltete eine über das Schicksal er-
 habene Ruhe; sie hielt des Bruders kalte Hän-
 de, drückte sie an ihr Herz, an ihre Lippen,
 und in dem sinnenden Blick ihres ernstesten Aus-
 ges schien Ahnungen eines freieren, reineren
 Daseyns zu liegen. Wie die Wachen den

Unglücklichen abholten, schauderte sie auf; er stand sprachlos, zeigte auf den sanft schlummernden Hypolit — dann rief er mühsam: ohne ihn riße ich Dich mit mir fort! — Ohne ihn folgte ich Dir! sprach sie zitternd, umarmte den Bruder, wandte sich gegen die Soldaten, und sagte mit gebrochnem Ton und gefalteten Händen: Faßt ihn scharf in's Auge — es ist meine letzte Bitte! — Jetzt erstikten die Thränen ihre Stimme, und Theodor ward fortgeführt.

Sara's Betragen im Kriegsdienst, gegen ihren Bruder, gegen den verwaisten Knaben hatte ihre Obern, und alle, die in der Gegend von ihr hielten, so gewonnen, daß es ihr an Unterstützung nicht fehlte, die sie, an ihren Pflegesohn denkend, ohne Widerwillen annahm. Sie saun indessen darauf, sich in elne Einsamkeit zurückzuziehen, wo sie, fern von Menschen, fern von dem Geräusch der Waffen — denn beides preßte ihr Herz zusam-

men — sich nach und nach wieder an das Leben gewöhnen konnte, dessen Last zu tragen sie nun so feierlich verpflichtet war. Der heranahende Frühling verstärkte sie in einem Plane, den sie in ihrem Innern seit jenem Augenblick entworfen hatte, da sie neben Hippolyt's erblaster Mutter ihren Bruder dem Tode überantworten, und sich selbst zum Leben verurtheilen mußte. Das kleine Gebäude in den Ruinen von C**, wo sie mit ihren Kriegsgefährten eine Nacht im Hinterhalt gelegen hatte, ließ sich mit einer kleinen Ausbesserung bewohnbar machen; unter diesen graufenvollen Trümmern vermutete man keines lebendigen Geschöpfes Aufenthalt, und sie fand da Nahrung für ihren Schmerz, reine Luft für ihren Jögling, und den ungeführten Anblick der sich aus der Verwüstung hervorarbeitenden Natur, von den hohen Felsen in die Thäler herab. Ein Bauer, bei welschem sie in der damaligen Zeit im Quartier gelegen hatte, war durch ihr sanftes Betra-

gen, durch die menschliche, regelmäßige Auf-
 führung ihrer Untergebenen, für sie eingenom-
 men worden, und hatte den Auftritt im
 Schloß, und was darauf erfolgt war, mit
 herzlichster Theilnehmung gehört. Sara hats-
 te auch zu ihm Zutrauen gefaßt, und sie theil-
 te ihm ihren Wunsch mit, sich in den Räu-
 men einzurichten. Ein Geheimniß wollte sie
 daraus nicht machen; aber um künftig unges-
 tühter zu seyn, bat sie ihn, nur seinen Sohn
 zum Gehälfen bei der Arbeit zu nehmen, und
 so ward die kleine Wohnung bald zu Stande
 gebracht, ohne daß die Nachbarschaft es ah-
 nete. Eine kleine Küche, welche das Vor-
 haus zugleich vorstellte, und eine einzige Kam-
 mer, woraus das ganze Gebäude bestand,
 war in wenigen Tagen vom Schutt gereinigt,
 mit Fenstern versehen, und so viel Geräthe
 hineingebracht, wie Sara und ihr Pflugs-
 sohn brauchten. Eine wunderbar stille Emp-
 findung war es für Sara, als sie zum er-
 stenmal neben ihrem brennenden Heerd die

Nacht erwartete. Es war eine Nacht wie jene schreckliche, da sie Theoborn fand, um ihn auf ewig zu verlieren; eben so flimmerten die Sterne im Nebel — Sie stellte sich einen Augenblick vor die Thüre, blickte nach jenem Thurm; sie hatte nun den Kelch des Leidens geleert, keine Erwartung mehr — wie war sie so ruhig! Indessen erwachte der Knabe in der anstossenden Kammer, und sagte schmeichelnd: Sara, willst Du nicht schlafen gehen? — Sara's Herz zerschmolz in Wehmuth; es war ihr, als riefen mit dieser Stimme alle Geister, die sie jetzt eben umschwebten: Sara, Sara! Komm in das Grab — und doch sollte sie diese Stimme in das Leben, knüpfte sie an das Leben durch alle Bande des Mitleids und der Großmuth.

Neben der Hütte war eine kleine Pforte, die in einen Zwinger gieng, wo ehemals Jagdhunde und Kaninchen gehalten wurden. Diesen reinigte Sara von Steinen und Schutt, und mit den ersten Frühlingeregen keimten da

Gemüse heraus, und wilde Blumen, die sie für ihren Kleinen sorgfältig pfliegte. Von Zeit zu Zeit besuchte sie ihr Vertrauter, der alte Bauer, und freute sich über ihren Fleiß, über das frohe Wesen des Knaben; und wenn er ihr bleiches ernstes Gesicht ansah, auf welchem das freundliche Lächeln so wehmüthig aufste, sprach er ihr zu: Junge Frau, wem Gott selch Gedröben giebt in dem, was er unternimmt, wie der Knabe wächst und der Salat draussen aus dem steinigen Boden keimt — wahrlich, der muß nicht so trostlos drein sehen! Gott, der Keime aus den Trümmern ruft, kann auch wehe Herzen heilen — Sara drückte ihm die Hand — Ergebung und Ausbarren sind sich also immer gleich! Diesen Sinn hatten Berthier's weise Lehren, und die treue Einfalt dieses Mannes arthmete eben diesen Sinn — Der Alte half ihr von dem Theil des Schlosshofs, der an ihre Hütte stieß, die Mauersteine wegräumen, und bald befestigte er sich mit jungem Gras, auf welchem

Hippolit, dessen Schritt nun fester wurde, in der warmen Sonne spielte.

Es kamen jetzt Stunden, wo Sara's Herz mit der Natur um sie her einstimmt — Reime, die den grausen Trümmern entsprossen! Sie unterdrückte nicht, wie ehemals, jeden Wunsch nach Heiterkeit, sie verdrängte nicht mehr jedes Bild der glücklichen Jugend mit dem Andenken ihres schwarzen Schicksals. Ihre wohlthätigsten Stunden waren die, wo sie berechnete, wie viel zerstreuter das Elend gewesen seyn würde, dem sie entgangen war, als das, welches sie wirklich erfahren hatte. Wenn der Knabe auf ihrem Schooße scherzte, wenn er an ihrem Busen einschlief, wenn er schmeichelnd sie Mutter, gute Mutter! nannte; so hob sich ihr Auge gen Himmel, und suchte dort ein Wesen, dem sie danken möchte, daß nicht, so wie sie einst darauf ausgegangen war, seines Vaters Blut an ihren Händen klebe. Jede ihrer Sorgen für ihn besänftigte jetzt ihr Herz; hätte damals der

Zufall ihre Rache begünstigt, so war jede seiner Veltbejungen nunmehr ein Dolch in ihr Gewiffen!

Wenn fie indessen nach ihrem Tagewerk außubte, der Mond am Himmel aufflieg, oder die zahllofen Sterne hinter den verfälfnen Thürmen hervorfunkelten, und ihr Herz die ftille Feier ihrer Verftorbenen begann, da fchwebte, feidern die Ahnung des Friedend bei ihr wieder eingezogen war, manchmal der leife Gedanke vor ihr, daß in der Reihe der geliebten Todten noch ein Name fehlte — Roger war nicht zurücfgekehrt, und ob er todt fey, hatte niemand ihr zu fagen gewußt! Je ruhiger ihr Herz, je weiblicher ihr Thun wurde, defto fchmerzlicher dachte fie, daß er, allein von allen übrig, vielleicht noch in den Schreden des Krieges lebte, und nie erfahren würde, wie fie gelitten, und wie fie geküßt hätte. Dabei fchauberte fie vor der Möglickeit, ihn je wiederzufehen; es war eine Kluft zwifchen ihnen entftanden, die ihr von allen

menschlischen Wesen nun losgerissenes Herz nicht mehr auszufüllen wußte. Wie sie ihn gekannt hatte, in einfacher Tugend und weichem, reinem Kindersinn fortwandelnd, abtrug er seine männliche Kraft nur in Augenblicken, wo er eine Leidenschaft zu bekämpfen hatte; sein Herz glich der milden Sonnenwärme — und das ihrige, war es nicht ein ausbrennender Vulkan? Sie fühlte, welches Mißverhältniß dieser Unterschied zwischen dem Weib und dem Mann stiften mußte. Alle Harmonie war gestört, alle Gleichheit; Roger konnte in ihr nur ihr Unglück ehren — und sie wollte und konnte nun keinem menschlischen Wesen mehr nahen, das sie ehemals gekannt hatte, das denken mußte: wie glücklich war sie einst! Sie konnte nur Hippolits Liebe ertragen, denn sein Lallen sagte ihr bloß: wie gut bist du jetzt!

Eines Abends arbeitete sie in dem kleinen Garten im Zwinger, und da ihr der Busch überall im Wege war, geschäftig die Pflan-

gen ausrupfte, die sie eben sorgsam gesetzt hatte, schickte sie ihn in den Schloßhof, um da seinen Unfug zu treiben. Nach einer kleinen Weile hörte sie ihn zusammenhängend reden, und mit mütterlicher Freude über den kleinen Schwärzer, wollte sie sehen, welchen Stein oder welche Pflanze seine kindische Fantasie befehlte, und zum Spielfkameraden umgeschaffen hätte. Sie gieng an die Pforte, und erblickte das Kind zwischen den Knien eines Soldaten, der auf der Bank vor der Thüre ihrer Hütte saß. Sara konnte des Mannes Gesicht nicht sehen, weil die Abendsonne sie blendete, und er ihr halb den Rücken zulehrete; doch unterschied sie, daß der Knabe mit ihm spielte, und der Fremde das Kind freundlich liebte, indem er mit der Hand auf einen Haufen Steine zeigte, die es zusammengetragen hatte. Hippolit holte jetzt mühsam einen großen Stein, den er dem Soldaten zu halten gab; dieser faßte den Stein mit einer Hand an — nein, rief der Kleine,

und zog an seiner andern Hand; mit beiden Händen! dann will ich klopfen — Ich kann nicht, mein Kind, sagte der Fremde, die andre ist todt — Todt? fragte Hippolit, und machte grosse Augen; die Hand todt, und Du nicht todt? — Sie ist im Kriege abgeschossen — Armer Mann! sprach der Knabe klagend, und streichelte leise den ausgestopften Ärmel — soll heissen, die Mutter soll ein Pflaster geben; ich war auch recht krank am Kopfe von einem grossen Stein, da hat mich die Mutter geheilt — Und wird die Mutter denn mir Pflaster geben? fragte der Fremde. — Wenn Du weh hast? rief der Kleine, und zog ihn am Ärmel gegen die Pforte des Zwingers, wo er jetzt die Mutter erblickte. Bei der Annäherung eines Fremden, des ersten in dieser wilden Einsamkeit, war ihre erste Bewegung Schrecken; doch konnte sie ihrem Hippolit nicht allein lassen, da er sie suchte; sie trat also aus der Thüre, und sah den Mann aufstehen, und seinen Stok und das

Kind in einer Hand haltend, auf sie zukommen. Der Fremde stuzte bei dem ersten Anblick, kam aber sogleich näher, ließ den Knaben stehen, und zog mit der einzigen Hand seinen Hut ab — Gute Bürgerin, sagte er mit einem heitern Ton, Ihr Kleiner versprach mir ein Pfaster für meinen abgeschossenen Arm; wollen Sie mir einen Trunk Wasser geben für meine herzliche Müdigkeit? — Die Art, die Stimme des Mannes hatten etwas, das Sara auffiel; selbst sein Rok, dieser Rok, den sie so lange getragen hatte, rührte sie — Oern, antwortete sie freundlich, müßte ich doch auch für meinen Knaben Wort halten können! — Wie sie sprach, fuhr der Fremde erschrocken zusammen; sie bemerkte es nicht, und gieng neben ihm weiter auf die Hütte zu — Das sind ehrwürdige Andenken, Bürger Soldat! sagte sie; und wo Ihr hinkommt, findet Ihr gewiß tausend Arme, die sich des eifern, Euch den Verlust des Eurigen zu ersetzen — Sie traten jetzt in den Schatten der

Hüte; der Fremde schwieg, und sagte Sara schärfer in's Auge, sein Gesicht schien zu glühen, er warf bald auf sie bald auf dem Knaben unruhige Blicke — sie ließ das alles gut seyn, und gieng hinein. Als sie zurückkam mit Wein und Brod, und es ihm auf die Hand setzte, und zugleich fragte, wie er auf eine so abgelegne Höhe gerathen wäre? näherte er sich äusserst bewegt — Vielleicht vom meinem guten Engel geleitet, sagte er; ich kann nicht begreifen — und doch! — die Stimme, der Gang! — Sara Seildorf! Roger kann doch keine andre für Sie ansehen — — Ein Schleier fiel von Sara's Augen, und ohngeachtet der tiefen Narbe über seiner Stirne, der Narb über die linke Wange, die seinen ehemals schönen Mund entstellte, erkannte sie jetzt alle seine Züge, und wankte, zwischen der Freude und dem Schrecken einer solchen Ueberraschung getheilt, zurück — Meine Schwester! rief Roger, und sagte sie in seine Arme, führte sie auf die

Bank, lehnte ihren Kopf an seine Brust, und weinte und jauchzte vor Entzücken — Aber Sara wand sich aus seinen Armen, sie stand auf, sah ihn mit einem Blick voll unaussprechlicher Wehmuth an — Schwester! wiederholte sie schändernd — o, eine arme verirrte, durch Unglück bis an den Rand des Verbrechens geführte Schwester — — Nein, meine theure, ewig geliebte Schwester — o ich Kind! ich Kind! da wandte ich zum Grabe meines Großvaters, und bitte Gott um Muth, es zu erblicken, und die abgebrannte Hütte wieder zu bauen, und statt der niedergeworfenen Bäume wieder andre zu pflanzen; und Gott schickt Dich mir entgegen, die ich so lange schon unter den Todten glaubte — Unter den Todten, fiel Sara ein, die Hand feierlich auf die Brust gelegt — ja, rodt für das Glück, für die Menschheit — Sara, antwortete der redliche Mann lächelnd, und zog das Kind zu sich; Sara, Mutter! — und rodt für die Menschheit, die hier so schön aufblüht? —

Eine schwache Kribe über seinen Irrthum ward bald von bittern Thränen über die Erinnerung an ihr Kind, das ihn veranlaßte, hinwegzuwaschen — Dies ist L...s, nicht mein Sohn, sagte sie; mein Kind, und alles was mein war, alles, was ich liebte und was mich liebte, liegt im Grabe — die Sara, die Ihre Schwester war, ist unter den Todten — der Schmerz erfüllte ihre Worte — die Sara, sprach Roger, die noch so fühlt, so weint, ist meine Schwester — nie, so lange dieses Auge Thränen, so lange dieser Körper Leben hat, kannst Du aufhören, es zu fern! Und selbst dann — wie ich Sie todt glaubte, Sara, seit drei Monaten, daß ich diese schreckliche Gewißheit hatte, war meine Liebe im Grabe, so wie sie nun wieder auf Erden ist — Er schrie, Sara's Hand haltend; dann das Kind ungewiß betrachtend, dann mit glänzendem Auge, mit einem Ausdruck von verkürzter Freude, vor welchem seine glücklichen Narben zu schwinden schienen.

in das ferne Thal hinblickend — armes Land! rief er aus; arme Menschen! So viel Seligs leute wohnte in diesen Trümmern, — so viel Heldenmuth! — Er drückte das Kind an sich, sah es nachdenkend an, spielte mit seinem blonden Haar, das es dem Vater so ähnlich machte, und blickte nach Sara's dunkeln Locken, die sich unter dem grossen Tuch, das ihren Kopf verhüllte, hervordrängten. Der frohe Gantast schien etwas angenehmes in dieser Vergleichung zu finden; er nahm den Knaben in die Höhe, und herzte ihn — man sah es ihm an, daß er einen Arm zu wenig hatte, um alles, was er fühlte, in seine Gebärden zu legen. — E...s Sohn! wiederholte er leise, — und nicht meiner Sara Kind — und doch in ihrem Schutze! — — In sprachlosem Schmerz, von ihren Erinnerungen überwältigt, hatte Sara den wunderbar kindlichen Menschen betrachtet; jeder Ausdruck seines unzerstörbar heitern Sinnes machte sie schauern — sie konnte es nun nicht

länger ertragen. O diese furchterliche Trennung! rief sie aus; Mann mit dem Kinderbetrogen, weißt Du, was seit dem Abend Deines Abschieds mit mir ward? — Alles, alles, meine Schwester, bis zu Ihrer Krankheit bei der alten Bauersfrau — dort, sagte man, wären Sie gestorben — Ihr ganzes Unglück weiß ich, die ganze Güte des Schicksals, daß meine Sara vor einer Keule schützte, die meine treue Liebe selbst nicht zu heilen gewußt hätte — O Sara, wie der brave Kriegskamerad, der *Marten* die Kunde vom Tode ihres Mannes gebracht hatte, mit den Worten schloß: und in der Bauerhütte starb sie — wie ich nun meine Liebe ewig vergraben mußte mit Dir, da war es mein erster heittrer Gedanke: sie kann dort ohne Schrecken erwachen — sie blieb rein von Mord!

Wirklich mußte er durch jenen Soldaten, der seiner Pension wegen nach Paris zurückgekommen war, und dort alles, was *Marten* und ihr Haus betraf, so weit es den

Nachbarn bekannt war, erfragt hatte, ziemlich die Hauptzüge von Sara's Geschichte, bis zu ihrer Abreise nach dem Dorf, und das übrige war in den dienstfertigen Berichten, die der ehrliche Mann eingezogen hatte, wahrscheinlich genug ergänzt worden. Roger's Nöthigung war jetzt unbeschreiblich, als ihm Sara nach und nach, in mehreren Tagen, ihr Schicksal, von ihrer Abreise in die Provinz bis zu diesem Augenblick, erzählte. Er mußte sie inne halten, weil er außer sich vor Schmerz bei der Schilderung ihrer Leiden, die sie ihm so kalt, mit so abgestorbnem Tone machte, sie nicht mehr hörte, sondern auf dem Rasenplatz so heftig auf- und abgieng, daß der kleine Hippolyte sein Spiel verließ, und sich hirtend an ihn klammerte, und wenn er ihn ungestümm von sich wies, weinend zur Mutter lief. Mit stillen Thränen, mit verbalteneu Seufzern lehnte sie dann ihr Gesicht an ihn, bis er sich wieder gefaßt hatte, und sie leise, mit ruhiger Stimme, weiter erzählte.

te. Zuweilen mußte er sie unterbrechen, weil der Zwang, in dem sie ihre Gefühle hielt, sie bis zu Verzweiflungen angriff. So war es, wie sie an dem Augenblick war, wo sie bei Roderich's Todtenbahre gestanden hatte — Roger war diesen Tag spät gekommen, es war schon Abend, als sie zu sprechen anfieng — starr hiengen die schweren Tropfen in ihrem Auge, aber die Natur durchbrach den gewaltsamen Zwang, und ein heftiges Ersticken hemmte ihre Stimme. Roger legte ihr seine Hand auf den Mund, heßte ihr schweigend einen Trunk Wasser, sah sie ruhiger werden, küßte den Knaben, und indem er noch einmal wehmüthig auf Sara blickte, gieng er stumm hinweg. Wie sie zu dem Gesichte im Gewölbe, zu der Erkennung ihres Bruders kam, war es ganz anders — er kniete vor Sara, weinte, verbarg sein Gesicht, küßte ihre Hände, rief, als wollte er das taube Grab erbitten: o Theodor, mein Bruder! Gespieler meiner Jugend — Und wie Sara's Ver-

schichte sich ihrem Ende nahte, und ihre Stimme leiser aus ihrer schweren Brust athmete, und ihre Thränen unverhahnen flossen, da lag er still vor ihr, blickte sie schweigend an; sie sprach fort, ohne Stolen, aber langsam und abgesetzt, ruhte mit dem nassen Auge auf Rogers' Stirne, fuhr sanft mit ihrer Hand über sein redendes Gesicht — und nun verstummte die bange Geschichte, nur leises Schluchzen vernahm man noch, ihr Kopf sank matt auf seine Schulter; der Kleine sah sie an, kam herbei, lehnte sich klagend an Sara's Schooß, und Roger, der Sara nicht berührt hatte, zog ihn an sich, und schloß jetzt sie und ihn zugleich in seinen Arm.

Seine Schicksale waren so einfach wie sein Herz und sein Sinn, und doch erzählte er länger daran, als wenn sie mit tausend Abentheuern angefüllt gewesen wären; denn er versuchte damit jeden schönen Zug seiner Kameraden, jede Scene des Elends und der Verwüstung, die sein Gefühl zerrissen hatte, die

Geschichte jedes Unglücklichen, dem er zu helfen Gelegenheit gehabt hatte. Sprach er von den Siegen der Feinde, so blitzte in seinen Augen ein Feuer, das ihnen noch jezt Rache zu drohen schien; war es ein Triumph seiner Landeskente, dann dehnte sich seine Brust, und er schien es dem Weltall zuzujuchzen: so kämpft man für Freiheit und Vaterland! Er hatte auf seiner kriegerischen Laufbahn zu allen diesen wechselnden Gefühlen Veranlassung genug gehabt; denn seit er an die Gräben gegangen war, hatte er, ausser einigen Wochen, die er zweimal im Hospital zubrachte, um von den schrecklichen Wunden über seiner Stirne und an seinem Munde geheilt zu werden, immer im Angesicht des Feindes gestanden, und sein gut Geschick ließ ihn dem Vaterland dienen, bis bei dem Entsatz von Landau die Grenzen befreit waren. Dort zerschmetterte eine Kugel seinen rechten Arm, er rief noch einmal seinen stürmenden Gefährten zu: Landau oder Tod! und sank heulend von Schmerz um-

ter die dampfenden Rösse. Zerküchelt, un-
kennlich raste ihn ein mitleidiger Landmann
auf — und mit einem Arm weniger, mit ei-
nem von dem Hufschlag der Pferde steif ge-
bliebenem Knie, das Lied der Freiheit laut
singend, verließ er erst nach mehreren Wochen
das Straßburger Hospital. In Paris erhielt
er von den Repräsentanten des Volks die Bez-
lohnung der Tapferkeit, aber weder dort noch
in seinem verwüsteten Geburtsland fand er
mehr seine Geliebten, um mit ihnen sich der
erworbenen Ehre zu freuen; und so irrte er ei-
ne Weile ziemlich ohne Zweck umher, bis ihn
der Zufall, und das sehr gemischte Interesse,
das die Trümmer von L...s Schloß für ihn
haben mußten, auf einer einsamen Wande-
rung, vor Sara's Hüfte führten.

Gleich vom ersten Tag an, da er hier sein
ganzes Glück, seine Jugend, seine Freude am
Leben wiedergefunden hatte, gab er für jetzt
jedes andre Vorhaben auf, und mietete sich
in einem benachbarten Dorfe ein, wo er den

Tag über, so weit es bei dem Verlust seines Arms angienß, sich mit dem Feldbau beschäftigte, und hauptsächlich durch seinen Rath, seine Aufmunterung, und seine wesentliche Hilfe, den muthlosen Landmann anfeuerte, den Schutt wegzuräumen, die Hütten wieder aufzubauen, die Felder von neuem zu besäen; und Abends stieg er dann auf die Ruinen, und so oft er zurückkehrte, hatte seine treue Liebe die Lücke zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen mehr ausgefüllt, und bald fehlte ihm nur der segnende Blick seines Ahnherrn, um den ganzen Schauplatz seiner frohen Jugend unter C...s schwarzen Trümmern hinzuzaubern. Das scheue, ernste, vom Unglück gebeugte Weib erschien ihm noch als seine Sara, nur ihr Kind war erwachsener — er sah es nicht mehr an ihrer schönen Brust, er konnte schon ihre mütterlichen Sorgen theilen. Daß er nur für Sara leben würde, daß sie sein gebürte, wo sie lebte, wie sie ihn nannte, wohin sie sich verbürge — das wußte er

dem ersten Wiedersehen an, daran zweifelte er nie; aber daß er sie noch immer am liebsten als sein Weib, in seiner Hütte, an seinem Herde sich denken mußte, das erfuhr er erst nach und nach, wie er im verwüsteten Dorfe die Hütten wieder aufsteigen, die Felder wieder sich beleben sah, wie er, von allem, was sie that und litt, unterrichtet, nicht ein einzigesmal sich mehr fragte: wird sie mir alles, alles noch ersetzen können? Nun sieng er an, sich nach dem Boden zu sehnen, wo sein Vater gelebt hatte, wo sein Schatten durch Wohlthun versöhnt, der Schauplatz seines schrecklichen Todes neu erschaffen werden mußte, um den Zeugen — vielleicht den Mitschuldigen seiner Ermordung die Sonne wieder lieb zu machen. Sollte er aber ohne Sara dort leben und wirken? Unglück und Leidenschaft hatten freilich ihre Jugend gewelkt, und gaben ihr Jahre voraus; aber er war der Weisere durch die ungetrübt gebliebne Einfachheit seines Geistes — nicht mehr ängstlich und

mit der Ungewißheit der Liebe, sondern mit dem ruhigen Zutrauen einer unbefangenen Seele, betrat er einst den Weg zu Sara's Wohnung, in der Absicht, der treuen Freundin sein ganzes Herz aufzuschließen.

Es war ein schwüler Sommerabend; schwarze Wolken hingen über den alten Thürmen; scheu und von der schweren Luft gedrückt, flogen die Vögel unter die Mauersteine und Vorsprünge; nur die Schwalbe durchschnitt noch in niedrigen Zirkeln am Boden die brennende Luft. Sara war heute schwermüthiger wie sonst, es war der Jahrestag ihres Abschieds von Berthier's Haus. So schwer, wie die Luft auf der stillen Landschaft, lag damals die Ahnung ihres Schicksals auf ihr! Sie sah in das Thal hinab, sah die Fels der grünen, die Nester an den Bäumen von ihren Früchten sich beugen; und die finstern Wolken ängstigten sie, als würden sie allgemeine Vernichtung bringen. Immer tiefer in traurige Erinnerungen versinkend, wollte sie

sich losreißen, und gieng, den Knaben an der Hand, gegen die Seite des Schloßes, von welcher Moser kommen mußte. In kurzem erhob sich ein heftiger Sturm, und sie stieg, um sich vor den grossen Regentropfen zu schützen, und von ihrer Stimmung hingerissen, in das Gewölbe hinab, welches L...s Gemahlin zur Grabstätte diente. Indeß sie am Eingang des innern Gemölbes saß, die zunehmende Finsterniß beobachtete, und die kindischen Fragen des Knaben, den die neuen Gegenstände beschäftigten, langsam beantwortete, gerieth dieser auch auf die Erhöhung über dem Grabe seiner Mutter, und fragte neugierig, wer den kleinen Berg dahin gebracht hätte? Sara hatte ihm von dem Schicksal seiner unglücklichen Eltern schon oft so viel erzählt, als sein kindischer Verstand begreifen konnte; aber dieses Grab hatte sie ihm, aus milder Schonung, noch nie gezeigt. Die unbesorgte Frage des Knaben, der, unter Ruinen und in der Einsamkeit erzogen, so furcht-

sprach von dem Andenken, daß mit dem heutigen Tag verknüpft wäre, von der Reihe Leiden, die sie seit jener Reise zählte. So verschieden die Gefühle, mit welchen Roger gekommen war, von dem Austritt waren, der ihn hier empfing, so fühlte sich doch der starke Mann unwillkürlich in ihren Schmerz gezogen, und es hätte ihm eine unsatthafte Härte geschiene, jetzt Sara's tiefen, so natürlich veranlasseten Kummer, mit seinen Wünschen, seinen Vorschlägen zu unterbrechen. Von diesem schaudervollen Ort hätte er sie gern hinweggeführt, aber schon heutige der Sturm, und der Regen schlug gegen die Mauern, so daß er sie und ihr Kind aussetzen fürchtete. Sie hatte geschwiegen, und betrachtete den Widerschein der Blitze auf der schwarzen Mauer — Wie sie nun alle, alle ruhen wie diese! hing sie langsam wieder an, und deutete auf das Grab — In zwei Jahren alle! Alle fühllos dem Schmerz, unzugänglich dem Elend — — Keine Schwe-

einsamen Mauern gefunden, die überall nur seine Stimme und den fernen Donner wiederhallten, und er hatte von neuem erfahren, wie verödet ohne Sara die Schöpfung für ihn war. Endlich wollte er noch in dem Gewölbe nachsehen, das er allein schon öfters besucht, von welchem er aber Sara immer entfernt gehalten hatte. Sein heitrer Muth war schon bei dem ängstlichen Suchen gefallen; und wie er ihre sanfte Stimme: hier bin ich, mein Freund! aus der Gruft herausklingen hörte, schien es ihm, seiner Vernunft zum Trost, eine Vorbedeutung fehlgeschlagener Wünsche. — Sara, sprach er, indem er sich näherte: welcher Aufenthalt! bei dem drohenden Wetter, mit dem frohen Kinde — lassen Sie uns eh der Regen zunimmt — Aber sie bat ihn, zu bleiben, um hier die Wirkung des Gewitters zu sehen, und sie machte ihm neben sich auf den Steinen Platz. Mit einer Ergießung ihrer düstern Fantasia zeigte sie ihm, wie alles um sie her Tod und Vernichtung predige,

ne Freude an meiner Kaseri hatte — und
 Raimond, mein letzter guter Engel, der
 Rogers Namen sprach — und der fürch-
 terliche Joseph — Ein geheimer Schauer
 schien sie bei diesem Namen zu ergreifen —
 Die arme Nanni, die treue redliche Ma-
 rtha! — O wie sinnreich hat doch das Schil-
 sal mir jede Art von Wunden versetzt! Mei-
 ne theilnehmende Dabert, ihr Gatte — und
 dann der Mann, dem die Erde nicht einmal
 ein Grab gegönnt hat! — Ein heftiger Don-
 nerschlag, mit einem rothen Blitze begleitet,
 trieb jetzt den erschrocknen Hippolit auf
 Rogers Schooß, der, ihn streichelnd, auf
 sein leises Geschwätz nicht Acht gab; die Un-
 terbrechung, welche dadurch einen Augenblick
 entstand, gab ihm aber Zeit, sich zu erman-
 nen. Er reichte Sara seine Hand wieder,
 die er zurückgezogen hatte, um das Kind auf-
 zunehmen, und sprach innig gerührt: sie ru-
 hen nun alle, meine Sara; auch unser
 Theodor — auch der sanfte Weise, der so

selb, so oft uns zum Glück einsegnete — —
 O Dein Vater! Und heller flossen Sara's
 Thränen — — Sieh, meine Schwester, und
 was er wünschte — was auch Dein sters
 bender Vater wünschte — es kann noch ges
 schehen! — Er drückte ihre beiden Hände an
 seinen Mund. Sie schien zu ahnen, sie woll
 te ihre Hände losmachen. Er hielt sie, und
 fuhr mit sanft bittendem Tone fort: Sara,
 wir wollen seine Hütte wieder aufbauen! Wir
 wollen seine Bäume wieder pflanzen — um
 seine Ruhestätte ein Paradies schaffen! — —
 Sie riß ihre Hände aus den seinigen, und be
 deckte ihr Angesicht: O nie, nie! rief sie schau
 dernd — Dein reines Kinderherz neben mir,
 der von Geistern umringten? —

Roger verstummte. So weit vom Fries
 den entfernt, hatte er sich sie nicht gedacht!
 Hippolit legte ihm jetzt seinen Arm um
 Hals, damit er auf sein Geschwätz hören soll
 te — Dort, dort wo meine Mutter schlüft,
 sagte er schmeichelnd — Was dort? fragte

Roger erschrocken, und blickte hin. — Dort
 mache ich Sara ihr letztes Bett — — Ro-
 ger schauderte; der Sturm heulte in den
 Mauern, ein heller Blitz erleuchtete das Ge-
 wölbe, und laut schluchzend sank Roger zu
 Sara's Füßen.

Durch ein Versehen ist der Titel vom er-
 sten Bande der Familie Seldorf an-
 ders ausgefallen, als der vom zweiten,
 und dieses nämliche Versehen in der Bezeich-
 nung des Herausgebers, welcher nicht zu-
 gleich Verfasser ist, hat auch schon in den
 Fragmenten statt gefunden, welche von dieser
 Geschichte in der Flora gestanden haben.

Züringen, im Februar 1796.

J. G. Cotta'sche Buchhandl.

Bayerische
 Stadtbibliothek
 München